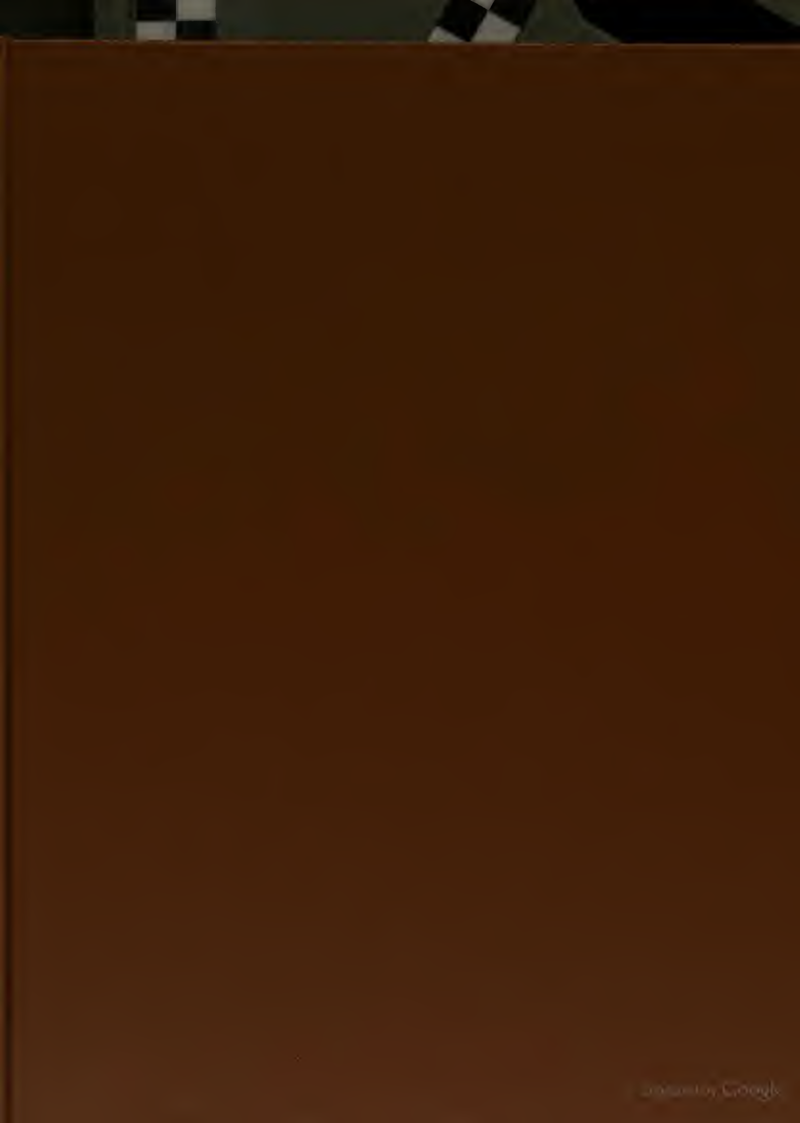

Digitized by Google

4° Per. 15 ^rm^ / 3

Digitized by Google

<36605885270017

<36605885270017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Jg. V. Zingerle

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift

für

Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

Dritter Jahrgang.

1852.

Redigirt von

Ignaz V. Zingerle.

Mit Beiträgen

von

Mina Adam, Heinrich Bidermann, Dr. Blumenfeld, Theodor Bornowski, Adolf Bube, E. Cerri, Josef Daum, Ida v. Düringsfeld, B. v. Ehrhart, Fabricius, Dr. August Frankl, Fr. Freiholz, H. v. Gilm, Dr. Glaser, Dr. Em. Haas, Gertrude v. Hohenhausen, Alexander Kaufmann, Wilhelm Kilzer, Th. Klein, J. F. Lentner, Lertha, Prof. Meßmer, Augustin Moriggl, Simon Moriggl, Dr. H. Mosenthal, P. Moser, Isidor Müller, Geheimrath Neigebauer, R. Neubauer, Dr. Oberleitner, Julie Gräfin Oldofredi-Hager, Dichter der Parallelen, Al. Patuzzi, Dr. Peter, Adolf Pichler, Louise v. Plönnies, Otto Prechtler, Chr. Schneller, Dr. Schauenburg, Dr. Schuler, Joh. Schöpf, Lud. Semlitsch, K. Simrock, Kasp. Speckbacher, L. Staufe, Dr. Tandler, Ant. Thal, Freiherr v. Vincke, J. N. Vogl, Rudolf Waldburg, Josef Zingerle, Pius Zingerle u. a.



Innsbruck,

Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

1852.

Digitized by Google

4' Per. 15 fm/3

Wagner'sche Buchdruckerei.

323

Digitized by Google

Inhalts-Anzeige

zum

III. Jahrgange des Phönix 1852.

1. Gedichte.

2. Erzählungen, Sagen und Märchen.

Erzählungen.

Märchen und Sagen.

3. Geschichtliches und Biographisches.

4. Schilderungen aus der Heimat und Fremde.

Digitized by Google

5. Kunst, Wissenschaft und Leben.

6. Für Freunde der Literatur.

7. Korrespondenzen.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 1. Innsbruck, 3. Jänner 1852.

Zum Geleite.

„Vorwärts!“ und „Rasch!“ — so heißen die Parolen,
Die uns're Zeit dem deutschen Volke gibt;
Man bindet jetzt sich Flügel an die Sohlen,
Wo man sich sonst in Langsamkeit geübt.
Der Deutsche will sich auch ein Kränzlein holen,
Er ist nicht blind in's Fremde mehr verliebt;
Er schämt sich endlich seiner Flegeljahre,
Und kommt mit sich und seinem Werth in's Klare.

Es wird erfunden, — aufgebaut, — vernichtet, —
Der Götze der Gewohnheit wird gestürzt;
Allmälig wird die Finsterniß gelichtet,
Zum mind'sten wird die lange Nacht — gekürzt.
Es wird mitunter auch gedacht, gedichtet,
Und Vers und Prosa auch mit Geist gewürzt;
Anläufe aller Art in Wort und Werken,
Auch über's Ziel hinaus — sind zu bemerken.

Die Glocke des Jahrhunderts ruft zur Messe,
Sei's nun in Leipzig oder selbst in Wien;
Allwärts wird laut die literar'sche Esse,
Die deutschen Hämmer und die Geister glüh'n!
Auskriecht manch' neuer Schmetterling der Presse,
Und sieht die ganze deutsche Erde — blüh'n;
Er will natürlich froh und ewig leben,
Und will der Welt ein neues Anseh'n geben.

Ja, — unser Werth — er liegt vorerst im Wollen,
Das Gute wollen ist für jetzt schon viel;
Ob wir so ganz erkennen, was wir sollen —
Es ist fürwahr kein leichtes Räthselspiel.
Das Gute schützen und dem Schlechten grollen!
Dieß sei vorerst das vorgesetzte Ziel.
Nur die Gesinnung können wir vertreten, —
Für's Andere sorge Gott und — die Poeten!

Verschied'ne Ansicht führt zuletzt zur Einheit,
Die Wahrheit tödtet nicht, ist sie auch scharf;
Es wahre Jeder seines Urtheils Reinheit,
Ein Urtheil ist dem Laien ja Bedarf. —
Stets unbefleckt vom Hauche der Gemeinheit,
Die oft den Koth auf Schwanenflügel warf,
Im Widerspruche nicht mit euren Lehren —
Wird euch das Volk als edle Richter ehren!

Arm an Talenten, nein! — an edlen, frischen
Ist unser „Ländchen der Phäaken“ nicht!
Und saßen wir auch nie an Burschentischen;
Wir wissen doch, wie man zum Herzen spricht.
Wird sich das junge Blut mit Geist vermischen,
Die deutsche Kunst bleibt dann kein Traumgesicht,
Doch, was vollendet nur, — es herrscht auf Erden,
Vertrau'n und Segen aber braucht — das Werden!

So flieg' hinaus du Schmetterling der Presse,
Ein Lenz-Atom der Zeit, die sich verjüngt!
Besuche träumend Rose und Zypresse,
Empfinde, künde, was in Lüften klingt!
Entring' dich „des Gedankens kranker Blässe,“
Dem süßen Wahnsinn, der die Welt bezwingt! —
Zu Asche fall' dein früh'res Selbst zusammen, —
Und steig' ein Phönix glänzend aus den Flammen!

Otto Prechtler.

Norwegische Elfenmärchen.

Nach dem Norwegischen von Karl Oberleitner.

I.

Mühlsagen.

Wenn die Welt wider mich ist, und es geschieht nicht selten, daß sich dazu irgend eine Gelegenheit bietet, habe ich mich stets wohl dabei befunden, Wanderungen in der freien Luft und körperliche Anstrengung als Dämpfer meiner Unruhe und Bekümmernisse anzuwenden. Welche Hoffnung da entschwunden, welcher Kummer oder Aergerniß erwacht waren, kurz, was die Veranlassung davon war, erinnere ich mich nicht mehr; aber das weiß ich genau, daß ich vor einigen Jahren eines Sommernachmittags mit der Angel in der Hand an der Ostseite von Akersels über Wiesen Thorshaug und Sandaker vorbei durch Lillohagen nach Oset am Maridalsflusse wanderte.

Die klare Luft, der Heugeruch, die Blumendüfte, die Wanderung, das Vogelgezwitscher und der frische Luftstrom am Flusse wirkten wohlthuend auf mein Gemüth, und in der duft- und sangvollen sommerlichen Gegenwart schwanden Bekümmerniß und Unruhe. Als ich über die Brücke bei Oset kam, begann die Sonne sich gegen die Gebirgsrücken zu neigen; bald borgte sie den Wolken ihren schönsten Glanz und ihre reichsten Farben, so daß sie eine lange Zeit sich an der

Digitized by Google

fremden Pracht erfreuen und in den klaren Wellen spiegeln konnte, die im Purpur-, Gold- und Kupferglanz strahlten und blinkten; bald sandte sie aus den zerrissenen Abendwolken einen Lichtstreif, der goldene Sterne in dem dunkeln Nadelwalde jenseits des Wassers hervorbrachte. Der Abendwind führte mit sich einen erquickenden Duft von den Tannen auf den schwarzen Bergen und ferne wiederhallende, hinsterbende Töne vom Abendgesang des Kuckuck's, die mich mit Wehmuth erfüllten. Mechanisch folgte das Auge den ausgeworfenen Fliegen, die vom strömenden Wasser des Flusses hin- und hergetrieben wurden. Hei, da sprang ein goldener Fisch; die Angelschnur fuhr schnurrend vom Rädchen der Angel und da ich sie festhielt, stand die Stange gebogen wie ein Faßreif; es mußte ein Oerre von etwa drei Mark sein. Es war jetzt keine Zeit, in die Pfähle zu stürzen; man brauchte sein Bischen Geistesgegenwart, um ihn an's Land zu bringen; denn der Strom war wild, und ich hatte keine Reuse bei mir; der Fisch war stark, ich mußte die Angelschnur vom Rädchen nehmen und dreimal umwinden, ehe sie sich zwingen ließ, mit dem Strome in eine kleine stille Bucht zu gehen, wo sie ganz an's Land gebracht wurde und sich zeigte, daß ein schmucker purpurgefleckter Fisch von der vermutheten Größe daran hing.

Ich blieb am westlichen Ufer des Flusses, um zu fischen, aber kaum schnappten kleine Forellen nach meinen Fliegen und zwanzig Stücke waren die ganze Beute. — Als ich zur Brechsäge kam, war der Himmel umwölkt und es war ziemlich dunkel; aber am nordwestlichen Rand des Horizont's war ein apfelgrüner Streif zu sehen, der ein silberhelles Licht auf die Spiegelfläche des Teiches bei der Sägemühle warf. Ich machte noch einige Würfe, aber mein Erfolg war gering. Es regte sich fast kein Windeshauch; denn die Winde schienen zur Ruhe gegangen zu sein und meine Fliegen brachten kaum im klaren Wasser kleine zitternde Kreise hervor.

Ein halberwachsener Junge, der hinter mir oben am Hügel stand, rieth mir, ein ganzes Büschel Angelhaken, die auf der Angel stoßweise über die Wasserfläche getrieben wurden, auszuwerfen und erbot sich, Köder herbeizuschaffen. Ich nahm sein Anerbieten an und befolgte seinen Rath, und der Versuch fiel über die Erwartung glücklich aus; denn ein Oerr von ein paar Mark biß bald an die Haken und wurde nicht ohne Schwierigkeit auf den unbequemen Landungsplatz heraufgebracht. Aber damit war es auch vorbei; kein Beißen war mehr zu bemerken, kein Fisch kräuselte das Wasser in dem stillen Teiche, kaum schwirrten die Fledermäuse in der Luft umher und machten bisweilen, wenn sie sich auf das Wasser nach Insekten herabwarfen, auf der klaren Fläche zitternde, wallende, sich ausbreitende Ringe.

Vor mir lag das Innere der Brechsäge hell aber röthlich vom lodernden Schornsteinfeuer erleuchtet. Die Sägemühle war im vollen Gange; sie ging mit Saus und Braus, aber ihre Balken, ihre Räder, ihre Sägeblätter und Wagstangen schienen jetzt nicht von irgend einem menschlichen Willen oder von einer Menschenhand gelenkt und geführt zu werden, sondern allein als ein Spielzeug nach der Laune und durch den unsichtbaren Griff eines Kvaernknurr oder Fossegrimm zu gehen. — Doch ja, zuletzt zeigten sich dort auch menschliche Gestalten. Einer stieß mit einer gewaltigen Gabel in das Holz im Teiche, um einen Stock in das Zimmer zu bringen und setzte die ganze Fläche in eine wogende und plätschernde Bewegung; ein Anderer kam hurtig mit einer Axt in der Hand herbei, um den Holzstock zu spalten, und warf die Bretter hinaus, die mit Getöse in die Tiefe hinabstürzten. Es sauste und brauste, es krachte, zischte und klang da drinnen und zuweilen schwirrte wie ein Riesenschwert — man konnte glauben im Kampfe mit Nachtgeistern — eine blinkende Sägeklinge in der Luft, um die Knorren oder unbehauenen Enden der Stöcke abzusägen.

Von Norden her wehten einige kalte Winde über den Strom, die mich fühlen ließen, daß es nahe an Mitternacht, ich naß und müde war, und ich beschloß deßhalb, mich eine Weile am Feuer oben in der Sägemühle auszuruhen und zu erwärmen. Ich rief nach dem Jungen, der noch am Ufer stand und auf mich und meine Fischerei gaffte, bat ihn, den Fischkorb zu nehmen, und mir auf dem Wege nachzufolgen, dessen schlüpfrige Strunke sich auf dem Wasser wiegten und bei jedem meiner Schritte ein Geplätscher verursachten.

Bei dem einen Schornstein in der Sägemühle saß ein älter graubärtiger Arbeitsmann mit einer rothen Mütze, die über die Ohren herabhing. Der Schatten des Schornsteins hatte ihn mir vorher verborgen. — Als er meinen Wunsch hörte, mich ein Bischen auszuruhen und zu erwärmen, machte er mir aus dem Stumpf eines Stockes einen Sitz zurecht am Feuer.

„Das ist ein schöner Fisch,“ sagte der Alte, indem er den letzten Oerr, den ich gefangen hatte, in die Hand nahm, „und das ein Hagefisch (Guldhage; so benannt nach seiner goldglänzenden Farbe und hakenförmigen Verlängerung des Unterkiefers), der wiegt meistens drei Mark; den habt Ihr gewiß im Teiche hier bekommen?“

Auf meine bejahende Antwort erzählte der Mann, der sich für einen passionirten Fischer ausgab, von den großen Oerren, die er in dieser Gegend vor dreißig Jahren gefangen hatte, als er von Gudbrandsdalen herübergekommen war, und begann dabei eben so herzzerreißende Klagen über die Abnahme des Fisches und das Zunehmen der Sägespäne, wie Sir Humphry Davy in seiner Salmonia. „Der Fisch, der abnimmt,“ sagte er, mit einer den Lärm der Sägemühle durchdringenden Stimme, „ein solcher Guldhage nicht größer als dieser da, ist jetzt selten zu bekommen, denn die Sägespäne nehmen von Jahr zu Jahr zu, und es kann sich Niemand darüber wundern, wenn der Fisch nicht in den Fluß hinausgeht, da er reines Wasser verlangt, und so es voll von Sägespänen erhält. Die verdammten Sägespäne! — Gott verzeihe mir meine Sünde — denn es ist die Säge, die uns Brod gibt, sowohl mir als den Meinen; aber ich werde so erboßt, wenn ich an die schweren Kolben denke, die ich hier in alten Tagen gezogen habe.

Der Junge war indessen mit dem Fischkorbe nachgekommen, aber es schien ihm übel zu Muthe zu sein, bei all dem Lärm und der Bewegung, die in der Sägemühle herrschten. Mit Vorsicht betrat er die Bretter des Fußbodens und in seinem Gesichte, wie in seinen lebhaften dunklen Augen waren Furcht und Angst vor dem Brausen des Wassers zwischen den Rädern unter seinen Füßen und dem Boden zu lesen.

Digitized by Google

„Hier ist es garstig, wenn ich doch wohl daheim wäre,“ sagte er.

„Bist du hier nicht daheim?“ fragte ich.

„Was bist du für Einer, woher bist du?“ fragte der Alte.

„Ei, ich bin von Gamlebyen, und bin bei dem Bevollmächtigten in Braekke mit einem Briefe für den Schulzen gewesen; aber ich fürchte mich allein in der Dunkelheit zu gehen,“ antwortete der Junge, der, seitdem es zu dunkeln angefangen, sich in meiner Nähe hielt.

„Schäme dich, so weit du ein Junge bist, sich um so etwas zu bekümmern;“ sagte der Alte, indem er tröstend fortfuhr: „gerade jetzt steigt der Mond empor, und Geleite findest du an dem Manne hier.“

Ich versprach dem Furchtsamen meine Begleitung bis zur Beierbrücke hin, wodurch er etwas beruhigter zu sein schien. Während dem stand die Säge still, und zwei Männer schickten sich an, die Sägeblätter zu schärfen und zu feilen, wodurch ein tönender, pfeifender, durch Mark und Bein dringender Laut hervorgebracht wurde, der gewöhnlich von einer solchen Intensität ist, daß er zu Nacht trotz des Brausen des Wassersturzes bis in das Dorf von der fernen Sägemühle hindurchtönt. Er schien auf eine sehr unangenehme Weise das Nervensystem des furchtsamen Jungen zu afficiren.

„Hu, hier dürfte es mir Nachts nicht sehr gut bekommen,“ sagte er und starrte um sich her, als wenn er erwartete, einen Nök aus dem Boden heraufsteigen oder eine Nisse in jedem Winkel zu sehen.

„Ja, da hier bin ich manche Nacht gewesen,“ sagte der Alte, „und ich habe es auch nicht besser gehabt.“

„Ich habe oft von der Mutter gehört, daß in solchen Sägen und Mühlen viel Spuk getrieben werden soll,“ bemerkte der Junge ängstlich.

„Ich habe nie Etwas vernommen, ich kann dieß nicht sagen,“ erwiederte der Alte. „Das Wasser wurde oft aufgeworfen und spritzte vor mir in die Höhe, wenn ich etwas in der Sägemühle Nachts schlummerte; ich habe dazwischen gehört, daß es in den Holzstöcken arbeitete, aber ich habe nie Etwas gesehen. Das Volk glaubt jetzt nicht mehr an dergleichen,“ fuhr er mit einem fragenden Blick auf mich fort, „und es darf sich deßhalb nichts hervorwagen; das Volk ist heutzutage zu klug und zu belesen.“

„Darin kannst du Recht haben,“ sagte ich, der ich eher wünschte, den Mann dahin zu vermögen, alte Geschichten zu erzählen, die, wie ich wohl bemerken konnte, hinter seinem fragenden Blick verborgen lagen, denn ich wollte mich auf die Untersuchung der aufgestellten Frage einlassen, wobei die Aufklärung ein Schreckbild für Nissen und Unterirdische war. „Darin kannst du auf eine Weise Recht haben. In alten Tagen waren die Leute stärker im Glauben an allerlei Zauberei; jetzt haben sie den Anschein, daß sie nicht daran glauben, um als klug und aufgeklärt zu erscheinen, wie du sagst. In Gebirgsgegenden hört man doch noch, daß sich die Unterirdischen zeigen, Leute zu sich hineinnehmen u. dgl. Nun sollst du,“ fügte ich hinzu, um ihm recht Freude zu machen, „nun sollst du eine Geschichte hören, die sich irgendwo ereignet haben soll, aber wo und wann, kann ich mich nicht recht erinnern.“

„Es war ein Mann, der hatte in der Nähe eines Wasserfalles eine Mühle und dort war auch ein Kvaernknurr. Ob der Mann, wie es der Brauch in einigen Orten ist, ihm Fladern mit Butter und Weihnachtsbier gab, um einen größern Vorrath an Mehl zu bekommen, habe ich nicht gehört, aber es ist nicht wahrscheinlich; denn jedesmal, wenn er mahlen wollte, hielt der Kvaernknurr den Mühlstock fest und die Mühle stand stille, so daß er nicht mahlen konnte. Der Mann wußte gut, daß es der Kvaernknurr war, und als er eines Abends auf die Mühle gehen wollte, nahm er einen Grapen voll mit Pech und Theer mit sich und machte unter ihm Feuer. Als er das Wasser auf den Mühlstock los ließ, ging sie eine Weile, aber bald blieb sie, wie er erwartete, stehen. Er stach und schlug nach dem Kvaernknurr in der Röhre und um den Mühlstock, aber es half nicht. Zuletzt öffnete er die Thür, die zum Mühlstock und zur Rinne ging, aber da stand der Kvaernknurr mitten in der Thüre und gaffte, und sein Maul war so groß, daß der Unterkiefer bei der Schwelle und der Oberkiefer beim Thürbalken war.

„Hast du eine so große Oeffnung gesehen?“ sagte er.

Der Mann griff nach dem Pechgrapen, der da stand und kochte, warf ihn in das Maul des Kvaernknurr und sagte: „Hast du so heiß Kochendes gekannt?“ Da ließ der Kvaernknurr den Mühlstock los und brüllte fürchterlich. Seitdem ist er dort weder gesehen noch gehört worden, und nichts mehr hat die Leute am Mahlen gehindert.

„Ja,“ sagte der furchtsame Junge, der mit schüchterner Neugierde meiner Erzählung gefolgt war, „dies habe ich wirklich von meiner Großmutter gehört und sie erzählte auch eine andere Geschichte von einer Mühle. Es war oben im Lande und Niemand konnte dort mahlen, denn dort trieben die Geister viel Unwesen. Aber es lebte dort ein armes Weib, das brauchte in seiner Noth ein wenig Mehl und bat um die Erlaubniß, dort Nachts mahlen zu dürfen.“

„Nein, das verhüte Gott,“ sagte der Mann, der die Mühle besaß, „das geht nicht an, daß du dort bei Nacht mahlst; es ist nicht gerathen, Scherz zu treiben, wie für dich, so auch für die Mühle da,“ sagte er. — Aber das Weib klagte seine Noth und daß es kein Stäubchen Mehl zu einem Milchbrei und keine Speise für seine Kinder habe. Ja, zuletzt erhielt es Erlaubniß, auf die Mühle zu gehen und dort Nachts zu mahlen. Als es dahin kam, machte es Feuer unter einem großen Theergrapen, der dort stand, brachte die Mühle in Gang, setzte sich dazu und fing am Schornstein zu stricken an. Nach einer Weile kam dort ein Weib herein und grüßte es, „Guten Abend dir,“ sagte dieses zur Alten.

„Guten Abend,“ sagte die Alte und blieb sitzen und strickte.

Aber bald begann die, die hereingekommen war, die Gluth im Schornstein mit Asche zu bedecken. Die Alte aber blies diese wieder an.

„Wie heißt du?“ sagte die Unterirdische zur Alten.

„Ei, ich heiße Sjöl (selbst), ich,“ sagte die Alte.

Es schien ihr dies ein seltener Name zu sein, und sie begann wieder die Gluth im Schornstein mit Asche zu bedecken. Die Alte wurde böse und begann zu schelten und blies

Digitized by Google

wieder die Kohlen an. Dies ging so eine lange Zeit, aber in einem günstigen Augenblicke goß die Alte den Theergrapen über die Unterirdische aus. Diese schrie und lärmte, lief dann hinaus und rief: „Hilfe, Hilfe, Sjöl hat mich gebrannt!"

„Ei, hast du dir es selbst gethan, dann magst du dir auch selbst helfen," rief es vom Berge her.

„Das war gut, der Alten geschah nichts Schlimmes," sagte der alte Graubart, „sie hätte aber wohl selbst mit der Mühle verbrennen können. Als ich in meiner Heimat war, hörte ich etwas Aehnliches, was sich dort einst zugetragen haben soll. Es war ein Hufener, der eine Mühle hatte, und die ging ihm zwei Pfingstabende nach einander in Flammen auf. Als im dritten Jahre wieder Pfingsten herangekommen, war der Schneider bei ihm und nähte die Festtagskleider.

„Soll ich glauben, daß es der Mühle diesmal wieder so ergeht, daß sie Nachts in Flammen aufgeht?" sagte der Mann.

„Besorge nichts," sagte der Schneider, „gib mir die Schlüssel, so will ich dir die Mühle schon hüten."

Dieß schien dem Manne gut und brav zu sein, und als es Abend wurde, erhielt der Schneider den Schlüssel und ging in die Mühle hinab; — sie war leer, denn sie war ganz neu erbaut — und so setzte er sich mitten auf den Boden, nahm seine Kreide und zog einen großen Ring um sich herum und schrieb um denselben das Vaterunser, und dünkte sich so sicher, wenn selbst der böse Feind kommen würde.

Als es Mitternacht war, flog mit eins die Thür auf, und kam eine so dichte Schaar von schwarzen Katzen herein, daß es wimmelte. Sie waren nicht ruhig, bis sie einen Grapen im Schornstein bekamen, um ihn unter demselben zu legen, so daß es anfing, in dem Grapen zu prasseln und zu zischen, da er mit kochendem Pech und Theer angefüllt war.

„Ha, ha," dachte der Schneider, „verhält es sich so?" und kaum hatte er dies zu sich gesagt, fuhr eine von den Katzen schnell mit der Pfote nach dem Grapen, und wollte ihn umstürzen:

„Krümme den Rücken Katze, du brennst dich!" rief der der Schneider.

„Krümme den Rücken Katze, du brennst dich! sagt der Schneider zu mir," sagte die Katze zu den andern Katzen und alle kamen vom Schornstein herab, hüpften und tanzten um den König; aber nachdem dies geschehen war, schlichen die Katzen wieder zum Schornstein und wollten den Grapen in die Höhe schieben.

„Krümme den Rücken Katze, du brennst dich!" schrie der Schneider und verscheuchte sie vom Schornstein.

„Krümme den Rücken Katze, du brennst dich! sagt der Schneider zu mir," sagte die Katze zu den andern Katzen, und alle zusammen tanzten und hüpften wieder, und als dies geschehen war, wollte sie den Grapen umstürzen.

„Krümme den Rücken Katze, du brennst dich!" schrie der Schneider und verscheuchte sie, so daß sie die eine über die andere fort nach dem Fußboden fuhren und sprangen und tanzten wie früher.

So schlugen sie Kreise um den Ring und tanzten um denselben, wild und wilder, und zuletzt ging es so fort, daß es dem Schneider vorkam, als beginne sich alles rund um ihn zu drehen; und sie glotzten ihn mit solchen großen häßlichen Augen an, als wollten sie ihn verschlingen. Aber als dies geschehen war, steckte die Katze, die bemüht war, den Grapen umzustürzen, ihre Pfote in den Ring hinein, als hätte sie Lust, den Schneider anzufassen. Aber als dies der Schneider sah, öffnete er sein Taschenmesser und hielt sich bereit. Bald darauf fuhr die Katze wieder mit der Pfote in den Ring hinein, aber schnell hieb sie der Schneider ab, — und alle Katzen stürzten mit Geschrei und Geheul wieder zur Thür hinaus.

Aber der Schneider legte sich in den Ring und schlief, bis die Sonne ihre Strahlen in die Mühle warf. Da stand er auf, verschloß die Mühle wieder und ging zum Hof hinauf.

Als er in die Stube trat, lagen noch der Mann und das Weib, denn es war Pfingstmorgen.

„Guten Morgen," sagte der Schneider und gab dem Manne die Hand.

„Guten Morgen," sagte der Mann, und daß er wohl sehr froh und verwundert war, als er den Schneider wieder sah, kann sich wohl Jeder denken.

„Guten Morgen, Mutter," sagte der Schneider und bot dem Weibe die Hand.

„Guten Morgen," sagte das Weib; aber es sah so bleich und verstört aus, und seine Hand verbarg es unter der Schürze; zuletzt aber bot es ihm die Linke. Da sah der Schneider ein, wie es zusammenhing; aber ob er dies dem Manne sagte und wie es seitdem dem Weibe erging, das habe ich nicht mehr vernommen.

„Dann war die Müllerin selbst eine Hexe?" fragte der Junge, der mit gespannter Aufmerksamkeit dieser Erzählung zugehört hatte.

„Du kannst es wissen," sagte der Alte.

Es war jetzt beinahe unmöglich, ein Wort länger zu hören; denn die Sägemühle ging wieder mit Saus und mit Braus. Der Mond war aufgegangen und die Müdigkeit nach der kurzen Ruhe verschwunden. Ich sagte daher dem Alten Lebewohl und ging von dem furchtsamen Jungen begleitet. Wir gingen neben dem Graeffengebirge die Höhen herab nach Graeffen. Weiße Nebel schwebten über den Strom und den Moor im Thale. Aus dem Rauchschleier des Städtchens erhob sich Akerhuus mit seinen Thürmen, die klar gegen die schimmernde Spiegelfläche des Fjords hervortraten, in den sich die Landspitze lange wie ein riesiger Schlagschatten warf. Der Himmel war nicht ganz rein und die Wolken zogen eiliger in der Luftströmung; das Licht des Mondes vermischte sich mit der Dämmerung der Sommernacht und schwächte die Umrisse im Vordergrunde der Landschaft, die sich zu unseren Füßen ausbreitete. Aber klar und glänzend ergoß sich das Mondeslicht über die Fjord, über den mit Eschen und Beerengesträuchen bepflanzten Bergesspitzen, die in bläulichen Nüancen erscheinend sich über einander hoch in der nebligen Luft erhoben und den fernen Rahmen der Landschaft ausmachten.

Erquickt vom frischen Bad der Nacht und des Thaues sandten die Veilchen und andere Nachtblumen einen lieblichen Duft über die Wiesen, aber vom Moore und vom rauschen-

Digitized by Google

den Bache wehten feuchte, durchdringende, betäubende Lüfte, die mich eisig berührten.

„Hu, es schauert mich," rief mein Begleiter bei solchen Gelegenheiten.

Er glaubte, daß diese Luftzüge der Hauch von den Athemzügen der nächtlichen Dämonen seien und meinte, eine Hexe oder eine Katze mit glühenden Augen in jedem vom Winde bewegten Busch zu sehen.

Städtebilder.

I. Würzburg.

Im reichen Städtekranze des Frankenlandes nimmt das alte Würzburg einen der ersten Plätze ein. Unzählige Stürme sind über sein Haupt dahin gegangen, es hat die Größe und die Zersplitterung des Frankenreiches gesehen, und wenn nun auch die Tage seines Glanzes untergegangen sind im Meer der Zeit, immer wird es ein Zeuge bleiben von der entschwundenen Herrlichkeit des Vaterlandes. Würzburg trägt nicht wie Nürnberg das rein erhaltene Gepräge einer alten Stadt, es gleicht vielmehr einer Musterkarte bürgerlicher Bauten. Höchst selten sieht man einen vorwitzigen Erker in die Straße hinauslugen, die älteren Häuser sind größtentheils schmal und lang wie Handtücher, oder bis zum Dach empor von Stock zu Stock um einige Zoll weiter in die Straße hinausgebaut, und zwischen diesen Alterthümern stehen die Gebäude der neuen und neuesten Zeit, die sich gewöhnlich durch große Geschmacklosigkeit auszeichnen. Da die Festungsmauern die Stadt enge umschließen, so ist wenig Raum gelassen für schöne, breite Straßen, weßhalb der Fremde sich Mühe geben muß, in dem Irrgarten enger Gäßchen sich zurecht zu finden. Was aber hiedurch an Großartigkeit und Schönheit abgeht, das gewinnt Würzburg wieder an Mannigfaltigkeit, denn gewiß ist es unterhaltender und überraschender aus einem Gewirre enger und krummer Gäßchen plötzlich in schöne breite Straßen zu gelangen, als wenn man sich immer in der einförmigen Regelmäßigkeit gerader und breiter Straßen bewegen muß.

Treten wir eine kleine Wanderung durch die Stadt an, so tönet uns allerorts Gesang und Musik entgegen, denn nirgends wird wohl der Göttin der Tonkunst mehr geopfert, wie in Würzburg. Es ist kein Volksvergnügen denkbar ohne Musik; wie der Münchner nicht fröhlich sein kann ohne Bier, so ist dem Würzburger jede Freude nur halb genossen ohne die Würze der Musik. — Jeden Augenblick begegnen wir Madonnengesichtern, entweder steinernen, die als Frömmigkeitszeugniß unserer Vorfahren von den Häusern ernst und mild auf uns herabblicken, oder jenen kleinen lebendigen Madonnengesichtchen, die aus blankgeputzten Fensterscheiben die Vorübergehenden neugierig betrachten, und von denen der Umschauende oft ein schalkhaftes Lächeln erhascht. Unter den Würzburgerinnen sind zwar vielleicht nicht sehr viele regelmäßige Schönheiten zu finden, aber die Vereinigung so feuriger Augen, so reizender Gestalten, so bezaubernder Bewegungen, kurz so anmuthig-schöne Mädchen wie in Würzburg, sieht man selbst in Sachsen nicht zahlreich wachsen. Und um so anziehender und liebenswürdiger erscheinen die Frankenmädchen, da bei uns nicht jener steife Ton des Nordens herrscht, dessen kalte Höflichkeit uns Südländern das Herz nicht erwärmen kann. Wer bei uns einmal in eine Familie eingeführt ist, der wird nach kurzer Bekanntschaft wie ein Glied des häuslichen Kreises betrachtet. Die Bewohner Frankens sind überhaupt ein gemüthliches Völkchen. Genußsüchtig und lebenslustig, vertrauend und leicht erregbar, tragen sie den unverkennbaren Stempel der Aehnlichkeit mit den nach Westen gezogenen Stammverwandten. Was aber die Westfranken in der Vermischung mit fremden Völkern verloren, das haben die Ostfranken sich rein und unversehrt erhalten: deutsche Sitte und deutsche Tugend. Hüben war wie drüben das staatliche Leben ein ewiger Kampf gegen die oberste Gewalt, aber ohne Erröthen kann der Bürger Altfrankens die beiden Denksäulen betrachten, die in Würzburg den zwei gemordeten Fürstbischöfen errichtet sind, denn nur die eiserne Gewalt des Faustrechts hat diese Thaten durch die Hand rachsüchtiger Ritter vollbracht, die mit dem Schwerte in der Hand ihre Privathändel auszugleichen suchten.

Unter der Herrschaft des Krummstabes wurden in Würzburg außerordentlich viele Klöster gegründet, die aber jetzt bis auf wenige verwaist, und dem bürgerlichen Gebrauche überantwortet sind. Es gab hier Karthäuser, Johanniter, Jesuiten, Ursulinerinnen, Kapuziner, Benediktiner, Franziskaner, Dominikaner und andere iner und aner. Auch die ritterlichen Mönche des deutschen Ordens hatten ein Kloster hier, das nun in eine Artilleriekaserne umgewandelt worden. Die Mönche hat die Neuzeit aus ihren Behausungen vertrieben, doch eine andere Brüderschaft ist bei uns eingezogen, die sich zwar nicht durch besondere Kleidung, aber durch unverwischbare Gesichtszüge von der übrigen Welt unterscheidet. Die Kinder Israels beabsichtigen Würzburg in Neu-Jerusalem zu verwandeln.

Unter den Gebäuden Würzburgs verdienen zwei unsere besondere Aufmerksamkeit. Das eine steht in der Hofstraße und gehört sichtlich einer lange vergangenen Zeit an. Die Zimmer stehen verödet und durch die offenen Fenster ziehet der Sturmwind. Das Ganze gleicht mehr einer Scheune als einem wohnlichen Hause und doch war es die Wohnung eines deutschen Kaisers, die Residenz Friedrich Barbarossas. Nicht weit von da steht der grellste Gegensatz dieses Gebäudes; die großartige Residenz der Bischöfe von Würzburg und Herzoge von Franken tritt vor die überraschten Augen. In einfachem Style, angeblich nach dem Vorbilde des Schlosses von Versailles erbaut, — dem er übrigens sehr wenig ähnlich sieht, — erhebt sich dieser Prachtbau, dessen Eindruck durch den davor befindlichen freien Platz ungemein gehoben wird. Es gibt viele größere und schmuckvollere Residenzen in Deutschland, aber diese einfache Größe und Erhabenheit findet man nicht leicht wieder. Wenn wir nach kurzem Besuche der hübschen Hofgartenanlagen uns mehr nach dem Mittelpunkte der Stadt wenden, so begegnen wir zuerst zwei großen Kirchen. Die eine ist der Dom, ein im Aeußern zwar schmuckloses, im Innern aber desto erhabenere Gotteshaus, das neben vielen trefflichen Altargemälden die Steinbilder der Würzburger Fürstbischöfe enthält. Dem Dome gegenüber steht die Stiftskirche zum neuen Münster, die in baulicher Beziehung außer einem großartigen Portale nichts Schönes

Digitized by Google

aufzuweisen hat. Desto bedeutender sind aber für den Alterthumsforscher die Schätze, die unter diesen Mauern begraben liegen. Drei Männer, auf die Deutschland stolz sein darf, schlafen hier den Grabesschlaf des Todes: Ein Apostel der Franken; ein Minnesänger und ein Philosoph. Unter der eigentlichen Kirche sind zwei besondere Kapellen, deren eine die Gebeine des heiligen Kilian beherbergt, der als erster Verkündiger der Christusreligion in Franken von einem fränkischen Herzogsweibe hier gemordet wurde. — An der hintern Außenseite des Münsters ist dem zweiten Grabgenossen ein Denkmal errichtet, das ein steinernes Becken mit futtersuchenden Vögeln krönt, denn der hier die letzte Ruhestätte gefunden, ist Walter von der Vogelweide, der lieblichsten deutschen Minnesänger einer. — Der Dritte endlich der hier begrabenen ist Johannes Trithemius, ein großer Gelehrter des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, dessen unglaublich zahlreiche Werke alle Fächer des menschlichen Wissens, besonders Philosophie, Theologie, Naturwissenschaft, Mathematik und Geschichte umfassen, um dessen Freundschaft die Weisen und Großen seiner Zeit sich bewarben, und der heute vergessen ist von Allen, nur nicht von dem kleinen Häuflein der wahren Kenner der Wissenschaften. — In geringer Entfernung vom neuen Münster, am Marktplatze, steht die in gothischem Style erbaute Mariakapelle, an welcher werthvolle Steinbildnisse von der Hand des berühmten Würzburger Bildhauers Tilmann Riemenschneider sich befinden, die von Kunstkennern den Werken des gleichzeitigen Nürnberger Meisters Adam Krafft gleich gestellt werden. In einem umfassenden Werke hat in neuester Zeit C. Becker die Verdienste Riemenschneiders um deutsche Bildhauerkunst gewürdigt und den deutschen Kunstfreunden in Erinnerung gebracht. — Durch die Schlangenwindungen mehrer enger Gäßchen gelangen wir zum Geburtshause des weitgerühmten Tonsetzers Abt Vogler, des fränkischen Orpheus, und von da führt uns ein schmaler Durchgang in eine alte Lindenallee, in deren Mittelpunkt das eherne Standbild des Bischof Julius sich erhebt. Das Volk hat die Namen seiner meisten früheren Herrscher vergessen, aber so lange Würzburg steht, wird der Name des Bischof Julius segnend genannt werden. Mag das erzgegossene Standbild zertrümmern, er selbst hat sich zwei dauerndere Denkmale errichtet, durch die Gründung des Juliusspitales und der Universität. In nächster Nähe des Erzbildes befindet sich das Juliushospital, das an Großartigkeit höchstens von den Krankenhäusern in Wien, Prag und Berlin, an Reichthum aber von keinem Spitale Deutschlands übertroffen wird. — Die Hochschule, die aus allen Fächern ausgezeichnete Lehrkräfte in sich vereinigt, zählt zu den best besuchten deutschen Universitäten, und wie zur Zeit Schelling's und Wagner's die Philosophie hier blühte, so ist es gegenwärtig die Heilkunde, die die meisten Jünger in ihren Reihen zählt.

Die Stadt liegt in einem engen Thale, und jeder der sie umschließenden Berge gewährt eine andere, aber immer reizende Aussicht auf Stadt und Umgebung. Von den beiden hinter der Stadt aufsteigenden Bergen trägt der eine die Festung Marienberg, der andere eine Kirche, und gerade diesen beiden Besatzungspunkten geistlicher und weltlicher Macht strömen die meisten Besucher zu. Wenn man von da oben hernieder sieht auf das lebhafte Getreibe Würzburgs, so gewinnt die Stadt ein viel schöneres, viel freundlicheres Aussehen. Wenn im Strahle der Sonne die Kirchthurmkreuze funkeln, und die vergoldete Maria auf der Spitze des Liebfrauenthurmes wie mit Blitzen angethan scheint, dann ruht das Auge vergnügt auf allen diesen Herrlichkeiten. Vor uns liegt die uralte, moosbewachsene Burkarduskirche; drüben am andern Ende der Stadt das Stift Haug, das mit seiner kühn gewölbten Kuppel in verkleinertem Maaßstabe nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut worden, und über alle diese hinweg blickt stolz der prächtige Thurm der Neubaukirche, an dem wie die Sage berichtet jeder Stein einen Thaler gekostet. Die Silberwellen des Maines theilen Würzburg in zwei ungleiche Theile, und eine große steinerne Brücke stellt die Verbindung wieder her. Auf ihren Pfeilern erheben sich zwölf erhabene Standbilder. Hoch aufgethürmte Wagen tragen die Handelsgüter darüber hin, und unten durch ihre Bögen ziehen schwer beladene Schiffe mit den Erzeugnissen des Frankenlandes. Vor unsern Augen liegt ein großer rebenbedeckter Berg, dessen Name überall genannt wird, wenn von den besten deutschen Weinen die Rede ist; es ist der alte ritterliche Stein, dessen Feuergeist die tapfersten Kämpen stets zu Boden geworfen. Der Berg zu unserer Rechten trägt ebenfalls ein edles Traubenblut. Auf den Hügeln zwischen diesen schaukeln reiche Saatfelder die vollen Aehren. Fast in gleicher Linie mit dem Festungs- und mit dem Nikolausberg schließen waldbewachsene Berge den Hintergrund der schönen Landschaft ab, während nach Nord und Süd am freieren Flußbett des Mainstromes noch einige Städtchen und Dörfer dem Auge sichtbar bleiben. Drüben hinter dem Steinberge erhebt sich der alte Thurm des Schenkenschlosses wie ein Ausrufungszeichen der Geschichte. Verwundert blickt er in die neue Zeit hinein, in der die Ritter und ihre Burgen zerfallen, und die lange geknechteten Städte zu Macht und Ehre erblüht sind. Er sieht den Rauch der Fabriken emporsteigen und hört den Räderschlag der Dampfschiffe, und wie ein Fremdling steht er da in seiner eigenen Heimath.

Wenn die Augen über alle diese Schönheiten hingeschweift sind, kehren sie gerne noch einmal auf Würzburgs Mauern zurück. Man betrachtet vor dem Scheiden noch einmal die reizenden Anlagen, die fast um die ganze Stadt sich herum ziehen, die zwischen Weinberge, Blumengärten und Obstfelder hinein gestreuten großen und kleinen Landhäuser, deren eines von dem in philosophische Abgeschiedenheit zurückgekehrten Eisenmann bewohnt wird.

Das Leben in Würzburg bietet viele Annehmlichkeiten. Die Luft ist warm und gesund, besonders sehr zuträglich für Brustleidende. Man rechnet Würzburg gewöhnlich mit Stuttgart und Wiesbaden zu den wärmsten Städten Deutschlands. Die Lebensmittel sind gut und billig, und an Vergnügungen ist kein Mangel. Zweimal in der Woche kann man umsonst die Vorträge des musikalischen Instituts hören, das unter der Leitung des auch als Komponisten bekannten Prof. Fröhlich steht. Den Winter über ist Thaliens Tempel geöffnet, in dem der Opferdienst gewöhnlich durch tüchtige Priester versehen wird. Alle Stände sind durch Gesellschaften vertreten.

Digitized by Google

Unter diesen ist die „Harmonie,“ welche den Adel, den Militär-, Handels- und Beamtenstand umschließt, nicht nur hier die erste, sondern sie kann sich auch allen ähnlichen Gesellschaften viel größerer Städte keck an die Seite stellen, denn sie sorgt nicht nur auf die befriedigendste Weise für Tanz, Musik, Spiel und gesellige Unterhaltung, auch reichliche geistige Nahrung bietet sie ihren Mitgliedern, da in den Gesellschafts-Lesezimmern sowohl alle vorzüglicheren Zeitschriften Deutschlands aus allen Fächern, wie auch die besten französischen und englischen Zeitungen aufliegen.

F. J. Freiholz.

Tiroler-Biene.

1. Innsbruck hat Langweile.

Ueberraschende, kostbare, menschenfreundliche, patentwürdige Entdeckung, die wir endlich gemacht! Innsbruck hat Langweile! Was die wärmsten Patrioten nicht geträumt, was nur die kühnsten Schwärmer in Weihestunden geweissagt, das ist Wirklichkeit, ja helle, handgreifliche Wahrheit: Innsbruck langweilt sich! Wenn die Sonne wieder näher und wärmer über unseren Häuptern wandelt, wenn die Erde ihr winterliches Kleid abwirft, dann geht der gefrorene Mensch aus der Stube hinaus in's Freie, um aufzuthauen in den milderen Lüften und in dem Bewußtsein, daß er ferner kein Geld mehr für Heizung auszugeben braucht. Bei diesem Frühlingsgang kann es ihm auch vorkommen, daß er an einem Baume oder Strauche eine geniale, hoffnungsgrüne, prophetische Knospe entdeckt. Bei solchem Anblicke wird ihm wohl und wehe um's Herz, es wird ihm lenzhaft und jubelig zu Muthe und die Brust fast enge vor seligem Gefühl. Eine ähnliche Empfindung durchschauerte unsern Busen, als wir zuerst in süßer Verwirrung wahrnahmen, daß Innsbruck sich langweile. O Langweile, vielversprechende Knospe, welche der tirolische Stamm endlich hervorgetrieben! Deine Erscheinung ist uns ein Unterpfand, daß Innsbruck einen Riesenschritt in der Kultur vorwärts gethan. Die neueste Forschung hat nämlich die Wahrheit unangreifbar hingestellt, daß die Langweile nur bei sehr vorgerückter Bildung möglich, und daß die höchste Stufe der Entwickelung auch von der vollendetsten Langweile begleitet wird. Schon die tägliche Erfahrung lehrt, daß ein nicht gewöhnlicher Grad von Bildung dazu gehört, um für Langweile empfänglich zu sein. Personen ohne feinere Erziehung können wohl Langweile machen, aber selten empfinden; eine bewußte, klar gefühlte, edlere Langweile bildet sich nur in den höheren Schichten der Gesellschaft. Wie bei Individuen, so bestätigt sich diese Wahrheit auch bei ganzen Völkern. Belege dafür liefert die Geschichte der alten und neuen Zeit in Fülle, so zwar, daß die Geschichte der Langweile sowohl als Universal- wie als Partial- und Special-Geschichte in der Reihe der historischen Wissenschaften über kurz oder lang ihren Platz einnehmen wird. Die Athener hatten am meisten Langweile unter allen Zeitgenossen, ja bei keinem Volke war der Sinn für Langweile so fein und ausgebildet als bei ihnen; sie standen aber auch unter allen Völkern des Alterthums in der höchsten geistigen Blüthe, und zugleich mit der Kultur hatte auch ihre Langweile die höchste Stufe erreicht. Denselben Gang der Fortbildung sehen wir auch in Rom. Solange die Römer noch roh und mit der feineren Sitte unbekannt waren, wußten sie nichts um die Langeweile; kaum hatte aber die Berührung mit griechischer Kultur ihre Rauhheit geglättet, so erwachte auch das Gefühl für Langweile und bildete sich zu einer wunderbaren Vollendung, so daß in Rom's Blüthezeit selbst der große Haufe davon durchdrungen war. Das Sprüchwort, welches die Gesammt-Wünsche des damaligen Pöbels bezeichnet, Panem et Circenses, gibt uns einen Begriff von der kolossalen römischen Langweile, indem es unentschieden läßt, ob der Hunger oder die Langweile bei diesem Volke größer war. Zugleich war aber der große Haufe in Rom der gebildetste Pöbel von der Welt, welcher in den Salons vieler heutigen Residenzstädte mit Erfolg auftreten könnte. In der Neuzeit sehen wir ebenfalls die Langweile Hand in Hand gehen mit der Kultur. Welches Volk besitzt einen so unermeßlichen Vorrath von Langweile als das englische? Ist nicht Britannien das Vaterland des Spleens, und ist nicht der Spleen die vornehmste Spielart der Langweile? Daß aber die Engländer an der Spitze der europäischen Kultur stehen, wird von den Meisten zugegeben. Und dann die Franzosen! Wer ennuyirt sich öfter, feiner, anstandsvoller als der Franzose? Auch die ehrliche, geduldige, deutsche Langweile hat sich einen ausgezeichneten Platz errungen und kann mit dem englischen Spleen und dem französischen Ennui rühmlich wetteifern, während deutsche Sitte und Bildung jener der Franzosen und Briten in vieler Hinsicht voransteht. Auf der andern Seite zeigt uns die Erfahrung und Geschichte, daß minder gebildete Nationen und wilde Völker keine Langweile kennen. Schon in der alten Zeit langweilten sich die Spartaner weniger als die Athener, den Thrakern war dieses Gefühl ganz unbekannt. Die Gallier ahnten nicht im entferntesten, daß Cäsar und seine Legionen nur aus Langweile sich mit ihnen herumbalgten. Wer hat je gehört, daß unsere Nachbarn, die Russen sich langweilen? oder daß die Kamtschadalen dieses Gefühl kennen? Wir können dem zufolge mit Beruhigung den Satz aussprechen, daß die Langweile mit der Bildung im geraden Verhältnisse steht, und sagen, je mehr Bildung, desto mehr Langweile, je weniger Bildung, desto weniger Langweile.

Um von dieser Abschweifung wieder auf Innsbruck zu kommen, haben wir nicht Ursache unsere herrliche Entdeckung mit Jubel zu verkünden? Ja, es ist keine Täuschung, sondern dicke, fühlbare, breite Wirklichkeit: Innsbruck hat Langweile. Wo also schon die Langweile blüht, kann da der Baum der Erkenntniß dürr und kahl bleiben? Unmöglich; die Langweile ist da, also kann auch die Bildung nicht fehlen. Innsbruck ist somit eingetreten in den Kreis der Städte London, Paris, Wien, Berlin 2c., welche als die großen Treibhäuser dieser edlen Wunderpflanze angesehen werden. Das Merkwürdigste aber ist, mit welch geringen Mitteln Innsbruck seine Langweile zu Stande gebracht hat. In jenen großen Städten werden kolossale Hebel in Bewegung gesetzt für die Langweile, Theater, gelehrte Anstalten, glänzende Gesellschaften und Versammlungen, Literatur, Festessen, Zeitungen, diplomatische Congresse, Menagerien, kurz alle Reize und Vergnügungen vereinigen ihre Wirkung zu einem großen Sonnenstrahl, um die Zauberblume Langweile gedeihen zu machen.

Digitized by Google

Und Innsbruck? es hat nur ein kleines Theater, keine große Oper, keine Kunstreiter, keine Kammern, keine Akademie der Wissenschaften, kein Ballet, keinen Thiergarten, nur einige Salons, keine Pinakothek, keine Industrieausstellung, und dennoch Langweile! Staunenswerthe Erscheinung. Die Zeit ist also gekommen, wo wir nicht bloß mehr mit den abgenützten Redensarten von ewigen Gletschern, sonnenrothen Bergen, pyramidalen Felsblöcken und anderem montanen und ultramontanen Ruhm herumwerfen und pochen, sondern stolz mit dem Palmzweige der Kultur vor Europa hintreten und sagen können: Auch wir haben Langweile!

Ein archäologischer Fund.

Vor Kurzem wurde im Oberinnthale ein interessanter Fund gemacht. Dieser besteht in einem etruskischen Opfermesser aus Bronze, welches mit dem Griffe beiläufig die Länge von 1¼ Schuh hat. Die Klinge ist sichelförmig ausgeschweift, jedoch an der converen Seite geschliffen, spitzig und fast handbreit, der aus dem gleichem Metalle gegossene massive Griff trägt am Ende einen Knopf von durchbrochener Arbeit, welche auf eine ziemlich ausgebildete Technik im Erzguße schließen läßt. Griff und Klinge sind durch Bronzestifte aneinander genietet. Dieser archäologische Fund wurde von einem Bauern in der Nähe des alten Schlosses Kronburg gemacht. Der häufige Regen hatte einen Erdschlipf verursacht, und dadurch ein Stück der Klinge bloßgelegt. Die schöne grüne Patina rieb der Finder mit Sand und Kreide ab, weil er glaubte, daß dieses Werkzeug des Götterdienstes unserer Ahnen, werthvollre sein werde, wenn es hellen Metallglanz zeige.

Literarisches.

Die Laubmoose von Tirol.

Geographisch erläutert von L. Ritter v. Heufler.

Wir haben bereits im Phönix berichtet, daß von unserem vaterländischen Botaniker L. v. Heufler in der Abhandlung der k. k. Akademie der Wissenschaften ein Aufsatz über die Laubmoose Tirols erschienen sei. Der Verfasser hat denselben nun in einem besondern Hefte abdrucken und dem Buchhandel übergeben lassen. Diese verdienstvolle Skizze enthält alles, was bisher über diese Abtheilung der Kryptogamen in Tirol erforscht wurde, und gibt auch ein geschichtliches Resume der bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete. Eine fruchtbare Periode für die Mooskunde Tirols begann im dritten Dezennium dieses Jahrhunderts mit den Forschungen Ungers, der die Flora Kitzbichls in seinem Werke „Ueber den Einfluß des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse nachgewiesen in der Vegetation des nordöstlichen Tirols“ schilderte. Insbesondere müssen wir aber hier noch des hochwürdigen Herrn Anton Perktold erwähnen, von dessen hervorragenden Leistungen nicht nur die von ihm eingerichtete Kryptogamen-Sammlung des hiesigen Museum, sondern auch mehrere Aufsätze, darunter einer über die Hypnen, zeugen.

Die Skizze Häuflers nennt 332 Moosarten, wovon 266 in Nordtirol, 281 in Südtirol gefunden wurden, wobei ist jedoch zu bemerken, „daß Südtirol weit weniger durchforscht ist, als Nordtirol, und daß insbesondere an keinem Orte Südtirols ein Botaniker auch nur ein einziges ganzes Jahr den Wechsel der Moosflora vom ersten Frühling bis in den späten Herbst und Winter beobachtet hat und daß von dem südlichsten Theile Tirols, wo theilweise der Oelbaum kultivirt wird, die Mittheilungen fast ganz fehlen. In Nordtirol hingegen sind an zwei Orten durch eine Reihe von Jahren die Moose beobachtet worden.“ Die Vergleichung der eigenthümlichen Moosflora Nordtirols und Südtirols gibt das Resultat, daß von den angeführten 332 Arten 86 bisher nur im Süden — 71 nur im Norden — gefunden wurden. Gemeinschaftlich sind 195 Arten. Interessant ist in dem Werklein Heufler's, welches sich durch Klarheit des Styls und der Anordnung vortheilhaft auszeichnet, die Beschreibung der Eislöcher bei Eppan und der ihnen eigenthümlichen Flora. Der Aufsatz Heufler's über die Laubmoose, und der bereits im Jahre 1844 von hochw. Herrn Anton Perktold gelieferte schätzbare „Beitrag zur geographischen Verbreitung der Jungermanien in Tirol“ geben nun dem Freunde der Botanik einen erwünschten Ueberblick über den größten Theil der Moosflora von Tirol. Wir schließen mit den Worten Heufler's: „Möge dieser erste Abschluß nur der Anfang neuer Anstrengungen sein, um die reizende Moosflora Tirols vollständig zu erforschen.“

Korrespondenz.

Berlin, am 28. Dez. 1851. W. Können Sie sich das Gefühl vergegenwärtigen, das den deutschen Oesterreicher beschleicht, wenn er zum Erstenmal über die Gränzen seines schönen Vaterlandes hinaus auf deutsche Erde tritt? Die Wehmuth des Scheidens wird durch das Bewußtsein erdrückt, daß man aus dem Vaterlande seines Gefühles in das seines Verstandes tritt. Zumal wenn man, wie ich, nach Norddeutschland, nach Preußen, nach Berlin kommt. Fichte und Hegel, die an der dem berliner-anhalt'schen Bahnhofe entgegengesetzten Seite der Stadt am dorotheenstädtischen Friedhofe ruhen, scheinen dem ankommenden Oesterreicher zuzurufen, daß er ihnen nicht entgehen könne, wenn er — nicht eben wieder nach Oesterreich zurück will. Ich befinde mich seit vierzehn Tagen in Berlin. Sie werden es erklärlich finden, daß ich bis jetzt nur mit der Polizei, dem „Berliner Vergnügungsanzeiger, den öffentlichen Ankündigungen und den Auslagekasten zu thun hatte. Dinge, die man alle umsonst haben kann. Die Polizei ist viel besser als in Oesterreich. Halten Sie das ja für keine captatio benevolentiae. Der Polizeilieutenant erkundigte sich bei mir, ob ich Bekannte in Berlin habe. Ich antwortete ihm: Ja, Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm den Dritten. — Er war so artig mir auf diese Garantieen hin im Namen Friedrich Wilhelm des Vierten eine Aufenthaltskarte à fünf Silbergroschen und „auf beliebige Zeit“ zu verabfolgen. Der „Berliner Fremdenführer“ hat mich aufmerksam gemacht, daß Berlin ein k. Opernhaus, ein k. Schauspielhaus, das Friedrich Wilhelmstädter-Theater, ein „Neues Museum“ mit Münz-, Antiken-, Gemälde- und Skulpturen-Gallerie, ein anatomisches und zoologisches Museum, ein Zeughaus, botanischen Garten, k. Bibliothek, Gewerbe-Institut, Sternwarte und „viele Bildsäulen, welche als Kunstwerke die Hauptstadt zieren“ u. s. w. besitze. Von den Sammlungen sah ich bisher nur das anatomische Museum. Ich sah aber nichts, als daß es in den Sälen desselben so finster ist, daß man nichts sehen kann. Die Bildsäulen machen vorzüglich durch die Art ihrer Aufstellung einen sehr vortheilhaften Eindruck, den vortheilhaftesten, die des großen Churfürsten auf der sogenannten „langen Brücke.“ Ich bin überzeugt, daß der erste König von Preußen, den es gelüstet „schwach“ zu werden, diese Statue aus der Nähe des k. Schlosses entfernen läßt. Berlin ist nach großartigen Rissen und sehr regelmäßig gebaut. Viele öffentliche Gebäude sind mit Kunstwerken erster Größe geziert, so das k. Museum mit einer Amazonen-Gruppe von Kiß, Fischer und Bötticher, deren Herstellungspreis dreißigtausend Thaler übersteigt. Von den drei Theatern sah ich bisher nur das k. Schauspielhaus. Die Namen Viereck, Hendrichs, Dessoir, Döring, Roth zogen mächtig. Dessenungeachtet konnte ich mich eines Lächelns nicht enthalten, als ich bemerkte, daß Pegasus, der in Erz gegossen, auf einer Erhöhung des Frontispice's seine Flügel schlägt den drei Musen Melpomene, Polyhymnia und Thalia jene Seite des Körpers zuwendet, die eben nur bei Pferden eine halbwegs anständige Benennung gefunden hat. Der Künstler vergaß, daß der Dichter, der diesen Pegasus besteigt, zuletzt doch ein Mensch ist, und als solcher zu vielfältigen unanständigen Bemerkungen Anlaß geben muß, wenn er nicht von vornherein mit der Absicht umgeht, das Pferd beim Schwanze aufzuzäumen. Hendrichs sah ich als Ingomar in „Sohn der Wildniß,“ Tristan in „König René's Tochter,“ Ferdinand in „Kabale und Liebe.“ — Hendrichs ist kein großer Künstler. Es ist keine Harmonie zwischen seiner Auffassung und seiner Darstellung. Er zeigt dem Publikum zu oft, was er machen will und nicht machen kann. Nichtsdestoweniger bleibt seine Darstellung des Tristan unübertrefflich. Dörings Leistungen sind Ihnen aus den Referaten der Wiener Blätter genügend bekannt. Es laßt sich eben nichts weiter darüber sagen. Wenn er wieder eine neue Nuance erfunden hat, werde ich es Ihnen schreiben. Ueber Dessoir, den ich als Fabrice in Göthes „Geschwister“ kennen lernte, über Fräulein Scheerer vom k. Hoftheater in Hannover, die hier als Parthenia Mariana, Jolanthe und Louise gastirte, dann die Uebrigen das nächstemahl. Das Repertoir ist sehr gut. Im k. Schauspielhause wurden in beinahe ununterbrochener Folgenreihe gegeben: „Die Geschwister,“ „Kabale und Liebe,“ „Komödie der Irrungen,“ „Wallenstein,“ „Faust.“

Trotz der den Erscheinungen im Reiche des Gedankens und der Phantasie ungünstigen Verhältnisse der letzten Jahre ist es dem „Phönix“ gelungen sich Beachtung zu verschaffen, und in Oesterreich sowohl als im übrigen Deutschland ehrenvolle und erfreuliche Theilnahme zu gewinnen. Der schönste Beweis dafür ist wohl, daß der »Phönix« im verflossenen Jahrgange mit Beiträge beehrt wurde von Eggers (in Berlin), B. v. Erhart, Prof. A. Flir, A. L. Frankl, H. v. Gilm, Dr. E. Haas, A. Kaufmann, W. Kilzer (in Frankfurt), A. Kink, J. F. Leutner, Lertha, Prof. A. Meßmer, K. Oberleitner, A. Peter, J. Pfeifer, Dr. A. Pichler, O. Prechtler, Dr. Schauenburg, G. Scheerer, Ch. Schneller, J. G. Seidl, A. Semlitsch, Simrock, A. Speckbacher, Sternau (in Köln), J. N. Vogl, L. Wohlgemuth, P. Zingerle 2c.

Der »Phönix« hat zu den frühern noch neue Beziehungen mit den bedeutendsten Vertretern vorzüglich der schönen Literatur angeknüpft und wird aus allen Theilen Deutsch-Oesterreichs und des übrigen Deutschlands Beiträge erhalten. Insbesondere wird Tirol, das vernachlässigte und verkannte, dessen Geschichte, Volksleben, Sitten und Sagen eine wahre Fundgrube gediegener, konkreter Poesie sind, nach allen Richtungen ausgebeutet werden.

»Der Phönix« bringt Gedichte in strengster Auswahl, Novellen, Erzählungen, Märchen, Sagen, wissenschaftliche Arbeiten über poetische und prosaische Literatur, Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte Oesterreichs, kurze Biographien von Männern der Kunst und Wissenschaft 2c. Dann ausführliche kritische Besprechungen der bedeutendsten Produkte der Literatur und Kunst, mit überwiegender Berücksichtigung Oesterreichs. Endlich Korrespondenzen aus allen Theilen Oesterreichs und des übrigen Deutschlands. Insbesondere werden die literarischen Interessen Tirols kräftig vertreten und in würdiger Weise aber entschlossen verfochten werden.

»Der Phönix« erscheint wochentlich einmal, Sonnabend in gr. 4., einen Bogen stark. Preis für den Jahrgang 3 fl. 20 kr. C. M., 4 fl. R. W. oder 2 Rthl. 16 sgr. Mit Postversendung ganzjährig 4 fl. 30 kr., halbjährig 2 fl. 20 kr., vierteljährig 1 fl. 10 kr. C. M.

Sämmtliche Buchhandlungen nehmen Pränumerationen auf den Phönix an.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 2. Innsbruck, 10. Jänner 1852.

Zur Versöhnung.

Es ist nicht lang, da ward es laut
In allen deutschen Landen,
Es hieß: des Volks ersehnte Braut
Die Freiheit sei erstanden.
Da flog das Lied gar stolz umher
Und rauschte mit den Schwingen,
Es trat die Jugend ins Gewehr
Nach Recht und Licht zu ringen.

Das war ein Jubel seltner Art,
Ein Drängen und ein Lärmen, —
Doch ach, wir büßten allzuhart
Das süßverwegne Schwärmen.
Des Glückes Traumgebild verschwand
Und Sang und Freude schieden,
Was erst in Liebe sich verband
Hat sich voll Haß gemieden.

Die Zeit ist um; — Schaut nicht zurück,
Was sie Euch auch genommen,
Nicht ändern könnt Ihr das Geschick,
Was soll das Trauern frommen?
Und wenn auch Euer Herz schier bricht,
Laßt Gräber und Cypressen
Und lernt mit froher Zuversicht
Vergang'nes Leid vergessen!

Ihr Sänger, die ihr lebensmüd
Ob eurer Wünsche Scheitern,
O singt auf's Neu! Es wird das Lied
Die Seele Euch erheitern.
Ihr Männer, die der grimme Streit
Vom theuren Freund getrieben,
Seid zum Versöhnungsbund bereit
Und lernet wieder lieben!

Wohl ziemt's zu hassen auch dem Mann
Zu fluchen seinen Ketten,
Doch aus der schweren Zeit da kann
Allein die Liebe retten.
Nur wer zu lieben recht versteht,
Der kann auch fest vertrauen,
Nur was die Liebe ausgesät
Wird bess're Zukunft schauen.

A. Pe . .

Zur historischen Literatur.

(Ein Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des Ferdinandeum am 27. Dezember 1851.

Die Literatur über Geschichte und Topographie des Kronlandes Tirol und Vorarlberg hat in der jüngsten Zeit namhafte Bereicherungen erhalten, über welche von Zeit zu Zeit in den statutenmäßigen Versammlungen des Museums einige Nachricht zu geben nicht ohne Interesse sein dürfte. Bei der Beschränktheit der Zeit erlaube ich mir gegenwärtig die verehrte Versammlung nur von jenen jüngst erschienenen Wer- zu unterhalten, welche sich auf Tirols glorreichste und schmerzlichste Epoche beziehen, auf das Jahr 1809. Hieher gehören zunächst zwei Werke: „Der Mann von Rinn (Jos. Speckbacher) und Kriegsereignisse in Tirol 1809. Nach historischen Quellen bearbeitet von J. Gg. Mayr. (Mit 1 Titelkupfer und 1 topographischen Karte.) Innsbruck. Ostermann. 1851;“ sodann: „Das Thal Passeier und seine Bewohner. Mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809. Von Beda Weber. Innsbruck. Wagner. 1852.“ In Bezug auf letzteres Werk haben wir es nur mit dessen zweiter Abtheilung zu thun, welche noch die abgesonderte, ihre Aufgabe näher bezeichnende Ueberschrift führt: „Andreas Hofer und das Jahr 1809, mit besonderer Rücksicht auf Passeiers Theilnahme an dem Kampfe.“

Beide Werke unternehmen es nicht, wie schon die Titel andeutet, eine umfassende Geschichte des Krieges vom Jahre 1809 in Tirol zu geben; sondern beide sind biographisch; sie beschäftigen sich zunächst mit dem Leben, den Thaten und Schicksalen ihrer Helden; die Erzählung der geschichtlichen Ereignisse ist daher durch deren Betheiligung an denselben begränzt und bedingt. Die Persönlichkeit — hier Speckbachers, dort Hofers — verflicht sich nicht so sehr in das historische Gewebe als sie vielmehr den Mittelpunkt bildet, um welchen sich die Ereignisse in der Darstellung gruppiren. Dadurch erhält diese selbst, bei allem Streben nach Treue und Unbefangenheit der Auffassung, unwillkürlich einen etwas panegyrischen Charakter, aber auch ein wärmeres und tieferes Colorit, das besonders in dem Mayr'schen Buche um so erwärmender und begeisternder wirkt, als der Verfasser von vornherein mit Offenheit gesteht, wie eingenommen und erfüllt er von seinem Helden ist; und als diese Empfindung, nicht zurückgehalten wird, sondern bei mannigfachen Gelegenheiten, den Verfasser selbst überwältigend, hervorbricht. —

Digitized by Google

Wir haben nun schon ziemlich viele Schriften über den tirol. Krieg vom Jahre 1809; — von dem umfangreichen apologetischen Werke des Freiherrn von Hormayer angefangen bis zu diesen neuesten Erscheinungen; aber alle tragen denselben Charakter; überall ist es Eine Persönlichkeit, auf welche das volle Licht fällt, während die übrigen Handelnden durch das Halbdunkel, in dem sie erscheinen, nur zum Glanze der Hauptfigur beitragen müssen. Genau so verhält es sich auch mit den mündlichen Erzählungen der Betheiligten; man erfährt sehr schätzenswerthe Episoden, in welchen sie den Mittelpunkt bilden, aber nie ein Bild des Ganzen, in welchem Licht und Schatten gehörig vertheilt wären. Man würde aber den Mittheilenden unrecht thun, wenn man den Grund dieser Erscheinung lediglich in ihrer Eitelkeit suchen wollte; — diese Seite tritt absichtlich und auffallend nur bei dem berühmten Historiker hervor, der allzunaiv das Bestreben zeigt, in seiner Person die Dreiheit von Cicero, Cäsar und Sallust vereiniget darzustellen. Diese zerstückten, episodenartigen Mittheilungen sind nur das treue Bild der tirol. Kriegführung selbst. Der Zusammenhang des Ganzen lag in der gemeinsamen Gesinnung, in dem thatkräftigen Bestreben, das eines Jeden Brust mit gleicher Begeisterung durchglühte, ein verhaßtes Fremd-Joch abzuwerfen, dem freien Zuge eines freien Herzens zu folgen; äußerlich war er sehr lose und trat nur in einzelnen Momenten, wie in den Schlachten am Berg Isel augenfällig hervor; sonst war jeder bedeutendere Anführer zunächst auf sich und seine eigene Thatkraft angewiesen, meistens in ziemlich isolirter Stellung, ohne jene berechnete von Einem Punkte ausgehende Bewegung, wie sie geregelte Heere als ihr Lebensprinzip durchdringt. Gemeinsam war diesen schlichten Männern voll feuriger Thatkraft der Boden, den sie zu vertheidigen hatten; der schrieb ihnen in einfachen aber unverkennbaren Zügen ihren Kriegsplan vor; gemeinsam war ihnen ihr Schicksal, das sie erst in den Sieg, dann in den Untergang trieb; aber freies Eigenthum eines Jeden war die kühne That, die er verübte, wozu er seine Kampfgenossen führte. Daher haben wir fast so viele Mittelpunkte, als einzelne Kriegsschauplätze und Kriegsthaten; und deßhalb erwartet das Jahr 1809 noch immer seinen Homer, der alle diese Episoden zu einem großen Nationalepos zu vereinigen verstehen wird; denn zunächst für ein solches scheint mir dieser Stoff sich zu eignen; freilich nicht für ein Epos im Sinne der Schulästhetik, mit dem ganzen Apparate pappendecklener Götter und Engel und fleischloser allegorisch steifer Dämonen; sondern ein Epos, einfach und groß, wie der treue Volksgeist, aus dem es in das Leben quoll; unerreichbar, wie das Recht, das errungen werden sollte; und tragisch, wie das Nibelungenlied, denn auch hier ging ein ganzes Geschlecht unter, das kaum mehr erstehen wird; — der Hort, auf den es sich stützte, liegt in den Fluthen der Zeit begraben; die Kunde, ihn zu heben, scheint abhanden gekommen. Zu solcher Betrachtung führte unwillkürlich das Mayr'sche Buch, denn einzelne Stellen desselben in seinen einfachen und doch durch und durch warmen Darstellungen erinnern lebhaft an die Episoden eines Epos.

Einen besondern Standpunkt erhält das Buch Mayrs durch die Stellung seines Verfassers. Er ist geborner Tiroler und fand nebst zwei sehr tüchtigen Brüdern in Baiern Unterstützung, Gelegenheit zur Ausbildung, und einen zusagenden rühmlichen Wirkungskreis. Mit der seinen biedern Charakter kennzeichnenden Einfachheit und Unbefangenheit sagt er, nachdem er von seinen zwei Brüdern gesprochen, von sich: „Der jüngste, Joh. Gg. Mayr, geb. zu Brixlegg 1800, hatte schon von früher Jugend an Neigung zur Kunst, Topographie, Geschichte und Poesie. Er brachte es zum Inspektor der Kupferstich-Sektion beim königl. topographischen Bureau zu München. Ueber seine Leistungen schickt sich hier nicht etwas zu sagen, da Eigenlob stinkt, doch so viel kann vielleicht, ohne einen solchen Uebelgeruch zu verbreiten, bemerkt werden, daß er schon mehrere Rufe ins Ausland, den letzten unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Petersburg, bekam; er wird aber solche Anträge immer ablehnen, um in seinem Pflegvaterland Baiern nach Kräften fortzuwirken, und in der Nähe seiner Heimat zu sein, die er mit besonderer tirolischer Anhänglichkeit liebt und mit Stift und Schrift für dieses eigenthümliche Land, das so viel hat und that, zu wirken strebt, wie seine Karte von Tirol und dieser historische Versuch beweisen mögen. Gerne zieht er auch aus dem Geräusche der Münchner Hauptstadt alljährlich dorthin, „wo der Knabe fröhlich aufgeblüht.“ — Diese Doppelempfindung der Dankbarkeit zum zweiten Vaterlande und der innigen unvertilgbaren Anhänglichkeit an sein Geburtsland drückt seinem Buche einen milden, vermittelnden Charakter auf. Er läugnet nicht die Fehler, welche die Männer der damaligen baierischen Regierung in dünkelhaftem Uebermuthe und in rationalistischer Selbstüberschätzung dem tirolischen Volke gegenüber begingen, aber sein Herz huldigt mit Wärme dem guten Könige Max, von dem er eine sehr ansprechende Anekdote aus seinem Vaterhause erzählt und dem edlen Kronprinzen Ludwig. Er verschweigt nicht die Grausamkeiten und Mordbrennereien der baierischen Soldateska, doch blickt überall das Bestreben hindurch die französischen Generäle als noch schuldhafter und — nicht ganz wahrheitsgetreu, — die Franzosen mehr mit dem Hasse der Tiroler belastet darzustellen, als die Baiern. Er kann die Rohheit Wrede's, von dessen Rhetorik Proben gegeben werden, die unmittelbar einer Bierwachstube zu entströmen scheinen, nicht mit Stillschweigen übergehen, doch sucht er seinem baierischen Helden noch überall einen honetten Soldatenmantel umzuhängen. Die Brutalität, mit welcher Wrede nach dem Mittagessen beim Grafen Tannenberg in Schwaz und nachdem das werthvollste Tafelservice auf ein nach Baiern bestimmtes Schiff geladen war, das Haus seines Gastfreundes anzünden ließ, ist leider weder bei Mayr noch bei Weber angemerkt. Und doch sollte ein so charakteristischer Zug nicht fehlen; kein Siegeslorbeer wird diesen dunklen Flecken je bedecken und es ist Pflicht der Geschichte, über dem siegggekrönten Soldaten den entwürdigten Menschen nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen. Mit großem Fleiß hat Mayr die ihm zugänglichen, gedruckten und handschriftlichen Quellen, so wie die Mittheilungen von Augenzeugen gesammelt und mit Umsicht benützt. Besonders kamen ihm mündliche und schriftliche Angaben, so wie Tagebücher baierischer Offiziere, die jenen Feldzug mitgemacht hatten, zu statten. Oft wiederholte Reisen im Lande wurden benützt, um die verschie-

Digitized by Google

denen Ereignisse und Kriegsschauplätze kennen zu lernen, und an Ort und Stelle Erkundigung von Augenzeugen einzuziehen. Der Verfasser kannte persönlich Speckbacher und einige der hervorragendsten tirolischen Anführer, wie Winterstellер, Oppacher, Straub u. s. w., eben so hervorragende baierische Offiziere, wie die Generäle Raglowich, Baur, den damaligen Kufsteiner Festungskommandanten Aicher u. s. w. Zwei Augenzeugen, einer von baierischer, einer von österreichischer Seite hatten die Gefälligkeit, das Ganze vor dem Drucke einer kritischen Revision zu unterwerfen. Mit solchen Mitteln ausgestattet und bei solchem Streben nach Verläßlichkeit der Angaben, gelang es dem Verfasser manche neue Aufklärung über einzelne Gefechte zu geben; insbesondere dankenswerth und aufhellend dürften seine Darstellungen der Gefechte an der Zillerbrücke, an den Eisackpässen und hauptsächlich jener im Salachthale sein. Man hat Speckbacher immer den Vorwurf gemacht, daß er durch seine Unvorsichtigkeit die traurige Niederlage bei Meleck, die bedeutendste, welche die Tiroler in diesem Kriege erlitten, herbeigeführt habe: Mayr zeigt größtentheils nach baierischen Quellen, daß die dortige Stellung gar keine haltbare Vertheidigungsstellung, daß dadurch die erste Niederlage der Baiern bedingt war und daß derselbe unglückliche Erfolg auch für Speckbacher eintreten mußte, wenn er in derselben verharrte. Wer diese Gegend kennt, wird dem beistimmen müssen.

Mayr behauptet, was für die Beurtheilung Speckbachers freilich die Hauptsache ist, daß er nur mißmuthig und widerwillig und nur auf ausdrücklichen Befehl aus Hofer's Hauptquartier in Innsbruck so lange in derselben verweilt habe. Dadurch würde allerdings die Schuld dieses Unfalles größtentheils auf jene höhere Anordnung fallen; allein wenn auch die Stellung von vorne herein nicht haltbar war, was Speckbacher bei seinem entschiedenen Scharfblicke gewiß einsah, so zeugt doch die so plötzliche Ueberrumplung und völlige Einschließung, von einer großen nur zu schwer gebüßten Unvorsichtigkeit. Speckbachers Theilnahme an den entscheidenden Gefechten in den Eisackpässen wird hier gegen Hormayer in helles Licht gestellt; nach Mayr kommandirte er schon am 2. Aug. die Vorposten mit gewohnter Energie, überall gegenwärtig und anregend, während er nach Hormayr erst am 4. August auf dem Kampfplatze erschienen sein sollte.

Es ist in jüngster Zeit bei einer Parthei Mode geworden, die Heldenthaten der Tiroler und Vorarlberger möglichst zu verkleinern, sie insbesondere als einen bloßen „Bauernrummel,“ hervorgegangen aus alttirolischer Bornirtheit darzustellen und den Männern des tirol. Volkes jeden weiter reichenden Blick über die Gränzen des „Landls“ hinaus abzusprechen. Es fehlte nicht an mitleidigen und spöttischen Seitenhieben, daß man damals nur Sinn für das beschränkte Tirolerthum, aber nicht für eine „deutsche Einheit vom Jahre 1848“ gehabt habe. Die von Hormayer und Mayr mitgetheilten Aktenstücke sind ganz geeignet, hierauf eine genügende Antwort zu geben; an ein einheitliches Deutschland von Anno 48 dachte damals der Tiroler freilich nicht; aber daß die tirol. Schilderhebung zur Befreiung von ganz Deutschland führen könne und führen solle, lag allerdings in der Absicht, auf deren Erreichung nach der Säuberung des eigenen Landes vom Feinde wenigstens ein Theil der damaligen Volkshäupter hinarbeitete. Mayr macht dießfalls aufmerksam auf die Proklamation Hofers vom 27. September 1809 an die Kärnthner; — es ist natürlich, und lag in der Verwandtschaft von Volk und Land, so wie in den damaligen Kriegsverhältnissen, daß man sich zunächst an die benachbarten Gebirgsländer im Osten wandte; eine allmälige Erhebung der österr. Gebirgsländer, mit derselben Kraft ausgeführt, wie in Tirol und Vorarlberg, würde selbst nach der unglücklichen Schlacht von Wagram dem Kriege eine andere vielleicht siegreiche Wendung gegeben haben.. Unsere salzburgischen Nachbarn, und die Kärnthner unter Türk hatten einen guten Anfang gemacht, das heldenmüthige Beispiel Tirols riß mit Macht hin, man hielt es für eine Ehre, sich mit Tirol zu vereinigen, wie Brixenthal und Pinzgau; — allein auf die heldenmüthigen Anstrengungen der österr. Armee folgten die zaghafhaften Unterhandlungen der Diplomaten; der Waffenstillstand von Znaim lähmte die besten Kräfte, und vielleicht beschleunigte mehr noch als das schmähliche Scheitern der sogenannten Expedition von Walchern, welche die Unzuverlässigkeit und den Egoismus der brittischen Allianz aufdeckte, eben die staatsmännische Abneigung gegen jede weiter gehende Erregung des Volksenthusiasmus, wenn er nicht unter dem Exerzierreglement steht, den Abschluß der Friedensunterhandlungen, Oesterreichs größte Demüthigung. — Aus Hormayers Mittheilungen, so wie aus den in Mayrs und Webers Werken enthaltenen Darstellungen der Schritte, welche dem Waffenstillstande von Znaim folgten, aus Roschmanns noch heutzutage räthselhafter Sendung nach Tirol unmittelbar vor dem Abschlusse des Friedens dringt sich Ein Schluß unwiderstehlich hervor, daß man von Anfang bis zu Ende über die Stellung und Aufgabe Tirols bei der Führung dieses Krieges seit den Niederlagen von Abensberg, Eckmühl und Landshut nicht mehr im Klaren war, und daß man es wohl zu einer zweckmäßigen Diversion benützen, aber nicht zu einem Schwerpunkte machen wollte. Daran scheiterten alle Anstrengungen des todesmuthigen treuen Landes; daran scheiterte — nach aller Wahrscheinlichkeit — der ganze Krieg des Jahres 1809. —

Kehren wir von dieser traurigen aber für die Zukunft vielleicht nicht unfruchtbaren Betrachtung — zu Mayrs Buche zurück, so finden wir, daß ein großer Theil seiner Anziehungskraft in der edeln Begeisterung des Verfassers für seinen Helden und seine Landsleute liegt. Mit großer Sorgfalt hat er eine Menge Anekdoten und einzelner charakterischer Züge gesammelt, welche für das Leben des Volkes und die Art seiner Kriegführung bezeichnend sind; — überall weiß er sie an passender Stelle in die Erzählung zu verweben, und dieser selbst dadurch Frische und Colorit zu verleihen. Der gemüthvolle religiöse Grund, auf dem die Tragödie abspielt, macht neben dem Gräßlichen, Herzerschütternden einen wohlthuenden erhebenden Eindruck; der Leser wird von dem Buche nicht scheiden, ohne Liebe für den edlen, heimattreuen Verfasser, nicht ohne Liebe für das gemüthvolle, damals so schwer geprüfte Volk Tirols. Der Styl des Verfassers ist nicht korrekt nach der Angabe der Schule; drr Verfasser selbst gesteht das zu: „Von früher Jugend an,“ sagt er, „mehr zu

Digitized by Google

andern, zu künstlerischen Berufsgeschäften bestimmt, lernte meine Hand nur den Stift, den Pinsel, die Boussale, Zirkel, hauptsächlich den Grabstichel, am wenigsten aber die Feder führen." Mangelt aber auch die Correktheit, so ist der Styl doch anziehend durch Einfachheit, Klarheit und nicht selten durch eine liebenswürdige Naivetät, das gerade Gegentheil seines gelehrten Landsmannes und Vorgängers Hormayer. „Eben so," fährt der Verfasser in der Entschuldigung seiner Schreibart fort, die zugleich als Stylprobe gelten kann, — eben so wird in diesem mehr naturwüchsigen Erzeugniß das Streben genußbarer Verständlichkeit und Klarheit vielleicht mehr, als in mancher gelehrten historischen Treibhauspflanze zu finden sein. Auch in diesem Betreff, wenn ich manchmal ängstlich wurde, spornte mich mein Mann von Rinn wieder selbst an, der in seinem unkräftig wirkenden Naturtrieb so vieles, — wenn auch nicht regelmäßig schulgemäß vollbrachte, was seine gelehrten fachkundigen Gegner — gelinde gesagt — wenigstens nicht besser machen konnten und so mag denn dieß Büchlein, zunächst nur für tirolische Freundd bestimmt — als ein Alpenblümlein, eben so anspruchslos, als es erzeugt wurde, meinetwegen auch in die größere Welt gehen, und von jenem echt deutschen Manne und Lande erzählen, die beide statt schöner schulgerechter Worte auch nur Thaten hatten."

Ich hoffe, daß der zuletzt ausgesprochene Wunsch des Verfassers nach einer weitern Verbreitung seines Buches in Erfüllung gehen werde; und ist, wie selten eines, ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes; ein Spiegel für das deutsche Volk und Wesen; man sagt, daß die Augen durch das Sehen in einen Spiegel gestärkt werden; deutsches Volk, schaue oft und lange in diesen Spiegel, damit die Augen deines Geistes, Religiosität und Rechtssinn recht stark werden!

(Fortsetzung folgt.)

Der Weiberaufstand.

In Folge des Friedensschlusses zu Preßburg am 26. Dezember 1805 wurden Tirol und Vorarlberg an den Churfürsten Maximilian Josef von Baiern abgetreten. Diese Lande waren seit ihrer Erwerbung von dem Hause Habsburg in verschiedenem Zeitenwechsel unter den Fürsten dieses Hauses gestanden, hatten sich vielfältig von Seite derselben großer Gunst und Liebe zu erfreuen gehabt, und daher manche schöne Rechte und Freiheiten erhalten; sich aber auch in trüben Zeiten als treue, ergebene und anhängliche Unterthanen bewiesen. Selbst die harten Unfälle der Kriegsjahre seit dem Ausbruche der französischen Revolution, in denen man keinen Anstand nahm, Gut und Blut seinem Kaiserhause zum Opfer zu bringen, hatten nur dazu beitragen können, das schöne Band noch enger zu knüpfen, und die unerschütterliche Treue der Bewohner in ein noch helleres Licht zu stellen.

Ungemein schmerzlich berührte daher allenthalben die Kunde, der bedrängte Kaiser habe sie, seine treuesten Länder und opfermuthigsten Unterthanen, an Baiern abgetreten. Die Sache schien unglaublich, und wohl Mancher grübelte in seinem Kopfe nach, und konnte sich in dem Gedanken nicht zurecht finden, wie so ohne weiteres Land und Leute auf einen Andern übertragen und genöthiget werden könnten, von nun an denjenigen als Vater des Vaterlandes zu lieben und zu ehren, von dem sie bisher wenig Notiz genommen, oder gegen den sie sogar, als einen Verbündeten der allgemeinen Völkergeißel die geheiligten Waffen der Vaterlandsvertheidigung ergriffen hatten.

So geschah also schon der Uebertritt unter die neue Regierung nicht unter den günstigsten Auspizien. Als aber diese dann wirklich von den neuen Erwerbungen Besitz genommen, so beging sie große Fehler gegen Gerechtigkeit und Klugheit. Das Volk hielt auf die Regel: „Ein Mann, ein Wort" und gedachte ernstlich das bei der Huldigung gegebene — wenn auch freilich nicht mit voller Freude — gegebene — Wort der Unterthänigkeit und Folgsamkeit zu halten, die baierische Regierung that aber nicht dergleichen, als ob ein achter Artikel des Preßburger Friedens vorhanden wäre, der diese Länder „mit den nämlichen Titeln, Rechten und Freiheiten, wie sie Se. Majestät der Kaiser von Deutschland und Oesterreich besaß, und nicht anders" an Baiern auslieferte; willkürlich wurden neue Einrichtungen gemacht, ohne daß man auf die bisherigen Gepflogenheiten, Rechte und Ansichten des Volkes Rücksicht nahm, ohne daß man für die Neuerungen auch nur eine gelegene Zeit abwartete oder irgend einen Uebergang eintreten ließ. Die hereingeschickten Beamten gerirten sich, als ob sie in erobertem Feindeslande wären, und empörten vielseitig durch ihr Benehmen in und außer dem Amte den frommen und freien Sinn der Bewohner. Noch eine andere Seite des Gemüthes, von zarter und tiefsinniger Natur fand sich hart verletzt und verstärkte die wachsende Abneigung gegen die Baiern; nämlich das religiöse Gefühl. Oesterreichs Herrscher hatte sich als warmer Anhänger und Förderer der katholischen Kirche und Religion in diesen Ländern die größte Achtung und den aufrichtigsten Dank erworben; von dem Hofe des Churfürsten glaubte man solches nicht nur nicht erwarten zu dürfen, sondern man befürchtete das gerade Gegentheil, und Reden und Handlungen vieler höhern und niederen Beamten waren eben so wenig geeignet eine derartige Befürchtung zu zerstreuen, als schon eingetroffene Verordnungen in Bezug auf religiöse Ceremonien, wie z. B. das Verbot zum Wetter zu läuten, an den Monatsonntagen Prozessionen zu halten u. s. w.

Höchst verletzt fühlte man sich auch dadurch, daß Vorarlberg gänzlich von Tirol getrennt, und zum baierischen Illerkreise geschlagen, und dann Anstalt getroffen wurde, auch auf diesen Landestheil das neue Rekrutirungsgesetz auszudehnen.

Die Durchführung dieser unerhörten und verhaßten Maßregel war es denn auch, was zu dem Ereignisse Veranlassung gab, das wir zu schildern vorhaben.

Auf einer der hügeligen Flächen des Bregenzerwaldes, die zwischen die frischen, üppigen Alpenhöhen, und tannenbekleideten Gebirge hineingestreut sind, liegt, unweit der gegenwärtigen baierischen Gränze, am linken Ufer der Bolgenach, auf eine durch mehrere Hügel unterbrochene Fläche hingebreitet das Kirchdorf Krumbach, mit nahehin 1200 Einwohnern in 176 meist zerstreuten, oder nur zu kleinern Gruppen gesammelten Häusern. Gegen diese Gemeinde herab rückte, auf dem Wege von Langenegg her, am Morgen des 30. Juli

Digitized by Google

1807 eine kleine, aber sehr bedeutsame Karavane. Die Hauptperson derselben, ein schmucker Herr in Uniform, trabte langsam auf einem schweren, starken Pferde daher. Die finstere Stirne des Reiters, in strenge Falten geworfen, kontrastirte keineswegs mit der trüben Aussicht auf einen Regentag, noch auch mit dem widrigen Geschäfte, das ihn herführte.

Neugierig riß man, sobald man den schweren Tritt des Reitrosses vernahm, in den wenigen Häusern am Wege die kleinen Fensterschieber auf und verschlang fast mit neugierigen Blicken den Ankommenden. Dieser war niemand anderer, als der unlängst in Bezan neu installirte königlich baierische Gerichtsaktuar Kuttler, der hieher kam, um daselbst mit der Militär-Konskription den Anfang zu machen.

In seinem Gefolge trottete, etwas schwerfälliger, neben seinem Pferde ein anderes untergeordnetes Mitglied der hohen Kommission daher, der Chirurg Schwarz aus Lingenau, der während des Weges die von dem Reiter zuweilen an ihn gestellten Fragen über die Namen der Weiler, der benachbarten Dörfer, mit zungenfertiger Geläufigkeit und im Gefühle bedeutender Wichtigkeit beantwortete. Den Schluß der Gesellschaft bildeten einige, bei ähnlichen Gelegenheiten unentbehrliche Möbel, ein paar Gerichtsdiener, mit Knotenstock und Säbel. Vor der Adlerwirthsbehausung, die auf einem kleinen Hügelvorsprunge vor der Straßenkreuzung steht und die heute von den schnell dahin eilenden Regenwolken zeitweise verdüstert, nicht mit ihrer gewöhnlichen Heiterkeit auf den „Schönenbüchel“ hinüberlugte, stieg der gravitätische Herr vom Pferde, übergab es mit einem Winke dem mit vieler Verlegenheit grüßenden Wirthe, und stieg, von seinem Wegweiser, dem Chirurgen, geleitet, gegen den nur mehr wenig entfernten Pfarrhof hinab. In der Stube desselben waren drei Männer versammelt. Der Pfarrer Alois Schmid, ein frommer, biederer Mann, stellte gerade das Taufbuch in den Wandschrank, schloß dessen Thüre und wendete sich zu den beiden Andern:

„Gott Lob und Dank, das wär' geschehen, nach Wissen und Gewissen haben wir wenigstens gehandelt, aber . . aber . . wenn nur auch die ganze Geschichte glücklich vorbei wäre!“

„Unsere Schuldigkeit haben wir gethan,“ fuhr Hans Steurer, der eine der beiden Vorsteher fort, indem er einige Bogen zusammenlegte, „und Leichtes ist es nichts gewesen, doch aber immer leichter, die Alterspflichtigen aufzuschreiben und zu sagen, der ist entbehrlich, — dieser nicht leicht, — als wie früher: der ist ein Tangenichts, ihn bei der Nacht wie Räuber zu fassen und unter die Soldaten zu stecken.“

„Die Würde bringt Bürde, s'ist ein alt's Sprichwort,“ fiel Konrad Haidegger, der andere Vorsteher ein, „und ich fürcht' mit der Bürde haben wir erst angefangen. Gesetzt, es trifft ordentliche Burschen, man hat ein Gut und braucht sie zum arbeiten oder sie sollen verdienen, da wird's heißen, wenn die Vorsteher hätten wollen, sie hätten ihn wohl losgebracht, aber wenn's denen nicht um ihren Säckel geht, so rühren sie keine Hand; — trifft's einen Armen, so heißt's: Ja den Armen sitzt man überall auf. — Da kenn' Einer nur die Bauern, und doch, ich wollt' von dem Allen nichts sagen, aber erst die Herren!“

„Spritzige Teufel sind's schon, die Baiern,“ setzte Steurer fort, „und weit von der Scheibe wär am besten. Wo ich am Donnerstag nach Bezau komm', laßt mich der Pascha eine halbe Stunde in der Kanzlei dastehen, ohne sich nach mir auch nur umzusehen! Wo er mir endlich die Tabellen gibt, schnarrt er: Genau ausgefüllt, alle Rubriken, sonst gebt Acht, — der König ist genau, es könnt euch was setzen! — Das fängt gut an, hab' ich mir gedacht, und mir bangt stark für den heutigen Tag.“ —

Solche Gespräche wurden in der Stube geführt, bevor der Aktuarius eintrat.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer,“ grüßt er mit barscher Stimme.

„Willkommen, willkommen, Herr Aktuarius, früh schon!“ grüßte der Pfarrer gutmüthig entgegen.

„Wirklich und aufrichtig willkommen, Herr Pfarrer?“ fragte der kurze, aber für sein Alter ziemlich dicke Mann, indem er seine aufgedunsenen von einigen vernarbten Hieben entstellten Backen zu einem boshaften Lächeln verzog und mit seinen kleinen Augen einen forschenden Blick auf die Anwesenden warf.

„Je nun,“ antwortete der Pfarrer verlegen, die Sache, derentwegen Sie kommen, ist gerade die erfreulichste nicht, — da müßte ich lügen, wenn ich das sagte, — aber . . . Ihre Person . . .“

„Meine Person, ist Ihnen diese wirklich willkommen?“ fuhr er pinigend weiter.

„Ihre Person!“ stotterte der Pfarrer, der zum Schmeicheln zu ehrlich war, Sie sind des Königs Beamter! . .“

„Nun gut, weiß schon,“ antwortete der Kommissär, indem er mit seiner Rechten sein Kinn streichelte.

„Bitte um Vergebung, Herr Doktor,“ wendete sich jetzt der verlegene Pfarrer zum Chirurgen, „hab noch nicht einmal gegrüßt, nehmt Platz, wir kennen ja einander.“

Der Aktuarius hatte sich indessen dem Tische genähert, die beiden Vorsteher stumm gegrüßt, dann auf die Papiere hinblickend, nach denselben gelangt. Kaum hatte er sie aber in Händen, so warf er den beiden Männern einen bedeutenden Blick zu und fuhr sie an: „Kennt Ihr denn gar keine Raison? — muß man Euch lehren was Ordnung sei? wie sind denn diese Papiere da beschnitten?

Dieser Vorwurf und die Art, wie er gegeben wurde, grämte die Männer sehr. Sie hatten allen Fleiß aufgewendet, und hatten geglaubt, alles vermieden zu haben, was je Anlaß zur Klage abgeben dürfte, dieses war ihnen wirklich entgangen.

Halb flehend, halb ärgerlich stotterte Steurer heraus: „das haben wir wirklich übersehen, aber unser Wille war gut und eifrig — und mehr verlangt Gott im Himmel selbst nicht.“

Besänftigend zwar, jedoch ohne sich etwas zu vergeben, summte der Aktuarius vor sich hin: „Na, zur Hauptsache thuts eigentlich nicht viel.“

Eine bedeutende Pause trat ein. Der Pfarrer brach dieß lästige Schweigen, indem er sich unter vielen Verbeugungen gegen den Aktuar wendete: „Darf ich mir die Ehre ausbitten, Herr Aktuarius . . . auf Mittag . . . haben's freilich

Digitized by Google

nur einfach . . . wie man's in Bergen haben kann . . . wissen schon, Herr Aktuar, kurze Haare sind bald gebürstet, — aber was wir im Stande sind.“ — Der Aktuar nickte annehmend. „Und der Herr Doktor,“ wendete sich der Pfarrer zum Chirurgen, „Ihr werdet dem Herrn Aktuar Gesellschaft leisten, nicht wahr?“ —

„Sehr geehrt, sehr geehrt,“ antwortete er, indem er sogar Kratzfüße zu machen versuchte.

Nun führte der Pfarrer, bis es Zeit zur Messe wäre, den Herrn Aktuarius in seinem neu gebauten Hause herum, und zeigte ihm, vielleicht ohne ihn absonderlich zu unterhalten, die in der Kirchenkammer aufbewahrten bessern Paramente. Endlich läutete es zusammen. — Es ist, ungeachtet dessen, daß gewisse Berichte anderes wissen möchten und in Vorarlberg das religiöse Bewußtsein schon längst zu Grabe geläutet haben, doch daselbst, und namentlich auf dem Lande die schöne Gepflogenheit, daß man auch an Werktagen zahlreich zur Kirche geht. Auch Krumbach, wenn schon bedeutend zerstreut, sendet doch gewissenhaft seine Vertreter aus den zwölf Weilern dahin. Heute erschien man aber besonders fleißig, wie an einem Festtage. Im Heu arbeiten konnte man nicht, es war zu nebelig und trübe, daher nahm man sich Zeit; aber selbst wenn das schönste Wetter gewesen wäre, heut wäre doch Alles gekommen, sollte ja nach der Messe die Losung vorgenommen werden, und wer hatte wohl nicht einen Sohn, einen Bruder, einen Verwandten oder Geliebten in Gefahr — wen drängte es daher nicht, in der Nähe zu sein, und die Lose des Glückes oder Unglückes gleich zu vernehmen, wer durfte es versäumen, in der letzten halben Stunde vor der Entscheidung jene, für die er besonders sich annahm, der gütigen Leitung der Vorsicht, die aber hier ausdrücklich das treffende Los von jedem Schützlinge abwenden sollte, anzuempfehlen? Nur wenige waren schon in die Kirche eingetreten, die meisten standen gruppenweise auf dem Platze vor der großen Thüre. Hatte man sich ja so vieles zu klagen, zu fragen, sich Rechts zu erholen, zu erfahren, wer etwa frei würde, wie alles vor sich gehe. — Unten an der Ecke des Widum-Pächterhauses stand eine Gruppe von fünf bis sechs Weibern. Gegen dieselbe hin kam, auf dem Kirchwege begriffen, des ....bauers Ammarei*), die einzige Tochter eines ziemlich vermöglichen Mannes. Aus ihrem großen blauen Auge blickte heute nicht die unbefangene Heiterkeit und Güte der reinen, schönen Seele. Sie hatte, gerade bevor sie um die Ecke der Scheuer herüberbog, noch ihr Tüchlein wie verstohlen herausgezogen, und die Thränen abgewischt, die ihr über die gebläßte Wange hinabgerollt. Ihre Betrübniß machte sie nur noch lieblicher. Für ihren Jos**), einen schmucken, wackern Jungen, der auf Stuckaturarbeit den Sommer hindurch in der französischen Schweiz war, hatte sie schon eine Wallfahrt nach Maria Bildstein gemacht, und wenn er glücklich wäre, noch eine nach Einsiedeln verlobt, wie hätte sie heute, am Tage der Entscheidung zu Hause bleiben können? Sie wollte gerade der Kirche zu, aber eine von jenen, eine Nachbarin, hielt sie an: „Kommst auch Ammarei?“ Es ist mir recht lieb, daß du kommst. Und wie geht es dir denn? es thut dir, scheint's, auch recht weh. „Wie's mir geht, versetzte sie, bang aufathmend, „ihr seht es wohl selbst, wie's Allen geht, und seufzte. — „Allen, freilich Allen!“ faßte ihre Rede ein hageres, stämmiges Weib auf, die auch zwei Buben heute zum gefährlichen Topfe zu führen hatte, aber — fuhr sie mit leiser Stimme fort, gäb's denn kein Mittel, die Sach' etwa zu wenden? Würdest du nichts thun, Ammerei, in dem Fall für deinen Jos? — Nichts thun! rief Ammerei fast wehmüthig mit zum Himmel gewandtem Blicke, der droben weiß, daß ich Alles für ihn thue; würde er ja doch auch Alles für mich thun. Während sie sprach, geschah eine merkbare Bewegung unter der Versammlung auf dem Platze, das Gesumse verstummte, und die Männer zogen ihre Hüte. „Wir treffen uns nach der Meß', nicht wahr, Ammarei, zupfte die Alte noch schnell, und verschwand in die Menge. Durch diese kam der Pfarrer daher, an seiner Seite der Aktuar. Furcht, Sorge, Neugierde, Gram und Aerger, die verschiedensten Leidenschaften sprachen aus den Blicken auf den Beamten. Der Pfarrer trat in die Kirche, der Aktuar bog ge den Adler ein. „Der braucht die Kirche nicht — und macht nicht einmal ein christliches Zeichen vor ihr“ — flüsterte es hinter ihm her, ziemlich vernehmlich.

(Fortsetzung folgt.)

*) Anna Maria. **) Jodok.

Theater.

Sonntag. Der Freischütz. „Die Wolfsschlucht ist ganz neu in die Scene gesetzt.“ Diese Bemerkung stand auf dem Anschlagzettel und eine weisende Hand davor. Und wirklich, die Wolfsschlucht war passabel schauerlich; als der Vorhang aufging, überfuhr uns ein kalter Luftstrom, der wahrscheinlich vom Wasserfall im Hintergrunde herkam, das war so natürlich, wie bei einem wirklichen Wasserfall. Wir hätten es diesem Max in unserem Leben nicht zugetraut, daß er sich in die Schlucht hineinwagen würde, und um Mitternacht! Er schien auch anfangs wenig Lust zu haben, aber was kann die Liebe nicht! Agathe war aber auch werth, daß er für sie etwas wagte; sie erschien so fromm, so liebenswürdig, daß ich mir gleich dachte, Max würde ihren schönen Augen zu lieb doch den Gang versuchen. Agathe sang auch so gut es ihr möglich war; nur eine Bemerkung möchten wir uns in Bezug auf ihre Person erlauben. Wenn man vom Himmel zwei weiche, runde Arme erhalten hat, so kann man damit etwas Besseres thun, als sie fortwährend auf der Brust kreuzen. Aennchen that sich hervor durch Gesang und Spiel. Der Kaspar endlich war ein Bösewicht, aber er sang vortrefflich und verdiente es nicht, daß ihn der Teufel holte; wahrscheinlich hat sich Samiel nur in der Person geirrt. Denn wenn wir uns nicht täuschen, so ließ er ihn gleich wieder los, und der Kaspar kam als frommer Eremit zurück. Das Haus war übrigens ziemlich gefüllt.

Dinstag. Bajazzo und seine Familie. Das Stück ist französisches Machwerk und wurde zu Paris im letzten Winter hundert und etliche Male im Theater de la Gaité unter dem Namen Paillasse (Hanswurst) gegeben. Die Fabel ist folgende: Eine Gesellschaft emigrirter Adeliger, die nach dem Sturze Napoleons nach Frankreich zurückkehren, erscheint vor dem Gasthause eines Dorfes. Sie fragen nach ihren Gütern, ihren Schlössern; der Wirth, der auch Maire und Posthalter ist, bemerkt ihnen, daß indessen alles anders geworden sei, die ersteren seien unter die Gemeinde vertheilt, die letzteren gehören dem Präfekten. Die Ankömmlinge verlangen Zimmer, der Wirth erklärt, alle seien besetzt, sie verlangen Pferde, aber alle sind bestellt, und zwar von einer einzigen Dame. Die Gesellschaft ist äußerst neugierig diese Dame zu sehen. Sie erscheint, man ersucht sie um ihren Stand, ob sie Gräfin ꝛc. Die Dame, eine Sängerin, gibt sich für eine Prinzessin aus, um die Adeligen zu foppen, welche ihr jetzt voll Respekt begegnen. Sie verspricht, einen jungen Vicomte, der ihr gefällt, und seine Tante sogar in ihren Wagen zu nehmen. Wird mit Vergnügen acceptirt. Endlich erklärt sie, daß sie Theaterprinzessin sei und geht lachend über die Verblüffung der Adeligen ab. Jetzt kommt der Bajazzo mit dem Beinamen Belphegor, unter großem Lärm ins Dorf. Seine Truppe und Familie besteht aus sei-

Digitized by Google

ner Frau Magdalena, zwei Kindern, einem Knaben von 12 und einem Mädchen von 5 Jahren, einem Knecht und einem alten Schimmel, Hans genannt. Bajazzo erläßt eine prahlerische Ankündigung der Kunststücke, die er in diesem Dorfe machen werde. Hierauf tritt einer der Emigrirten zum Bajazzo. Bei jener Gesellschaft hatte der Fremde sich als Herr v. Rollac eingeführt, obwohl er nicht Herr v. Rollac ist. Herr von Rollac ist in Amerika gestorben, ein französischer Mörder und Flüchtling, Lavarennes hat sich jenseits des Meeres die Briefschaften des Verstorbenen zu verschaffen gewußt, worunter er ein merkwürdiges Geheimniß gefunden, das ihm eine Goldgrube zu werden verspricht. Er wagte es nach Frankreich zurückzukehren. Der verstorbene wirkliche Rollac hatte in Deutschland gefochten, in seinen Armen starb in einer großen Schlacht der Sohn des Herzogs von Montbazon Letzterer war verheirathet gewesen, hatte aber während der Revolution Frau und Kind auf unbegreifliche Weise verloren, und hinterließ nun bei seinem Tod einen Zettel in seiner Briefstasche, auf welchem zu lesen stand: seine Tochter, die Erbin des Herzogs von Montbazon, befinde sich bei einem Pierre Balm, Taglöhner in Chammont. Dem Herrn v. Rollac war die Sorge für diese Tochter übertragen. Der falsche Rollac findet dieses Papier, forscht in Chammont nach und erfährt zu seinem Schrecken, daß die illestre Erbin des alten Herzogs von Monbazon einen armen Bajazzo geheirathet hat. Es ist Magdalena, die Frau des Belphegor. Der falsche Rollac erklärt dieß dem Bajazzo, dieser ist hoch erfreut, daß seine Kinder Millionäre werden, daß seine geliebte Frau einem so hohen Stande angehöre. Er will forteilen zum alten Herzog von Montbazon und ihm die verloren geglaubte Enkelin wieder zuführen. So ist es nicht gemeint, entgegnet der andere, die Frau und die Kinder werden willkommen sein, aber der Bajazzo gehört nicht in die herzogliche Familie. Die Frau, welche nicht Madame Bajazzo bleiben kann, wird als die Witwe eines im Auslande gestorbenen Edelmannes in die Welt eingeführt. — Auf dem Wunsch der Familie nun, die Verlorengegangene wieder zu erlangen, und dem Kampf, der darüber öffentlich und heimlich geführt wird, beruht das ganze Stück. Bajazzo soll sich von ihr trennen und eine Abfindungssumme erhalten, so groß er verlangt. Das weis't er natürlich zurück. Er beschließt, das Dorf zu verlassen, ohne eine Vorstellung zu geben, und weit hinweg zu fliehen, da er fürchtet, man werde ihm seine Frau und seine Kinder gewaltsam entreißen.

Der zweite Akt spielt in Paris in einer ärmlichen Dachstube. Man sieht das Essen des Bajazzo, er kocht die Morgensuppe, damit seine Frau, welche bei ihrer kranken Tochter gewacht hat, einige Stunden ruhen kann. Sie weiß jetzt, wer sie ist, und wenn sie dann die Armuth, in der sie lebt, überschaut, so denkt sie oft: wie glücklich der Reichthum mache, wie glücklich die Kinder der Reichen seien *c. Eine Nachbarin, die sie zuweilen besucht, nährt diesen Gedanken in ihr, indem sie ihr sagt, sie begreife nicht warum sie sich vor ihrer Familie versteckt halte und deren Hilfe nicht nachsuche! Auch Herr v. Rollac erscheint wieder und beschwört sie im Namen ihres Großvaters zu ihm zurückzukehren und ihm seine letzten Tage zu erheitern. Sie ist unschlüssig, sie kämpft mit sich, aber sie will ihren Mann, ihre Kinder nicht verlassen. Jetzt wird das kleine Mädchen des Bajazzo immer kränker, die arme Frau will einen geschickten Arzt, der täglich zu vornehmen Leuten im ersten Stocke kommt, zu Rath ziehen, aber, sagt die Nachbarin, eine solche Consultation kostet 10 Fr. Magdalena hat nur 7, aber so eben kommt Bajazzo vom Schauplaz nach Haus und hat 3 Fr. eingenommen. Sie bittet ihn um die 3 Fr. unter dem Vorwande, eine neue Haube zu kaufen, weil sie den Mann durch den wahren Grund nicht beunruhigen will. Aber das Kind ist sehr krank und nach dem Ausspruche des Arztes kann nur die sorgfältigste Pflege, ausgesuchte Nahrung, südliche, warme Luft noch helfen. Magdalena ist in Verzweiflung; die Nachbarin dringt in sie zum Großvater zurückzukehren, um das Kind zu retten, auch der Doktor meint, da könne es gesund werden, Rollac kommt dazu und halb mit Gewalt nehmen sie das Kind fort und sie folgt. Der Bajazzo hat unterdessen, weil ihm die Haube allein für seine Frau zu wenig scheint, um die letzten 10 Fr., die er noch besaß, einen Shawl und Spielzeug für das kleine Mädchen gekauft, kommt zurück und will seine Frau mit der Bescherung überraschen, aber Entsetzen! Mutter und Kind sind fort, er findet einen Zettel, worauf steht: Wilhelm (so heißt der Bajazzo), lebwohl! verzeihe mir! Er ist dem Wahnsinn nahe, man läutet zum Abendgebet, und Bajazzo kniet mit seinem Sohne nieder, um für die Mutter zu beten.

Im dritten Akt werfen wir einen Blick in das Treiben der verderbten großen Welt. Der junge alberne Vicomte, welcher, wie oben bemerkt, der Tänzerin so gut gefallen, hat diese entführt und lebt jetzt mit ihr. Er gibt heute gerade einen Maskenball. Plötzlich kommt der Bajazzo, der seine Frau durch Städte und Dörfer gesucht hat, mit seinem vor Hunger und Elend bleichen Sohne herein. Die lustige Maskengesellschaft hält ihn ebenfalls für einen Eingeladenen, der sich vortrefflich und wahr kostumirt, er soll Späße machen und sein Herz ist gebrochen. Er will seine Darstellung beginnen, da fällt ihm sein Sohn vor Hunger ohnmächtig in die Arme. Die Damen eilen herzu, eine sagt: „Das sind ja wirkliche Thränen, was hat denn das Kind?" „Hunger, Madame," antwortet Bajazzo mit schrecklicher Stimme. Allgemeine Aufregung. Die Tänzerin nimmt sich des Knaben an und läßt ihn ins Schloß bringen.

Unterdessen ist plötzlich Herr v. Rollac gemeldet worden, der Bajazzo hört diesen Namen, er ist es, den er aufgesucht, der seine Frau veranlaßt hat von ihm zu gehen. Er bittet die Dame des Hauses um einen Domino, den Chevalier um eine Unterredung. Die Masken entfernen sich. Der Bajazzo gibt sich zu erkennen, wirft den Chevalier zu Boden und verlangt zu wissen, wo sich Magdalena befinde. Der Chevalier in Todesangst überreicht ihm seine Briefstasche, in welcher sich sämmtliche Papiere des wirklichen Rollac befinden. Der Bajazzo entflieht triumphirend.

Im vierten Akt sind wir beim alten Herzog von Montbazon; es wird Herr v. Rollac gemeldet. Er tritt herein. Es ist der Bajazzo, vornehm gekleidet. Er sucht die Manieren der vornehmen Welt nachzuahmen, aber der Hanswurst blickt überall durch. Er wird indeß als wirklicher Rollac fetirt, als der in dessen Armen der Sohn des Herzogs gestorben ist und der Magdalena aufgefunden hat.

Der Bajazzo verlangt der Tochter des Herzogs, der unglücklichen Frau des Hanswurstes vorgestellt zu werden. Magdalena erscheint, erkennt ihren Mann, muß aber stillschweigen, um so mehr als er ihr eine förmliche Verbeugung macht. Vom Herzog aufgefordert zu erzählen was er vom Bajazzo wisse, erzählt er seine eigene Geschichte, und sagt zuletzt, der Bajazzo sei wahrscheinlich umgekommen vor Hunger und Elend. Die Gesellschaft hört diese Erzählung des falschen Rollac mit großem Vergnügen. Der Herzog bemerkt, wenn der Bajazzo auch nicht wirklich todt sei, so habe man alle Schritte gethan, um jene Heirath zu zerreißen und Magdalena könne sich deßhalb als Witwe betrachten. Endlich kann sich der Bajazzo nicht länger mehr halten, er wirft die Perücke ab, er sagt: »Ich bin der Bajazzo!« Allgemeines Erstaunen. Aber jetzt geht die Thüre auf, Gerichtsdiener erscheinen, sie suchen den Herrn v. Rollac und nehmen den Bajazzo gefangen, von dem sie glauben, es sei Rollac oder eigentlich Lavarennes, der Mörder, Fälscher und Flüchtling.

Im fünften Akt befinden wir uns auf einer Plattform der Citadelle von Blaye, Bajazzo als Lavarennes ist dort in Haft und soll in einer Viertelstunde erschossen werden. Nichts kann ihn retten als das Zeugniß seiner Frau. Plötzlich erscheint Magdalena; Bajazzo erblickt entzückt seine Frau und sagt zu den Richtern: »Ah, nun werdet ihr sehen wer ich bin. Zufällig findet sich aber auch der alte Herzog ein und beschwört Magdalena ihren Mann n i c h t anzuerkennen. Bajazzo soll nicht erschossen werden, sagt er; er hat Begnadigung für ihn als Lavarennes ausgewirkt. Der Richter fragt Magdalena: „Kennen Sie diesen Mann?" Sie antwortet: „Nein, ich kenne ihn nicht." Nun kommt noch Henry, der Sohn, auf die Scene, er eilt auf die Mutter zu und will sie umarmen; der herzogliche Großvater beschwört sie noch dringender, sie sagt: „Ihr täuscht euch, ich bin nicht eure Mutter." Jetzt reißt sich der Bajazzo von der Wache los, springt auf die Mauer, um sich ins Meer zu stürzen, wird aber mit Gewalt zurückgehalten; Magdalena eilt auf ihn zu und schreit: „Ja, ich bin sein Weib!" Hierauf wünscht der Herzog mit dem Bajazzo und seiner Familie allein zu bleiben und das Stück endigt außerordentlich matt. Bajazzo, um den Herzog nicht allein sterben zu lassen, beschließt ihm die beiden Kinder zu geben, damit sie in Glück und Reichthum erzogen werden. Er mit seiner Frau geht in die weite Welt.

Ein solches Flickwerk, ein solches Deconfu wurde von den Franzosen Drama genannt und bewundert. Weil es in Frankreich Aufsehen machte, wurde es natürlich ins Deutsche übersetzt und noch mehr bewundert. Das Ganze hat den Zweck einen recht gräßlichen Contrast zwischen Armuth und Reichthum darzustellen. Die Idee ist socialistisch. Bei unserm Publikum hat aber dieses Stück nicht verfangen, ein tröstlicher Beweis für dessen noch unverdorbenen Geschmack. Möchten wir doch einmal aufhören nach den Abfällen der französischen Küche zu haschen! Wir wollen damit dem Herrn Herz, der die Einnahme hatte, wegen seiner Wahl keinen Vorwurf machen; wer schwimmt gern gegen den Strom? Herr Herz (Bajazzo); Fräul. Herz (Magdalena) spielten trefflich und erhielten großen Beifall. Auch Herr Koch gab seine Rolle gut und mag sich mit diesem Bewußtsein trösten, da das Publikum ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen will.

D o n n e r s t a g: P r i n z E u g e n, d e r e d l e R i t t e r. Die Hauptpartien waren in guten Händen, der Chor drei oder fünf Mann hoch schien den Muth eines ganzen Heeres zu besitzen.

Digitized by Google

Wienerbriefe von L. J. Semlitsch.

I.

Den 6. Jänner 1852.

Wenns mit den Baumfrüchten zu Ende geht, kommen die Beeren auf die Tafel. Sie sollen Beeren, viele Beeren haben, aber kleine, bittere, wie ich sie in der Wildniß der Residenz gepflückt. Kosten Sie nur!

Von den Hoffnungen auf Verbesserung unserer literarischen Zustände kann man sagen, was vom Grazer Pflaster weltbekannt: es ist nicht darauf zu gehen! Die Alten möchten dem Rad der Zeit in die Speichen fallen, um nur noch das literarische Szepter zu erhalten, die Jungen sind noch — sehr jung. Jene, die Söhne eines früheren Menschenalters, sehen mit stillem Schauder zu, wie sich ringsherum neue Tempel und Thürme erheben, und ihre schüchternen Häuschen zu erdrücken drohen. Respekt vor den Vorfahren! Auch sie waren ein Glied in der unendlichen Kette, auch sie haben gefördert am Werk der Menschheit, und zugetragen zum Gesammtschatz humaner Geistesthaten. Respekt vor denjenigen wenigstens, die ein Solches gethan, denn nicht alle Alten, die um den gleichen Antheil der Pietät zettern, haben auch dasselbe Verdienst. Es sind Manche unter ihnen, die einst eine böse Stunde haben werden, die Stunde vor dem Tribunal der Geschichte. Sind nicht unter ihnen die Schöpfer all der literarischen Landplagen, der egyptischen Geschmacksfinsterniß, der kritischen Frösche, der Humorseuche? Ist leider nur kein Moses darunter, die selbstverhängten Uebel mit der Hand des Genius wie einen Schleier vom Gesicht der Kunst zu ziehen! Wer hat den Dilettantismus in Kunst und Literatur zu solch maßloser Renommisterei ermuthigt, den Dilettantismus, der die Bildungslosigkeit zum Prinzip erhebt, weil es bekanntlich die wenigsten Stiefel kostet, gleich dort sitzen zu bleiben, wo man vor allem Anfang gesessen ist. Wer anders, als jene von unseren Veteranen, die es mit der Kultur ja selbst nicht besser hielten, mit dem ungeformten Rohstoff ihres Talents hantirten, wie jener Bauernjunge, der mit einem derben Holzknüttel vor den Schulmeister trat, indem er behauptete in diesem Baumast stecke ein hölzernes Schwert, und als es dieser nicht glauben wollte, ihm damit um den Kopf schlug, daß der Aermste niederstürzte. Der Eine lag am Boden, das ist richtig, aber der Andere war und blieb doch nichts mehr und nichts weniger als ein Bauernjunge mit einem Holzknüttel, das ist auch richtig! Aber freilich, wozu erst Schwerter schnitzen, wo es mit Knütteln geht! Das heißt in der Wiener Kunstsprache: Polemik! —

Die Kritik war lyrisch, mit der Lyrik stand es kritisch. Man hielt mit der Kritik gern in den Niederungen lieblichen Herumredens fest, statt rein aus, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Freilich so und so viele Spalten wollten doch gefüllt sein, und das, wo das Treffende des Ausdrucks zu suchen war, die allgemeine Form, die Wissenschaft der Kritik scheute man wie den Knecht Ruprecht, und gleich war wieder das obberührte Axiom von den Stiefeln zur Hand. Bald aber hattens die Jungen den Alten von den Fingern abgesehen, wie man das macht. Sie versuchten sich, sie dilettirten, und waren, da nichts zu lernen war, natürlich bald hinterher. Unter solcher Charakterlosigkeit des Kunstrichterthums mußte der allgemeine Geschmack zuerst leiden. Jenem Treiben kam bei uns ohnehin die grenzenlose Toleranz der Gemüthlichkeit freundlichst entgegen, welche in ihrer Scheu vor jedem Ernst mit der Kritik zusammentraf. Die wenigen allgemeinen Ideen, die sich aus früherer Zeit herübergepflanzt hatten, und nur durch ein glückliches Inkognito dem Herodesschwert der herrschenden Geistverächter entgangen waren, auch sie verloren sich gemach vom Schauplatz. Der gesunde Menschenverstand bestieg den Thron. Es war eine Apotheose, noch toller als die der französischen Vernunftgöttin. Geist hieß auf einmal Alles, was sonst wohl nur als Funktion des gewöhnlichen Menschenverstandes gegolten, und demgemäß Gemüth, was strenge betrachtet nur Funktion des reizbaren Körpers war. Aller Maßstab, mit Ausnahme der persönlichen Zu- und Abneigung ging verloren. Man urtheilte nach dem Instinkt, also nach dem Thier im Menschen, denn ein bewußtes Urtheil, das ohne den letzten Grund der Wissenschaft nicht möglich ist, hatte man nie kennen gelernt. Da erhob sich, wie nach einem Gewitterregen, Gutes und Schlechtes in lecker Fruchtbarkeit, und Beides wurde mit gleicher Gier verschlungen. Davon litt der Magen. Jedes nachkommende Gericht fand die Verdauorgane in immer schlimmerem Zustande. Man konnte zuletzt nur mehr nippen und kosten, aber man kostete und nippte mit solcher Hast, daß trotzdem der Magen überfüllt ward. Und als es so weit gekommen war, daß es kaum mehr weiter kommen konnte, da — brach die Märzfluth herein und schwemmte den Unrath fort. Damit war dem ruhigen, vernünftigen Urtheil das Licht gegeben, aber noch nicht die Binde genommen. Lassen Sie michs an einem Beispiel erweisen.

Wer möchte Lenau den Ruhm streitig machen, unter den eingebornen Oesterreichern der größte Dichter zu sein, und wie wenig haben ihn seine Landsleute verstanden. Z. B. seine subjektiv-lyrische Behandlung der Faustsage, die von der Epik nur die rapsodische Form, vom Drama aber nur den Namen entlehnte, steht zur Geistesfase der Zeit, in welcher diese Dichtung in die Welt trat, vielfach im selben Bezuge, wie Goethe's Werther zur Epoche seines Entstehens. In Beiden rang der Geist der Zeit drückende Krankheitselemente los: in Goethe's Werther die weinerliche Gefühlsamkeit, in Lenau's Faust den nur halb motivirten Unwillen, die ungesunde Selbstüberhebung des Subjekts, die widerrechtliche Geltendmachung der subjektiven Laune als eines vernichtenden Weltgesetzes und das allmälige Ersterben alles thatkräftigen Menschensinns, kurz: die moderne Großmannssucht und Zerfahrenheit, im Gewande monotoner Klage, in Goethe mit dem Bewußtsein des schaffenden Genius, in Lenau mit dem Instinkt des träumenden Talents, im Werther mit klassischer Lösung, indem Werther zur Rechtfertigung der sittlichen Verhältnisse, woran seine Leidenschaft getastet, an sich ein tragisches Recht übt, im Lenau'schen Faust mit fühlbarer Unfertigkeit, Unabgeschlossenheit, die nirgends zur Ruhe kommt, und selbst hinter dem letzten Verse noch in einem wimmernden Mißton fortvibrirt. Der wahre Dichter aber soll versöhnen! Beide theilten das Schicksal, von den Zeitgenossen mißverstanden zu werden. Denn, während sie selbst nur die jeweilige Zeitrichtung in ihrer vorherrschenden Krankhaftigkeit objektivirten, freilich Goethe mit der Sicherheit des Meisters, der herrschend über dem Stoffe steht, Lenau mit der Unselbstständigkeit, die gerade in der Schilderung der gleichzeitigen Zerrissenheit diese selbst nicht los zu werden vermag: stürzten sich die Zeitgenossen mit ungesundem Gelüste in alle Schwelgtiefen beider Poesien, sie berauschten sich mit hartnäckiger Methodik im tiefen Kelch dieser Sensitiven. Man glaubte im Stempel der Genialität, den ein solches Werk trug, nur das Amtssiegel der Approbation zu sehen, das der Mitwelt völlige Anerkenntniß der Gerechtsame geben sollte, sich erst recht con amore in den halbfaulen Blumenhaufen der dominirenden Gemüthsspindelei hineinzuwühlen.

Was hier von Lenau's Faust gesagt, gilt von seiner ganzen Dichtungsweise. Diese Unmündigkeit des Geschmackes ist Grund, daß in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts über Schiller's „Don Carlos" ein Blatt auszurufen wagt: „Wie klein von diesem Großen!" — „Wie komisch von diesen Kleinen!" möchte man beifügen. Warum ist Schiller groß, wenn seine Werke, einzeln für sich, euch so klein bedünken? Der Mensch Schiller ist schon längst vermodert, und vielleicht schon wieder in Blüthenstoff übergegangen. Aber der Dichter Schiller, der Genius, ist Eigenthum aller kommenden Jahrtausende? Und wodurch? Nicht durch die acht Buchstaben seines Namens, sondern durch seine Werke. Den Genius aus traditionellem Respekt gelten zu lassen, seine Werke aber zu desavouiren, ist ein sehr respektabler Widerspruch. Respektabel, weil er alt ist, wie die Weltgeschichte, allein trotzdem unendlich komisch! —

Aber lassen Sie sich mit diesen allgemeinen Umrissen genügen. Ich glaube, von hier aus leichter mit der Spezies fertig zu werden. Auch muß man sich vergegenwärtigen, wie es war, um nur begreifen zu können, daß es kommen mußte, wie es ist! —

Notiz.

Unser verehrter Mitarbeiter Herr Aimeé von Wouvermans hat sich nach Brüssel verfügt, und will nach kurzem Aufenthalte daselbst die größern Städte Deutschlands bereisen, um Materialien zu einer Besprechung ihrer Theaterverhältnisse zu sammeln.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 3. Innsbruck, 17. Jänner 1852.

Ein Krankenbett.

Es liegt ein tiroler Studente,
Ein Kind eines freundlichen Thal's
Zehrfiebernd im Armenzimmer
Des großen Wiener Spitals.

Tief in den verfallenen Wangen
Steht es beisammen so roth,
Als hätt' jede Rose der Jugend
Geflüchtet dahin vor dem Tod.

Er liegt allein und verlassen,
Verlaff'ner nicht als im Grab
Und kratzt an der wollenen Decke
Die schleichenden Stunden ab.

Die um ihn wimmern und sterben
Sind Nummern wie er, und ihm fremd,
Und haben wie er nichts eigen,
Nicht einmal das grobe Hemd.

Wie bin ich doch, seufzt der Tiroler,
So mutterseelenallein! —
Da öffnet sich langsam die Thüre
Und tritt eine Dame herein.

Es leuchtet aus ihrem Gesichte
Wie fliegendes Alpenglühn,
Es duftet aus ihren Kleidern
Wie Speik und Rosmarin.

Die wimmernden Kranken verstummen,
Die Schlafenden werden wach,
Und schauen mit gläsernen Augen
Dem lieblichen Wunder nach.

Die Dame verließ ihre Zimmer
So freundlich, so duftend, so hell,
Verließ ihre glänzenden Kreise
Und ihren sammt'nen Fauteuil.

Es ging ihr dreifach zu Herzen,
Ein Landsmann sterb' elend dahin,
Als Christin, als zärtliche Mutter
Und als Tirolerin.

Es steht am Bett des Studenten
Ein Stuhl aus geflochtenem Rohr,
Da läßt die Dame sich nieder
Und flüstert dem Kranken in's Ohr.

Sie lehrt ihn vergess'ne Gebete,
Malt ihm der Heimat Bild
Und spricht ihm den Segen der Eltern,
Den er beim Abschied' erhielt.

Da weichen die Wände des Saales
Zurück, wie vom Zauber gefeit,
Und draußen stehen die Berge
In strahlender Herrlichkeit.

Wo durch die Zeile der Betten
Die Qual die Runde gemacht,
Da dehnen Aecker und Wiesen
Sich aus in üppiger Pracht.

Auf seiner wollenen Decke
Steh'n Himmelsschlüssel und Klee,
Und ober ihm träumen die Fichten,
Und neben ihm schläft der See.

Hoch über der Apfelbäume
Weißrothem Blüthenreiz
Hebt in den sonnigen Himmel
Der Kirchthurm das goldene Kreuz.

Zur Lerche wird jede Seele,
Die je hier in Schmerzen verging,
Die Thräne zum Thau, und der Seufzer
Entpuppt sich zum Schmetterling.

Der Kranke hebt hoch sich vom Lager,
Zeigt weit hinaus mit der Hand:
„So hab' ich dich endlich wieder
„Du süßes Vaterland!“

Dann sinkt er lächelnd zusammen
Indem er die Dame noch nennt; —
So starb im Wiener Spitale
Ein armer tiroler Student.

Wien, 12. Jänner 1852. **Hermann v. Gilm.**

Digitized by Google

Zur historischen Literatur.

(Ein Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des Ferdinandeum am 27. Dezember 1851.)

(Schluß.)

Anderer Art, aber in vieler Beziehung verwandt mit dem vorigen, ist Beda Webers Buch. Ich muß den topographischen Theil desselben aus Mangel an Zeit übergehen, nur so viel sei hier gesagt, daß er mit Webers bekannter Meisterschaft in der Schilderung von Oertlichkeiten, und mit dem liebevollsten und eindringlichsten Blicke in das Passeirer Volksthum gearbeitet ist. Die entschiedene Subjektivität des Verfassers und seine kräftige Pinselführung verleihen seinen Bildern und Schildereien eine eigenthümliche Auffassung und Färbung, — hier hat der Stoff selbst und das reichhaltigst sich darbietende Materiale ihn vor der Gefahr irgend einer Verzerrung bewahrt. Die tüchtigen und doch zarten Naturen dieser Thalbewohner ertragen, ja erfordern die Auffassung eines poetischen Gemüthes, und einen Pinsel, der die saftige Behandlung eines Rubens mit der feinen tiefinnerlichen eines Dürer nicht selten zu vereinigen strebt.

Die zweite Abtheilung, die Geschichte Andreas Hofers, welche uns hier beschäftiget, bietet des Interessanten Vieles. Wie Mayr, so ist auch Weber von einer etwas ausschließlichen Vorliebe für seinen Helden beherrscht, was indessen der Wahrheit der Darstellung keinen Eintrag thut, indem sich diese Vorliebe mehr durch Schweigen, nicht etwa durch Entstellungen von Thatsachen kundgibt. Fällt Speckbacher bei Mayr ein pars magna oder vielmehr maxima der Kriegsereignisse, wenigstens in Nordtirol, zu, so tritt er bei Weber nur ziemlich spät, und nur obenhin erwähnt auf den Schauplatz; das hauptsächlichste Verdienst bei den April- und Maiereignissen in der Gegend von Hall und Volders wird Straub zuerkannt, und überall zeigt sich ein unverkennbares Streben, Speckbacher nicht zu sehr in den Vordergrund treten zu lassen, damit die Beleuchtung mit voller Wirkung auf die Figur des Haupthelden, Andreas Hofer, falle. Da der Verfasser sich vorsetzte, die Theilnahme der Passeirer an dem Kampfe von 1809 besonders zu berücksichtigen, so gewinnt es nicht selten den Anschein, als leite den Verfasser eine Vorliebe für diese und die Etschländer überhaupt, welche leicht dem Vertrauen auf seine Unbefangenheit und Unpartheilichkeit einigen Eintrag thun könnte, wenn sich der Leser diesen speziellen Zweck des Buches nicht fortwährend gegenwärtig hält. Mayrs und Webers Bücher ergänzen sich aber nicht nur in Beziehung auf die Darstellung ihrer Helden, sondern der Kriegsereignisse überhaupt, da bei Weber die südtirolischen eine Schilderung gefunden haben, welche bei Mayr gänzlich fehlt. Durch Weber's Darstellung zieht sich als charakteristisch ferner eine indirekte Polemik gegen Hormayr. Dieser hat bekanntlich, sich als Mittelpunkt setzend, Hofern gleichsam als seine Marionette, als den Acteur hingestellt, der vor dem einfältigen Bauernvolke zu agiren hatte, während Hormayer sprach und dirigirte. Weber dagegen bemüht sich, zu zeigen, daß nur eine Natur, wie die Hofers war, gerade so viel Einfluß, aber auch nicht mehr, über die Bauern gewinnen konnte, um sich zum Oberkommandanten zu eignen. Die Schilderung dieses Mannes, seiner ächten Passeirernatur im besten Sinne des Wortes, wie er nicht durch Selbsterhebung, durch die k. Ernennung, durch irgend eine Aufdringlichkeit, sondern eben durch ein gewisses Entferntbalten, durch ein jedes Mißtrauen beschwichtigendes Gehenlassen, allmälig auf dem Wege stillen Wachsthums, nicht voreiliger Mache dazu kam, allgemein als Oberkommandant anerkannt zu werden; — das Alles ist meisterhaft ausgeführt und mit vollkommener Treue dargestellt. Vom ersten Begegnen hatte Hofer für Hormayer nach W. keine Sympathie; vielmehr machte sich gleich anfangs bei Hofer eine gewisse Erkältung gegen den vielgeschäftigen, zu scharfen Maßregeln geneigten österr. Intendanten bemerkbar. „Hofer," heißt es S. 370, „nannte sich am 13. April auf seinem Zuge von Passeier nach Bozen das erste Mal vom Hause Oesterreich erwählten Oberkommandanten der tirolischen Schützen; und dieser damals kaum beachtete Schritt bezeichnete gleichwohl den Beginn eines bessern Geistes der Volkserhebung, der alle Mißhandlung anders Denkender ausschloß, falls sie den bestehenden Gesetzen gehorchten. Hormayr, der um diese Zeit fast gar nie schlief, oft halbe Nächte 4—6 Schreibern zugleich diktirte, und darunter noch Besuche annahm, eilte Hofern, der mit der Nachhut des Landsturms vor Mais stand, entgegen und bedeckte den begegnenden Sandwirth mit Umarmungen und Küssen. Auch in Meran wurden baierische Beamte in Empfang genommen und zur Deportation verurtheilt, wie man den Schub dieser Unglücklichen ins tiefere Oesterreich und nach Ungarn nannte. Hofer war nach gleichgiltigen Zeugen mehr ein aufrichtiger Zuschauer der durch den Intendanten angeordneten Maßregel, als thätiger Theilnehmer. Es fand keine Verabredung statt zwischen beiden Männern. Sie hatten ein unbesiegliches Gefühl wechselseitiger Entbehrlichkeit, das unter den Redeblumen der Höflichkeit nur halb verdeckt lag."

Noch schlechter kömmt Hormayr an einer andern Stelle weg, wo der Verfasser von der Erhebung der Bauern nach dem Abmarsche Lefevres spricht: „man fing an," heißt es Seite 391, „den Schmerz über Chastelers Abzug zu vergessen, im Gefühle größerer Freiheit der Landesvertheidigung. Selbst über Hormayrs Abwesenheit war die Freude allgemein. Dieser Letztere machte im südlichen Tirol verschiedene Kreuz- und Querfahrten, angeblich den Landsturm aufzuregen, aber es kam von seiner Thätigkeit nichts zum Vorschein. Sein längerer Aufenthalt in Nauders und an den benachbarten Gränzen der Schweiz machten ihn des Vorhabens verdächtig, für jeden Nothfall sogleich aus Tirol zu fliehen, und in der That läßt sich auf historischem Wege, (bemerkt Weber sehr spitz), nichts dagegen anführen. Erst als er die Landesvertheidiger auf den Iselhöhen wußte, kampfbereit, wagte er sich nach Landeck weiter, um mit Teimer den Oberinnthaler Landsturm losbrechen zu lassen, aber auch in diesem Vorhaben nicht ganz mit raschem Erfolg. Man wollte zum ersten Male in diesem ereignißreichen Jahre von tirolischer Seite zeigen, daß man Worte entbehren könne, im Bewußtsein entscheidender Thatkraft in Land und Leuten." Vor der Iselschlacht am 25. Mai legitimirte sich Hofer mit Briefen des Erzherzogs Johann, daß er als Oberkommandant von Tirol bezeichnet sei. Diese Ernennung würde aber schwerlich von Wirksamkeit gewesen

Digitized by Google

sein, wenn sie nicht eben den rechten Mann der Zeit und der Umstände getroffen hätte." Die Anerkennung dieser Würde (Seite 392) im Sandwirthe durch alle Volksführer in Nord- und Südtirol ließ keinen Augenblick auf sich warten. War er doch nur der einfache, ehrliche Ausdruck des bessern Volksgeistes der verschiedenartigen Stämme im Lande. Es ist dabei nicht einmal die Frage, ob diese Versinnlichung des Gesammtwillens im schlichten Sandwirth aller Schwächen bar und ledig gewesen. Das Volk war auf seine eigene Kraft gestellt, und es ist verzeihlich, daß es nur von sich selbst Rath annehmen wollte. Das war eben das Eigenthümliche der damaligen Weltlage, daß alle Weisheit der Welt schal und aller Verstand der Verständigen rathlos geworden und nur im tiefinnersten Gemüthe des Bergvolkes, noch Abscheu genug vorhanden war, gegen die Corruption der Zeit." Hieran knüpft Weber zwei eben so feine als wahre Bemerkungen, welche Hofers Einfluß, durch seine Art der Handhabung desselben, zu erläutern dienen: Seite 402 ist von einer Anordnung Hofers in Bezug auf die Landesvertheidigung die Rede, Weber bemerkt hiezu: „Dieser Befehl, dem man praktische Weisheit nicht absprechen kann, war in seiner Fassung ganz tirolisch, denn er enthielt nur das allgemein wünschenswerthe, ohne pedantische Regelung der wirklichen Einzelheiten in der Ausführung. Und der tirolische Bauer ist in Landesnöthen nur so lange der größten Aufopferung fähig, als seinem eigenen Ermessen das örtlich Nöthige überlassen wird. Hierin dem Götz von Berlichingen nicht unähnlich, den es auch verdroß, daß ihm der Bischof vorschreiben wollte, wie er reiten sollte." Bei einer andern Gelegenheit, wo Hofer den Bauern drohte, wenn sie ihm nicht folgen würden, nicht länger ihr Anführer zu sein, und Gehorsam fand, fügt der Verfasser bei: „Männer von starren Begriffen kriegerischer Zucht und willenlosen Zusammenwirkens mußten dieses scheinbare Auseinander der Volkskräfte und Hofers Verhalten dabei seltsam finden, aber nur wo die Zügel so locker gehalten werden, ist unser Bergvolk im Augenblicke der Noth zu haben, und thatkräftig für volksthümliche Angelegenheiten. Hofer als Mann des Volkes verstand recht gut, daß seine Macht nicht weiter ginge, als die Kraft und der Wille des Volkes selbst. Durch diese weise Mäßigung verhinderte er den Ausbruck roher Volksleidenschaften und drückte dem Aufstande von 1809 einen Charakter von Milde und Selbstachtung auf, den jeder Unpartheiische rühmend anerkennen mußte. Nur das allzu fühlbare Hervortreten des Uebergewichtes an Macht und Willen im Befehlenden und die windige Allbefehlshaberei verleiten die Volkskräfte zur Ausschweifung. In solchen Fällen empören sich auch die Guten, deren unermeßliche Ueberzahl sonst leicht allem Unwesen steuert."

Die anziehendsten Abschnitte der Schrift dürften die über Hofers Regierung in Tirol als Oberkommandant, dann über sein schwankendes Benehmen nach der Verkündigung des Friedens und über sein tragisches Ende sein. Es thut mir leid, wegen Kürze der Zeit darauf nicht näher eingehen zu können. Nur auf zweierlei erlaube ich mir aufmerksam zu machen. Hofers Unschlüßigkeit und Schwanken zwischen starrem Eigenwillen und Rathlosigkeit nach der bekannten Scene auf dem Schönberge, wo er schon bereit war, in das baierisch-französische Hauptquartier nach Hall zur Unterwerfung zu fahren, ist hier psychologisch vollständig aufgeklärt. Der ungeheure Abstand zwischen dem kaiserl. Handschreiben aus Wolkersdorf und dem Friedensschlusse, zwischen den schwindelnden Hoffnungen, die Roschmanns Sendung und die Hofers letzte und schönste Feier am 4. Oktober hervorrief, und der nackten Wahrheit, die in einer einfachen Preisgebung bestand, war zu erschütternd, als daß ihn auch ein festerer Charakter, ein nüchternerer Blick sogleich hätte fassen, sich in in das Unvermeidliche ohne Weiteres hätte fügen können; man braucht, um sich Hofers Gemüthszustand zu erklären, nicht seine Zuflucht zu Visionen zu nehmen, wie Immermann, oder zu hysterischen Anfällen, wie Auerbach. — Aber Manches in Beziehung auf die äußern Verhältnisse und Motive bleibt dennoch unaufgeklärt; es mußten doch Umstände sich geltend gemacht haben, welche auch in der vollen Trostlosigkeit des gegenwärtigen Momentes noch einen positiven Anhaltspunkt für Hoffnungen und Wünsche zu bieten schienen. Mayr deutet hier, wie mir scheint, mit vollem Rechte auf die Einflüsse englischer Agenten, da der englischen Diplomatie wegen Spaniens sehr viel daran lag, den Krieg in Deutschland, wenn auch nur in einzelnen Zuckungen, möglichst zu verlängern. Kolb erschiene dann nicht bloß als durch eigene Schwärmerei Betrogener, sondern auch als Betrüger. —

Die Widersprüche, welche bisher in Betreff der Gefangennehmung Hofers unaufgeklärt obwalteten, scheinen mir in Webers Buch eine so vollständige und glaubwürdige Aufhellung gefunden zu haben, daß man die Akten hierüber als geschlossen betrachten dürfte. Hiernach ist Donai von jeder Schuld eines absichtlichen oder unabsichtlichen Verrathes freizusprechen. Jedes Kind in Passeier kannte den Aufenthalt Hofers; der französische General Baraguay d'Hilliers, ein Mann von seltnem edlen Charakter, scheint darum gewußt zu haben, aber er wollte sein Wissen nicht zu Hofers Verderben benützen. „Als er," erzählt Weber (Seite 506), „im November in Meran erschien, um die Bauern-Unruhen ganz zu beschwichtigen, ließ er im größten Geheimniß den Strobelwirth Johann Holzknecht, den wir als Hofers Kassier und Geheimrath kennen, zu sich kommen und erklärte ihm, daß, wenn Hofer sich sogleich in seine Arme werfe, ihm kein Haar gekrümmt werden sollte; er schwöre dieß beim liebsten, was er habe, bei seiner militärischen Ehre, als General der französischen Armee. Donai, der sich eben damals in Meran befand, weit entfernt den Hofer zu verrathen, dessen Aufenthalt jedes Kind wußte und der General selbst am besten, rührte denselben durch seine beredte Schilderung von Hofers kindlichem Sinne, den schlechte Gesellen verführt und zum äußersten getrieben hätten; „auch auf die Gefahr einiger Ungnade," schloß Baraguay d'Hilliers, „will ich ihn retten, aber er muß sogleich zu mir kommen, der General darf nichts von dem wissen, was hier der schlichte französische Soldat vorschlägt. Bei längerer Zögerung von Hofers Seite muß ich von Amtswegen handeln und dann steht die Rettung desselben nicht mehr in meiner Gewalt." Sowohl Holzknecht als Donay thaten mündlich und schriftlich alles, um Hofer zu diesem Schritte zu bewegen, aber umsonst. Diesen Vorgang, setzt der Verfasser bei, habe ich aus einer mündlichen Erzäh-

Digitized by Google

lung des Holzknecht selbst gehört und angemerkt. Sein noch lebender Sohn ist davon ebenfalls als Augen- und Ohrenzeuge genau unterrichtet, so daß man daran keinen Zweifel Zweifel haben darf.“

Trotz seiner Aeußerung handelte der edle Baraguay d'Hilliers doch nicht von Amtswegen; bis zu Hofers Gefangennehmung verstrichen noch mehr als zwei Monate. Der Verräther Raffel war es, der um das Sündengeld des Verrathes zu verdienen, seine Kenntniß von dem Aufenthaltsort Hofers bei dem damaligen königl. baier. Landrichter in Passeier, Andreas Auer, zu Protokoll gab. Auer mußte mit widerwilligem Herzen seiner Amtspflicht gehorchen. Raffel trug selbst das beim Landgerichte Passeier verfaßte Protokoll nach Meran zum französischen General Huard, worauf dann wie bekannt, Hofers Gefangennehmung am 27. Jänner erfolgte. Es ist Webers nicht geringstes Verdienst, daß er die Ehre eines viel verleumdeten Mannes rettet, welchem es bei seinem Leben nicht vergönnt war, auch nur ein Wort der Vertheidigung gegen die allerinfamirendste Beschuldigung zu erheben und der mit der Verachtung seiner Zeitgenossen ins Grab steigen mußte, weil eine maßlose Leidenschaftlichkeit es nicht verschmähte, auf eine bloße Vermuthung hin, eine Verleumdung in die Welt zu schleudern, mit einem Leichtsinne, der an Sträflichkeit nur durch die Beharrlichkeit übertroffen wird, womit der erste Urheber derselben an ihr festhielt.

Ich kann von diesen beiden Werken, die jedem Leser eben so viel Genuß als Belehrung bieten werden, nicht scheiden, ohne auf ein drittes Werk aufmerksam zu machen, das eben im Begriffe ist die Presse zu verlassen. Es ist dieß die Geschichte der Manhartischen Sekte von unserem verehrten Mitgliede Herrn Professor Flir. Die Erwähnung desselben in diesem Vortrage rechtfertigt sich dadurch, daß der Ursprung dieser Sekte genau mit den Bewegungen des Jahres 1809 zusammenhängt und daß sie selbst nur ein Nachzittern jener gewaltsamen Erschütterung ist, die damals unser Volk und unser Land durchzuckten. Das Buch ist eine wahrhafte Bereicherung unserer vaterländischen Litt.ratur. Im höchsten Grade anziehend für jeden Freund der Geschichte, insbesondere belehrend aber für den Seelsorger, für den Staatsmann und Staatsbeamten, so wie für denjenigen, der das Studium des Menschen zu einer Aufgabe seines Lebens macht. War auch Ausdehnung und Verlauf dieser Schwärmerei nur beschränkt, so spiegelt sich darin doch ein merkwürdiges Stück menschlicher Geschichte ab. Herr Professor Flir hat eine bisher ganz unbekannte Parthie vaterländischer Geschichte aufgehellt; ich will durch ein Urtheil vor Erscheinen des Buches nicht vorgreifen, aber ich erlaube mir die zuversichtliche Erwartung auszusprechen, daß es allen Lesern eben so viel Interesse und Belehrung gewähren werde, wie mir, und daß ihm alle Leser für seinen unermüdeten Sammelfleiß und für seine geistvolle vorurtheilsfreie Bearbeitung des Stoffes eben so aufrichtigen Dank zollen werden, wie ich es hiemit zu thun mich gedrungen fühle.

Dr. Schuler.

Norwegische Elfenmärchen.

Nach dem Norwegischen von Karl Oberleitner.*)

II.

Der Egebergkönig.

In meiner Kindheit machten ich und meine Kameraden jeden Sonntag Nachmittag Spaziergänge nach Egeberg. Die ganze lange Woche freuten wir uns auf diesen Nachmittag; ihn wollten wir im Freien unter den duftenden Rosenhecken zubringen, wollten wir Weidenruthen vom Baume brechen, um die funkelnden Bergkrystalle ringen, die süßen Erdbeeren suchen und sammeln. Als wir älter wurden, ließen wir wohl die Weidenbäume in Ruhe und beraubten wir keine Hecke ihres Schmuckes, aber dennoch setzten wir unsere Ausflüge fort und auf den Wiesen des Egeberghofes ging die Jagd ganz lustig nach dem schönbeflügelten Apollo; im öden, wilden Ege bei den baufälligen Gebäuden tummelten wir uns lustig mit den Fangnetzen, um den ritterlichen Machaon zu erhaschen, der gleichsam mit unserer Geduld kämpfte, wie er unsere Bewunderung bei seinem leichten Fluge erweckte. Was mir dies Ege so interessant machte, war indessen weder die duftspendende Hecke, noch der melancholische Weidenbaum; weder die blanken Krystalle, noch die schönen Insekten, noch der purpurgefleckte Apollo, noch der schwefelgelbe Machaon; sondern das romantisch Geheimnißvolle, das mir durch die ersten Kindheitserinnerungen von diesen Plätzen entgegen dämmerte, der Wunsch, etwas Abentheuerliches zu erleben, der Gedanke an all die Pracht und Herrlichkeit, die von den rohen Steinen eingeschlossen wurde, an die mystischen Wesen — deren Dasein oder Nichtdasein mir noch unklar war — die die Sage in die Tiefe des Berges versetzte.

Die Sagen vom Egebergkönig, von den Gnomen und ihrem Bergschloß sind jetzt verstummt, aber von dem, was ich in meiner Kindheit hörte, lebt noch Ein und das Andere in meiner Erinnerung. Dieß habe ich in den folgenden Skizzen aufzufrischen versucht.

Vor fünfzig Jahren war Egeberg nicht so angebaut und bewohnt wie jetzt; es war mit Wäldern und Gebüschen überwachsen und von der Stadt sah man keine andern Wohngebäude, als das alte Haus des Egeberghofes oben auf der Höhe in der Nähe des von der Sonne erleuchteten Morgenhimmels oder der vorüberziehenden Wolken, und eine kleine rothe Hütte unten am Hügel auf der Westseite des Weges, wo dieser zur Rechten des Egeberghofes aufsteigt. Er hieß Svingen. An diesem Ort sieht man jetzt ein ansehnlicheres Gebäude, das ein sommerlicher Tanzsalon und ein Unterhaltungsort für spazierlustige junge Herrschaften ist, die in den ersten Sommernächten hinausziehen, um den Kuckuck zu hören.

Hier in Svingen in der kleinen rothen Hütte auf der Westseite des Weges wohnte einst eine arme Korbflechterin, die ganz kümmerlich von ihrem Erwerb lebte. Einmal, als sie Wasser schöpfte, sah sie dort am Wege eine große dicke Kröte vor sich.

*) In kurzer Zeit wird von Karl Oberleitner, dem Erzähler dieser Märchen, ein größeres Werk: „Der Geist des nordischen Alterthums —“ (eine literarhistorische Abhandlung über altnordische Literatur und Dichtersprache), als Fortsetzung „der Fundgruben des Nordens“ erscheinen.

Digitized by Google

„Geh' mir aus dem Wege, so will ich deine Wehmutter sein, wenn du in Kindesnöthen kommst," sagte sie im Scherz zur Kröte, die schnell den Weg verließ, so gut es gehen wollte.

Einige Zeit darauf, als die Korbmacherin eines Herbstabends von der Stadt heimgekommen war und vor dem Schornstein saß und Körbe flocht, trat bei ihr ein fremder Mann ein.

„Höre," sagte er, „mein Weib wird bald in die Wochen kommen, es hat nicht mehr weit dahin. Willst du ihm helfen, wenn es gebärt, wie du versprochen hast, so soll es dich nicht reuen."

„Ei, Gott bewahre mich davor," sagte die Korbflechterin, „das kann ich nicht, ich verstehe mich gar nicht darauf."

„Ja, du mußt es thun, du hast es ja ihm versprochen," sagte der Mann. Das Weib konnte sich nicht wohl erinnern, Jemand versprochen zu haben, Wehmutter zu sein, und sagte dieß zu ihm; aber der Mann antwortete darauf:

„Ja du hast es versprochen; denn die Kröte, die am Wege vor dir lag, als du gingest, Wasser zu holen, war mein Weib. Willst du ihm helfen," fuhr der Mann fort, der, wie sie jetzt merkte, kein anderer als der Egebergkönig sein konnte, „so soll es dich nimmer gereuen, ich will dich gut dafür bezahlen, aber du darfst mit dem Gelde nicht verschwenderisch sein, das ich dir gebe, du darfst es nicht weggeben, wenn dich Jemand darum bittet, und darfst davon nicht sprechen, ja, du sollst davon nicht einmal irgend einem Menschen etwas andeuten."

„Nein, bei Gott," — sagte sie, „ich kann schweigen und es bei mir verwahren; wenn dem Weibe Uebles zustößt, so helfe ich, so gut ich kann."

Es verstrich einige Zeit, als derselbe Mann in einer Nacht zur Korbflechterin hereinkam und sie bat, ihm zu folgen. Sie stand auf; er ging voran und sie nach, und ehe sie wußte, wo sie wäre oder wohin es ginge, war sie in einem Berge, wo die Königin im Bette lag und in Kindesnöthen war. Es war ein prächtiges Gemach und dem Weibe dünkte, nie an irgend einem Orte gewesen zu sein, der so vergoldet war. Aber als sie hineingekommen waren, setzte sich der Mann auf einen Stuhl und umfaßte die Kniee mit seinen Händen und wenn die Männer so sitzen, kann eine Wöchnerin nicht erlöst werden; dieß wußte die Korbmacherin sehr gut. Deßhalb versuchten sie und die Königin, ihm manche gute Worte zu geben und baten ihn, bald nach dem Einen, bald nach dem Andern zu gehen, aber wo er saß, da saß er und rührte sich nicht vom Platze. Zuletzt gerieth die Wehmutter auf einen Einfall.

„Jetzt ist sie erlöst," sagte sie zum Manne. Bestürzt ließ er die Hände auseinander fahren, und fragte, wie dieß zuging. In diesem Augenblick legte das Christenweib seine Hand an die Königin, die durch diese erlöst wurde.

Während der Mann außen war, um warmes Waschwasser für das Kind zu holen, sagte die Wöchnerin zur Wehmutter:

„Mein Mann ist dir gut, wenn du aber gehen willst, so schießt er nach dir; denn er kann diese Gewohnheit nicht lassen; deßhalb mußt du dich beeilen, hinter die Thür zu schlüpfen, wenn du gehst, dann trifft er dich nicht."

Als das Kind geputzt, gewaschen und gekleidet war, sendete sie die Königin in die Küche, um eine Salbenbüchse zu holen, um die Augen desselben zu bestreichen. Aber eine solche Küche und solche Küchengeräthe hatte sich noch nie gesehen. In Reihen waren die prächtigsten Gefäße und Teller aufgestellt, und unter ihnen hingen dort Pfannen und Kasserolen und Kessel, alles von purem Silber und so blank und glänzend, daß rundum alle Wände schimmerten.

Aber Jedermann kann denken, wie sie verwundert war, als sie dort ihre eigene Magd stehen und auf einer Handmühle Gries mahlen sah. Sie nahm eine Scheere und schnitt, ohne daß es die Magd merkte, einen Streifen aus ihrem Unterrock und verbarg ihn. Als sie fertig war und gehen wollte, erinnerte sie sich, was die Wöchnerin gesagt hatte und schlüpfte hinter die Thür. In demselben Augenblicke schoß der König einen glühenden Kehrbesen nach ihr, so daß die Funken umherflogen.

„Traf ich dich?"

„Ei nein," antwortete sie.

„Dieß war gut," rief er.

Die Sonne warf schon die Strahlen in die Stube, als die Korbflechterin heim kam, aber die Magd, die immer darüber klagte, daß sie matt wäre, und ihr der Rücken schmerze, lag und stöhnte und schlief noch. Sie weckte dieselbe und fragte:

„Wo bist du diese Nacht gewesen?"

„Ich Mutter?" — sagte die Magd — „ich bin nirgends gewesen, das weiß ich, außer hier im Bette."

„Ja, da weiß ich es besser" — fuhr sie fort — „diesen Streifen habe ich dir vom Unterrocke in der Nacht im Berge geschnitten; du siehst, daß es paßt. Aber so ist die Jugend heut zu Tage; in früherer Zeiten las das Volk sein Abendgebet und sang seine Abendpsalme, bevor es zu Bette ging, damit eine solche Zauberei keine Macht haben sollte, und ich will dich auch lehren, Unsern Herrn vor Augen zu haben; du kannst jetzt begreifen, daß du matt wirst und klein bleibst und warum du Rückenschmerzen bekommst, und daß ich keinen großen Gewinn an dir habe, wenn du ihnen Nachts und mir am Tage dienen willst."

Von der Zeit an, als die Korbflechterin Wehmutter bei der Königin war, fand sie jeden Morgen außen vor ihrer Thüre eine Menge Silbermünzen und ihre Verhältnisse wurden dadurch besser, so daß sie bald warm inner der Thüre saß. — Aber es trug sich einmal zu, daß es einem armen Weibe sehr schlecht ging und dieses ihr seine Noth klagte.

„Ah pah" — sagte sie in ihrem Uebermuthe — „es kann wohl nicht so gefährlich sein; wenn ich nur wollte, fiele es mir nicht so schwer, dir zu helfen." Sie half nicht dem armen Weibe, aber von dem Tage an fand sie nicht einen Schilling mehr außen vor ihrer Thüre; die Münzen, die sie besaß, waren wie weggeblasen, und sie mußte wieder die Körbe auf den Arm nehmen und in die Stadt bei Sonnenschein und Regen wandern.

Der Egebergkönig gedachte wohl nicht immer seines Weibes; bisweilen war er auch außen in seiner Gegend und

Digitized by Google

warb um die Mädchen der Stadt, die an Sonn- und Feiertagen in den Gebüschen und Höhlen des Berges herumwanderten, um Beeren und Blumen zu sammeln. Er zeigte sich da sehr oft als einen häßlichen zusammengeschrumpften Mann mit rothen Augen; wenn er aber Glück machen wollte, nahm er gerne die Gestallt des Beret Anker an und trat als ein schmucker ältlicher Mann mit Sternen auf der Brust auf. Aber dieß war nur eine veränderliche Gestalt; in der Wirklichkeit war und blieb er der alte, häßliche, rothäugige, zusammengeschrumpfte Mann, was sich hinlänglich in seinem ehelichen Verhältnisse kundgab; denn, wie man wußte, erhielt sein Weib immer die falschesten und häßlichsten Zwerge mit dicken Köpfen, rothen Augen und von unbeschreiblicher Gefräßigkeit, welche die Eltern sobald als möglich los zu werden suchten. Und in dieser Absicht sandte das würdige Königspaar seine folgsamen Diener und Vasallen, die Gnomen aus.

In jener Zeit waren daher auch die Gnomen in Egeberg in dem üblen Rufe, in Grönland, Enerhougen und besonders in Gamlebyen die feinen und schmucken Menschenkinder zu stehlen und statt deren Wechselbälge unterzuschieben; und dieses Austauschen und Stehlen der Kinder ging jedoch so weit, daß sie selbst diese nicht aufziehen konnten; daher stahlen sie auch die Ammen, die sie im Allgemeinen für immer behielten. Ein Mädchen aus Gamlebyen, das sie zu sich genommen hatten, war indessen glücklicher. Es war ein Jahr hindurch als Amme für ein solches Menschenkind im Berge, das die Gnomen gestohlen hatten; aber dann entwischte es. Ob durch List, ob es seine Schuhe verkehrt stellte oder weil es sich verplauderte, oder weil sich in seinem Hemde ein Zauberzeichen fand, kann ich mich nicht erinnern, genug, es entkam und erzählte seitdem unzählige Male, wie prächtig und glänzend es innen im Egeberg wäre, wie das schlaue Volk dort mit ihm verfuhr, wie dieses ihm zugesprochen hatte, um es zu gewinnen, zu bleiben und wie sanft der Junge war, den es aufzog. Jeden Morgen befahlen ihm die Gnomen, die Augen des Kindes mit einer Salbe zu bestreichen, die es aus einer Büchse nehmen mußte, die in der Küche hing, aber sie fügten zugleich hinzu, daß es sich wohl hüten müßte, seine eigenen damit zu bestreichen. Wozu dieß sein sollte, konnte das Mädchen nicht begreifen, denn das Kind hatte die schönsten veilchenblauen Augen, die man nur finden mochte, und so nahm es einmal, als das Weib nicht anwesend war, die Salbe und strich sich ein wenig davon über sein rechtes Auge.

Ein halbes Jahr darnach, da es den Gnomen entkommen war, wollte es in die Krambude Bjerkenbusch's an der Ecke des Herrnhofes gehen, um Einiges zu kaufen. Und dort stand das Weib, bei dem es im Berge Amme gewesen war, beim Tische und stahl die Reisgrütze aus der Schublade und es ging an, da es Niemand bemerkte und es sah.

„Guten Tag, Mutter, treffe ich euch hier?“ sagte das Mädchen und grüßte es; „wie geht es dem Kinde?“

„Kannst du mich sehen?“ fragte das Weib sehr verwundert.

„Ja, sollte ich euch da nicht sehen können?“ sagte das Mädchen.

„Mit welchem Auge siehst du mich?“ fragte die Unterirdische.

„Ei, mit dem rechten,“ antwortete das Mädchen, und zwinkerte abwechselnd mit den Augen.

Darauf spie die Unterirdische auf das Auge des Mädchens und von der Zeit an sah es mit diesem weder sie noch irgend jemand Andern; denn es war und blieb stets blind auf dem rechten Auge.

Obgleich sich dort ferner kein Mangel an dickköpfigen Jungen in Grönland und in Gamlebyen zeigt, wird dieß jedoch nicht mehr den Gnomen in Egeberg zur Last gelegt; denn für's Erste stieg die Aufklärung in dem Grade, daß man, anstatt die Wechselbälge drei Donnerstagabende in Staub und Schmutz mit Ruthen zu peitschen, oder sie in die Nase mit einer glühenden Feuerzange zu kneipen, wie es früher der Brauch war, jetzt die Mutter Torgerser oder eine andere Hexe über das Kind Wasser gießen läßt, um es vor Zauberei und Hexereien zu bewahren, oder man zur Stine Bredvolden eine von den Windeln des Kindes schickt, die so klug ist, daß sie aus diesen dessen Krankheit und Schicksal liest und darnach über Leben und Tod aburtheilt; und für's Zweite haben sich der Egebergkönig wie die Unterirdischen geflüchtet; denn das beständige Trommeln und Schießen, womit sich das Militär im letzten Kriege seinen Muth zu wecken suchte, das Poltern der schweren Rüst- und Bagagewägen, die den Weg über die Wohnung des Egebergkönigs nahmen, und dieselbe so erschütterten, daß die silbernen Teller an den Wänden zitterten und erklangen, machten es ihm zu bunt. Ein Mann begegnete ihm eines Nachts im Jahre 1814 mit verschiedenen Fuhren, die mit Geräthen bepackt waren und mit einem großen Zuge von gebrannten Ochsen ohne Hörner.

„Kreuz, wohin wollt ihr so spät in dieser gefährlichen Zeit mit so viel Gepäck und mit einem so großen Zug von Thieren?“ sagte der Mann.

„Ich will mich zu meinen Brücken in Kongsberg flüchten, da ich dieses Schießen und Lärmen nicht aushalten kann,“ antwortete der Egebergkönig und ist seit der Zeit weder gehört noch gesehen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weiberaufstand.

(Fortsetzung.)

Die Messe war beendet. Allmälig traten die Andächtigen aus der Kirche. Da und dort bildeten sich wieder einzelne Gruppen auf dem Platze. Sprach Jemand mit seinem Nachbar, so kamen gleich Andere herzu, glotzten stillschweigend den Redenden an, oder stimmten höchstens zu dem allgemeinen Tone der Verlegenheit und der Bedrängniß ein mit einem langgedehnten: „Ja das ist doch fürchterlich, Einen gerade so wegnehmen, und unter d' Soldaten stecken, und wenn bei denen Zeiten einer einmal eine Muskete in der Hand hat, dann hat man ihn daheim gesehen für immer!“ Langsam, in Kummer und Neugierde, setzten sich dann diese Gruppen in Bewegung gegen den Adler. — Nur wenige verliefen sich nach andern Richtungen, und klein war die Zahl derer, die heute noch längere Zeit in der Kirche blieben. — Ammarei hatte im Hinausgehen durch die kleine Thüre ihre hohle Hand mit Weihbrunn gefüllt, und sprengte diesen auf das Grab

ihrer Mutter. Sie blieb eine Weile vor demselben stehen und betete. Als sie sich endlich umwandte, erblickte sie die Alte, der sie vor dem Gottesdienste ein Zusammentreffen versprochen hatte. Sie war von dieser erwartet. Zögernd ging sie dem Gitter zu, an dem jene stand; mit Bangen und Angst, es war ihr, als zöge sie eine unsichtbare Macht zurück, und flüsterte ihr in's Ohr: „geh' nicht hin zu ihr!" — und doch — sie konnte nicht ausweichen. Als sie dem Ausgange nahe war, grüßte jene, nach der bei Bauern üblichen Manier, daß man um jenes fragt, was man schon zuvor weiß: „Hast gebetet, Amrei — und kommst endlich?" „Ja," erwiederte die Gefragte, „und du auch?" „Ich hab' dir wollen warten," sprach jene weiter, „und dir sagen, daß es vielleicht möglich wäre, daß heute gar nicht gespielt würde!" — „Wie gar nicht gespielt werden!" schaute Ammarei verwundert und fragend die Hagere an. „Ja freilich, wenn man nur will, und Wollen, denk' ich, das sollt' man. Schau, ich hab' meine Bueben gewiß lieb, und wenn Hans Konrad am Herbst nur wieder nach Feldkirch hinaufgeht, ich bin dir bekümmert, weiß wie. Man kann ja nicht wissen, was einem begegnet. Und wenn es erst Josefi zugeht, und man wieder vom Paßholen redet, und ich dem Peter seinen Pack zusammenrichten soll, du kannst's nicht glauben, wie weh mir dann ist, und wenn er dann kommt und mir so wehmüthig d'Hand gibt, und schluchzt: „B'hüt' Gott, Mutter! habt einen guten Sommer, will's Gott komm' ich gesund wieder heim, und treffe Alle wieder an" — es ist, als wollt es mir 's Herz zersprengen. Es dauert einen Sommer lang; aber endlich ist's doch nur ein Sommer. Aber da, wenn's Einer verspielt, so muß er fort, du weißt nicht wohin, bei Wind und Wetter auf d'Wacht, auf d'Vorposten, mitten in's Feuer der Schlacht. Wenn's gut geht, kommt er heim als ein Krüppel, aber wie Wenige kommen wieder auch so nur. Ist Einer verwundet, wer kümmert sich d'rum, da laßt man ihn liegen und röcheln und sterben im lutherischen Land, ohne Sakrament und Priester. Nein, lieber wollt' ich, ich sehe meine Buben grad todt, als sie müßten zu den Soldaten!"

So sprach die Lange, denn es drückte ihr Herz und sie wußte auch, daß Ammarei in ähnlicher Lage sich finde. Auf sie hatte sie es besonders abgesehen, sie war als eine brave und nette „Schmelge" (Mädchen) beliebt, als die Tochter eines reichen Bauers angesehen, und nach ihrem Verhalten würden sich viele ihrer Altersgenossinnen richten. Tief ergriffen, indem es ihr vorkam, als sähe sie ihren Jos schon wegführen, fragte sie hastig: „Das ist schon wahr, aber wie könnt' man's denn wenden?"

„Siehst, das geht so," versetzte die Alte. „Die Männer können nichts thun, die haben müssen Gehorsam versprechen. Der König hält ihnen zwar auch nicht, was er versprochen; doch das thut nichts, wie man weiß, bei den Großen; ließen aber die Unsern sich betreffen, da gäb's Feuer auf dem Dach, wenn auch keines auf dem Herd wäre. D'rum müssen wir Weiber d'ran. Es möchte fehlen, wie es wollte, was kann man denn einem Weibe thun, oder, wenn gar alle zusammenhalten, was wird man denn anfangen können? Nun siehst aber, wir lassen nicht spielen. Wenn's einmal anfangen soll, so will ich's schon einleiten, ihr lärmt dann und rufet und schreit und den „Baier" jagen wir fort mitsammt dem Bartscherer und seinen lausigen Knechten. Die Männer hindern uns nicht, die sind froh im Herzen, wenn wir uns wehren für sie, wo ihnen die Hände gebunden. So spielt man dann zu Krumbach nicht, und die andern Dörfer werden sich's merken."

Ammarei, die nur klare Augen hatte für ihre Liebe und ihre Angst, fand dieß Alles ganz natürlich. Gutmüthig sagte sie zu, in der Nähe bleiben zu wollen und das Ihre zu thun. Unter solchen Gesprächen waren die Beiden zum Adler gekommen. Dort herrschte ungewöhnliches Leben. Jung und Alt war da versammelt, einige unten am Wege, andere durch den Gang des Hauses hinauf, viele in der großen Gaststube. Dahin drängte sich nun die Lange durch die Neugierigen durch. Hinter einem Tische an der vordern Wand saß der Aktuar, die Rollen der Spielpflichtigen vor sich, und den verhängnißvollen Topf mit den Loosen. Neben ihm hatten die Vorsteher Platz genommen, und mit ihnen der Chirurgus, in kleiner Entfernung von ihm die Gerichtsdiener. An die Wand gelehnt stand das Maß. Die Stube war nahe gefüllt von Männern, die ihre berufenen Söhne herbeiführten, von Weibern, die Nothwendigkeit oder Neugierde oder endlich ein anderer Zweck herein geführt hatte.

Alles schwieg in der zum Gerichtslokale verwandelten Stube, nur das Getrampel der Füße von der Menge der Hereindringenden machte einigen Lärm, und das Hin- und Herwogen, dadurch veranlaßt, daß die Hintenstehenden den Tisch und Aktuar nicht so leichthin aus den Augen zu verlieren gewillt waren. Alles war in unruhiger, gespannter Erwartung. Auch der Chirurgus war unruhig, aber aus einem ganz andern Grunde, als die Uebrigen. Er, ein Mitglied der königl. Kommission, heute von so großer Bedeutung, er eingeladener Gesellschafter des Herrn Aktuarius, er heute in Amtsthätigkeit einer bekannten Gemeinde gegenüber stehend, hinter dem Amtstische, neu bewegt vom inneren Kampfe zwischen dem Hochgefühle ob seiner neuen Würde, und dem Ernste und der Verantwortlichkeit des bevorstehenden Geschäftes, er ahnte nicht wie nah sein Stern dem Erbleichen wäre, und wie unfreiwillig seine Enthebung. Als sich die große Stube ziemlich gefüllt hatte, erhob sich der Aktuarius von seinem Sitze, und setzte der Versammlung, seine Linke auf den Degenknopf gestemmt, auseinander, daß er im Namen seiner Majestät, des allergnädigsten Königs Max da sei, (seit dem Preßburgerfrieden hatte sich der ehemalige Churfürst durch seinen Beitritt zum Rheinbunde, und seine Hingabe an den „Fluthenkaiser" zum Könige geadelt), daß die Zeitumstände eine größere Truppenaushebung und auf neue Weise nothwendig gemacht; er mischte einige ständige Redensarten von landesväterlicher Huld, Fürsorge, Unterthanentreue, neuem Vaterlande rc. bei, und kündete an, es werde die Liste noch einmal durchgegangen, wenn allenfalls noch etwas angebracht werden sollte, so müßte es jetzt geschehen, indem unmittelbar darauf die Losung und dann die Assentirung der Betreffenden vorgenommen würde.

Als er ausgeredet, setzte er sich wieder und fing an, die Losungspflichtigen herabzulesen. „Bilgeri Konrad, aus Mittelkrumbach!" las er heraus. „Hier," stotterte der Vater,

Digitized by Google

der Engelwirth, indem er seinen Sohn vorschob. „Habt ihr was anzubringen,“ fragte der Leitende, „das euch eine absonderliche Vergünstigung adjudizirte?“ „Nach den erlassenen Instruktionen kann ich nichts anbringen, nur wünschte ich, ihn behalten zu können.“ „Nun,“ versetzte der Aktuar, d'Größe hat er, g'sund und stark ist er, — e r s p i e l t!“ Ein Schauder fuhr bei diesem Worte durch die ganze Versammlung. — „Fink Josef, von Wolfsbühl,“ las er weiter. Bei diesem Namen trat ein bangendes Weib, seine Mutter, vor. Sie stand heute das erste Mal in ihrem Leben vor einem Gerichtstische, und in einer solchen Angelegenheit! sie zitterte am ganzen Leibe. Mit bebender Stimme brachte sie im Dialekte ihres Dorfes vor, sie hätte wohl nichts einzuwenden, als daß sie, eine Witwe, mit noch mehreren unerwachsenen Kindern, seines Verdienstes bedürfe, und daß er dieseswegen nicht zu Hause, sondern gegenwärtig in der Fremde sei. —

Krumbach, wie noch manche Ortschaften des reichlich bevölkerten Vorarlberg erzeugt selbst wohl nur den kleinsten Theil der erforderlichen Lebensmittel, deren Bedarf, vorzüglich an Getreide, aus dem benachbarten Schwaben eingeführt wird. Und die Kosten hiefür bestreiten zu können, regen sich alle Hände von Jung und Alt.

Im „Walde“ sitzen die Weiber und Mädchen, ja selbst Kinder mit 5 und 6 Jahren an dem Tamburin und sticken mit außerordentlicher Gewandtheit Blumen ein in Musseline, die zu diesem Zwecke aus der Schweiz herübergebracht werden. — Die Buben gehen im Sommer in's „Schwabenland“ und hüten daselbst die Herden, Jünglinge und Männer wandern nach der Schweiz, Frankreich und Deutschland aus, als Handlanger, Zimmerleute, Maurer — aus Krumbach selbst viele Stuckaturarbeiter, und bringen im Spätherbste das Ersparniß ihres Schweißes nach Hause.

So war auch der Witwe Sohn abwesend. Sie wußte nicht, ob sie sich über seine Abwesenheit freuen, oder betrüben sollte; denn, indem sie sich einerseits tröstete: so lang er nicht da ist, können sie ihn wenigstens nicht abfassen, so kümmerte es sie auf der andern Seite, man möchte seine Entfernung als eine absichtlich boshafte nehmen; (denn der Bedrängte ist immer voll Verdacht,) und ihn ohne weiters abfordern, erschien er nicht, ihr kleines Besitzthum zum Pfande aussprechen; noch mehr aber bangte es ihr vor dem Ausgang des Losens selbst. —

Der Aktuar verstand ihre Rede nur halb. Der Chirurg klärte ihn über die Lage der Sache auf — als abwesend war er eingezeichnet. — Auch über ihn erging das kaltmüthig gesprochene; „S p i e l t.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Tiroler-Biene.

Sebastian Schertlin von Buterbach.

Der Archivar der Stadt Augsburg Theodor H e r b e r g e r veröffentlicht die Briefe S c h e r t l i n's an den Magistrat von Augsburg und fügt denselben eine kurze Biographie des Helden bei. Sebastian Schertlin ist für die Geschichte Deutschlands in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, und für jene von Tirol, auf dessen Geschicke der tapfere Kriegsmann eine Zeitlang Einfluß hatte, insbesondere von hoher Wichtigkeit. Interessant ist der Aufruf Schertlin's an die Grafschaft Tirol und der Bericht von der Einnahme des Schlosses Ehrenberg. Wir verweisen daher vaterländische Geschichtsfreunde auf dieses Quellenwerk. Die Ausstattung desselben ist lobenswerth.

Fauna boica.

Naturgeschichte der Thiere Baierns vom zoologischen, vergleichend anatomischen und ökonomischen Standpunkte von M. G e m m i n g e r und J. F a h r e r.

Dieses Werk, von welchem uns die beiden ersten Hefte vorliegen, besteht nicht in einer übeesichtlichen Aufzählung der in Baiern vorkommenden Thiere, nur für Sachkundige geschrieben, sondern gibt ein sowohl für den Gelehrten, als auch für den Laien vollständiges Bild der baierischen Fauna. Der Plan des Werkes ist in Kürze folgender: Jede Thierklasse bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze. Das Werk erscheint in Heften, die Abonnenten sind jedoch nicht verpflichtet, alle Bände anzuschaffen, sie verbinden sich nur für Eine Thierklasse. Dadurch wird es jedem möglich, das ihm gemäße auszuwählen, und wir zweifeln nicht, daß bei dem verhältnißmäßig sehr geringen Preise — das Heft kostet 48 kr. — dieses Werk die weiteste Verbreitung finden werde. Was uns bis jetzt davon vorliegt, muß in jedem Sinne als ausgezeichnet anerkannt werden. Der Text ist klar und faßlich, und dabei mit strenger Wissenschaftlichkeit ausgearbeitet, die beigegebenen colorirten Kupfertafeln entsprechen nicht nur der rigorosesten Anforderung auf Naturwahrheit und Treue, sie sind auch mit vielem Geschmack entworfen und ausgeführt.

Wir empfehlen dieses Werk unsern Lesern vorzüglich darum, weil es auch für Tirol, insbesondere für das nördliche, von hoher Wichtigkeit ist. Die Gränzen zwischen Tirol und Baiern bedingen keinen Unterschied in Boden und Klima, die Alpenwelt des nördlichen Tirols und des südlichen Baierns ist physisch und geographisch ebenso ein zusammen gehöriges Ganze, wie die Bevölkerung dieser auseinander gerissenen Theile: mochten auch zwischen den Einwohnern geschichtliche und diplomatische Zufälligkeiten die trennenden Schlagbäume setzen, die Natur blieb sich deßwegen doch gleich in ihren Erzeugungen. Die Mehrzahl der in Baiern vorkommenden Thiere lebt auch in Tirol, schwerlich wird jedoch in Tirol eine große Menge von Arten vorkommen, welche nicht auch im Nachbarlande sich fänden: die Fauna, wenigstens des nördlichen Tirols kann man daher immerhin der von Baiern subsumiren. Wir werden jedoch schwerlich dazu gelangen, ein selbstständiges Werk von dem Werthe des baierischen zu erhalten, denn wo fänden sich Kräfte und Mittel dafür? — von desto größerer Bedeutung ist daher die fauna boica auch für uns.

T h e a t e r.

S o n n t a g. D i e R ä u b e r.

M o n t a g. E i n W e i b a u s d e m V o l k e. Es wäre Zeit, daß dieses Weib sich bald wieder in das Volk, aus dem es kam, zurückverlieren dürfte.

M i t t w o c h. D e r D o r f b a r b i e r. Auf dem Zettel als Operette angekündet, in der Wirklichkeit aber eine Posse der gemeinsten Art. Der Bajazzo des Stücks ist der Lehrjunge, der zum Ergötzen des Publikums mit Feuerzangen Zähne ausreißt, mit Holzsägen amputirt und ähnliche geistreiche Späße macht. Die Couplets brachten mit ihrer Langweile sogar das Orchester außer Fassung.

D o n n e r s t a g. Z r i n y. Die Leistungen des Hrn. Behrens in der Titelrolle verdienen unsere volle Anerkennung; auch Hr. Herz (Soliman), Frl. Herz (Helene) und Mad. Hüray als Gräfin Zriny thaten das Ihrige. Um so störender wirkten Spiel und Deklamation des Hrn. Leuchtweiß als Juranitsch. Es sind uns Gerüchte zu Ohren gekommen, als wäre Hr. Leuchtweiß eigentlich Coulissenmaler, und nie vordem für das Liebhaberfach engagirt gewesen; wir wollen aber dieselben einstweilen bezweifeln, da wir an Hrn. Leuchtweiß durchaus nichts Malerisches entdecken konnten, und es nicht wagen, dem Hrn. Direktor eine solche Verhöhnung des Publikums zuzumuthen. Beim Schlußtableau, den letzten verzweifelten Ausfall der Belagerten vorstellend, kämpfte die tapfere Schaar gegen die Uebermacht dreier Türken.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die W a g n e r'sche B u c h h a n d l u n g einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 4. Innsbruck, 24. Jänner **1852.**

Sonette aus Wälschtirol.

Von Hermann von Gilm.

23.

„Vergiß mich und die Wunde wird vernarben!“
Vergessen heißt die Ewigkeit zur Lüge,
Zum Spotte machen uns're Aschenkrüge;
Vergessen heißt was sauer wir erwarben,
Verprassen, um im Todtenhemd zu darben;
Wo ist das Meer für die Gedankenzüge,
Darin die Namen, die sie in der Wiege
Erhielten, ihre Töne, ihre Farben,
In denen sie gejubelt und geschimmert,
Den Strömen gleich zu lassen? Wo? Der Sprung
Der Erdenschale warf die Sündfluth aus den Tiefen,
Doch als die Wasser langsam sich verliefen,
Stand in der feuchten Erde festgezimmert
Der Regenbogen der Erinnerung.

24.

Ich werd' mich nicht in Sack' und Asche kleiden,
Mit Thränen nicht den theuren Boden netzen;
Es müßt' um zu beweinen alle Leiden
Gott noch zwei Augen in mein Antlitz setzen.
Seht dort den Berg! Seit hundert Jahren schneiden
Sie ihm die Haut, die blühende, zu Fetzen,
Daß sich die Adler flüchten mit Entsetzen,
Und wühlen ihm in seinen Eingeweiden,
Bis sie die rechte Ader aufgegriffen —
Doch seine Stirne spiegelhell geschliffen
Schaut heiter in den Himmel, wie der Schwan,
Der leidend singt — und gern legt den Kahn
Die Wolke in der Mitternacht dort an,
Um Morgens vor der Sonne her zu schiffen.

25.

Die Blätter hangen zitternd an den Zweigen,
Denn ringsum geigt der Sturm zum letzten Reigen:
Ihr dürft nicht länger mehr da oben prangen,
Herab, herab, die Zeit ist umgegangen!
Ihr zaudert, schwankt; schwer ist's herabzusteigen
Vom Licht' in's Grab, mein Lied kann es bezeugen,
Als Thräne ist's in ihrem Aug' gehangen,
Als Rose hat's geblüht auf ihren Wangen,
Von meinem Munde ging es unter Küssen
Ihr in das Ohr, der Weg war kurz und schmal,
Ein Veilchenblatt hätt' ihn verschütten müssen —
Nun zittert es wie Herbstlaub vor der Qual
Den Raub des Licht's im Staube, welk und fahl,
Wie ein gebrochener Sünder abzubüßen.

26.

Die Liebesketten möcht' ich gern zerreißen,
Aus diesen kleinen Schmerzen möcht' ich springen,
Ein and'res Lied, Gott weiß es, möcht' ich singen
Und sagen wie die großen Schmerzen heißen;
Ganz and're Dinge muß man niederringen
Und der Geduld gelang es schon das Eisen
Mit der Verzweiflung Zähnen durchzubeißen —
Doch gibt's ein inn'res Röthigen und Zwingen,
Mit dem ist nicht zu rechten und zu hadern,
Der Schwalben heimwärts kehrenden Geschwadern
Zeigt es die Nester in dem Esterich,
Einfangend den Gedanken, der entwich;
Wie heißt der Tropfe Blut in meinen Adern,
Der einen andern Willen hat als ich?

27.

Es wird wohl keine Landschaft, es wird kaum,
So weit man wandert, eine Fernsicht geben,
Wo nicht vereinzelt, einsam steht ein Baum,
Im Feld, im Moor, im Sand, wo eben Raum
Für dieses eine abgeschiedene Leben,
Für einen stillen Eremiten-Traum;
Da sitzt der Rabe gern', indeß' daneben
Zum Schlaf die Raupen ihre Linnen weben,
Bis ihn der Blitzstrahl im Gewitterregen
Einsam wie er gelebt zusammenbricht.
Sie sagte einst: „Kommt dir auf deinen Wegen
Ein Baum vereinzelt stehend zu Gesicht,
Sollst du im Geist die Hand in meine legen
Und denken mein.“ O, dieß vergess' ich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Scenen aus dem letzten Römerkönige

von Adolf Pichler.*)

Zweiter Akt. Zweite Scene.

Römisches Lager. Nacht. Krieger am Wachtfeuer.

Soldat I. Sieh hin! es flammen von des Feindes Walle
Die Feuer, eines nach dem andern schon.
Soldat II. Berechnet man darnach die Zahl, so sind
Sie stärker weit als wir.
Soldat I. Es war recht gut,
Daß heut der Consul kam, denn immermehr
Nahm ihre Keckheit zu!
Soldat II. Nur weil sie wußten,
Daß uns der Konsul strenge untersagt,
Die Waffen gegen sie zu brauchen, bis
Bis er nicht die Legionen hergeführt!
Sie mochten wohl mit spöttischem Geschrei
Sich wie die Knaben vor dem Walle tummeln,
Den Wall bestieg doch keiner! — Brutus wird
Den Kampf beginnen mit gefaßter Kraft,
Und eine Schlacht entscheidet diesen Krieg.
Soldat I. So kommt's zur Schlacht!
Soldat II. Es ist des Heeres Wunsch.
Soldat I. Da möcht ich gerne sehn, ob Tarquin dann
Ein solch Gesicht wie an dem Tage macht,
Wo er von Rom den Abschied nahm. Er sprach
Von seiner lieben Königsliebe viel,
Und fletscht dabei die Zähne wie der Wolf
Am Capitol.

(Unterdessen erschien Aruns im Hintergrunde, eingehüllt in einem dunkeln Mantel, den Helm auf dem Kopfe.)

Soldat II. Halt wer da!
Soldat I. Die Parole!
Aruns. Rom!
Soldat I. Das Wort trifft zu! Was führt so spät dich her?
Aruns. Das kümmere dich nicht.
Soldat II. Enthülle dich.
Aruns. Nur vor des Consuls Söhnen, — holt sie her!
Soldat II. Geh du!

(Soldat I. ab.)

Soldat II. Kommst du von Rom?
Aruns. Ich gehe hin.
Soldat II. Bleibst du bei uns?
Aruns. Vielleicht recht bald!

*) Wir haben bereits im zweiten Jahrgange unseres Blattes den ersten Akt dieses Trauerspieles gebracht. Der zweite beginnt auf dem Forum zu Rom, wo Brutus die Truppenaushebung gegen Tarquin vornimmt. Die Begeisterung, welche sich im Volke kundgibt, verbürgt die Gewißheit des Sieges und bildet den Gegensatz zur Zerfahrenheit der Vejenter, wie sie der erste Akt bereits gezeigt hat. Nur Titus, der Sohn des Consuls, erscheint zu spät und statt in einfacher Rüstung in zierlich geputzten Waffen, welche ihm Brutus abnehmen und in den Venustempel tragen läßt. Beim Nahen eines Gewitters hebt Brutus auf Ermahnung des Augurs nach römischem Brauche die Versammlung auf, und übergibt nach einer kurzen Rede einem Legionär den Adler als Standarte. Dieß zur Erläuterung für den Leser, die folgenden zwei Scenen bringen wir hier abgedruckt. A. d. Red.

Soldat II. Hast du Geschäfte?
Aruns. Nicht mit euch.

(Marcus und Titus treten auf.)

Marcus. Wer sucht uns hier?
Aruns. Ich!
Titus. Zeig dein Gesicht.
Aruns. Entferne diese da.
Titus. Geht!

(Die Soldaten ab, Aruns wirft den Mantel zurück.)

Titus. Aruns! was führt dich her!
Aruns. Was führt dich her? — frag ich mit besserm Recht,
Ob hier das Lager, hier die Kampfgenossen,
Mit denen und für die du streiten sollst?
(zu Marcus)
Doch erst an dich! es läßt dir meine Schwester—
Marcus. Sie lebt und denkt an mich!
Aruns. Du machst dich ja
Stets unvergeßlich, jede Leiche, die
Von uns betrauert wird, mahnt sie an dich.
Marcus. Ist sie im Lager?
Aruns. Ja!
Marcus. So nah! wie oft
Dacht ich um diese Stunde wachend noch
Einsam an sie. Nun ist sie mir so nah!
O sage ihr —
Aruns. Ich bin kein Liebesbote.
Marcus. Du treibst nur Spott!
Aruns. Geh in das Lager, dort
In jenem Zelt, das durch die Finsterniß
Weiß schimmert, triffst du sie.
Marcus. Hätt ich den Stab
Des Feldherrn, ganze Heere jagte ich
An jene Schanzen.
Aruns. Wagst du's nicht allein?
Marcus. Ich will!
Titus. Wer bürgt für dich?
Aruns. Mein Wort! —
Was zauderst du? — Hab ich dir nicht gesagt
Sie harre deiner?
Marcus. Ja! ich muß sie sehen!
Aruns. Dort geht der Weg.
Titus. Bedenk zuvor!
Aruns. Sie harrt!

(Marcus eilt ab.)

Aruns. Du hältst ihn nicht zurück! — Wir sind allein.
Titus. Was suchst du mich um diese Stunde noch?
Aruns. Die einzige, wo ich dich sprechen darf.
Titus. Im schwarzen Mantel, wenn ein Späherblick —
Aruns. Das Trauerkleid für den gestorbenen Freund.
Titus. Wann hätt ich aufgehört dein Freund zu sein?
Aruns. Seit du in Rom dich vor dem Pöbel neigst.
Titus. Wer sagte das?
Aruns. (ihn spöttisch betrachtend.) Du selbst! wie schön dir doch
Der Panzer steht aus Grobschmieds Hand! Gab ihn
Der Prätor aus dem Zeughaus dir?
Titus. Verdammt!

Digitized by Google

Aruns. Und deine Rüstung prangt im Venustempel!
Wie fromm du bist.
Titus. Das ist mein wunder Fleck!
Aruns. So deck ihn zu. Es hat dein Vater ja
Aus den Tapeten, die in unsrer Burg
Den Boden schmückten, Mäntel schneiden lassen
Für seine Krieger.
Titus. O wer sagte das!
Aruns. Man lacht euch aus und dich bedauert man.
Titus. O glaube mir, es ist dieß Bürgerthum
Mit seinem Treiben ärger mir verhaßt
Als deinem Vater, dem es einen Thron,
Als dir, dem es darauf die Aussicht nahm!
Ihr seid verbannt, doch in die Fremde ging
Mit euch die Würde, die ein jedes Volk
Verehrt, zu dem ihr irgend lenkt die Flucht.
Ich bin zu Rom; — gehüllt in schlechtes Kleid
Muß ich dem Pöbel Achtung zeigen, der
Die Pritsche führt als würdig Königsscepter,
Der wie ein Bettler eine Kupfermünze
In magrer Hand, den Namen Republik
Stets auf der schlechten Zunge wendet, o!
Das ist zu viel, zu viel!
Aruns. Ha ha! man sagt
Daß ihr sehr mäßig lebt in Rom, man habe
Die Thore dem Marullus eingeschlagen
Weil er ein Gastmahl gab.
Titus. Es kam ein Schwarm
Von Bürgern, wie sie gern sich selber nennen.
Das mahne an die Könige! erscholls,
Mit Koth und Steinen trieben sie uns weg,
Und dann mit schmutzgen Händen Wein und Speise
Aufräumend brüllten sie ein lautes Hoch!
Der Republik.
Aruns. Wirklich! Ihr nahmt das so
Geduldig hin?
Titus. O zeige mir den Weg
Aus diesem Jammerpfuhl!
Aruns. Was willst du thun?
Titus. Am besten ist's, ich geh nach Griechenland!
Aruns. Pfui doch! du gibst sogar die Hoffnung auf.
Wenn du dich selbst verbannst, ist das nicht feig?
Mit ehrner Stirne trag des Schicksals Fluch,
Doch gegen Menschen brauche die Gewalt.
Wenn dieses Bürgerthum dir mißbehagt
So wirf es nieder.
Titus. Still! ich habe selbst
Daran gedacht, es waren düstre Stunden.
Das Für und Wider liegt vor meinem Geiste
Wie vor dem deinen all der Vortheil, den
Bei neuem Wechsel du zu ziehen hoffst.
Ihr kehrt nach Rom, ich bleib in Rom: jedoch
Ein jedes Auge folget meinem Tritt
Halbabgewandt und eine Fratze zieht
Ein jeder mir, ich hör sie flüstern schon:
Ei seht, der ists! sein Vater war der Gründer
Der Republik, und dieser der Verräther!
Aruns. Sie hassen dich.
Titus. Den Haß verhöhnt die Macht,
Jedoch verachten darf mich jeder Knecht.
Aruns. Wer sagt dir wohl, du sollst allein es thun?
Was einer wagt, mag heißen gut und böse —
Was viele thun? — in ihrer Menge liegt
Rechtfertigung der That. Die Stimmen sind
Gewogen gleich, den Ausschlag gibt Erfolg,
Und recht hat die Parthei stets, welche siegt.
Titus. Parthei? Hast du denn schon Parthei?
Aruns. (zieht Schriften hervor.) Sieh her!
Titus. Was! Briefe fast vom ganzen Adel Roms.
Aruns. So ists!
Titus. Und das genügt, ich trete bei,
Hier meine Hand!
Aruns. Es bietet seinen Gruß
Mein Vater dir, kommt er nach Rom zurück,
Ist dir die Prätorswürde zugesagt.
Titus. Mein Wort! — doch halt —
Aruns. Was willst du noch?
Titus. Für mich nichts mehr, jedoch mein Vater — sieh!
Ich kenne euch, weiß nur zu gut, daß ihr
Nicht ohne Mord den alten Thron besteigt.
Nie hab ich ihn geliebt, doch schaudernd nur
Denk ich an seinen Tod, — wer trägt die Schuld?
Aruns. Du fürchtest ihn!
Titus. Nicht das!
Aruns. Sei dir
Gewährt sein Leben, weil du es verlangst.
Wir senden ihn auf seine Güter, wo
Er sonst vor dem gelebt. Ich hört ihn oft:
„Dem edlen Römer steh es gut im Frieden
Die Muttererde mit dem Pflug zu bauen;
So lieblich schmecke nichts, als wie die Frucht
Des eignen Schweißes aus der eignen Scheuer,
Das Schwert sei Stahl, die Pflugschaar ebenfalls!“
Jetzt sag er auch: „es seien Hirt und Bauer
Noch vor dem König auf der Welt gewesen,
Und darum auch vor diesem achtungswerth!“
Nun gut! Sie warens vor dem Consul auch!
Geh er denn friedlich hinter seinen Stieren
Wie einst und eß das Brod der eignen Scheuer,
Wir gönnen ihms! Daß er zum zweitenmal
Uns durch verstellte Einfalt nicht betrüge,
Werd ich um seine Felder eine Hecke,
Die er gewiß nicht überspringen soll,
Zu ziehen wissen.
Titus. Seis!
Aruns. So wäre schnell
Das Ganze abgethan. Ich muß zurück.
Plan, Weg und Mittel weiß Aquilius,
Den suche auf!
Titus. Schnell geh ich fort nach Rom.
Aruns. Leb wohl!
(geht ab.)

Digitized by Google

Titus. Weg ist die Ruhe bis — doch was!
Wer denkt wohl jetzt an Henkerbeil und Grab.
(geht ab.)

Dritte Scene.

Lager der Vejenter. Das Innere eines prachtvollen Zeltes.
Augusta und ihre Sclavin.

Aug. Lösch aus das Licht, wir wollen schlafen gehn,
Er kommt nicht mehr!
Sclavin. Zweimal befahlst du schon
Das gleiche mir, und als ich es gethan
Schaltst du auf mich, es zieme nicht im Dunkel
Ihn zu empfangen.
Aug. Nein er kommt nicht mehr.
Sclavin. Er kommt gewiß!
Aug. Meinst du es auch? ja doch!
Er kommt gewiß.
Sclavin. Kaum möglich ist's, daß er
Den Weg vom Lager in so kurzer Zeit
Hieher zurückgelegt.
Aug. Kaum möglich, das
Vermehrt aufs neu die bange Sorge mir.
Kaum möglich! also möglich doch, glaubst du?
Er wär schon hier, beflügelte den Fuß
Die Leidenschaft. Doch so — er überlegt
Und zaudert, horcht auf andre Gründe hin,
Und kommt nicht mehr! Als Aruns ging, schien noch
Der Mond durch jene Lücke des Gezeltes,
Jetzt ist er unter!
Sclavin. Nein er rückte nur
Ein wenig vorwärts.
Aug. Horch! es nahen Schritte.
Sclavin. Ich höre nichts.
Aug. Umsonst, er kommt nicht mehr!
Sclavin. Du quälst dich selbst.
Aug. Vergebens suche ich
In eitler Hoffnung noch die Zeit zu täuschen.
Sclavin. Er überwindet muthig die Gefahr,
Die seinem Wege sich entgegenstellt;
Du nimmst den Vorwurf freudig noch zurück,
Den zweifelnd du auf seine Liebe wirfst.
Aug. Was sprichst du von Gefahr? — ja du hast Recht!
Es droht der Römer, droht der Vejer ihm,
Und während ich ihn sehnsuchtsvoll erwarte,
Kämpft er vielleicht sich einen Pfad zu brechen,
Irrt er vielleicht vergebens durch die Nacht
Den Busen jeder Waffe bloßgestellt.
Kein Ausweg bleibt, auf meine Seele drückt
Die bange Angst! O wenn ihr Götter euch
Um Lust und Schmerz der Liebenden bekümmert,
Wie eure Liebe alte Sagen schildern —
So laßt den Stern ihm strahlend leuchten, der
Zu Rom ihn nächtlich oft zu mir geführt.
Leiht ihm den Schild, mit dem ihr unsichtbar
Zur Erde gleitet von des Himmels Höhen,
Daß er wie jener Griechenjüngling nicht,
Umbraust von Wogen der Gefahr vergehe!
Sclavin. Ein Schatten streift das Zelt.
Aug. Ihr Götter Dank!
Er naht! bezwinge dich mein Herz,
Wirds dir auch schwer! Wenn er es tragen konnte,
Mir fern zu sein — er naht — er ists!
Marcus. Augusta!
So wird nach langer Trennung endlich mir
Zu nahen dir vergönnt!
Aug. Nie wars versagt!
Marcus. Wie Vorwurf tönt dein Wort, er trifft mich tief,
Ob auch mit Recht? — bei der Erinnerung
An jene Stunden, die ich ohne dich —
Du wendest dich! das ist der Blick nicht mehr,
Nach dem ich mich voll Leid so lang gesehnt,
Der mich in Rom mit Seligkeit erfüllte!
Aug. Es steht auch jener Marcus nicht vor mir,
Den sonst mein Aug mit stolzer Wonne sah.
Marcus. Wohl haben sich verändert Zeit und Ort,
Doch Zeit und Ort veränderten mich nicht!
Wie sonst zu Rom, so tret ich jetzt vor dich
Von diesen Augen lieben Gruß erwartend,
Von dieser Hand —
Aug. Ein Römer bist du ja!
Dir darf die Seele Rom allein erfüllen
Von dort bin ich verbannt! —
(zur Sclavin)
Die Mitternacht kann nicht mehr ferne sein
Löß mir das Haar, leg diese Perlen hin
Zum andern Schmuck.
(Sclavin ab.)
Marcus. So hätt ich meine Wünsche
Umsonst nach dir ins weite ausgesandt,
Und nur Erinnerung vergangner Zeit
Soll mir als theures Angedenken bleiben —
Vielleicht auch dieses nicht! Was zeigtest du
Die Hoffnung mir zur Qual, wenn die Erfüllung
Du kalt verweigern willst?
Aug. Du bist mein Feind,
Um dieß zu sagen, rief ich dich zu mir,
Weil ich dich einst geliebt, ins Lager her.
Ach leider sind nur Worte meine Waffen
Und keine Thräne rührt dein stolzes Herz! —
Wenn man mich fragt: was irret schmerzbetrübt
Von Stadt zu Stadt dein greiser Vater um,
Was sucht verzweiflungsvoll dein edler Bruder
Das Schwert zur Hand, — was wendest du das Auge
Nach jenen Zinnen thränennaß so oft? —
Zu oft o Markus! — ja dann muß ich sagen:
Seht jenen Krieger dort am Thor, er blickt
Uns finster an und wehrt mit blanker Waffe
Gleich einem Wächter an dem stygschen Fluß
Die Rückkehr uns! — einst hat er mich geliebt!
Marcus. Einst nur? für Schmerz und Freude gilt vielleicht
Ein Jetzt und Einst — für meine Liebe nicht!

Digitized by Google

Aug. Durch die Verbannung hat er uns gejagt,
Nicht Ruh und Frieden gönnend folgt er uns,
Nun steht er hier, schwört noch: Er liebe mich!

Marcus. Halt ein, was weckst du die Vergangenheit
Mit allen Wunden, allen Todten auf!

Aug. So ist ein todtes Wort auch deine Liebe!

Marcus. Ein Schmerzenswort, das laut durch alle Tiefen
Der Seele ruft, zu folgen dir gebeut!
Nie kehr ich um nach Rom, du hältst mich fest,
In die Verbannung gehe ich mit dir;
In stiller Nacht bewach ich deinen Schlummer
Mit allen Sternen, die am Himmel glänzen,
Und an des Schiffes Steuer will ich stehen,
Das friedlich dich durch wilde Wogen trägt!
Ich folge dir! — an diesem Busen laß
Mich rasten dann, und wenn in heißer Glut
Der Jugendkraft wir ruhen Herz an Herz,
Vergessen, daß wir beide heimatlos.

Aug. Nicht in die Fremde, du geleite uns
Nach Rom zurück! Das schönste Glück der Liebe
Verdanke mir, ich möcht das Vaterland
Dir danken.

Marcus. Rom gib auf, so lange noch
Mein Vater —

Aug. Er hat uns getrennt!

Marcus. Ich soll
Die Waffen tragen wider ihn?

Aug. Denk nicht
Aus Aeußerste. Indeß er sich im Feld
Mit den Vejentern schlägt, kehrst du nach Rom
Und seine Schaaren führt dir Aruns nach,
Du läßt ihn ein, und alles gibt sich leicht.

Marcus. Ja wohl, leicht wie der Tod! so wenig kennst
Du meines Vaters Geist! — Du glaubst vielleicht,
Er habe sich die Republik geschaffen
Zum Kinderspiele, wies ein müder Knabe
Des Abends, wenn er schlafen geht, verwirft?
Du sahst ihn nie, wie er das Aug in Flammen
Gleich einem Seher von der Zukunft sprach,
Daß uns ein Schauer faßte, ob er selbst,
Ob nicht durch ihn ein Gott zu uns geredet.
Nicht dieses Stückchen Erde ists, das einst
Mit seinem Pfluge Romulus umzogen,
Auch nicht Italien, wie es weithin
Im Meer sich dehnt, er baut nur für die Welt,
Und wer es wagt zu hemmen seine Bahn
Muß groß sein wie er selbst, muß groß sein wie
Das Schicksal, welches eine Welt vernichtet!

Aug. Leb wohl!

Marcus. Es treibt dein Wort mich fort von dir,
Doch mit dem Auge bannest du mich fest
Auf dieser Stelle.

Aug. Geh!

Marcus. Vermag ich es?
Wenn ich zu Rom aus deiner trauten Nähe
In später Stunde zögernd schied, wie oft
Setzt ich mich auf die Schwelle noch und harrte
Bis fern im Osten durch die feuchten Nebel
Der Morgen graute. Auf den kalten Stein
Drückt ich, als sollt er fühlen meine Brust
Voll Inbrunst Küsse. Wenn die Bauern dann
Mit ihrem kleinen Kram durchs offne Thor
Der Stadt einfuhren, und sie fanden mich,
Gleich eines Trunknen spotteten sie meiner,
Der arg verspätet erst nach Hause taumelt,
Ich aber kaufte, was von Blumen sie,
Von Kränzen brachten, legt es auf die Schwelle.
Auch dann vermochte ich noch nicht zu scheiden,
Ich wartete versteckt an einer Ecke,
An einem Pfeiler, bis du vorgebeugt
Durchs Fenster sähst den reichen Schmuck der Treppe,
Und lächelnd noch des Liebenden gedächtest.
Das war — o könnt ich es vergessen — wann!
Dein Vater herrschte, Rom war noch nicht frei.

Aug. Jetzt ist es frei, ich bin daraus verbannt,
Mit mir die Liebe, keine Stätte mehr
Hat sie in deinem Herzen und zu Rom.

Marcus. Du kämpfst mit Waffen, deren Siegesmacht
Ich nur zu oft erfuhr!

Aug. Ach gäb es solche!

Marcus. Und weißt du, welche Opfer du verlangst?

Aug. Du sprichst von Opfern? O die Liebe spricht
Von Opfern nie, was könnte sie noch geben,
Da sie das herrlichste, da sie sich selber
Gegeben schon — du hast mich nie geliebt!

Marcus. Und doch! mir hat geträumt, es wäre groß
Im freien Rom der erste Held zu sein,
Geehrt gepriesen kehrend im Triumpf,
Und meine Waffen, wenn ich nicht mehr bin
Zum Schmuck in Tempelhallen aufgehängt;
Ein Lied mein Name in des Enkels Mund,
Schaut er den Helm, das rostige Schwert, so klingts
Wie hehre Sagen, — doch du hältst mich fest
Ich hab geträumt und alle die Entwürfe
Begeistert kühn wie junge Adler, sind
Nicht mehr die Morgenröthe großer That!

Aug. Hat nicht die Liebe ihre Helden auch,
Die ruhmbekränzt durch alle Zukunft leuchten
An Größe jedem gleich und größer noch,
Doch einzig reich an jeder Seligkeit?
Todt ist der Ruhm, der nur die Urne schmückt
Das schönste Leben kann nur Liebe geben:
Ich möcht bei dir, du sollst bei mir es finden!

Marcus. Augusta!

Aug. Marcus!

Marcus. (sie heftig an sich ziehend) Du bist mein!
Nur Schatten folgte ich bisher, als ob
Es Sterne wären, doch des Lebens Fülle
Beut jetzt dein Arm, und wie aus einem Kelche
Saug ich von deinen Lippen Flammen ein!
Was folgen mag, seis Wonne oder Weh
Fahr alles hin, bleibt deine Liebe mir!

(Der Vorhang fällt.)

Digitized by Google

Der Weiberaufstand.

(Fortsetzung.)

„Hans Konrad und Peter H . . . aus dem Grund,“ zitirte er weiter. Sie waren abwesend. Der Eine studirte in Feldkirch, der Andere arbeitete in der Schweiz. Zu ihrer Vertretung stellte sich eine uns schon bekannte Person vor, ihre Mutter, die lange hagere Alte. Ihre hohe, gerunzelte Stirne, die fleischlosen, eingesenkten Wangen, die schmalen, enggeschlossenen Lippen bezeichnen eine Person, die in ihrem Leben schon viel empfunden und gerungen, und die einen aufgenommenen Kampf nicht so leicht fahren zu lassen fähig wäre. Sie pflanzte sich vor den Amtstisch hin und stellte sich dem Kommissär als die Mutter der Gerufenen vor. „Habt ihr was anzubringen?“ fragte dieser die Alte. „Anzubringen!“ wiederholte sie, indem sie mit den beiden faltigen Händen über die Schläfe fuhr, und ihr röthliches Haar unter die Pelzhaube hinaufstrich, während sie mit ihren kleinen Augen den Gerichtsmann durchbohrte, „anzubringen hätt' ich eigentlich gar vieles!“ — „Und was denn?“ versetzte jener fragend. Die Lange bog sich mit ihrem Oberleibe über den Tisch, als hätte sie dem Gerichtsherrn irgend ein Geheimniß anzuvertrauen. Dieser, als fürchtete er die knochige Gestalt, bog auf die Sessellehne zurück. „Könnt' euer König,“ fragte sie mit lächelndem Hohn, „Weiber und Schmelgen nicht brauchen? — die könnten wir leichter entbehren.“ „Was unterstehst du dich, alte Hexe?“ fuhr der Beamte empor — mit einem geängstigten Blick auf die Gerichtsdiener. „Weattet ear nit mi meaffe?“ fuhr sie fort, stellte sich in einem Satz unter das Maß, dehnte sich da, ihre langen Arme knapp die Seiten hinab anlegend, wie ein Soldat vor seinem Obern; „ihr secht, 's Maß häat i scho — und no für euch, wähn' i, wari guat gnua!“

Eine Trivialität darf beim Pöbel jederzeit auf sichern Beifall rechnen. Die Männer schlugen, ob ihrer Haltung und Gestalt, ein lautes Gelächter auf; „recht so!“ applaudirten die Weiber; „wir gehen auch mit, oder unsere Buben bleiben da — und wenn der König Soldaten will, soll er sie holen!“ — Draußen merkte man gleich, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse, und wie Neugierde wohl nirgends im höhern Grade zu treffen, als beim ungebildeten Landvolke, drängte es dicht vom Gange der Thüre zu, und mehrte das Lärmen mit den fortgesetzten: „Was ist's denn? was gibts? was ist denn geschehen?“ — Man drängte, man schob sich, die Hintersten stellten sich auf die Wandbank, sie brach und vermehrte das Geschiebe. — Mit des Aktuars Haltung war es völlig zu Ende. Er war selbst in das Gedränge gerathen, und herumgeschoben wie ein Block auf stürmischen Wellen. Seine Fragen, seine Versuche, Ordnung und Ruhe herzustellen, waren überhört und weit übertäubt vom stürmischen Gebrumme, das nur zuweilen ein grelles „Blauröckler, lutherisch, Baier“ übertönte. Dieß letztere Wort, mit einem eigenen Naturlaute zuweilen begleitet, hatte noch eine besonders spöttische, verächtliche Bedeutung. Mehrmal des Jahres kommen baierische Händler mit ganzen Heerden junger Schweine herein, die zahlreich angekauft und auf die Alpen zur Sommerung geführt werden. Dafür hat sich im Verlaufe der Zeit für den Begriff „Schwein“ der eines „Baiers“ selbst an die Stelle gesetzt. Daher dieser Ruf und seine Begleitung. —

Der Aktuar sah wohl ein, daß mit d r heutigen Amtshandlung nichts auszurichten sei und des Wirthes dahin gehende Erinnerung mochte ihm ziemlich überflüssig erscheinen. Der Aktuar wollte erklären, daß er bereit sei das Losen aufzugeben, aber er konnte nicht dazu kommen, sich Gehör zu verschaffen. „Still da,“ kommandirte die Lange, die solches bemerkte, und es gelang ihr wirklich, einiges Schweigen zu Stande zu bringen. So rief denn jener aus dem Gewoge, daß es mit dem Spielen heute nichts abgeben könne, und daß man ihn, weil er vom Pfarrer zum Mittagessen eingeladen, doch aus dem Gedränge dahin entlasse. „Nir da,“ hallte es wie aus einem Munde zurück, „hinaus zum Tempel mit dem Baier“ und das Drängen und Schreien und Brüllen und Grunzen begann auf ein Neues. Endlich gelang es dem Wirthe, den Bedrängten gegen die Thüre des Nebenzimmers zu ziehen, ihn dahin zu bringen und dann durch den Gang in die Scheune. Hastig führte er den Gaul aus dem Stalle, tobend und wild drängte der Haufe herab. Der Aktuar sprang auf das Pferd, und setzte, wie von Furien gepeitscht, über die Wiesen dem Wege zu, auf dem er am Morgen herabgekommen. Als er so über die Wiesen dahin eilte, hatte er wohl keine Zeit zur Betrachtung, wie er mit diesen so viel Aehnliches hätte. Einige Tage waren es her, da hatten auf dem nämlichen Platze, den jetzt sein flüchtiges Roß durchstreifte, die Gräser im stolzesten Grün, die Feldblumen in den buntesten Farben gespielt, seither war die Sense des Mähders gekommen, und hatte sie abgemäht, jetzt lagen sie falb und matt und regendurchnäßt am Grunde dahin. — So war auch der Reitersmann heute in der Frühe herabgekommen, stolz, wie ein Feldherr an der Spitze seines Heeres, im Bewußtsein der Fülle seiner Gewalt, — einige Weiber sind über ihn gekommen und er flüchtet davon — gebeugt, geschlagen, erniedrigt, beschämt und vernichtet.

Kaum hatte er aber die Wahlstätte einige Büchsenschüsse weit hinter sich, so ging es den nun herrschenden Weibern, wie es weiland dem Pharao passirt, es reute sie, daß sie den Kommissär so wohlfeil hatten entkommen lassen, ein schriller Ruf: „Nach, nach!“ und eine tobende Jagd setzte sich in stürmische Bewegung, dem gehetzten Wilde nach.

Der Pfarrer war indessen zu Hause geblieben. Höchst eigenhändig hatte er das Tischtuch mit Fransen und mit dem rothen gemodelten Bande durch die Mitte auf die Tafel ausgebreitet, die Servietten hingelegt, für den Aktuar vier Teller aufeinander gethürmt, die Eßwerkzeuge Messer und Gabel mit weißbeinernen Heften, auf denen der Sinnspruch prangte: „Mittelmaß die beste Straß,“ auf der Seite beigelegt, das farbige Trinkglas, gleichfalls mit Sprüchen, das er zu seiner Primiz als Präsent erhalten, und das nur bei außerordentlichen Gelegenheiten aus dem Wandschranke kam, davor hingestellt. Dann war er in die Küche gegangen, das Seitenstück zur Stube im Adler. Auch hier tobte und wogte es gewaltig herum. Nicht nur prasselten die Flammen knisternd auf dem Herde, und sott und strudelte es in den Häfen, sondern die Köchin und das vom Nachbar zur heutigen Aushülfe

Digitized by Google

herübergenommene Mädchen schossen durch die Küche, rissen die klappernden Schüsseln und Platten von den Gestellen, und hatten so voll auf zu thun, wie ein General am Morgen des Schlachttages. „Das Salzbüchslein sollt' ich noch haben," äußerte der Pfarrer unter der Thüre. „Ich habe jetzt nicht der Weile, das sehen Sie doch," schnurrte die Köchin entgegen, eine entfernte Verwandte, die zwar in ihrem Handwerke keine Künstlerin war, aber sich nur um desto mehr einbildete. „Thut doch nicht so," versetzte der Pfarrer, „für diesen Aktuar wird es sich denn doch noch ermachen lassen." „Recht muß es sein," entgegnete sie, „solche Herren kennen sich aus, was sich gehört, und ich möcht da keinen Tadel." Eigentlich war es ihr wohl darum zu thun, Ehre und Lobspruch sich zu verdienen, denn wo ist wohl Eitelkeit mehr zu Hause, als bei diesem Geschlechte? „Nun so mögt ihr halt Recht haben," antwortete der Pfarrer resignirt; und in diesem Momente schlug ein schallendes Halloh an sein Ohr. Er rennt zu der Thüre, längs des Gartens hinüber zur Kirche, von wo man zum Adler hinaufsieht und erblickt seinen Eingeladenen gerade noch, wie er die Höhe hinauf der Glatzegg zu im strengsten Galopp verschwindet, ein tobende Jahnhagel von Weibern hinter ihm her.

Er war wie vom Schlage gerührt. Der Nachbar Kronenwirth, Franz Raid, kam auch hergesprungen. „Aber um's Himmelswillen, Nachbar!" hob der Pfarrer an, indem er mit beiden Händen in den Haaren kratzte, „was ist denn, was gibt es denn doch, was ist geschehen? So redet denn doch, soll denn Alles zu Grunde gehen! müssen wir denn Alle geplündert und gebrandschatzt und gerädert und geviertheilt werden! Muß denn gerade ich der unglückseligste Pfarrer sein, und meine Pfarrkinder die ungehorsamsten, die widerspänstigsten? O schmerzhafte Mutter Gottes, steh' uns bei!"

Als er sich endlich in Fragen und Klagen erschöpft, kam Raid zum Worte, um ihm zu erklären, daß er selbst eigentlich nichts Verläßliches wisse, aber vermuthe, man habe der Konscription gewaltthätige Hindernisse gelegt. Um der Sache auf den Grund zu kommen, machen sie sich selbst rasch dem Adler zu. Da kommen gerade die beiden Vorsteher herab. Der Pfarrer wiederholt sein früheres Lamento, und drängt sie, in seine Stube zu kommen, um dort den ganzen Hergang zu vernehmen und das Nöthige zu berathen.

„Das ist eine verdammte Geschichte," grollte Heidegger ärgerlich vor sich hin, „in solchen Zeiten, und wenn die Weiber Meister sind und thun, was sie wollen, da mag der Teufel Vorsteher sein! Und doch weiß ich nicht einmal, was zur ganzen Sache zu sagen ist." „Hast recht, Kamerad!" fiel Steurer ein, „ich weiß mir einmal keinen Rath, und bin nur begierig, was diese Sache für ein End nimmt." „Aber," wendete der Pfarrer ungeduldig ein, „so rede denn doch Einer, und erzähle, wie denn das Ding gekommen und zugegangen." Kaum hat aber der Steurer zu schildern angefangen, so schnellt die Thüre auf und zwei Männer treten ein mit dem ungestümen Verlangen: „Auseinander, zum Kalendermachen ist jetzt keine Zeit." — Ob diese Männer aus guter Absicht oder im Einverständnisse mit den Weibern gekommen wären, wußten die Versammelten nicht, und sie waren über ihre Forderung ziemlich verdutzt. „Das ginge mir noch ab," entgegnete der Pfarrer, „daß ich in meinem Hause nicht haben dürfst', wen ich will, und daß Pfarrer und Vorsteher nicht nach Belieben sollten sich unterreden dürfen!" „Kurz und gut," gegenredeten die Männer, „wenn wir euch gut zu Rathe sind, so geht ihr auseinander, und wenn ihr nicht wollt, daß es gegen euch losgehe!"

Das war zwar eine arge Zumuthung, aber die Männer waren ja beim Adler gewesen, hatten sich dort überzeugt, daß man gerade viel Scherz nicht mache, und entschieden sich für ein: „Wir gehen gleich." „Gut," erwiederten jene, verließen die Thüre, indem ihnen die beiden Vorsteher langsam folgten.

Mißmuthig und sorgenvoll schleichen sie den Weg dahin. Nach langem Berathen vereinen sie sich dahin, miteinander nach Unterlangenegg zu gehen, wo sie, weil daselbst auf Nachmittag die Loosungsvornahme angesagt war, den Aktuar vermutheten; diesen zu bitten, umkehren zu wollen, und seines Amtes auf ein neues zu pflegen. Sie verfügen sich geraden Wege dahin. Als sie aber in's „Gfäll" kommen, den ersten Weiler von Langenegg, begegnet ihnen ein Mann aus der Salgeneruthe, einem Weiler in Krumbach.

„Ihr wollt gewiß an die Unterlangenegg? Aber da seid ihr auf dem Holzweg. Der Aktuar ist wahrscheinlich schon nach Bregenz. Auch käm't ihr nicht einmal durch. Ich hab da mit einem Sack Korn in die Mühle in's Tobel gehen wollen, aber im Dorf drin stehen die Weiber, die haben mir den Sack abgenommen: „„So, jetzt kannst gehen, wo du herkommst, denn da darf Niemand passieren;"" und so bin ich halt wieder da." „Am besten wird's sein, wenn ihr auch wieder umkehrt." — Die Beiden folgen dem Rathe. Alle drei gehen in Steurers Stube auf dem Rain. Bald findet auch der Pfarrer sich ein. Da hält man nun Rath, — findet aber keinen. Menschenwitz findet keinen Ausweg mehr, daher soll der Himmel bestürmt werden, die Sache zu wenden, und der bösen Geschichte einen möglichst unnachtheiligen Ausgang zu geben.

Es war gerade die Zeit der ersten Heuernte, und das Wetter dazu äußerst ungünstig. Diesen Umstand benützten die Männer, in den Herrn Pfarrer zu dringen, beim morgigen Gottesdienst auf den andern Tag einen Psalter zu verkünden, um eine günstigere Witterung zu erflehen, oder vielmehr, um den Lenker der Herzen zu bestürmen, die nothwendig bösen Folgen der angefangenen Geschichte abzuwenden, den in stätem Steigen begriffenen Fanatismus der Weiber zu zerstreuen, und die verkehrten Herzen derselben auf eine heilsamere Bahn zu lenken.

Die Nacht war hereingebrochen, der Regen hatte aufgehört, aber vom „Pfänder" herein trieben sich schwarze Wolken in hastiger Eile gegen die Alpenthäler der östlichen Berge. Die Weiber, die dem fliehenden Aktuarius nachgesetzt hatten, waren zurück. Doch waren noch bei weitem nicht alle am eigenen Herde, — sie hatten so Vieles zu thun und zu beschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz.

Einer Privatmittheilung aus Wien entnehmen wir folgende Einzelheiten über den Verfasser der Amaranth, welche für die Verehrer dieser Dichtung nicht ohne Interesse sein dürften:

Redwitz ist von ziemlich hoher, schlanker Gestalt, seine Haltung etwas vorgeneigt, wie es häufig bei den Männern der Feder der Fall ist, seine Brust ziemlich schmal und von Natur aus schwach, jedoch durch häufiges Sprechen und Deklamiren gekräftiget. Sein Gesicht von schönem ovalen Schnitt und von dunkeln Haaren umschattet, trägt das Gepräge der Lebhaftigkeit und innerer Erregbarkeit an sich, die in seinem feurigen braunen Auge zu heller Begeisterung aufflammt. Der schwarze Frack, die steife Kravatte und die monströsen Vatermörder bilden eine höchst ungünstige Unterlage für das liebliche Jünglingshaupt, das aus einem Burschenrocke und ausgeschlagenem Hemdekragen äußerst reizend und ansprechend herausblicken würde. Sein Benehmen ist sehr natürlich, ungezwungen, studentenhaft. Außerdem weißt eine Schmarre auf seiner linken Wange auf die jüngstverflossenen Studienjahre zurück. In vollem Einklange mit seinen Manieren steht auch seine Ausdrucksweise, welche von augenblicklicher Eingebung mehr als von reiflichen Erwägungen und Reflexionen die Färbung geliehen zu haben scheint. In Allem aber klingt der Grundton seiner Anschauungsweise und Poesie für jedes Ohr vernehmlich durch.

Sein Vortrag ist nichts weniger als richtig oder schön. Er hat das in seiner Deklamation, was man italienisch eine cantilena nennt, und erhöht sie durch seinen pfälzischen Dialekt. Das Einzige, was anspricht, ist die Lebhaftigkeit und Begeisterung, welche aus jedem seiner Worte, wie aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtet: man glaubt wirklich den schaffenden Genius zu sehen. Der Gesammteindruck, welchen mir der Vortrag mehrerer seiner Dichtungen zurückließ, war der, daß Redwitz mit einem wahrhaften Dichtertalente begabt sei, daß er aber zu viel Selbstgefälligkeit besitze und zu wenig Zucht an sich übe. Es freute mich darum aus seinem Munde zu hören, daß er die Alten, Homer und die griechischen Tragiker fleißig handhabe. Das Gesetz des schönen Maßes wird seinem Genius unendlichen Reiz verleihen, und gerade auf ihn werden die Worte Göthe's passen:

Doch manchmal läßt sich die Beschränkung lieben
Wenn sich die Geister gar gewaltig regen.

Redwitz erklärte, daß der Zielpunkt seines dichterischen Strebens nicht die Lyrik, sondern das Drama sei, wozu er von Jugend an entschiedene Neigungen gehabt habe. Die lyrischen Gedichte habe er nur wie Blüthen ausgestreut, denen im reiferen Alter das Drama als Frucht folgen soll. Nur in Wien selbst sei ihm die Idee zu einem Drama angeflogen, und dränge zu ihrer Durchführung.

Nun muß ich Ihnen aber auch ein paar Worte über Amaranth selbst, nämlich Redwitzens Gattin, sagen. Ohne schön zu sein, hat sie recht angenehme Züge, und den Ausdruck einer edlen Weiblichkeit in ihrem ganzen Wesen. Sie scheint ihren Gatten wahrhaft zu verehren. Während er deklamirte, bemerkte ich immerfort Thränen in ihren Augen, gewiß eben so viele Zeichen der Theilnahme an seinen Gedichten, als der innern Seligkeit über den Besitz dieses Mannes.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß Redwitz seine Vorlesungen im April und zwar über griechische Literatur, namentlich Sophokles beginnen, und erst später zur deutschen Literatur übergehen wird.

Natur-historische Beobachtungen als Beitrag zur vergleichenden Geognosie auf einer Reise durch die Eifel, Tirol, Italien und Algier, gesammelt von Dr. Ed v. Eichwald.

Wir erwähnen dieses Werk hier nur deswegen, weil es zum Theile die geognostischen Verhältnisse unseres Vaterlandes behandelt. Eine detaillirte Kritik desselben läge nicht in den vorgeschriebenen Kreisen dieses Blattes, den Fachkundigen ist sie schon auf die trefflichen Leistungen unseres geognostisch-montanistischen Vereines gegeben. Der Verfasser scheint sich das Studium der plutonischen Gebirge Südtirols und insbesondere der bei St. Kassian und in der weitern Umgebung vorkommenden Versteinerungen zur Aufgabe gemacht zu haben, Nordtirol berührt er nur auf der Durchreise; was er darüber vorbringt ist theils schon bekannt, theils völlig unrichtig und im Ganzen genommen mit einer touristischen Oberflächlichkeit beschrieben, daß man im Interesse des Verfassers wünschen möchte, er hätte die betreffenden Stellen ungedruckt gelassen.

Theater.

Donnerstag, 22. Jän. Der Prophet. Schon vor langer Zeit, als Herr Lippert das Theater übernahm, hatte sich das Gerücht verbreitet, er werde den Propheten aufführen. Obwohl Hr. Lippert als ein Mann von bedeutendem Muthe bekannt war, obwohl man wußte, daß er auch in Augsburg den Propheten gegeben hatte, so wurde doch die vorgebliche Ankunft des „Propheten“ von Vielen spöttisch belächelt als wollten sie sagen: „Innsbruck und der Prophet? Ein Prophet in Nazareth? Eine Unmöglichkeit, Fabel!“ Andere wieder wollten selbst Propheten sein und prophezeiten dem „Propheten“ einen schmählichen Fall. Nur wenige schöne, gläubige Seelen harrten auf den „Propheten“ mit unerschütterlichem Vertrauen. Endlich kommt der Ersehnte, die Zettel an den Straßenecken schlagen jeden Zweifel darnieder. Außerordentliche Spannung des Publikums, besonders auf das Eis und die Schlittschuhläufer und den Sonnenaufgang. Niemals hörte man den Sonnenaufgang so eifrig besprechen, selbst von solchen, die bisher gewiß noch jeden Sonnenaufgang verschlafen hatten. Das Haus füllte sich außerordentlich, trotz der Preiserhöhung, erstes Wunder des Propheten. Der Vorhang geht auf: lautlose Aufmerksamkeit, gespannteste Erwartung der Dinge, die da kommen sollen.

Die Predigt der Wiedertäufer im ersten Akt macht großen Eindruck, der Chor der Landleute ergreift. (Herr Lippert hatte nämlich dem Chor bedeutende Verstärkungen zugeführt). Die günstige Stimmung des Publikums erhält sich im zweiten Akt, ohne gerade zu steigen, denn der Prophet soll erst Prophet werden und behauptet, er tauge nicht dazu. Dieses Mißtrauen geht auf das Publikum über. Der dritte Akt wurde sehr gestört durch den unglücklichen Gedanken der Schlittschuhläufer-Quadrille eine Mazurka vorhergehen zu lassen. Wie kommt die Mazurka in den Propheten? Das Publikum gab seine Mißbilligung darüber zu erkennen. Die Quadrille gelang auch nicht, auf einem gewöhnlichen Holzboden ist schwer schlittschuhlaufen, das Eis war ausgeblieben. Das Gebet und der Triumphgesang imponiren. Aber der Sonnenaufgang! Dieser mächtige Himmelskörper, die Sonne, war dem Propheten nicht günstig. Aurora machte sich gut und that ihre Schuldigkeit, aber die Sonne ging auf ohne Würde und Majestät. Diese Ungefügigkeit der Elemente und Naturerscheinungen that dem dritten Akte einen Elementarschaden. Der vierte Akt war sehr gelungen. Der Fides gab das Publikum, der Bedeutung ihres Namens gemäß, seine Sinne gefangen. Der Krönungsmarsch, der übrigens durch einen vorlauten Trompeter gestört wurde, das Domine salvum fac regem, der Chor wirkten mit unbeschreiblicher Gewalt. Der Krönungszug entfaltete eine auf dieser Bühne nie gesehene Pracht der Kostüme.

Der fünfte Akt befriedigte, Fides und Bertha verdienten sich allgemeinen Beifall. Nur die Maschinerie zeigte am Schlusse wieder einige Widersetzlichkeit, den fortwährenden Gerüchten von dem Einsturze unseres Theaters zum Trotze schien alles feststehen bleiben zu wollen, um jene boshaften Prophezeiungen thatsächlich zu widerlegen.

Fassen wir alles in ein Urtheil zusammen, so können wir sagen, daß die erste Aufführung des Propheten wenigstens keine mißlungene war. Wir betrachten sie als eine Generalprobe, und erwarten hinsichtlich des Orchesters, der Chöre, des Ensemble's, der Maschinerie verbesserte Wiederholungen. Was einzelne Leistungen anbelangt, so muß Frl. Kuhn (Fides) zuerst genannt werden, welche ihre schwere Partie auf überraschende Weise durchführte. Frl. Kuhn wurde verdientermaßen mehrmals gerufen. Hr. Büssel (Zacharias), Frl. Steigerwald (Bertha), Hr. Bundsmann (Oberthal) fanden ungetheilten Beifall. Hr. Turwald (Prophet) gab sich zwar alle Mühe, war aber doch kein echter Prophet. Der Eifer übrigens, womit alle Mitglieder nach Kräften beitrugen uns den Genuß dieses großartigen Tonwerkes zu verschaffen, muß dankbar anerkannt werden. Wir wünschen Hrn. Direktor Lippert, welcher gebührendermaßen gerufen wurde, Glück zu diesem Versuche und hoffen das Publikum werde dessen unternehmenden Muth, der wahrlich schon mit genugsamen Schwierigkeiten gekämpft hat, durch anhaltenden zahlreichen Besuch belohnen.

Artistisches.

Im Museum ist gegenwärtig ein Altarblatt von dem ständischen Stipendisten J. Plattner aus Zirl ausgestellt, welches dem Vernehmen nach für eine Missionskirche in Afrika bestimmt ist. Auf einer Wolke thront die Madonna mit dem Christkinde über einer Gebirgslandschaft. Ein christlicher Missionär mit Stola und Turban verweist eine Gruppe von Negern auf die Gnadenmutter, die hoch oben schwebt. Gruppirung und Farbengebung zeigen von Talent und Studium.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 5. Innsbruck, 31. Jänner 1852.

Obermais.

Sprudelquellen, Weingehänge,
Rosenhecken, Rebengänge,
Wiesenschmelz und Felsenkluft,
Nied're Hütten, luft'ge Warten,
Alles dieß in einem Garten,
D'rüber azurblaue Luft.

Wo nur soll das Auge schweifen,
Durch den weiten Thalesstreifen,
Zu der Berge Nebelrand,
Soll's auf Dorf und Anger weilen,
Soll es mit den Wellen eilen
In das ferne Zauberland?

Laß' o laß' mich ganz verschweben
In dein zauberhaftes Weben,
Segenspenderin, Natur!
Fand ich doch an keiner Stelle
Zu des Paradieses Schwelle
So wie hier die heil'ge Spur.

Wien. **Joh. Nep. Vogl.**

Der Weiberaufstand.

(Fortsetzung.)

Eine zahlreiche Gemeinde erschien am nächsten Morgen bei der Messe. Der Pfarrer verkündete die morgige Andacht. Es war ein trüber, düsterer Tag, als ob es schon spät im Herbste wäre.

Gegen die Mittagszeit hin erschien Magdalena Sch., ein kurzes, dickes Weib mit dunklem, flammenden Auge, in Steurer's Stube: „'s Gemeindsrath's Bueb von der Langenegg hat Schriften gebracht: ich und die Weiber alle wollen wissen, was vorgegangen sei, oder vorgehen könnte. Fix, keine Umstände, heraus damit!“ „Mir ist nichts zugekommen, sterb' ich,“ versicherte dieser, mit der im Walde üblichen Betheuerung. „Gut,“ erwiederte sie, „ich glaube auf's Wort, wenn aber etwas kommt, laßt's euch nicht beifallen, etwas zu vermauscheln, es könnt' euch theuer zu stehen kommen.“ Und sie war wieder fort.

Nach dem Essen kam ein Expresser mit Depeschen von Bregenz zum Steurer. Kuttler, der längere Zeit das Fluchen und Toben der Weiber in ziemlicher Nähe hinter sich gehabt hatte, trieb sein Pferd zu möglichster Eile, und erhielt dadurch einen bedeutenden Vorsprung vor jener Schaar. Der Vorsteher an der Unterlangenegg gab ihm den Lehrer Kresser mit, der dann den Flüchtigen über die Moosgründe hinab an den Steg über die Bolgenach und von da über Doren und Langen nach Bregenz geleitete, für welchen Dienst er von der baierischen Regierung eine lebenslängliche Pension von täglichen 24 kr. erhielt.

In Bregenz referirte nun der in seiner Amtshandlung so unliebsam gestörte Konskriptions-Kommissär. In Folge dieses Referates erhielten die beiden Vorsteher den gemessenen Auftrag, unverzüglich nach Bregenz zu kommen, und sich zu verantworten. Diesen Auftrag brachte der Bothe. Kaum aber hatte er sich desselben entledigt, und Steurer sich an seinen großen Tisch mit der steinernen Schreibtafel gesetzt, um den Empfang zu bestätigen, so steht Magdalena Sch.. vor ihm mit der gebieterischen Frage: „Was ist das, was dear brocht heat; i will's wissa?“ Steurer, in der Meinung ihr leicht entsprechen zu können, ja durch die Bekanntgebung des Inhaltes auf sie und ihre Helferinnen heilsam und niederschlagend einzuwirken, fängt an ihr vorzulesen. Gerade kommt Heidegger herbei, an den ein gleichlautender Befehl vorlag. Steurer biethet ihm denselben hin, ohne vom lauten Vorlesen indessen nachzulassen. Aber, husch! tappt Sch. auf beide Schreiben, schlägt ein schrilles Gelächter auf, hinaus, und schießt, die papierenen Trophäen in hohen Händen tragend, die Halde hinab, dem Kirchdorfe zu.

Verblüfft schauen sich die drei Männer an. „Das ist doch zum Teufelholen!“ fuhr Steurer endlich auf, „sind denn die Weiber alle verhext? ich einmal kenne mich nicht mehr aus.“ „Das geht mir auch nicht besser,“ murmelte Heidegger, indem er wie nachsinnend vor sich hinsah, „aber das thut wenigstens nicht viel, die Vorladung kennen wir, was g'schehen ist, hat der Both selbst g'sehen, und so gehen wir halt ohne diese Schriften nach Bregenz, wenn ja nur wir selbst kommen.“ „Du hast Recht,“ versetzte der Andere, „und 's best wird sein, wir machen uns bald auf den Weg. Ich nimm da mit dem Both noch einen kleinen Marend, derweil bist du auch g'richt, und dann, — in Gott's Namen!“ —

Heidegger war auch wirklich bald zurückgekommen. Sie wollen nun mit einander nach Bregenz. Schon kommen sie den Hausgang heraus, da schallt ihnen ein vielstimmiges: „Halt, wer da!“ entgegen. Ein Zug von etwa zwanzig Weibern, bunt bewaffnet, steht vor ihnen. „Ist denn der

Digitized by Google

lebendige Teufel in euch g'fahren! fluchte Steurer geärgert. „Sei er in uns g'fahren oder nicht, — ihr bleibt einmal da;“ erhielt er zur Antwort. „Das möcht' ich doch sehen,“ äußerte er wild, und machte Miene durch sie zu brechen. Ein rasendes „Halt!“ ward ihm wieder entgegnet, indem die Einen die Zinken der Gabeln gegen ihn streckten, andere den rostigen Hahn ihrer Stutzen spannten. „Der Gescheidtere gibt nach,“ sagt der Walser, und die drei Männer spielten dießmal den Gescheidteren. „So laßt uns doch dem Kreiskommissär schreiben, warum wir nicht kommen,“ bathen dann die Vorsteher. „Der Bothe kann gehen und es ihm mündlich sagen,„ entgegnete Eine aus der Schaar; „übrigens laßt euch darum kein graues Haar wachsen, wir wollen dann schon selbst mit ihm reden“

Die Beiden gingen hinein und blieben bis gegen die Nacht in Gewahrsam der weiblichen Wache. Während so die Einen ihren Dienst im Felde versahen, tagten die Andern in der Rathsstube. Es lag ihnen klar vor Augen, daß mit dem Bisherigen noch eigentlich Nichts geschehen, daß mit der Vertreibung des Kommissärs eben erst Ein Baier vertrieben sei, und daß, wenn man jetzt stehen bliebe, die letzten Dinge schlimmer würden, als die ersten. „Ein Ding gibt das andere,“ sagt das Sprüchwort und so führte auch der erste Schritt die Weiber nothwendig zum zweiten. Daß man der neuen Regierung und ihrem Vorgehen ganz und gar abhold sei, das wußten sie wohl, wenn auch wenig Worte darüber verlauteten. Nun dachten sie sich, es bedürfe nur eines kleinen Anstoßes, und die Völkerlavine breche los, und wälze sich hin, fortwährend im Sturze sich stärkend, über die mißmuthigen Lande und nicht nur in Vorarlberg, sondern auch in Tirol würde man sich erheben, wie Ein Mann und die Fremden vertreiben. Diesen Anstoß zu geben, dazu glaubten sie sich berufen.

Zu diesem Behufe beschlossen sie, morgen nach der Messe zusammenzukommen, bewaffnet, so gut man es könnte, dann in den Dörfern am Wege durch Zureden und Gewalt so viele als möglich an sich zu ziehen, so nach Bezau zu gehen, daselbst die Gerichtsherren zu vertreiben, sich sofort nach Bregenz und Feldkirch zu wenden, und das ganze Land in Aufstand zu setzen. Keine Zunge, so geschwätzig die Weiber sonst sind, verrieth den Beschluß.

Der zweite Juli brach an, es war wieder einmal besseres Wetter. Flockige Wölkchen lößten sich ab von den Hängen der Berge, und trieben rasch aufwärts.

Es läutet zur Messe. Aber lange schon sind fast alle Betstühle besetzt, heiliger Ernst und tiefe Andacht schwebt auf den Gesichtern. Klein und Groß hat sich vor dem Höchsten versammelt. Der Pfarrer setzt, wie gestern der getroffenen Verabredung gemäß verkündet wurde, das Sanctissimum aus und beginnt das heil. Opfer. Wie er herabschreitet an den Fuß des Altars beginnt der Psalter. Es ist hier Gewohnheit, daß das Ave nach jedem Absatze von zehnmaliger Wiederholung abwechselnd von Männern und Weibern gebetet wird. Laut und deutlich schallte das Gebet, die hellen Stimmen der Kinder voraus, indem der kräftige und majestätische Chor der Erwachsenen folgte. Mit besonderem Nachdruck sprach man heute das: Heilige Maria, Mutter Gottes! bitt für uns arme Sünder; und über manche Wange rollte zuweilen eine heiße Thräne hinab. Als der Pfarrer nach Abbetung der drei Rosenkränze auf die unterste Altarsstufe herabkniete, und die Litanei aller Heiligen vorsprach, so antwortete die Gemeinde wie mit Posaunenschall, in tiefer Ergriffenheit die Respensorien: „Herr, erbarme dich unser! Heilige, bittes für uns! verschone uns, o Herr!“ und bei dem vom ganzen Volke mitgesprochenen: „Allmächtiger ewiger Gott, sieh' an mit den Augen deiner grundlosen Barmherzigkeit unsern Jammer, Elend und Noth u. s. w., ward manche Stimme vom Schluchzen erstickt. Die Ertheilung des Segens galt denen, die sich hier für die heutige Unternehmung stärken wollten; als eine Weihe für das Gelingen des Vorhabens. Der Pfarrer trat in die Sakristei, kam aber bald wieder in schwarzer Stola heraus. Dem Katholiken ist der Grabhügel nicht auch zugleich ein Abschluß der Liebe. Er gedenkt fortwährend im frommen Gebete derjenigen, die ihm in die Ewigkeit vorangegangen, besonders geschieht dieses bei den kirchlichen Versammlungen. Diesem Gebrauche gemäß stellte sich der Pfarrer im Chore hin, besprengte den Boden mit geweihtem Quelle und stimmte die kirchlichen Gebete pro defunctis an, während die Gemeinde wieder fünfmal das Vaterunser abbetete, und mit ergriffenem: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe!“ schloß. Selbst diese Ceremonie war heute wieder ein Weiheakt zum beschlossenen Werke. Manche unter den andächtigen Weibern beneidete die Verstorbenen um das Glück, noch aus dieser Welt geschieden zu sein, zu einer Zeit, in der man ungestört den Glauben bewahrte und ausübte, in der das Kind, der Verwandte, der Freund, die ganze Gemeinde dem Verstorbenen nachbetete; und sie schwor sich neuen Muth, Alles zu wagen, um ein „Lutherischwerden“ zu verhindern, und den Trost mit ins Grab nehmen zu können, daß man auch ihrer in Liebe gedenken werde.

So trat man, nachdem der Pfarrer durch den Kirchgang hinaus nach Rechts und Links auf seine Seelsorgskinder segnend Weihwasser gesprengt hatte, neu gestärkt durch die gehobene Andacht aus dem Gotteshause. Aber wie gewaltig änderte sich der Gemüthszustand so vieler in kurzer Zeit. Vor einer Viertelstunde waren sie in der Kirche gewesen, hingeworfen vor dem Unendlichen, im tiefsten Gefühle der Hülfsbedürftigkeit, demüthig, zerflossen in Andacht, sanft und weich, eine Thräne der Liebe im Auge, für ein theures Abgeschiedenes, — jetzt toben die nämlichen Weiber wild gegen das Adlerwirthshaus heran, und um dasselbe herum, fühlen sich mächtig und thatenkühn, und rüsten sich zu einem Unternehmen, zu dem die Natur wohl nicht das zarte Weib, sondern den starken Arm des Mannes waffnete. Viele verlieren sich in wilder Hast, kommen aber bald in sonderbarer Ausrüstung und Kleidung zurück.

Die Weiber des „Waldes“ sind im Allgemeinen eines schönen hohen Wuchses, zarter Haut und halten bei ihrer leichten und reinlichen Arbeit hinter dem Stickstocke viel auf nettes, geputztes Aeußere. Ihre sittige und wohlstehende Kleidung findet vielleicht nicht viel Aehnliches in der Welt und darf sich an Nettigkeit wohl mit jener der Bernerinnen messen. Ihr Hauptkleid ist der ärmellose Rock aus schwarzgefärbter, geglätteter Leinwand, der in zahllosen kleinen Falten

Digitized by Google

bis auf die Knöchel reicht. Um die Lenden ist er mit einem glänzenden schwarzlackirten Gurte zusammengeschnürt, dessen Schnallen und Enden mit silbernen oder vergoldeten Zierathen geschmückt ist. Die Brust bedeckt der „Latz“ aus schwarzem Seidensammt, den Hals das „Koller“ aus gleichem Stoffe, auf das entweder der Taufname oder der Name Jesus mit Goldperlen aufgestickt ist. Die Aermel, ein besonderer Schmuck, sind an Festtagen aus glänzender Seide, an Arbeitstagen aus Cattun, oder blankem Musselin. Auf dem Kopfe sitzt eine braune Pelzmütze oder auch eine blaue kegelförmige Wollenhaube, meistens wohl zurückgedrängt, um die weiße Stirne offen zu lassen. Diese Kleidung, mit ihrer verhüllenden Züchtigkeit, mit dem blendenden Schwarz des Hauptkleides, verleiht den Wälderinnen einen eigenthümlichen anständigen Ernst, — wie Steub sagt — etwas Frommes und Priesterliches. So gefällig sie aber im wohlerhaltenen Zustande ist, so widerwärtig erscheint sie, wenn abgenützt oder abgeregnet.

Dort vor den Adler hin beachten nur wenige eine bessere Kleidung, manche waren gar sonderbar zusammengestellt. Eine steht dort, ohne Haube, ihre zerzausten Flechten über den Rücken herabhängend, während eine andere mit bloßen Füßen auf sie zueilt. Am Straßenraine lehnt sich eine andere hin, in Männerstiefeln, während sich eine dritte, mit aufgestülpten Aermeln, die Haube in den Gürtel eingezwängt, in den Knäuel hineindrängt, und die Genossin in der „Männerschlutte“ auf die Seite stößt. Viel bunter aber, als die Bekleidung, sieht die Bewaffnung aus. Während die Eine einen rostigen Stutzen ohne Zündpfanne auf dem Rücken trägt, ihre Nachbarin mit einer halbgeputzten Muskete oder leichten Flinte präsentirt, hält eine dritte eine Holzart unter dem Arme, oder trägt eine Mistgabel auf der Schulter oder schwingt einen ausgerissenen Zaunstecken. Wieder Eine greift nach dem an langer Schnur vom Gürtel bis auf die Füße hinabfallenden „Schnaller“ (Messer), ihre Nachbarin ist gänzlich unbewaffnet. So schaut das einige Hunderte starke Weiberheer aus, in dem eben so bunte Bewegung herrscht. Das Geschnatter übertönte die Aufforderung von einer der Führerinnen: „Wer noch etwas essen oder trinken will, hat noch eine Viertelstunde Zeit, dann marschiren wir ab.“ Als dieser Termin abgelaufen war, vertheilte man die Schaar in zwei Haufen, den einen führte Christina H., den andern Magdalena Schw. . Ammrei, sonst so bescheiden und sanft, heut aber muthig, thätig und ernst, erhält ein Unterkommando. Das Ziel des Zuges war, wie schon oben gesagt wurde, der Sitz des Landgerichtes Bezau, welcher Ort etwa vier Stunden in südlicher Richtung von Krumbach entfernt ist. Der nächste Ort in gerader Richtung wäre Lingenau, inzwischen aber liegt ein nicht unbedeutender Bergsattel, der rothe Berg, der sich im Süden und Norden ziemlich steil abdacht, nach Norden und Westen hin aber sich allmälig senkt und weit hindehnt. An seinem Fuße dort liegt das große Dorf Hittisau, hier Langenegg. Ueber den mit Buchen und Weißtannen bewachsenen Saum führt ein schlechter, nicht viel betretener Steig, nach Lingenau. Die beiden Kolonnen umgingen den Sattel, um auf der sogenannten Straße zu bleiben und zu beiden Seiten neue Verstärkungen an sich zu ziehen. Die beiden so berührten Dörfer sind durchgängig „verhoft,“ d. h. die Häuser sind sämmtlich so vereinzelt, und auf die Matten hin zerstreut, daß jedes Haus sein Besitzthum, das in der hohen Alpengegend beinahe durchgängig aus Grasboden besteht, in einem abgegränzten Komplexe um sich herum hat, der fast immer mit einem hölzernen Zaune umfriedet ist.

Dieses biethet einen prächtigen Anblick, besonders spielen die an die grünen Höhen hingepflanzten heitern Häuser aus Holz, mit kleinen abgerändeten Schindelchen geschuppt, und meistens bemalt, mit den blanken Fensterscheiben, und den grünen Fensterläden, sehr schön. Bei diesem Zustande der Verhofung liegen nun in kleinen Zwischenräumen, fast ohne Unterbrechung, die Häuser rechts und links am Wege. In diese drangen einige aus der Heerschaar ein, und kehrten meistens mit neuem Zuwachse bereichert zurück. Es waren auch nicht mehr bloß Weiber, schon hatte man mehrere Männer gepreßt. Sobald die beiderseitigen Züge im Kirchdorfe von Hittisau und Langenegg angekommen waren, stürmte man gleich auf den Kirchthurm und zog die Sturmglocke. Wer sich nicht zu verstecken wußte in Kästen, hinter Fässer u. dgl., der mußte, mitgerissen von der tobenden Menge den Zug mitmachen. So trafen die beiden Kolonnen, bedeutend verstärkt, in Lingenau wieder zusammen. Auch da wird die Sturmglocke geläutet. Der Pfarrer des Ortes öffnet die Fenster, spricht gegen die vorfallende Ungebührlichkeit, mahnt zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, aber, obwohl sonst die Geistlichen sehr geschätzt sind, heute wird er nicht gehört, wohl aber klippern auf einmal seine Fensterscheiben unter zahlreichen Steinwürfen, und weil er noch keine Lust zum Martertode verspüren mochte, fand er es besser, sich schweigsam zurückzuziehen. Nur eine kurze Zeit tobte die wilde Schaar durch die Gassen und den Marktplatz auf und ab, erpreßte sich einige Vergrößerung und trat dann den Zug gegen Egg an. Vom alten Gerichtssitze Lingenau führte damals der Weg etwa eine Viertelstunde lang über eine ebene Wiese gegen das Tobel. Von da sieht man gegen Südosten über dem schmalen, aber tiefen Tobel, durch das der Seubersbach hinausbraust, auf einen sanften Hang hinüber, auf dem einige Alpenhäuser stehen — den Fallenbach. „Fallenbach! Fallenbach! rothe Egg! rothe Egg!“ rufen die Weiber zu wiederholten Malen in trunkener Begeisterung. — Als der schwedische General Wrangel am 4. Jänner 1647 Bregenz erobert hatte, verlegte er einen Theil seiner Truppen in den Bregenzerwald. Diesen siegestrunkenen Schweden war nichts heilig, sie beachteten keine Schranken des Anstandes, des Rechtes und der Sitte; vor ihrem Frevel flüchteten sich Weiber und Kinder in die entferntesten Alpenhütten, auf die höchsten Höhen der Gebirge. Aber selbst dahin drangen diese Feinde auf ihren verheerenden Streifzügen. Da schworen die Bregenzerwälderinnen im kühnen Bunde und frommen Vertrauen auf Gottes Hülfe den Schweden den Untergang. In ihre, damals noch weißen Unterröcke gekleidet stellen sie sich bewaffnet und in Schlachtordnung aufgestellt, den Feinden bei Fallenbach entgegen. Diese, im Wahne, österreichisches Militär zu erblicken, kehren rasch um und wollen fliehen. Die Weiber stürzen sich wüthend auf die Fliehenden, und richten ein solches Blutbad an, daß nicht Ein Schwede entkommt. Der

Digitized by Google

Begräbnißort der Gefallenen heißt noch heutzutage die „rothe Egg" und zum Andenken an den erhaltenen Sieg läutet man noch täglich in den umliegenden Dörfern ein Glöcklein um 2 Uhr Nachmittags. Dort hatten die Weiber des Waldes sich geschaart, für Zucht, Vaterland und Religion gekämpft und glänzend gesiegt; daher der berauschte und berauschende Schrei: „Fallenbach! rothe Egg!" Wild stürzt die Schaar, zu 2000 angewachsen, in das Tobel hinab, und klimmt auf der andern Seite gegen den „Galgenhügel" hinauf und steigt dann wieder in das Dorf Egg hinab. Die Egger, von jeher ihrer Ruhe und Gelassenheit wegen bekannt, haben wenig Lust mitzuziehen. Der Vorsteher, vom wilden Anzuge benachrichtet, kann sich gerade noch in einen Korntrog retten, und so können sie „dem Buchli sin Buch" nicht aufschlitzen. Fast ohne Aufschub zieht die Schaar über die schöne Ebene von Andelsbuch der Bezegg zu. Nahe hin auf der Höhe ist der üppige Buchenwald in einer Fläche ausgerodet, auf der noch einiges alte Gemäuer ersichtlich ist. Auf demselben war einst das Rathhaus des innern Bregenzerwaldes gestanden, ein offenes hölzernes Gebäude, auf acht Säulen, in dem in offener Versammlung nach „Landesbrauch" Gericht gehalten wurde. Der Bregenzerwald hatte sich bis in die letzten Dezennien des abgelaufenen Jahrhunderts vieler Rechte und Freiheiten erfreut, so daß dem Landesherrn kaum ein anderes Recht blieb, als jährlich ein bestimmtes Steuerpostulat einzuheben. An der Spitze der Regierung stand der von „allen haussäßhaften Unterthanen" selbstgewählte Landammann, welcher Titel noch in der Mätzler'schen Familie am Schwarzenberge fortbesteht, und deren Reihenfolge noch in manchem Hause des Waldes an einer Wandtafel zu lesen ist. Er bezog einen Gehalt von 60 fl. mit der Hälfte der Strafgelder. Ihm zur Seite stand der Landschreiber, eine studierte Person, mit einem Bezuge von 30 Pfund Pfennige und den Gerichtssporteln. Noch im Jahre 1744 in den ersten Tagen des August wurde der „Landsbrauch" revidirt und neu redigirt. In demselben waltete das alte deutsche Gerichtsverfahren, in Wesen und Form, mit all seiner Gedrungenheit und äußern Zierlichkeit. Daselbst übte man auch das hochnothpeinliche Gericht: „hoch und nieder Gericht über Leib und Blut, zu richten und abzustrafen jeden nach seinen Verbrechen." Zu solchem Gerichte erscheinen außer den Obbenannten noch 24 Räthe mit Hellebarden und Seitengewehr.

An dieser geheiligten Stätte nun kommandirte Christina H. ihrem Heereszuge Halt. Es sollte noch berathen werden, was in Bezau zu geschehen habe, und wie man vorgehen sollte. Das führende Mannweib trat auf eine kleine Höhung am Wege, dehnte ihre lange hagere Gestalt und mit dem weithinausgestreckten Arme und ihren blitzenden Augen auf jene alten Baureste hinweisend, begann sie mit lauter, feierlicher Stimme: „Da schaut einmal hin auf das Häufelein Steine, die dort durcheinander liegen. Einst waren sie eine Mauer und auf der Mauer war ein offenes Haus — ihr wißts alle, und etliche haben's sogar noch gesehen — und im Hause hielten die Männer des Waldes Gericht, freies und offenes Gericht, über ihre eigenen Sachen. Das waren andere, glücklichere Zeiten! 's Haus ist aber zusammengebrochen, und mit ihm, wie vieles andere nicht auch! Wie ist Alles anders geworden! Kriegssteuer und Abgaben, wer kanns noch erzählen? — doch jetzt nehmen sie nicht nur mit Hab und Gut nicht mehr vorlieb, d'Leut selbst wollen sie jetzt auch noch holen. 's sind sonst schon viel weniger Männer als Weiber und jetzt sollen unsere Buben noch fort, um Schlachtfelder zu düngen? Nein, wenn der Baier Soldaten will, soll er sich d'rum schauen, unsre Buben geben wir ihm nicht!" „Nein, die lassen wir nicht fort!" hallte es in stürmischem Chore zur Antwort. „Und lutherisch," rief eine andere Stimme aus der Menge, „werden wir auch nicht, und lassen's eben so wenig unsere Kinder werden, es wär uns eine ewige Schand' und Verdammung." „Nichts davon," brauste der Chor nach. „Und Wetterläuten thun wir, wenn wir wollen, und d' Prozessionen lassen wir uns nicht verbiethen," scholl's aus einer andern Seite.

„Fallenbach! rothe Egg!" tönte es laut und wiederholt, daß die Berge davon wiederhallten.

(Fortsetzung folgt.)

Innsbrucker Phantasien.

In stiller, ernster Nacht, wenn der ruhige Bürger schon lange in Begleitung seines ehrlichen, rostigen Hausschlüssels heimgegangen ist zu den schlafenden Penaten, wenn Niemand mehr wacht, als das „bewaffnete" Auge des Gesetzes, da wandle ich manchmal durch Innsbrucks schweigende und doch beredte Straßen, und horche auf, was sich die Steine erzählen, nachdem die Menschen verstummt sind. Ja, es ist wunderbar, die Nacht, welche das Lebendige in provisorischen Tod versenkt, erweckt das Todte zu restaurirtem Leben. Nicht bloß längst begrabene und vergessene Herren und Frauen steigen aus den Gräbern und spazieren herum mit ihren altfränkischen Gesichtern und seltsamen Geberden und wackeln grüßend mit den Köpfen und klappern mit den Knochenhänden, sondern auch die Steine bekommen Physiognomie, die Säulen dehnen sich, die alten fidelen Häuser grinsen einander freundlich an, die Thürme neigen und beugen sich mit Anstand und Würde. Alle die stummen und blöden Steinhaufen, die bei Tage so unvernünftig aussehen und so unbeweglich halten, wenn wir zwischen ihnen vorbei und auf ihnen herumtrampeln, alle diese werden in stiller Mitternacht unruhig und verbergen nicht länger ihre große innere Aufregung.

Ein Sonntagskind, oder wer sonst Ohr und Sinn für verstorbene Geschichten hat, kann da Manches erfahren aus längst vergangenen Tagen. Ich habe bei solchen Gelegenheiten Vieles erlauscht, was einst unsere Väter, lustigen Andenkens, in diesen Mauern getrieben; verschimmelte Witze wurden aufgefrischt, modernde Anekdoten stiegen aus den Särgen, längst vergessene Ereignisse wurden wie neu besprochen. Ja ich vernahm seltsame Sachen, wenn ich sie nur weiter erzählen dürfte; man würde kaum glauben, was mir eine steinalte Hausthüre von lebenslustigen, galanten Jünglingen erzählte, welche jetzt leider schon ein paar hundert Jahre todt sind, oder was ein Straßenpfeiler zum Besten gab von schönen Jungfrauen, welches Unglück diese mit ihren sengenden und brennenden Augen vor hundert und etlichen Jahren angerichtet. Auch recht lieblose Chroniken von längst verfaul-

Digitized by Google

tem Skandel bekam ich zu hören, so wie herzbrechende tragische Historien von uraltem Liebesweh und Trennungsjammer, welche mir fast Thränen aus den Augen preßten.

Am liebsten mache ich diese nächtlichen Gänge beim keuschen, melancholischen Mondschein. Wenn der Mond seine feine, interessante, gedankenvolle Blässe über die Stadt ausgießt, so verleiht er derselben einen pikanten, geistreichen Anstrich, den man bei Sonnenschein umsonst an ihr sucht. Da bekommt der stumpfeste Eckstein einen noblen, geistvollen Ausdruck, jeder Pfeiler spitzt sich epigrammatisch zu, um die Hausthüren schwebt ein feiner Sarkasmus, die Häuser blicken dich zärtlich mit schwärmerischen Fenstern an, deren träumerisch matter Glanz mit seinem Zauber dir bis in die Seele dringt, kurz, alle Gegenstände präsentiren sich in einem vornehmen, aristokratischen, fast imponirenden Wesen. Jüngst hatte ich wieder einmal Gelegenheit diese zauberhafte, verklärende Wirkung der Mondesstrahlen zu bewundern. Von allen Thürmen war ein unisones Eins erschollen, und der letzte Philister hatte so eben mit rührender Anstrengung die theure Last seines Rausches nach Hause getragen, da ging ich über die mit blankem, schimmerndem Mondessilber belegte Straße der Neustadt träumerisch herab dem Stadtplatze zu. Jeder Pflasterstein sah mich so verständig an, daß ich fast Anstand nahm, ihm auf seine klugen Augen zu treten, die Häuser schauten neugierig herum, niemals hat so viel Geist aus diesen Fenstern geblickt.

Ich grüßte sie alle, wie gute Bekannte, und dachte an allerlei, was ich von ihrer Lebensgeschichte vernommen. So gelangte ich hin zum „goldenen Dachel.“ Da stand es in seiner goldenen Schindelpracht, in seinem historischen Glanz und Ruhm, durch das Mondlicht verklärt, wie im Reize seiner ersten Jugend. Das goldene Dachl plauderte mit dem Stadtthurme von alten, bessern Zeiten, wo beide noch jung gewesen; dabei blickte es so schwärmerisch zum braunen Koloß auf, daß ich die Spuren einer geheimen Jugendliebe leicht entdecken konnte. Ich vernahm von dem guten goldenen Dinge recht anheimelnde Geschichten aus Innsbrucks goldenem Zeitalter, von dem jenes selbst ein glänzendes Zeugniß ist. Wohl hat der Sänger recht:

Leben Freunde! es gab schön're Zeiten,
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.

Ach ja, aber das ist schon sehr lange her! Doch man muß glauben, was das goldene Dachl erzählt, Innsbruck hat auch seine goldene Zeit gelebt und alle Herrlichkeiten, alle Wunder einer poetischen Welt gesehen.

Damals war Innsbruck so leichtmüthig, so kummerfrei und sorglos, als wie von Paradieseslüften angeweht, als wäre das Eden, welches bekanntlich in grauer Vorzeit abhanden gekommen, zwischen Frauhitt und Patscherkofel wieder aufgetaucht. In jener seligen Zeit hatte man Ueberfluß an allen kostbaren Dingen, besonders an Freiheiten, und es gab fabelhaft wenig Gesetze, welche nebenbei so dauerhaft waren, wie gute Hausleinwand, so daß nach jahrelangem Tragen ein Tändler damit noch gute Geschäfte machte. Die Innsbrucker hatten einen beneidenswerthen, unglaublichen Leichtsinn und trösteten sich sogar über diese beschämende Unproduktivität der damaligen Legislation. Das Klima war ausnehmend gesund, man wußte nichts von Gutgesinnten und anderen Plagen. Es war ein gemüthliches Leben, Wölfe gingen mit den Lämmern auf die Weide, Steuereinnehmer und Grundbesitzer kamen friedlich in derselben Kneipe zusammen. Man kannte nur einen Rothen, den aus Etschland, und diesen zu vertilgen arbeiteten Innsbrucks Bürger mit vereinten Kräften und mit patriotischer Hingebung. Unpolitisch und ungeimpft wandelte man dahin bis zu seinem seligen Ende; das Leben war tugendhaft, denn die Frömmigkeit hatte noch nicht eingerissen; man vertrug sich brüderlich mit den Nachbarn, weil es noch keine Bruderschaften gab. Die Innsbrucker waren guter Dinge, tranken, sangen, tanzten und liebten einander und hatten noch keine „bewaffnete Moral“ nöthig, um bei diesen kurzweiligen Beschäftigungen in gebührenden Schranken erhalten zu werden. Sie waren damals so wohlgezogen, so artig, so heiter und „fein,“ daß selbst die hohen Erdengötter ein Vergnügen daran fanden, unter diesen liebenswürdigen bürgerlichen Menschen zu wandeln. Ohne Furcht sich etwas zu vergeben oder Sottisen zu erfahren, verkehrten sie mit dem ehrsamen Bürger, lachten, tranken mit ihm, tanzten mit seiner Frau, fanden Geschmack an seinen Töchtern, schützten ihn in den verliehenen Rechten und Freiheiten und borgten dafür ungenirt aus seinem Geldbeutel, wenn ihnen die Kasse ausgegangen war.

O, tiefe Wehmuth beschleicht mich, wenn ich an all das verstorbene Glück denke, welches das goldene Dachel gesehen hat! Ja dieses goldene Kleinod nahm Theil an Innsbrucks schönsten Tagen, es strahlte hinein in dessen duft- und klangreichen Frühling, der manche Lerche erweckt und begeistert hat. Diese Zeit war es, wo man weinend vom reizenden Innsbruck Abschied nahm, was für unglaublich gelten könnte, wenn es nicht wahr wäre; damals dichtete der alte, ehrliche Musikant sein wehmüthiges Lied, das sich noch lange im Munde des Volkes erhalten hat:

Insbruck ich mus dich lassen,
ich fahr dahin mein strassen,
in frembde land dahin,
Mein freud ist mir genommen,
die ich nit kan bekommen,
wo ich im elend bin. *)

Du gute, ehrliche, weiche Poetenseele, also mit einer Wanderung ins Elend vergleichst du das Scheiden von Innsbruck? Wir sollten dir ein Monument setzen in unserer Stadt! Denn dein Lied ist ja auch ein herrliches Denkmal, das du Innsbrucks nun lange verwelkter Lieblichkeit gesetzt hast. Wohl waren es nicht Innsbrucks Reize im Allgemeinen, von welchen du so tiefbetrübten Abschied nahmst; allein gerade diese individuellen Schönheiten, welche du so hoch schätztest, schwellen auch uns das Herz mit Sehnsucht nach jener beglückten Zeit:

Ach Frewlein du sollt nit weinen,
du bist doch nit alleine,
nim dir ein ringen mut,

*) Das Ambraser Liederbuch vom Jahre 1582.

Digitized by Google

Ich wil dich nit auffgeben,
dieweil ich hab das leben,
hett ich des keysers gut.

Ach was muß das für ein süßes Geschöpf gewesen sein, das sein Buhle nicht um des Kaisers Gut hätte mögen sitzen lassen! Warum lebt dieses himmlische Wesen nicht jetzt, warum blüht sie nicht heut diese Wunderblume, daß wir uns in sie verlieben könnten?

Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine goldne Spur.

Diese und ähnliche Gedanken erweckte in mir das goldene Dachl mit Mondschein, solche Träume und Phantasien von Innsbrucks romantischer Zeit.

Ja die Geschichten, welche das goldene Dachl der horchenden Mondnacht und dem lauschenden Stadtthurm erzählt, erfüllen den Zuhörer mit Wonne und Weh. Langsam ging ich fort und mit tiefer Betrübniß erfüllte mich der Gedanke, daß dieses bedeutungsvolle vielsagende Denkmal einer entschwundenen schöneren Zeit von dem jetzigen ruchlosen Geschlechte gänzlich verkannt und vernachlässigt, ja sogar mit unheiligem Spott übergossen wird von einheimischen sowohl als fremden Beschauern. Selbst Laube, der Reisenovellist, der Heinrich, der jetzt Direktor des Burgtheaters in Wien ist, selbst der hat das goldene Dach geschmäht, und das war recht lieblos von ihm, und hat mir immer sehr weh gethan. Welch unwürdiger, unverständiger Spott liegt nicht in seinen Worten: „Eine lächerliche Merkwürdigkeit ist das goldene Dach, dessen Bedeutung schon der Beiname des Stifters bezeichnet. Friedrich mit der leeren Tasche hat es angelegt, und es ist eine leere, putzige Renommage, ein kleines vorgebautes Dächlein von goldbelegten Ziegeln. Auch der Gedanke solch einer goldenen Prahlerei ist durchaus nicht tirolisch.“

Kann man gröber, unfläthiger, gottloser reden von Innsbrucks glorreichster, bedeutungsvollster Zierde? „Heinrich, mir graut vor dir.“

Morgenluft spürend zog ich mich zurück von der Straße und gab mir selbst den Trost, daß eine heranwachsende Generation die heiligen Reliquien einer großen Vergangenheit und insbesondere das goldene Dachl vielleicht mit mehr Pietät und Ehrfurcht betrachten und den Ausspruch des Dichters zur Wahrheit machen wird:

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglüh'n.

Aus dem Volksleben in Alpbach.

Von Peter Moser.

„Je seltener ein wirklicher Geschichten- und Sagenbesitz beim Landvolk geworden, desto schätzbarer ist das Wenige, was einzelne Gegenden unter manchen äußern und innern Begünstigungen noch heute bei frischem Leben erhalten haben.“ — —

J. Fr. Lentner.

Wer jemals das lustige Unterland gesehen, der wird die Gegend zwischen Rattenberg und der Zillerbrücke sicher noch in gutem Andenken bewahren. An der Straße zwischen den Feldern und saftiggrünen Erlauen, mäßige Hügel mit üppigem Buschwerk geziert und alte Burgen darauf, die aus einer kräftigen Vergangenheit in unser Zeit herein dauern. Darüber dann die terassenförmig aufsteigenden Anhöhen, prangend mit hochstämmigen Föhrenwäldern auf ihren Scheiteln, und dazwischen das Pfarrdorf Reit.

Von da schreitet man, um nach Alpbach zu gelangen, auf einem Seitensteig weiter: er ist kürzer, als der gewöhnliche Weg und biethet mehr Angenehmes. Aber Atlasschuhe und Vergißmeinnichtzärtlichkeit nur hier zurückgelassen; sie sind überflüssig hinein zu dem naturfrischen Völklein. Der rauhe Pfad führt uns bald zu einer Stelle „am Lechensteg,“ wo zwischen den hart zusammengedrängten Bergen der Bach, welcher dem Thal den stolzen Namen gegeben, durch den Kalkfelsen sich einen schmalen Weg gebrochen hat. Unten in der Tiefe

„wallt es, und siedet und brauset und zischt“ —

wie der Dichter sagt, und auf den Steinen der Schrofen oben ein Kranz von stolzen Tannen und grünem Gesträuch, wie der Siegeslorbeer auf dem Haupt eines Triumphators. Es ist gut, wenn man vor solchen Naturbildern so viel kräftigen Geist besitzt, als etwa bei der Betrachtung eines Gemäldes vom gewaltigen Michel Angelo nöthig ist. — Dann geht es vorwärts an den Bergesabhang durch Wiesen und Felder hinauf, bis endlich das Thal hinten ganz geschlossen erscheint. In der Mitte desselben zeigt sich frei auf einer sonnigen Anhöhe die Kirche mit dem Dörflein; die Bewohner nennen es „den Mayrhof.“ Es soll einst aller Grund und Boden dort umher nur einem einzigen steinreichen Bauern gehört haben, der es sein Lebtag nie probirte, was „hart hausen“ heißt: die Leute meinen, dem thue schon hübsch lange kein Zahn mehr weh. Sein großes Anwesen hieß: „beim Mayr“ und die jetzigen Gütlein um die Kirch wurden mit der Zeit davongetheilt, der Name hat sich erhalten.

So wären wir denn hier in meinem lieben Heimatthal, von dem ich auch einigermaßen behaupten zu dürfen glaube, was J. Fr. Lentner in seinen „Geschichten aus den Bergen“ vom Lechrain sagt: es könnte dieser für solch einen guten, warmen, windstillen Winkel gelten, mit saftreichem Grund und Boden, wo sich von Volksgeschichten und Sagen noch manches bei frischem Leben erhalten habe. — Gleich Wächtern umgränzen dies stille Thal die ragenden Berge; die beherrscht alle der „Galtenberg“ mit seinem kahlen Haupte und den dunkelgrünen Tarwäldern, die ihn weiter abwärts wie ein faltenreicher Königsmantel aus grünem Sammet umgeben. So abgeschieden wie die Gegend, ist auch das Leben der Bewohner. Der Vater vermacht „das Heimatl“ einem seiner Söhne und „die Weichenden,“ d. h. die übrigen Kinder, bekommen ein kleines Erbtheil hinaus und suchen sich auf eine Weise fortzubringen. Die Dienlein sehen es nicht gar ungern, wenn etwa an Sonn- und Feiertagen Nachmittag Einer zu ihnen schleicht; da ist bald die liebe Hoffnung auf's Heiraten im Spiel und fällt diese auch manchmal in den Bach, so vermag sich so ein Mädl schon auf einen andern zu vertrösten. Die Buben arbeiten daheim oder bei einem andern Bauern als Knechte, oder sie gehen im Sommer auf die Alm. Am liebsten thun sie das letzte, denn es geht ihnen nichts über das Leben auf den lustigen Bergen. Da oben ist es so „fring“ und wenn sie an einem schönen Nachmittag auf dem grünen Rasenplatz bei der Hütte sich sonnen, schauen sie so gerne abaus zu den „Heimern,“ wie sie beim „Heugen“ schwitzen und würgen, und machen wol den Scherz, wie fein doch erst das Arbeiten sein müßte, da schon das Zuschauen so fein ist. „Ein Leben haben wie ein Melcher“ ist fast sprüchwörtlich geworden. — Die Heimat verließen ehmals die Alpbacher selten, höchstens daß Einer und der Andere als Senner in die Gebirge an „der boarischen Granitz.“ oder ins Zillerthal wanderte. Allein in neuerer Zeit scheint sich dies bedeutend zu ändern: eine unerklärliche Sehnsucht, ein gewisser Trieb beginnt die Leute aus den alten Schranken ihres einfachen zufriedenen Lebens herauszudrängen.

„Die Gewandung“ war von Uralters her höchst einfach, aus selbstbereitetem Stoff. Alle Männer tragen Röcke aus lichtgrauem Loden nach einem sehr netten Zuschnitt, fast wie die Zillerthaler. Auch die Weibsleute kleiden sich in solchen Loden; diese werden aber von ihren zweifingerbreiten Miedern, bei denen nicht die leiseste Spur von einer Körperbildung sich zeigt, und den weinfaßdicken Beinhosen so entstellt, daß der herrlichste Kopf dafür nicht entschädigen kann. Kein Wunder, daß einige Dienlein sich gegen diese für die Schönheit so unvortheilhafte Tracht im letzten Sommer (1851) verschworen und das „Landg'wand“ d. h. wie es im Innthal außen gewöhnlich ist, aufzubringen gedachten. Allein dies sollte den neuerungsüchtigen Schönen nicht glücken. Der Vorsteher berief die Gemeinde-Männer und diese beschlossen, das Ab-

Digitized by Google

bringen der altherkömmlichen Tracht niemals zu dulden. — Jeder Nichtalpbacher wird geradehin ein „Fremder“ genannt, sei er nun ein paar Stündlein weit her, oder wär' er aus einem andern Welttheil gekommen. Weil alle Auswärtigen sich an Kleidung und Sprache auffallend unterscheiden, werden sie, wenn sich solche etwa an Feiertagen „zu Kirchen“ sehen lassen, als etwas Absonderliches betrachtet: dies mag, neben der angebornen Neugierde, beigetragen haben zu der Benennung „wunderlicher (neugieriger) Alpbacher,“ die man im Unterland, besonders bei Rattenberg, oft hören kann.

Dieses abgeschlossene, doch in sich selbst immer geistesthätige Leben, in freundlichstem Verein mit der Natur, kann wol nicht ohne poetische Seite sein; es ist wahrlich ein „saftreicher Grund und Boden“ für das Märlein, die Sage und andere dergleichen Geschichten. — Ich will nun meinen Landsleuten keine Heldengeschichten von Anno neun nachrühmen; ich mag sie nicht anlügen und sie werden es auch nicht wünschen. Wenn die Sturmglocken geläutet wurden, zogen sie aus, wie anderswo, nur ein paar Bürschlein, die mehr Schneid haben mochten in mondheller Nacht mit der Leiter zum Fensterl zu schleichen, als das Gewehr auf den Schultern gegen den Feind zu rücken, versteckten sich im Walde. „Aber eine Schwalbe macht keinen Sommer,“ sagt ein Sprüchwort, und so liegt auch trotz dieser Bürschlein in der Brust der Alpbacher eine gewisse Kampfeslust und Sehnsucht nach besseren Zeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Das „Album der literarischen Vereins in Nürnberg für 1852“ (Nürnberg, Bauer & Raspe) enthält neben anderen interessanten ästhetisch-kritischen Arbeiten z. B. Wolframs von Eschenbach Parzival, von J. L. Hoffmann, über Shakespeare's Sommernachtstraum, von Dr. H. Wölffel, auch einen Aufsatz „Ueber Göthe's Ottilie,“ von Dr. Lösch.

Dieser Aufsatz unternimmt eine Rechtfertigung Ottiliens von der sittlichen Seite, welche derselben allerdings zu bedürfen scheint. „Als der Schuldige,“ sagt Dr. Lösch, „tritt im ganzen Romane Eduard auf, die Beute einer maßlosen, blinden Leidenschaft, und was auch der Dichter zu seiner Rechtfertigung vorbringt, es vermag seine Schuld nicht zu mindern. Ottilie erscheint als das Opfer, das nicht gerettet werden kann. Aber dieses Opfer mußte möglichst schuldlos dargestellt werden, wenn der Roman poetische Wahrheit haben und poetische Befriedigung geben sollte. In dieser Aufgabe lag die Hauptschwierigkeit der Dichtung und Göthe hat sie meisterhaft gelöst.“ Für Ottilie werden nun geltend gemacht ihre Jugend, ihre Unerfahrenheit, das bewußtlose Aufkeimen der Neigung gegen Willen und Vorsatz;“ dann ihre körperliche Organisation, ihre krankhaft ergriffenen Nerven, Anwandlung von somnambülen Zuständen, dann die eigenthümliche geistige Organisation, wie sie der Gehülfe aus der Pension so schön schildert. Ihr langsam fassender Kopf vermochte ein so verwickeltes Verhältniß, in das sie plötzlich gekommen, nicht sogleich zu durchschauen und klar zu ergreifen. Ihr fehlt die sittliche Einsicht, nicht die sittliche Kraft. Erst muß etwas Außerordentliches, etwas Ungeheures geschehen, bis ihr Herz sich selber klar wird und mit diesem Augenblicke zeigt sie eine Selbsterhebung, einen Heroismus der Gesinnung und der That, wie man in diesem gefühlreichen, gebrechlichen Gefäße nicht erwarten konnte. Dieser Wendepunkt ist der Tod von Eduards Kinde, den sie ohne Schuld herbeigeführt hatte. Bisher zeigte uns der Dichter Ottiliens Herz unter der Gewalt der Naturtriebe, jetzt lernen wir das große, starke, entsagende Herz unter der Macht des Sittengebotes kennen. Es steht jetzt fest in ihrer Seele, daß sie niemals Eduarden angehören dürfe, und in diesem Entschlusse löst sich jeder Vorwurf, der ihrem vergangenen Leben etwa gemacht werden dürfte. Und sie führte diesen Entschluß aus, obgleich mehr als ein bedeutendes Hinderniß sich dagegen erhob. Erstlich mußte sie aus dem Hause Charlottens scheiden; aber wohin sich wenden? In die große Gesellschaft konnte sie nicht eintreten, denn wie sie selbst sagt: „Ein seltsam unglücklicher Mensch, auch wenn er schuldlos wäre, ist auf eine fürchterliche Weise gezeichnet.“ In die Pension, die sie verlassen hat, will sie flüchten. Allein Eduards durch nichts zu hemmende Raserei tritt ihr noch einmal in den Weg; auf ihrer Reise zur Pension wird sie in einem Gasthofe von ihm überrascht. Er dringt in sie, aber umsonst, ihr Entschluß ist unerschütterlich. Von diesem Augenblicke an erscheint sie als das gebrochene, dem Tode geweihte Wesen. Daß sie am gebrochenen Herzen sterben müsse ist klar. Sie beschleunigt ihren Tod durch die höchste Enthaltsamkeit von Speise und Trank.

Daß sie dieß that, muß entschuldigt werden, weil sie sah, daß Charlotte und Eduard noch immer heimliche Hoffnungen und Pläne hegten, die Sache nach ihrem Sinne zu wenden. Eine gewaltsame Erschütterung in Folge einer salbungsvollen, unbedachtsamen Rede Mittlers endigt ihr Leiden.

Dr. Lösch kommt zu dem Resultate, daß die Wahlverwandtschaften, wie nicht leicht ein anderer Roman, ein Lehr-, Warnungs- und Strafgedicht seien. „Das Gedicht,“ schließt er, „spricht erschütternd zum Herzen, wie das Schicksal selber in seinen bedeutendsten und warnendsten Ereignissen.“

In dem nämlichen Album findet sich auch unter dem Titel „Schriftstellersalon“ eine Reihe von Epigrammen, welche mitunter pikante Charakteristiken der bekanntesten deutschen Zeitdichter und Dichterinnen liefern. Wir wollen zum Belege dessen einige hersetzen.

Ida Hahn-Hahn, die Köchin.

Du kochst feinere Speisen, französischer Küche entnommen;
  Aber der starke Haut-Goût, Köchin, er widert uns an. —
Deine Männer sind Memmen und deine Frauen Coquetten;
  Ach, man sieht nur zu sehr, daß dir „der Rechte“ gefehlt. —
Ungenießbar bist du, so appetitlich dein Name:
  Wärest gebraten du doch! Hoste, wir fräßen dich auf. —
Aber das wäre gewagt, so mancher französische Brocken
  Bliebe uns stecken im Schlund, drückte den Magen uns ab. —
Doch du flohest ja selbst aus dem Babylon deiner Romane
  Schwärmend-verzückten Gefühls hin nach Jerusalems Stadt;
Flehlest zu Unserer lieben Frau in zarten Gedichten; —
  Wenn die Maria verzeiht, Büßerin, schweigen wir auch.

Charlotte Birch-Pfeiffer, die Zuschneiderin.

Viele der Findlinge schon, am meisten das „Lorle“ vom Schwarzwald,
  Drücktest mit Muttergefühl heiß wie dein Kind du ans Herz. —
„Findlinge nennt ihr die Kinder? Zwar haben sie mancherlei Väter,
  Doch daß die Mutter ich bin, zeigt euch der Kleinen Geschwätz.“

Heine.

Wie die Wogen dem Meer, entquollen die Lieder auf Lieder,
  Spiegelten blauen Azur, warfen die Perlen zum Strand;
Doch sie verhüllten nur wenig die Ungeheuer der Tiefe,
  Neckisch, erhaben, bewegt, lockend und schaurig zugleich.
Längst wohl erzähltest du schon dein Wintermärchen den Schatten,
  Fürchtete Thanatos nicht deinen sarkastischen Witz. —
Steige hinab, du Schalk, und nimm die Pakete von Campe
  Romanzero und Faust mit auf die stygische Fahrt!
Pluto, der grämliche, lächelt der infernalischen Schnurren;
  Ernst ist's in Cerberus Reich, ernster im christlichen Staat.

Redwitz.

Amaranth, mystische Blum' aus Loretto's Auen verpflanzet,
  Neben des Märchens Bach leider verlorst du den Duft.

Uhland.

Freiheit im Kleide der Muse begeisterte einst dich als Jüngling,
  Wob um Ruinen für dich Sagen romantischer Zeit,
Führte geleitend den Mann auf die erstere Bühne des Lebens,
  Gab dir das zündende Wort, weihte das Wort mit der That.
Nun da die Himmlische sank, von tödtlichen Streichen getroffen,
  Neigst du, vom Schmerze gebeugt, schweigend dein alterndes Haupt.

Historisch-psychologische Untersuchungen über den Ursprung und das Wesen der menschlichen Seele überhaupt und über die Beseelung des Kindes insbesondere, von Dr. Josef Ennemoser. Zweite mit einem Anhange über die Unsterblichkeit vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1851.

Weil wir dieses Büchlein unsers verehrten Landsmannes gelesen, können wir nicht umhin, es der Hauptsache nach unsern Lesern mitzutheilen, besonders den philosophischen und psychologischen Theil desselben müssen wir näher besprechen. Den Anfang macht eine kurze Geschichte der Zeugungstheorien und der Meinungen über die Beseelung des Kindes, von der ältesten Zeit herunter bis auf Jetzt. Uns interessirt mehr die Ansicht des Verfassers über „Leben“ und „Seele,“ welche wir in kurzen Sätzen darlegen. Das Urleben ist Gott. Die Natur ist Einheit und Mannigfaltigkeit, sie ist Organismus. Die sich offenbarende Thätigkeit in den Organen und im Organismus ist Leben. Lebendiges und Organisches ist identisch. Im Begriff des Lebens ist Geist und Materie enthalten, Leben ist Spiel der durch den unendlichen Geist beseelten Materie, oder Erscheinung des begeisteten Stoffes und des bestofften Geistes. Die Natur hat ihr Leben von Gott; die Alten haben daher nicht unrecht, wenn sie sagen: Die Natur sei eine Emanation der Gottheit. Die Seele. Die Natur in ihren Erscheinungen ist formell, alles Formelle ist gesetzlich, und alles Gesetzliche stammt vom Geiste. Die Natur ist nichts ohne den Geist, ihr Leben ist Seelenthätigkeit, ist ein in der Materie thätiger und gesetzlich wirkender Geist; Leben und Seele ist also identisch. Dann wird von der Pflanzenseele und Thierseele gesprochen: die erstere sei eine bloß empfindende, die letztere eine empfindende und wollende Seele. Die Seele der Pflanzen und Thiere sei eine qualitativ verschiedene; wie

Digitized by Google

aber das nach dem vorigen Raisonnement möglich sei, ist nicht einzusehen; es ist nur gesagt und nicht deduzirt, und eine solche Deduktion wäre wohl sehr inkonsequent. Der Unterschied zwischen Pflanzen- und Thierseele wird so angegeben: „Jenes Seelenprinzip, welches sich durch eine innere eigenthümliche Freiheit als ein lebenbedingendes Prinzip charakterisirt, welches mit einer selbstbestimmenden Wahl mit der Außenwelt in Wechselwirkung tritt, und noch mehr, welches mit Klarheit der Empfindung und des Willens zu einem freien Bewußtsein sich steigert, fehlt den Pflanzen gänzlich,“ diese höhere Seele kommt aber den Thieren zu. Dieser Unterschied ist wirklich kolossal: das Thier wird zum Menschen hypostasiet, für welche Brüderschaft wir uns beim Hrn. Doktor schön bedanken. Bevor wir auf den Unterschied zwischen Thier und Mensch übergehen, sehe ich noch eine Gedankenreihe her, die sich aus dem Werklein von selbst ergibt, nämlich: Lebendiges und organisches oder Natürliches ist identisch, Leben und Seele, welche auch Geist heißt, ist ebenfalls identisch. Daß nun nach diesem Allen ein so himmelweiter Unterschied zwischen Mensch und Thier, wie ihn der Verfasser aufstellt, sich ergebe, ist rein inkonsequent und auf seinem Standpunkt gar nicht zu rechtfertigen. Ueber diesen Unterschied heißt es nun: Der Mensch ist höherer, edlerer Abkunft, als die ihn umgebende Natur. Es ist in ihm ein höheres außerirdisches, übersinnliches, reingeistiges, also außer aller Körperlichkeit liegendes Wesen. Durch diese Rede des Verfassers sind wir auf einmal ganz mystifizirt, wie denn überhaupt hier die Mystik beginnt, in die der Verfasser sich so gern versenkt. Jenes hohe Wesen, das den Menschen so himmelweit vom Thiere trennt, sei die Vernunft, welche ganz nach des seligen Jakobi Ansicht als „das Vernehmen des Uebersinnlichen“ definirt wird. Die Vernunft, das Wahrnehmen, das Anschauen des Uebersinnlichen ist der ganze Unterschied zwischen Menschen und Thier. Der Verfasser wird wirklich überschwenglich und unbeschreiblich, wo er von diesem Götterfunken und von dem menschlichen Gemüthe spricht, die Rede wird dithyrambisch, hochpoetisch, uns aber wirklich zum Ekel. Ueber diese Jakobi'sche Ansicht von der Vernunft ist bereits schon viel gesprochen worden, sie ist sogar in viele Psychologien übergegangen, wie z. B. in die von Lichtenfels: sie ist aber von Schelling und Hegel gründlich niedergeschlagen worden, beide Helden in der Philosophie stritten dagegen von ihrem Standpunkte aus. Es sagt aber auch dieser Begriff der Vernunft gar nichts und ist nicht vorstellig zu machen: denn ein unmittelbares Wahrnehmen eines Uebersinnlichen ist unmöglich, und das Uebersinnliche selbst ist eine Nebelgestalt. Ferners ist dieser Begriff nur möglich unter Voraussetzung der Identifizirung des Menschengeistes mit Gott; was unser Herr Verfasser auch in ziemlich starken Ausdrücken thut, z. B. sagt er: der ideale Vernunftgeist, die Seele des Menschen, ist zum Geiste des Göttlichen erhoben; der Mensch ist (durch Vernunft und Gemüth) ein höheres, eigentlich überirdisches Wesen göttlicher Art und er besitzt in seiner vernünftigen Seele wirklich die idealen Eigenschaften, wie sie das vollkommenste Wesen (Gott) besitzen muß; — Vernunft ist das Geistige, der göttliche Antheil des Menschen. Solche Stellen kommen wirklich zu oft vor, als daß man nicht schließen müßte, die Vernunft des Menschen sei göttlicher Natur. Der anfängliche Hylozoismus schlägt in Pantheismus um, und seine begeistete Materie oder sein bestoffter Geist ist Gott geworden. Leib und Seele ist identisch, und die Vernunft ist das Göttliche im Menschen, — das ist die Psychologie des 16. Jahrhunderts, die Psychologie der reformatorischen Irrthümer, die echte Psychologie des Protestantismus.

Derjenige Theil des Werkleins, der über die Beseelung des Kindes handelt, vertheidiget die Ansicht der neuern Physiologen: „daß der Foetus gleich nach der Empfängniß lebendig und beseelt sei“ gegen Plattner und Professor Naase. Merkwürdig ist hier wieder der ideelle Schluß des Verfassers über die Zeugung, diese sei „ein geistiger Akt, ein Hinauswirken des Geistes in die Materie, damit ein neuer Geist entstehe, und so zeugen lebendige Seelen nicht bloß lebendige Leiber, sondern auch mit ihnen lebendige Seelen.

Wir werden über alle diese längst bekannten Ansichten mit dem Herrn Verfasser nicht rechten, sondern dieses Gewächs Arkadiens, wo bekanntlich der große Pan zu Hause ist, trocknen und zwischen Fließpapier einlegen, wo es dann unbeachtet liegen oder den Weg alles Fleisches gehen mag.

Der Anhang über die Unsterblichkeit nimmt besonders die göttliche Vernunft des Menschen, die Weisheit und Liebe Gottes, wie auch die Zweckmäßigkeit der Schöpfung als Beweismittel auf, wobei die göttliche Vernunft wirklich jeden Zweifel eines Aufhörens nach dem Tode zu nichte macht. Hier bewegt sich der Verfasser mit Vorliebe auf dem religiösen Gebiethe und man kann sich hiebei des Gedankens kaum erwehren, daß der Verfasser in einem Thale Tirols erzogen worden und dieser Mitgabe sich nicht ganz habe entschlagen können. Dennoch aber sind seine hier und dort zerstreuten Ansichten über Christus, Sünde und Erlösung so selbstgemacht, daß ihn der Theologe scharf zur Rechenschaft ziehen müßte. Auch mit den Bibelstellen, die der Verfasser in Masse herbeischleppt, nimmt er es nicht sehr strenge, so übersetzt er I. Cor. XV. 52 omnes quidem resurgemus sed non omnes immutabimur; „wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden.“

Weil wir nun gar alle verwandelt werden, so gibt es einen lustigen Schluß, denn nach des Verfassers Ansicht tragen wir alle schon den idealen Lichtleib in uns, der alsdann hervorbrechen wird, und der Tod ist nur eine tüchtige Vogelmause oder eine Verpuppung: der glänzende Schmetterling wird am großen Auferstehungs-Frühling prachtvoll hervorkommen und seinen Hochflug gen Himmel nehmen. Prosit.

Der Tiroler Kampf für ihr Vaterland unter Andreas Hofer v. Gg. A. Winter. Leipzig bei Wöller.

Eine interessante Jugendschrift, die für die Bildung des Herzens und Belehrung gleich berechnet ist. Der einfachen Darstellung jener Zeitverhältnisse ist eine liebliche Episode und eine begeisterte Schilderung unsers Landes und seiner Bewohner eingeflochten. Ist letztere nicht immer stichhältig, so rührt dieß von der großen Vorliebe des Verfassers für Tirol her und verdient deßhalb Nachsicht. Unsere Schützen erlegen nicht jede Gemse in einer Entfernung von 1200 Schritten und es gibt außer den Handschuhfabrikanten auch andere ehrsame Bürger in Tirol. Doch vergißt man über dem vielen Schönen und Guten dieser Jugendschrift leicht diese kleinen Schnitzer. Das Büchlein verdient vorzüglich in unsern Bergen eine große Verbreitung.

Theater.

Freitag. Dorf und Stadt. Es gehört dieses Stück zu den wenigen, die unseren Bühnenverhältnissen eine gelungene Ausführung gestatten, und die naive Gemüthlichkeit, die das Ganze belebt, hat trotz Birchpfeifferischer Verwässerung noch nie verfehlt auf das Publikum einen günstigen Eindruck zu machen. Der Hr. Direktor führt uns dießmal im Reinhardt einen neuen Gast vor, Hrn. Lueh, Regisseur des herzoglich Devonshire'schen deutschen Theaters in London, der aber nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit hinauskam, und abgesehen von seinem etwas unverständlichen Organe auch noch die üble Angewöhnung zu haben schien, stets mit geschlossenen Augen zu deklamiren. Frl. Herz als Lorle und Hr. Herz als Lindenwirth ließen nichts zu wünschen übrig; auch Mad. Hürray war eine annehmbare Base, und Frl. Leopold eine artige Salondame. Was den Collaborator betrifft, so war er uns immer eine unerquickliche Erscheinung, und Hr. Leuchtweiß war durchaus nicht der Mann uns dieses Vorurtheil zu benehmen.

Sonntag. Gelfeldts. Hr. Lueh (Percival) konnte sich bei allen seinen Bemühungen auch dießmal keine bedeutenderen Erfolge erringen, als bei seinem ersten Auftreten.

Mitwoch. Der geheime Agent.

Donnerstag. Montechi und Kapuleti. Die Aufführung kann als gelungen bezeichnet werden. Frl. Steigerwald (Julie) und Frl. Kuhn (Romeo) fanden großen Beifall.

Notiz.

Der rühmlichst bekannte Verfasser „der Parallelen“ und der episch-lyrischen Dichtung „Von einer verschollenen Königsstadt“ arbeitet an einem größern Gedichte, das den Titel „der polnische Faust“ führen wird.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 6. Innsbruck, 7. Februar 1852.

Sieh an mich, doch berühr mich nicht.

An . . . .

Siehst du die Wolke durch den Aether schweben,
Es senkt die Sonne sich in ihren Schoos,
Und während Purpurgluten sie durchweben,
Ringt sie sich nimmer der Umarmung los.
O laß mich gleich der Wolke dich umfassen,
Durchglüh mit Lust mich gleich dem Sonnenlicht,
Sie aber lächelt mild, und ruft gelassen:
Sieh an mich, doch berühr mich nicht.

Die Welle eilt den Felsen zu, die Rose,
Die auf demselben blüht, sie lockt so schön,
Entringen will des Meeres dunkelm Schooße
Die Woge sich und streben nach den Höh'n
Worauf die Blume ihre Ambradüfte
Mischt mit dem sonnenhellen Tageslicht,
Da weht aus ihrem Mund es durch die Lüfte:
Sieh an mich, doch berühr mich nicht.

Die Tropfen Thau rings in den luft'gen Hallen
Sie suchen Rast in einer Blüthenschoos,
Schon sind sie lüstern in den Kelch gefallen
Und süßer Duft ringt sich demselben los;
O sei nicht hart, laß an dein Herz mich sinken,
Wenn du nicht willst, daß mir das meine bricht,
Sie aber flüstert ernst mit droh'nden Winken:
Sieh an mich, doch berühr mich nicht.

O wende deine Blicke rings im Kreise,
Sieh eins zum andern findet sich so froh,
Komm brich den Stolz, befolge gleiche Weise
Und du sollst seh'n, wie süß die Stunde floh,
Ich will ein Knecht um Lohn der Liebe dienen,
Und doch ein König sein in deiner Pflicht,
Sie aber dräu't mit bitterernster Miene:
Sieh an mich, doch berühr mich nicht.

So hielt sie mich gefesselt, weckt mit Blicken
Stets meines Herzens ungestillten Drang,
Mag oft die Blüthen der Empfindung knicken,
Erfrischt doch jede, wenn sie niedersank.
Mit Worten lockt sie mich, nährt den Gedanken,
Doch wenn mein Herz entflammt die Kette bricht,
Drängt sie mich mit dem Ausruf in die Schranken:
Sieh an mich, doch berühr mich nicht.

Und ich ein Sklave füge mich dem Banne
Und strecke nach ihr meine Arme aus,
Wie im Gefild die immergrüne Tanne
Die Aeste in des Aethers blaues Haus;
Sie zög' in ihre Aeste gern darnieder
Des Firmamentes ewig goldnes Licht,
Gelingts dem Baume auch, er blüht doch wieder
Er sieht das Licht an, doch berührt es nicht

Dichter der „Parallelen."

Der Weiberaufstand.

(Fortsetzung.)

Die Hauptführerin hatte wirklich große Mühe bei dem Getobe der begeisterten Versammlung, in der die oben angeführten und andere Rufe immer wieder auftauchten, und das wiederholte Geschrei „Fallenbach! rothe Egg!" kein Ende nehmen wollte, wieder zum Worte zu kommen, und jetzt dem gesammten Heere jene Weisungen mitzutheilen, die man bei der Berathung am gestrigen Abende für gut befunden und verabredet hatte. Nachdem es ihr endlich gelungen war, stellte sie, unterstützt von ihren Mit- und Unterkommandantinnen die ganze Mann- oder vielmehr Weibschaft in drei Reihen auf. Ohne Kommando, aber dennoch allgemein, stülpte man sich die Aermel zurück, wie auf blutiges Werk gefaßt, präsentirte das Gewehr, die eiserne Gabel, die Holzart, den Zaunstecken, die an einem Stock befestigte Sense oder die Hellebarde an die linke Schulter gedrückt. —

„Halbrechts, Marsch!" kommandirte die Lange, und der weit hingestreckte Zug setzte sich in Bewegung, und stieg, die Waffen immer noch präsentirend, wie früher, in langsamem, soldatischem Schritte den bedeutend abschüssigen Weg hinab in das an den Fuß des Berges hingestreute Bezau. Kein lautgesprochenes Wort unterbricht das allgemeine, ernste und imponirende Schweigen. Nur schüchtern schauen die Bezauer durch die halbgeöffneten Fensterschieber heraus. Das Außerordentliche der Erscheinung, die ernsten, schweigsamen, so gravitätisch dahinmarschirenden Weiber, die landstürmerische Bewaffnung, die schon verbreiteten und durch die Verbreitung vergrößerten Gerüchte, dieses Alles, in einer ohnehin aufgeregten Zeit, kann nicht verfehlen, einen eigenartigen Eindruck zu machen. Der Weg führt vor der Kirche vorbei. Die Gewohnheit siegt da über die neue und ungewöhnliche soldatische Disziplin. Die Weiber, der Linken allein das Festhal-

Digitized by Google

ten der Waffen überlassend, machen ihre Rechte los, und schlagen mit derselben ein rasches Kreuz auf die Stirne. Man kommt vor dem Gerichtshause an. An demselben sind alle Fensterläden eingezogen, die Thüren verrammt. Drinnen mögen wohl Akten und Gerichtstische sein — aber von einem baierischen Beamten, von einer lebenden Seele — keine Spur.

Kuttler war von Bregenz wieder hereingekommen, und hatte seinen Kollegen eine Schilderung von den Ereignissen in der Adlerwirthsstube gemacht. Diese hatten darüber schon von andern Seiten Nachrichten vernommen, und waren in nicht geringen Schrecken versetzt worden. Etwa eine halbe Stunde vor dem Anmarsche der Weiber war ein keuchender Bothe gekommen, der ins Gerichtshaus die Nachricht von dem herankommenden Zuge und seinen wahrscheinlichen Absichten brachte. Einige Minuten und kein Baier war mehr in Bezau zu sehen. Sie waren in voller Flucht begriffen, über die Schnepfegg hinein in den innern Bregenzerwald. Andern erst war es eingefallen, das Gerichtshaus zu schließen. Auf die verrammte Thüre nun stürmen die Vordersten los, schlagen mit Gewehrkolben und Knitteln an deren Flügel, — aber diese wichen nicht. Nachdem sich die Ersteren einige Zeit abgemüdet hatten, traten diese zurück, und andere zu gleichem Versuche hervor, während wieder andere auf die Bretterläden mit Sparren hineinschlugen, daß es von dem hölzernen Hause weithin widerhallte. Die Läden blieben aber ganz, auch die Thorflügel widerstanden. — Darauf hatte man nicht gerechnet, und die Beamten hatte man sicher hier versammelt zu treffen gehofft. Man schaute ins verschlossene Haus hinauf, gleichsam um zu fragen, was jetzt zu thun wäre. — Das gab aber keine Antwort. Die Reihen fingen an sich aufzulösen. Man faßte und hielt die Waffen, wie es einem Jeden taugte, manche lehnten sie sogar an den Zaun, und kauerten sich neben demselben hin, während andere in kleineren Abtheilungen durch das Dorf hin- und herzogen. Sie kehrten zurück und vermehrten die Zahl der Gelagerten. Lautloses Schweigen trat an die Stelle des früheren Gepolters, und wenn eine Einzelne sich wieder aufraffte, um an die Thüre zu stoßen, oder an ihr zu rütteln, man sah sie zurückkehren, ohne ihrer Ohnmacht zu spotten, ja selbst ohne Theilnahme. Jetzt, wo die Hetze erst hätte beginnen sollen, war sie, durch die Entrückung des Zieles, mit Einem Streiche niedergeschlagen. Rathlosigkeit, gänzliche Abspannung trat an die Stelle der frühern fieberhaften Aufregung. Mit der Ernüchterung aus dem fanatischen Rausche stellte sich mit gewaltiger Kraft ein anderes Gefühl ein — das des Hungers. Es war schon spät im Nachmittage, viele hatten gar nichts gefrühstücket, Niemand seither etwas zu sich genommen, dabei aber Alle einen weiten rauhen Weg gemacht, viel gelärmt und getobt. Nur wenige hatten sich mit Geld versehen, aber auch diese getrauten sich nicht ins Wirthshaus zu gehen und sich etwas zu verschaffen. Vernichtet und beschämt warf man den scheuen, matten Blick zu Boden. So still, wie drüben auf den Gräbern, war es vor dem Gerichtshause geworden; nur kam hie und da ein Bezauer nach und nach heran, und weidete seine Neugierde an den Rathlosen. Um dieses zu vermeiden, rafften sich einige auf, und wankten dem Steige auf die Bezegg zu, von der sie herabgekommen waren, andere folgten. Endlich brach alles, ohne Befehl und lautlos auf, den andern nach. Man hatte die Höhe erreicht. An der Stelle des alten Gerichtshauses, wo die Buchen und Tannen nicht so neugierig und höhnisch herschauten, wie unten die Bezauer, machte man wieder Halt. Die durcheinander geworfenen Steine, einst die Untermauer eines stolzen Gerichtshauses, sie waren ein sprechendes Bild des nun so gänzlich aufgelösten, zerfallenen Zuges.

Wenn ein Streich, wie z. B. der erzählte Weiberaufstand, der, wenn er gelungen wäre, von vielen Seiten Beifall geärntet und als ein Muster weiblichen Heroismus gegolten haben würde, mißlingt und zu Wasser wird, so dürfen die Anstifter sicherlich nicht um Spott, Hohn, Vorwürfe, und um die Strafe besorgt sein; diese kommen von selbst. Davon erhielten die Weiber ein Vorspiel schon an dieser Stelle. „d' Baier haben wir, glaube ich, jetzt alle verjagt, Christina!“ näherte sich ein kurzer, aber etwas dickköpfiger Mann aus Krumbach, der sich's hatte gefallen lassen müssen, den Zug mitzumachen, an die am wenigsten gebeugte Anführerin B . . . „nur einwärts sind sie gegangen, statt auswärts?“ „Los', s' Foppen könntest lassen, du Holzapfel! es steht dir solches nicht gut,“ entgegnete jene geärgert, „und besonders, wenn man denkt, was für ein liebergöttig's Gesicht du heut am Morgen gemacht hast.“ „Laß dem Esel d' Freud,“ redete ihr Ammarei zu, „daß er dem todten Löwen noch einen Tritt gebe, 's ist das seine Heldennatur!“ „Nein, nein, wenn etwas recht drunter und drüber gehen soll,“ brummte etwas dahinter ein anderer Gepreßter, dem jetzt auch allmälig das Müthchen wuchs, ein Schneider ob der Langenegg, „und geht es in des Bösen Haus, das Weib hat tausend Schritt voraus!“ „Und hätte es auch Zehntausend voraus,“ versetzte eine Nebenstehende unmuthig, „der Schneider auf dem Bocke würde sie in wenigen Sprüngen doch einholen, — wenn er nicht schon gerade mitzöge;“ anspielend, daß auch Er sich habe dazu verstehen müssen, den Gang mitzumachen.

„Pfiffig ist es wohl wenig gewesen,“ fuhr Raid, ein Krumbacher, weiter, „was ihr da angefangen habt und enden kann es nicht gut. Geschehen ist aber einmal geschehen, und nach der That ist guter Rath freilich wohlfeil. Jetzt handelt's sich aber darum, wie man etwa wieder einlenken könnte. Ich weiß da freilich nicht, was man thun könnt', aber ich denk', der Landammann ist ein g'scheidter Mann, vielleicht, daß dieser noch einen Ausweg findet.“ „Ja, das ist wahr,“ antworteten mehrere Stimmen, „aber wenn dieser keinen Rath weiß, dann mög' sich der Himmel erbarmen.“

Der Vorschlag fand allgemeine Billigung. Man gab dem Raid, der ihn gemacht hatte, noch einen Mann bei, und ersuchte die beiden, in dieser unangenehmen Sendung zum Landammann Mätzler an den Schwarzenberg zu gehen.

Die Uebrigen schlichen nach Hause. Man suchte sich zu vertheilen, und wo es immer möglich war, den Blicken der Gaffer und Hohnlachenden auszuweichen. Bald senkte die Nacht ihre schützenden Schatten über die Gedemüthigten herab. Hungrig, ermüdet, getäuscht und geängstigt schwankten sie durch das Dunkel dahin, ihren verlassenen Wohnungen zu.

Längst waren die Meisten vor Kummer und Mattigkeit eingeschlafen, als die Bothen vom Schwarzenberg zurückkamen.

Digitized by Google

Statt eines Rathes brachten sie — harte, bittere Vorwürfe! Am folgenden Tage erschien beinahe Keine von den Ausgezogenen in der Kirche. Hätte auch nichts anderes gefehlt, so schämten sie sich, den Leuten unter die Augen zu treten. Nur die Kinderbänke waren auf der Weiberseite besetzt, und die letzten Stühle von älteren Weibern, dafür waren die Männer zahlreicher erschienen. Nach beendeter Messe stellten sich diese auf dem Kirchplatze auf, und da gingen dann die Vorsteher zu denjenigen herum, die sie für Gutgesinnte hielten, und in keinem Verdachte irgend eines Einverständnisses mit den Weibern hatten, und flüsterten ihnen ins Ohr: „sie möchten allmälig in den Adler hinaufkommen, der Herr Pfarrer werde auch erscheinen, man müsse sich über die Maßregeln besprechen, wie man die Weiber wieder zu Vernunft bringe, ihnen das angemaßte Regiment entreiße, und sollte es selbst Gewalt brauchen.“

Man versammelte sich in bedeutender Anzahl. Der Pfarrer kam bald dazu. Zuerst hatte man sich Mittheilungen zu machen über den gestrigen Heereszug, so viel ein jeder erlauscht, oder von seinem bekümmerten Weibe erfahren hatte.

Die Erzählungen waren im vollen Zuge, als auf einmal Magdalena Schw. . in die Stube drang. „Hinaus da, deine Rolle ist aus, jetzt treten wir auf,“ hallt es ihr aus vielen Kehlen entgegen. Der Eine schimpft dieses, der Andere tobt jenes, Alle lärmen, nur um sie nicht zur Rede kommen zu lassen, gleichsam, als hätten sie Furcht vor ihrem Worte. Nur hart gelang es ihr zum selben zu kommen.

„Was ich brockat hea,“ rief sie endlich, als man zu einiger Ruhe gekommen war, „das will i schon sealb ußeassa!“ und schlug die Thüre hinter sich zu, daß das Haus in den Fundamenten erbebte. Diese Erscheinung machte den Männern bange. Sie hatten geglaubt, es wäre den Weibern der Muth so ziemlich entfallen; jetzt fingen sie wieder an, das Gegentheil zu fürchten, und einander diese Befürchtungen zu äußern. Während dem sie gerade hierin begriffen sind, kommen zwölf bis fünfzehn Weiber, jüngere und ältere durcheinander in die Stube herein. — Wie das furchtsame Kind in jedem finstern Winkel lauter Geister und Gespenster erblickt, so sahen in jenen Tagen die Krumbacher Männer in jeder weiblichen Erscheinung nur Furien, geschürzt zur Gewaltthat und zu blutigem Werke. So ging es ihnen auch bei dieser Gelegenheit. Der Pfarrer, solches befürchtend, reißt das Cruzifix aus dem Tischwinkel herunter, streckt es vor sie hin, und ruft in nie geahnter Begeisterung: „Kennt ihr dieß Bild, das Bild des gekreuzigten Gottes, eures Erlösers, eures und unser Aller einstigen Richters? Fürchtet ihr euch nicht vor ihm, ob euerem Treiben? Denkt ihr auch an Gericht und Ewigkeit? Nein, bevor ihr wieder eine Unthat begeht, tödtet zuvor mich selbst, nur über meine Leiche zu neuem Frevel!“ „Ja,“ fügte er dann in weicher, aber doch entschlossener Stimme hinzu, den Blick auf das Bild gerichtet, „sterben will ich lieber mit dir!“

Dieser wohlgemeinte Todesmuth kam freilich etwas nach der Hand. Die Weiber hatten ganz anderes im Sinne, als ihnen hier von den Versammelten zugemuthet wurde. Sie waren schon vorher reuig und betrübt gewesen, des Pfarrers Rede und Geberde hatte dazu noch wie ein Blitz eingeschlagen, heftiges Schluchzen hemmte auf einige Augenblicke ihre Erklärung. Sie bathen den Pfarrer, die Gemeindemänner und Alle um Vergebung wegen des Geschehenen, und flehten um ihre Vermittlung. Ammarei führte dabei bescheiden das Wort.

„Ja, das ist etwas Anderes,“ schnaufte der Pfarrer erleichtert auf, und die Uebrigen mit ihm, „freilich wollen wir gern alles verzeihen, verstoßt ja der Herr selbst auch kein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz; und wollen euch helfen, was wir können, wenn ihr nur in euch geht und anders werdet.“ Damit waren Alle vollkommen einverstanden. Man beschloß unverweilt zwei Männer nach Bezau zu schicken und zwei nach Bregenz, die die ganze Geschichte daselbst als eine unbesonnene und thörichte Weiberverwirrung schildern, für vollkommen hergestellte Ruhe und die pünktlichste Unterthänigkeit bürgen, endlich fußfällig bitten sollten: es möchte doch von dem unliebsamen Vorfalle nichts an die hohe Regierung hinausberichtet werden. —

An beiden Orten erhielten aber die Abgeordneten den Bescheid: „die Anzeige sei bereits schon abgegangen und aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte für die Empörung und den unverzeihlichen Frevel nicht der günstigste Entscheid herabgelangen.“

Der Pfarrer selbst, der mit Raid nach Bregenz gegangen war und mit der eigenen Person für Ruhe und Unterwürfigkeit bürgen wollte, wurde kurz abgewiesen mit dem Worte: „Ein guter Hirt gehört zu seiner Heerde; also Adieu!“

(Schluß folgt.)

Belletristische Schriften

von Franz Kugler*).

Erster Band: Hans von Baisen. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert 1851.

Franz Kugler, der berühmte Verfasser der Kunstgeschichte, eröffnet mit diesem Bande eine Gesammtausgabe seiner belletristischen Schriften. Hat sich der Verfasser durch seine kunstgeschichtlichen Arbeiten einen bedeutenden Namen im In- und Auslande gemacht, so hat er als Dichter mit seinen schönen Liedern und sinnigen Erzählungen schon manches Lesers Herz erobert und seinem Namen einen beliebten Klang erworben. Allein nicht nur als Lyriker und Novellisten sollen wir den Berliner Gelehrten schätzen und lieben, sondern auch als Dramatiker wird man ihn achten und bewundern lernen. Vorliegendes Bändchen biethet uns eine Tragödie: „Hans von Baisen“ und berechtigt uns zu den schönsten Hoffnungen für die dramatische Wirksamkeit Kuglers. Der Dichter hat bei der Wahl seines Stoffes einen glücklichen Griff gethan, und behandelt das Gewählte mit Liebe und Erfolg. Er griff das Thema aus der preußischen Geschichte. Der Verfall des deutschen Ordens in Preußen, der Bund des Adels und der Städte gegen die übermüthigen Ritter und der Sturz des Ordens mit Hilfe des Polenkönigs (1455) biethen die historische Basis zu diesem Drama, das zu den besten Erscheinungen dieser Art gehört. Bevor wir weitere Betrachtungen folgen lassen, wollen wir kurz den Gang des Stückes zeichnen.

*) Kugler, 1808 zu Stettin geboren, lebt als Professor der Kunstgeschichte zu Berlin.

Digitized by Google

Vorspiel. Im Kapitelsaal auf Schloß Marienburg harren die Gebietiger und Ritter des deutschen Ordens auf ihren Hochmeister Konrad von Erlichshausen, der sie berufen hatte, um an Sie die letzten Worte der Ermahnung und der Versöhnung zu sprechen. Durch den Dialog der Ritter werden wir mit der Lage des Ordens und seinem annähernden Zerfalle bekannt. Die Zucht ist morsch, die alten Sitten und Satzungen sind ihnen Kindereien, deßhalb läßt ihnen der angekommene todesmatte Hochmeister, der aus einer ernstern, bessern Zeit herüberragende ächte Ordensritter die Ordensregel als sein Testament vorlesen. Mit flammenden Worten ermahnt der Greis seine Brüder zur Demuth und zur Eintracht.

Ein lichter Engel einst war Lucifer,
Und als er seinen Thron zu hochgestellt,
Stürzt er hinab, wo ew'ges Dunkel woget.

Die Ritter sollen den Städtebund nicht unterdrücken, sondern ihm versöhnend die Hand reichen.

O hört mich, meine Brüder!
Zwei Wetterwolken bringen Segen nicht,
Sie bringen euch den Blitz. Zwei Edelhirsche,
Die auf dem Plane kämpfen, siegen nicht:
Der Jäger im Versteck siegt über beide.
Seid eins! der Feind ist nah und Deutschland fern.
Und fragt den Baisen, der mit scharfem Blick
Die Zeit durchschaut. Und haltet werth den Baisen,
Er ist des Bundes Freund und war mein Freund:
Er schafft es, daß ihr einig bleibt im Lande.

Während seiner Rede schlummert der würdige Ordensmeister hinüber und es schließt das Vorspiel.

Erster Akt. Städtische und ritterschaftliche Abgeordnete des Landes sind auf dem Schlosse Marienburg versammelt, um dem neugewählten Hochmeister Ludwig von Erlichshausen zu huldigen. Der ordnende und gebiethende Marschall mit dem goldenen Stabe zeigt, daß mit dem neuen Oberhaupte auch neue Sitten gekommen. Gabriel v. Baisen macht seinem Aerger über den anmaßenden Diener Luft, er spricht offen und frei vor seinen Genossen das Wort:

„Huldigen wollen wir,
Doch eh' nicht, eh' wir wissen, Wem? und eh' nicht,
Eh' der, der Herr ist, uns'rer Klagen Maß
Zu Recht bestehend anerkannt.“

Gabriel verweist auf die bedenkliche Ankunft des päbstlichen Legaten und deutet auf einen Bund mit Polen:

So aber wir, von harter Noth gepreßt,
Den Polen unsre Freundschaft brächten, Freund,
Es wär ein Band, das inniger sich fügte,
Und zittern möchte, wer uns dazu trieb!

Nun tritt Hans von Baisen der Hauptheld des Stückes ein. Der deutsche Mann, der seine Zeit überlebt hatte, ist gebeugt von der Last der Jahre, doch sein Auge sieht hell und sein Herz schlägt treu und muthig. Gabriel frägt ihn, ob die Herren vom Orden, mit denen er verhandelt, das zu thun gewillt seien, „was dem Bund gebührt.“ Hans weiß ein bestimmtes Resultat noch nicht zu geben, er tröstet aber seine Freunde damit, daß alles der Zeit organisch Entwachsene bestehen und sein Recht haben wird.

Was aus der Zeit geboren und gewachsen,
So daß es Kopf' und Händ' und Füße hat,
Das ist, das hat sein Recht, so lang es ist.

Steht hüben und drüben ein Recht, so müsse man suchen „die rechten Punkte für die rechte Markung“ auf beiden Seiten aufzufinden. Während Hans seine Meinung über die Sendung des römischen Legaten ausspricht, naht der festliche Zug, der neue Hochmeister mit seinem Gefolge. Die Tagfahrt beginnt. Ludwig von Erlichhausens Anrede strotzt von bittern Vorwürfen gegen die Versammelten, die er mit einem feilschenden Männervolke vergleicht.

„Ihr irrt: wir feilschen nicht,“

schließt er seine Rede. Wegwerfend begegnet er den Rittern, nur der Legat steht ihm hoch, der vom Orden gerufen ihm rettend zur Seite steht und seinen Feinden mit dem Interdicte droht, bis er des Hochmeisters Würde selbst zu nahe tritt und seine Gegenrede herausfordert. Zur Zeit der ärgsten Spannung und Verwirrung nimmt Hans von Baisen das Wort und mahnt zur Einheit. „Herr, kehrt heim!“ spricht er zum Legaten — hier steht der deutsche Orden,

Und hier zur Seite ihm der deutsche Bund,
Denn wir sind eins, und furchtbar, weil wirs sind!!

Lauter Jubel unter den Versammelten. Der Hochmeister selbst weicht der allgemeinen Stimmung und sagt dem Legaten seinen Dank, der mit den bedeutungsvollen Worten scheidet:

„Gehn will ich, eure Einung nicht zu stören,
Und nicht zu sehn, wie schnell sie wieder bricht.“

Man geht zur Huldigung, nachdem der Hochmeister den Versammelten:

„Abstellung der Gebrechen, dran ihr leidet“

versprochen hatte.

Zweiter Akt. Auf Burg Heselecht, dem Wohnsitze des Hans von Baisen. Dietrich, ein junger Verwandter des Herrn von Baisen und Sophia, Baisens Tochter, im Dialoge. Dietrich warnt die ritterliche Schöne vor dem Ausreiten ohne Begleitung. Sie scherzt darüber und über das viele Schreiben, das Dietrich besorgen muß. Wir erfahren aus dem Verlaufe des Gespräches, daß Gabriel von Baisen nach Wien gesandt wurde, um des Bundes Anliegen dem deutschen Kaiser vorzutragen. Der Ritterorden habe dasselbe gethan. Auf beiden Seiten werde gerüstet. Sophia meinte, ihr Vater soll sich dem Zwiste und den Mühen entziehen und an den Tajo ziehen, wo er die schönsten Tage seiner Jugend verlebt hatte. Angekommene Briefe melden, daß die Herren, die vom Bunde gen Wien gesendet, in Mähren räuberisch überfallen worden, und daß Gabriel bald kommen werde. Des Wächters Signal kündet Fremde an. Zwei Kreuzesherren reiten in das Schloß. Sie sind Konrad von Wirsberg, Ordenstreßler, und Arnold von Wenden, Ordensritter. Sofia kennt sie auf der Stelle:

Digitized by Google

„Sie sinds, die draußen mir den Weg gekreuzt,
Und abergläubisch mich gemacht! Mir war es,
Als lief mir über'n Weg ein häßlich Thier,
Das Wandrer für ein Unglückszeichen achten.“

Beide treten ein. Sofia verfolgend sind sie nach Heselecht gekommen. Der Ordenstreßler glüht für das schöne Baisenkind; „für mich gibts keine Rast, bis sie in diesen Armen liegt!“ spricht er nach ihrem Weggehen zu seinem Gefährten. Hans von Baisen tritt ein. Er stellt sie über das in Mähren Geschehene zur Rede und spricht seinen Verdacht offen aus. Die beiden Ritter fordern ihn in des Großmeisters Namen auf, er solle den Bund beschwichtigen, für den Orden handeln, Versöhnung vermitteln. Hans erklärt sich dazu bereit, wenn ihr Wort ehrlich ist, und sendet das letzte Wort des alten treuen Rathes dem Meister zu:

„Den Landen geben, was der Lande Recht,
So geben sie auch ihm, was ihm gebührt!“

und warnt noch einmal vor den Polen. Gabriel wird gemeldet. Die beiden Ritter scheiden. Der zurückgekommene Baisen fordert zum Kampfe gegen den treulosen Orden auf und weist auf Polens Hilfe hin. Hans will von dieser Hilfe nichts wissen.

„Und wart ihr freie Preußen, deutscher Junge,
Und deutscher Zucht und deutscher Rechte theilhaft:
In euren Enkeln zieht ihr ein Geschlecht,
Das nur dem fremden Sklavendünkel fröhnt.“

Als Gabriel seinen Bruder zur Führung des Bundes nicht bewegen kann, eilt er von dannen. Sofia erscheint. Da kömmt dem alten Vater der Gedanke, wenn sein einziges Kind Prinzessin werden wollte, könnte er den letzten Rest seiner müden Jahre wohl hinwerfen, daß es der Sofie den Lohn eintrage. Das naive Kind wünscht aber nach Süden, um mit dem Vater unter einem schönern Himmel ausruhen zu können.

Zum Tajostrand,
O schwellt ihr Segel!
Zum Tajostrand
Ihr raschen Vögel!
Wie weit, wie weit,
Doch dein allzeit
In Freud und Leid!
Zum Tajostrand,
Zum liebsten Land,
Hinaus ihr Segel!

Dritter Akt. Gemach des Treßlers auf Schloß Marienburg, durch eine brennende Lampe erhellt. Die Thüre zum Seitengemache verschlossen. Wirsberg will in dasselbe dringen, doch umsonst. Kein Bitten und Drohen bewegt die entführte Sofie ihren Räuber einzulassen. Von der Glut der Leidenschaft entflammt, von düstern Ahnungen gequält, bricht der Treßler mit Hilfe des A. v. Wenden die Thüre auf und findet Sofie todt, denn sie wollte ihre Schande nicht erleben. Seelenkampf des Wirsberg. Während dieser Scene geht ein wilder Lärm durch's Schloß. Hans von Baisen hatte die Fährte des Räubers gefunden, stürzt in des Treßlers Zimmer und will sein Kind. Trotz der Drohungen der Ordensritter dringt er ins Nebengemach und findet die Gesuchte. Der namenlose Vaterschmerz wird noch durch die ehrenkränkenden Reden der Ritter gesteigert. Sie reden von Gerichten und Untersuchungen, von der Unschuld der Ritter und der Schuld des Mädchens. Das bricht des Vaters Herz.

„Genug, sag' ich! das Mittel fandet ihr,
Den Vaterschmerz in heißerm Schmerz zu kühlen!
Vergaßet ihr, daß hier ein Baisen steht,
Der sich ein sterblich Kind erzeugt, doch keins,
So schlecht, so mißgeboren, daß sich's ziemte,
Sein blasses Kind noch durch den Koth zu schleppen:
Vergessen will auch ich, vor wem ich stehe,
Vergessen, was ihr wart und nicht mehr seid,
Vergessen, was ihr schuft, eh ihr verbannt,
Vergessen, was uns bringt der nächste Morgen,
Vergessen, — o mein Kind, mein blasses Kind!“ —

Die Bande, die ihn als Rath an den Orden knüpfen, sind gelöst. Er scheidet, um einst als Rächer wieder zu kommen.

Im vierten Akte finden wir die Bundesgenossen schlagfertig vor Marienburg. Die preußischen Stände haben dem Polenkönig Kasimir gehuldigt, der Hilfe gelobt und den Herrn Hans von Baisen als Gubernator ernannt hat. Die Ordensritter wollen unterhandeln und versprechen das Geforderte. Die Unterhandlung zerschlägt sich. Das Bundesheer schreitet zur Belagerung von Marienburg. Da kommt Dietrich mit der Nachricht, daß das anziehende Polenheer vom Herzog von Sagan geschlagen worden sei. Diese Nachricht ändert wohl den Plan aber nicht den Entschluß der Baisen. Sie wollen dem Führer des Ritterheeres, dem Plauen, entgegenziehen und ihm den Sieg bitter vergelten. Die Söldner und Bürger wollen von der Siegesnachricht erschreckt das Heer verlassen. Der deutsche Orden biethet noch einmal die Hand zur Vermittlung, doch umsonst. Der Mönch, der dem Bundesheere mit Fluch und Bann droht, wird auf Befehl des Hans von Baisen zum Tode geführt.

Fünfter Akt. Gemach des Hochmeisters auf Schloß Marienburg. Der Hochmeister lebt in dem von Söldnern besetzten Schlosse traurige, trostlose Tage. Er ist nicht mehr Herr der Burg; die gemietheten Krieger herrschen dort. Konrad von Wirsberg, der zur Buße die Dienste eines untergeordneten Dieners thut, steht dem Hochmeister zur Seite. Beiden gebricht es selbst an dem Nothwendigsten. Der übergegangene Söldnerhauptmann Czirwenka tritt auf und berichtet die Uebergabe der Burg an die Woiwoden und Starosten. Trompetenton kündiget den Einzug der Feinde an. Der Hochmeister soll nach Königsberg sich retten. Ehrlichshausen will nicht fliehen. Gabriel von Baisen bringt seinen ermüdeten, halb wahnsinnigen Bruder Hans von Baisen auf das Zimmer. Hans und Erlichshausen erkennen sich. Beide haben sich überlebt und sehnen sich nach dem Grabe.

Wirsberg erscheint und will den Hochmeister entführen, damit die Söldner mit ihm nicht schmachvoll Handel treiben könnten. Czirwenka dringt mit Söldnern ins Gemach und nimmt den Hochmeister in Anspruch. Hans von Baisen und Wirsberg widersetzen sich dieser Forderung. Wirsberg fällt.

Digitized by Google

Hans von Baisen wird von Czirwenka getroffen. Von seinen Brüdern umgeben spricht er seine letzten Worte:

Zu spät mein Gabriel, viel, viel zu spät!
Das preußsche Blut hätt nicht beflecken sollen
Ein polnisch Gubernatorkleid: Helft mir,
Nehmt von mir dieses Kleid — es brennt, es brennt! —
(Es wird ihm abgenommen.)
So! — Nun wird's kühl! — du liebe preuß'sche Erde,
Mißgönne mir das Plätzchen nicht zum Grab.
Ich hab' dir weh gethan, weh, bitt'res Weh: — —
Doch kommen wird der Tag — und in den Halmen,
Wo einst mein Grab war, spielt der Freiheit Luft, —
Dann komm' ich wieder, still, — ganz leis und still
Und segne dich!
(Er stirbt.)

Gehen wir nach vorgetragenem Plane und dessen Ausführung zu den Charakteren über, so erfreuen uns diese durch ihre Mannigfaltigkeit, durch ihre Wahrheit und strenge Durchführung. Hans, der als Hauptperson uns entgegentritt, ist ein ächter, deutscher Mann, der Kopf und Herz am rechten Flecke hat, muthig, bieder, geehrt von den Seinen, geachtet von den Feinden. Bei seiner Kraft und Stärke ist sein Herz den zartesten Regungen offen und mit schwärmerischer Liebe hängt er an seinem Kinde und sehnt sich aus Zwist und Kampf nach dem Lande seiner Jugendfreuden. Er ist der einzige Mittler zwischen den getrennten Elementen, sein Wort hallt im ganzen Preußenlande wieder, er opfert aber auch sein Alles seinem Volke. Der Vaterschmerz zwingt ihn gegen seine bessere Ueberzeugung zu handeln und darüber geht er zu Grunde. Hans von Baisen ist eine Persönlichkeit wie Götz von Berlichingen; er war für seine Zeit zu edel, und deßhalb geht er seinem Verderben entgegen. Ihm zur Seite stehen seine Brüder Stibor und Gabriel, tapfere Kämpen, lieber handelnd als überlegend, das nach ihrer Meinung Gute mit Hast ausführend. Als zarte Blüthe in diesem ritterlichen Kreise prangt die jungfräuliche Sofie, ritterliche Gesinnung mit kindlicher Zartheit und Unbefangenheit paarend. Ihre Sehnsucht nach dem Tajo mahnt an Mignons räthselhafte Sehnsucht und breitet über ihre ganze Gestalt einen romantischen Duft, der an dieser Stelle eine wohlthuende Wirkung hervorbringt. — Konrad von Erlichshausen ist bereits kurz geschildert worden. Ludwig von Erlichshausen ein Mann der Pracht, des Schaukelns, des Versprechens und des Wiedernehmens.

„Des alten Brudersohn,
Ein Erlichhausen, so wie er, nur Schade:
Kein Konrad, so wie er, kein Mann der Kraft,
Der Mittler würde zwischen Land und Orden.
Ein Schilfrohr, aufgeschossen über Nacht,
Stattlich zu schauen und jedem Wind gerecht.
— — Ein schlechter Kaufmann,
Dem mehr gilt ein Gewinnst auf flacher Hand,
Als seines Hauses altbewährter Ruf.
Ein Meister ohne Meisterschaft, der schnöde
Sein Recht Handlangern und Gesellen gibt.“ —

Wirsberg, der Mann der ungezügelten Leidenschaft und später ein Büßer, der sich selbst verachtet. Von Wenden das Uebel erkennend, des Freundes Absichten rügend und aus Schwachheit ihm doch zu ungebilligten Thaten die Hand biethend. Czirwenka, das Ideal eines Söldners, der das Recht nach dem Golde mißt, und den alten Herrn an den mehr biethenden neuen verkauft. Die übrigen Personen, die untergeordnetere Rollen spielen, sind ebenso mit Sorgfalt gezeichnet, wie die Berührten. Was den Eindruck der Charaktere ein wenig trübt, ist dieß, daß manche an die Persönlichkeiten früherer Dramen erinnern, wenn sie auch ihre Originalität deßhalb nicht verlieren. Konrad von Erlichshausen mahnt an Schiller's Ettingshausen, Hans von Baisen an Götz von Berlichingen, Dietrich an Göthes Georg, der Mönch an Schillers Kapuziner. —

Was an diesem Drama uns freudig berührt, ist die Tendenzlosigkeit desselben. Die Schönheit ist hier Selbstzweck. Die Dichtung soll nicht als Partheimittel dem Dichter dienen, sondern auf ihrem innern Werthe beruhend, soll sie das Menschenherz erfreuen, erheben und veredlen. Das hat Kugler angestrebt und sein Drama wird noch Leser finden, wenn die Tendenzdramen anderer lange der Vergessenheit anheimgefallen sein werden. Ein zweites Hauptverdienst Kuglers besteht in der Handhabung der Form. In neuester Zeit fanden es die Dichter häufig zu unbequem ihre Gebilde in das goldene Band der Form zu drängen. Man gab der ungebundenen Rede den Vorzug und vergaß darauf, daß die gediegene gebundene Form den Inhalt hebt und ihm das Siegel der Vollendung aufdrückt. Kugler zeichnet sich in Hinsicht der Form rühmlich aus, und man erinnert sich bei der Lesung seines Drama's mit Freuden an die Selbstzucht Platens, die Kugler sich zum Muster genommen hat. Sein Dialog ist flüssig, seine Sprache bündig und knapp, seine Verse haben einen vollen Rythmus. Wir wünschen Kuglers „Hans von Baisen“ jenen Erfolg bei den Lesern und auf der Bühne, den dieß Werk in hohem Grade verdient.

Aus dem Volksleben in Alpbach.

Von Peter Moser.

(Fortsetzung.)

Und nun die Sage und das Märchen, diese uralten und ewigfrischen Kinder des fortwährend schaffenden und dichtenden Geistes im Volke! Sie gleichen den bunten Vöglein, die mit ihren mannigfaltigen Liedern im dunklen Tannenwald auf den Zweigen herumhüpfen; bald verstecken sie sich und schweigen, daß nur das Gemurmel einer Quelle hörbar ist, dann flattern sie wieder herum und lassen ihre hellen Stimmen ertönen. Nur Schade, daß sie anfangen fortzuziehen, diese Vöglein, eins nach dem andern, wie die Schwalben im Herbst. Man muß auf diesem Gebiete der Volkspoesie — das Schnadahüpfl darf man wohl ausnehmen — einen nahenden Winter befürchten. Ich halte für die Ursache das vorn angedeutete allmälige Bestreben der Leute sich vom Althergebrachten loszumachen und — sich zu modernisiren. Wenn J. Fr. Lentner von den Sagen meint: „Seit ihre Ueberlieferung eine schriftliche geworden ist, gerieth ihr eigentlicher Lebenssaft ins Stocken; das Lesen macht den Erzähler überflüssig,“ so kann ich mit ihm nicht ganz einverstanden sein. In Alp-

Digitized by Google

bach findet sonst kein Mensch an den Märlein etwas Lächerliches oder Dummes; allein als sich die Kinder- und Hausmärchen von den Gebrüdern Grimm einmal mit mir hineinverirrt hatten, lachten die Leute, daß man „solche Studenten-Gedichter“ sogar in Büchern finde. „Die Herren,“ meinten sie, „wissen halt sonst nicht was thun.“ Man hatte von gedruckten „Sagmärlein“ früher nie ein Wörtlein gehört, und doch welken diese wunderbaren Naturblumen mehr und mehr dahin; man muß fast für ihr gänzliches Absterben besorgt sein. Beachtenswerth ist es wie die Sage — beim Märchen ist mir dies nie vorgekommen — aus der alten Zeit mehr zur Gegenwart herangezogen und Personen, die etwa vor zwei Menschenaltern gelebt haben, darein verflochten werden.

Ein altes, noch lebendes Weiblein macht sogar sich selbst zur Heldin — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — einer solchen Sage. Sie mag dieselbe in der Jugend gehört und sich ganz hineingedacht und hineingelebt haben. Die Leute sind nicht ungeneigt ihr das Geschichtlein zu glauben; es ist ein seltsames, fast märchenhaftes Mütterlein, mit den blassen Mondesstrahlen und Seitenwegen durch Felder und Wälder mehr vertraut, als mit dem lichten Sonnenschein und den gemeinsamen „Kirchwegen.“ Man macht auch weiter kein Geheimniß daraus, daß sie mehr könne, als andere Leut'. — Manches, was in meiner frühern Jugend ziemlich gang und gäbe war, gehört schon jetzt beinahe zu den Seltenheiten, die man bei alten Weiblein am Spinnrad suchen muß. Hieher gehören einige alte Gebräuche, die jetzt nicht mehr üblich sind: man kann nur davon erzählen hören. So mußte ehmals die Dirn zu Weihnachten, nachdem sie den Teig zu den „Zelten“ geknetet hatte, mit den „teigigen“ Armen die Obstbäume umfassen gehen, auf daß sie das kommende Jahr wieder recht reichliche Früchte trügen. Zu „Gömachten“ war es, gewöhnlich das Uebriggebliebene vom Abendessen für die Perchtl auf dem Tisch stehen zu lassen: Diese kam bei der Nacht mit ihren Kindern als ein steinaltes Weiblein und kostete von den Speisen. Schön stellte man sich dieselbe durchaus nicht vor, denn wenn ein Weibsbild recht zaunzerrissen aussieht, pflegt man gewöhnlich zu sagen, sie schaue aus wie die Perchtl. Vor den Weihnachtsfeiertagen ist es gebräuchlich, die „Haar- und Werchwicklein“ ganz fertig vom Rocken zu spinnen, sonst nistet, wie man wohl meistens scherzend behauptet, die Perchtl darein. — Am heil. Abend wurden die „Elemente gefüttert,“ indem man Mehl in die Luft streute, etwas von einer Speise in die Erde vergrub, und etwas in den Brunnentrog und ins Feuer warf. Das letzte bekam sein Futter am längsten; die Köchinnen hatten es ja gerad vor der Nase auf dem Heerd. Auch das Losen war nicht unbekannt, wo man durch verschiedene Zeichen u. s. w. ein Bischen von der Zukunft zu erspähen suchte. Ich will eine darauf bezügliche Begebenheit wahrheitgetreu, jedoch ein wenig ausführlicher berichten.

Jörgel, der Bauer, bei dem ich in den Ferien viele Tage recht unterhältlich zugebracht, hatte an einem Samstag, weil die Arbeit nicht gar dringend war, ein Bischen früher Feierabend gelassen, als dieß sonst im Sommer der Brauch ist. Es war ein wunderseltsamer Abend: gegen Baierland hin ging über dem kahlen Gebirge, das hart vor dem Thal zu stehen scheint, wenn man hinausschaut, ein kohlschwarzes Hochwetter auf; ober unsern Häuptern der blaueste Himmel, der sich sanft auf die hohen Berge herabsenkte, die das Thal zu innerst umschließen. Vom Kirchthurm mit dem grasgrünen Spitzdach tönte helles Wetterläuten in die Runde.

Des Bauers Mutter, schon ein eisgraues Weiblein, allein noch ganz rüstig, warf geweihte Palmen in das hochauflodernde Feuer, das die Bäuerin auf dem Heerd eben angeschürt hatte, um das Nachtmahl zu kochen; sie legte auch frische Taubnesseln dazu, damit der Rauch desto dichter gegen das Wetter emporstiege.

Jörgel und ich gingen hinter dem Haus zwischen dem Kornfeld und einer fetten Kleesaat der Rastbank zu, die ober einem rauschenden Bächlein auf einer mäßigen Anhöhe angebracht war; Ahorne und Vogelbeerbäume bildeten darüber mit verschlungenen Zweigen ein grünes Laubdach. Unsere Blicke schweiften um die Berge her, auf der Wittersbergalm blieben die seinigen endlich stehen.

„Dort,“ sagte er, „bin ich viele Sommer Hütherbue gewesen; hab viel Lustiges und Spaßiges erlebt. Es hat wohl auch seine Mühen auf der Alm: wenn es so herabschneit und oft wochenlang grob Wetter ist, da möchte sich Einer schon über neun Jöcher hinauswünschen. Aber an schönen Tagen ist es wieder fein, daß in aller Welt nichts darüber geht, und alleweil Weinachten und Kirchtag ist nirgends. So einem Stadtherrl tauschen? ja, daran wär schon gar nicht zu denken!“

Ich machte die Bemerkung, daß ich auch manche Stunde lieber unter dem lustigen Völklein derber Senner, als in den Hörsälen dumpfer Weisheit zubringen möchte, und ersuchte ihn von seinem Almleben mehr zu erzählen.

„Ja, wär schon recht,“ meinte er, „wenn ihr G'studirten auch etwas glaubtet, was nicht auf ein Haarl euern Büchern gleichsieht. Aber du bist hier im Thal aufgewachsen, dir kann man wohl etwas sagen. Einmal an einem Nachmittag war so ein herrliches Wetter, daß ich mein Lebtag kaum ein solches weiß. So weit der Himmel blau und die Erde grün ist, hättest kein Wölklein sehen mögen, und glashell war's, daß man fast unsern Herrgott und die Engel droben sehen konnte. Nach dem Essen machte der Melcher sein gewöhnliches Mittagsschläfchen, das hätt' er um viel Geld nicht mehr lassen können: die Gewohnheit ist halt ein eisernes Hemd. Ich wollte ein wenig in die Welt hinausschauen und hängte auch mein Gewehrl auf die Schultern, weil mir schon oft etwas vor der Nase vorbei war, wenn ich meine Flinte nicht bei der Hand hatte, als wenn das verteufelte Geflügel dieß gerochen hätte. Außer den Hütten auf „einem Eck,“ wo der Jakober mit dem Juchezen seine helle Stimme verloren hat, wie er immer spaßt, blieb ich stehen. Es ist dieß das schönste Platzl auf der Alm, und eine Aussicht, das kann ich dir sagen! Links zieht sich der Wald hinab mit den herrlichen Taxstämmen, die der Großanderl mit seinen ellenlangen Armen nicht umreichen könnte. Durch die grünen Aeste zog ein lindes Lüftlein her, wie all'm nach einem Hochwetter; es ist gerad vor zwei Tagen das erste aufgangen gewesen. Es war am Nachmittag dort so heiß, daß schier das Pech aus den Bäumen schmolz. Wir ließen das Vieh nicht weit von den Hütten, weil es uns Allen vorging, daß ein Wetter

Digitized by Google

kommen werde. Richtig! nicht weit von viere zogen die Wolken ganz dick und schwarz übers Achenthal her, fast wie heute. Sie warfen sich dann auf den Kogel und das Horn herüber, und da wars weiter kein Spaß. Blitz und Knall eins und ein Feuerer auf den andern — aber ich darf mein Geschichtlein nicht vergessen.

(Schluß folgt.)

Tiroler-Biene.

Naturhistorisches.

Im Museum liegt gegenwärtig ein prachtvoller Bergkristall auf. Derselbe ist mehr als 1 Schuh lang, ½ Schuh dick; die Hexagonalpyramide erscheint auf einer Seite ausgebildet, auf der andern sind mehrere Spitzen aufgewachsen. Der Krystall, welcher im vorigen Sommer auf dem Pfitschergebirge von einem Bauern aus dem Schiefer gebrochen wurde, trägt einen Anflug von grünlichen Chlorit-schüppchen, am untern Ende sind Körner von Eisenkies aufgewachsen.

• • •

Von den Gebrüdern Hermann und Adolf Schlagintweit, welche sich bereits durch verschiedene physikalische und orographische Werke die Anerkennung der gelehrten Welt erworben haben, ist jüngst ein treffliches Werk über die Physiographie der Alpen erschienen. Die ausgezeichnete Arbeit ist für Tirol von hohem Belang, die Gletscher des Oetzthales sind ausführlich und gründlich behandelt, die physikalische Geographie unserer Gebirge erhält sehr dankenswerthe Beiträge, eben so bringt der vierte Abschnitt sehr viel Interessantes über Pflanzengeographie. Eine Menge von Zeichnungen und Tabellen dient zur Erläuterung. Das Werk ist zugleich ein typographisches Kunstwerk. Ausführlicher wird darüber die wissenschaftliche Zeitschrift des Ferdinandeum referiren.

• • •

Das Werk über die Oetzthaler-Gletscher von unserem der Wissenschaft leider zu früh entrissenen Naturforscher Dr. M. Stotter hat der französische Gelehrte Frignet unter dem Titel: „Essai sur le phenomene erratique en Tirol" ins Französische übersetzt.

Historisches.

In der Buchhandlung von K. Rauch befindet sich gegenwärtig ein historisches Werk von Herrn Gubernialrath Rapp „Tirol im Jahre 1809" unter der Presse. Dasselbe gründet sich auf mehr als 600 Urkunden, welche der Herr Verfasser dann im Museum zu deponiren beabsichtiget, wo sie als Geschichtsquellen allseitiger Benützung zugängig sind. Die Persönlichkeit des Herrn Verfassers und die ihm zu Gebote stehenden Mittel stellen jedenfalls eine gediegene Leistung in Aussicht.

• • •

In diesen Tagen noch wird das bereits in der Sitzung des Museum angekündigte Werk von unserem verehrten Professor Flir: „Die Mannharter" in der Wagner'schen Buchhandlung ausgegeben. Gleichzeitig erscheinen im Verlage der nämlichen Firma: „Tiroler Volksmärchen," gesammelt vom Herrn Ignaz Vinzenz Zingerle.

Musikalisches.

Sechs Gesänge für eine Alt-Stimme mit Begleitung des Pianoforte.

In Musik gesetzt von J. Hoven.

J. Hoven, der durch die Herausgabe der Heimkehr (88 Gedichte aus H. Heines Reisebildern 1850) im In- wie im Auslande die glänzendste Anerkennung sich erwarb, und in der Behandlung des Liedes ganz originell unter den Komponisten der Gegenwart dasteht, hat neuerdings durch die Veröffentlichung dieser sechs Gesänge die Wahrheit des gleichstimmigen Urtheils der bedeutendsten Musiker über seine schöpferische Kraft wie tiefe poetische Auffassung und seinen Melodienreichthum bewährt. In diesen Liedern weht jener poetische Zauber, den man nicht mit Worten bezeichnen, nur fühlen kann und der bei Hoven aus dem Innersten in die Tondichtungen strömt; sie erfordern deßhalb auch die höchste künstlerische Auffassung im Vortrage, gleich den unsterblichen Gesängen Schuberts, die in den feinsten Nüancen das Gepräge der Vollendung in sich tragen. Ohne den Werth des einen oder des andern Liedes durch Vergleiche zu schmälern, müssen wir unbedingt dem ersten Gesange „Es kommt ja von selbst" betitelt, als einzig in seiner Art, von der wundervollsten Wirkung, tiefpoetisch und genial ausgeführt bezeichnen: die Töne verschmelzen hier mit den Worten des Dichters und der Eindruck der Komposition wird dadurch ein magischer, daß die Wehmuth, der Grundton der Melodie im geheimnißvollen Entzücken erstirbt. Eben so reizend wie im edelsten Style gehalten sind „die Melancholie," „der Waldeszauber" und „der Schwanengesang," an die sich das muntere und anmuthige „Gondellied" reiht, das überdieß den echten venetianischen Volkscharakter an sich trägt.

Wir können diese Lieder jedem Musikfreunde und Musikkenner auf das Beste empfehlen und bei dieser Gelegenheit den Wunsch nicht verschweigen, der hochbegabte Komponist möge uns sehr bald mit seiner dem Vernehmen nach vollendeten Oper „der lustige Rath" beglücken, für deren Trefflichkeit uns die mit vielem Beifalle auf den meisten deutschen Bühnen gegebene komische Oper „Ein Abenteuer Karl des XI." bürgt.

C. O.

Blüthen und Früchte aus dem Garten des Lebens. Reise-Erzählungen von Ahlfeld, W. O. v. Horn, Wilhelm Müller. Leipzig bei Wöller.

Dieses Büchlein enthält 16 Erzählungen, die zu den besten dieser Art gezählt zu werden verdienen. Als vorzüglich bemerkenswerth nennen wir die Erzählungen „Sohnesherz" und „Tochterherz" von O. Horn, „Wie schön leuchtet der Morgenstern" und „Heinrich Findelkind, der Menschenretter auf dem Arlberg" von Ahlfeld und „das Bild des Großvaters" von Wilhelm Müller. Dieses Jugendwerk dürfte sich besonders zu Geschenken eignen.

Guttenberg und seine Erfindung. Jugend- und Volksschrift von Gustav Nieritz. Leipzig bei Wöller.

Der bekannte Jugendschriftsteller Gust. Nieritz biethet in diesem Werke eine der anziehendsten und lehrreichsten Jugendschriften. Die Erzählung ist nicht eine Dichtung ins Blaue hinein, sondern bewegt sich auf historischem Grund und Boden. Deßhalb wird der Leser nicht nur unterhalten, sondern auch über die Erfindung der Buchdruckerkunst und ihrer Folgen belehrt. Die Darstellung ist anziehend und lebendig; die Sprache sehr correkt und flüssig.

Notiz.

Vom berühmten deutschen Sprachforscher Lachmann wird nächstens eine Herausgabe der deutschen Lyriker des 12. Jahrhunderts erscheinen.

Otto Prechtler hat ein einaktiges Drama „Ein Trauerspiel in Rom" vollendet.

Wir können unsern Lesern die bestimmte Nachricht mittheilen, daß für die Kanzel der Geschichte an unserer Universität und zwar bereits vom kommenden Sommersemester an ein Professor designiert ist.

Theater.

Sonntag. Zweite Wiederholung des Propheten. Mit Vergnügen nahmen wir, was Musik anbelangt, mehr Präzision und harmonisches Zusammenwirken wahr. Nicht dasselbe können wir an den scenischen Vorrichtungen loben. Will der Herr Direktor kein Eis auf die Bühne bringen, aus schuldiger Zuvorkommenheit für das zu erwartende Theaterreglement, das wie man sagt, alles Schlüpfrige entfernt wissen will, oder geschieht es, um den Unsinn der eingelegten Mazurka nicht noch augenfälliger zu machen, wenn sie auf dem Glatteise getanzt werden müßte, — wir wissen es nicht; jedenfalls schwindet auch die geringste Illusion, wenn man die etlichen Bretter sich mühsam auf dem holperigen Boden hin- und herschieben sieht. Noch trauriger ist es mit der Sonne; man kann uns aber doch unmöglich zumuthen ein schwarzes Loch für Sonne zu halten, und die bärtigen Gesichter der Maschinisten, die hinter dem Planeten hervorgucken, etwa gar für Engelsköpflein. Ein solider Mondschein wäre weit wünschenswerther, da wir ja ohnehin in unserem Theater nie kein grelles Licht gewohnt sind.

Montag. „Der Löwe von Kurdistan, oder Englands Reichspanier." Romantisches Schauspiel von Freiherrn von Auffenberg. Hr. Behrens, zu dessen Vortheil die Vorstellung stattfand, hatte auf Sonntagspublikum gerechnet, wurde aber getäuscht. Weder ordentliches noch außerordentliches Publikum war vorhanden. „Gefährlich ists den Leu zu wecken" etc. Zu Benefizvorstellungen sollte man doch immer eine gute Wahl treffen, damit sie nicht zu Malefizvorstellungen sowohl für den Betheiligten als für das Publikum werden.

Dienstag. „Perlenschnur" von Holtei. Das menschliche Herz, besonders das weibliche, liebt die Contraste; es ist nichts romantischer, als im Fasching am Abende nach einer durchjubelten Nacht im Theater recht ungestört weinen zu können. Dieser Anforderung, aber auch keiner andern entspricht Holteis „Perlenschnur" vollkommen. Hrn. Remay's Spiel als „Hansjörgl" hatte drastische Wirkung; wir glauben aber, er hätte mit etwas weniger Aufwand von Stimme dasselbe erreichen können.

Donnerstag. „Doktor Robin." — „Die Hochzeitsreise." Im ersten Stücke zeichnete sich Hr. Reman als Garrik aus. Das zweite Stück enthält manches Gute, ist aber zu gedehnt, zu breit geschlagen. Frl. Herz, die Herren Behrens und Blasel wirkten gut zusammen.

Freitag. „Lucia von Lammermoor." Die Aufführung sehr befriedigend durch die trefflichen Leistungen der Frl. Kuhn, der Hrn. Büffel, Punksmann und Turwald. Wir können uns bei diesem Stande der Oper die geringe Theilnahme des Publikums nicht erklären.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 7. Innsbruck, 14. Februar 1852.

Der treue Schwan.

Trag' über'n See mich, du getreuer Kahn,
Trag' übern See mich zu des Schwanes Bette,
Weil in dem Neste, drin geruht der Schwan,
Den liebsten Schatz ich gern geborgen hätte!

Dieß Ringlein trug ich selber; jener Stein,
Er glänzte lang an meines Liebsten Finger —
O Schwan, in deinem Bett senk' ich sie ein,
Behüt mir wohl die lieben, goldnen Dinger!

Wie oftmals sprach die Muhme: „Wollt Ihr gut
Euch Eurer Bursche treuen Sinn bewahren,
Gebt nur zwei Ringlein in des Schwanes Hut,
Und Euere Liebe wird kein Leid befahren;

Gebt nur zwei Ringlein in des Schwanes Hut,
Von Euch den einen, und von ihm den andern;
So lang der Hort im Schwanenneste ruht,
Bleibt fest die Lieb' und wird nicht weiter wandern!“ —

O hüt' sie wohl, du guter, guter Schwan,
Sind deiner Treue wir doch jetzt befohlen —
Trag mich zurück, — o flieg dahin, mein Kahn,
Im liebsten Blick will neue Lust ich holen!

Wertheim. Alex. Kaufmann.

Zum Geburtstag.

An * * *

Dein Wiegenfest ist neu gekommen,
Und heiß regt sich der Wunsch in mir:
Die Freude all', die mir genommen,
Mein Theil an Glück — er werde Dir!

Ich weiß nicht viel Dir heut zu sagen,
Denn Siechthum drückt den Geist herab;
Jedoch, wie einst in schönern Tagen,
Bleibst Du mir nahe, bis an's Grab!

Ein schwacher Faden ist das Leben —
Ihn schneidet leicht der Schmerz entzwei;
Doch was die Seele hat gegeben,
Da bleibt die Seele auch dabei!

Die meine gab Dir stille Lieder
Und segnete Dein Angesicht! . . .
D'rum lies manchmal die Reime wieder,
Vergiß der fernen Freundin nicht!

Und führt Dein Weg Dich jetzt zum Glanze,
Wie er zum Ruhm Dich schon geführt,
Gehört ein Schatten auch in's Ganze —
Es sei — wenn Dich mein Geist berührt! ! !

Tarnopol. Julie Gräfin Oldofredi-Hager.

Julie Gräfin Oldofredi-Hager.

(Biographische Skizze.)

Eine der freundlichsten Erscheinungen in dem Gebiete der neuesten Literatur Deutsch-Oesterreichs ist unstreitig die geistreiche und gemüthsvolle Dichterin Julie Marie Christine Gräfin von Oldofredi, geborne Freiin Hager von und zu Altensteig, Tochter des k. k. Feldmarschallieutenants, Interims-Commandirenden vom Banate, Geheimen-Rathes und k. k. Kämmerers Johann Nepomuk Freiherr Hager von und zu Altensteig und dessen Gemahlin Magdalena Edlen von Illéssy. Eine der allerältesten österreichischen Freiherrnfamilien, begann diese schon im Jahre 1248 unter der Regierung des Kaisers Friedrich II. von Hohenstauffen, in den Rittern Heinrich und Eberhard Hager bekannt zu werden; welch' Letzterer den letzten Sprößling von Meranien, Herzog Otto II. im Bade erschlug, da er ihn mit seiner Gattin, der schönen Hagerin, verbrecherisch badend angetroffen. Das alte baierische Dynastengeschlecht von Andechs, welches bei der Aechtung Heinrichs des Löwen im Jahre 1180 von Kaiser Friedrich I. Barbarossa zum Herzogstande erhoben wurde, erlosch also durch die eifersüchtige Rache des Ritters Eberhard mit Otto II. Herzog von Meran. Ein späterer ausgezeichneter Ritter dieses Geschlechtes war Wolfgang Hager von und zu Altensteig, welcher unter den österreichischen Regenten Karl V. und Ferdinand I. durch seinen Heldenmuth und hohe Ritterlichkeit sich besonders hervor that. Während der ersten Türkenbelagerung Wiens 1520 leistete er im Innern der Stadt als k. k. Feldhauptmann unter dem greisen Niklas Graf v. Salm Wunder des Heldenmuths und fand im Türkengewühle während des fünften Ausfalls der Besatzungstruppen den Heldentod. — Sein großer Neffe Sigmund Hager von und zu Altensteig war (historisch anerkannt) einer der

Digitized by Google

ritterlichsten Oesterreicher, welcher alle in Krieg begriffenen Lande durchreiste, bloß um als wackerer Kämpe Schlachten mitfechten zu können. So unter Herzog Alba als Feldoberst und mit dem größten Heldenmuthe in Brabant. Machte dann das Wagniß auf Cadix mit, focht in Schweden, als Karl von Südermann den Polenkönig Sigmund dort der Krone beraubte, und blieb 21 Jahre in ähnlich abentheuerlichen Kriegszügen auf Reisen durch England, Schottland, Irland, Seeland und Holland. Unter der Regierung Kaiser Rudolphs II. kehrte er nach Oesterreich heim, und traf seine Familie (da sie ihn für todt gehalten) in Trauer an. Mit dem heldenmüthigen Adolf von Schwarzenberg, dem Wiedereroberer Raabs, zeichnete er sich jetzt im Kampfe gegen die Türken aus, und obwohl schon ein 77jähriger Greis, ward er Kaschaus Kommandant, und später sogar noch k. k. Oberfeldherr in Ungarn, als welcher er im 87. Lebensjahre 1610 starb. — In der Person des Hans Seifried Hager von und zu Altensteig wurde diese alte Ritterfamilie 1671 von Kaiser Leopold I. in den Freiherrnstand erhoben und es trat (da Hans Seifrieds Sohn, Otto Sigmund Hager von und zu Altensteig, St. Veit und Dorf an der Enns, mit dessen einzigem Sprößling Otto Sigmund Felix Hager [letzter Burggraf zu Wien] berufen war, die Freiherrnwürde durch weitere zwei Jahrhunderte noch fort zu erhalten) des Letzteren Sohn Franz Alois Freiherr Hager von und zu Altensteig, als Fortpflanzer der männlichen Linie auf. Vermählt mit Marie Anna Gräfin Schlick, deren Mutter eine geborne Gräfin von Trautmannsdorff war, wurde er zum k. k. Feldmarschallieutenant, Leopoldordens-Großkreuz, Geheimenrathe und k. k. Kämmerer ernannt, und hatte als Obersthofmeister der durchlauchtigen Brüder des Kaisers Franz I. die Auszeichnung, daß ihm die Erziehung der Herren Erzherzoge Anton, Johann, Ludwig, Rainer und Rudolf durch Weiland Sr. Majestät anvertraut ward. Zwei Söhne hinterlassend, starb er als k. k. Obersthofmeister des Erzherzogs Rainer im 91. Lebensjahre zu Wien 1812. Sein zweitgeborener Sohn Franz Freiherr Hager von und zu Altensteig, war der so allgemein verehrte Polizei-Minister, welcher als Geheimrath, k. k. Kämmerer und Großkreuz des Leopoldordens 1816 unvermählt starb. Der Erstgeborene aber, Johann Nepomuk Freiherr Hager von und zu Altensteig, war eben der schon erwähnte Vater der geehrten Dichterin, und starb, dieß einzige Kind hinterlassend, zu Temeswar im Jahre 1822. — Mit ihm erlosch im Mannsstamme eine der allerältesten österreichischen Freiherrnfamilien, nachdem sie sechshundert Jahre lang florirt hatte.

Diese seine Tochter aber, Julie Freiin Hager von und zu Altensteig, wurde am 8. Februar 1813 zu Debrezin in Ungarn geboren; wo damals ihr Vater als k. k. General gelegen, um bald darauf nach Temeswar mit Beförderung versetzt zu werden. Nachdem sie schon im neunten Lebensjahre ihren braven Vater verloren, und nach dessen letztwilliger Bestimmung seinen Verwandten, den k. k. Obersthofmarschall Exzellenz Peter Grafen von Goëss zum Vormund erhielt, brachte sie ihre Mädchenzeit in ungetrübter Freude eines glücklichen Familienlebens, bei ihrer Mutter in Temeswar zu. Der ersprießliche Umgang mit trefflichen Gouvernanten, denen ihre Erziehung anvertraut war, hatte wohl Einfluß auf die geistige Regsamkeit des Mädchens, da es sich schon frühzeitig dem Studium deutscher Klassiker, so wie der Aneignung fremder Sprachen mit Lust und Liebe unterzog. Zur blühenden Jungfrau kaum herangereift, ward sie schon in ihrem siebzehnten Jahre 1830 mit ihrer Mutter gleichzeitig Braut; welche letztere in zweiter Ehe mit dem k. k. Kämmerer Ladislaus Baron von Podmanitzky, erstere aber mit dem zwanzigjährigen Grafen Hieronymus Oldofredi (im Zwischenraume zweier Monate) in der St. Peterskirche zu Wien getraut wurden.

Nach einem dreijährigen Aufenthalte in der Residenz folgte unsere liebenswürdige Dichterin ihrem Gemahle ins Banat und später nach Siebenbürgen, wohin Graf Oldofredi, in kaiserlichen Militär-Diensten stehend, in Garnison versetzt worden war. Oeftere Ausflüge nach Pesth, dem Aufenthaltsorte ihrer geliebten Mutter, unterbrachen die Einförmigkeit jenes anhaltenden Provinzlebens und mochten von theils hellen, theils sehr trüben Eindrücken begleitet worden sein, die sie später in ihren Dichtungen auf eine sinnige Weise verewigte. Das Jahr 1842 berief sie mit ihrem Gemahle nach Galizien und endlich das Jahr 1847 nach dessen Hauptstadt Lemberg; wo sie von der literarischen Welt auf das ehrenvollste empfangen wurde. Ihr Gruß an die stolze Löwenstadt, der in den von Max Reinau redigirten galizischen „Leseblättern" erschien, gewann für sie die Herzen, und eine Schaar von Poesien flogen als Gegengrüße unserer geehrten Dichterin entgegen. Nach einem recht vergnügten vierjährigen Aufenthalte in der galizischen Metropole mußte die trübselige kleine Stadt Tarnopol bezogen werden; da diese, dem zum k. k. Major beförderten Grafen Hieronymus Oldofredi zum Wirkungskreise seiner militärischen Thätigkeit (1851) angewiesen ward.

Mutter mehrerer Kinder, die mit Ausnahme ihres vielgeliebten einzigen 11jährigen Sohnes Léonce, sämmtlich starben, war unsere Dichterin zeitlebens immer gesund, bis eine zu frühe Niederkunft vor zwei Jahren ihre Gesundheit zerstörte, und sie sich seitdem mehr oder weniger fast immer unwohl befindet.

Der Zufall fügte es, daß uns vor nicht langer Zeit die Bekanntschaft einer vornehmen Dame zu Theil wurde, die mit unserer geehrten Dichterin in den innigsten Freundschaftsverhältnissen stand; dieß hatte auch zur Folge, daß wir in ein Blättchen Einsicht bekamen, welches die Gräfin als Selbstschilderung ihrer individuellen Eigenschaften dieser Freundin als Albumsblatt schenkte und das zu kopiren uns gestattet wurde; und das wir den geneigten Lesern als Charakteristik der geehrten Dichterin keineswegs vorenthalten zu dürfen glauben. „In meiner Mädchenzeit," heißt es, „galt ich für für hübsch, ohne aber besonders hübsche Züge zu haben: Dunkelblaue, verständige Augen, sehr dunkle lange Wimpern, und dichte Augenbögen ernteten meinem lebhaften Blicke gar manches Lob. Die Stumpfnase aber war etwas dick, und der damals mit weißen Zähnen geschmückte, frische Mund gehörte nicht zu den kleinsten. Die Stirne war nur mittelhoch, die Hautfarbe aber sehr weiß, und die kastanienbraunen Haare dicht und lang; dabei Hände und Füße hübsch

Digitized by Google

geformt, das Gesicht mehr rund als oval, und die mittelgroße Gestalt üppig gebaut. Seitdem haben Jahre und Krankheiten von dem Gebäude frischer Jugend Stein um Stein still abgetragen und was jetzt noch übrig blieb, erinnert an die siebzehnjährige Braut nicht mehr! Aber um so weniger hat sich mein Charakter verändert. . . . Ich hatte jederzeit Rechtsgefühl, Gemüthsehrlichkeit, ein weiches Herz, ziemlich eindringenden Verstand und das beste Gedächtniß. Was mich aber viel öfters bei Leuten beliebt machte, als alles Uebrige, war mein heiterer Sinn und gute Einfälle, womit ich Andere zu unterhalten wußte. Uebrigens schreibe ich besser, als ich mich sprechend ausdrücke, widerspreche gerne und weiche niemals etwas Anderem, als Gründen. Zur Falschheit fehlt mir alles Talent; ich hasse die Lüge wie ein gemeines Laster; bloß die Nothlüge lasse ich gelten, doch habe ich mich immer sehr mittelmäßig verstellen können und darum lieber ohne Heuchelei gehandelt. Für Musik habe ich große Vorliebe, aber wenig Geschicklichkeit; für Naturschönheiten und reizende Landschaften nur dann Sinn, wenn sie mit Menschen geschmückt und belebt erscheinen und in mir selber Freude wohnt, (welche das Prisma ist, durch welches man erst die schönste Natur reizend findet). Ich bin aus vollster Seele religiös, und erlaube nie, daß man über heilige Gegenstände irgend Gespräche führe. Dem Kaiserhause bin ich mit einer Leidenschaft ergeben, wie es von der Tochter meiner Ahnen freilich nicht anders zu erwarten steht. Auf Putz halte ich sehr wenig, gar nichts aber auf Feinschmeckerei. Mein Urtheil über Menschen und Dinge ward oft von den denkendsten Männern für richtig erkannt. — Als Freundin bin ich immer, selbst dann noch anhänglich geblieben, wenn lange schon Freunde oder Freundinnen von mir ließen. Spöttisch war ich wohl in meiner Jugend, aber ohne Bosheit, mehr um Andere dadurch zu unterhalten, und habe es mit reiferen Jahren ganz aufgegeben. Ich bin wohl auffahrend, doch gar schnell wieder versöhnt, eigentlich nie auf Jemanden länger als einen ganzen Tag böse geblieben. Sehr liebe ich es, mich geistig zu unterrichten, habe nie aufgehört, aus wissenschaftlichen Büchern Nutzen zu ziehen, und lerne noch jetzt aus manchen Wissenszweigen. Glücklich bin ich nur in guter Gesellschaft und ziehe jene von gebildeten geistreichen Männern jeder andern vor. Meine Dichtungen habe ich als bloße Spielzeuge immer angesehen, die mir über manches Trübe hinüber halfen; nahm darum keine Kritik derselben übel, habe mich aber stets warm über deren kleinstes Lob gefreut.« —

Nachdem wir hiemit die liebenswürdige Persönlichkeit der Frau Gräfin Julie Oldofredi-Hager-Altensteig kennen gelernt haben, sei es uns schlüßlich gestattet, ihre Erscheinung in künstlerischer Beziehung von dem Zeitpunkte an, welcher ihrer reichbegabten edlen Frauenseele den ersten Impuls zur gottbegeisterten Dichtung gegeben, bis zur Gegenwart, die ihr den Schmuck der Geistesweihe auf die Stirne drückt, hervor zu heben.

Kurz nach ihrer Vermählung im Jahre 1831 sollte nämlich der angenehme Aufenthalt zu Wien für die Dauer einiger Jahre bitter getrübt sein, da ihr Gemal Hieronymus Graf Oldofredi (damals Oberlieutenant, dermalen k. k. Kämmerer und Major im 63. Infanterie-Regimente) in Folge einer äußern Verletzung 1831 aufs Krankenlager geworfen, dritthalb Jahre in ärztlicher Behandlung lag und litt. Mit aufopfernder Treue und einer bis zur gränzenlosesten Selbstverläugnung sich erstreckenden Anhänglichkeit, wandte sie damals ihre sorgsame Pflege dem leidenden Gatten zu und gewöhnte sich so (was zur Zeit treue Pflege veranlaßte und eiserne Aufopferung erheischte,) ein unausgesetztes Nachtwachen an, in dessen Folge später auch der ungestüme Drang für ein umfassendes Studium sich in ihrem Innern geltend machte. Diese Zeit, die traurigste und unglücklichste Epoche ihres Lebens, diente also dazu, alle in das Gebiet der Geschichte und schönen Literatur einschlagenden Wissenschaften nach Möglichkeit sich in nächtlicher Ungestörtheit anzueignen und ihrem rastlosen Geiste jene Richtung zu geben, die sie dermalen auf eine so bedeutende Stufe der Kunst und intellektuellen Bildung stellt. Doch hat die Gräfin nie den geringsten Unterricht in der Poesie empfangen, sie ordnete das Versmaaß nach dem Gehöre; eine wahre Naturdichterin! — Schon im Jahre 1839 erschienen zu Pesth im Verlag von Kilian & Comp. die »Blüthen des Gefühls« — im Jahre 1843 bei Gustav Heckenast in Pesth der zweite Band ihrer Poesien unter dem Titel »Neue Gedichte,« zu welchem die die bekannte Schriftstellerin Karoline Pichler, geborne von Greiner, die Vorrede schrieb, und mit Bezug auch auf die frühere poetische Spende der Gräfin Folgendes darin bemerkte: »Die »Blüthen des Gefühls« verdienen diesen Namen mit vollem Rechte; es waren, wie die Blüthen an Blumen und Pflanzen, Entfaltungen der reinsten und zartesten Kräfte in lieblicher Gestalt von Form und Farbe. Das Publikum hat sie gewürdigt, und nun erscheint die zweite Sammlung, für welche das Publikum gewiß eben so viel Dank spenden wird. Diese Dichterin ist Gattin, Mutter und Freundin, und schämt sich nicht es zu sein; ja gerade diesen Beziehungen entquillen ihre lieblichsten Gedichte, welche bei Entfaltung eines bedeutenden, durch echte Geistesbildung unterstützten und geleiteten Talentes, jedes schöne und weibliche Gefühl, jede zarte Schranke bewahrt haben, die dem Weibe zwar eine andere, aber nicht minder ehrenvolle Stelle in der Literatur anweiset, als dem Manne. Auch ist ihre Pietät gegen edle Ahnen und die Erinnerung an das ausgezeichnete Haus, dem sie entsprossen, so wie der fromme Sinn, der über dem Ganzen schwebt, ein eigenthümlicher Reiz an vielen Gesängen und ich freue mich der ehrenden Wahl, die mich getroffen, sie beim Publikum einzuführen.« — Der dritte Band ihrer Dichtungen kam 1848 unter dem Titel »Dornen« zu Breslau, im Verlage von Eduard Trevendt heraus, welchem bald darauf 1851 die »gelben Blätter« als Wohlthätigkeitsgeschenk für den Wiener-Hilfsverein für Witwen und Waisen der braven gefallenen Gränzsoldaten (bei Karl Gerold) folgten. Jeder dieser vier Bände wurde von der Kritik auf das beifälligste und schmeichelhafteste aufgenommen, wie seiner Zeit in allen literarisch-kritischen Journalen zu ersehen war und wir können nicht umhin am Schlusse unserer biographischen Skizze aus der letzten poetischen Spende den geneigten Lesern eine Probe mitzutheilen, in der die edle Frauenseele unserer liebenswürdigen Dichterin gewiß auf die einfachste und sinnigste Weise sich kundgibt:

Digitized by Google

Gebet.

Allmächtiger! vor dem mein ganzes Denken
Zu jeder Stunde aufgeschlagen liegt, —
Willst du den Seherblick in's Herz mir senken,
So weißt du wohl wie's dem Gebot sich schmiegt.

Du siehst mich beten — streben, fehlen, hoffen,
Du richtest mild, denn Du erforschest mich!
Dir liegt mein Wesen und Empfinden offen,
Mein Handeln ist kein Räthsel ja für Dich!

Auch dank' ich Dir die tröstlichste der Gaben,
Den Schild für Sünde gab mir Deine Hand!
— Das beste Gut, das wack're Menschen haben —
Den blanken Schild: Gewissen und Verstand!

O, gib mir auch den stillen Schmuck des Lebens,
Gib stets Ergebung mir und Heiterkeit!
Und, statt der Wehmuth manch' verfehlten Strebens,
Schenk' mir die Weisheitsfrucht: Zufriedenheit! —

Ludwig Adolf Staufe

Der Weiberaufstand.

(Schluß.)

Das Herz übervoll von Kummer trat der Pfarrer den Heimweg an. Kaum hatte er das alte Brigantium und die lange Achbrücke hinter sich, so nahm er das Brevier hervor, blätterte darin herum, legte die Finger der Linken zwischen die Bläter, schlug mit der Rechten ein lateinisches Kreuz und fing, halblaut vor sich hinmurmelnd, die Horen zu beten an. Obwohl er sonst die Hymnen und Psalmen vollkommen auswendig wußte, heute wollte es mit Rezitiren doch nicht gehen. Einmal über das andere kam er aus dem Zusammenhange, bemerkte das oft erst nach einer Weile, schlug dann das Buch wieder auf, und versuchte weiter zu kommen. Er betete zwar, dafür zeugte unwidersprechlich der Ausdruck seines Gesichtes, dafür der fromme, zu wiederholten Malen zum Himmel erhobene Blick; aber sein Gebet wollte sich heute nicht gerade in die vorgeschriebene Form einzwängen lassen.

Als er an den Fuß des Berges gekommen war, auf dem das Pfarrdorf Bildstein steht, über welches dazumal der Weg noch führte, schlug er das Buch zu und fing an, eines langsamern Schrittes, als bisher, anzusteigen. Nie wendete er sich um, um seinen Blick in das schöne Thal zu werfen, durch das der Rhein zwischen fruchtbaren Gefilden und zahlreichen Dörfern seine Wasser hinabwälzt in den Bodensee; oder auf diesen hinab, auf dem die abendliche Sonne, wie ein glühender Lavastrom ausgebreitet lag und in den wolligkrausen Wölkchen, die im Luftkreise ober seinem Spiegel spielten, bald flammend glänzte, wie blankes Gold, bald im zartesten Roth der Rose; oder hinüber, auf die sanftansteigenden Berge der Schweiz oder die in Feuergluth schwimmenden Höhen des Säntis, des Kamor und der Churfürsten; — ihn kümmerte nur Eines, seine Gemeinde.

Als er zur Kirche gekommen war, bog er in dieselbe ein, setzte sich in der angebauten Wallfahrtskapelle nieder, um daselbst ein wenig von seiner Ermüdung und wohl auch von seinem Kummer auszurasten. Es kam ihm hier so heimisch vor, sein Schmerz fing an, sich in Thränen zu lösen und zu erleichtern. Als er sich so ein wenig erholt hatte, trat er vor den Altar hin, auf dem das Gnadenbild der Muttergottes steht, kniete sich auf die unterste Stufe hin und betete. Bald stand er auf und sprach noch laut das Salve Regina. Steine hätten sich erbarmen müssen, so innig und flehend rief er, die Hände ringend, hinauf: „Zu dir schreien wir, elende Kinder Eva's, zu dir seufzen und weinen wir, in diesem Thale der Zähren. Ach, du unsre Fürsprecherin, wende deine barmherzigen Augen zu uns!“ Ein Widerschein der scheidenden Sonne brach durch das Fenster und beleuchtete gerade das Angesicht des Marienbildes. Es kam dem Beter vor, als schauete die Gnadenvolle mild auf ihn herab, und unaussprechlicher Trost senkte sich in seine Seele. Erleichtert verließ er die heilige Stätte, und setzte seinen Weg nach der noch mehrere Stunden entfernten Pfarrgemeinde fort.

Schon ging es wieder abwärts, durch den Waldweg, der gegen Alberschwende führt. An den gelichteten Stellen warfen die Bäume schon lange nächtliche Schatten. Auf einmal schlägt ein Rasseln an das Ohr des Wanderers. Wie das Poltern der ersten Schaufeln Erde, die auf den Sarg hinabgeworfen werden, der die theure Leiche eines Vaters birgt, herauf scholdert an das Ohr des mit der Verzweiflung ringenden Kindes, und dasselbe durchschauert, — so dieser Ton den guten Pfarrer. Ein Leiterwagen rasselt den rauhen, steinigen Bergweg heran. Neben und hinter ihm gehen Bewaffnete; auf ihm kauern gebundene Weiber. Sehen und Hören vergehen dem guten, vielgeprüften Manne. Mechanisch geht er aus dem Wege, mechanisch macht der Fuhrmann Halt.

„Ah, der Herr Pfarrer!“ rief die Christina H. ., die neben ihrer Hauptkelferin Magdalena Sch . . . auf dem ersten Brette saß, ohne die geringste Spur von Niedergeschlagenheit und Sorge, „er kommt den nämlichen Weg her, und schon spät, den wir hingehen.“

„Ja leider,“ antwortete der Pfarrer mit einem tiefen Seufzer aus der beklemmten Brust, „und möge Gott mit euch sein und der heilige Schutzengel!“

„Das können wir immer brauchen,“ erwiderte jene, indem sie eine angefangene Entgegnung ihrer Nachbarin übertönte, „aber jetzt doch auch nicht mehr als sonst; und wenn auch, so ist schon manches Gute mißlungen und schon oft Gewalt über Recht gegangen, und so geht es denn halt auch uns, wie es vor uns schon Vielen ergangen.“

Ob solcher Rede erschrack der Pfarrer von neuem, und unter dem Seufzer: „Ach, daß ihr es doch erkennetet!“ trat er etwas vor, um die Uebrigen zu überschauen. Diese waren zerknirscht, reuig und beschämt, und schluchzten beim Anblicke ihres Seelsorgers, den ihr Treiben so tief betrübt hatte, aus dessen Heerde sie jetzt fortgerissen wurden, in den ungekannten Kerker.

„Auch du, Amrei!“ rief dann der Pfarrer mit weicher, mitleidiger Stimme, als er ein geblähtes, verweintes Gesicht mit Wehmuth und Scheue zwischen den Schultern der andern hervorblicken sah. Ammarei senkte ihr Haupt in die Schürze und antwortete mit lautem Schluchzen und Weinen.

„Vorwärts,“ kommandirte einer der Gewaffneten, „diese gehören jetzt vor der Hand nach Bregenz, nimmer nach Krum-

Digitized by Google

bach, und wir können uns da nicht aufhalten;" die Peitsche knallte, und die Pferde zogen an. „B'huet Gott, Herr Pfarrer," jammerte es mit gebrochenen Stimmen aus dem Wagen heraus, „vergessen Sie uns nicht, und vergelt's Gott für alles Gute!"

„Vergelt's Gott!" schluchzte Amrei, streckte ihre Hand dem Pfarrer hinaus zum Abschiede, wie sie glaubte, für immer, und sank in den Wagen zurück.

Der Pfarrer hob seine Rechte zum Segen über die Unglücklichen, und stolperte dann wie ein Berauschter den holperigen Waldweg hinab und die rauhen ausgewaschenen Pfade hinein, Tobel auf und ab. Es war nahehin Mitternacht, als er erschöpft in seinem Hause ankam.

In furchtbarer Ungewißheit und banger Angst bebte Alles in Krumbach. Von Bregenz verlautete nur, daß die Gefangenen tägliche und lange Verhöre zu bestehen haben, sonst herrschte das tiefste Geheimniß.

Am 15. Juli rückte ganz unerwartet der baierische Generalkommissär Gravenreuth, von einem Kommando von drei- bis vierhundert Mann mit aufgepflanzten Bajonnetten und zwei Kanonen mit brennenden Lunten umgeben, von Lindau her in Bregenz wie im Sturmschritte ein. Niemand konnte sich diesen unerwarteten Besuch deuten. Die Kolonne zog durch die Stadt dem „Walde" zu. Gegen Abend kam sie nach Krumbach. — Es war ein gewaltiges Gewitter losgebrochen, fürchterlich heulte der Sturm um den Sulzberg herein, der Regen goß, wie in Strömen, Blitz leuchtete auf Blitz, ein Donner schlug auf den andern. In diesem Momente ziehen die Exekutionstruppen ein. Sie quartiren sich in Mittel- und Unterkrumbach ein, immer in bedeutender Anzahl, und nahe zusammengerückt, um vor jedem allenfallsigen Ueberfalle gesichert zu sein, und — thun sich gütlich.

Unter unsäglicher Angst brachten die Krumbacher die Nacht zu, besonders, nachdem in jedes Haus der gemessenste Befehl des Kommandanten gebracht worden war: jede erwachsene Person habe sich Morgen unfehlbar beim Gottesdienste in der Kirche einzufinden. Niemand wußte oder ahnte warum. Man kam ohne die geringste Fahrlässigkeit der streng gebotenen Anordnung nach.

Die Messe war geendet. Die versammelte Gemeinde wurde aus dem Gotteshause durch die Hauptthüre hinausgewiesen. Was erblickte man da? Von den beiden Enden der Façade an waren die Exekutionstruppen in Reihe und Glied aufgestellt, eine Reihe gegenüber der Kirche, nur von den beiden Kanonen unterbrochen, schloß das Viereck. Die Bajonnette blitzten gegen die eingeschlossene Menge, die Lunten der aufgestellten Kanoniere rauchten. Da hinein wurden die Kirchgänger getrieben, der silberhaarige Greis, wie der rothwangige Knabe, das zitternde Mütterchen, wie ihre aufblühende Enkelin, Mann wie Weib, Pfarrer und Vorsteher! Unmöglich ist es, diese Scene des Schreckens und Jammers zu schildern. Ein herzzerbrechendes Schreien und Jammern erhob sich da. Während die Einen sich auf die Kniee warfen und Hände und Augen zum Himmel erhoben, und um Gnade und Barmherzigkeit schrien, Andere die vor ihnen stehenden Soldaten um Pardon und das Leben anflehten, heulten und schrien andere laut in die Lüfte, oder schauten, in der Meinung, es wäre ihr letztes Ständlein gekommen, vom Schrecken übermannt, mit stieren Augen auf das furchtbare Schauspiel.

Der Anführer gebiethet endlich nach einiger Zeit Schweigen, und fordert, daß man allgemein dem Könige Treue und Gehorsam schwöre. Es geschieht. Jung und Alt zittert die vorgesprochenen Worte nach. Dann wird Amnestie verkündet, die freilich nur mit der Beschränkung zu verstehen ist, daß die Krumbacher sofort 2000 fl. Strafe erlegen mußten, Hüttisau und Unterlangenegg, deren Weiber am Zuge nach Bezau Theil genommen hatten, je 1000 Gulden, ganz Vorarlberg aber, es ist etwas dunkel warum, vierzig tausend Gulden! Um die schnell auszubezahlenden 2000 fl. zusammen zu bringen, schickten die Vorsteher von Krumbach von Haus zu Haus, man solle die vorhandene Barschaft herausgeben, um die Kontribution leisten zu können, man werde alles gutschreiben und später verrechnen. An Baiern wurde die Summe gezahlt, die Rechnung und Ausgleichung, wie es in solchen Dingen zu geschehen pflegt, soll noch bis auf den heutigen Tag auf sich warten lassen.

Es erübriget noch, einen Blick auf die Inquisiten in Bregenz zu werfen. Amrei und die mit ihr auf gleicher Stufe der Schuld stehen mochten, wurden bald als bloße Verführte erkannt und in die Heimat entlassen. Sie kehrte zurück, aber ohne ihre frühere Heiterkeit und ihr offenes, unbefangenes Wesen.

Die zwei Anführerinnen H . . und Sch . . wurden etwa ein halbes Jahr lang in Gewahrsam gehalten. Sie hatten unzählige Verhöre zu bestehen, und man soll auch außerordentliche Mittel angewendet haben, um sie zum Geständnisse zu bringen. Man wollte nämlich aus ihnen herauserforschen, als hätten andere hinter der ganzen Sache gesteckt, und wären sie nur die vorgeschobenen Posten gewesen. Diejenigen in der Gemeinde, die dieser Ansicht sind, sagen, sie hätten auf die Bitten der Schuldigen, sie nicht zu verrathen, zu schweigen versprochen, das Versprechen gehalten, wären aber dafür schlecht gelohnt worden. Gewiß ist, daß sie nichts aussagten, und endlich auch freigelassen wurden. Christina H . . verfiel in der Folge in eine dem Wahnsinne ähnliche Stumpfheit. So endete die Tragödie.

Ich schließe meine Schilderung mit den Worten eines meiner Gewährsmänner, der in nicht gar langer Zeit nach dem Ereignisse die hauptsächlichsten Daten aufschrieb, um sie im Pfarrarchive zu Krumbach zu hinterlegen. Sie lauten: „Möge jeder meiner Hochw. H. H. Nachfolger diese Bogen wohl verwahren, und sie, wenn je einmal ein ähnlicher Auftritt angeschürt werden sollte, den Schwindelköpfen vorhalten, damit sie das große Unheil, das aus dem Aufruhre gewöhnlich zu entstehen pflegt, einsehen: und Gott was Gottes, und dem Kaiser was des Kaisers ist, willig zu leisten lernen."

Aus dem Volksleben in Alpbach.

Von Peter Moser.

(Schluß.)

Ich schaute über die hohen Baumwipfel, auf denen die Sonnenstrahlen glitzerten, und die Vögel hüpften und

Digitized by Google

fangen in das Thal herab. Alle Felder waren so schön grün und das unsrige nicht das magerste darunter. Das freute mich und ich dachte schon an den großen Heustock im Herbst, da hört ich eben das Feierabendläuten hinauf. Es wurden nach dem Zwölfeläuten die Glocken schnell nach einander angezogen, und darauf ein paar Augenblicke lang zusammengeläutet. Dieß erinnerte mich, daß Sonnenwendabend sei. Weil an diesem Tage das Loosen besonders stark im Schwung war und dieß meistens unter dem Feierabendläuten geschah, so durften die Glocken nur angezogen werden, damit die Leute mit dem Loosen nicht fertig wurden, der Vikari wollte es so haben. Es ist noch nicht lange, daß dieser Brauch abgekommen ist. Wie das Geläut vorbei war, hielt ich ein Reislein in der Hand. Ich hatte zuvor eine Schmehle abgerissen und sie unterdessen um den Finger herumgewickelt, ohne daran zu denken. Auf einmal hört ich nicht gar weit weg das G'sangl singen:

„Dienl, heut ist mir von dir entramt,
Die Tram, die sind freilich ungewiß:
Wenn's aso wär, aft liebest mi wolter fast,
Itzt sagst amol d' Wahrheit, wie's is!“ —

Ich schaute hinüber, es war der Kohlgruber Hüter, ein baumfester Kerl. Er schwang noch voll Schneid sein Hütl und ließ drei helle Juchezer los, daß es grad hillerte; darauf verschwand er hinter den meeralten Schermtaren mit den breiten Aesten. Weil ich ihn vom Träumen singen gehört hatte, that ich das Schmehlenkranzl auf die flache Hand und legte mich darauf. Jetzt will ich vom Dienl träumen, dachte ich und mußte fast laut lachen dabei. Ich hatte oft sagen gehört, wenn man am Sonnenwendabend unter dem Feierabendläuten aus Gras ein Kranzl windet und es bei der Nacht unter den Polster legt, dann träumt Einem von seinem künftigen Schatz. und los *) nur, spaßig ist's dießmal zugegangen, man mag sagen, was man will. Ich schlief bald ein, und was ich für einen kuriosen Traum hatte! Es kam mir ganz deutlich vor, so deutlich wie Einer am hellichten Tag sehen kann, als ging ich an einem hohen Festtag mit dem Zimmererpeterl, der itzt für's Ausziehen im Jahre 48 die goldene Medaille gekriegt hat, nach dem Gottesdienst aus der Kirch! Außer dem Freithofgatterl stand ein sauberes Dienl bei einer Obstfeilhaberin und hatte im Fürtuch etliche große glührothe Aepfel. Sie suchte den besten aus und gab ihn mir. Sie war mir ganz unbekannt, ich dachte hin und her und wußte auch dem Gesichte nach nicht, woher sie etwa sein könnte. Als ich wieder erwachte, war mir's, als hätte mir Einer den Kopf abgerissen und in's Gesicht geschmissen, wie man sagt. Ich vergaß ganz auf das Gejeit und hatte von diesem Traum noch lange Zeit den Kopf voll. Seitdem hab ich mit meinem Weibl oft davon geredet, und es freut uns beide, daß ich so gut gelos't habe.

Jetzt aber paß erst auf! Etwa sechs oder sieben Wochen darnach am hohen Frauentage ließ ich mich wieder einmal bei den Heimern herunten sehen, ich ging beichten und beim Hochamt Kirchen. Ich hatte auch nicht vergessen ein graugrünes Rautenstöckl auf den Hut zu machen und ein halber Spielhahnschweif und eine neue Hutschnur mußte auch das Ihrige thun. Wenn man noch jung ist, muß man halt eine Freud haben, und so etwas ist ja nichts unrechts. Nach dem Gottesdienst kam ich gerad mit dem Zimmererpeterl, von dem ich schon gesagt habe, aus der Kirche zu gehen. Außer dem Freithofgatterl stand ein Dienl und kaufte Aepfel, ganz auf ein Haarl so, wie es mir im Traum auf der Alm oben vorgekommen war, nur daß sie mir dießmal keinen gab. Ich erschrack und wußte nicht warum; es war mir, als sei ich vom Himmel gefallen. Ich stieß den Peter mit dem Ellbogen und fragte ihn, wo denn dieß Dienl daheim sei. Er antwortete ganz gleichgültig: „Im Innerthal inn', beim Wurmbauern.“ Es freute mich, daß er mich nicht schärfer anschaute, sonst hätte er meine Verlegenheit merken müssen, und ich wär' ohne ein paar saggerische Trümpf gewiß nicht davongekommen; der Mensch kann mit seinen Sprüchen Einen in die Hitz treiben. Von da an ging mir das Dienl immer im Kopf um, und nach dem Abfahren von der Alm wußt' ich es immer so anzustellen, daß wir uns am Sonntag auf der Kirchgaß begegneten. Das nächste Jahr d'rauf kam sie zum Jakobwirth heraus in Dienst und ich dachte, wenn sie nur ein Bißchen jünger wär', dann wüßt' ich keine liebere, thalaus, thalein. Gähling machte dieses auch nichts mehr, und wie mir mein Vater das Heimatl übergab, wußt' ich mir fast nicht mehr zu helfen. Daß ich sie gern möcht', getraut ich ihr unmöglich offen zu gestehen, ich wurde schon vom Darandenken feuerroth. Aber die Lieb ist findig und schlau wie ein Fuchs, das hab ich erfahren. Als ich ihr einmal morgens beim Kirchengehen allein begegnete, da dacht' ich, frisch gewagt, ist halb gewonnen und sagte: „Du, heut ist mir geträumt, wir haben geheirathet, was thätest, wenn's wahr wär?“ „Mir wär's schon recht,“ erwiederte sie und so waren wir handeleins. Ich nahm sie zum Weibl und wenn ich noch hundertmal heirathen könnte, ich möchte keine andere.

Die Geschichte ist jetzt aus, fügte er noch bei, und vor dem Hochwetter sind wir auch sicher, es fährt durchs Unterland abaus.“ —

Ich hatte nun nicht den geringsten Grund gegen seine Erzählung mißtrauisch zu sein, denn ich kannte ihn zu gut. Er ist kein Fantast, sondern ein Mann mit dem schärfsten Verstand, ich halte ihn für Einen der Gescheidtesten in der Gemeinde. Dennoch jukte es mich die Sache ein wenig in Zweifel zu ziehen; es war umsonst. Er behauptete jede Silbe fest und was er mir in derben Kernsprüchen entgegnete, ließe sich ungefähr in die Worte Shakespeare's zusammenfassen: „Es gibt noch viele Dinge, Horatio, im Himmel und auf Erden, von denen eure Schulweisheit nichts träumen mag.“ —

Da wurde mit der Essenglocke geläutet, zum Zeichen, daß das Nachtmahl fertig sei. Ich blieb bei der Rastbank zurück und ließ ihn allein nach Hause gehen. Wie einst dem Bauer sein Mädel, ging mir jetzt diese Geschichte im Kopf um: sie ist so einfach, und läßt doch einen Blick in das tiefste Seelenleben thun. — Zum Schluß erinnere ich an die Nibelungenstrophen:

*) losen = horchen. Aus dem Altdeutschen erhalten — z. B. „hloset ir“ u. s. Isidoros 8tes Jahrhundert: — „Die sâzen unde loseten etc.“ Gudrun Strf. 381.

Digitized by Google

Es träumte Kriemhilden in der Tugend, der sie pflag,
Sie hab' einen wilden Falken erzogen manchen Tag:
Den griffen ihr zwei Aare, daß sie das mußte seh'n.
Ihr konnt' auf dieser Erde größer Leid nicht gescheh'n.

Den Traum hat sie der Mutter gesagt, Frau Uten;
Die wußt' ihn nicht zu deuten, als so der Guten:
Der Falke, den du ziehest, das ist ein edler Mann:
Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan."

Literarisches.

Parallelen. Zweite Auflage. Mit Illustrationen von H. Bürkner. Leipzig. K. J. Köhler 1852.

Im ersten Jahrgange unsers Blattes haben wir die erste Auflage der Parallelen kurz angezeigt. Seit jener Zeit sind noch nicht zwei Jahre verflossen und die Dichtungen, die damals in einem kleinen handlichen Büchlein geboten wurden, liegen in zweiter verbesserter Auflage in einem Prachtbande vor uns. Es wird heutzutage wenige poetische Werke geben, die mit so vielem Glücke in so kurzer Zeit durchgedrungen und sich eine so große Anerkennung erworben haben, und es werden wenige Gedichte der neuesten Zeit gefunden werden, die in so prachtvoller Ausstattung dem Publikum gebothen wurden. Der Ruf des Dichters ist durch dieses Erstlingswerk gegründet worden und der Dichter der Parallele feiert seine Erfolge, wie ein Redwitz oder ein Roquette. Wem verdankt aber das Werk seinen Ruf? Die Antwort darauf ist bald gegeben, die Parallelen sind Blumen der Zeit, sie hat der Baum getrieben, „an dem Blüth' an Blüthe treibt" (Freiligraths) und die Lieder, die der Zeit entwachsen und entblühet sind, brechen sich Bahn und klingen mächtig an unser Herz. Die Freude und das Weh einer edlen Brust schlägt hier in mächtigen Tönen an unser Ohr; die Sehnsucht nach wahrer ungetrübter Freiheit, welche in jeder Zeile athmet, greift in die Tiefen unserer Seele und ein zu allem Großen und Schönen aufblickender Geist zieht uns in die Sphäre seiner Wünsche und Hoffnungen. Der Gehalt dieser Dichtungen ist es, der sich des deutschen Volkes Herz ergattert hat. Edelsinn und Treue, Vaterlandsliebe und hohe Begeisterung für wahre Freiheit *) sind die Töne, die immer wieder vernehmbar durchklingen. Allein der Inhalt dieser Dichtungen, die Stimme der Zeit, die daraus so laut und ernst spricht, ist es nicht allein, was uns anlockt, besticht und ganz gewinnt. Es soll ein Gedicht nicht nur erhebend an unser Herz sprechen, es soll durch seine Reize den Leser fesseln und gewinnen. Sagt ja Meister Horaz schon:

Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci.
Lectorem delectando pariterque monendo.

Unser Dichter hat diese Lehre wohl erwogen und durchgeführt. Um den Leser zu fesseln, um ihn zu ergötzen, wählte er die Darstellung seiner Gefühle, Gedanken und Ansichten in Parallelen. Episches und Lyrisches, Naturbilder und Züge aus dem gewöhnlichen Leben und der Geschichte sollen parallel nebeneinander in interessanter Abwechslung gehen, um den Grundgedanken auf eine anziehende und lebendige Weise dem Leser zu vermitteln. Auf diese Art werden die Gefühle des oft schmerzgefolterten Dichters zu beruhigenden Lauten der Natur und die allwaltende Mutter spendet lindernden Balsam und beschwichtigende Bilder dem leidenden Sänger. So werden die Parallelen wirklich

„Poesien, in denen Geist sich und Natur vereinen,
Und Eines folgt des Andern zarter Spur." **)

Dieser Wechsel und diese Mannigfaltigkeit bezaubern den Leser. Es treten Geist und Natur in ihren Erscheinungen, in ihrem Schaffen und Wirken, in ihrer Aehnlichkeit und in ihrem Kontraste vor uns und erschüttern oder rühren das Herz des Lesers. Der Wechsel des Lyrischen und Epischen beugt jeder Abspannung und Sättigung vor und verdient deßhalb Nachsicht, wenn auch diese Vermischung strengästhetischen Forderungen ein Stein des Anstoßes sein dürfte. Im ganzen Büchlein treten uns sieben Parallelen entgegen, die wir dem Namen nach den Lesern vorführen wollen. Sie sind überschrieben: 1. Jesus Maria, 2. die Rettung, 3. das Kind des Sturmes, 4. das Bild, 5. der Mönch, 6. der Richterspruch, 7. Erzherzog Johann. Unter diesen zeichnen sich durch Gedankenreichthum, Form und poetische Frische die Rettung, das Kind des Sturmes und der Mönch aus, so daß sie zu den vorzüglichern Gedichten der Neuzeit gezählt werden müssen, wenn sich auch die allzu schwarze Ansicht, die der Dichter vom Mönchsleben im Gedichte 5 zur Schau trägt, nicht rechtfertigen läßt. Den Schilderungen und Erzählungen sind kleine lyrische Gedichtlein vorgesetzt, die sich durch ihre überraschend tiefen Gedanken, ihre Innigkeit und Zartheit sehr oft auf die rühmlichste Weise auszeichnen. Diese gehören zu den duftigsten Blumen, die der neueste Liederfrühling uns bescheert hat und Oesterreich darf stolz sein, im Verfasser eines der bedeutendsten lyrischen Talente sein nennen zu dürfen. Als Beweis des Gesagten möge das Gedicht, das die erste „Parallele" einführt, hier stehen.

Das letzte Roth der Sonne ist verblichen,
  Der Hauch des Abends weht so lind, so lau,
Der Tag ist einer schönen Nacht gewichen,
  Der Himmel lächelt freundlich, dunkelblau.

Ich lehne stumm am Fenster, an den Sternen
  Da haftet flehend mein ergebner Blick,
Sie schauen rein zu mir aus jenen Fernen,
  So ungetrübt wie eines Kindes Glück.

Dort wandern sie nach unbekanntem Ziele
  Geheimnißvoll den Kreis am Himmelszelt,
Ein Stern genügt, wenn er hinunterfiele,
  Daß er bedeckte diese Erdenwelt.

Und wie unendlich groß auch diese Massen,
  Und wie erquickend milde auch ihr Schein,
Doch möchten manches Menschen Schmerz zu fassen
  Noch stets zu klein die Riesenkörper sein.

Die Sprache schmiegt sich dem Gedanken gewöhnlich herrlich an und des Dichters Vorspruch:

„Was dem Demant die Fassung von Gold, ist das Wort dem Gedanken;
Wer ihn zu fassen versteht, gilt, doch nur Wenige gibts!"

findet sich in der Regel gerechtfertigt. Sie ist schön, gewählt und wogt gleich einem mächtigen, klaren Strome stolz einher. Man muß die Gewandtheit bewundern, mit der unser Dichter den Ausdruck handhabt. Doch diese Gewandtheit und Behendigkeit ist es auch, die den Dichter oft von einem Bilde zum andern verführet und ihn in dem Gebrauche von Gleichnissen schwelgen läßt, so daß die Knappheit der Form öfters gefährdet wird. Wir möchten in dieser Beziehung den Dichter vor dem Nimis warnen und ihm strenges Maß und Selbstzucht empfehlen. Auch hier gelten des großen Meisters Worte:

Doch manchmal läßt sich die Beschränkung lieben
Wenn sich die Geister gar gewaltig regen.

Die Verse zeichnen sich durch ihren Wohllaut aus und sind bald weich und fließend, bald kühn und stark dahin rauschend. Als Belege dafür mögen die Scenen von der Mutter und dem verbrannten Kinde gelten. Selten finden sich Härten; die Reime zeichnen sich durch ihre Reinheit aus.

Die herrliche Ausstattung des Werkes macht der Verlagshandlung wahre Ehre. Der Herr Verleger hat keine Kosten gescheut, um das Werk zu einem der herrlichst Ausgestatteten zu machen. Diese Opferbereitwilligkeit macht ihm desto größere Ehre, je seltener man sie heutzutage findet.

Johann Georg Müller. Ein Dichter- und Künstlerleben von Ernst Förster. St. Gallen. Scheitlin und Zollikofer 1851.

Es ist das ewig sich wiederholende Loos der Künstler, daß sich der Genius aus beschränkten, widrigen Verhältnissen heraus entwickeln, seine Ideale gegen Kummer und Noth des Lebens, gegen Spott und Unverstand vertheidigen muß, und daß, wenn die Stunde der Erfüllung naht, wenn die lang gehegten Ideale in Wirklichkeit umgesetzt zu werden beginnen, das Künstlerherz, welches dieselben als liebstes Kleinod getragen, auf einmal stille steht. Es ist einmal so: wer an der Tafel des Zeus Ambrosia gespeist und Nektar getrunken, den vernichtet er wieder mit seiner Ohnmacht. Seit weiland Prometheus' Zeit bis auf unsere Tage

*) Er äußert sich darüber S. 20:
„Unter der Empörung Gluten,
Da findets Kindlein (sc. die Freiheit) seinen Tod."
Eine sehr wahre durch die Erfahrung allzu oft bestätigte Aeußerung, daß die wahre Freiheit in „der Empörung Flammenwuth" zu Grunde gehe.

**) Diese Verse sind dem Widmungsgedichte an Fridolin Bäuerle entnommen.

Digitized by Google

sind die Götter immer neidisch geblieben, und wer ihre Geheimnisse am meisten belauscht, den erreicht desto schneller und sicherer ihr Zorn. Da kommt dann ein theilnehmender Freund, sammelt alle die schmucken Blüthen des Künstlergeistes und streut sie auf des Hingeschiedenen frühes Grab; vielleicht auch zeugen Monumente seines Geistes den künftigen Geschlechtern noch von dem Wollen und Streben des Künstlers.

Dieses Glück wurde **Johann Georg Müller** zu Theil, von dessen Wirken die Lerchenfelder-Kirche zu **Wien**, und die Laurenz-Kirche zu **St. Gallen** zeugen und dessen Leben uns in dem vorliegenden Buche von der berufensten Hand geschildert wird. Das Leben dieses Künstlers hat für uns Oesterreicher einen doppelten Werth, indem er eben durch das Ministerium in Wien auf einen Posten gestellt worden, der ihm die Ausführung seiner Ideale sicherte, hätte nicht ein frühzeitiger Tod seine Bahn abgebrochen.

Johann Georg Müller war im Jahre 1822 in Mosnang, einem Dorfe des Kantons St. Gallen, geboren, und war das sechste von 14 Kindern. Sein Vater, Gastwirth zur Krone und vermögender Mann, selbst Mitglied des großen Rathes, zeichnete sich durch Energie und praktische Tüchtigkeit aus, wußte aber auch seinen poetischen Humor voll Lebenslust und Frische ganz geschickt in Vers und Reim zu kleiden. Ueberhaupt macht die Schilderung dieser Familie einen erhebenden Eindruck, und wir begreifen leicht, wie in einem solchen Hause, wo alte Zucht und Sitte sich mit frischem Leben und rastloser Bewegung paarte, ein poetisches Gemüth reichliche Nahrung finden, und auch zur Festigkeit des Charakters und zu begeistertem Ausharren ein unverrückbarer Grundstein gelegt werden mußte. Im Laufe der Jahre siedelte der Vater nach Wyl über, wo zu seinem Gasthofbetrieb auch noch ein ausgedehntes Fabrikgeschäft kam, in welchem der praktische Vater seinen Söhnen ihre Stellen anweisen wollte. Demgemäß sollte Johann Georg ein Färber, aber der poetisch-gestimmte Knabe meinte, das tauge nicht für ihn, es sei anständiger, ein Dichter zu werden. Der verständige Vater that dem Sohne keinen Zwang an, sondern schickte ihn in die Kantonsschule zu St. Gallen, und als er im 15. Lebensjahre dieselbe verlassen, bestimmte der Vater, ohne Rücksprache mit dem Knaben, aber ganz in Uebereinstimmung mit dessen Talent und Neigung, die Architektur als künftigen Lebensberuf seines Georg. Der Knabe jubelte auf bei dieser Nachricht, denn das sei ja auch Dichtkunst. So wurde Georg Lehrling bei dem schweizerischen Staatsarchitekten **Kubli**, einem ernsten, gründlichen Manne, der die ungewöhnlichen Gaben seines Schülers bald erkannte, und denselben nicht nur in die Theorie der Kunst einführte, sondern ihn auch praktisch theils bei eigenen, theils bei fremden Bauten Hand anlegen ließ. Zu Ende 1839, also mit 17 Jahren, kam Müller nach München, um hier in größerem Maßstabe seine Studien fortzusetzen. So groß der Eindruck war, den Münchens Prachtbauten auf den jungen Künstler übten, so ist es andererseits ein nicht geringer Beweis für die Eigenthümlichkeit und Gediegenheit seines Geistes, daß er sich diesem mächtigen Eindruck gegenüber dennoch die Freiheit und Unabhängigkeit seines Geistes bewahrte. Denn der einigermaßen zusammengewürfelte Geschmack der Münchener Bauten, namentlich der byzantinische Styl, verdarb ihm den Eindruck der Größe. Dieser Selbstständigkeitstrieb, der sich in dem jungen Künstler regte, fand auch seine volle Nahrung durch die Methode des trefflichen Meisters **Zirbland**, der es nicht darauf abgesehen, in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Schüler in seiner Richtung eingeschult und nach seinem Geschmacke dressirt als Herolde des eigenen Ruhmes in die Welt zu senden, sondern vielmehr Wahrheit und **Selbstständigkeit des Talentes** zur Grundlage der Kunst, diese selbst aber nicht zu einem bloßen Luxus fürstlicher Laune, sondern zu einem wirklichen Organ der Zeit, einem Element des nationalen Lebens zu erheben. Mit dem byzantinischen Styl konnte er sich nie befreunden, „weil er den Genius der Zeit darin nicht ausgeprägt“ finde; hingegen brachte ihm ein Besuch der Reichsstädte Ulm, Augsburg und Nürnberg die volle Ueberzeugung von der Deutschheit und Romantik seines Geistes.

(Schluß folgt.)

Kunstnotiz.

Gegenwärtig ist irgendwo in der Stadt, auf unwiderstehliches Verlangen eines Künstlers, dessen höchst eigensinnig erfundenes und eigenhändig gemaltes Original-Stück, Christus im Oelberge darstellend, dem schaulustigen Publikum preisgegeben. Der Schöpfer dieses Bildes hat die Kritik schriftlich herausgefordert, und den „Scharfblick des Erzengels Michael“ einer besondern Beachtung empfohlen. Alt-Jungfer Kritik läßt sich nicht lange bitten und nimmt den hingeworfenen Handschuh auf.

Vordergrund: Der Garten des Oelberges. In der Mitte ein steinernes mit Moos bewachsenes Kanape älterer Façon, an dessen Vorderseite der Weltheiland hingesunken zu erblicken ist, mit gegen Himmel gewendetem Haupte, wo er etwas sieht, was wir nächstens schildern werden. Hinter dem Felsensopha ragt der Erzengel Michael hervor, mit einem Arm den zusammenbrechenden Christus stützend, während der andere nach einem Kelch hinlangt, dessen Deckel an dem untern Ende eines hölzernen Kreuzes befestigt ist, an dem wir später in die obern Regionen hinaufklettern werden. Der Erzengel Michael sieht wirklich mit einem gewissen „Scharfblick“ nach Links und macht ein so fürchterliches Gesicht, daß man fast unwillkürlich die Richtung seines Blickes verfolgt, um zu erfahren, was ihn denn eigentlich gar so ärgert. Da schwebt nun ein Paar Zoll über dem Boden die Weltkugel mit einigen geographischen Conturen, umschlungen und umkrallt von Lucifer und einem minderen Teufel und von Meister Sensenmann geritten. Lucifer ballt seine Faust gegen die schon erwähnte, aber noch nicht besprochene himmlische Erscheinung, und der andere Teufel, der seine Klaue gerade dort in die Weltkugel einhackt, wo beiläufig Innsbruck zu liegen käme, grinst dem heiligen Michael entgegen. Gerade unterhalb der Kugel, auf dem Garten-Terrain öffnet sich ein Zaungatter: Judas an der Spitze der Häscher macht seinen Gang des Verräthers. Man wundert sich nun nicht mehr, warum der Erzengel so scharf in die Welt schaut. — Wenden wir uns um zur rechten Seite, d. h. für den Beschauer zur linken Seite des Bildes. Da steht vor Allem ein Palmenbaum, von dem weiter nichts zu sagen ist, als daß er bolzengerade gen Himmel gewachsen ist, und den wir darum auch stehen lassen. Neben demselben und zunächst an Michael und Christus schwebt ein Engel des Himmels mit gefalteten Händen, in gedankenlose Rührung über das Jammerbild des Heilandes verloren. Unter demselben, in tiefem Grunde, da schlafen die Jünger einen bleiernen Schlaf und sind das natürliche Gegenstück zum wachen, schleichenden Verrath auf der andern Seite.

Wir kommen jetzt wieder zum schwebenden Kelch an der rechten Seite der Mittelgruppe. Wie schon gesagt, in den Deckel desselben ist ein hölzerner Stab eingeschraubt, der weiter oben mit einem Querholz versehen ist und demnach ein Kreuz vorstellt. Dieses hölzerne Kreuz nun, offenbar die organische Verbindung des untern Theiles des Bildes mit dem obern, überirdischen, gleitet zwischen den Fingern eines von zwei schwebenden Engeln getragenen Gott Vaters zum Sohne herunter und folglich mit demselben auch der Leidenskelch. Gott Vaters Antlitz ist unaussprechlich, sein Leib außerordentlich robust: betrachtet man diese himmlische Gruppe länger, so wandelt Einem die Furcht an, den zwei Tragengeln geht die Kraft aus und das Ueberirdische wird irdisch. Es braucht kaum mehr der Erwähnung, daß die grimmigen Blicke Lucifers dem Herrn der Welt in der Höhe gelten; doch bleibt keiner dem andern in dieser Beziehung was schuldig. Es erübrigt nur noch zu sagen, daß man im Hintergrunde Jerusalem sieht und palästinische Landschaft in der Mitternachtsbeleuchtung.

* * *

Trotz alle und alle dem gesteht Altjungfer Kritik dem Gesichte des Heilandes einen edlen Ausdruck, dem hereinschleichenden Judas eine charakteristische Haltung, und dem Lucifer gewisse weltbekannte, markirte Züge zu.

Notizen.

* Die rühmlichst bekannte Dichterin Louise von Plönnies arbeitet an einem größern erzählenden Gedichte: „Marijten von Nymwegen.“ Der Phönix wird nächstens ein Bruchstück daraus seinen Lesern mittheilen.

* Der fürstl. werthheim'sche Oberarchivrath und bekannte Schriftsteller **Alexander Kaufmann** hat am 6. Februar zu Werthheim einen Ciclus von Vorträgen über altdeutsche Literatur in Parallele mit den übrigen Literaturen des Mittelalters begonnen. In seinem ersten Vortrage sprach er nach einer kurzen Einleitung über die **Merseburger** Gedichte.

* Das von unserm Hrn. Mitarbeiter Vinzenz v. Ehrhart in Gruppe's Musenalmanache (S. 267) veröffentlichte Gedicht: „**Im Frühling**,“ das, weil es „sehr stark gereimt“ ist, das Mißfallen eines Abendblattes der Wienerzeitung auf sich gezogen hat, findet in Deutschland großen Anklang und ist bereits in mehreren Blättern, darunter im „Frankfurter Conversationsblatte“ abgedruckt worden.

Vorfrühling.

Wir lesen tagtäglich in den öffentlichen Blättern Berichte aus verschiedenen Gegenden Deutschlands über die milde Temperatur nach der strengsten Winterkälte und über das vorschnelle Erwachen der Vegetation. Auch in unserer Gegend hat der laue und stürmische Südwind die Vegetation aus dem Winterschlafe geweckt. An den sonnigen Abhängen nördlich von Innsbruck blühen bereits seit einigen Tagen ziemlich zahlreich Anemonen, hie und da Frühlingscrocus, Huflattich, Ranunkeln und die Osterblume. Indeß wäre es voreilig, wollte man daraus auf ein baldiges Erwachen des Frühlinges schließen. Im vorigen Jahre blühten Anemonen unweit des Sprengerkreuzes bereits Ende Jänner, schon Mitte April fand man an den Kalkfelsen der Gebirge die Jochprimel und dennoch folgte ein beispiellos schlechter Mai.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 8. Innsbruck, 21. Februar 1852.

Der Traum im Kerker.

(In der Nacht auf den 20. Februar 1810.)

Im Kerker ist es still und dunkel,
Zuweilen nur durch's Gitterlein
Fällt freundlich flimmernd ein Gefunkel
Von einem Silberstern herein.
Dort schlummert in des Kerkers Ecke
Der Hofer auf der rauhen Decke;
Dem ist's die letzte Nacht auf Erden,
Bald mag im Grabe tief und kühl
Auf Sargesspänen ihm ein Pfühl,
Ein weicher besser Lager werden.
Wär's hell im dunkeln Kerkerraume,
Man sähe lächeln ihn im Traume!
Solch Lächeln auf die Lippe legt
Des Trostes gottgesandter Engel,
Der aus dem Jenseits Palmenstengel
In jedes Dulders Schlummer trägt.

Ihn dünkt, er steh' am Fensterbogen
Zu Innsbruck in dem Kaisersaal,
Es kämen drunten hergezogen
Gestalten Schaar an Schaar zumal.
Er sieht den Friedrich, den Verbannten,
Den alten Bauernkommandanten;
Er sieht gar hoch und stolz vor Allen
Des Kaiserritters Helmbusch wallen;
Dann bald die fromme Philippine
Mit eines Engels holder Miene,
Er sieht den Zug vorübergehen
Der nahen offnen Kirche zu,
Sieht dort zwei lange Reih'n, sie stehen
Gleichwie aus Erz in stummer Ruh'.
Nachfolgen, herrlich anzuschauen,
Der Schützen kräftige Gestalten;
Doch will er kaum den Augen trauen:
Er sieht dabei sich selbst, den Alten,
Ein Schwert gegüetet an die Lende,
Am Silbergeiffe seine Hände,
Das dünkt ihn, traun! gar seltsam doch,
Und wie er's will betrachten noch
Ist schon der bunte Zug vorüber.
Nun sieht von Berg zu Berg hinüber
Er graue Wetterwolken wallen,
Er hört den Ruf des Donners schallen,
Er sieht, wie im Gewölk', im dunkeln,
Der Blitze Zackenstreifen funkeln.
Und in den Donner braust vielstimmig
Der Ruf des Hasses wild und grimmig,
Trüb wird ihm vor dem Auge Alles,
Fortbrausen hört sein Ohr den Sturm,
Hört wirren Glockenschlag vom Thurm,
Hört Wellen rauschen lauten Schalles,
Hört in das Tosen, in den Drang
Solch eines Sanges tiefen Klang:

„Die ewigen Schneegebirge dort
Immitten hoch im Lande,
Sie standen Riesen fort und fort
Im starren Eisgewande.
Es war aus reinem glatten Stahl
Gefertigt ihr Visir
Und lustig wehte überm Thal
Der Wolken Goldpanier.

„Auf ihren Höhen schwoll ein See
Mit himmelblauem Spiegel
Ein Bach durchbrach von Eis und Schnee
Das feste Gletschersiegel.
Daß einst in ungestümem Drang
Der See ins Thal sich schlage,
Das hatte schon im Volke lang
Gekündet schlicht die Sage.

„Nun bricht und stürmt der See — die Zeit! —
Nun kömmt er angezogen,
Das Thal verschwindet weit und breit
Nur braust der Schwall der Wogen.
Es ist ein Kelch das ganze Land
Darin es gährend schwebt
Und den der Erde Riesenhand
Zum Gott im Himmel hebt.

„Der spricht sein ewig Allmachtwort
Daß es zum Segen werde,
Noch gährt und braust es fort und fort,
Es trinkt den Kelch die Erde.
Das Land ersteht so schön und neu
Aus wüster Wellengruft,
Die Menschheit ist von Fesseln frei,
Gewitterfrei die Luft!“ —

Die Worte allgemach verklingen,
Da fühlt er sich auf leichten Schwingen
Gehoben wie von Zaubermacht,
Noch ists vor seinem Auge Nacht.
Doch jetzt wirds hell und heller immer,
Er steht am höchsten Felsenknauf
Der Morgen thut die Pforte auf,
Da liegt das Land im Sonnenschimmer!

Digitized by Google

Im Thale wallt der Strom so sanft
Als wollt' er Flur und Saatfeld segnen,
Tiefblau die Luft am Bergeranft
Darüber Wolken sich begegnen,
Als sollte Glück draus niederregnen.
Um Städte rings ein Dörferkranz
Im frühlingsmilden Sonnenglanz:
Das ist ein hochentzückend Schauen,
Daß ihm vom Aug' die Thränen thauen,
Es wird ihm selbst zu eng der Raum,
Aufringt er und — erwacht vom Traum.

Rings dunkel, an der Hand die Fesseln —
Gibts denn in solchem Lenz noch Nesseln? —
Er sinnt und mählig wird's ihm klar,
Daß, was er sah, ein Traum nur war!
Er tritt ans Fenster engvergittert
Und seine Hand, sein Herz erzittert:
Dort hoch in himmelblauer Ferne
Erbleichen schon die schönen Sterne;
Er sinkt auf's Knie, um still zu beten
Für solchen schweren Tag um Kraft;
Und wie er wieder auf sich rafft,
Möcht' gleich er auf die Richtstatt treten. —

Innsbruck. Christ. Schneller.

Der Kegelaufsetzer.

Von Johann Schöpf.

Hoch auf den Alpen zwischen Sellrain und Oetzthal liegt ein stattliches Bauernhaus*). Da wächst keine Fichte oder Lärche mehr in dessen Umgebung; nur hie und da streckt noch ein alter, halbverdorrter Zirmbaum seine dürren, verwitterten Aeste in die Luft, als Zeuge einer frühern, kräftigern Vegetation, wo der Holzwuchs noch bis auf diese Höhe heraufreichte. Ringsum ist die grüne Alpenmatte, worauf dieses Haus steht, mit steilen, hochaufstrebenden Bergkegeln, wie mit riesenhaften Pyramiden, umstellt, von deren scharf zulaufenden Spitzen man nicht glauben möchte, daß ein menschlicher Fuß je eine derselben betreten habe. Zwischen diese Kuppen hinein öffnen sich hochgelegene, rauhe Thäler, fast ganz mit Steingerölle und abgerissenen Felstrümmern übersäet, nur hie und da einen grünen Weideplatz dem Alpenvieh im höchsten Sommer bietend. Diese Thäler sind mit steilen Felswänden umgeben, und in ihrem Hintergrunde von einem Eisferner geschlossen. Eines derselben, besonders wild und einsam, und darum das Finsterthal genannt, hat in seiner Tiefe zwei hinter einander liegende Seen, so, daß das Auge im ganzen Umkreise nichts erblickt, als himmelan strebende, mit ewigem Schnee bedeckte Felskegel und zwischen Steintrümmern und ungeheuern Schrofensplittern diese zwei schwarzdunklen Seen, mit ihrem einförmigen Gewässer. Kein Vogel verliert sich in diese Gegend, außer daß der Lämmergeier hie und da von einer Felsspitze niederkrächzt. Nur das Murmelthier haust in der Steinwüste und sucht sich an schönen Sommertagen die sparsam hie und da zwischen den Felsbrocken hervordringenden Gräser zusammen zu einem warmen Bette für den Winter. Im rauschenden Sturze wühlt sich aus diesen Seen ein Wildbach hinab zu den grünen Alpenmatten, worauf das Bauernhaus steht, um, als Aufenthalt köstlicher Forellen, langsamer aus denselben fortzuschleichen.

*) Kühtei, das nächste Kirchlein ist Ochsengarten.

Es war Frohnleichnamsvorabend. Den wolkenlosen, hellblauen Himmel hatte die Sonne schon verlassen und nur die Häupter der höchsten Bergriesen glühten noch von ihren Strahlen. Alles versprach einen sehr schönen Tag für das morgige Fest. Natürlich hatten die Leute im Bauernhause Feierabend gemacht. Der Kühbube hatte seine Kühe und Ziegen singend und pfeifend von der Weide heimgetrieben, der Melker hatte die köstliche Milch schon im Gaden aufgestellt in den großen, zirmenen Schüsseln. Die Hausmutter war mit Kochen beschäftigt; ein alter Mann lag schlafend und ziemlich laut schnarchend auf der Ofenbank, seine lodene Joppe unter dem Kopfe. Die Kinder hatten sich aus dem Kleiderkasten bereits ihren morgigen Festtagsstaat geholt, die Mädchen namentlich ihre Kränze zur Frohnleichnamsprozession, und waren auf's angenehmste beschäftigt, in der alterthümlich getäfelten Stube, ihre schneeweißen Fürtücher und flimmernden Kränze mit den rothgebänderten Maschen sich anzuprobieren.

Es war nun die Zeit zum Nachtessen und der Kühbube trat unter die Hausthüre, um mit seinem Bockshorn die hie und da zerstreuten, etwa im Stall oder Stadel noch beschäftigten Bewohner des Hauses zusammen zu blasen. Da alles versammelt war, sprach der Hausvater das Tischgebet vor, ein Vater unser und zum Schlusse ein kräftiges „Herr! segne diese Speise uns armen Sündern, Amen," und man setzte sich zu Tische. Heute, am Vorabende eines hohen Festes, ward etwas Besseres aufgetragen, eine Suppe aus gedörrten Schwarzkirschen, mit Brotschnitten untermengt und ein fettes Melkermuß. Unter dem Essen trat ein fremder Mann herein in die Stube, und bat um das über Nachtbleiben. Da selten ein Abend verging, an welchem nicht irgend ein das Bergjoch Uebersteigender in diesem Hause um die Nachtherberge zusprach, wurde die Bitte ohne Anstand bewilligt. Der Ofen in der Stube war für solche Gäste fast das ganze Jahr geheitzt. Mit patriarchalischer Gastfreundschaft wurde der übernachtende Fremde auch stets zu Tische geladen. Heute fiel nur dieß auf, daß ein Fremder am Vorabende eines so hohen Festes auf diesen Alpenwegen weile.

„Herüber oder hinüber?" fragte der Hausvater den Fremden, indem er ihn zu Tische lud und etwas genauer sich ansah.

„„Hinüber,"" antwortete der fremde Mann, ziemlich einsilbig, indem er sich in den Kreis setzte und nicht lange laden ließ. Der Mann war in den vierzig Jahren, von braunem, markirtem Gesicht; die Augen von schwarzen Augenbraunen überschattet; über den tüchtigen Knebelbart wölbte sich eine starkgebogene Adlernase; die Backenknochen traten stark hervor und waren nur von der schwarzbraunen, gefurchten Gesichtshaut überspannt. Sein übriger Körperbau war gewaltig fest und tüchtig, breite Schultern und eine stark erhobene Brust. Er trug eine grauschwarze Juppe mit grünen Aufschlägen, auf dem Hute eine Spielhahnfeder, am kleinen Finger einen gewaltigen, eisernen Stoßring. Sein übriges Gewand war stattlich und nett.

Digitized by Google

„So gehen wir morgen wohl mitsammen hinaus zur Kirche," meinte der Hausvater. „„Ja, aber ich habe im Sinne so früh als möglich, und beim ersten Grauwerden mich auf den Weg zu machen,"" erwiederte der Fremde, den wir Hans heißen wollen.

„Es ist aber doch zu weit bis zum nächsten Ort im Lande draußen, um dort noch in die Kirche zu kommen," entgegnete der Hausvater.

„„Wie weit ist's hinaus, bis auf's Land,"" fragte Hans.

„Wohl leicht vier Stunden," wurde ihm von allen erwiedert.

„„Wenn ich zeitig auf den Füßen stehe, schreckt es mich nicht, den Weg zu machen,"" meinte Hans; „wir wollen sehen, ob ich aufwache?"

Nun ward aufgestanden vom Tische und gemeinschaftlich der Rosenkranz gebetet. Hans wollte sich, wie stark ermüdet, unter dem Beten auf die Ofenbank legen; da ging aber einer hin, und zog ihn sachte auf: „Mitgegessen, mitgebetet," hieß es und er mußte mithalten.

Nach dem Beten entfernten sich die Weibsleute aus der Stube, um noch allerlei zu säubern und herzurichten auf morgen. Die Männer aber rauchten noch in der düster erleuchteten Stube ihr Pfeifchen.

„Ihr seid wohl ein Jäger," begann der Hausvater zu Hans auf seine Spielhahnfeder deutend.

„„Ein Jäger, ja, das bin ich," entgegnete dieser, aber mehr bloß zum Vergnügen, als von Profession.""

„Wo habt ihr den Spielhahn geschossen, der diese Feder trug?"

„„Auf dem hohen Moose"" war die Antwort.

Nun ging's an ein Erzählen von Jagdgeschichten, daß der übrige Theil des Abends bald und angenehm verstrichen war. Allgemein wurde jetzt aufgebrochen und zu Bette gegangen, und beim Weggehen drückte der Hausvater gegen Hans die Hoffnung aus, daß sie morgen den Weg zum Kirchlein hinaus wohl mitsammen machen würden.

Hans blieb in der Stube; auf der Bank, neben dem warmen Ofen, war seine Schlafstätte, ein Paar lodene Joppen ihm zum Kopfkissen zugerichtet. Bevor er sich niederlegte, besah er sich beim Lichte des Mondes, der in die Stube schien, die große Hängubr an der Wand, und tappte mit den Fingern auf dem Zifferblatte herum, sich einzustudiren, wie er bei dunkler Nacht durch's Greifen die Stunde errathen könnte. Darauf legte er sich nieder und schlief etwa bei drei Stunden einen unruhigen Schlaf. Aufwachend rieb er sich die Augen und schien herzlich froh zu sein, daß ringsum stockfinstere Nacht lag und er nicht verschlafen habe. Der Mond war eben hinter einen Felskogel hinabgesunken. Schwarzes Dunkel, nur etwas vom schwachen Sternenlichte gemildert lag auf der Gegend; die höchsten Spitzen waren noch beschienen vom Lichte des scheidenden Mondes. Hans griff auf der Wanduhr sachte nach, es war 1 Uhr Nacht. „Jetzt darf ich mich nicht mehr niederlegen, sonst möchte ich verschlafen," sagte er stille zu sich selbst, und setzte sich nachdenkend auf die Ofenbank. Bald nach 2 Uhr zeigte sich am östlichen Himmel der erste Schimmer des anbrechenden Morgens und Hans, als er am Fenster den leisen Schein des Lichtes bemerkte, eilte, wie hocherfreut, hin und blickte heraus, zu erforschen, ob er bald aufbrechen dürfe. Immer klarer stieg der Morgen hinter den östlichen Bergen herauf, und verscheuchte die Sterne am blauen Himmel, so daß nur hie und da ein großer matt flimmerte, und bald verzog sich die Nacht auch aus den Thälern. Jetzt eilte Hans zur Stubenthür, öffnete diese und die große Hausthüre so leise als möglich, und eilte dann mit hastigen Schritten über den frischbethauten Grasboden rechts aufwärts dem nächsten Hügel zu, oft ängstlich zurückschauend, ob ihn wohl niemand von den Bewohnern des Hauses gewahre. Ueber die erste Anhöhe hinauf und so lange er im Anblicke des Hauses verweilte, machte er sich fort, so schnell er konnte. Droben angelangt, führte ihn eine Vertiefung zu den ferneren Höhen, wodurch er das Haus aus dem Gesichte verlor und sich nun mehr Zeit lassen konnte. Langsamer stieg er hinauf im Hauche der herabwehenden, frischen Morgenluft, zuerst über angenehmen Grasboden, der sich aber allmälig verlor, und dann über groben Kies und rauhes Steingerölle.

Nach einiger Zeit gewann er durch die größere Höhe wieder den Anblick des Thalgrundes mit dem Bauernhause, durfte aber nicht fürchten, in solcher Höhe auch vom schärfsten Auge entdeckt zu werden. Gemächlich setzte er sich nun auf einen bemoosten Felsblock und schaute in die Runde. Die Bergspitzen funkelten bereits im Glanze der Morgensonne und bildeten einen herrlichen Kranz ringsum; ein azurblauer Himmel ohne ein einziges Wölkchen schaute hernieder. Im Bauernhause drunten qualmte dunkler Rauch aus dem Kamine, als Zeichen, daß die Hausmutter an der Morgensuppe koche; der Kühbub jagte das Vieh, Kühe und Ziegen, heute eilender hinaus auf eine gefahrlose Weide, und bald darauf sah man die Bewohner des Hauses in ihrem Festtaggewande, die Mädchen in blendendweißen Hemdärmeln und Fürtüchern, die Kränze vorsichtig in der Hand tragend, vom Hause wegschreitend, durch die grünen Alpenwiesen hinaus zum Kirchlein, das zwei Stunden entfernt lag.

Nachdem Hans diese, durch eine Biegung des Weges, aus den Augen verloren hatte, gedachte auch er daran, ernstlicher aufzubrechen, um sein Ziel, die Bergspitze, an die er hinanklimmte, zu erreichen. Er hatte einen rauhen und beschwerlichen Weg vor sich; steil aufwärts, über Steinmassen und zerklüftete Schrofen, hatte er eine vorspringende Höhe erreicht, so zeigte sich eine neue dahinter und nie noch bekam er das Ziel seines Weges, die höchste Spitze, zu Gesicht. Endlich nach langem, mühsamen Steigen erreichte er eine Hochwarte, und auf dieser erhob sich hinauf, wie eine gewaltige Riesenpyramide, die letzte Steinzacke.

Da sollte er nun hinaufsteigen. Muthig machte er sich daran, denn ihm stählte eine große Hoffnung das Herz. Droben auf dieser Spitze — so hatte er gehört — sei ein reicher Schatz verborgen, zu schwerer Kriegszeit aus dem Thale da hinaufgeflüchtet und verborgen, neun schwere goldene Kegel und eine goldene Kugel; dieser Schatz könne erhoben werden, aber nur am Frohnleichnamstage unter der Prozession, wenn unten ringsherum die heil. Evangelien gehalten werden und das donnernde Kreisen der Pöller die hehre Feier des Festes verkünde. Während dieser Augenblicke seien die Hüter des Schatzes wie gebannt und gelähmt, und

Digitized by Google

möge er ohne alles Hinderniß weggetragen werden. In dieser Hoffnung hatte sich Hans entschlossen, an diesem festlichen Tage die Bergspitze zu besteigen, um sich so zum reichen Manne zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Trazberg.

An der Hand der Sage ist in diesen Blättern *) schon einmal das Schloß Trazberg im Schmucke beredter Schilderung aufgeführt worden.

Es dürfte aber nicht uninteressannt sein, auf dasselbe auch in anderer Beziehung aufmerksam zu machen.

Wohl zieht das Schloß auf der über drei Stunden langen Strecke von Pill bis zum Weiler Rothholz durch seine herrliche Lage auf einen 2122 W. F. über die Meeresfläche sich erhebenden, vorspringenden Felsenabsatz der nördlichen steilen Thalwand, durch den ausgedehnten Umfang des Baues bei so befriedigender Erhaltung des alterthümlichen Charakters, wie beides vereint nicht häufig im burgenreichen Tirol vorkommt, durch die Weitläufigkeit der Anlagen, die in mehreren Terassen mit blühender Kultur den Felsensitz umgürten, wohl zieht es dadurch auf weiter Strecke das Auge des bescheidenen Fußgängers und des auf der gegenüber liegenden Hauptstraße dahinfahrenden Reisenden mit imponirender Macht auf sich und der Landmann der Gegend macht den neugierigen Wanderer auf die Größe des Schlosses mit der dort üblichen Redensart aufmerksam, daß es so viele Fenster zähle, als Tage im Jahre sind.

Aber das Innere desselben biethet Sehenswertheres und Interessanteres, dem freilich das Loos des Merkwürdigen in der Nähe, übersehen zu werden, oft zu Theil wurde. Auch die Bewunderung des Innern hat im Munde des Landvolkes dort einen stehenden Ausdruck gewonnen: da sei in dem Schlosse da oben, so heißt's, eine große Stube mit Getäfel vom verschiedensten Holze und mit reicher Schnitzerei, woran sieben Tischler sieben Jahre lang zu arbeiten gehabt hätten.

Trazberg in seiner jetzigen Gestalt ist nebst einigen Kirchen und Stiftungen ein Denkmal aus einem bedeutenden Geschichtsabschnitte Tirols, ein karger Ueberrest aus der Blüthezeit des tirolischen Bergbaues, dessen reicher Ertrag im Lande überhaupt und besonders am Falkenstein und Ringenwechsel bei Schwaz am Beginne des 16. Jahrhunderts dem armen Lande im Gebirge den Werth eines Königreiches erwarb. Es ist ja allbekannt, wie schon früher der Reichthum edlen Metalls dem Landesfürsten Sigismund den Beinamen des Münzreichen verschaffte und ihn in Stand setzte, seinen Münzen eine Güte des Gehaltes und eine Schönheit des Gepräges zu verleihen, wodurch sie den besten Klang in ganz Deutschland und in der Schweiz bekamen und auf die Verbesserung des Münzwesens in jenen Ländern wesentlichen Einfluß übten, obgleich vom Segen der Bergwerke nur Wechsel und Frohn in die Kassen der fürstl. Kammer flossen.

Der bei weitem ansehnlichste Theil der Erträgnisse des Bergbaues diente nur zur Bereicherung der Privatgewerken, größtentheils Ausländer, da der Adel Tirols in richtiger Schätzung mit der die Grundlagen des Feudalismus und seiner darauf gegründeten Herrlichkeit völlig untergrabenden neuen Macht- und Erwerbsquelle nichts zu schaffen haben wollte und dem Mittelstande daselbst noch keine Kapitalien zu so ausgedehnten Unternehmungen zu Gebote standen. Desto besser machten sich die Fugger, Hochstetter, Fieger, Jöchl u. A., die ihnen beinahe ausschließlich überlassene Ausbeutung der Bergwerke zu Nutzen, während der Landesfürst, der Münzreiche, darbte und gegen hohe Zinse und Zusicherung seiner fürstlichen Gnade bei jenen um Darlehen betteln mußte, nachdem sein Hang zu Aufwand und Genuß und der schädliche Einfluß seiner Günstlinge seine Einkünfte gänzlich in Unordnung und Verfall gebracht hatten.

Unter die Familien nun, deren Name und Wohlstand sich auf den erträgnißreichen Bergbau in Tirol gründete, gehörte auch die der Tänzl, der Erbauer des neuen Trazberg. Ein Zweig derselben war von ihrem Stammgute Behingen bei der damals dem Bischof von Augsburg gehörigen, handelsblühenden Stadt Dillingen in der Mitte des 15. Jahrhunderts auf den Bergsegen Tirols spekulirend in dieses Land gezogen. Durch Kauf brachten sie bald das Schloß Bärneck (Bernegg) im Oberinnthale am Eingange des Kaunserthales an sich und betheiligten sich an einigen damals in ergiebigem Betriebe stehenden Bergwerken Oberinnthals und Vintschgaus. Bald wurden sie Bürger in Innsbruck und Mitgewerken am Falkenstein.

Daß sie dort ihre Rechnung fanden, beweisen Bemerkungen in der tirolischen Bergwerksgeschichte. So wird ihr Haus in Innsbruck als eines der schönsten der Stadt in damaliger Zeit gerühmt und gesagt, daß sie eine gute Stiftung an der Pfarrkirche daselbst gemacht haben. Besonders wird angeführt, daß Elisabeth Tänzl im Jahre 1494 ihrem Gemahle Bartlmä v. Firmian 80,000 fl. in Barem nebst vielen Kostbarkeiten als Brautschatz zugebracht habe. Durch ihren Reichthum kamen sie in die Umgebung des Fürsten, in welcher im Jahre 1584 einer dieser Familie mit den edelsten Landesherren erscheint, als Erzherzog Ferdinand den Herzog von Würtemberg zu Günzburg mit österreichischen Besitzungen belehnte. Zugleich besaß die Familie die Herrschaft Rottenburg als Pfand und das bei Innsbruck liegende Weiherburg, als dessen erster urkundlich sicherer Eigenthümer der Vater der Erbauer von Trazberg im Jahre 1470 erscheint. Aber bald zog es sie näher an die Quelle ihres Wohlstandes. Im Jahre 1492 vertauschte die Familie Tänzl ihr Schloß Bernegg an Kaiser Marimilian gegen das ihm gehörige Trazberg, und bald erhob sich an der Stelle der alten, wie es scheint, nicht gar ansehnlichen Burg ein neuer der Unternehmungslust und den Mitteln der nunmehrigen Besitzer entsprechender Bau.

Wie man von der Lage des alten Trazberg jetzt nur noch mit Mühe einige Spuren findet, — es stand weiter rückwärts an den Berg gelehnt — so verhält sich's auch mit den Nachrichten über dasselbe in der Geschichte.

Der Gründer ist unbekannt; die Sage läßt es als Trotzburg aus einem Zwiste in der Familie der Rottenburger entstehen. Urkundlich bestand es schon im 12. Jahrhundert. Später ging es an die Landesfürsten von Tirol über und

*) Phönix II. Jahrgang Nr. 17.

Digitized by Google

König Heinrich verschrieb es seiner ersten Gemahlin 1309 zum Witwensitze. Von den Freundsbergern, in deren Besitz es später gekommen war, wurde es 1407 dem Herzoge Friedrich zurückgestellt. Ein anerkennenswerther Sinn fürs Historische ließ durch die Fugger, die spätern Inhaber des Schlosses, die Erinnerung an die frühern Besitzer in der Benennung einiger Zimmer nach denselben fortleben, die in den alten Beschreibungen stets als Hofmeisterzimmer (da die Rottenburger dieses Amt bei den tirolischen Landesfürsten bekleideten), als Königinstube, als Maximilianszimmer aufgeführt werden. Aber kein bedeutendes geschichtliches Faktum knüpft sich an diese Burg. Herzog Friedrich hatte am Fuße des Schloßhügels sein Lager, als er 1410 gegen die eroberungslustigen Baiernherzoge zu Felde zog, welche, wie einige meinen (Beda Weber verneint es), damals auf Anstiften des letzten Rottenburgers, Heinrichs VI., im bekannten Streite Friedrichs mit dem Adel von Tirol ins Land gefallen waren. Da war es nun, daß der Bischof von Passau zwischen den Fürsten einen Waffenstillstand vermittelte, in Folge dessen es dem Herzoge Friedrich möglich wurde, seine ganze Macht gegen den Rottenburger zu wenden und ihn zu bezwingen.

Der Bau des neuen Schlosses, der, wie eine in Stein gehauene Inschrift ober dem Thore eines Stiegenthurms meldet, im Jahre 1500 von den Brüdern Veit, Jakob und Simon Tänzl begonnen wurde, fiel also in die Zeit des „letzten Ritters,“ Maximilians I., der in seiner merkwürdigen Charaktermischung, da er für seine Person im Privatleben der Romantik des alten Ritterthums im vollsten Sinne des Wortes sich hingab und in seinem politischen Wirken sowohl für Deutschland als auch für Oesterreich der Begründer einer neuen Ordnung des Staatslebens im Sinne späterer Zeiten wurde, das getreueste Abbild jener Uebergangsperiode ist, in welcher bei völliger Auflösung der Zustände des Mittelalters besonders durch eine neue in die Geschichte tretende Macht, die Macht des Goldes, der Grund zu einer durchweg neuen Art des socialen und politischen Lebens gelegt wurde. Das Leben war von den Burgen in die Städte gestiegen und umgab sich dort unter dem Schirm des öffentlichen Rechts mit Pracht und Behaglichkeit, wie es nur die einzig von der Schnelligkeit des Verkehres abhängige Vermehrung und die ins Ungeheure dehnbare Verfügbarkeit des neuen Machtmittels ermöglichte.

So sollte Trazberg nun nach der Richtung der Zeit eine Stätte werden, welche durch das Solide alterthümlicher Bauart und die Pracht der innern Ausstattung die Erinnerungen des abgelaufenen Zeitabschnittes mit der Entfaltung des neuen Lebens verband, das im Großen aus den Schätzen Amerikas und in Tirol aus jenen des Bergbaues bei Schwaz Nahrung sog. Darum trägt seine Bauart auch nicht den eigenthümlichen Charakter der echten Burgen des Mittelalters, die in Anlage und Stellung die Abgeschlossenheit und die auf festen Grundbesitz und individuelle Wehrkraft gegründete Art des frühern Lebens aussprechen, sondern breit und massenhaft legt es sich auf den ausgedehnten Hügel, mit wenig schützenden Vorbauten denselben nicht zu Schutz und Trutz, sondern zu Lust und Genuß in den Bereich des Schlosses ziehend. Dem entsprechen im Innern die großen weiten Räume und Säle.

Von der Familie Tänzl wurde die vordere und östliche Seite des Schlosses mit der Kapelle und ein Stück der westlichen gebaut, im Innern nur vier oder fünf Zimmer vollständig von ihr noch eingerichtet. Durch allzugroße Baulust und wie es scheint, durch die Verunglückung einer Handelsunternehmung in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommen verkauften sie mehrere Besitzungen und zogen sich mit dem für jene Zeit immer noch bedeutenden Vermögensreste nach Innsbruck und im 17. Jahrhunderte nach Baiern zurück, wo sie als freiherrliches Geschlecht noch fortbestehen.

Durch Kauf kam dann Trazberg an Georg von Ilsung, aus den vorderösterreichischen Landen stammend, Rath Kaiser Ferdinand I., Landvogt in Ober- und Niederschwaben und Vogt zu Neuburg am Rhein und vererbte sich 1589 an die Fugger, von denen Einer mit einer Tochter des ohne männliche Nachkommen verstorbenen letzten Besitzers vermählt war. Spätere Besitzer, an die es wieder durch Kauf gelangte, schlossen das Viereck, in welchem Trazberg sich nun darstellt, gerade dort, wo der Bau einst begonnen hatte, so daß man, wenn man vom Erkerzimmer des westlichen Flügels der Vorderseite ausgehend die Runde durch das Schloß macht, einen Ueberblick über drei Jahrhunderte im Bau und Wandschmuck gewinnen kann.

Ilsung und Fugger haben noch sehr Vieles zur Verschönerung im Innern im guten Geschmacke gethan. Nach alten Inventaren im Schlosse war zu prächtiger Einrichtung, besonders unter den Fuggern, ein großer Reichthum von werthvollen Gemälden und Porträts, von Waffen und Rüstungen, von Silbergeräth und mancherlei Kostbarkeiten vorhanden.

Als aber aus verschiedenen Ursachen, besonders durch das Sinken des Geldwerthes, der durch das Zuströmen edlen Metalls von anderwärts herabgedrückt zur Höhe des Arbeitslohnes bei den stets sich mehrenden Schwierigkeiten im Bergbau und zum Ertrag der Ausbeute in keinem Verhältniß mehr stand, die reichsten Quellen des Wohlstandes in Tirol versiegt waren, zogen sich die ausländischen Gewerken mit ihrem Gewinne aus den Bergen. So wurde auch von Trazberg Alles, was nicht niet- und nagelfest war, ausgeräumt: Gemälde, Waffen u. s. w. und besonders Urkunden wanderten nach Baiern und zugleich erblaßte der Glanz des Schlosses, als am gegenüberliegenden Berge die Thätigkeit erlosch, die die Mittel zu seiner Gründung und Verschönerung einst zu Tage gefördert hatte. Das aber, was noch später an Waffen vorhanden war, wurde im tirolischen Befreiungskampfe theils vom Landsturm benützt und verschlendert, theils von den Baiern vernichtet. Daß das Schloß zur nämlichen Zeit als Spital benützt wurde, trug nicht wenig zu seiner Beschädigung bei. Endlich wurde manches verkauft, so z. B. erst in jüngerer Zeit noch eine merkwürdige Bettstätte in's kaiserliche Lustschloß Laxenburg.

Von den Fenstern des Schlosses aus sieht man auf und ab nur noch öde, leere Halden als Denkzeichen der so hoch berühmten Regsamkeit des Schwazerbergbaues, aus dem Schlosse selbst kam gar Mancherlei abhanden, doch ist immerhin noch dasjenige, was noch übrig ist, im Innern desselben eine beachtungswerthe Erinnerung an jene Tage. Sehenswerth sind die mächtigen Erkerportale und die Säulen, die

Digitized by Google

zur Stütze der weiten Saaldecken dienen, in einem eigenthümlichen, aber edlen Style kunstreich gearbeitet aus ungewöhnlich großen Stücken von Hagauermarmor, der aber grau und feinkörniger ist, als der Marmor vom nämlichen Orte Hagau bei Münster, wie er sich am Wand- und Säulenschmuck in der Pfarr- und Hofkirche in Innsbruck zeigt und wie er auch später in Trazberg zu Arkaden, Gesimsen und mancherlei Bekleidungen verwendet wurde. Oekonomen und Forstmänner haben Gelegenheit, den kräftigen Holzwuchs Tirols in früherer Zeit beim Anblicke von Deckenstützbäumen, die in der vollen Länge von 45′ nach der einen Dimension 18″, und nach der andern 14″ zählen, zu bewundern und zeitgemäße, heilsame Entschließungen zu fassen; Jäger mögen sich an herrlichen Geweihen aller Art, besonders an Prachtexemplaren von Hirschgeweihen ergötzen und für die guten, alten Zeiten schwärmen.

Das Auge der meisten Besucher dürfte wohl angezogen werden durch das schöne, reiche Schnitzwerk und die in vielfachen Holzgattungen mit deutschem und zwar mittelalterlich deutschem Fleiße eingelegte Arbeit am Getäfel der Wände und Decken, an den Thüren der Zimmer und Wandschränke. Der Schreiber dieser Zeilen fand bei Betrachtung dieser Arbeiten zusammengehalten mit dem Stande der Technik in damaliger Zeit die eingangserwähnte Rede der Landleute vollkommen gerechtfertigt. Einige Tische biethen vielleicht das Beachtenswertheste, was man in Tirol von Einlegarbeit aus so früher Zeit sehen kann. Im Schnitzwerke der ältern Zimmer herrscht der mittelalterliche Styl mit strenger organischer Entwicklung in mannigfaltigem Reichthum der Verschlingung von Stämmen und Laubgewinden; er spricht sich nicht minder aus in den in mittelalterlichen Skulpturen so häufig vorkommenden phantastischen Thierformen an den Klinken und Beschlägen der Thürflügel; spätere Arbeiten jener Art im Schloß tragen in steter Abnahme des guten Geschmackes den Charakter des handwerksmäßigen Nebeneinander. Wie der Kaplan der Schloßkapelle Referenten dieses versicherte, sollen schon oft ausländische Künstler sich von den Holzverzierungen der Wände und Decken Zeichnungen genommen haben, die dann wohl als erwünschte Behelfe bei den heutzutage vielfach in Angriff genommenen Restaurirungen alter Burgen in Deutschland dienen mögen.

Dasjenige aber, was einen Besuch im Schloß eigentlich belohnt, ist die Wandmalerei des Hauptsaales: der Stammbaum des Hauses Habsburg von Kaiser Rudolf bis auf die Enkel Maximilians I. gleichzeitig mit dem Baue des Schlosses, wie kompetente Urtheile lauten, von Rosenthaler aus Nürnberg à la Tempera gemalt. Sie soll noch vor wenigen Jahren in sentimentalen Idyllengestalten im blühendsten Zopfstyle überklert gewesen sein. Dem Konservatismus des gegenwärtigen Besitzers von Trazberg, Grafen von Enzenberg in Innsbruck, eines bekannten Liebhabers und Kenners der Kunst und der anerkannten künstlerischen Tüchtigkeit des bescheiden sich Buchbinder nennenden Herrn Fr. Vischers, der bei der Restaurirung im Schlosse Amras thätig ist, gelang es die meisterhafte Malerei zu erhalten und der häßlichen Uebertünchung zu entkleiden. Und nun wurde es an den Wänden des Saales lebendig und die herrlichen Gestalten bewegen sich vor dem Auge des Besuchers in Freud und Leid, in Unternehmungslust und getäuschter Hoffnungen Schmerz; Kampfbegierde und Thatendrang spricht aus den Blicken so manches Helden des Habsburg'schen Stammes, Anmuth und kräftige Gemüthlichkeit liegt auf den Zügen so vieler Frauen; dazwischen gleiten in der Kindheit verstorbene Sprößlinge mit ihren Spielereien in der Hand auf Steckenpferdchen wie unterhaltende Schattenbilder durch die ernsten Gestalten der Regenten hindurch; alles ist voll Ausdruck, gewöhnlich genommen aus dem entscheidendsten Momente des Daseins der Personen.

(Schluß folgt.)

Tiroler-Biene.

Herr Karl Doblicka aus Vorarlberg, derzeit Kandidat der Medizin zu Wien, hat ein naturhistorisches Werklein: Tirols Mineralien erscheinen lassen. Er zählt darin die bis jetzt in Tirol entdeckten Mineralien nach dem Systeme von Mohs auf, und wendet besonderes Augenmerk auf das Krystallographische, wobei er sich größtentheils auf selbst beobachtete Combinationen gründet. In Kürze sind die übrigen Eigenschaften der Mineralien und der Ort des Vorkommens angegeben. In der Vorrede werden die Hülfsquellen dieses Werkleins aufgeführt: es wäre vielleicht wünschenswerth, wenn Herr Doblicka die Sammlungen unseres Ferdinandeums gründlich zu Rathe gezogen hätte. Das Büchlein kann man Studierenden empfehlen, auch dem wandernden Touristen, der sich mit Naturgeschichte beschäftigt, dürfte es ein nicht unwillkommener Wegweiser sein. Die Ausstattung ist gut, die zahlreichen Druckfehler jedoch gereichen der Broschüre keineswegs zur Zierde.

Literarisches.

Johann Georg Müller. Ein Dichter- und Künstlerleben von Ernst Förster. St. Gallen. Scheitlin und Zollikofer 1851.

(Schluß.)

Mit 19 Jahren wagte Müller als Künstler aufzutreten bei einer von der Stadt Mühlhausen ausgeschriebenen Concurrenz für den Bau einer Kirche. Müller's Pläne wurden zwar nicht ausgeführt, wohl aber wurde sie wegen ihrer Vortrefflichkeit mit wenigen andern dem Ministerium zu Paris vorgelegt; und später wurde dem jungen Künstler die Erlaubniß, die Pläne copiren zu dürfen, für eine bedeutende Summe abgekauft. — Nun kehrte er in sein Vaterland zurück und kämpfte, um sich auf der reinen Kunsthöhe zu halten, mit den größten Schwierigkeiten. Während der Tonsetzer im Nothfalle selbst seine Composition exekutirt, während der Maler nur Pinsel, Pallete und Leinwand braucht, während der Dichter gewöhnlich leicht einen Verleger findet — müssen für den Architekten große Kapitalien bereit sein und tausend Hände sich regen, damit seine Idee in Wirklichkeit treten kann. Dafür haben freilich seine Kunstschöpfungen die größte Dauer und reden zu den kommenden Geschlechtern nach Jahrhunderten noch ebenso verständlich wie in der ersten Stunde.

Mitten unter diesen Schwierigkeiten erhielt er die Einladung, einen jungen Patrizier aus Basel nach Italien zu begleiten — in dieses verlorne Paradies der Kunst. — Unter den Denkmälern griechischer und römischer Kunst, mitten unter den anziehenden Schöpfungen der Romantik entwickelte sich immer mehr die Ansicht von der eigentlichen Aufgabe und Bestimmung seiner Kunst. Von entscheidender Wirkung aber für den jungen Künstler war Florenz und sein unvollendeter Dom. Das Bild desselben wich nimmer aus der Seele des Künstlers, der die Vollendung dieses Meisterwerkes in jugendlicher Begeisterung sich zur Aufgabe seines Lebens setzte. Müller wandte sich an den großherzoglichen Hof, in der Hoffnung, seine Pläne hier zur Annahme zu bringen oder doch wenigstens ein lebhafteres Interesse dafür zu erwecken; aber er erreichte weiter nichts, als daß ihm nach langer Zeit mit verbindlicher Manier seine Zeichnungen zurückgestellt wurden. Aber Müller gab deßwegen die Hoffnung noch nicht auf, seine Entwürfe dennoch einmal ausgeführt zu sehen.

Seit dem Herbste 1844 in die Heimat zurückgekehrt, fuhr er fort in seiner künstlerischen Thätigkeit, gewann sich Freunde und Bewunderer, ward aber auch

Digitized by Google

theils durch Familienleid, theils durch künstlerische Unbefriedigtheit beunruhigt. Entscheidend war seine Reise nach München, indem er seine in großen, ausführlichen Zeichnungen niedergelegten Entwürfe zur Vollendung des Florentiner Domes auf dem Münchener Kunstverein ausstellte. Dadurch gewann er sich die Freundschaft, ja die Bewunderung seines spätern Biographen, Ernst Förster. Denn hingerissen von der Klarheit, Schönheit und Vollkommenheit des Planes hielt auch Förster die Ausführung desselben nicht nur für möglich, sondern sogar für nothwendig, da er sich nicht vorstellen konnte, „daß ein so gesund organisirter Gedanke ungeboren sterben soll.“

In diesem Zusammenhange wurde Müller auch mit Ludwig Förster, Herausgeber der Bauzeitung in Wien, bekannt, und erhielt von diesem die Aufforderung eine Abhandlung über seine Pläne zu schreiben, die er in seiner Zeitung abdrucken und mit den erforderlichen Plänen begleiten wollte. Müller nahm die Einladung mit Freuden an, seine Pläne mit einer höchst interessanten Abhandlung ging nach Wien, und er selbst folgte nach. Dort war ihm bereits durch das Bekanntwerden des Domprojektes die freundlichste Aufnahme vorbereitet. Kaum war Müller etliche Monate in Wien, brach der Sturm der Märztage aus. Müller schloß sich aufrichtig der Bewegung an, von der er auch freiere Regung auf dem Gebiete des Geistes erwarten durfte, blieb jedoch, was er war, — ein Künstler. Er wurde Mitglied des Architektenvereines und der Akademie der bildenden Künste.

Eben hatte die Altlerchenfelder Vorstadt den Bau einer neuen Kirche beschlossen, zu welcher nahe an 250,000 fl. ausgesetzt waren; der Bau sollte im sogenannten Renaissancestil ausgeführt werden. Müller konnte nicht ohne Schmerz, ja ohne Grimm daran denken, daß eine so ansehnliche Summe wieder für die wahre Kunst verloren gehen sollte, und in einer Sitzung des Architektenvereines sprach er mit solcher Kraft und Ueberzeugung über die traurigen Verirrungen dieses Styles, und über die Nothwendigkeit einer dem Denken und religiösen Fühlen des Volkes angemessenen Kunstform, daß der Vortrag auf Kosten des Vereines gedruckt und Müller aufgefordert wurde, seine Schrift auch an das Ministerium zu richten. Alle Anträge fanden williges Gehör und über seinen Vorschlag ordnete das Ministerium für die Zukunft freien und allgemeinen Konkurs bei allen öffentlichen monumentalen Bauten an. Müller konkurrirte für den Bau der Kirche, erhielt den Preis und die Leitung des Baues. Im Januar 1849 erhielt er die neuerrichtete Professur der Baukunst an der kais. Ingenieurakademie. — Aber diese rasche, glückliche Wendung des Schicksals war auch das Ziel seines Lebens; noch nicht volle 27 Jahre alt erlag er einer auszehrenden Krankheit. Am 4. Mai 1849 standen die Künstler Wiens weinend um den Sarg, den sie mit frischem Lorbeer schmückten, und senkten ihn in die Gruft. — Aber die Kirche zu Altlerchenfeld und die zu St. Gallen werden zu entfernten Geschlechtern von ihrem Meister sprechen, als die einzigen sichtbaren Zeichen von dem reichen, edlen Streben, das so frühzeitig sein Ziel gefunden.

Korrespondenz.

Dresden, den 7. Februar.

T. Wir stehen am Beginne des Hornung und schon scheint der Frühling kommen zu wollen. Der feuchtblaue Himmel, der schmelzende Schnee möchten wirklich glauben lassen, daß der goldne Lenz an der Thüre stehe, und um Einlaß klopfe. Es kommen mir, da ich Ihnen schreibe, wieder die Verse in den Sinn:

„Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerschönsten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett,
Doch spielt es schon so wundernett.
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all,
Erwacht im Thal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern?“ —

Sie kennen das Lied. Ich habe es Ihnen ja selbst einmal an einem schönen Sommerabende vorgesungen, als wir auf dem herrlichen Löwenberg saßen und der Ausbruch vor uns perlte und schäumte. Wir ließen damals, ich habe es noch so gut im Gedächtnisse, als ob es erst gestern geschehen wäre, den Dichter desselben leben, daß die Gläser hell aneinander klangen und das edle Naß überfloß. Es war ein froher Tag; heute bin ich ernst gestimmt, denn der das schöne Lied „Frühlingsglocken“ gesungen, dichtet uns kein Lied mehr. Robert Reinick ist heute früh von uns geschieden und wir haben an ihm einen der zartesten Sänger, einen der edelsten Menschen und einen der liebenswürdigsten Freunde verloren. Seit einigen Tagen hütete der Künstler in Folge eines scheinbar unbedeutlichen Unwohlseins das Zimmer und wir hofften ihn bald wieder in unserm Kreise zu sehen, als sich plötzlich die Krankheit verschlimmerte und Reinick heute früh halb 5 Uhr verschied. Unser Dichter war 1810 zu Danzig geboren und erhielt in dieser Stadt seine erste Bildung. Später begab er sich zum weitern Studium nach Berlin, wo er sich unter Begas in der Malerei ausbildete, bis er nach Düsseldorf übersiedelte. Als er an dieser Akademie sich die nöthige Vorbildung angeeignet zu haben glaubte, reiste er nach Rom, wo er der Malerei und Poesie lebte. Mit Vorliebe erzählte er von den süßen Tagen, die er in Italien verlebte. Im Jahre 1844 kehrte er nach Deutschland zurück und schlug in unserer Stadt seinen Sitz auf. Er war ein Doppelkünstler, wie Kopisch, Maler und Dichter zugleich. In Liedern und Gemälden feierte er die Lebenswonne und die Frühlingspracht und die Lust seines zweifachen Künstlerberufes schildert er am besten in den Versen:

„Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen;
Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel,
Und die Wolken, die drüber geh'n.

Und Sänger und Maler wissen es,
Und es wissen's viel andere Leut;
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen vor lauter Freud'!“

Reinick hatte unter den deutschen Dichtern wohl die heiterste Gabe das dolce far niente, die kindlichste Lust am seligen Schweifen durch wogende Kornfelder, durch kühlen Waldschatten, durch liebliche Fluren, während die anmuthigsten Empfindungen und Bilder durch Sinn und Seele zogen. Nicht leicht ein Dichter neuester Zeit ist so glücklich in der einfachen, naiven Darstellung unschuldiger Liebe wie Reinick. Eine kindliche Frömmigkeit athmet in vielen seiner Lieder, während in andern der leichteste Humor spielt, den man auch nur bei kindlich reinen Naturen antrifft: die heitere Feierlichkeit und den anmuthigen Ernst der Mienen, während der unschuldige Schalk im Herzen wohnt. Diese Züge zeichneten die Reinick'schen Gedichte so aus, daß die Musik und Zeichenkunst wetteiferten sie in ihren Kreis zu führen; und wie vielseitig sein scheinbar einfaches Talent war, zeigen die Randzeichnungen der Düsseldorfer Maler, mit denen sie seine Lieder ausstatteten. Meister wie Schrödter, Lessing und W. Schadow fanden in Reinick's Gedichten Stoffe, die ihren so verschieden gearteten Naturen gemäß waren. Ihm war es gegönnt, wie wenigen Künstler, bis zum Ende seiner Tage künstlerisch thätig zu sein. Gruppe's Almanach brachte noch zarte Liederspenden aus seiner Feder. Kurz vor seinem Tode erschien „die zweite vermehrte Miniaturausgabe seiner Lieder“ *), die ich vorzüglich der schönen Lesewelt in Ihren Bergen empfehlen möchte.

So ist nun wieder eine der lieblichsten Nachtigallen im deutschen Sängerhaine verstummt, und auch von ihr gelten die Verse des alten Sängers:

„Du auch ruhst umschattet von ewiger Still' in der Erde.
Aber den Nymphen gefällts, daß der Frosch nie ermüde zu singen,
Zwar nicht hör' ich mit Neid; denn er singt nicht reizende Lieder.

Breslau, 12. Februar.

G. Aus Breslau wünschen Sie also etwas zu hören? Das wird spärlich ausfallen. Das alte Breslau ist so immer das Eine und Dasselbe, daß es die gerechtesten Ansprüche darauf hat, bei dem einstmaligen Ableben Roms den Beinamen des „Ewigen“ zu erben.

Gleichwohl hat sich die Stadt ihrem äußern Ansehen nach in letzter Zeit merkwürdig verändert. Wer sie lange nicht gesehen, dürfte Mühe haben, sie wiederzuerkennen. Vorstädte sind entstanden, welche durch die Regelmäßigkeit und Eleganz ihrer Architektur an die modernsten Städte Europas erinnern, das neue Theater würde mit seiner Größe und Ausstattung mancher deutschen Residenzstadt

*) Lieder von Robert Reinick, Maler. Zweite vermehrte Miniaturausgabe. Berlin, Verlag von Ernst und Korn. 1851. Anm. d. Redak.

Digitized by Google

zur Zierde gereichen können. Die Promenaden, welche die innere Stadt umgeben, verschönern sich von Jahr zu Jahr, zahlreiche Gesellschaften überbieten sich gegenseitig durch den Glanz ihrer Feste. Verein über Verein hat sich gebildet, um durch Vorlesungen belehrend und unterhaltend zu wirken. Ausstellungen von Blumen und Kunstsachen finden statt. Selbst eine Industrieausstellung steht zu erwarten. Der Wintergarten, der Ahnherr des berühmten Krollschen in Berlin, hat sich verjüngt. Tägliche Conzerte bieten den Ohren, die Riesenbilder im alten Theater den Augen immer neue Genüsse, ja sogar ein wildes Theater oder das „Theater des Wilden" von Mr. Persoir aus Paris mit Wandelbildern, mechanischen Figurenvorstellungen und obligatem Trommelkonzerte öffnet sich den Hör- und Schaulustigen, die große ehemals Van Aken'sche Menagerie gibt täglich „außerordentliche" Vorstellungen in der Oeffnung der Bestien und wessen Neuerungssucht das Alles noch nicht genügt, der kann sich mit den täglichen frischen Austern, frischen Pfannkuchen, frischen Sprotten und frischen Diebstählen erfrischen. Also Neues genug. Und dennoch ist Breslau das Alte, dieselbe lärmende Stadt, derselbe unheimliche Aufenthaltsort, dasselbe widerwärtige Schmutzkonservatorium. Ein geistreicher Mann, der Breslau zum ersten Male sah, frug mich: „Wäscht sich die Stadt denn nie?" „Nun, gewaschen hat es sich im letzten Jahre mehr, als vielleicht irgend eine andere Stadt des preußischen Staates. Ging der Regen aus, was beiläufig sehr selten geschah, trat der Schnee an seine Stelle. Aber der Schmutz ist sich gleichgeblieben, und wird bleiben trotz des erbitterten Krieges, den die hiesigen Blätter gegen ihn führen. Er ist halt ein integrirender Bestandtheil der unveränderlichen Stadt und gehört eben so zur Phisiognomie Breslaus, wie das Bier zu der Münchens oder das „Kälberne" zu der Wiens.

Daß dieses eingewurzelte Uebel des Schmutzes nicht ohne Einfluß auf die vielen Krankheiten ist, welche hier herrschen, bin ich fest überzeugt. Denn es ist, als hinge eine ordentliche Wolke von Epidemien über unserer Stadt. Es gibt Zeiten, wie z. B. vorigen Herbst, wo es scheint, als hätten die Breslauer nichts Anderes zu thun, als an der Cholera, den Pocken, dem Scharlachfieber und der Gehirnentzündung zu sterben. Diese Letztere allein veranlaßte in einer Woche eilf Todesfälle. Das ist denn doch ein wenig zu viel. Der literarischen Welt kostete diese Sterbewuth drei der bedeutendsten Persönlichkeiten: Boguslawski, Remer und Heyden.

Was der Erstere als Astronom und der Zweite als Mediziner geleistet, ist den Gelehrten und Männern vom Fach bekannt. Friedrich von Heyden ist im Allgemeinen weniger anerkannt worden, als er es wohl verdient hätte. Er war allerdings mehr ein Verstand, als ein Talent, aber dieser Verstand war liebenswürdig, klar, freundlich, rein menschlich und geschmackvoll poetisch. Form und Styl waren bei ihm besonders ausgearbeitet und geglättet, vielleicht für unsere Zeit, welche dergleichen leise Sprache nicht recht gewohnt ist, zu sehr. Wäre er öfter so unmittelbar in wirkliche Zustände hineingegangen, wie in seiner Novelle „Cesarone," so würde er vielleicht mehr ergriffen und gewirkt haben. Seine „Intriganten" sind ein geistreiches Kunststück, aber kein eigentlicher Roman — eine Geschichte, in der Alles erfunden ist, sogar die Zeit und die Oertlichkeiten, entspricht nicht den gegenwärtigen Realitätsbedürfnissen. Wir haben das auch in Frankreich an dem vortrefflichen Romane Renthals, „la Chartreuse de Parme" gesehen. Die Kenner begeisterte er — die lesende Menge ließ er kalt — er war eben ein glänzend Luftschloß auf Wolken gebaut, eine Phantasmagorie wie „die Intriganten" von Heyden.

Heidens Lebensgeschichte ist einfach. Den 3. September 1789 zu Nerfken bei Heilsberg in Ostpreußen geboren, empfing er seine erste Erziehung im älterlichen Hause, besuchte darauf erst das Gymnasium, dann die Universität zu Königsberg. Seine Studien in Göttingen wurden durch die Freiheitskriege unterbrochen. Das bewog ihn, statt der akademischen Laufbahn, die er anfänglich verfolgt, den Staatsdienst zu wählen. Auf dem gewöhnlichen Wege gelangte er, nachdem er in Königsberg, Frankfurt a. d. O., Stettin und Oppeln angestellt gewesen, hier zu der Stelle eines Regierungsrathes und starb als Oberregierungsrath. Vermählt war er mit der Tochter des ehemaligen Regierungspräsidenten von Hippel, Neffen des bekannten Schriftstellers gleichen Namens. Da er, wie alle bedeutenderen Persönlichkeiten hier leben und leben müssen, ganz isoliert und von der Welt geschieden lebte, habe ich ihn nicht kennen gelernt, aber über seine persönliche Liebenswürdigkeit gibt es nur ein Urtheil.

Czernowitz, 8. Februar.

St. Weil wir Ihnen schon lange nichts geschrieben, so erlauben wir uns Einiges über unsere Schulzustände nachträglich zu referiren.

Die hiesige Gymnasiallehranstalt hat im vorigen Jahre in der Person des Professors Herrn Johann Wolfgang Scholz eine schöne Zierde verloren. Seinem unermüdeten Streben: die durch viele Jahre verwahrlosete Bildung der Schuljugend auf eine entsprechendere Stufe bringen zu helfen, hat nach kurzem Leiden der Tod ein Ziel gesetzt. An die Stelle des Dahingeschiedenen, dessen Verlust seine zahlreichen Bekannten und Freunde innigst betrauern, ward ein Prager-Absolvirter Herr Wenzel Rössel berufen, der ungesäumt mit dem Anfange des gegenwärtigen Schuljahres seine Funktion begann.

Was der Stand der Wissenschaften an unserer Gymnasiallehranstalt betrifft, können wir nichts als recht viel Erfreuliches sagen. Das historische Fach wird durch die Herren Dr. Ad. Ficker und Dr. Wagner würdig vertreten und erfreut sich der lobenswerthesten Pflege von Seiten der studirenden Jugend, die sich mit besonderem Eifer den mannigfachen Schwierigkeiten dieses Faches unterzieht. Die Elemente der physikalischen, naturhistorischen, mathematischen und philologischen Wissenschaften, werden in diesem Jahre durch mehr als 14, meist recht wackere Glieder unsers Lehrpersonals der Jugend zugängig gemacht, und in allen diesen Wissenszweigen geben sich die besten Erfolge kund. — Wenn wir bis nun fast immer daran gewöhnt waren, die oben angedeuteten empirischen und rationellen Fächer durch entsprechende Glieder vertreten zu wissen, bedauerten wir recht innig, daß die Lehrkanzel für deutsche Sprache und Literatur gleich nach ihrer Creirung keinen Mann gefunden, der ihrer in der That würdig gewesen wäre. Sahen wir früher nur mit Widerwillen das Schönwissenschaftliche in den Händen eines Mannes, der mit den verschiedensten Zweigen menschlichen Wissens sich vollkommen abgeschlossen zu sein dünkte, weil ihm einmal das seltsame Glück zu Theil geworden, eine psichologische Mißgeburt ans Licht zu fördern: so freuen wir uns gegenwärtig, die Lehrkanzel für deutsche Sprache und Schriftthum durch ein junges vorzügliches Talent besetzt zu wissen. Wir meinen darunter Herrn Professor Neubauer, dessen thatkräftiges Streben, mit jugendlicher Energie den echten Sinn für das Schönwissenschaftliche zu wecken, sich bereits durch so manche Aeußerung kundgegeben und der sich stets angelegen sein läßt, das Begonnene thätigst zu fördern, was uns zu den schönsten und erfreulichlichsten Resultaten für die Zukunft berechtigt. So viel von unseren Schulangelegenheiten.

Schlüßlich können wir uns des Vergnügens nicht entschlagen, Ihnen bekannt zu geben, daß Herr Dr. Adolf Ficker die Geschichte unserer Heimat aus langjähriger Vergessenheit ans Licht zu fördern eifrigst bemüht ist. Wir erwarten von dem gelehrten Historiographen, der in seiner „Weltgeschichte" ein sehr anerkennungswerthes Buch geliefert; ein wahrhaft historisches Werk, das uns mit edlem Freimuth den Schleier kümmerlicher Muthmaßungen lüften, und uns die graue Vorzeit in nackter, lichtvoller Wahrheit schauen lassen soll.

Zur Sagenliteratur.

Wolfgang Menzel ist gegenwärtig mit einem großen Werke über deutsche Sage beschäftigt, das binnen 1—2 Jahren abgeschlossen sein wird. Es ist nicht eine Sagensammlung, sondern nur eine Fassung, bei der Menzel einigermaßen von Jakob Grimm abweicht. Er nimmt auch auf die oberdeutschen und Alpensagen mehr Rücksicht, als dies den Brüdern Grimm möglich war. Es dürften überhaupt in Kurzem viele Sagensammlungen erscheinen. Bader läßt die früher im Mones-Anzeiger enthaltenen oberrheinischen Sagen jetzt vermehrt abdrucken. Uhland sammelt würtembergische Sagen, deßgleichen wird Meier in Tübingen nächstens 2 Bände Sagen herausgeben, Bechstein hat auch mehrere Bände thüringischer und fränkischer Sagen ungedruckt liegen. — In Tirol und Baiern ist man sehr emsig mit dem Sammeln dieser Volksdichtungen beschäftigt. Nur die steirischen, salzburgischen und kärnthnerischen Sagen scheinen keine Sammler finden zu wollen.

Wir wenden uns an die Freunde der Sage in diesen Ländern mit der Bitte, die einheimischen Sagen zu sammeln und der Redaktion dieses Blattes oder Herrn Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart auf Buchhändlerwegen zuzusenden.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 9. Innsbruck, 28. Februar 1852.

Die Vergeltung.

Künstlerlegende.

In einer Hütte schlecht und klein
Kehrt' einst ein armer Maler ein;
Er war erkranket auf dem Wege
Und fand dort Obdach, Rast und Pflege.
Ein altes Mütterlein bewacht
Ihn wie ein Engel Tag und Nacht,
Bis daß er ganz und gar genesen.
Nun wär' er dankbar gern gewesen,
D'rum zeichnet er mit frommer Hand
Im Erker, wo sein Lager stand,
Auf daß es zur Erinn'rung bliebe —
Das Bild der Mutter aller Liebe;
Und Alles, was sein Herz erfüllt,
Wozu sich schwer die Worte schicken,
Das malt er gläubig in das Bild
Und läßt es dankbar, wundermild
Aus seinen heil'gen Augen blicken.

Die gute Alte schauert fast,
Wie sie erblickt den neuen Gast;
Sie traut sich nicht hinzutreten
Zum Erker, wo in Majestät
Die heil'ge Jungfrau lächelnd steht;
Sie will nur ferne steh'n und beten,
Und biegt die Augen in die Hände,
Daß sie das Himmelslicht nicht blende.

Und nun der Maler geht und läßt
Das Bildniß an der Mauer fest,
Da eilt sie mit geschäft'ger Schnelle
Und putzt und schmückt die heil'ge Stelle.
Die Aepfel zwischen trüben Scheiben,
Der bunte Mais, der manches Jahr
Der Schmuck des niedern Fensters war,
Sie dürfen nicht die Nachbarn bleiben;
Und selbst des Garnes reiche Flechte,
Der Fleiß der langen Winternächte,
Die stolz gethan vor allem andern,
Muß nun demüthig weiter wandern.
Dort aus dem Gärtlein, das ihr Haus
Aermlich bekränzet ringsherum,
Gräbt sie die einz'ge Zierde aus:
Zwei Stäudlein von Basilicum,
Die sä't sie auf die Fensterschwelle;
Und fertig ist die Hauskapelle.

Wie wird mit ängstlich frommer Acht
Der kleine Tempel nun bewacht!
Da darf kein Spinnlein sich in Netzen
Von einem Eck zum andern zieh'n,
Darf keine Fliege sorglos kühn
Die Füße auf das Bildniß setzen;
Selbst wenn im milden Sonnenschein
Sie draußen sitzt, um sich zu wärmen,
Und lust'ge Mücken sie umschwärmen;
Schnell treibt die Sorge sie hinein,
Daß nicht die Schaar, zudringlich wild,
Belästige das heil'ge Bild.
So ging's, bis einst erschöpft und krank
Das Mütterlein darniedersank.

Wohl schweres Kranken hat der Arme!
Ihm fehlt die treue Pflegerin,
Die gottbefugte Wärterin,
Die Sorgfalt, die sich fein erbarme,
Ihm die verdrückten Kissen bette,
Und rastlos mit der Krankheit wette,
Indem sie unermüdlich wacht,
Bis sie die Krankheit müd' gemacht.

Wer will dem Mütterlein sie bieten?
Wo soll die Arme sie sich miethen?
Sie liegt auf ihrem Lager still
Und harrt, wie Gott es wenden will.

Doch ganz verlassen ist sie nicht,
Weil es halbträumend sie bedünket,
Daß ihr das Bild im Erker winket
Und leise flüsternd zu ihr spricht:
„Weil du dereinst den kranken Gast,
„Den Künstler, treu gewartet hast,
„Der dir zum Danke mich gemalet,
„Sei dir durch mich sein Dank gezahlet.“

Und Nachts, wie alles ruht und träumet,
Und nur das stille Mondenlicht,
Das durch die kleinen Scheiben bricht,
Das Bild mit Silberstrahlen säumet —
Da sieht sie, wie hervorgebeugt
Die Jungfrau aus dem Rahmen steigt,

Digitized by Google

Das Purpurkleid sich schürzend hebt
Und leis' zu ihrem Lager schwebt;
Von gold'ner Haaresfluth umrauscht,
Gebückt auf ihren Athem lauscht,
Die raschen Pulse prüfend fühlt,
Die Stirn mit mildem Athem kühlt,
Sanft die zerdrückten Kissen schlichtet,
Im Glase frisches Wasser richtet,
Selbst nach dem Kleinsten sorglich späh't;
Dann sinnend plötzlich stille steht,
Den Wasserkrug behutsam schnelle
Hinüberträgt zur Fensterschwelle
Und sorgsam gießt diebeiden Stäudlein,
Daß nicht verdorrt das grüne Kräutlein;
Und auch das Spinnlein, das am Rand
Des Rahmens just sein Netz gespannt,
Wie es ihr Finger nur bedeutet
Gehorsam schnell vorübergleitet. —
Und sinnt, ob Alles nun gethan,
Blickt einmal noch die Kranke an,
Und segnet sie in Gottes Namen
Und steigt zurück in ihren Rahmen.

Und mit des Frühroths erstem Schein
Geheilt erwacht das Mütterlein,
Kniet andachtsschauernd vor dem Bilde.
Gepriesen sei die Ewigmilde!

Wien 1857. Dr. S. H. Mosenthal.

Der Kegelaufsetzer.

Von Johann Schöpf.

(Schluß.)

An einer Kante der Pyramide begann er nun hinaufzudringen; nachdem er eine Zeit lang fortgestiegen war, lenkte es ihn in einen steilen, schmalen Rinner ein, in welchem er bequemer fortkam und die Aussicht mehr nach Westen gewann. Sein erster Blick war hinaus zum Kirchlein, um zu erspähen, ob die Prozession vielleicht schon begonnen habe. Mit seinem scharfen Auge nahm er alles aufs Deutlichste aus. Auf grüner Ebene, rings von einem dunkeln Fichtenwalde umsäumt, lag das weiße, freundliche Kirchlein; ein tosender Wildbach brauste an selbem vorüber; die Ebene war von kleinen, silberhellen Bächlein durchzogen. Weiter hinaus, auf den grünen Abhängen, lagen die Gehöfte zerstreut, ziemlich armselige, aus Holz erbaute Hütten, wie sie zum wilden Charakter der Alpengegend nicht übel paßten. Hans gewahrte auf dem Wege zur Kirche Niemanden mehr; neben der Kirche sah er qualmenden Rauch aufsteigen und bald darauf lief ein Mann mit glühendem Kolben, die Pöller loszulassen, deren Knall sich durch ein fortgesetztes Echo weit im Gebirge herum fortzog. Hans schloß, daß jetzt das Amt sei, und das Pöllerknallen irgend einen feierlichen Moment der heil. Handlung bezeichne. Mit neuem Eifer stieg er fort, um bald die Spitze zu erreichen und die rechte Zeit nicht zu versäumen und sah sich schon im Besitze seines Reichthums, der goldenen Kegel und Kugel.

Endlich stand er droben auf dem höchsten Kogel und hatte jetzt die freieste Aussicht nach allen Seiten. Ein weiter Kranz glänzender Eisberge und Ferner strahlte ihm von Süden entgegen. Im Norden erblickte er in schauerlicher Tiefe hie und da einen Strich des bewohnten Landes mit lachenden Fluren und zierlichen Dörfern; aufqualmender Rauch von losgelassenen Pöllern verrieth ihm an allen Orten die Feier des Tages, obwohl es den Knall der Schüsse nicht bis an sein Ohr herauftrug. In manchem Orte war die feierliche Prozession bereits hervorgetreten aus dem grünen Baumkranz des Dorfes auf die grünende Flur, und deutlich mochte man den schwarzen Zug, die wallenden, rothen und blauen Fahnen und die weiße Schaar der Jungfrauen auf dem grünen Plan erblicken. Hans allein auf seiner Bergspitze nahm keinen Antheil am Feste und war nur mit seinem Reichthume beschäftiget. Aengstlich blickte er rings herum, um irgendwo ein Zeichen vom Orte des vergrabenen Schatzes zu erblicken. Aber nirgends bemerkte er eine Spur. Mißmuthig und müde setzte er sich auf eine Felsplatte und gedachte zu warten bis die Prozession beim Kirchlein drunten ausziehen und die Evangelien beginnen würden, hoffend, in seinem Suchen alsdann etwa glücklicher zu sein. Unter donnerndem Pöllerknall zog endlich die Prozession aus dem Kirchlein und bewegte sich über die grüne Rasenfläche dem Wildbach entlang hinaus zu einer einsamen, halbzerfallenen Kapelle, wo das erste Evangelium gehalten wurde. Jetzt stand Hans auf von seiner Felsplatte und fing von neuem an ernstlich herumzuspähen, um seinen Schatz zu entdecken. Da hörte er etwas tiefer auf einer Seite lautes Reden und Gelächter. Eilends stieg er von der Spitze auf dieser Seite herab. Bald gewahrte er eine merkliche Vertiefung, wie eine große, sehr flache Höhle; oben vorspringende Felsplatten bildeten eine Art Dach und eine Einbiegung der Felsen gewährte einen ziemlich geräumigen, ebenen Plan. Da standen drei bejahrte Männer mit finstern Gesichtern, und in alter, längst verschwundener Tracht, unter lautem Reden und sonderbarem, zu ihren finstern Mienen nicht passendem Gelächter mit dem Kegelspiele beschäftiget. Und in einiger Entfernung standen dann die glänzenden goldenen Kegel zum Wurfe aufgestellt, einer der Männer hielt in der Hand die schwere goldene Kugel. Als die Männer den herabkrabbelnden Hans bemerkten, sagten sie lachend: „Ha, willkommen! da kommt unser Kegelaufsetzer! Wohlan, frisch an's Werk!“ Ohne Widerrede war Hans dazu bereit, zufrieden seinen Schatz entdeckt zu haben, und dachte nichts anderes, als daß unter den Evangelien diese Männer von irgend einem Zauberbanne oder etwas dergleichen würden befallen werden und er ungehindert dann Kegel und Kugel werde forttragen können. Er machte sich also an die Arbeit, die Kegel aufzusetzen, mit inniger Herzensfreude bemerkend, wie gewichtig sie seien, so, daß er namentlich große Kraft bräuchte, um die Kugel den Schiebern zurückzuschicken. Er hatte einen geräumigen Sack mitgenommen und gedachte, seinen Reichthum theils vorn, theils hinten herabhängend über der Schulter zu tragen, weßwegen er den Sack ganz nahe neben sich hinlegte. Mit ängstlichem Horchen wartete er, ob er nicht das Knallen der Pöller vom Thale herauf höre, das Zeichen, daß die Evangelien bereits angefangen haben. Da ertönte

Digitized by Google

auf einmal aus den Felsen heraus, wie von kleiner Kinder Stimmen gesungen, folgendes Lied:

Hört Ihr, wie es im Thale knallt!
Das Echo donnert um die Berge,
Der Feierklang der Glocken hallt
Herauf ans feine Ohr der Zwerge.

Seht Ihr sie unten betend ziehn
Auf buntgeschmückten Wiesen-Bahnen,
Im Morgenwinde weiß und grün
Da flattern ihre schmucken Fahnen.

Voran der Kinder zarte Schaar
Die heitre Unschuld im Gesichte,
Sie wallen singend, Paar für Paar,
Verklärt vom jungen Sonnenlichte.

Die Bursche, sonst so trotzig wild
Und voll von kühnverwegnen Ränken
Wie sie demüthig, fromm und mild
Die stolzen Augen heute senken!

Seht Ihr der Männer ernste Schaar,
Die Greise, die am Stabe wanken,
Das Antlitz welk, gebleicht das Haar,
Das Herz voll heiliger Gedanken.

Und dann der Jungfrau'n holder Kreis
Mit grünem Rosmarin bekränzet,
Die Aermel, Schürzen blüthenweiß,
In jeder Hand die Lilie glänzet.

Und dort! im schimmernden Talar
Da hält der Priester hoch erhoben
Den Gott, der unser Mittler war,
Den aller Engel Zungen loben.

Weh Dir! Dich hat sie nicht gerührt
Die Andacht jener gläub'gen Frommen,
Dich hat des Goldes Glanz verführt,
Weh Dir! Du bist umsonst gekommen.

Aufmerksam horchte Hans auf den Klang dieses Liedes; während er mit seiner Arbeit, dem Kegelaufsetzen, beschäftigt war. Die letzte Strophe war ein Donnerschlag für sein Ohr; er sollte vergebens sich bemüht haben? Während er kummervoll über den Sinn dieser Worte nachdachte, sprang die goldene Kugel, von kräftigem Arme geschoben, von der Richtung des Ladens ab, gerade auf ihn zu, mit erschütternder Kraft traf sie seinen linken Fuß, strebte an selbem empor und traf mit schwerem Schlage den Unterleib, so daß Hans vor Weh zu Boden stürzte; ein wüthender Schmerz durchwühlte sein Eingeweide, so daß ihm Sehen und Hören verging. Das spöttische Gelächter der drei kegelschiebenden Männer traf noch sein Ohr, dann lag er eine Zeit lang bewußtlos da. Als er zu sich kam, waren Männer und Kegel verschwunden, er befand sich auf einer schmalen Fläche zur Seite der Bergspitze, von wo er gerade hinab in eine schauerliche Tiefe und zum Kirchlein hinaus sah; eben zog die Prozession unter Pöllerknall in's Kirchlein ein.

Mühsam raffte Hans an seinem Stocke sich auf, und mit Schmerzen kletterte er an der Seite empor zur Spitze; den überflüssigen Sack ließ er am Boden liegen. Es war ihm eine schwere Aufgabe mit seinem sehr leidenden, hart getroffenen Fuße den steilen Berg herab zu klettern; mühselig und langsam half er sich am Stabe fort und oft erpreßte ihm der Schmerz ein lautes Ach.

Erst gegen Abend kam er beim Bauernhause drunten an, nachdem seine Bewohner längst heimgekehrt waren. Alle verwunderten sich, als er so hinkend und elend bei ihnen wieder ankam. Seiner Aussage nach mußte ihn ein von steiler Höhe herabrollender Stein getroffen haben, als er bei schwacher Morgendämmerung sich auf dem Wege hinaus befand. So übernachtete Hans auf derselben Ofenbank, wie in der vorigen Nacht, aber von Schmerz gequält und von Reue gefoltert. Nachdem ihm im Bauernhause alle mögliche Erleichterung zu Theil geworden, zog er am nächsten Tage weiter, seiner Heimat zu. Der beschädigte Fuß mit seinem Schmerze blieb ihm zeitlebens; zu schwererer Arbeit war er unbrauchbar und mußte am Stabe gehn. Um sich etwas zu verdienen, ward es sein Geschäft, im Bierhause den häufigen Keglern die Kegel aufzusetzen, so zuwider ihm diese Arbeit auch war.

Eines Tages bei dieser Beschäftigung sprang die Kugel, durch einen auf dem Laden liegenden Stein abgelenkt, mit aller Gewalt auf ihn hin, und traf mit erschütterndem Schlage seine Schläfe. Bewußtlos stürzte er zu Boden und ward für todt nach Hause getragen. Er kam noch zu sich und erzählte seine frühere Geschichte, die er bisher immer geheim gehalten hatte. Aber von dieser gewaltsamen Hirnerschütterung genas er nicht mehr. Es dauerte nicht mehr lange, so hieß es: der Kegelaufsetzer ist gestorben. Sein Todtenkreuz hat einen großen vergoldeten Kegel.

Schloß Trazberg.

(Schluß.)

Diese Wahrheit des Ausdruckes und das Edle in der Auffassung, die Wärme und Innigkeit des Kolorits, und die Richtigkeit der sichern Zeichnung sollen nach den Aussprüchen von Kennern alle Gemälde Rosenthalers charakterisiren, der den nämlichen Lehrmeister wie Albrecht Dürer, nämlich den Mich. Wohlgemuth gehabt habe. Nach einer Bemerkung in Dr. Naglers allgem. Künstlerlexikon gewänne die Vermuthung über den Meister — ungeachtet jedes Mangels sogar eines Monogramms — beinahe Gewißheit durch die Vergleichung der Wandmalerei in Trazberg mit jener im Kreuzgange des Franziskanerklosters zu Schwaz, die unzweifelhaft von der Hand Rosenthalers sein soll. Kein Künstler von solcher Meisterschaft, wie sie die Gestalten des Stammbaumes bekunden, war auch damals in Tirol bekannt. Die Rosenthaler — drei Brüder, Bürger aus Nürnberg — waren aus unbekannten Ursachen am Beginne des 16. Jahrhunderts nach Schwaz gewandert, wo Kaspar, der tüchtigste aus ihnen, die Franziskanerkirche dortselbst, wie Sperges freilich ohne Quellenangabe in seiner tirolischen Bergwerksgeschichte behauptet, erbaut haben soll. Sie wirkten und malten alle drei als Mönche in den unter ihren Augen sich erhebenden Hallen des Klosters,

wo man auch der Tradition nach ihre Bildnisse nebst einer beschädigten Inschrift weist: Rosenthaler Pictores Norimbergenses. Es sollen einst mehrere Gemälde von ihnen in besagtem Kloster vorhanden gewesen sein. Der Kunsthändler Weigel in Leipzig machte einen Rosenthaler auch als ausgezeichneten Holzformschneider den Liebhabern altdeutscher Kunst bekannt.

Und wenn auch der Name des Meisters nicht mit unumstößlicher Gewißheit bestimmt werden kann, das wahrhaft Schöne bleibt immer schön und sehenswerth, zumal die Originalität des Stammbaumes kaum in Abrede wird gestellt werden können.

Er beginnt mit Hinweglassung aller Darstellungen aus den damals bekanntlich besonders im Schwunge stehenden genealogischen Träumereien und Spitzfindigkeiten, von denen Anklänge nur in der Inschrift zu Rudolfs Bildniß zu finden sind, mit K. Rudolf und zwar dargestellt im furchtbarsten Zweikampfe mit K. Ottokar von Böhmen, dem er das Schwert tief in die Brust stößt — in trefflicher Auffassung des Gedankens der Geschichte, da ja von der Bezwingung des Böhmenkönigs die welthistorische Entwicklung der Macht und Größe des Habsburg'schen Stammes ausging. An der Seite Ottokars steht seine Gemahlin, ihr Antlitz bergend und weinend über die schlimme Folge ihres bösen Anstiftens, während an der Seite Rudolfs seine zwei Gemahlinnen mit freudestrahlenden Blicken um sich sehen. Nach links folgen dann Rudolfs Töchter mit ihren Gatten:

„Euch blühen sechs liebliche Töchter:
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!"

rechts die Söhne desselben, Albrecht dargestellt im Augenblicke seiner Ermordung durch den Neffen, dessen Ruchlosigkeit unverkennbar in seiner büttelmäßigen Gestalt und Haltung sich ausdrücken soll. Und so ziehen sofort alle die Glieder des habsburgischen Hauses mit Gattinnen und Gatten unter Hinweisung auf ihre Geschichte in der Darstellung oder in der unter den Bildnissen sich befindenden Inschrift bis auf Maximilians Enkel in langer Reihe, einzeln oder in treffender Gruppirung am Auge des Beschauers vorüber. Freilich ist durch die Unbild der Zeit und besonders durch Eindringen von Feuchtigkeit, bei zeitweiliger Verwahrlosung des Gebäudes Manches sowohl in der Malerei als auch in den Inschriften theils bis auf die Umrisse zerstört, theils beschädigt; aber der Besitzer des Schlosses scheut keine Kosten und der obenerwähnte Künstler, der schon längere Zeit mit Lust und Liebe an der Restaurirung in demselben arbeitet, keine Mühe, um dieses Denkmal alter Kunst zu erhalten und es in möglichster Frische unter treuester Bewahrung seiner Eigenthümlichkeit wieder aufleben zu machen. Um auch von der Art und dem Style der Inschriften einen Begriff zu geben, mögen einige Proben davon folgen, wie sie sich der Schreiber dieser Zeilen bei einem Besuche des Schlosses mit Rücksicht auf tirolische Geschichte herausgenommen und kopirt hat.

„Rudolf der viert, genant auch der listig *) auch erster erzherzog zu östreich **) graf zu tirol, hat erfunden new caracteres mit welichen er seinem lieben gehaimen ***) seine haimliche Ding verkunt ist auch ain stiffter der Probstey zu wien †), welcher auch die graffschaft tiroll von frawn margretn genant die maultasch erobert hat" u. s. w.

„Fridrich der großmechtige genant der elter erzh. zu östr. Graf zu tiroll hat in seiner jugent vill hübschikait verpracht, Mechtiger in sein Lant, die von caltern u. starchnberg von irer untat wegen aus der Etsch getrieben und von iren güetern seine järlich gült vast gemert" u. s. w.

„Sigmund der minzreichist hat zu sein zeiten in miltikait übertroffen all fürsten, glückselig zu verkwerch, Ein erneuer des frids, Ein aufrichter gemainer weg, gegen sein untertanen vast gietig, Auch die venediger zu rofreit mit eim veltschlahen erobert und flichtig gemacht" u. s. w.

Auch die Inschriften haben, wie man zugeben wird, in der naiven Einfachheit und treffenden Gedrungenheit ihrer Sprache ihr Interessantes.

Außer diesem Denkmale der Kunst ist aber auch manches Andere in dem Schlosse, was einem Besucher in dieser oder jener Richtung anziehend erscheinen wird. Durch die Bemühung des gegenwärtigen Besitzers sammeln sich wieder Gemälde, Waffen, Rüstungen und andere Dinge — Alles dem Charakter des ältern Baues angemessen — in den weiten Räumen des Schlosses; das, was sich bis jetzt erhielt, wird sorgfältigst erhalten; was beschädigt ist, im Geiste des Alterthums restaurirt, eingestürzte Zwinger und Mauern neu gebaut und die Anlagen um das Schloß herum, ohne der Natur Zwang anzuthun, verschönert und ausgedehnt.

Der freundliche Kaplan der Schloßkapelle macht sich ein Vergnügen daraus, den Besuchern das Merkwürdigste zu zeigen. Die Namenreihe im Fremdenbuche eröffnet das Autograf des gegenwärtig regierenden Kaisers, der, wie man daraus ersieht, das Schloß im Jahre 1848 mit einem Besuche beehrte.

Einen nicht geringen Reiz bietet die schöne Aussicht. In einer Ausdehnung von nahe zwei Stunden breitet sich die Thalfläche unmittelbar vor dem Auge mit Wiesen und lieblichen Auen aus, durch die sich wie ein Goldfaden der Inn im freundlichen Scheine der Abendsonne zieht. Von hüben und drüben winken Dörfer und Weiler umkränzt von frischgrünen Obstbäumen. Zunächst gegen Westen macht Schwaz in seiner ganzen Ausdehnung vom Inn bis zu seiner malerischen Spitze, dem Thurm mit der Kapelle von Freundsberg, den Abschluß; etwas näher das trauliche, gewerbsame Dörfchen Stans; über beide ragen im Hintergrunde die Gebirge um Innsbruck in leichten Umrissen und durch die Entfernung

*) In der Geschichte: Ingeniosus, der Sinnreiche, auch der Stifter (Fundator).

**) Bekannt ist seine Titel- und Prunksucht, die ihn in unangenehme Streitigkeiten mit dem deutschen Kaiser verwickelte.

***) Rath.

†) Er legte den Grund zur Stefanskirche und ließ die Burgkapelle in die Hofburgkirche umgestalten.

Digitized by Google

gemilderten Formen. Oestlich treten Bergvorsprünge koulissenartig ins Thal herein — besonders wie zwei mächtige Thorpfeiler jene am Eingange des Zillerthales; im Vordergrunde zeigt sich die schöngebaute Kirche von Jenbach und das Gebäude des Gußwerkes; den Mittelpunkt nur etwas weiter zurück nimmt das Schloß Thurneck und der Hügel des dazu gehörigen Thiergartens ein — darüber ragt Kropfsberg wie eine Krone hervor. Gegenüber vom Schlosse bietet das überhaupt freundlicher gestaltete Schiefergebirge mit seinen dunklen Forsten und hellgrünen Alpenwiesen dem Auge einen heitern Anblick, der durch die nördliche Spitze des Kellerjochs beherrscht wird. Um das Schloß zunächst herum ist guter Waldbestand, der an Heiterkeit und Frische durch vieles Laubholz sehr gewinnt und ein parkartiges Aussehen trägt. Ein angenehmer Fußpfad führt von der Landstraße in der Richtung von Jenbach her hinter dem Schlosse vorbei zum vielbesuchten romantischen Georgenberg *).

Diese Andeutungen mögen für den Zweck dieser Zeilen genügen, der kein anderer ist, als einstweilen auf etwas Sehenswerthes in der Heimat, das noch dazu hübsch nahe an der Straße liegt, aufmerksam zu machen. Kunstfreunde und Geschichtskenner werden dann Manches dazu zu bemerken wissen. Auch die Verfertiger der Eisenbahn-Panoramen werden nicht ermangeln darauf hinzuweisen. Mögen dann diese Bemerkungen ebenso ergänzt werden, wie die Herstellung des Schlosses selbst unzweifelhaft, wenn daran so rüstig fortgearbeitet wird, wie bisher, an Zusammenhang und Vollendung gewonnen haben wird.

Skizzen aus den Karpaten.

Von Rud. H. Waldburg.

Die Karpaten sind die eigentliche Wiege des cechisch-slavischen Volksstammes. Die Vorfahren der heutigen Cechen, bevor sie nach Böhmen und Mähren ausgewandert und sich dort seßhaft gemacht, hausten in den Karpaten, und die heutigen Bewohner dieses Gebirges weisen auch in Lebensweise und Sitten den Stempel echten Slaventhums, an dem der Zahn der Zeit nicht viel umgemodelt. Und der Umstand, daß gerade in den Bergen noch meist slavisches Leben anzutreffen ist, darf Niemand Wunder nehmen, da die hohen Berge den Nachbarn des Flachlandes minder zugänglich waren. Den Süden der Karpaten bewohnen die Slovenen, zu denen während der Religionskriege des 15. und 17. Jahrhunderts auch noch die Cechen stießen. Der östliche Theil, die Gebiethe Galiziens, Volhyniens und der Ukraine, ist von Ruthenen eingenommen; das westliche Gebirge zeigt die Wohnsitze der Horalen und Huzulen.

Die Huzulen, stammend von den alten Uzen — wie man vermuthet — sind Reste der Nomadenvölker des Alterthums, und die Kühnheit, so wie das Ungeregelte ihres Lebens, deuten auf ein vorher wildes, räuberisches Treiben. Der Landstrich, den die Huzulen einnehmen, beträgt einen ziemlichen Theil der galizischen Karpaten, und dehnt sich bis in die Bukowina hinein. Ihre Dorfschaften weisen eine nicht unbedeutende Bevölkerung auf. Althergebracht ist der Brauch, ihre Hütten in bedeutenden Dimensionen zu bauen. Diese sind einsam, durch Gebüsche, Schluchten oder Wiesen geschieden; der Bau derselben ohne allen Aufwand. Das Dach bilden Bretter, mit gewaltigen Steinen überworfen, welche an der Stelle der Nägel sind. Zwei kleine Fenster, welche spärlich Licht spenden, haben meist die Aussicht nach Süden, und wenn diese durch Berge gesperrt ist, nach der Gegend einer Wiese, eines Baches oder des Ceremosch. Die Wohnungen bestehen aus drei Theilen: der Flur, der Kammer und der Wohnstube. In der Kammer ist aller Hausrath niedergelegt. Die Wohnstube, deren Wände nicht selten mit gebräunten Heiligenbildnissen ausgeschmückt sind, hat keine besondere Einrichtung aufzuweisen. Nahe an der Thüre befindet sich gewöhnlich der Herd, ihm gegenüber ein Gesims, in welchem die haushälterische Huzulin das einfache Küchengeräthe rein gewaschen in Ordnung legt, längs der Wand sind zwei Bänke (laweza) angebracht; mit einfachen Wolldecken überworfen, auf denen Kinder und Gesinde Schlafstätten finden. Bettlager sind nur für Verehelichte im Brauch. Den Tisch, der auf gekreuztem Gestelle ruht, ziert immer ein weißes Tischtuch, in dessen Nähe gemeinniglich die Truhe steht, auf der Wolldecken und Pölster, der Töchter Aussteuer, sich erheben.

Die Männer, meist wegen ihrer Frische, edlen und hohen Wuchses beliebt, decken den Kopf mit einem schwarzen Hute, um den sich ein gelbes Blech schlingt, mit Pfauenfedern und Blumen geschmückt, worauf Jünglinge viel halten. Das weiße Hemd mit breiten Aermeln ist ein Gegensatz zu den langen Hemden der Bauern des Flachlandes, das gewöhnlich durch einen breiten, ledernen Gurt zusammengehalten wird. Der schönste Gürtel gilt ihnen derjenige, an dem Kettlein und gelbe Metallknöpfe in größter Anzahl glänzen. Ueber dem Hemd wird ein tuchenes Ueberkleid getragen, in der Regel von schwarzer Farbe. Rothgefärbte Ueberkleider zeigen von guten Hausverhältnissen. Die Brust, welche auch bei strengster Winterkälte entblößt ist, schmücken messingene Kreuze und Heiligenbilder, nicht im verjüngtesten Maßstabe, welche an Kettlein von demselben Metall vom Nacken herabhängen. Die gewöhnliche Waffe des Huzulen ist ein Beil (toporez),

---

*) Freunde der Botanik werden sich angenehm überrascht finden durch die Pracht und Ueppigkeit der dort vorkommenden Pflanzen. Das Gestein ist unterer Alpenkalk bedeckt mit einer beständig durch Laubholzabfälle gedüngten Schicht lockerer und doch fetter, dunkler Erde, also der Boden besonders für Liliaceen und Orchideen geeignet. Schreiber dieser Zeilen fand etliche Schritte um's Schloß herum entfernt bei einem Besuche desselben Anfangs Juli im vorigen Jahre Prachtexemplare von folgenden Pflanzen: Allium fallax und carinatum, Anthericum Liliago und ramosum, Atropa Belladonna, Cephalanthera pallens, C. ensifolia, C. rubra (Richard), Coronilla Emerus, Digitalis grandiflora (Lam.), Epipactis rubiginosa, Euphorbia dulcis, Galium rotundifolium, Gentiana cruciata, Gymnadenia conopsea und odoratissima, Hemerocallis fulva (an einer Stelle am Schloßhügel, wo früher ein Garten war, also wohl verwildert), Hieracium glaucum, Laserpitium latifolium, Lilium Martagon (mit 9—11 Blüthen), Monotropa Hypopitys, Neottia Nidus avis (von ungewöhnlicher Größe), Ophrys muscifera (mit 10 Blüthen), Platanthera bifolia und chlorantha, Pyrola rotundifolia, chlorantha, media, minor, Tommasinia verticillata, Turritis glabra, Vinca minor (um diese Zeit ohne Blüthen, weite Strecken dicht überdeckend) u. v. a.

Digitized by Google

der sie zugleich beim Ersteigen der Berge behilft. Man muß staunen über die Geschicklichkeit, mit welcher der Bergmann sein Beil handhabt. Mit geübter Hand schleudert er es auf mäßig entfernte Baumstämme, in denen es haften bleibt.

Jedes Huzulendorf hat einen Richter (dwirnek) zum Vorsteher, dem zu ehren Alles beflissen ist, und wenn sie ihm begegnen, küssen ihm Alt und Jung ehrerbietig die Hand. Ihm muthet der Huzule ererbte Gelehrtheit, durch eigene Erfahrung gesteigert zu, weßhalb sich der Huzule willig den Aussprüchen des Dorfrichters fügt.

Die Weiber, nicht selten schön, tragen buntfärbig ausgenähte Hemden, über die sie zu jeder Jahreszeit, gleich Männern, die schweren Ueberröcke werfen. Die Mädchen tragen einen Halsschmuck von Korallen, an denen Thaler, nach Umständen auch Dukaten angebracht sind, welchen Schmuck sie salba nennen. Mädchen haben keine Kopfbedeckung, nur das Haar zu zierlichen Zöpfen geflochten mit rothen Spitzen zusammengebunden, windet sich gleich Kränzen um die Schläfe. Erst Weib geworden legen sie diese Haartracht ab; gleich nach der Trauung, sobald es an Jubel und Tanz geht, wird der Braut das schmucke Haargeflechte abgenommen.

Die Landwirthschaft des Huzulen erfreut sich bis zum Augenblicke keiner besondern Pflege. Ist irgendwo ein Stück Feldes mit Mais, Hafer oder Flachs angebaut, so bringt es wenig Nutzen. Entweder geht es aus Unkunde des Huzulen zu Grunde, oder früh eintretende Fröste vernichten es vor der späten Schnittzeit. Mit mehr Fleiß betreiben sie die Vieh- und Bienenzucht. Zahlreiche Bienenkörbe, viel Hornvieh und zahlreiche Schafheerden zeigen des Huzulen Fleiß und Vorliebe zu dieser Beschäftigung. Die kleinen Pferde, welche in den Karpaten zu Hause sind, tragen bedeutende Lasten ohne große Anstrengung, und sind besonders geübt im Ersteigen der steilsten Höhen. Der Sommer ruft den Huzulen mit Hornvieh und Schafen in die Berge, in denen er bis Oktober weilt. Die Schafhirten, welche in den Thälern des Dorfes selten einsprechen, geben sich dem alten Hirtenleben in den grünen Bergen hin. Bei Sturm und Ungewitter flüchten sie sich in die Laubhütten, die sie selbst zu Stande bringen. Hier bereiten sie Butter, Käse, darunter die bekannten ungarischen Schafkäse. Kranken, die in die Berge kommen, biethen sie Molken. Wenn der Herbst sie von den Bergen verscheucht, steigen sie in die Dorfschaften nieder; von hier verführen sie in Fässern, die ein eigenthümliches Aussehen haben, Käse und Butter in die Niederungen. Leidenschaftliche Handelsleute sind die Huzulen keineswegs; nur nothgedrungen besuchen sie die Märkte der benachbarten Städte: Kutti, Kolomea, Zalucz und Czernowitz. Nicht selten trifft man unter ihnen Greise an, die nie aus den Bergen gegangen waren, und doch immer die Zufriedenheit beherbergt haben.

Der bedeutendere Fluß, der die Berge der Huzulen durchschlängelt, ist der Ceremosch; reich an Naturschönheiten und reizenden Wasserfällen, nicht nachgebend jenen des Rheins. Auf diesem flößen sie Gehölze in die Niederungen, und zwar häufig, was ihnen nicht geringen Nutzen abwirft. Junge Burschen, die dieß Geschäft mit Vorliebe betreiben, heißen bei ihnen kermaci, und entfalten darin sehr oft große Geschicklichkeit; umsomehr, da der Ceremosch ein reißendes Gebirgswasser voll gefährlicher Stellen ist, unter denen der Wasserfall bei Sukulski für den gefährlichsten Punkt gilt. „Du passirst den Sukulski nicht!“ ruft der Huzule einem ungeübten Ruderer zu. In den Gebirgsgewässern fischen sie unter andern insbesondere die beliebten Forellen (struhe), die sie dann geräuchert in Behältern von Baumrinde verführen.

Wie die meisten Bergvölker, lebensfroh und heiter, ist auch der Huzule dem Tanze nicht abhold. In ihren Tänzen spricht sich Raschheit, Kraft und Lebendigkeit, gepaart mit Muthwillen, aus. Männer tanzen den Arkan; Weiber das Kolo. Der Männertanz biethet dem Jünglinge Gelegenheit, Schnellkraft und Gewandtheit im Gebrauche des Beiles an den Tag zu legen, und die Aufmerksamkeit der gaffenden Menge sich zuzulenken. Die Tänzer des Arkan stellen sich in eine Reihe, an deren Spitze der Tanzceremonienmeister, prowodator geheißen; auf dessen Wink heben sie den Tanz an. Die Reihe, fest zusammenhaltend, entwickelt den Tanz durch einen ruhigen Gang im Kreise, wobei die Jünglinge ihre Beile hoch in den Lüften schwingen. Auf des Führers Ruf löst sich die Reihe auf. Jetzt lassen sie sich bald zur Erde nieder, bald springen sie hoch auf, schleudern das Beil in die Höhe und fangen es mit sicherer Hand wieder auf. Rundum stehen Weiber und Mädchen, harrend, bis doch auch an sie die Reihe kommen würde. Das Kolo, echt weiblichen Charakters, weht Lieblichkeit, Herzlichkeit und Scham. Die Tänzerinnen bilden einen Kreis, der sich anfangs langsam fortbewegt, allmälig aber schneller wird und in verworrene Windungen übergeht, die endlich in rasche Sprünge auslaufen. Im Augenblicke der größten Verworrenheit des Weibertanzes springen jauchzend die Bursche in das Kolo, mengen sich in den Tanz, wo alsdann Fragmente aus Huzulenliedern angestimmt werden. Die einzelnen Strophen, meist ohne inneren Zusammenhang, Bruchstücke aus niedlichen Liedern, athmen Fröhlichkeit und Lust; sie sind meist Bilder aus der Natur entlehnt, nicht ohne Rücksicht auf die inneren Gefühle des Subjekts. Zur Probe:

Widze hora, widte druha, a tam dolenonka,
Meze teme horonkame moja diwezenonka.

Uebersetzt:

Hier ein Berg und dort ein zweiter, und dort ein Thälchen,
Zwischen diesen Bergeshöhen weilt mein liebes Mädchen.

* * *

Die Religion betreffend bekennen sich die Huzulen der Bukawina zur gr. n. un. Kirche, die Galiziens zur gr. kath. Sie halten viel auf Andacht und hegen Ehrfurcht vor einem frommen Manne. Fleißig im Besuche des Gottesdienstes, halten sie den Seelsorger gar sehr in Ehren, und tituliren ihn: geehrtes Väterchen!

Wie bei den meisten Völkern, die noch auf einer niedereren Stufe der Civilisation stehen, hat sich auch bei den Huzulen in Sagen und Märchen manche Persönlichkeit aus der grauen Mythenzeit erhalten. Viele derselben, wie Vampyr, Wassermann u. a. haben sie mit den übrigen Slavenvölkern gemein; einige, anderen Stämmen nur wenig bekannt, sind bei ihnen zu Hause. Solche sind die Letaveza, Majka, Widma u. a.

Nach der Huzulenmythe ist die Lethaveza ein böser Luftgeist, personifizirt durch einen fliegenden Stern. Wenn

Digitized by Google

dieser Geist die höheren Regionen verläßt und auf die Erde niedersteigt, nimmt er die Menschengestalt an; ist bald Mann, bald Weib; immer jugendlich und schön. Jünglinge, denen unglückliche Liebe Schmerzensthränen erpreßt, sie in einsame Gegenden bannt, erscheint die Letaveza als reizevolles Mädchen und lockt sie in ihre Nähe. Hat sie aus des Jünglings Lippen Entzücken gesogen, welkt er dahin. Gleiches, glaubt der Huzule, begegne auch Mädchen, in denen der Liebe erste Keime rege werden. Wird der Bergmann gewahr einen fliegenden Stern, ruft er: „Baran tretek, holowu slomiu, ta—i—te;“ eine Formel, die dem luftigen Geiste unmöglich machen soll, die Menschengestalt anzunehmen.

Als schlanke, weibliche Gebilde, über die schöngeformten Glieder ein dünnes, nachlässig hinwallendes Kleid hingeworfen, stellt sich der Huzule die Majken vor. Ueber ihre Achseln wallen Haargeflechte, mit bunten Blumen reich durchwirkt. Ihre flammenden Augen verrathen dem Volke nichts Menschenähnliches. Ob diese wunderlichen Weiberwesen, deren Inneres einige offen wissen wollen, Männer haben, ist nicht ausgemacht. Die Traditionen, die über die Majken im Gange sind, sprechen sich dahin aus, daß sie Jungfrauen seien, denen darum zu thun wäre, Jünglinge in die Falle zu locken, die ihnen alsdann zu den luftigen Reigen aufspielen müssen. Werden sie zufällig bei derlei Tänzen überrascht, fliehen sie, und lassen die Jünglinge unverletzt zurück. Diese Sage erstirbt allmälig, nur Lieder gedenken noch der wohlthätigen Wesen, nach denen sich der Huzule in seinen traurigen Weisen sehnt. „Mit den Majken,“ klagt er, „ist Wohl und Segen von unseren Bergen gezogen;“ ein Zeichen, daß sie in das Treiben desselben wohlthuend eingegriffen.

Die Stradze, vor der Taufe hingestorbene Kinder, irren in den Bergen trauernd herum. Als geflügelter Engel besucht ein solches Kind nach 7 Jahren die Geburtsstätte; hoch über ihr in der Luft kreisend, ruft es dreimal „krest“ (Taufe). Wird ihm nicht genug gethan, kommt es nach Jahren wieder. Solch ein Kind, sagt der Huzule, wird nicht selig; er prägt den Kleinen ein, bei derlei Erscheinungen dreimal zu antworten: „der heil. Geist.“ und ein Linnenzeug dem Kinde in die Luft zuzuwerfen, als Taufkleid.

Glaube an Zaubermacht und Hexerei hat in den Karpaten feste Wurzel geschlagen. Die Hexen (widme) stellen sie sich als hagere Weiber vor, die mit dem Gottseibeinns im Bunde, den Kühen die Milch benehmen, und auf dem Besenstiele durch die Luft reiten. Doch hat der Huzule Mittel, mit denen er den Einfluß der Hexen beseitigt. Die Nacht vor dem St. Georgsfeste ist ihre eigentliche Hausezeit, in der sie am grellsten ihr Hexenspiel treiben. Der Huzule stellt an diesem Abende grüne Rasenstücke vor die Hofthore, aus denen grüne Waidenruthen hervorragen; dadurch glaubt er für diese Nacht vor Hexenspuck gesichert zu sein. Niemand redet ohne Grauen der Hexe Uebles nach; ihre Macht wird allzusehr gefürchtet.

* * *

Ein wirres Durcheinanderrennen der Mädchen biethet der Abend vor dem St. Andreasfeste. In stiller Kammer versammeln sie sich, wo sie von Niemand belauscht eine geräumige Schüssel mit reinem Quellwasser füllen. Jedes der Mädchen bereitet sich ein wächsern Kerzlein, das auf einem Wachsscheibchen ruht. Zugleich werden alle angezündet, in die Wasserschüssel gelegt, daß sie darin schwimmen. Welches Mädchens Kerzlein früher umschlägt, dessen Werber wird in Bälde erscheinen. An demselben Abende bereiten die Maiden auch Küchlein, die sie reich mit Fett übertünchen, und markirt auf ein Brett hinstellen. Alsdann wird der Haushund zum Schmause geladen. Welches Küchlein er sich vorerst schmecken läßt, um dessen Besitzerin wird nächstens gefreit. Nicht selten übergeht der feierliche Ernst, mit dem die Mädchen dabei zu Werke gehen, in lautes Gelächter, wenn der hungrige Gast sich mit Eins über alle Küchlein macht, und so das ganze Experiment vereitelt. Sobald dieser Abend der Nacht gewichen, geht jedes der Mädchen heim. Wenn Vater und Mutter müde entschlummert, schleicht das Töchterlein sacht und leise aus der Stube. Im Hofe zählt es die Zaunstöcke ab; zum neunten angelangt, markirt es denselben mit einem farbigen Bande, das es diesem umbindet. Früher, denn gewöhnlich, verläßt die Maid am Morgen des Andreasfestes die Ruhestätte, eilt geschäftig ins Freie, um nachzusehen, was sie doch in jüngster Nacht markirt. Freude lächelt ihr ganzes Wesen, wenn sie an einem schöngeformten Flocke das Band gefunden; im Gegentheile ist sie den ganzen Tag hindurch traurig. Der Flock, meinen die Mädchen, deute auf Wohlgestaltheit oder Häßlichkeit des zukünftigen Gatten. An lockeren Burschen fehlt es dabei auch nicht, die sich angelegen sein lassen, die Mädchen bei dieser Feier zu belauschen, und das Band dem meist gekrümmten und mißgestalteten Flocke zu umgürten.

Ueberdieß findet man bei den Huzulenmädchen auch einen Aberglauben, der schönen, poetischen Anstrich hat. Zu gewissen Zeiten nämlich ersteigen sie den Glockenthurm, waschen die Glocken mit Wasser, in welchem wohlriechende Kräuter lange gestanden; dann waschen sie damit auch sich selbst, mit dem Wunsche: daß ihr Ruf der Züchtigkeit und Häuslichkeit weit erschalle, wie Glockenton.

Die Nahrung des Huzulen besteht in Fischen, Käse, Milch, und was ihm die kargen Felder abwerfen: Mais. Aus Mais bereiten sie eine Art von Polenta, Kuchen (malai). Im allgemeinen ist ihre Beköstigung dürftig. Fleisch genießt der Huzule nur an großen Festtagen. — Arm und dürftig in der kleinen Hütte ist der Bewohner der Karpaten auf seinen Bergen fröhlich und zufrieden. Ein Naturkind, das aus der Mutter Brust wilden Muth gesogen, klammert er sich lebenslang an dieselbe, weilt gerne bei und mit ihr. Gefühl und Ahnung stehen bei ihnen in traulicher Harmonie; Träumereien und ihrer Einbildungskraft geben sie sich ganz hin, wobei Bewunderung der Natur und Staunen über ihre Geheimnisse rege werden. Einen eigenen Reiz haben für den Huzulen seine luftigen, blauen Berge, in die er, fern von ihnen, heiß sich zurücksehnt. Wenn er auf dem Ceremosch Gehölze in das Flachland hinabgeflößt, eilt er, ein nimmermüder Fußgänger, in der Heimath dürftige, und doch so schöne Berge.

Czernovitz.

Tiroler-Biene.

Ludwig Steub hat der k. k. Akademie der Wissenschaften eine Entgegnung auf den Aufsatz des Herrn M. Koch, „Kritische Beiträge zur Geschichte und Alterthumskunde von Tirol,“ eingesendet. Man darf erwarten, daß Ludwig Steub in seiner gewohnten tüchtigen Weise den Gallimathias des Hrn. Koch abfertigen werde.

Jakob Grimm veröffentlichte in der „Zeitschrift für deutsche Alterthumskunde von Moriz Haupt,“ 8. B., 3. Heft, einen Aufsatz über „Almeinde,“ worin er Mone gegenüber nachweist, daß die Worte „Almeinde und Almeine“ nicht keltischen Ursprunges seien und nicht „Fütterungsamt“ bedeuten. Grimm zeigt, daß beide Wörter deutsch seien und „Gemeinweide“ bezeichnen. So heißt es in einer Urkunde von 1207: compascuum c. e. teutonice almeinda vel gemeinweide. Aus Grimms Nachweisungen ergibt sich, daß auch der Name des Bächleins „Almeina (im Volksmunde „Weinabachl“), das den Wald der Burgeiser von den dem Stifte Marienberg gehörigen Grundstücken trennt, ein deutsches und kein hetruslisches oder romanisches Wort sei.

Donnerstag den 26. Februar begann hier die erste diesjährige Ausstellung der Gemälde des österreichischen Kunstvereines, über welche die folgende Nummer des Phönix einen Bericht liefern wird.

Digitized by Google

Literarisches.

Album neuester Dichtungen herausgegeben von Adolf Stauffe. Wien bei Gerold.

Es ist ein sicheres Zeichen, daß im deutschen Völkerleben wieder tiefer politischer Winter eingetreten ist, weil allerorts die Blüthen lyrischen Frühlinges treiben, und in dicke Bouquets gebunden auf den literarischen Markt getragen werden. Abgesehen von den Bänden, welche Poeten in allen Buchhandlungen Deutschlands erscheinen lassen, kommen auch wieder die Sammlungen von Gedichten zum Vorschein, da und dort taucht ein Album auf; je nach verschiedenen Umständen von verschiedener Färbung. Wir sind, aufrichtig gesagt, diesen lyrischen Heuschobern eben nicht sonderlich gewogen, müssen jedoch in Bezug auf das obengenannte Album alsogleich bemerken, daß es durch den Grund und den Zweck seiner Erscheinung eine höhere Berechtigung erhält, und daher wohl auch die Aufmerksamkeit unserer Leser verdient. In der fernen Bukowina haben sich Männer jedes Standes vereiniget, um eine Landesbibliothek zu gründen, und dadurch für allgemeine Bildung, für deutsche Bildung insbesondere in weiteren Kreisen zu wirken. Zur Unterstützung dieses löblichen Unternehmens erscheint nun das Album neuester Dichtungen. Es ist für uns auch noch deßwegen interessant, weil wir dadurch auf einige sehr beachtenswerthe poetische Talente in jenem fernen Osten aufmerksam gemacht werden. Ich erwähne hier außer dem Herausgeber, der durch seine Beiträge den Lesern des Phönix ohnehin schon bekannt sein dürfte, Rudolf Neubauer, Felix Schwarz und Dr. Blumenfeld. Freiherr Prokop-Ernich gibt die gelungene Uebersetzung eines Gedichtes von Alex. Petöfi. Auf diesen wurde bereits im Phönix verwiesen, die beigegebenen Proben haben unsern Lesern wohl die Art und Weise des gefeierten ungarischen Dichters einigermaßen vermittelt. Seine Nation, deren Gefühle er mit Lebendigkeit ausspricht, hat ihn längst auf den Schild gehoben, der warme Antheil, mit dem fremde Völker die zahlreichen Uebersetzungen seiner Werke aufnahmen, bürgt dafür, daß das günstige Urtheil seiner Landsleute nicht bloß durch zufällige Umstände, sondern durch wahren poetischen Gehalt bedingt werde. Wenn Petöfi von einer gewissen Clique, welcher die Poesie nur im Gewande einer gewissen Tendenz erscheinen darf, mißliebig angeblickt wird, so liegt daran ebenso wenig, als wenn die Nachteulen den Tag und die Blumen lästern. Auch mancher andere deutsche Dichter innerhalb und außerhalb Oesterreich lieferte Beiträge. Ein schönes Gedicht gab Otto Prechtler. Bedeutend ist ein Lied von Dr. G. Puz aus Meran. Von Zingerle sind drei Gedichte abgedruckt, welche sich durch den warmen Ton der Färbung besonders auszeichnen. Die „Lieder der Liebe“ von Adolf Pichler werden wir im Phönix vollständig abdrucken. Auch von dem verstorbenen Alex. Medis aus Bozen findet sich ein verwehtes Blatt. Er war ein wüstes Talent, das weder poetisch, noch sittlich die Grade höherer Läuterung erreichte, und ging in den Strudeln der Wiener-Revolution, wo er als Ultra von schreiendstem Roth auftrat, spurlos zu Grunde. Er starb in einem Dorfe bei Wien, zwar arm, doch nicht einsam und dem Elende preisgegeben, denn der Ortspfarrer war mit mildem Troste und werkthätiger Christenhilfe an sein Lager getreten.

Das Album neuester Dichtungen wird fortgesetzt, der nächste Jahrgang bringt wohlgetroffene Bildnisse nebst kurzen Lebensschilderungen der Frau Gräfin Ottofredi-Hager und unseres Landsmannes Adolf Pichler. Was die Ausstattung betrifft, so kann man dieses Album ein typographisches Kunstwerk nennen. Wir wünschen dem Unternehmen wachsendes Gedeihen und rufen jenen Dichtern im fernen Osten, die wir im Album kennen lernten, ein freundliches „Glück auf!“ zu.

Theater.

Die letzten Faschingswochen brachten uns buntes Zeug, wobei abwechselnd sowohl Geduld als Lachlust der Zuhörer reichliche Uebung fanden. Zu den Geduldproben zählen wir vor allen das Shakespeare'sche Lustspiel: „Viel Lärm um Nichts.“ Hat man sich unlängst schon im Sommernachtstraum über Gebühr gelangweilt, und nur noch in dem Eselskopf des verzauberten Webers und einige Wenige an Musik Beethovens Entschädigung gefunden, so war dieß noch in weit höherem Grade bei „Viel Lärm um Nichts“ der Fall. Zwar der monströse Bauch des Ambrosius hat auch dießmal nicht verfehlt tiefe Sensation zu machen, aber das war auch Alles; aus dem Uebrigen wußte der größte Theil des Publicums keinen Sinn herauszufinden. Daran trägt nun freilich Shakespeare keine Schuld, wohl aber die Nachlässigkeit der Schauspieler, die so unverständlich deklamirten, daß die ganze Intrigue des Don Juan spurlos vorüber ging und man am Ende höchlich erstaunt war, warum denn Claudio die unschuldige Hero als Buhlerin verstoße? Auch der in der Laube versteckte Benedix bekam Dinge zu hören, die längst nicht mehr für ihn bestimmt waren. Zum Glück war er ein vernünftiger Mann, der um den guten Leuten nicht den Spaß zu verderben, sich nichts anmerken ließ. Fräul. Herz als Beatrice war die einzige, die ihre schwierige Rolle mit vielem Geschicke durchführte. Herr Behrens gab sich als Benedix alle Mühe, faßte aber den Charakter etwas zu leichtfertig auf. Die Dummheit der beiden Gerichtspersonen ist schon ursprünglich eine so enorme, daß der Eifer des Hrn. Herz diese empfehlende Eigenschaft noch mehr herauszustreichen, ziemlich überflüssig schien. Die übrigen Mitglieder und mit ihnen das Publicum wären sicher sanft entschlummert, hätte sie nicht der Souffleur nach Kräften wach geschrieen. Mehr Anklang fanden Deinhardsteins Lustspiel: „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten,“ dessen Anlage jedoch zu einfach ist, als daß es das Interesse durch vier Akte gespannt erhalten könnte, sowie die beiden Novitäten „Herr Müller und Herr Miller,“ Schwank von Elz und „der listige Student oder das Sonntagsräuschchen,“ Lustspiel von Flotto, welch letzteres sich durch gemüthlichen Humor, rasches Ineinandergreifen der Scenen und durch das gelungene Spiel der Herren Nemay und Fischer und Frl. Leopold auszeichnete. Hrn. Nemay's Vielseitigkeit gab uns noch den „verwunschenen Prinz“ und den Barbier in „Herrn Springerls Ehestands-Fatalitäten“ zu bewundern Gelegenheit. Die übrigen Fastnachtspossen, größtentheils ebenso gemein als witzlos, wie z. B. „Tanzmeister Pauxerl,“ verdienen wohl keine Erwähnung. An Opern führte uns der Herr Direktor den Propheten, die Musketiere der Königin und Fidelio vor, von denen nur die zweite glücklich ausgeführt wurde, besonders aber die letzte in jeder Beziehung viel zu wünschen übrig ließ.

Notizen.

Wolfgang Müller hat die Redaction des Düsseldorfer Künstleralbums niedergelegt. An seiner Stelle wird der unsern Lesern wohlbekannte Dichter Alexander Kaufmann die Leitung dieses literarisch-artistischen Prachtwerkes übernehmen. —

Geheimrath Hüffer in Münster beginnt seine für die innere Entwicklung des preußischen Staates wichtigen Memoiren zu schreiben. In diesen werden namentlich viele Briefe von und an den Minister von Stein erscheinen. Von diesen Briefen Steins an Hüffer werden übrigens auch einige schon im achten Bande von „Pertz's Leben Steins“ gedruckt werden, wie schon früher etliche in dem vor mehreren Jahren erschienenen Vorläufer dazu gedruckt sind, so der berühmte „Konfidentielle Kanonenschuß.“ —

Der zweite Band des Werkes: Beiträge zur deutschen Mythologie von J. W. Wolf wird schon im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Gruppe's Almanach findet beim Publikum die gebührende Anerkennung und Verbreitung. Seine Existenz ist dadurch gesichert. Vom Herausgeber desselben ist so eben ein epischer Cyclus „Kaiser Karl“ erschienen. Gegenwärtig arbeitet Gruppe an einer Uebersetzung aus dem griechischen Alterthume. Das begonnene Werk wird drei Bände geben.

In der **Wagner**'schen Buchhandlung sind so eben erschienen:

Die Manharter.

Ein Beitrag zur Geschichte Tirols im 19. Jahrhundert.

Von

Alois Flir,

k. k. Universitätsprofessor.

gr. 8. In Umschlag brochirt. 1 fl. 30 kr. C. M.

Auf dieses gediegene Geschichtswerk des rühmlichst bekannten geistreichen Professors, das der Phönix nächstens ausführlich besprechen wird, machen wir alle Freunde der vaterländischen Geschichte aufmerksam.

Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche

gesammelt

durch die Brüder

Ignaz und Josef Zingerle.

Erster Band:

Kinder- und Hausmärchen.

Klein Octav. (270 Seiten.) In Umschlag broch. 48 kr. C. M.

Dieses I. Bändchen des großen Sammelwerkes enthält 40 der auserlesensten von diesen volksthümlichen, zarten und gemüthvollen Dichtungen, welche einen vortrefflichen Leitfaden in die innersten Herzensgefühle und in das leider immer mehr verfallende poetische Rüstkämmerlein unseres interessanten Gebirgsvolkes bieten und die ebenso belehrend über Volkston und Sitten, als neu und unterhaltend sind.

Die Herren Verfasser haben sie alle selbst — und zwar nicht aus Büchern — sondern aus dem Munde des Volkes gesammelt.

Dieses Märchenbuch verdient somit Forschern auf dem Gebiete der Volksliteratur als der Jugend bestens empfohlen zu werden.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 10. Innsbruck, 6. März 1852.

Aus Mariken von Nymwegen. *)

Gedicht von L. v. Ploennies.

Vierter Gesang.

Herr Gyspręcht denkt am andern Tag,
Wo nur Mariken bleiben mag? —
Dann mißt er mit besorgten Blicken
Den weiten grünen Wiesenplan,
Es war doch wohl nicht klug gethan
Die Maid allein zur Stadt zu schicken,
's ist so ein junges, warmes Blut,
Doch steht sie ja in Gottes Hut.
Und nieder setzt er sich zum Lesen,
Allein verändert ist sein Wesen,
Ihm wogt's im Haupte hin und her
Und auf dem Herzen liegt's ihm schwer,
So tritt er endlich aus dem Haus
In seines Zwingers Raum hinaus.
Es war kein sonnig heit'rer Morgen,
Ein grauer Vorhang hielt noch dicht
In schwerem Faltenwurf verborgen
Der Sonne leuchtend Angesicht.
Der Alte trat ins kleine Pförtchen,
Sah prüfend in den jungen Tag
Und dann sprach er ein schmeichelnd Wörtchen,
Da horch, im nahen Taubenschlag
Erwacht ein laut und fröhlich Leben,
Ein Girren, Schwirren, Flügelbeben,
Es rauscht und hundertfach beschwingt
Schwebt eine silberweiße Wolke
Heran und von dem Taubenvolke
Ist er im Augenblick umringt.
Sie thun so traulich und bekannt,
Liebkosen Schulter, Haupt und Hand,
Ihm ist als kehr' auf lichtem Flug
Sein friedlicher Gedankenzug
Und ruhiger geht er zum Garten
Marikens Blumen anzuseh'n,
Die auf die holde Jungfrau warten
Und mit gesenkten Häuptern steh'n,
Da schöpft er Wasser sich geschwind
Und tränket jedes Blumenkind
Und spricht, wie welkt ihr doch so schnell,
Sobald euch fehlt der Segensquell,
Der eure tiefen Wurzeln tränkt
Und euren Kelchen Weihrauch schenkt,

*) Da wir nicht voraussehen können, daß die in diesem Gedichte behandelte vaterländische Sage unsern Tiroler Lesern bekannt sein wird, so wollen wir sie denselben in kurzen Umrissen erzählen. Herr Gysprecht, ein alter Priester in der Gegend von Nymwegen, hatte eine junge Nichte, Maria, die er eines Tages nach der Stadt sandte, um dort allerlei Einkäufe zu machen. Die Zeit verging ihr schnell und da es zu spät zur Rückkehr wurde, wollte sie bei ihrer Muhme in der Stadt die Nacht über bleiben. Das war aber ein böses Weib, welches sich viel mit Politik abgab. Erzürnt, daß nicht Alles nach ihrem Kopfe ging, empfing sie das arme Mädchen so schlecht, daß es seine Einkäufe wieder zusammen packte und ein unfrommes Wort ausstoßend, das Haus verließ, um sich auf den Rückweg zu begeben. Als sie so allein über die weite Weide ging, kam sie sich so verlassen vor und wurde sie so trostlos, daß sie rief: „Und wenn der Teufel käme, es wäre mir recht!“ Da stand plötzlich ein feiner Herr vor ihr, der sie um ihr Leid fragte, und als sie ihm Alles erzählt, ihr versprach sie zu einer Frau aller Frauen zu machen, wenn sie ihm folge: besonders wolle er sie hochgeachtet machen in aller Wissenschaft, aber auch an Geld und Gut solle es ihr nicht fehlen, nur müsse sie ihren Namen ändern, denn er könne denselben nicht leiden; Emmeken klinge doch viel schöner. Das Letzte behagte ihr Anfangs nicht, eben so wenig, daß sie kein Kreuz mehr machen dürfe, doch die Versprechungen waren allzu lockend: sie ergab sich dem Bösen und fuhr mit ihm herum und sank von Tag zu Tage mehr in Laster jeder Art. Vergebens erwartete sie, wie in dem folgenden Bruchstück des Gedichtes erzählt wird, der alte Oheim, er ging aus sie zu suchen und erhielt von seiner Schwester die ihm ganz niederschmetternde Antwort: Ich habe sie zum Teufel geschickt. Jahre waren vergangen, da spielte man eines Tages in Nymwegen auf dem Markte ein geistliches Spiel von der Barmherzigkeit Gottes gegen die Sünder. Mariken, die gerade in Nymwegen war, wollte auch zuschauen, Mone (so nannte sich der Böse) wehrte es ihr, aber sie setzte ihren Willen durch. Die schönen Worte, welche Maria in dem Spiel zu Jesus sprach, ihre Fürbitte für die Sünder rührten Marikens Herz. Mone merkt es, packt sie und erhebt sich mit ihr in die Luft, aber sie ruft Maria an und er läßt sie wieder fallen. Unter dem Volke befand sich auch Herr Gysprecht, der drängt sich durch, erkennt sie und schützt die Reuige vor dem immer noch in der Nähe lauernden Bösen. Er hört ihre Beichte, aber so schwere Sünden kann er nicht vergeben und bringt sie zum Dekan, der schickt sie zum Erzbischof von Cöln, dieser sendet sie zum Papste gen Rom. Ich weiß nicht, ob ich solche Verbrechen vergeben kann, sagt der Papst, aber laß dir drei Eisenringe um Arme und Hals schmieden, sind sie verschlissen, dann ist dir vergeben. Dies geschieht, Mariken geht in das Kloster der bekehrten Schwestern zu Mastricht und verbringt ihre Tage in Bußübungen. Als sie schon sehr alt war und ihren Tod nahe fühlte, sah sie einen Engel neben ihrem Lager, der rührte die Eisenringe an, da fielen sie ab, Marikens Schuld war gesühnt, sie starb. Die Ringe wurden als Wahrzeichen an ihrem Grabe in der Klosterkirche aufgehängt. (Näheres s. in J. W. Wolf niederländischen Sagen S. 588. Nr. 452.) Wir brauchen unsern Lesern nicht zu sagen, wie schön sich Faust und Tannhäuser in Mariken vereinigen.

Digitized by Google

Den ihr von der Natur Altar
Empor schickt eine frohe Schaar.
Ja Blumen, euch nur anzuschau'n
Weckt schon im Herzen Gottvertrau'n.
Wie ihr emporblüht wunderbar
An eurer Mutter Erde Brust,
Seid ihr geschaffen ganz und gar
Zu ihrem Schmuck, zu uns'rer Lust,
Und wo der Mensch sich hart und schwer
Mit saurer Müh' sein Brod erringt,
Blüht eine Blume nebenher,
Die einen Gruß aus Eden bringt,
Und kommen wir einst dort hinauf,
Gehn uns wohl neue Blumen auf.
Ja Blumen, euch nur anzuschau'n,
Weckt schon im Herzen Gottvertrau'n,
Wie ihr erblüht im Sonnenstrahl
An Eurer Mutter Erde Brust,
Erreicht ihr still und unbewußt
Doch sicher euer Ideal.
Nie kreuzt ein Irrthum eure Bahnen,
Aus euren dunklen Blätterschichten
Müßt ihr in unbegriff'nem Ahnen
Die Krone eures Lebens dichten,
So rein, so schön, so wunderbar
Wie sie im Paradiese war.
Soll ich den Menschen euch vergleichen,
Den die bewußte Seel' erhellt
Und freier Wille zu erreichen
Das Ideal, das ihm gestellt? —
Des Geistes erste Blätterschichten
Verlieren schon den Lilienschein,
Und nie kann er die Krone dichten,
Wie sie ihm vorschwebt, glänzend rein,
Darum in Schmerz und Wonne steht
Er vor der Lilie Majestät
Und neigt beschämt sein Angesicht,
Bis tröstend seine Seele spricht:
In dieser unvollkomm'nen Blüthe,
Die hier entfaltet dein Gemüthe,
Erschöpfet sich dein Streben nicht,
Du wirst in einer wärmer'n Zone
Entfalten eine schön're Krone
Geweckt von einem höhern Licht.
Ja Blumen, euch nur anzuschau'n,
Weckt schon im Herzen Gottvertrau'n.
Wie eine heit're Kinderschaar
Geht ihr hervor am Frühlingsmorgen,
Kein Bangen kenn't ihr und kein Sorgen
Vor Sturm und tödtlicher Gefahr.
Und wenn die Winterstürme schlagen
Zusammen euer Blätterhaus
Fliegt von dem Todeshauch getragen
Das neue Leben freudig aus.
Ja Blumen euch nur anzuschau'n
Weckt schon im Herzen Gottvertrau'n.

Wie ihr, o Blumen, schlaf' ich ein,
Die Liebe, die dieß Haus mir baute,
Der ich bewußtlos einst vertraute,
Wird auch mit meiner Seele sein.
Dieß flüsternd beugt der fromme Greis
Sich zu den lieben Blumen leis,
Da über ihm, welch eig'ner Ton,
Er lächelt, denn er kennt ihn schon.
Es ist der Storch ihm lang vertraut,
Der auf sein Dach sein Nest gebaut,
Froh prüft er seiner Schwingen Kraft
Und zieht im Aether weite Kreise,
Da zuckt es durch das Herz dem Greise,
Durchzittert ihn wie Leidenschaft.
Das fromme Auge groß erhoben
Zu dem beschwingten Wandrer droben
Entflieht sein Geist der Erdenhaft,
Ist's Ahnung, ist's Erinnerung,
An früh'ren, künft'gen Flügelschwung.
Herr Gyspredit geht dem Hause zu,
Versenkt sich lang in Plato's Ruh',
Doch nur gebannt die Frage lag,
Wo nur Marieken bleiben mag? —

Als auf die Weide sinkt die Nacht
Da treibt ihn fort der Sorge Macht,
Gutmüthig folgt der treue Jan
Und zündet sein Laternchen an,
Darauf geh'n die beiden aus dem Haus
Die liebe Maid zu suchen aus.
Nacht ist's, im braunen Dämmerkleide
Liegt eingehüllt die grüne Weide,
Nur leise rauschet der Kanal,
Nur manchmal blitzt mit scheuem Strahl
Ein Sternlein aus dem Wolkenflor,
Oft schaut der alte Mann empor
Und freut sich, wenn er jedesmal
Entdecket einen neuen Strahl.
Dann denkt er still in sich hinein:
Du wunderbarer Sternenschein,
So hoch, so unerreichbar weit
Als wie die ew'ge Seligkeit,
So hehr, voll heiliger Gewalt,
So ewig jung und doch so alt;
Ach wie viel Augen lang verblüht,
Ach wie viel Herzen bang verglüht
Entsandten Blick und Seufzer schwer
Zu deinem lichten Friedensheer,
Du saugst sie ein und bleibest klar,
Wie heute, noch manch tausend Jahr.
Und weiter ging der alte Mann
Und leise nach und nach zerrann
Des Himmels grauer Nebelflor,
Und mit ihm ging der lichte Chor
Und sandte voller Strahlen Glanz
Auf seines Hauptes weißen Kranz.

Digitized by Google

Es war schon lang nach Mitternacht
Als sie an's Haus der Schwester kamen,
Jan zog die Klingel: aufgemacht,
Rief er, in Jesu Christi Namen.
Da horch, welch Belfern aus dem Haus,
Die Alte streckt den Kopf heraus
Und wie den Bruder sie entdeckt,
Ruft sie halb grimmig, halb erschreckt:
Ihr sucht die Maid, laßt mich in Ruh,
Ich schickte sie dem Teufel zu!
Schließt klirrend drauf die Fensterscheibe,
Behüt' uns Gott vor solchem Weibe;
Herr Gysprecht wandelt still nach Haus,
Sieht bleicher wie gewöhnlich aus,
Und fleht zum Herrn: o wende du
Dir die verirrte Seele zu.
Erlöse uns von allem Uebel!

Jugenheim in Baden.

Ueber Gottfried's von Straßburg „Tristan."

Gottfried von Straßburg ist eines jener seltenen Talente, bei denen Musen und Grazien in anmuthsvoller Bewegung um den Vorrang eifern, Kunst und Natur gleich mächtig nach der Palme des Sieges ringen, Phantasie und Berechnung im schönsten Einklange stehen; einer jener Dichter, welche ohne gerade Genies zu sein, doch geniale Werke schaffen, indem sie all die Wärme, die das stete Feuer ihres Geistes ausathmet, dem geliebten Kinde zuwenden, und dieses unter fortwährend sorgsamer Pflege in der ewig grünenden Welt ihres Gemüthslebens groß ziehen. Dergleichen Talente sind vollkommen geeignet, selbst die schwierigsten Stoffe echt künstlerisch zu Gestalten, die größten Hindernisse mit Leichtigkeit zu bewältigen und ihren Schöpfungen gerade an jenen Stellen, wo ein schwaches Talent, oder eine allzuglühende Phantasie in gerechte Besorgniß verfallen wären, den Stempel der Genialität aufzuprägen. Sie kennen nicht jene riesigen Bilder, die der Moment gebiert, nicht das Lesen in der Zukunft; dagegen tragen sie in ihrem Inneren ein blühendes All, das die ewige Werkmeisterin Natur dort gegründet, und in welches Erfahrung den Samen des Urtheils gelegt hat, damit er entweder sproße zur Verbreitung der Wahrheit, oder in duftenden Blumen emporschieße zur Verherrlichung der Schönheit. — Solche Dichter sind die eigentlichen Träger der reinen Objektivität, und verstehen es vor allen Andern, das große Geheimniß der Form auf den ersten Wurf glücklich zu lösen. Ihre Bilder, deren Charaktere sich entweder im hellen Lichte der Gegenwart, oder im verblichenen Glanze der Vergangenheit spiegeln, führen sie uns meist vor in einem fröhlichen Reigen, wo Glied um Glied geschlungen, jedes an seinem Platze ist, damit die Kette vom Beginn bis ans Ende geschlossen bleibt. Dabei ist die ganze Art und Weise ihrer Darstellung hochpoetisch, und wird bei günstigem Zusammentreffen der Umstände, jedesmal hinreißend, ja bezaubernd, — so zwar, daß im Kreise ihrer Ideen selbst der unbefangenste Leser gefesselt, der strengste Kritiker bei Fällung seines Urtheiles bestochen bleibt. —

Wer einen Blick in Gottfried's Tristan wirft, der wird das hier Gesagte bestätigt finden. Die feine Anmuth und Zierlichkeit, die entzückende Form dieses Gedichtes, die vortrefflichen Seelenschilderungen, welche das Ganze durchziehen, liefern einen unwiderlegbaren Beweis für die gründlichen Kenntnisse und den hohen Kunstsinn des Dichters und bekunden dessen tiefste Vertrautheit mit dem wahren Wesen der Poesie. Auch sind es diese Vorzüge allein, welche den Ausspruch des Richters selbst bei jenen Scenen bestechen, von denen sich jedes rein ethische Gefühl mit Abscheu wegwendet. Ein gedrängter, aber vollständiger Auszug des Gedichtes möge meinen Ausspruch rechtfertigen und weiteren Folgerungen zur Grundlage dienen.

Rivalin, Herr von Parmenie entbrennt in Liebe zu Blancheflur, der Schwester Marke's, des Königs von England und Kornwall. Die Frucht der geheim gehaltenen Liebe ist ein Sohn, welcher, da der Vater im Kampf, die Mutter gleich nach der Geburt stirbt, von Rivalins Dienstmann Rual wie ein eigenes Kind verpflegt wird, und bei der Taufe den Namen Tristan erhält. Noch ein Knabe, wird er schon in Spiel und Kampf geübt, und von einem weisen Manne in Künsten und Wissenschaften unterrichtet, so daß er bald zum völlig ausgebildeten Jüngling heran reift. Da trennt ihn ein unglückliches Ereigniß von seinen Pflegeältern, — er wird in Gesellschaft seines Aufsehers Kurvenal von norwegischen Kaufleuten in einem Schiffe entführt. Ein fürchterlicher Sturm erfüllt die Letzteren mit Angst über ihre That, und sie setzen, um ihren Untergang abzuwenden, den geraubten Jüngling an einer ihm unbekannten Küste ans Land. In der Irre umherschweifend, gelangt Tristan durch einen glücklichen Zufall an den Hof seines Oheims, des Königs Marke, wo er wegen der außerordentlichen Fähigkeiten, die er in Gegenwart der königlichen Jäger bewiesen, gnädig aufgenommen wird. Obgleich Tristan das über seine Geburt schwebende Geheimniß noch immer nicht kennt, so fühlt er sich doch in Folge eines natürlichen Triebes zu Marke hingezogen, und dieser gewinnt den vierzehnjährigen Jüngling, welcher Hof und Land durch Sprachtalent, Kunstfertigkeit und feine Manieren, so wie durch seltenen Muth und große Körperkraft in Erstaunen setzt, immer lieber. —

Indeß treibt seinen Pflegevater Rual der Kummer um den Verlust des geliebten Fürstenkindes hinaus in die Welt. Nach langer, vergeblicher Fahrt, auf der er sogar sein Letztes — sein getreues Roß — verkauft hat, um nur das Leben so lange zu fristen, bis er seinen Schutzbefohlenen gefunden, gelingt es ihm endlich, den Aufenthaltsort desselben auszukundschaften. — Abgehärmt von Hunger und Sorgen, zitternd vor Frost, mit verwildertem Haar und struppigem Bart, erscheint er wie ein Bettler, — bloßfüßig und in einem zerrissenen Rock gehüllt, an Marke's Hofe. Gerade tritt im vollsten Glanz der ganze Hofstaat, und unter diesen auch des Königs Liebling Tristan aus der Kirche. Ein Mann vom Hofgesinde, den Rual angesprochen und um den Jüngling befragt hat, bringt diesem die Nachricht: es befinde sich ein Landsmann von ihm hier. Sogleich eilt Tristan zur Stelle, und kaum gewahrt er den alten Mann, so hat er ihn auch schon erkannt, und stürzt ihm mit dem Ausrufe: „Mein Va-

Digitized by Google

ter!« in die Arme. Er herzt und küßt ihn, erkundigt sich mit rührender Theilnahme sogleich nach Mutter und Geschwistern und führt, im natürlichen Drange seine Freude der ganzen Welt mitzutheilen, den greisen Rual, trotz seines Sträubens, dem Könige vor.

Hier wird nun durch Ruals Erzählung Tristans nahe Verwandtschaft mit dem Könige offenkundig und der Jüngling tritt in eine neue Lebensbahn. Marke erkennt ihn, nachdem Rual seine Aussagen genügend bewiesen, als Neffen an, und ernennt ihn öffentlich zum Erben im Reich. Bald findet Tristan Gelegenheit, seinen Heldenmuth zu zeigen, und sich die Achtung der Landes-Barone zu verschaffen. Nachdem er sein eigenes väterliches Reich durch die Besiegung seines Erbfeindes, des Königs Morgan, wieder erobert, und dasselbe zum Lohn an seinen Pflegevater Rual verschenkt hat, kehrt er zu seinem Oheim zurück, und alsbald biethet sich ihm die Aussicht zu neuen, noch glänzenderen Thaten.

Morolt, ein mächtiger Held und Schwager des Königs von Irland, ist an der Spitze einer Gesandtschaft gelandet, um den rückständigen Tribut von England einzufordern. Da erscheint Tristan, und erklärt: »daß, wenn es den König von Irland nach dem Tribut gelüste, er sich denselben mit einem kampfgeübten Heere holen möge. In der Folge werde die Sache ohnedieß anders sein, und Irland an England den Tribut zahlen müssen.« — Da Morolt über eine solche Sprache seinen Tadel äußert, fordert ihn Tristan zum Zweikampfe. — Eine kleine Insel unfern vom Strande wird zum Kampfplatz erwählt, und während der Dauer des Kampfes soll es außer den beiden Helden Niemanden gestattet sein, die Insel zu betreten.

Am dritten Tage nach der Herausforderung erscheinen zur anberaumten Stunde Tristan und Morolt. Jedem wird ein Kahn gegeben, groß genug, um Pferd und Mann zu fassen, und ein Ruder zur Ueberfahrt. Morolt langt der erste am Kampfplatze an und besteigt, nachdem er den Kahn vorsichtig ans Land gezogen, sogleich sein Roß. Tristan aber, welcher die Insel etwas später erreicht, stößt nach der Landung sein Schifflein mit kräftigem Tritte in die See und überläßt es Winden und Wellen zum freien Spiele. Als ihn Morolt um die Ursache dieses Benehmens fragt, antwortet er: »Hier sind zwei Männer und Ein Schiff; der eine von uns beiden bleibt hier todt, und für den Ueberlebenden wird Ein Schiff genügen.« Nach diesen Worten wirft er sich auf sein Pferd und der Kampf beginnt. — Der ganze Hofstaat, den König an der Spitze, die Gesandtschaft Irlands, und eine unzählbare Zuschauermenge — den nahen Strand bedeckend — sind Zeugen desselben und beobachten mit gespannten Augen und pochenden Herzen die beiden Helden. Da gelingt es nach mannigfachem Glückswechsel dem jungen gelenkigen Tristan sein Schwert dem an Kräften überlegenen Gegner zu wiederholten Malen in den Leib zu stoßen, und zuletzt führt er einen derart grimmigen Hieb gegen dessen Haupt, daß von der todbringenden Klinge ein Splitter in Morolts Hirnschale haften bleibt. Aber auch Tristan fühlt sich mehrfach verwundet, und weiß von Morolt selbst, der es ihm während des Kampfes mitgetheilt, daß die Wunden von einem vergifteten Schwerte herrühren, und daß nur die Königin von Irland, Morolts Schwester, im Stande sei, dieselben zu heilen.

Ans Land zurückgekehrt, heißt Tristan die fremden Gesandten sich Morolts Leichnam holen und denselben als Tribut nach Irland bringen. Indeß wird die Freude über seinen Sieg bald in allgemeine Trauer verwandelt, da man die Beschaffenheit seiner Wunden vernimmt. — Langsam hinsiechend, schleicht der unglückliche Prinz am Hofe umher, und sieht sich endlich, da alle ärztliche Hülfe vergebens ist, genöthigt, den einzig möglichen aber auch gefährlichsten Weg zu seiner Rettung einzuschlagen. Als Harfner verkleidet, fährt er in Gesellschaft seines treuen Kurvenal nach Irland, läßt sich — als sie der Küste von Dublin nahen — auf einem Boote aussetzen, und rudert nach kurzem Abschied von seinen Leuten allein in den Hafen. Hier gibt er sich für einen von Seeräubern um Habe und Gut gebrachten Kaufmann Namens Tantris aus, den Hunger und Krankheit bereits aufs äußerste getrieben hätten, und bringt es durch sein angenehmes Saitenspiel dahin, daß ihn die Königin selbst und deren Tochter Isolde in Pflege übernehmen. — Zu Tristans Heil gelingt die List über Erwarten glücklich. Nach Verlauf eines Monats athmet sein Körper wieder die vorige Jugendblüthe und er fühlt sich gedrungen, der Königin seinen Dank abzustatten, indem er ihre Tochter, die schöne Isolde, in Künsten und Wissenschaften ausbildet. Hierauf nimmt er unter schicklichem Vorwande Abschied, und fährt wieder zurück nach England.

Die Freude des Wiedersehens zwischen Marke und seinem Neffen wird jedoch bald durch den aufkeimenden Mißmuth der Landesbarone getrübt, welche den Jüngling der Zauberei verdächtig halten, indem sie seinen Sieg über Morolt und die geheimnißvolle wunderbare Genesung dem Gebrauche übernatürlicher Mittel zuschreiben. Sie dringen in den König, daß er sich vermähle, um dem Reiche einen anderen Thronerben zu verschaffen, und da Tristan seinen Oheim über diesen Vorschlag betroffen findet, gibt er ihm selbst den Rath, eine Frau zu nehmen und stimmt in der Versammlung der Reichsräthe mit für die Wahl der schönen Isolde von Irland. Sofort wird Tristan zum Ueberbringer der Botschaft ernannt, und begibt sich, mit kostbaren Geschenken versehen, in Begleitung eines glänzenden Gefolges von Neuem unter Segel. — Angelangt im Hafen von Weisefort, in welcher Stadt sich eben des Königs Hofhalt befindet, empfiehlt er den ihn begleitenden Baronen sich drei Tage lang im Schiffsraum verborgen zu halten, verschafft sich vom Hafen-Marschall, dem er sich als Kaufmann vorstellt, durch ein reiches Geschenk die Sicherheit für sein Schiff und geht hierauf ans Land, wo er sogleich eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens findet.

Ein Drache haust seit längerer Zeit in der Gegend, verwüstet das Land und setzt die Leute in Schrecken. Auf das Haupt des Ungeheuers hat der König die Hand seiner Tochter, der schönen Isolde, als Preis gesetzt. Kaum hört Tristan diese Mähr, als er sogleich sein Roß besteigt, um im nahen Walde die Höhle des Drachen aufzusuchen. Ein fürchterliches Gebrüll kündet ihm den Feind schon aus der Ferne an, und ohne Scheu spornt er ihm entgegen. Zweimal wäh-

Digitized by Google

rend des Kampfes in Lebensgefahr, gelingt es ihm endlich, nachdem sein Pferd bereits in Stücke zerrissen ist, das Ungeheuer zu erlegen, dem er sofort die Zunge aus dem Rachen schneidet, um selbe als Wahrzeichen unter dem Panzer aufzubewahren. Erhitzt und ermüdet vom Kampfe legt er sich hierauf in einem entfernteren dichten Theile des Waldes unter eine herabrieselnde Quelle, und sinkt, durch die plötzliche Abkühlung und den Dunst der Drachenzunge angegriffen, in einen betäubenden Schlaf. —

Indessen ist des Königs Truchseß, welcher die Hand Isoldens gerne gewinnen möchte, aber in seiner Feigheit den Kampf mit dem Ungeheuer nicht zu bestehen wagt, — obgleich er, den Schein der Ritterlichkeit zu bewahren, immer in der Nähe des Waldes herumreitet, — auf den Kampfplatz gekommen, und als er hier das zerrissene Pferd und unfern davon den todten Drachen erblickt, so schließt er, es sei der Kämpfer verschlungen worden, bevor der Drache an seinen Wunden verschied, und faßt sogleich den Plan, diesen glücklichen Zufall für sich zu benützen. Er schlägt dem Drachen das Haupt ab, und bringt dasselbe mit der Nachricht, daß er das Ungeheuer mit großer Mühe und Lebensgefahr erlegt habe, zu dem König, indem er diesen zugleich um die versprochene Hand seiner Tochter bittet. Die Königin aber, die den Truchseß eben so verabscheut, wie die junge Isolde, setzt Zweifel in die erhaltene Nachricht und beschließt sich selbst von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen. — In stiller Nacht läßt sie für sich, ihre Tochter und ihre Nichte Brangäne, Pferde satteln und reitet in ihrer Gesellschaft — von einem einzigen Knappen geleitet — hinaus in den Wald. Hier finden sie bei der Quelle einen geharnischten Ritter und erkennen in ihm, nachdem sie ihm die Rüstung abgenommen, den Kaufmann Tantris. Aus seiner Betäubung erwacht, übernimmt Tristan wieder seine alte Rolle, weiß seine neue Erscheinung durch eine im Tone der Natürlichkeit vorgebrachte Erzählung genügend zu erklären, und gibt zugleich Aufschluß über den wahren Vorgang bei Besiegung des Drachen. — Doppelt erfreut über ein so glückliches Wiederfinden laden ihn die Königin und deren Tochter in ihren eigenen Pallast ein, wo er vor Aller Augen so lange verborgen bleiben soll, bis es Zeit ist den Truchseß für seine Frechheit zu beschämen. — Zurückgekehrt erhält Tristan ein eigenes Gemach in der Nähe der Königin und erreicht unter schicklichem Vorwande für die ganze Dauer seiner Anwesenheit in Irland vollkommene Sicherheit seiner Person und seines Schiffes. Die schöne Isolde, die bereits die geistigen Vorzüge Tristans kennt, findet nun auch Gelegenheit, den hohen Adel seiner Erscheinung, die Ritterlichkeit in seinem Benehmen, und den ihm anklebenden Heldenmuth zu bewundern. Der angebliche Kaufmann ist für sie ein Gegenstand von höherer Bedeutung geworden, und während er in einem nahen Bade seine Glieder erfrischt, treibt sie die Neugierde in sein Gemach, wo sie jedes Stück seiner kostbaren Rüstung mit Erstaunen betrachtet. Zufällig kommt ihr auch das Schwert zur Hand, welches sie aus der Scheide zieht, um die Klinge zu untersuchen. Da bemerkt sie die Scharte und wie ein Blitz durchzuckt sie die Erinnerung an den Splitter, den man in Morolts Hirnschale gefunden und zum Andenken aufbewahrt hat. Unverzüglich holt sie denselben herbei und findet, daß er genau in die Scharte paßt. Zorn und Leid erwachen in dem Gemüthe der Jungfrau, und als sie vollends die Gleichheit der Namen „Tantris“ und „Tristan“ entdeckt, eilt sie, ihrer nicht mehr mächtig, mit gezücktem Schwerte in die Badekammer, um den Mörder ihres Oheims zu durchbohren. Aber Tristans Vorstellungen, so wie das Zureden der Mutter, welche das dem Gaste gegebene Wort nicht brechen will, besänftigen die Jungfrau, und als Tristan beiden die Nachricht von einer hohen Brautwerbung in Aussicht stellt, erhält er auch noch die ausdrückliche Verzeihung des Königs. —

Nachdem auf diese Art eine Versöhnung herbeigeführt ist, wird der Truchseß, welcher darauf dringt, daß der König sein Wort löse, vor eine Versammlung von Rittern geladen, um seine Ansprüche zu beweisen. Eitlen Hochmuths voll tritt er in den Saal, und läßt das Haupt des Drachen zum Beweise seines Sieges herbeitragen. Da erscheint Tristan und fragt ihn nach der Zunge. Man öffnet den Rachen und siehe da: die Zunge fehlt. — Nun wird das eigentliche Wahrzeichen des Sieges herbeigeholt und Hohn und Verachtung treffen den lügenhaften Truchseß, welcher vor Verlegenheit kaum sprechen kann, und in seiner Feigheit einen Zweikampf nicht eingehen will. — Jetzt bringt Tristan die Werbung für seinen Oheim Marke vor, und mit Freuden willigt der König in diese Verbindung ein. — Vor der Abfahrt ruft die Königin ihre Nichte Brangäne zu sich, welche Isolden nach England begleiten soll, und übergibt ihr insgeheim einen Liebestrank mit dem Bedeuten, ihn bei schicklicher Gelegenheit dem Brautpaare während der Hochzeitsnacht in den Wein zu gießen, damit Bräutigam und Braut einander ewige Liebe und Treue bewahren. — Brangäne verspricht den Auftrag auf das Genaueste zu vollziehen, und das Schiff lichtet die Anker.

Auf hoher See aber fühlt sich die Königstochter in Folge der ungewohnten Reise unwohl, weßhalb Tristan an der nächsten Küste landen und eine kurze Rast halten läßt. Die Mannschaft strömt ans Land, um die Landluft einzuathmen, während Tristan in der Kajüte bei Isolden sitzt, und sich theilnehmend nach ihrem Befinden erkundigt; nicht abgeschreckt durch die offene Kälte, mit welcher ihn die Jungfrau seit der Zeit behandelt, wo sie in ihm den Mörder ihres geliebten Oheims entdeckte. Durst fühlend, verlangt Tristan zu trinken, und ein anwesendes Fräulein aus dem Gefolge der Königin füllt ihm ein Glas aus einem nahen Gefäße, in welchem sie Wein vermuthet. Höflich biethet er den Trank zuerst Isolden dar, welche ihn zögernd annimmt, und denselben, nachdem sie sich gelabt, auch ihm hinreicht. Kaum aber hat er das Glas vollends geleert, als Brangäne eintritt und sogleich den unglücklichen Irrthum erkennt: Tristan und Isolde haben den Trank der Liebe geschlürft, welcher sie für ewig aneinander kettet.

Todesbleich vor Entsetzen ergreift Brangäne das Glas und schleudert es in die See; aber das Geschehene kann nicht geändert werden. Schon beginnt der Liebe allmächtiger Zauber zu wirken, schon schlagen die verzehrenden Flammen in beider Herzen empor und der Augen Glut hat längst verrathen, was der Mund noch nicht zu stammeln wagt. Die

Digitized by Google

unglückliche Nichte, welche sich als die Ursache des kommenden Unheils betrachtet, entschließt sich nun, da ihr keine weitere Wahl bleibt, bei Beiden treu auszuharren und wird ein duldendes Mittel im Dienste des liebenden Paares. — Die Scenen am Schiff bilden nur ein Vorspiel zu dem, was später auf rücksichtslose Art durchgeführt wird. Schon in der Hochzeitsnacht wird der rechtmäßige Gemal betrogen und dem ersten Betruge folgt eine lange Reihe von immer größeren Täuschungen nach; aber Marke weiß nichts davon, bis Tristans eigener Freund zum Verräther wird. Indeß versteht es Isolde — die rasch vorwärts schreitet in der Kunst zu hintergehen und die, um das Geheimniß ihrer Liebe zu sichern, sogar einen Mordanschlag gegen die treue Brangäne gerichtet hat — den Gemal und die von ihm bestellten Wächter immer zu täuschen, und sich auf diese Art gegen alle Beweise ihrer Schuld zu decken; ja selbst das Gottesurtheil, dem sie sich unterziehen muß, scheint von ihr durch Bestechung gewonnen; denn es spricht sie los und bekräftigt ihre Unschuld. — Endlich, nachdem Marke auf jede ersinnliche Art betrogen und der Beweis von Isoldens Verhältniß zu Tristan für ihn noch immer nicht hergestellt ist, gelingt es ihm, mit eigenen Augen zu sehen, was er bisher nie geglaubt hat. Sofort werden die Liebenden vom Hofe verwiesen und sich selbst überlassen. — Sie ziehen in die Wildniß und finden tief im Walde eine Felsengrotte, wo sie ihren Wohnsitz aufschlagen und endlich das Ziel ihrer Wünsche erreicht sehen; denn hier hemmt sie kein Hinderniß, kein Spion belauert ihr Treiben, kein Gemal quält sie mit seiner Eifersucht; ihr Glück ist hier so groß, daß sie sogar keiner Nahrung bedürfen. —

Als aber Marke bei einer Jagd sich in die Gegend der Grotte verirrt und die Liebenden dieß merken, suchen sie auch hier noch den Schein der Treue gegen ihn zu bewahren und täuschen ihn dadurch, daß sie ein blankes Schwert zwischen sich legen. Dieß Zeichen der Unschuld rührt den König aufs Neue, und er nimmt beide wieder an seinen Hof. Tristan wird jedoch bald eines abermaligen Betruges überwiesen und in Folge dessen genöthigt, von Isolden Abschied zu nehmen.

Nachdem er sich einige Zeit in Deutschland herumgetrieben, kommt er an den Hof des Herzogs Jovelin von Arundel, wo er dessen Tochter, die schöne Isolde Weißhand, kennen lernt. Durch die Gleichheit des Namens angezogen, fühlt er für sie eine innige Zuneigung, ohne daß er jedoch in Liebe zu ihr entbrennt. Bei dieser neuen überraschenden Wendung des Gedichtes endet Gottfrieds Arbeit. —

Seine Fortsetzer und Nachahmer lassen sämmtlich den Helden seine Treue bis zum Tode bewahren und Isolden über der Leiche des Geliebten sterben. Auf die Gräber der Liebenden pflanzt Marke eine Rebe und einen Rosenstock, welche sich im Emporwachsen liebevoll aneinander schlingen.

(Schluß folgt.)

Eine Elbfahrt.

„Oesterreich," das war das Ziel der Männer und Frauen, die am Morgen des 18. Juli von der Dresdener Brücke dem Dampfschiffe „Bohemia" zueilten. Noch lag das zierlich mit weißrother Landesfarbe angestrichene Schiff ruhig am Landungsplatze unten an der Brühl'schen Terrasse, aber dicker schwarzer Rauch stieg aus seiner hohen eisernen Esse und eben gab die Schiffsglocke das erste Zeichen. Man drängte und stieß sich, um ja noch zur rechten Zeit über die schmale Landungsbrücke auf das von Menschen wimmelnde Verdeck zu kommen und auch ich war froh noch einen Feldstuhl auf dem Hintertheile des Schiffes zu erlangen.

Von dem Verdecke des Dampfers übersah ich noch einmal die prachtvollen Ufer des Elbstromes. Vor mir die grünen Flächen des sanft sich abflachenden Gestades, zu meiner Rechten die hohen Pfeiler der stolzen Elbbrücke, von deren mächtigen steinernen Bogen eben so viele reizende kleine Landschaften eingerahmt waren. Die eine gab in köstlichem Farbenspiel nichts als Himmel und Wasser und doch ein vollendetes Bild voll poetischer Stimmung, die andere zeigte die sanften Conturen ferner blauer Bergketten, die ihren Fuß in den Wellen zu baden schienen; die dritte ein ruhendes Schiff, das sich in dem von der Morgensonne bestrahlten Wasser anmuthig hin und her schaukelte. Die Glocke läutete abermals und der Dampfer athmete in stärkeren Zügen die dicken Wasserdämpfe aus, die sich in luftigen Gestalten auf die Fläche des Stromes niedersenkten und in ihr altes Element zurückkehrten. Das Schiff fuhr ab.

Jetzt kam auch das der sächsischen Elbschiffahrtsgesellschaft gehörige Dampfschiff „Königin Maria" athemlos nachgesetzt. Aber die stattliche Bohemia war schneller und ließ die sächsische Schwester weit hinter sich zurück. Der Himmel war mit Wolken bezogen. „Was werden wir für Wetter haben?" fragten wir den Steuermann. „Landregen," sagte er kurz. Aber das reiselustige Schiffvolk wollte seinen Worten nicht trauen; die Frauen behaupteten vielmehr widerspruchssüchtig: „Die Sonne werde sich halten," und wir Männer stimmten bei, wie immer. Und glücklicherweise behielten die Frauen Recht: „wie immer," sagten sie, „ausnahmsweise," meinten wir.

Wir waren vor Pillnitz, dem königlichen Lustschlosse. Ein sonderbares Gebäude, im Geschmacke jener Zeit erbaut, welche die Linden zu Thier- und Menschengestalten verschnitt und die Pracht der Blumenbeete durch hineingestreute Korallenschnüre zu heben wähnte. Seine grünen Fensterläden waren geschlossen. Es lag eine wehmüthige Stille über jener Gegend. Dagegen klärte der Himmel über uns sich ganz auf. Die Sonne siegte ob. Nun waren die Frauen übermüthig und behaupteten, wer nun noch am guten Wetter zweifle, gehöre auf den Sonnenstein, Sachsens Irrenanstalt, deren Fenster eben die Sonne bei unserem Vorüberfahren licht vergoldete. Zu Füßen des Berges das Städtchen Pirna. Ich erinnerte mich, daß dieß der Ort war, wo der große Friedrich 10,000 Sachsen zwang, das Gewehr zu strecken, und ich verglich das Bild jener Zeit unwillkürlich mit der Verbrüderung preußischer und sächsischer Waffen vor Dresdens Barrikaden. Welch' ein Abstand, und nur ein Jahrhundert liegt zwischen beiden Bildern!

Bald schwammen wir mitten unter Sandsteinfelsen weiter. Von der schwindelnden Höhe der Bastei herab winkten uns schaulustige Damen mit flatternden Schnupftüchern ihren Abschiedsgruß zu und bald rauschten die schroffen Felskegel des Liliensteins und der Festung Königstein an uns vorüber.

Digitized by Google

Man siehts deutlich an diesen Steinwänden der Elbe, daß hier die ungeheuren Wassermassen, die ehemals das Böhmerland als einen Landsee überdeckten, durch das Gränzgebirge einen Abzugskanal sich geschaffen haben nach dem fernen Meere, zu dem sie Verwandtschaft gefühlt.

Bei Heronskretschen hatten wir die österreichische Gränze überschritten. Schwarzgelbe Pfähle im Wasser und Bretter mit dem Doppeladler, so wie ein österreichisches Gränzwachtschiff in der Elbe bezeichneten das Gränzzollamt. Bald kamen auch die gefürchteten k. k. Gränzaufseher in ihren grünen, gelbaufgeschlagenen Uniformen aufs Verdeck. Alle Koffer wurden geöffnet, alles durchstöbert, aber es ging noch gnädig ab. Nur ein Kistchen Cigarren mußte mit schwerem Gelde bezahlt werden.

Jetzt waren wir in Oesterreich und sehr bezeichnender Weise gings auch sogleich zur Tafel. Wir stiegen hinab in die elegante Kajüte, setzten uns zu einem gemeinsamen Mahle und ließen auftragen, was die Schiffsküche Schmackhaftes bot. Es versteht sich, daß „gebackne Hähndel,“ wohl auch „Mistkratzerl“ genannt, nicht fehlten. Ein Glas trefflicher süßer „Rüster Ausbruch“ machte die Frauen auf Oesterreich sehr gut zu sprechen, wir Männer aber ereiferten uns über die unzähligen Zölle, die so köstlichen Wein für uns Vereinsleute so arg vertheuerten. Lustig sprangen draußen die Wellen an den Kajütenfenstern in die Höhe und kühlten die Luft, und dunkle Tannenwälder und Felsen warfen ihre Schatten auf Strand und Schiff.

Kaum hatten wir unser heiteres Mittagsmahl beendet, so waren wir in Tetschen. Alles eilte aufs Verdeck. Da lag oben auf senkrechtem Felsen das Schloß mit hohen Thürmen und dahinter die freundliche Stadt in einem wahrhaft paradiesischen Thalkessel. Grüne Höhen mit Laub-Nadelholz bekränzt und in bunte Wiesen nach der Elbe zu auslaufend, schmücken die Ufer. Reizende Inseln zieren den Strom. Ueppige Baumpflanzungen stehen in den feuchtbaren Feldern und man bekommt ordentlich Appetit nach dem köstlichen böhmischen Obst, das ja auf Elbkähnen bis Hamburg und weiter geführt wird. Bald aber kamen wieder jähe, kahle, mit schwarzem Basaltgeschiebe bedeckte Berge und an den Ufern liegen Dörfer und Kirchen, deren mit rothem Kupfer gedeckte Dächer recht lachend aus den grünen Bäumen herausschauen.

Bei Außig ward angehalten. Auch der Dampfkessel bedurfte der Speisung. Mehrere Kähne führten Braunkohlen herbei zu neuer Feuerung. Die Schaufelräder standen still und die vorher so geschäftige Maschine ließ schlaff ihre blanken eisernen Arme sinken und hielt Mittagsruhe.

„Ist es nicht schön? ist es nicht ein prächtiges Land, dieß Böhmen!“ fragte mich mein Nachbar zur Rechten.

„Wunderbar schön,“ sagte ich, „auch diese Fahrt.“

„Ja, ja, Böhmen ist überall schön!“ fuhr jener fort, „man mag kommen, von welcher Seite man will. Diese fruchtbaren Thäler, diese grünen Berge, diese Ebenen, auf denen reiche Halmenmeere rauschen, und diese stolzen Wälder, Alles trägt hier dasselbe Gepräge von üppiger Kraft und lieblicher Schönheit. Entzückt schweift das Auge über den ungeheuern Kessel eines Landes, das einst, wie unsere Geognosten sagen, ein weiter See war, der endlich durchs Gebirge seinen Abzug sich brach.“

„Als der Teufel einst den gefährlichen Erlöser der leidenden Menschheit verführen wollte,“ begann lächelnd ein anderer Schiffsgenosse, „und ihm die Länder zeigte, welche er ihm zur beliebigen Auswahl stellte, vergaß er, wie die Böhmen sagen, ihr Vaterland, das vielleicht noch unter den Wogen verborgen lag; hätte er ihn aber hier auf die Höhen von Aussig gestellt, wer weiß, wie es gekommen wäre. Was man aber auch davon glauben mag, so viel ist gewiß, daß ein lieblicheres Panorama, als Böhmen es bietet, nicht leicht wieder gefunden werden kann und daß es nichts Entzückenderes gibt, als hier hinunter zu rollen in diese Wälder voll Blüthenbäumen, in diese wundervollen Thäler, die mit aller Pracht und allem Reize geschmückt sind, die der schaffende Gottesfinger geben kann.“

„Gewiß,“ begann ich, „Böhmen ist der erste Edelstein meiner Krone, hat schon jener Ferdinand gerufen, der ihn mit den Blutströmen der Ketzer begoß, damit er den röthlichen Glanz bekommen sollte, den man am Theuersten bezahlt, aber es will mir scheinen, als lägen gerade auf diesem schönen Lande auch der schwarzen Schatten viele, Schatten, welche keine Sonne bis jetzt hat auslöschen können.“

Mein Nachbar zur Rechten, selbst ein Böhme, schüttelte ungläubig oder unwillig den Kopf, schwieg aber, und ich fand es denn auch für gerathen, meine ausgesprochene Behauptung hier auf der „Bohemia“ nicht weiter durch Gründe zu dokumentiren.

(Fortsetzung folgt.)

Tiroler-Biene.

Der Botaniker H. Schott in Wien hat zwei Monographien: »die Sippen der österreichischen Primeln« und »Wilde Blendlinge österreichischer Primeln« veröffentlichet. Er benützte dabei unter anderm die reichen Schätze des Herbars unseres Museums.

* Dem Vernehmen nach wird in Bälde von den Herren Vorhauser und Liebener ein Werk über die Mineralien von Tirol erscheinen. Diese Männer dürften wohl vor allen berufen sein, obigen Gegenstand gründlich zu erledigen.

* Der Herr Gubernialrath Rapp hat sein Werk »das Jahr 1809« dem Museum für die neuerdings erscheinende Zeitschrift dieser Anstalt überlassen. Es wird längstens in einem halben Jahre gedruckt sein.

Kunstausstellung im Ferdinandeum zu Innsbruck. 1852.

Jede ächte Landschaft wirkt musikalisch. Nicht eine bestimmte Idee ist es, welche dem Beschauer aus einem Naturgemälde entgegenleuchtet, sondern aus dem Einklang von Gestaltung und Farbenton, Licht und Schatten, Himmel und Erde erzeugt sich eine poetische Stimmung je nach dem Gegenstande, mit heiterer oder dunkler Färbung. Betrachten wir vor Allem Baumgartners »Partie an den Pyrenäen.« Ein stilles, liebliches Querthal am Fuße des mächtigen Gebirgszuges, des Gränzwächters zwischen Spanien und Frankreich. Auf dem mit saftigem Pflanzenwuchs überkleideten Boden des Vordergrundes spielt noch das goldene Sonnenlicht; Landleute sitzen am Wege und ein Mann mit einem schwerbeladenen Karren fährt die Straße heran. Tiefer im Thale, am Ende eines buschigen Eichenwaldes, zeigt sich der kühle Spiegel einer Flußkrümmung, von den blendenden Strahlen des Tagsgestirnes schon nicht mehr erreicht. Hinter demselben schieben sich Mittelgebirge, in bläulichen Abendduft getaucht, wie zu einem Felsenthor zusammen, durch welches hindurch die Thalsohle weiter sich hinzieht bis an die gigantische Mauer der schneebedeckten, wolkenumflorter Pyrenäen. Sie sind der Abschluß des Bildes und prägen demselben, bei all seiner Lieblichkeit, einen ernsten Charakter auf. Schimmert auch das Feld im Vordergrunde in lustigem, lebensfeuchtem Grün, so hat doch die sinkende Jahreszeit schon manchen Zweig an den krausen Bäumen gebräunt, wie zur Mahnung, daß die Tage nicht mehr fern sind, wo das weiße Kleid der Bergeshäupter tiefer und tiefer sich herabsenkt in das stille Thal. Darum ist aber auch kein schroffer Kontrast in der Landschaft, sondern harmonisches Verklingen der warmen Töne in die kühlen, der kühlen in die kalten; ein stetiger Uebergang vom Schwellenden, Weichen, Bewegten, zum Glatten, Starren, Todten. Die Luft in den höchsten Regionen ist kalt und Nebel lagern sich an den Pyrenäen. Der Himmel weiß nichts mehr vom tiefen Blau des Sommers; nur die täuschende Erde bietet noch all den Schmuck ihrer schöneren Tage auf. Baumgartner hat den Herbst in Farbentönen besungen!

Treten wir nun heran zu Führichs »Makbeth.« Für dieses Stück, in dessen Komposition eine einfache Großheit sich nicht verkennen läßt, ist es ein wahres Unglück, daß auch Kochs »Makbeth« in unserem Museum zu sehen ist. Den drei Hexen Führichs fehlt ganz und gar das Dämonische, welche jene Kochs zu Gestalten macht, die man, einmal gesehen, nimmer vergißt. Führichs Makbeth im Vergleiche zu dem Kochs ist, was ein Coulissenreißer gegenüber einem Kunst-Schauspieler. Banko's Charakter scheint von Führich sehr gut aufgefaßt zu sein. Das Landschaftliche ist bei Führich, was Zeichnung betrifft, bei aller Einfachheit imponirend, wenn auch das Meer bleiern und die Farben keine Farben sind. —

Für Hanisch's Gebirgspartie aus Tirol wird nicht leicht ein Tiroler die angesetzten 150 fl. C. M. bezahlen.

Novopacky in Wien sucht offenbar in Achenbachs Manier zu malen. Wer sich an des Letztgenannten »Wener See« erinnert, wird in Novopackys »Windfällen« eine Achenbach'sche Baumgruppe und seinen durch Tannengezweig rieselnden Nebel erkennen. Die Technik in Novopackys Bilde ist ausgezeichnet und reicht an die seines Meisters hinan. Aber der Geist Achenbachs fehlt. In diesen umgeworfenen Bäumen ist kein Schicksal, in den Stehengebliebenen keine Trauer und in dem Himmel kein Ernst. Gutes, schönes Holz, ganz gewachsen, um einen Banotti lüstern zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wienerbriefe von L. J. Semlitsch.

II.

Vom 3. März 1852.

Der Fasching ist zu Ende, die Menschen werden wieder verständiger. Auch das ehrwürdige Burgtheater hat ein Einsehen, und sucht mit „Faust“ und „Richard III.“ seine Faschingssünden („Mördergrube“ — „Rothe Haare“ — „Pagenstreiche“ — „Liebhaber und Nebenbuhler in Einer Person“) aus dem Gedächtniß der Mitwelt zu verwischen.

Nie ist die Bühne so sehr Spiegelbild der Zeit als im Fasching. Freilich hat es in solchem Betracht die Hofbühne leicht, da sie sich das ganze Jahr über nur mit gescheidten Dingen befaßt, im Karneval ein Paar anmuthige Kapriolen zu machen. „Aber was sollen jene Theater im Fasching anfangen, welche das liebe lange Jahr aus der Dummheit gar nicht herauskommen, sie können doch um Gotteswillen nicht auf einige Wochen gescheidt thun. Man thut daher das Unvermeidliche mit stiller Fassung, und bringt es im Unsinn eben so weit, als gerade die Schußlinie des ausgearteten Menschenverstandes reicht. Diese „Faschingsstückeln,“ „Fledermäuse,“ „Hauslehrer“ 2c. gehören unbedingt zum Absurdesten, was Menschenhände je geschaffen, und es läßt sich ihrer Eigenthümlichkeit nur die großartige Effronterie der Herren Vorstadtpoeten an die Seite setzen, welche trotz der Einstimmigkeit, mit der wunderbaren Weise sämmtliche Tribunale, Publikum und Kritik, über sie aburtheilen, nicht den Faden der verzweifeltsten Konsequenz verlieren, und das Bockshorn ihrer boshaften Unerschöpflichkeit über die Vorstadtbühnen schütten.

Wollte man dieser maliziösen Thatsache auf den genetischen, ideellen Grund dringen, so möchte man die ganze Richtung wohl für eine großartige Schwitz- und Speichelkur ansehen, welcher sich die Zeit unterzogen, um endlich einmal ihren halbruinirten Organismus von allem Unrath zu reinigen. Aber der Menschenfreund läßt nichts unbenützt. Er wandert alltäglich, ein Bändchen Büffon in der Tasche, nach dem Vorstadttheater, und macht — Studien. Und wenn er davon genug hat, dann lenkt er seine Schritte mit wehmüthiger Freude dem Institute zu, das allein noch den Kunstzweck unbedingt verfolgt, der Burgbühne.

Es ist da gar Manches anders worden, und, obschon Viele darum Klage führen, so will ich doch hoffen, daß diese Veränderung für Kunst und Dichtung nicht nur von Nutzen sein werde, sondern schon jetzt im Moment von Nutzen ist. Dr. Laube ist über den Rubikon der Vorurtheile geschritten, er hat mit der Tradizion des Repertoirs gebrochen. Und, aufrichtig und ohne Rücksichten der Familiarität und Konvenienz die Sache betrachtet, konnte denn im jetzigen Augenblicke etwas den substanziellen Zwecken des Dramas förderlicheres geschehen? Besehen wir uns das Repertoir des letzten Dezenniums, aber nicht vom Maulwurfshügel spezieller Bezugnahmen, sondern von dem aussichtweiteren Punkte absoluter Kunstanschauung. Wer waren die Träger des Repertoirs? Halm, Heermannsthal, Grillparzer u. s. w. Männer, welche als Lyriker die höchste Achtung verdienen, denen man aber kaum mit unbegrenztem Vertrauen die Bildung und Leitung des Geschmackes in die Hände geben dürfte. Denn dazu bedarf es gesunder Kräfte, und gerade diese sind es, welche den genannten Männern fehlen. Ueber die Ursache dieses Mangels, über die Gründe, warum sich diese großen Talente nicht zu nationalliterarischer Bedeutung herausgestaltet, wird man hoffentlich keinen Krieg mehr führen. Allein, wenn man die Ursache als anerkannt zugibt, warum ihre Wirkung in Abrede stellen? — In Grillparzer lag ein großartiges dramatisches Talent, das Unsterbliches versprach, doch seine Dichtungen haben jenes Versprechen nicht gehalten. Oder wäre man schwach genug, ehe man diese Thatsache gelten läßt, zu behaupten, die ganze weitverzweigte deutsche Kritik sei nur feiles, giftiges Entleegewürm? So weit können falsche Prämissen führen! O nein, Gott sei Dank, die Wissenschaft des Schönen steht in deutschen Landen noch ein Bischen höher, und die Träger derselben, so reich an Zahl und im fraglichen Punkte so einstimmig, sind keine schläfrigen Geschwornen und Gemeinderäthe.

In Grillparzer flossen zwei gleichzeitige Richtungen zusammen: die antikisirende Methode des Collin, von dem Hillebrand in seiner Geschichte sehr richtig sagt, „daß ihn die Schakespeare'sche Weise mehr verführt als geführt hat, und die fatalistische Spukromantik der Müllner, Werner, Houwald, welche damals den deutschen Geschmack mit krankhaften Reizungen verdarben, die sie in Ermangelung frischer Ursprünglichkeit als ärmliche Surrogate an die Stelle echtdichterischer Wirkung zu setzen sich genöthigt sahen. Daß nun aus zwei negativen Faktoren kein positives Produkt erwachsen kann, ist klar. Grillparzer trat mit einer poetischgestimmten Brust in dieses Chaos von fantastischer Modernität und affektirter Antiquität, und sog mit dieser Luft die gleichen Sympathien ein. Daher dieses ewige Ringen und Niederwältigen der Stoffe, denn auch darüber soll der vollendete Schmelz der Formen nicht täuschen, welchen Grillparzer aus jener Schule mitgenommen, und in absteigender Linie an Halm u. s. w. vererbt hat.

Die Muse dieser Herren ist der Unmuth, ihr Panier ein Thränentuch, ihr Firmament schwarz, die ganze Welt in den fantastisch blitzenden Mittelpunkt eines Hohlspiegels zusammengedrängt. Das ist aber falsch. Freiligrath sagt einmal:

„Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!“

Das ist falsch. Dann singt er wieder:

Durch die Mitwelt geht
„Einsam mit flammender Stirne der Poet;
„Das Mal der Dichtung ist ein Kainesstempel!
„Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!“

Das ist abermals falsch. Wie kann die Blüthe dem Baum, wie die Kunst, die Poesie dem Menschen ein Fluch sein? Das ist nicht mehr die echte Menschendichtung, das ist schon eine kranke Ausart derselben. Der Traum eines Schwindsüchtigen ist freilich ein übles Argument für das herrliche Innenleben der Seele.

Ueberdies kann man ein großer Lyriker sein, und doch den dramatischen Ichor nicht besitzen, wie Rückert und Uhland, die beiden Stammhalter echtdeutschen Gesanges, zur Genüge erwiesen haben.

Eine dramatisirende Lyrik wär es also, die den einen, den ernsten Theil des Repertoirs beherrschte. Nun bedingen sich Dicht- und darstellende Kunst auf unzweifelhafte Weise. Es konnte daher der nachhaltige Einfluß dieser Geschmacksrichtung in der Poesie auf die Schauspielkunst nicht ausbleiben. Und wirklich stellt sich namentlich jetzt durch das Gesetz des Kontrastes die Manier, welche aus jener Epoche hervorging, klar heraus. Auch in die Spielmethode war der lyrische Duft übergeflossen, und hatte die dramatische Architektonik verschwemmt. Eine Manier tauchte auf, ähnlich derjenigen, welche sich mit den Schillerschen Helden, diesen Schönredekünstlern, in die deutschen Kulissen eingeschlichen hatte: Der ellenhohe, deklamatorische, monotone Pathos, und die Karaktere, deren blose Namen wie Nacht und Tag auseinander lagen, strotzten von idealer Familienverwandtschaft. Und wie sehr sich gleich die beiden Künstler Löwe und Josef Wagner befehden mögen, so sind sie sich gar nicht so fremd, als sie meinen, sie liegen weit auseinander, aber — auf einer und derselben Linie.

Das Lustspiel hatte ganz dem Trauerspiel äquivalente Vertreter, nur litt die darstellende Kunst von dieser Seite weniger.

So stand es um den damaligen Geschmack, welchem das Repertoir der Burg periodischen Ausdruck gab. Sollte nun dieses Institut aufhören, ein Stelldichein von guten Bekannten zu sein, die sich gegenseitig nicht wehe thun, sollte es Bedeutung gewinnen für Kunst und Literatur im Allgemeinen, so mußte mit den engherzigen Rücksichten gebrochen werden. Es mußte ein Mann an die Spitze treten, dem die ästhetische Ueberzeugung mehr gilt, als die Gunst eines dilettirenden Freundes, der den großen Kursus der schönheitlichen Welt durchgemacht, und dem zugleich die produktive Kraft einwohnt, seinen künstlerischen Anschauungen lebendigen Ausdruck zu geben. Dieser Mann ist im jetzigen Direktor gefunden. Laube hat mit dem alten Wust völlig aufgeräumt, und der feine Takt womit er das Publikum vom Bisherigen zu entwöhnen und dem Besseren zuzuwenden versteht, läßt hoffen, daß der so entnervte Geschmack allmälig zu völliger Gesundheit erstarken werde.

Es ist mehr, als banale Frase, wenn man von Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing, Gutzkow mehr Kräftigung des Geschmacks erwartet, als von den Corregio's und anderen hypersüßen Helden. Jene verhalten sich zu diesen, wie die Poeten des Gehalts zu den Poeten der Form. In welchen daher die Wahrheit wohne, läßt daher wohl keinen Zweifel zu. Und ein künftiges Dezennium wird uns lehren, daß die ungeschminkte Wahrheit edlere Früchte trägt, als die geschminkte Lüge.

Notiz.

Ein Blatt meldet: Der eben als Professor nach München berufene „Dichter Geibel“ ist bis dahin eine ziemlich unbekannte Größe gewesen; allein er hat das Verdienst, ein Norddeutscher zu sein. Dieses Verdienst hatte der Baier Oskar von Redwitz freilich nicht, und ist daher nach Oesterreich ausgewandert, um eine Professur in Wien zu erhalten, wohin man den mit Recht*) gefeierten baierischen Dichter berufen hat. — Wir wollen uns bei dieser Threnodie, welche in anderer Art schon einmal beim Gerüchte von Liebigs Berufung nach München angestimmt wurde, nicht länger aufhalten; sondern nur kurz anführen, was dem gebildeten Leser ohnehin bekannt ist: daß nämlich Geibels Lieder bereits vor dem Auftreten des Herrn Oskar von Redwitz in mehr als zehn Auflagen verbreitet waren, und noch immer neue Auflagen nöthig sind. Er war also doch schon vor der Berufung nach München mehr als eine „bis dahin ziemlich unbekannte Größe!“

*) Dieses „mit Recht“ dürfte vorderhand wohl noch auf sich beruhen und die Entscheidung darüber der Literatur-Geschichte überlassen bleiben. Die bedeutendsten Kritiker der Gegenwart räumen dem Verfasser der Amaranth bei weitem nicht die hohe Stelle ein, zu welcher ihn manche aus Tendenzrücksichten emporschrauben möchten.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 30 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 11. Innsbruck, 13. März 1852.

Lieder der Liebe

von Adolf Pichler. *)

I.

Was liegt daran, ob sie auch tückisch grollen
Und uns zu trennen zieh'n die schwere Kette,
Den herben Trunk, den sie uns reichen wollen,
Sie schlürfen ihn noch selbst, es gilt die Wette!

Sie haben nie vom Geiste was vernommen,
Wie sollten sie? das ist verlorne Kunde!
Sie wissen nicht, wo Liebe treu entglommen,
Daß Geister Zeugen sind dem festen Bunde.

Laß sie es wagen, sind mit mir verschworen
Die Erde und des Himmels blaue Räume,
Die Nachtigallen flöten tauben Ohren,
Dir bringen sie des Liebsten Frühlingsträume.

Und wärest du im Thurme fest verschlossen,
Ich hieße dann den Epheu aufwärts ranken,
Die Blätter lispeln, die ums Fenster sproßen,
Und künden meine innersten Gedanken.

Und muß der Epheu ihrem Messer weichen,
So werden dir die Sterne Bothschaft bringen,
Was wissen sie von diesen hehren Zeichen,
Den Harmonien, welche Sterne singen.

Und würden sie den Himmel dir verhängen
Mit schwarzem Flor, so wird mein Lied erklingen,
Und des Verließes enge Wände sprengen
Dir meiner Liebe Friedenswort zu bringen!

II.

Wie ist das Leben reich an Gegensätzen,
Die selbst die Weisheit nicht vermag zu klären,
O glücklich jener, den sie nicht verletzen,
Dem milde Götter leichten Sinn gewähren!

Der rauhe Kiesel hält das Licht gebunden,
Das edle Gold verlarven schlechte Erze,
So hab ich meine Lilie gefunden
In einem Sumpfe mir zum bittern Schmerze.

III.

Ich weiß es wohl, sie streuen ihre Samen
Und pflanzen Kraut mit wohlverstandner Pflege,
Die Beeten schließet grüner Bur als Namen
Die kahle Mauer zieht sich ums Gehege.

Sie dulden da und dort auch eine Blume
Wie sie die Liebe dulden in dem Leben,
Die strenge Wirthschaft rechnen sie zum Ruhme,
Die Blume kann ja später Heu noch geben.

Ich seh' es wohl, wie sie bedenklich schweigen,
Weil ich gelernt nie, ihnen mich zu fügen,
Es mögen meine Keime aufwärts steigen,
Ich mag sie nicht um ihren Lenz betrügen.

Aus meinem Busen soll die Liebe blühen,
Wie an des Lavaberges heißen Räumen,
Der wilden Rebe volle Beeren glühen,
Daß die Pokale von dem Feuer schäumen.

IV.

Sie drohen schweren Fluch und lange Reue,
Wenn du noch ferner wagest mich zu lieben,
Doch unerschüttert fest bleibt deine Treue,
Sie ist kein Spruch auf Schiefer hingeschrieben.

Sie ahnen nichts von deiner Seelengröße,
Sonst würden sie im Staub vor dir sich neigen,
Doch nur Geduld! in ihrer ganzen Blöße
Wird deines Herzens Lauterkeit sie zeigen.

V.

Dieselbe Sonne weckt das Ungewitter,
Die aus der Erde lockt des Veilchens Blüte;
O schilt mich nicht, erschein ich herb und bitter,
Wenn dich beseelet Harmonie und Güte.

Durch uns ist unser Wesen nicht geworden,
Der Zufall bildet es aus tausend Quellen!
Es fließt dein Strom an lichten Blumenborden,
Der meine braus't mit sturmgejagten Wellen.

VI.

Als ihre schwersten Flüche dir erklangen
Erhobest du gleich einem Heil'genbilde
Die Hände zum Gebete; riefst mit Bangen:
„Verschone Gott die Ungerechten milde!"

*) Einige dieser Lieder sind aus dem sehr empfehlenswerthen „Album neuester deutscher Dichtungen von Adolf Staufe" abgedruckt.

Digitized by Google

O sage mir, wie kann ich dich verehren?
  Ich lege meine Waffen dir zu Füßen,
Du brauchst sie nicht, ein Strahl kann dich verklären
  Und Engel werden dich als Freundin grüßen.

VII.

Je heftiger geschwungen wird der Hammer,
  So stärker wird er von dem Amboß prallen,
Ihr Drohen macht mir schwerlich großen Jammer,
  Es wird ein Nichts vor meinem Ohr verschallen.

Doch eines ist's, das fürchte ich mit Beben,
  Sie treffen dich mit ihres Bannes Strahlen,
Da bin ich jeder Wunde bloßgegeben,
  Und nichts beschützet mich vor Todesqualen.

VIII.

Es stieg die Nacht vom Sternenhimmel nieder
  Auf Erden ihres hehren Amts zu walten,
Der Schlummer schloß auch mir die matten Lider
  Und öffnete das Thor den Traumgestalten.

Auf einer Heide traurig und verlassen
  Schritt ich dahin, du schwebtest mir entgegen,
Ich wollte freudig deine Hände fassen,
  Als wie gefesselt konnt ich mich nicht regen.

Da gingest du mit leisem Gruß vorüber,
  Ich sah dir nach durchzuckt von wildem Leide,
Zu Häupten ward der Himmel trüb und trüber
  Und düst'rer noch erschien die braune Heide.

IX.

Sie hetzten mich aus deiner trauten Nähe,
  Ich zählte fliehend nicht der Wand'rung Stunden,
Ich habe eines nur — der Trennung Wehe,
  Doch nicht des Körpers Müdigkeit empfunden.

Die Ferse blutig und das Kleid zerrissen
  Saß ich am Tisch vom Schmerz ein satter Zecher,
Die Wirthin stellte auf den kargen Bissen
  Und Alpenwasser in dem Zirbelbecher.

Ich konnte nicht die starren Blicke wenden
  Im Winkel dort von des Erlösers Bilde,
Gebräunt von Rauch mit ausgespannten Händen
  Neigt er zu mir voll Gnade sich und Milde.

Da ist der Sinn davon mir aufgegangen:
  Daß nur der Dulder fasse Christi Lehren,
Ich deckte mit den Händen meine Wangen
  Und mochte nicht den heißen Thränen wehren.

X.

Wann bat ich euch, ihr sollet mich berathen
  Wie zu bezwingen meine herben Qualen?
Ihr rechnet mit der Liebe um Dukaten,
  Und wollet Lust und Schmerz mit Gold bezahlen.

Nur jener Mann der Bibel konnt es fühlen,
  Was ihr mit eurem Trost nicht wißt zu fassen:
Er sah die Schweine in den Träbern wühlen,
  Und mußte ihnen seine Perle lassen.

Schluß.

Wie viele Stunden sind seitdem entflogen,
  Als diese Verse ich voll Schmerz geschrieben;
Beruhigt sind der Leidenschaften Wogen —
  Vorüber alles — nur das Lied geblieben!

Gleich einem Schatze will ich es behalten,
  Die Schlacke ists von einem heißen Leben,
Wird trüb das Aug und will das Herz erkalten,
  So mag es von Vergang'nem Kunde geben.

Und auch dein Bild von Duft und Glanz umwoben,
  O daß es nie vor meinem Sinn verblasse,
Ward auch die Mauer zwischen uns geschoben
  Erbarmungslos vor ihrem feigen Hasse!

Es steh'n auch sie gezeichnet in dem Liede,
  Und dieses sei des Dichters ganze Rache:
Der Jungfrau Haupt umspielet Licht und Friede,
  Doch ihr zu Füßen liegt der Höllendrache.

Ueber Gottfried's von Straßburg „Tristan.“

(Schluß.)

Würden wir nun auf alle einzelnen Schönheiten des Gedichtes eingehen, so dürfte es uns leicht geschehen, daß die Charakteristik an Ausdehnung selbst Gottfrieds Arbeit überragte. Ich will daher meine Worte bloß jenen Punkten widmen, die nothwendig hervorgehoben werden müssen, bevor ein Urtheil über das Ganze gesprochen werden darf.

Was nun einmal die poetische Darstellung anbelangt, so übertrifft der Dichter die meisten seiner Zeitgenossen schon durch die natürliche Anmuth, welche er über das Ganze ausgegossen hat. Wir brauchen bloß die Frühlingslandschaft und das Fest an Marke's Hofe, an das sich die Liebe Rivalins zu Blancheflur knüpft, so wie später das Leben, welches Tristan und Isolde in der Wildniß führen, hervorzuheben, um die Meisterschaft Gottfrieds in dieser Hinsicht darzulegen.

In der Charakterschilderung ist er unerreichbar. Wie herrlich hat er in Tristan den Ritter, den Mann seiner Zeit im vollen Sinne des Wortes, in Isolden das Weib mit allen seinen Mängeln und Vorzügen, in Marke einerseits den schwachen unthätigen König; anderseits den liebekranken, eifersüchtigen Ehemann geschildert. Aber nicht bloß den Hauptpersonen widmet er seine Aufmerksamkeit. Ist wohl Dienertreue je rührender gezeichnet worden, als in Rual und Brangäne? Jener verläßt Weib und Kind, und wird zum Bettler für Tristan; diese opfert das Heiligste, was sie besitzt, und wird zur H . . . für Isolde. — Wer hier, nachdem er auch noch die Scene gelesen, in welcher Brangäne ihr Todesurtheil vernimmt, von bloßer „Schamlosigkeit“ reden kann, auf den dürften wohl Gottfrieds eigene Worte Anwendung finden:

Digitized by Google

„Ich weiz wol, ir ist vil gewesen
die von Tristande hant gelesen:
unde ist ir doch niht vil gewesen,
die von im rehte hant gelesen.“

Eben so vorzüglich sind alle übrigen handelnden Personen geschildert, und wir können von Morgan bis zu dem Zwerge an Markes Hof herab nicht das Geringste entdecken, was der Natürlichkeit Eintrag thäte.

In den Situationen entwickelt er die ausgezeichnetste Welt- und Menschenkenntniß, und eine Laune, welche wir nur bei Ariost und Boccacio wieder finden. Haupthandlungen und Episoden, Motivirung, Verwicklung und Lösung — sind gleich geeignet, die hohe, künstlerische Begabung des Dichters zu zeigen, welcher hier Entsetzen und Wonne, Muth und Feigheit, Kraft und Schwäche mit den getreuesten Farben malt und alle Folgen menschlicher Leidenschaften so meisterhaft darzustellen weiß. — Andererseits zeigt er sich aber nicht minder als Gelehrter, wie dieß namentlich aus seinen kritischen Bemerkungen über Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Veldeck, Walther von der Vogelweide und andere Dichter; dann aus der V. 17193 u. s. f. folgenden Stelle, in der er unter Andern auch von der Königin Dido spricht, endlich aus seinen Ansichten vom Gottesgericht so deutlich hervorleuchtet.

In Betreff der Form zeigt sich Gottfried nicht minder als ein Meister der Kunst. Doppelte Schwierigkeiten gab es hier für ihn zu überwinden, da er an ein Original gebunden war, das den Kunstfreunden damaliger Zeit allgemein bekannt sein mußte. Es galt nicht nur, einen schon vorhandenen Stoff neu zu gestalten, sondern vielmehr diesen Stoff so darzustellen, daß er trotz seiner Abgelebtheit einen neuen Reiz, eine allgemeine Anerkennung erhalten sollte und mit welch' seltener Begabung löste der Dichter diese schwierige Aufgabe. Welch mangelhaftes Bild hatte er vor sich und welch' großartiges Kunstwerk gestaltete er daraus! Wie weiß er die kurzen Verse, bei denen zu befürchten stand, daß sie den Leser bald ermüden werden, angenehm zu machen durch Sprache und Sinn, durch einen Reichthum wohlklingender Reime, und den nie stockenden Wechsel von Ernst und Scherz, männlicher Würde und kindlicher Naivität.

Der Vorwurf der Frivolität, welcher in unsern Tagen so häufig diesen Dichter trifft, wird nicht mehr so schwer auf ihm lasten, wenn man bedenkt, daß er uns in dem Verhältnisse Tristans zu Isolden ein treues Bild seiner Zeit, eines von den unzähligen Beispielen ritterlicher Frauenliebe liefern wollte, und wirklich auch geliefert hat. Wir würden die ganze Zeit des Frauendienstes mit ihrer sonderbaren Ansicht von Liebe und Treue gar nicht recht begreifen können, wäre uns nicht in diesem und ähnlichen Gedichten das Wesen derselben erklärt. Daß übrigens der Dichter das Sträfliche in dem Umgang beider Liebenden recht wohl erkannte und zugab, beweiset die Art der Motivirung. Beide sind ja unschuldig daran; denn unwissend haben sie den Zaubertrank geschlürft. Sie müssen sich fortan lieben, und können einander nimmermehr entbehren, — auf ihren Wunsch und Willen kommt es dabei gar nicht mehr an, und so fällt für den Helden und die Heldin ein großer Theil des Sträflichen ganz hinweg. Daß beide oft Zucht und Sitte so weit vergessen, daß sie später sogar die Oeffentlichkeit nicht mehr scheuen, ist ein grobes Sinnenvergehen und daher jedenfalls ein Fehler, aber dieser Fehler der Liebenden ist ein Vorzug mehr an dem Werke des Dichters. Gerade hier greift Gottfried am tiefsten in das Leben ein, öffnet rücksichtslos die innersten Schlupfwinkel des menschlichen Gemüthes und biethet uns die nackte Wahrheit; gerade hier feiert reine Objektivität bei ihm ihren höchsten Sieg, und in den Situationen der Liebenden bekundet sich seine Künstlerschaft am meisten. Diejenigen, welche gegen Gottfrieds Manier so strenge eifern, bedenken vielleicht nicht, daß man jedes Kunstwerk — ohne Ausnahme — nach einem festbestimmten obersten Prinzipe — nämlich dem der „Schönheit“ schätzen müsse, und daß nur die Gesetze dieses Prinzipes bei einer Kritik Geltung finden dürfen. Sie bedenken nicht, daß der reine ethische Maßstab hiebei relativ bleibt und nie allgemein, sondern nur im besonderen angewendet werden kann. Wohin würden wir kommen, wenn dergleichen Kunstrichter durchdrängen! Es bliebe kaum mehr ein Virgil an seinem Platz. Sie unterscheiden nicht die im Kunstwerke dargestellte Einzelnheit vom Kunstwerk als Ganzen, und wieder nicht das Kunstwerk von seinem Schöpfer. Sie begreifen nicht, daß man einzelne Handlungen des Helden verdammen, und doch dabei das Kunstwerk bewundern und den Dichter loben kann. Wenn wir doch immer bedenken wollten, daß der Vorwurf der Sinnlichkeit, der bei Betrachtung ähnlicher Kunstwerke dem Schöpfer gemacht wird, meist nur den kritisirenden Beschauer selbst trifft! —

Faßt man bei Gottfrieds Werke das großartige Ganze ins Auge, so kann man ihm eine gerechte Bewunderung gar nicht versagen. Im Einklange mit seinen dichtenden Zeitgenossen, gebraucht er zur Einführung des Wunderbaren, namentlich wo es sich um die Wendung der Begebenheiten handelt, die Allegorie. Der Zaubertrank führt die jugendliche Isold ihrem eigentlichen Ritter zu und die Natur rächt sich selbst an dem alten greisen Marke. Diese Maschinerie ist eben so treffend gewählt, als durch sie das Ganze eine höhere poetische Weihe erlangt. Handlung, eine der ersten Bedingungen epischer Poesie ist in Fülle vorhanden, und die eingestreuten Betrachtungen des Dichters können als charakterisirende Fingerzeige auf seine eigene Persönlichkeit und mehrere seiner Zeitgenossen, nicht anders, als von hohem Interesse sein.

Die französischen und englischen Bearbeitungen von Tristan bleiben hinter Gottfrieds großartiger Auffassung und Darstellung weit zurück. Eines deutschen Vorgängers Eilhart von Oberg (auch Hoberg) Arbeit aus dem Ende des 12. Jahrhunderts zeigt uns den Stoff in voller Plattheit, aller Poesie und höheren Auffassung bar; und wenn Vilmar dieß verneint, so hat er wohl Eilharts Verse besonders 2950 bis 3000 nicht näher gewürdigt. Eben so standen Gottfrieds beide Fortsetzer Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg dem Meister an Talent weit nach, und vermochten ihn trotz des ersichtlichen Fleißes, den sie an ihre Arbeit wandten, nicht im Geringsten zu erreichen.

Bei Ulrich kündet es gleich im Eingange die ganz gemeine Darstellung der Isolde Weißhand im Brautbette an,

Digitized by Google

wie wenig er vom Geiste Gottfrieds überschattet war, und das schmutzige Selbstgespräch, das diese Jungfrau hält, als ihr beim Jagdritt das Wasser über die Knien spritzt, zeigt deutlich, wie schief der Dichter seines Vorgängers Schöpfung auffaßte.

Noch viel unfähiger zeigt sich aber Heinrich und es muß in der That von einem Kunstrichter wie Vilmar überraschen, daß er gerade hier eine höhere Begabung findet und sogar die Behauptung ausspricht: „es zeige sich Heinrich von Gottfrieds Geiste inspirirt.“ — Worin soll wohl diese Inspiration liegen? Doch nicht etwa in den breitgeschlagenen Gedanken, die sich ewig wiederholen, oder in der ungeschickt eingeschobenen sinnstörenden Episode vom König Artus? Oder kann überhaupt noch ein Zweifel über die dichterische Unfähigkeit Heinrichs herrschen, wenn man die oft Wort für Wort nach Gottfried und Ulrich gegebenen Wiederholungen, die platten, ins Langweilige ausgesponnenen Beschreibungen und Darstellungen liest? Namentlich die zu Markes Täuschung gespielte Blutscene mit dem Sensenblock — die an eine frühere Scene bei Gottfried erinnert; dann die Wiederholung des Lebens in der Wildniß, wobei der einzige Unterschied in den Namen Tantrisel und Kurvenal liegt, und endlich das „Go — Go Go — Go — Go — Go — Gott,“ oder das „Tosi, Tosi, Tosi, Tosi und Peilnetosi,“ wobei Heinrich mit solcher Vorliebe verweilt!

Eine spätere Bearbeitung der Tristansage findet sich im Buch der Liebe.

Von neueren Schriftstellern haben der Dichter Immermann und Hermann Kurz die Tristansage mit Erfolg bearbeitet. Immermann ward von Gottfrieds Schicksal ereilt; sein großartiger Entwurf erlebte leider die Ausführung nicht ganz. Kurz brachte mit Benützung des ganzen Textes von Gottfried, dann der brauchbaren Stellen aus Ulrichs und Heinrichs Fortsetzungen im Sinne der von Immermann gefaßten Idee das Ganze zu einem würdevollen Schluß.

Was die Sprache des Gedichtes anbelangt, so hat Gottfried die der mittelalterlichen Kunstform so häufig eigenthümlichen, meist aus Jamben bestehenden, kurzen Verse gewählt, deren Ausgänge bei ihm dreierlei Reimpaare zeigen: klingende, stumpfe und mittlere. Die Verse mit klingenden Reimpaaren enthalten gewöhnlich vier, die mit stumpfen drei, und die mittleren Reimen wieder vier Hebungen; doch unterliegt dieß nirgends einer bestimmten Regel und man findet auch häufig bei stumpfen Reimen vier, so wie bei klingenden und mittleren Reimen drei Hebungen.

In Ausdruck und Satzbau bemerken wir die größte Präcision und Klarheit, auch zeigt die mit dem einfachen Tone der Erzählung häufig wechselnde Einführung effektvoller Wendungen, so wie der Reichthum und die Leichtigkeit der Reime, die vollkommene Gewalt, welche der Dichter über die Sprache hatte, in der er schrieb. Der oftmalige Gebrauch französischer Floskeln und Frasen dürfte weniger der Sucht nach Ostentation, als der damaligen Sitte oder dem Umstande zuzuschreiben sein, daß der Dichter in unausgesetzter Verbindung, oder wenigstens Berührung mit Franzosen lebte. *)

Czernowitz. Ernst Rud. Neubauer.

*) Bei dieser kurzen Besprechung dieses Gedichtes, das einzig in seiner Art in unserer Literatur dasteht, machen wir unsere Leser auf die Fresken im Schlosse Runglstein bei Bozen, die Scenen aus dieser Dichtung darstellen und aus dem 14. Jahrhundert herrühren, aufmerksam. Welch schöne Aufgabe für einen Künstler wäre die Veröffentlichung dieser alten Kunstdenkmäler! Freilich müßte ein gediegener Text dem artistischen Unternehmen beigegeben werden. Die Red.

Eine Elbfahrt.

(Fortsetzung.)

Das Schiff stieß inzwischen ab. Ich warf noch einen Blick zum Abschied auf Aussig mit der Wallfahrtskirche auf schroffem Felsen und auf das herrliche Elbgebirge im Hintergrunde, und es währte nicht lange, so schifften wir am Schreckenstein vorüber, der links hoch zwischen Weinbergen von einem schwarzen Felsen herunterschaute. Es sind das die Ruinen eines alten Raubschlosses, wo in der guten alten Zeit des Mittelalters Einer von den adeligen Schnapphähnen gehaust haben mochte, von denen Böhmens König Johann einige blenden, andere hängen ließ, andern aber warnend zurief: „Ich habe für euch nicht bloß Gnadenketten, sondern auch Galgenstricke.“

Bei Lobositz wird die Aussicht weiter und rechts zeigen sich fruchtbare Ebenen, von hohen Alleen durchzogen, und in der Ferne schöne Berge, so die „Hasenburg“ mit malerischer Schloßruine. Bald auch lag das schöne Leitmeritz im Abendsonnenschein vor uns. Zahlreiche Zuschauer, unter ihnen auch viele Geistliche in langen schwarzen Kleidern, erwarteten am Ufer die Ankunft des Dampfschiffes, das jetzt mit einem Male kühn sich drehte und dicht am Ufer anlegte. Zahlreiche Gaffer standen auf der hölzernen Brücke, der einzigen oberhalb Dresden, und schauten zu, wie die Esse des Schiffes niedergelegt wurde, und wir unter der Brücke hindurchfuhren. Auch an neugierigem Landvolk fehlte es nicht, die Männer in langen blauen Röcken und hohen spitzen Hüten, die Weiber und Mädchen in faltigen, buntfarbigen, kurzen Unterkleidern und Jacken. Rothe Strümpfe, wie Scharlach glänzend, sind eine Hauptzierde der meisten. In Berlin würden alle Konstabler Jagd machen auf diese verbrecherische Farbe und diese rothen Republikanerinnen ihrer Strafe nicht entgehen; in den k. k. Staaten aber ist man noch nicht so weit. Die unschuldigen Dirnen stolziren daher ganz unbefangen in ihrer socialen Gefährlichkeit umher und verstecken ihre rothwangigen Gesichter und handbreiten Haarflechten unter ungeheuern Kopftüchern, deren schwarze Zipfel bis tief auf den Rücken hängen. Größtentheils sind es hohe, kräftige Gestalten, selten aber sieht man ein hübsches Mädchen, und noch seltener einen hübschen Mann. Diese Mischungsrace an der sächsischen Gränze ist bei Weitem nicht so wohlgestaltet, wie das ächte Czechenkind im Innern Böhmens, aber dafür ist ihnen das ehrliche deutsche Wesen geblieben, das deutsche Phlegma, die blauen Augen und die gutmüthige Unterwürfigkeit, deren Stempel keinem andern Volke so aufgeprägt ist, als dem deutschen.

Wir speisten vergnügt auf dem Verdeck zu Abend. Anfangs zwar waren wir, wie es zu gehen pflegt, ziemlich steif und frostig aneinander vorübergegangen; aber ein guter alter Herr aus Wien brachte Leben unter uns, und die Gesellschaft war nach und nach miteinander bekannt geworden. Nur einige Hochadelige hielten sich fern von der bürgerlichen Fröhlichkeit und ein Paar Engländer saßen theilnahmlos und ungerührt an der schönen Gegend, in ihren Büchern lesend. Wir alle aber, die wir einen Mund hatten, waren voll Lob, daß es auf Gottes Erdboden doch keine bequemere Reise gäbe,

Digitized by Google

als eine Dampfschiffsfahrt, auf welcher man während der schnellen Fahrt ruhig essen, nebenbei ungestört von Staub und Gerassel gemüthlich plaudern und die wunderherrliche Schönheit der Umgebung ringsum genießen konnte. Eben sandte die untergehende Sonne hinter dem schwarzen Mittelgebirge, aus welchem der Millischauer bei Teplitz hervorschaute, ihre letzten Strahlen über die Czernoseker Weinberge, denen wir vorbeifuhren. Wir blieben hinter den Weingläsern, die wir dem Lande zu Ehren mit weißem Czernoseker und rothem Melniker gefüllt hatten, noch lange auf dem Verdecke sitzen und dankten im Geiste dem böhmischen König Johann, der den Weinbau an der böhmischen Elbe begründet und vor 400 Jahren hieher Reben vom Rhein und aus Burgund pflanzte. Jetzt grünen und blühen und tragen die Rebenhügel überall am Ufer und Niklas Rost, der erste Weinbergsmeister, würde heutzutage zum Schutze derselben nicht mehr die strengen Gesetze anzuwenden haben, die Allen, welche jene Pflanzungen verletzten, Hand und Kopf abzuhauen geboten.

Mittlerweile wurde es Nacht. Die Esse sprühete Funkengarben und das Verdeck ward immer leerer. Alles suchte sich Schlafplätze in der Kajüte, auf den Bänken oder Dielen, so gut es ging. Bald schlief, wer schlafen konnte, und die Wachenden hörten neben dem Schnarchen der Schläfer nur noch das eintönige Gerassel der Kette, an welcher das Steuerruder bewegt wurde, das Rauschen der Räder und das Brausen der Wellen an den Wänden des Schiffs.

Ein Uhr Nachts stand die Maschine still. Wir waren in einem Dorfe unweit Melnick. Alles erwachte und fragte nach den Stellwagen, die uns vollends nach Prag bringen sollten, da die Dampfbote bei dem seichten Wasserstande der Moldau nicht bis Prag hinaufgehen können.

Auf einförmigen Wagen durch Dörfer und Felder, darunter zahlreiche Mohnfelder, gings nun zu Wagen gen Prag. Der Mond ging unter, die Sonne auf und von einer Anhöhe herab erblickten wir mit einem Male im Thale unten, noch halb von Morgennebeln bedeckt, die zahlreichen Thürme Prags. Rechts aber auf mäßiger Anhöhe lag der Hradschin und die Königsburg, deren zahllose Fenster in der Morgensonne golden erglänzten. Es war ein wundervoller Anblick. Bald kamen wir an die Moldau und durch eine lange öde Vorstadt mit schmutzigen Thüren und bestaubten Fenstern an das Thor von Prag, dem Königsitze der Czechenstadt, dem Moskau der österreichischen Monarchie.

2. Prag.

Auch Libussa's altersgraue Stadt Prag, diese Königin der Städte im Witwenschleier, ist seit Vollendung der Nordbahn ein offenes Gasthaus von Europa geworden; darum auch diese Legion von größeren und kleineren Gasthäusern in ihm. Ich logirte auf ächt historischem Boden in einem Gasthofe im Teynhofe gelegen. Letzterer, auch das alte Ungald genannt, bildete Böhmens uralten Königssitz. Aus meinem Fenster sah ich ganz in der Nähe den Thurm der mächtigen Jakobskirche ragen und rückwärts grüßte mich die ehrwürdige Teynkirche, deren stolze Thürme mit ihren zahllosen Pfeilern und Sternen, gleich Kronen über der Moldaustadt schweben, die Teynkirche, in welcher Tycho de Brahe schläft, wo Georg von Podiebrad gekrönt warde und der heil. Nepomuk gepredigt hat, wo unter Kaiser Karl IV. der freimüthige Johann Milicz seine üppigen Zeitgenossen zur Buße rief, Gallus Czahera zuerst Luthers Lehre den Böhmen verkündigte und einst der Cultus der Katholiken neben dem der Utraquisten gefeiert war. Solchen geschichtlichen Eindrücken entsprechen ganz die hochgewölbten düstern Gänge des „Ungalds,“ die man hier durchschreitet, und die Vorlegschlösser an schweren eisernen Ketten, die um die Thüren meiner und aller andern Stuben gelegt sind, „der Sicherheit wegen,“ wie mein Stubenmädchen sagte. Kaum auf mein Zimmer gekommen, trat auch schon ein barmherziger Bruder ein, um ein Almosen für sein Krankenhaus bittend. Diese schwarze Erscheinung, die in so früher Morgenstunde an das menschliche Elend erinnerte, vermehrte den düstern Eindruck, welchen die geschichtlichen Erinnerungen bei mir der Stadt bereits gegeben hatten. Mein erster Gang galt der wundervollen Moldaubrücke. 26 Statuen von Heiligen schützen sie. Nur ein Postament blieb leer; es soll für Josef II. bestimmt gewesen sein. Vor mir thronte auf stolzem Hradschin die Königsburg und der erzbischöfliche Pallast, eine imposante Häuserreihe, und dahinter schaute die uralte Veitskirche hervor, links eröffnete sich die reizende Aussicht auf die Moldau hin. Zwei Wehre durchschneiden den schönen Strom der Quere nach. Weiter oben liegt mitteninne die Schützeninsel, sonst Klein-Venedig genannt. Jetzt spannt sich über beide Arme der Moldau eine zierliche Kettenbrücke, die wie an Fäden in der klaren Luft zu hängen scheinen. Links am Ufer ruht auf nacktem Fels die uralte Festung Wischerad, Felsen schließen die Aussicht. Auf dem ersten Ufer steigt der Laurentiusberg in die Höhe, mit Gärten, Häusern und Klöstern bedeckt und von hohen Mauerzinnen umschlossen. Aber der Strom von Menschen reißt uns auf den spiegelglatten Trottoirs von Eisenguß mit fort und bald stehen wir vor dem ehernen Standbilde von Prags Schutzheiligen, dem heiligen Nepomuk, und die Vorübergehenden ziehen den Hut oder beugen die Kniee, berühren wohl auch die fünf messingenen Sterne im Brückengeländer, welche die Stelle bezeichnen, an der der Heilige über das Geländer in die Moldau gestürzt sein soll. Nepomuks Namenstag ist der gefeiertste in Prag. Zwei Tage lang ist die Brücke dann mit Blumen geschmückt und für Fuhrwerke geschlossen.

Dem Geschichtsforscher mag es wohl eine unerschöpfliche Aufgabe sein wie eine reiche, glühende Nationalität sich in zwei so polarisch verschiedene Geistesformen ergießen konnte und wie diese beiden Gegensätze noch neben einander bestehen: das kühnstrebende Hussitenthum, das an Allem rüttelt, dem keine Frage zu fern, und der demüthige, opferungsbedürftige Geist des Katholicismus, ein Dualismus wunderbarer Art. Der römische Kultus zeigt hier Züge rührender Kindlichkeit. Vor eben den Häusern sieht man auf der Treppe in einer Mauerblende ein stets brennendes Lämplein neben dem Kruzifix angezündet. Wie oft habe ich über die wundersame Nepomukbrücke zum Hradschin wandelnd, auf den Balkon eines Häuschens der Insel Kampa bei der Kleinseite unfern dem Ufer liegend, still herabgeschaut. Es war eigentlich kein Balkon, nur eine Nische für die Madonna, voll Blumen,

Digitized by Google

eine frischgrünende Laube, ein Blüthenthron aus Liebe geschmückt, mit allem Herzenschmuck, welcher die Armuth reich macht, holdselig zu betrachten, gleich einem kleinen Paradiese. Allabendlich brennt eine bunte Laterne vor dem schwebenden Himmelsgärtlein, das weihnachtlich aus der Flut empor getaucht scheint. Mochte ich noch so spät heimkehren, immer kniete doch wenigstens noch eine Bäuerin oder Bürgersfrau in heißer Andacht beim Rauschen der Wogen am Kreuze mitten auf der Brücke.

Aber die Nepomukbrücke hatte für mich noch in anderer Beziehung viel Eigenthümliches und Wunderbares. Der Rythmus im Rauschen der Moldau schien mir ächt Nationelles zu haben und ich schaute tief bewegt in den majestätischen Strom, wie in einen Spiegel, der mir die wechselvollen Geschicke des Czechenthums zurückstrahlte. Die Fluth in ihrer vollen Kraft und Majestät, wie schön wallt sie durch Nepomuks Brückenbogen, wiederspiegelnd den Hradschin und den Wald von Thürmen des unvergleichlichen Prag! Da zieht sie hin, um in fremde Strömung überzufließen und sich in dieser zu verlieren, selbst bis auf den Namen! Wenn man unterhalb Melnik die beiden Flüsse sich vereinen sieht, die kleine schmächtige Elbe mit der vielgewaltigeren Schwester, scheint es unzweifelhaft, daß es die Moldau sei, welche der sächsischen Schweiz stolze Felsen so zärtlich in die Arme pressen; die Moldau es ist, in welcher sich des schönen Dresdens Kuppeln, Terrassen und Paläste spiegeln, die Moldau, welche sich um die große Hansestadt ausbreitet und stolze Schiffe dem Meere zuträgt. Vielleicht kommt einst eine Zeit, wo mit so vielem andern Unrecht auch dieses geographische getilgt wird und die Elbe Moldau heißt! Gehen nicht ähnliche Mystifikationen durch die ganze Weltgeschichte? Wie manche große That kommt unter falschem Namen auf andere Jahrhunderte! Nicht das wahre Verdienst, das Glück macht oft Alles. Nimmer vergeß ich die Worte, welche ein Böhme, während wir im Abendschimmer mit unsern Blicken den Schlangenwindungen der silbernen Moldau folgten, zu mir sagte: „Jeder Tropfen unserer Moldau ist für die Elbe.“

Prags Straßen sind meist eng und finster; nur die Neustadt hat breite Straßen und der Roßmarkt, eine lange breite Straße, nimmt sich namentlich von dem Festungswalle über dem Roßthore aus gesehen, ganz stattlich aus. Ueberall aber fallen dem Fremden die herrlichen Paläste der böhmischen Großen in die Augen, die dem Sommer über auf ihren Gütern und nur den Winter in der Hauptstadt zubringen. Interessant für mich war die unbewohnte Königsburg mit ihren 440 Gemächern. Ich durchwanderte die prächtigen Säle der Reihe nach und ergötzte mich besonders an der herrlichen Aussicht auf die thurmreiche Stadt und den in der Morgensonne funkelnden Strom. Mit eigenthümlichen Gefühlen aber betritt der Fremde das grüne Zimmer mit den hohen ledernen Lehnstühlen und den alten verblichenen Bildern aus alter Zeit, aus dessen Fenstern 1608 die königlichen Reichsräthe in den Schloßgraben hinabgestürzt wurden. Es war die Losung zum furchtbaren dreißigjährigen Krieg. In dem pomphaften Ständesaal prangen die lebensgroßen Bildnisse Maria Theressa's und Josef II. Mir fielen des Letztern unvergeßliche Worte ein: „Es wäre absurd, wenn sich ein Landesfürst einbilden wollte, das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande; Millionen Menschen seien für ihn und nicht er für sie da, um ihnen zu dienen“ u. s. w.

Unter dem Hradschin liegt das Waldstein'sche Schloß. Kein allmächtiger Feldmarschall wohnt mehr darin, es steht leer; nur Fremde besuchen das Gebäude, welches Wallenstein hier an der Stelle von fast hundert niedergerissenen Privatgebäuden erbauen ließ. Auch der Saal, in welchem der gefürchtete Herzog mit seinem Astrologen Seni in den Sternen las, existirte noch.

Ganz Prag ist noch voll Erinnerungen an jenen dreißigjährigen Schreckenskrieg. Als ich zurückging über die Brücke und an dem von Jesuiten großartig erbauten Universitätsgebäude vorüber an das alterthümliche Rathhaus kam, da fiel mir das erste Trauerspiel aus der Geschichte jenes gräßlichen Krieges ein, das hier auf dem Ringe des Altmarktes am Räthhause aufgeführt wurde: die Hinrichtung der Anhänger Friedrichs von der Pfalz nach der Schlacht am weißen Berge. Und auch sonst machen sich historische Reminiscenzen noch überall hier geltend. Bald kündigt sich dem Auge des Fremden hier durch das Schild vor der Thüre ein Stubenmaler Ziska an, bald schaut dort ein Prokop mit seinem jungen Weibe zum Fenster heraus. Auf dem Hradschin gab der Vergleich der alten und neuen Ständekammer viel zu denken. In dem einen Saale wird das Auge geblendet von der Pracht der mit rothem Sammet ausgeschlagenen Lehnstühle; in dem andern sieht man nichts als nackte Wände und eichene Schemel, von denen einst die Männer sich erhoben, welche die kaiserlichen Räthe aus dem Fenster warfen. Auch das alte ehrwürdige Rathhaus fesselte mich mit seiner kunstvollen majestätischen Uhr, bei deren Anblick ich wieder Gelegenheit hatte, mich der herrlichen Gewohnheit der südlichen Städte zu erfreuen, das Unentbehrlichste im Leben, wie Uhr und Brunnen, schön und reich auszustatten und dadurch selbst das Bedürfniß zu schmücken und zu verherrlichen.

Das öffentliche Leben in seiner Modernität scheint in Prag weniger ausgebildet. Es bestehen kaum ein Paar Kaffeehäuser und die Kaufleute dagegen breiten manchen Luxus aus und am meisten fallen die prächtigen Juwelierkasten und Glasgewölbe mit den wundervollen buntfarbigen Erzeugnissen böhmischer Glashütten in die Augen. Die Glasgewölbe auf dem alten Ring haben Abends, wo sie im Gaslicht wie krystallschlösser strahlen, etwas Feenhaftes an sich.

Meine liebsten Wanderungen geschahen zu den vielen, prachtvollen Kirchen. Der Dom zu St. Veit, die Metropolitankirche, würde einen reinern, erhebenderen Eindruck machen, wenn nicht das Unvollendete in der Architektur und die Spuren des preußischen Bombardements von 1757 störten und das Grabmal des heil. Nepomuk eben so schön als kostbar wäre.

Köstlich geschmückt ist die St. Nikolauskirche auf der Kleinseite und die Kreuzherrn- und St. Salvatorkirche am Brückenplatze; sehr erhaben die alterthümliche Theinbrücke mit der treffenden Inschrift: „Nicht Macht, nicht Reichthum, nur der Wissenschaft Werke bleiben.“ Auch die ehemalige Hussitenkirche auf dem altstädtischen Markte zog mich an. In der Lorettokapelle bei den Franziskanern zeigte man mir einen

Digitized by Google

Kupferstich, der Ziska darstellt, wie er als Blinder die Schädel der Gefangenen befühlt und wenn ihm der Tastsinn das Dasein einer Tonsur verräth, den Aermsten propria manu skalpirt.

In Prag hört man viel Glockengeläute, doch mehr ein Geklingel, als Läuten, kurze, scharfe Glockentöne; dazwischen der harte Schall der österreichischen Trommel. Jeder Ort hat neben charakterischen Bauten und Bildern auch seine eigenen Stimmen und Gerüche. Die Straßen Prags, zumal der Altstadt durchzieht ein eigenthümlicher Schmorgeruch. Er entsteht wohl von der kräftigen Landesküche, dem fetten Essen; über jede Speise wird eine Fluth von Butter gegossen. Für den Leib ist wohl gesorgt. Da gibts Speisewirthschaften mit ellenlangen Küchenzetteln, Eßboutiken in den Hausfluren, wo man Bratwürste mit Meerrettig genießt und Bierhäuser in mit Tannenzeißig und Laubwerk gezierten Höfen und Harfenspielerinnen und böhmische Musikanten unterhalten darin das schmausende Publikum. Das bevorzugte Nationalgericht aber bleiben immer die „Kolatschen," die unvermeidlichen, mitunter recht verlockenden Kolatschen. Wer ist in Böhmen je gewesen und kennte sie nicht? sogar auf allen Eisenbahnstationen werden sie feilgebothen; ja durch alle Waggons wandern Körbe mit dem noch warmduftenden Hefengebäcke, an welchem sich die gastronomische Phantasie übt, es mit der mannigfaltigsten Fülle auszustatten, von Obst, Käse, Rosinen oder Chocolade.

Nur in einem Theile der Stadt scheint Schmutz und Armuth zu Hause; es ist das Judenviertel in der Altstadt. Hier wohnen die zehntausend Juden Prags, der eilfte Theil der ganzen Bevölkerung, als Parias der civilisirten Welt. Aber in diesen unscheinbaren Häusern mit den zahlreichen Trödelbuden, in diesen Straßen voll Käsegeruch und pestilenzialischen Dünsten wohnen Prags reichste Leute. Was haben doch eben ihres Geldes wegen die armen Juden schon aushalten müssen! Man zählt in Prag 9 Judenverfolgungen. Bald gab man ihnen schuld, sie hätten Kinder geraubt, Brunnen vergiftet oder Feuersbrünste angestiftet. Aberglaube und Geldgier glaubten das, und die Reichsten wurden hingerichtet oder mußten mit Geld Leben und Duldung erkaufen. Noch im 14. Jahrhundert ließ König Johann aus der Synagoge der Prager Judenschaft 150 Mark Gold, 2000 Mark Silber und 7000 Mark Prager Groschen entnehmen und zur Beschönigung seiner grausamen That hinterdrein 40 Juden des Betruges anklagen und lebendig verbrennen. Darüber krähte kein Hahn. Als aber derselbe Regent aus einer christlichen Kirche Prags die 12 silbernen Standbilder der Apostel genommen hatte und in seinem Alter erblindete, da schrie alles Volk: „das ist die Strafe für den Kirchenraub;" an die gefolterten und verbrannten Juden hingegen dachte Niemand; es war damals eine Gnade, wenn man sie leben ließ, und noch unter Maria Theresia mußten Juden 20,000 Dukaten aufbringen, um nur in Prag bleiben zu dürfen. Und noch immer sind sie eingesperrt in ihrer Judenstadt; aber zahlreiche neue Geschlechter Böhmens stammen von israelitischen Eltern ab und jüdische Geldmänner werden überall gebraucht.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Die Fornarina.

Ein Monolog von Franz Kugler. Stuttgart, Verlag von Ebner & Seubert. 1851.

Ch. Sch. In einer der frühern Nummern dieses Blattes war das Drama „Hans Baisen" von Kugler besprochen. Vom nämlichen Verfasser liegt ein Monolog in dramatischer Form vor uns, der in jeder Beziehung ausgezeichnet ist und desto mehr eine eigene Besprechung verdient, als eine fördernde Kritik im Zwecke dieses Blattes liegt. Da der Inhalt an die Biographie eines der größten Künstler sich anlehnt, so ist es nothwendig, diesen Umstand zuerst kurz zu erörtern.

Raphael Sanzio, der Fürst der Maler, wurde zu Urbino den 6. April 1483 geboren und starb zu Rom an seinem Geburtstage, den 6. April 1520. Sein Vater, Giovanni, ein nicht unbedeutender Maler, brachte seinen jungen Sohn, da der eigene Unterricht unzulänglich war, in der Schule des berühmten Pietro Perugino unter. Von da an fortwährend durch Produktionen, in denen noch der Styl seines Lehrmeisters zu erkennen ist, thätig wechselte er mehrere Male seinen Aufenthalt, worunter besonders Florenz großen Einfluß auf ihn übte, bis er sich endlich von 1508 an bleibend in Rom festsetzte. Besprechung und Erwähnung seiner Werke gehören nicht hieher. Obgleich er unverheirathet war, so hatte er doch eben seit dem Beginne seines Aufenthaltes in Rom eine unzertrennliche Gefährtin seines Lebens, ein schönes Bäckermädchen, deren wahren Namen wir nicht einmal kennen, denn Raphael nannte sie nur Fornarina (deminutiv von fornara, d. i. Bäckerin). Sie war bei allen Arbeiten ihres Geliebten in der Nähe; daher auch der Papst einmal bitter fragte, wer denn das Mädchen sei, das er beständig hier sehe, worauf Raphael ruhig erwiderte: „Ew. Heiligkeit werden entschuldigen: sie ist mein Augapfel." —

Der Zeitpunkt, in welchem Kugler die Fornarina diesen Monolog sprechen läßt, ist der Moment, wo Raphael stirbt, doch steht sie nicht an seinem Todbette: sie sagt selbst (4. Vers):

Sie haben mich von dir getrennt: — mein Ohr
Ist scharf, ist scharf! Ich hör' es durch die Wände,
Empor die Stiegen und die Gänge durch, — —
Des Pfühles Knittern hör' ich, drauf dein Haupt,
Dein armes Fieberhaupt gebettet, — höre
Dein pochend Herz, — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Dein letztes Flüstern, das sie nicht verstehen,
Dein letztes: Fornarina! — —
— — — — — — sie trennten uns:
Die Priester kamen, die zum letzten Weg
Dir Spende zu bereiten, und sie sagten,
Es sei ein Hemmniß auch dem Wege, — ich,
Ich sei das Hemmniß und die heil'ge Kirche
Gebiete mir, daß ich von hinnen gehe,
Weil ich dein Weib nicht bin. —

Sie spricht nun den Wunsch aus, daß sie sein Weib wäre, um ihm alle Tröstungen bereiten zu können, sie wollte stark sein, — stark — bei diesem Worte geräth sie wieder in Aufwallung, die sich bald wieder legt:

Doch dräng' ich ein, — die Stille stört' ich dir
Und deine Seele, schon bereit zur Reise,
Entfaltend schon die lichten gold'nen Schwingen, —
Noch einmal zög' es sie zurück!

Läßt sich die psychische Macht der Liebe schöner und herrlicher schildern als in diesen wenigen Worten?

Dann erzählt Fornarina selbst ihr Bekanntwerden mit Raphael: bei Santa Dorothea war ihr Haus „klein und ärmlich," dabei ein Garten „klein, verschattet fast vom Grün," in welchem lustig ein Quell plätscherte, an diesem stand sie, im Becken die Füße sich zu kühlen, „noch ohne Mieder, keinen Lauscher fürchtend," dieß und jenes träumend und doch nichts ernstes denkend, „so nach Mädchenart." Mit einem Male springt Raphael über die Gartenmauer, ein schöner, junger Mann, und steht vor ihr. So wurden beide mit einander bekannt und Fornarina merkte bald, daß ihr angehender Geliebter ein Maler sei. Sie fragte ihn nach seinem großen Meister —

Nach dem Prophetenjüngling, dessen Bilder —
Denn Solches sprachen ja in Rom die Leute, —
Der heil'gen Lehre göttliches Geheimniß
Der Welt geoffenbart, wie's die Propheten
Vor Alters thaten, nach dem Raphael. —
Nach seinen Haaren, seinen Zügen — — —

Welche rührende Freude für das Mädchen, da es den Raphael selbst vor sich hatte, und bei ihm bleiben — und sein konnte:

„Dem höchsten Wunder ich der Lebensquell!" —

Digitized by Google

Kurz, man möchte das ganze Büchlein abschreiben, es ist nur Eine schöne Stelle das Ganze. Nach mehrfachen Wendungen betet die Fornarina endlich vor dem Madonnenbilde, das ihre Züge trägt. Ueber heftige Zweifel und Aufregungen, da die Identität ihrer Person im Bilde und der Madonna selbst sie verwirrt, siegt der Gedanke an das Ideal des Urbildes, ihre Stimmung wird sanfter; sie betet für Raphael! Und als die Schüler Raphaels im Hintergrunde erscheinen und ihre Trauergeberden verrathen, daß ihr großer Meister todt sei, bleibt sie gefaßt, empfiehlt seine Seele der Mutter des göttlichen Erlösers und spricht, indem sie Giulio Romano winkt:

Giulio! Laß eine Kiste für dieß Bild
Bereiten. Von den Gaben Raphaels
Nehm' ich dies Bild — nur dies — mit in die Zelle,
Da sich mein Leben schließen wird.

Der Hauptmoment des ganzen Büchleins liegt in der Form. Diese ist wahrhaft edel, ist zart und doch fest und dem Gedankengange echt künstlerisch angepaßt. Kugler ist nicht genial, er ist Künstler (er bildete sich in der Dichtkunst, Musik und Malerei gleichmäßig aus)! Er ist Dramatiker, doch leider ohne die Bühne! Dazu müßte er entweder ein Franzose sein, à la Scribe & Comp., oder ein Deutscher von der Sippe eines — doch ich mag keinen Namen nennen. Warum sieht man denn auf unsern Bühnen so viele elende Stücke, aus dem Französischen übersetzt, während man deutsche Dramatiker ignorirt? Doch diese und ähnliche Fragen berühren Verhältnisse, die den stehenden Charakter der Zeit bilden und wagt es Jemand, dergleichen Dinge nicht herrlich zu finden oder von allen und gewissen Opern zu sagen, daß sie ein klassischer Unsinn oder Skelette seien, über die die Musik ihr prunkendes dunkelfarbiges Prachtkleid wirft, so wird man im besten Falle mit einem gutmüthigen Lächeln über eine so totale Narrheit über die Schultern hinweg vornehm abgefertigt. Jedem das seine — daher auch dem Narren seine Kappe! Doch Referent läuft Gefahr, letztern Passus auf sich bezogen zu sehen und empfiehlt schließlich das besprochene Büchlein allen Freunden des wahrhaft Edeln und Schönen, insbesondere der Jugend, die sich angehend mit deutscher Poesie bekannt macht — auch auf die Gefahr hin, daß darin etwas von Liebe vorkommt. —

Kunstausstellung vom Jahre 1852.

(Fortsetzung und Schluß.)

Von H. Both aus Düsseldorf kann man mit Recht sagen, daß er der baltischen Natur ihr Geheimniß abgelauscht. Seine Landschaft im Charakter der Ostsee ist, mit wenig Apparat von großer Wirkung. Ein Waldboden mit dem majestätischen Schmuck eines kräftigen Laubholzschlages gekrönt. Dort, wo ein Stück Felsen zu Tage tritt, entspringt ein Quell, bei dem Landmädchen Wasser holen. Das den dortigen Gegenden eigenthümliche Rothliegende unterbricht grell, aber höchst charakteristisch, den tieferen Farbenton des Terrains. Ein frischer Himmel wölbt sich über diese duftige Waldstätte, Sonnenlichter spielen auf dem erhabeneren Theile des Bodens, und aus fernem Hintergrunde schaut das blaue Auge der Ostsee herein. —

Schleißner's aus Kopenhagen „Holländische Seeleute beim Spiel“ hat so viel Naturwahrheit, daß man die Kunst dabei vergißt. —

Wer nie ein Meer gesehen hat, wird sich, wenn er Stöckler's aus Wien „Schiffe bei ruhiger See“ betrachtet, eine viel zu indigoblaue Vorstellung davon machen. Auch können wir ihm die Versicherung geben, daß Seeschiffe niemals vom Lackirer in die Arbeit genommen werden. —

Ranftl's Bild, „Nach der Schule“ betitelt, zeigt uns anmuthige Kinder am Ufer eines sehr gut gemalten Wassers, wo sie zur Erholung von der Schulanstrengung nun fischen wollen. —

Hulk's „Marine“ und Springers „Stadtansicht“ sind glänzende Proben niederländischen Farbensinns. Welch ein Unterschied zwischen Hulk und Stöckler!

„Das jüngste Brüderchen“ von Mayrer in Düsseldorf ist die Holdseligkeit selbst. Wie schläft es so stille: ein Hauch, ein Blick schier könnte es aufwecken, aber die beiden ältern Geschwister werden es doch nicht aufwecken, dazu sind sie viel zu behutsam, viel zu zart.

Wieschebrink in Düsseldorf hat in seiner „Nikolaus-Bescheerung“ unendlich viel Humor und Wahrheit. Der weinende Knabe, dem man es aber ansieht, daß er durchaus nicht von seiner Schuld überzeugt ist, die tröstende Großmutter und das mittheilende Kind sind sind wahre Lebensbilder.

Gauermann's „Tränke,“ sonst gewiß ein Bild von Werth, hätten wir nie für einen Gauermann gehalten, wenn nicht der Katalog es schwarz auf weiß so sagte.

Franz Bossuet van Ypa in Brüssel hat in seiner Ansicht von „Ugvar in Spanien“ ein düsteres, melancholisches Bild mit Meisterhand gemalt, und den heitern, tiefblauen Himmel wie zum Hohn darüber gespannt.

In de Leuw's „holländischem Kanal“ hingegen ist der nächtliche Himmel mit Wolken umzogen, so daß der Mond nur mit Mühe ein zerstreutes Licht hindurchzuzwängen vermag. Eine hölzerne Hütte und dürres Gesträuch und hie und da ein entlaubter Baum bilden die Ufereinfassung des gefornen Kanals. Man sollte meinen, wie schaurig, wie unheimlich das Alles wirken müßte! Und gerade das Gegentheil ist der Fall. Da läuft im Dunkel ein Bursche mit seinem Mädchen auf Schlittschuhen, und etwas ferner, am Ufer, stehen noch zwei Leute mit einem Kinde; darunter warscheinlich eine garde de dame für die holländische Schöne, die auf glatter Bahn mit ihrem Liebsten schleift. Man kann nicht leicht ein traulicheres, stockdunkelfreundlicheres Bildchen sehen.

Jabin's und Klein's Landschaften zeichnen sich durch eine eigenthümliche Durchsichtigkeit in Behandlung des Wassers aus. Ersterer versteht sich auch vorzüglich auf den Baumschlag.

Isabey in Paris hat in seiner Farbenskizze „Ufer der Normandie“ große Kraft in kleine Dimensionen hineingelegt.

Meyerheim's Pferdetränke kommt uns wie eine nicht gelungene Nachahmung Gauermann's vor.

Der Marktplatz in Padua von William Wyld in Paris ist ausgezeichnet gut gemalt.

Um schließlich noch auf das rein historische Fach zu kommen, so muß man sagen, daß dasselbe nicht am besten vertreten ist. Tasso's Tod von Theobald von Oer in Dresden hat eine widerliche, zitronengelbe Färbung und Fleury's Michael Angelo bei Tizian läßt wenig Geist errathen. Steht man länger vor dem Bilde, so meint man fast den alten Michel Angelo zu hören, wie er zu Tizian im Vertrauen sagt: „Aber ich bitte dich, was hast du denn da für eine Figur kreirt!“

Theater.

Montag, 1. März „Königin Margot und die Hugenotten“ nach Dumas „Reine Margot,“ frei nachgebildet von Fried. Adami. Alex. Dumas hat sich den Stoff seines Dramas aus den Gräueln der französischen Religionskriege geholt, und Heinrich von Navarra als Träger der gerechten Sache der Hugenotten, gegenüber den blutgierigen Plänen der herrschsüchtigen Catharina von Medicis, in den Vordergrund gestellt. Dagegen hätten wir nichts einzuwenden, wohl aber gegen die Art und Weise, wie der Verfasser seine Aufgabe zu lösen versucht, abgesehen davon, daß wir von den fürchterlichen Vorgängen der Bartholomäusnacht jedenfalls zu viel, wenn auch nicht zu sehen, doch zu hören bekommen, da durch zwei volle Akte Sturmgeläute und Gewehrsalven unsere Ohren peinigen, so wäre auch nach unserer Ansicht das Drama mit der glücklichen Rettung Heinrichs aus dem Blutbade vollständig abgeschlossen, und es hätte nicht noch zweier Akte bedurft, den Knoten neuerdings zu schürzen und am Ende nicht mehr zu erreichen, als bereits am Schlusse des dritten Aktes vorhanden war. Dumas opfert dem Effekt den Werth seines Dramas; deßhalb schleppt er eine Menge von Einzelnheiten herbei und schmückt sie mit einer Sorgfalt aus, die dann der Einheit des Stückes und dem Interesse der Hauptpersonen Eintrag thut, wie z. B. die höchst überflüssige Eberjagd und die allzu drollige Derbheit des Gascogners in der Kerkerscene. Heinrich von Navarra selbst hat seine Rettung mehr der Treue des Pagen und zufälligen Umständen als eigener Thatkraft und Entschlossenheit zu danken. Wie in allen französischen Stücken, so fehlt es auch hier nicht an Bösewichtern und Schutzengeln der auserlesensten Sorte, die überall und nirgends sind, je nachdem sie der Autor gerade braucht; so Maurevel und der Page von Mouy. Die Aufführung war übrigens eine ziemlich gelungene, was auch von dem zahlreichen Publikum mit lebhaftem Beifalle anerkannt wurde. Frl. Herz (Margaretha v. Valois), die das Stück zu ihrer Einnahme gewählt, wurde zum Beweise der Gunst, die sie sich bei den Innsbruckern erworben, trotz der rauhen Jahreszeit mit Kränzen überschüttet.

Mittwoch, 3. März „Die Memoiren des Teufels.“ Daß der Satan im Spiele war, haben wir bemerkt, denn die Aufführung war verteufelt schlecht.

Notizen.

Wir machen unsere Leser auf die beim Kunsthändler Unterberger aufgestellten Daguerreotypen des Herrn Eisinger aufmerksam; sie zeichnen sich durch Reinheit und Schärfe in hohem Grade aus.

* Unsere Kunstausstellung ist in den letzten Tagen durch ein schaudervolles Gemälde bereichert worden. Herr Stecher wollte dadurch die Macht seines Pinsels beweisen, daß er ein Werk ausstellte, welches gewiß jeden, der es gesehen hat, eine schlaflose Nacht verursacht.

* Das neue Drama von Fr. Hebbel „Agnes Bernauerin“ soll am 19. d. M. in München zur Aufführung kommen. Der Dichter hat darin ein Stück deutscher Geschichte in großartig symbolischer Weise behandelt.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 12. Innsbruck, 20. März 1852.

Jäger und Schütz *).

Singspiel in 3 Aufzügen von J. E. v. Schmuck.

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

(Hänchens Kammer. Morgendämmerung.)

Hänchen. Dank Gott, das schreckliche Gewitter
Ist glücklich nun vorüber;
So schrecklich war die Nacht,
Doch um so schöner ist der Morgen! —
(öffnet das Fenster.)
Wie athmet sich so leicht die frische Luft,
Wie reichlich spenden heut
Die Blumen ihren Duft!
An ihren Kelchen hängt noch schwer
Der Regentropfen;
Wie herrlich spiegelt sich daran
Das Morgenroth! —
Die Vöglein hüpfen zwitschernd
Die Aeste auf und nieder;
Sie künden mir des Toni Wiederkehr,
Gewiß, er kommt zurück — o Himmel
Gib doch mein Lieb mir bald zurück! —

Arie.

Ihr lieben Vöglein, eure Lieder,
Sie senken sich in's Herz hinein,
Ihr singet mir, er kehret wieder,
Dein Toni wird bei dir bald sein.
Und an der zarten Blümlein Kelchen
Sagt der Rubin, das Morgenroth:
O laß die Hoffnung niemals welken,
Auch im Gewitter wachet Gott! —
Ich will vertrauen, er wird kommen,
Vielleicht ist er schon in der Näh',
O Augenblick, sei mir willkommen,
In dem ich Toni wiederseh!

Zweite Scene.

Hänchen. Wer kommt so früh, wer wird es sein, will sehen,
Marie ist es, die liebe Freundin bringt
Gewiß was Neues mir!
(Marie tritt auf.)
Marie. Ach Gott, mein Hänchen! —
Hänchen. Was gibt es?
Marie. Höre, Peter hat schon wieder
Bei mir heut sich gemeldet . . . .

*) Diesem bereits 1849 vollendeten Singspiele wurde die Idee zur Novelle „Aus dem Tirolerleben 1848“ (Phönix II. Jahrgang 1851 Nr. 27 ꝛc.) entnommen. Das ihm vorausgehende Vorspiel „der Centrumschuß“ stellt ein Schützenfest in Tirol vor, entwickelt das Verhältniß des Toni, des ersten Schützen in der Gegend, mit Hänchen, der einzigen Tochter des Dorfvorstehers, und bereitet den Auszug der Kompagnie vor. Der Inhalt der ersten zwei Aufzüge des Singspieles ist in gedrängtester Kürze folgender.

Toni, gestern zum Hauptmann gewählt, nimmt in frühester Dämmerung von Hänchen Abschied. Durch Toni's Lied an das Vaterland wird das anfangs verzagte Mädchen für dasselbe begeistert, in der Vaterlandsliebe geht ihre Liebe auf. Der von Hänchen gewundene, von Toni durch einen Centrumschuß gewonnene Kranz war von diesem zum Hochzeitskranz bestimmt worden; dieser wird nun in der Steigkapelle der heil. Jungfrau zur Aufbewahrung übergeben. Auf dem Kirchplatze herrscht reges Leben unter den sich sammelnden Schützen. Der Greis (Hänchens Vater) zieht den Toni zu sich ins Haus, um ihm die Verhaltungsregeln als Hauptmann mitzutheilen. Während Hänchen vor dem Hause mit der Aufputzung von Toni's Hut beschäftiget ist, kommt Peter von der Fremde zurück. Er war schon als Knabe von den beiden Vätern mit Hänchen verlobt worden; liebte Hänchen als Jüngling, diese liebt aber den Toni. Aus Schmerz darüber entfernte er sich unter dem Vorwande eines Händlers aus der Heimat. Nicht in der Absicht, bei Hänchen noch einen Versuch zu machen, sondern das Vaterland zu vertheidigen, kehrt er jetzt zurück. Wie er Hänchen erblickt, erwacht in ihm die alte Liebe mit erneuter Macht; die besonders freundliche Bewillkommnung von Hänchen, die übrigens immer gut mit ihm gewesen war, bringt ihn völlig von Sinnen; schon will er ihr sein Leid entdecken, als der Greis mit Toni aus dem Hause kommt; dieser hatte den Peter schon früher hart behandelt, und begrüßt ihn jetzt gar als Tagdieb und Landstreicher, und geht die Entschuldigungen des Peters nicht anhörend mit Hänchen und Toni nach dem Kirchplatze ab. Peter bleibt in seinem Schmerze, so mißkannt zu werden, allein zurück. Nun kommt Marie, des Peters Schwester und Hänchens Freundin, und erkennt ihren Bruder. Dieser erzählt ihr sein Leiden und die Ursache seiner Ankunft; sie will ihn vom Auszuge abhalten, indem sie Uebles ahnt: er verspricht ihr aber, daß sie ihn gewiß wieder sehen soll, und schickt sie nach Hause, ihm den Stutzen zu holen. Unterdessen erfährt Peter von einem vorüberziehenden Schützen, daß Toni Hauptmann sei, unter diesem will Peter nicht ausziehen, er bittet, ihn die Schwester zu grüßen und ihr zu sagen, daß er zu den Kaiserjägern gegangen sei, und verschwindet bei Ankunft des Schützenzuges, die sodann ausmarschiren.

Der zweite Aufzug spielt an der wälschen Gränze mit den verschiedenen Abenteuern der Schützen im Lager; dem folgt ein Schlachttableau, Peter fällt als Jäger, bekommt auf dem Schlachtfelde die goldene Medaille, die er durch Toni, mit dem er sich sterbend versöhnt hat, seiner Schwester Marie schickt. (Schlußtableau Oesterreichs Sieg). Das in Kürze der Inhalt der zwei ersten mit allerlei Nationalliedern und Chören ausgestatteten Aufzüge.

Digitized by Google

Hänchen. Hast dich wieder
Getäuscht! ich glaub' es nicht. —
Marie. Nein dießmal laß
Ich mir's nicht nehmen, Peter, ach, ist todt! —
Hänchen. O glaub' es nicht, hast Freundin schwer geträumet;
Maria. Nein Hänchen, nein, ich war ja immer wach,
Er nahte blutig sich und drückte mir
Die Hand, und legte mir was auf die Brust! —
Hänchen. Was hat er auf die Brust Dir wohl gelegt?
Marie. Ich weiß es nicht, hab' weiter nichts gefunden.
Hänchen. Da siehst du nun, es war ein bloßer Traum.
Marie. O nein, ich sah ihn deutlich, als er ging
Da fiel sein Stutzen von der Wand herab;
Da blitzte es durch's Fenster hell herein,
Und fürchterlich erdröhnte drauf der Donner —
Da blieb der Puls mir still, ich konnt' nicht athmen
Mehr! Als ich lang im Schweiße so gelegen
Und lauter draus der Regen immer rauschte,
Da löste sich mein Herz und banges Weinen
War endlich Linderung dem bittern Schmerz.
Hänchen. Nun Freundin siehst, es war nichts anders als der Alp.
Dann schliefst du ein?
Marie. Ach nein, o hör mich weiter:
Ich schlief nicht ein, ich weinte bis zum Schein
Der Dämmerung; dann lief zum Fenster ich
Und sieh — mein Nelkenstock liegt auf dem Boden.
Hänchen. Siehst du, das that dir der Gewittersturm —
Marie. Ich hob ihn auf, und eine Nelke war
Gebrochen; — als ich in die Hand sie nahm,
O weh — da hing ein Tropfen Blut daran! —
Hänchen. O sieh', Marie, es war ein Regentropfen,
D'ran spiegelt sich das Morgenroth, das kündet
Uns ja die Ankunft großer Freudentage!
Marie. Nein, es war Blut, bei Gott, es trog mich nicht!

(sinkt ihr in die Arme.)

Hänchen. Ach Gott, was soll ich thun, die arme Freundin
Sie ist in Ohnmacht! Gott im Himmel gib
Die Sinne ihr zurück, o hab' Erbarmen!

(Legt sie auf das Lager.)

Dritte Scene.

(Hänchen, Martha, der Greis.)

Martha. Das arme Ding schon wieder da, wird's wohl
Nicht lang mehr machen, weint ihr Leben noch
Heraus ob ihrem Bruder; nein, das hat
Er nicht verdient, daß sie sich drum so kümmert,
Blieb nie zu Haus . . .
Hänchen. Laß sie den Geist dort riechen,
Daß sie sich bald erhole, und dann ruhe —

(Greis tritt auf.)

Greis. Was gibt's denn wieder hier zur frühen Stunde,
Mir schien's, als hört' ich dich um Hülfe rufen?
Hänchen. Ach lieber Vater, siehe hier Marie —
Da kam sie her, ist wieder außer Sinnen;
Sie meinet wieder, Peter wäre todt.
Greis. Was höre ich? — zum Drittenmal ist's schon,
Bedeutungsvolle Zahl — das Drittemal!

(Tritt sinnend zu Marie.)

Martha. Jetzt hat sie sich erholt, wir wollen sie
Nun schlafen lassen, 's wird recht wohl ihr thun.
Hänchen. Ja, thun wir das, sie braucht den Schlaf.
Greis. Ja wohl, —
Nun Martha geh', und lasse uns allein!

(Martha ab.)

Mein Hänchen schau, jetzt wird mir selber bang;
Zu spät ach seh' ich's ein; das Wort, das ich
Gegeben, habe ich gebrochen, jetzt
Wird mir die Mahnung klar, — der Auszugstag
Der Kompagnie — er war der Sterbetag
Von Peters Vater, wankte nicht umsonst
Sein Todtenkreuz im Friedhof, als ich nach
Der Fahnenweih dem Toni dich verlobte. —
Hänchen. O Gott! was soll das deuten? — Vater sprich,
Was willst du sagen, wirst so ernst und traurig —
Greis. Mein lieber Gott, ich habe gegen Peter
Mich schwer verfehlt, hab' Unrecht ihm gethan:
Als er ein Knabe noch, war er mit dir
Verlobt, er liebte dich als Jüngling — Nicht
Geliebt von dir, von mir mit Strenge stets
Behandelt — suchte er die Fremde auf;
Die Handelschaft war Vorwand ihm; er wollte
Versuchen nur den Gram zu heilen in
Der Ferne. Die Gefahr des Vaterlandes
Rief ihn zurück; verzweifelnd kämpfend
Sucht' er vielleicht im Tod den Frieden sich; —
Drum Hänchen siehst, wird selber mir jetzt bang,
Der gute Peter, — ach er macht vielleicht
Im Tode sich bezahlt für seine Qualen,
Die deinetwegen er im Leben litt —
Er könnt sich rächen — auch die Todten rächen.
Hänchen. O Gott, ich hab ihm nichts gethan, war ihm
Ja immer gut, doch lieben, Vater, lieben —
Greis. Genug, warst du doch Schuld an seinem Leiden,
Du sollst es büßen, und ich — ich mit dir,
Nicht seine Schwester! — ha ich brech' — ich brech'
Zum Zweitenmal mein Wort — soll diese Schande
Nun meine Strafe sein — denn merke wohl,
Bevor kein Zeichen wir, daß Peter uns
Verzieh'n, sollst deinen Toni du nicht haben,
Das Zeichen sei — die Freude seiner Schwester! —
Hänchen. O Gott, was höre ich! — mein Vater — Toni —

(schmiegt sich bittend an den Vater.)

Mein Vater —
Greis. Ha zurück, da hilft kein Fleh'n.

(Hänchen wirft sich weinend auf Marie.)

Gekränkte Lieb vergißt,
Die Schmerzen nicht so leicht,
Erst wenn gerächt sie ist,
Wird ihm die Erde leicht.

Digitized by Google

Drum bet' für seine Seele,
Wenn die gerettet sich:
Dann komme und vermäle
Mit deinem Toni dich! —

(Der Greis geht ab, Hänchen will ihm nach, er schlägt die Thür zu, Hänchen bleibt sinnend stehen.)

Vierte Scene.

Marie (erwachend) Wo bin ich?
Hänchen. Sieh, bei mir bist du, Maria;
Marie. Wer war denn hier?
Hänchen. Mein Vater, liebe Freundin;
Marie (die sich vom Lager erhoben.) Du bist ja traurig, hast geweint? —
Hänchen. Ach nein . .

(Es läutet zum Morgengruß.)

Hörst du, es läutet jetzt zum Morgengruß;
Marie. Wir wollen beten —
Hänchen. Komm mit mir, wir wollen
Mitsammen hin zur Steigkapelle geh'n
Zum Frühgebet; am Morgen betet sich's
So leicht —
Marie. Ich gehe mit, komm' führe mich!

(Beide ab.)

Fünfte Scene.

(Freier Dorfplatz mit einer großen Linde; Kinder und Jungfrauen sind mit Charpiezupfen u. s. w. beschäftigt.)

Chor.

Zupfet und rupfet die Fädchen,
Zieht sie herunter recht fein;
Daß sie den brennenden Wunden
Heilsame Linderung sei'n!

Vorsängerin.

Drinn an der Gränze, o Grausen,
Da wüthen die Schlachten, o weh,
Die Kugeln sie sausen und brausen
Um unsere Schützen — o weh!

Chor.

O Himmel, beschirme die Schützen,
Verleihe den Unsern den Sieg,
O Jungfrau, du mögst sie beschützen,
Daß Keiner im Kampfe erlieg'!

Vorsängerin.

Getroffene Kämpfer sich winden,
Es dünget die Erde ihr Blut;
O hätten Charpie sie und Binden,
Wie wär's für die Wunden so gut!

Chor der Jungfrauen.

Auf mit den Kästen, zerschneidet
Die Linnen, die Mitgift der Braut;
Zerzupft sie dem Freunde, der leidet,
Dann seid ihr am schönsten getraut! —

Vorsängerin.

Verstopft ist die brennende Wunde,
Kaum fühlt mehr der Schütze den Schmerz;
Er danket uns lächelnd, zur Stunde
Denket der Freundin sein Herz.

Chor.

Zupfet und rupfet die Fädchen
u. s. w. wie erste Strophe.

Sechste Scene.

(Der Greis tritt in Begleitung vieler Dorfleute auf.)

Greis. Kommt näher, lieben Leute, seht, ich habe
Viel Neues mitzutheilen, hört, noch heute
Wird unsere Kompagnie zurück uns kehren. —
Alle. Welch frohe Botschaft, laßt uns gleich entgegen.
Greis. Mit allen Ehren laßt sie uns empfangen,
Sie haben alle tapfer sich benommen
Und waren glücklich! —

(Hänchen und Maria kommen von der Kapelle zurück, und gesellen sich unbemerkt zum Volkshaufen.)

Zwei doch fielen hin,
Als Opfer für das theure Vaterland!
Alle. O weh, wer sind die Armen, Jakob, sprecht?
Greis. Wie könnet Helden ihr doch Arme nennen? —
Die Tapfern waren's werth den Heldentod
Zu sterben! Die Gemeinde soll sie ehren,
Und ihrer fleißig im Gebet gedenken,
Und insbesonders auch des braven Peters! —
Marie. O Gott, mein Bruder todt — es war kein Traum!
Alle. Die Arme mußt' es hören, ach der Schmerz
So plötzlich wird ihr schaden!
Hänchen. (Marie auf eine Bank niederlassend) ich verzage! —
Greis. Die Arme, ach ich sah sie nicht, o hätte
Sie's nicht gehört! o führet sie bei Seite,
Sie könnt' den Jubel nicht ertragen — ja,
Es würde brechen ihr das arme Herz!

(Man hört von der Entfernung Musik und Pöller.)

Schon kommen sie, wir eilen gleich entgegen;
Du Hänchen bleibst bei ihr, und führ'st sie dann
Nach Haus, bevor die Schützen kommen noch! —

(Alle ab.)

Siebente Scene.

(Musik kommt näher, Marie richtet sich auf der Bank auf.)

Arie.

Hänchen. Der Augenblick, auf den mit Sehnen
Ich lang geharrt, ist hier;
Und jetzt begrüß' ich ihn mit Thränen,
So qualvoll kommt er mir!
Es schwillt und wogt voll Freudensfülle,
Dort oben jedes Herz;
Doch ach, mich bannt ein hoher Wille
Zurück an meinen Schmerz. —
Sie kommen schon, die Fahne wehet
So siegesstolz einher!
O Himmel, länger widerstehet
Mein Herz ihm nimmermehr!

(Hänchen fliegt dem Toni entgegen, Festgeläute und Schießen und Gesang mischen sich durch einander. — Marie kniet auf und schaut die Hände gefaltet starr dem Zuge entgegen.)

Digitized by Google

Siebente Scene.

Wechselgesang.

Grüß Gott, du liebes Heimatthal,
Seid Alle gegrüßt, viel tausendmal —
Willkommen hier im Heimatthal,
Seid herzlich uns gegrüßt! —
Schützen hoch — Heimat hoch!

(Toni auf Marie zugehend und ihr die goldene Medaille des Bruders an die Brust heftend.)

Toni. Sieh da Marie, das schickt der Bruder dir,
Die tapf're Brust hat es im Tod geziert;
Er grüßet dich, du sollest sein gedenken,
Doch in der Freude — nicht mit Trauer; denn
Beglückt ist er im Tode für Tirol —
Nein, schönern Tod könnt' nimmermehr er sterben,
Als für das Vaterland und unsern Kaiser.

Marie. (sich erhebend.)
Welch Wonn'gefühl durchzuckt mit Einemmal
Mein Herz? — o Freundin, freue dich mit mir!
(Sie umarmt Hänchen.)

Hänchen. O Vater sieh', wie hoch Marie sich freut!

Greis. So mögest denn auch du dich freu'n! die Schuld
Ist gesühnt, o freut euch Alle.
(Führt Hänchen dem Toni zu.)

Händ. u. Toni. Verstumme du Klage,
Verschwinde, o Pein!
Jetzt kommen die Tage
Der Wonne herein.

Greis. Vor Allem Dank dem Herrn, entblößt das Haupt,
Laßt uns ein fromm Gebet zum Himmel schicken!

Chor.

O Gott wir danken dir, du Herr der Welten;
Du schautest auf dein Volk in schweren Stürmen,
Und schicktest uns aus deines Himmels Zelten,
Die Jungfrau, vor Gefahren uns zu schirmen.
Dank dir und Lob und Ehr zu jeder Zeit,
Preis dir und Ruhm in Ewigkeit. Amen.

Neunte Scene.

(Ein Bothe tritt auf.)

Bothe. Wie gut ist es, daß ich beisammen euch
Noch find', ein wichtiges Ereigniß hab'
Ich mitzutheilen euch! —

Alle. Was soll es sein?

Bothe. Der Kaiser Ferdinand, der Gütige,
Er hat dem Thron entsagt, ihn bestieg
Der jugendliche Held — ihr kennt ihn wohl —
Franz Josef, unser Kaiser lebe hoch! —

Alle. Hört ihr? Franz Josef, dieser edle Prinz
Jetzt unser Kaiser! — Hoch — er lebe hoch! —

(Marie, die schon vor dem Gebete sich fortgeschlichen, bringt den Kranz von der Steigkapelle, und gibt ihn Hänchen.)

Marie. Der Himmel hat den Kranz euch frisch erhalten,
Der Himmel selbst verbindet eure Herzen!

Toni. Seht hier, o Wunder, unser Kranz blieb frisch,
Der Himmel selbst beschützet wahre Liebe! —

Greis. Der Himmel stiftet Ehen — nicht der Mensch! —

Alle. O Wunder, seht der Kranz den Lieb' und Treue,
Der Himmel selbst gab ihm die heil'ge Weihe!

Toni. Weiht Gott, dem Vaterlande und dem Kaiser
Die erste Liebe und die stärkste Treue!
Denn Treue ist des Bürgers erste Pflicht —
Gott will es so — der Kranz ist der Beweis,
Dann fügt das Uebrige der Himmel selbst
Zum Guten, — dieser Kranz ist der Beweis!
(Mit Hänchen den Kranz emporhaltend.)
Der heil'ge Zeuge dieser Wahrheit sei
Dem Vaterland und Kaiser nun geweiht!

(Erhabene Musik ertönt, der Hintergrund erleuchtet sich. Austria tritt hervor und nimmt den Kranz entgegen, die Musik spielt in die Volkshymne über, die, während die Göttin spricht, leiseforttönt.)

Austria. Seht, den Kranz — der Treue Unterpfand,
Will legen ich in unsers Kaisers Hand —
Und eure Liebe, eure Treue,
Die ewig alte, ewig neue —
Wird zu den schönsten aller Kronjuwelen
Noch immerfort die ferne Nachwelt zählen! —
Des Kaisers Huld wird bleiben stets der Lohn
Für deine Treue dir, mein Alpensohn! —
Du legest einen festen Stein
Zum Baue in den Grund hinein,
Zum starken Bau von Oestreichs Thron,
Den sein Kaiser neu erschafft,
Mit starker — mit vereinter Kraft! —

(Austria verschwindet, das Volk schaut ihr mit Staunen nach.)

Greis. Heil uns! — Oestreichs Mutter Austria,
Sie nahm entgegen unsern Hochzeitskranz —
Kennt ihr die Deutung wohl? —
Das war die goldne Hochzeit in Tirol! —
Tirol ist neu dem Kaiser angetraut —
Ist dieser Bräutigam und jenes Braut. —

Chor.

Heil uns, Heil Oesterreich dir!
So schwören auf das Neu' die Treue wir!
Es lebe der Kaiser, es lebe Oesterreich,
Hoch Tirol!

Die Gründung von Bukarest.

(Nach einer alten Chronik des Herrn Dr. Carl Hillbricht.)

Am Ende des 14. Jahrhunderts lebte zu Warna, einem Dorfe unweit des schwarzen Meeres, ein bulgarischer Handelsmann, Namens Japhet, der seines ungeheueren Reichthumes wegen, den er in Ländereien, Heerden, edlen Metallen und Geschmeiden besaß, in einem vorzüglich ehrenhaften Rufe stand. Alle Schätze der hohen Pforte von Stambul mochte er mit den seinen überwiegen. Doch nur eines Juwels hatte sich der reiche Bulgare Japhet in der That zu rühmen; es war dieß sein wunderliebliches Töchterlein mit Namen: Guzla, welches kaum 16mal die felsigen Gestade des schwarzen Meeres im Strahlengewande des Frühlings prunken sah. Mit Recht hüthete und beschützte der sorgsame Vater sein liebenswürdiges Töchterlein, denn er nahm mit väterlichem Wohlgefallen wahr, wie sehr die reizende Guzla, als die Schönste der Schönen, als die Perle des Morgenlandes vom Hämus bis über den Bosphor, bekannt und geliebt war. —

Digitized by Google

Gewiß mochte der wackere Handelsherr nicht geringe Sorgen für seine Reichthümer der räuberischen Kriegszüge Bazajets wegen, gehabt haben; doch sorgen- und kummervoller legte sich Japhets Stirne in Falten, wenn er an die Zukunft Guzla's, seines wunderlieblichen Töchterleins, gedachte. Denn obgleich zu Lande und zu Wasser viele Freier sich zeigten, die den reichen Bulgaren um die Hand seines Töchterleins ansprachen, so war der vielerfahrene Mann doch immer der ungeschwächten Meinung, als müßten derartige Werbungen mehr seinen Schätzen, als der reizenden Guzla, der morgenländischen Perle gelten. Deßhalb erging es auch den herbeieilenden Freiern nicht besser, als der Schaar der griechischen Penelope, der reizenden und tugendhaften Gemahlin des gegen Troja kämpfenden Odysseus.

Nach Jahr und Tag mochte wohl in Guzla's zärtlichem Busen das Gefühl der Liebe und der Sehnsucht erwacht sein, den jungfräulichen Schleier gegen die Myrthenkrone der Ehe zu vertauschen. Sie fühlte das Erwachen aus dem langen, jugendlichen Traumleben, in ihrer Seele ward es licht, und im aufgedämmerten Sehnen durch Liebe zu beglücken, und durch Liebe beglückt zu werden, durchblickte sie prüfend den schönen Kreis ihrer Freier, und die Wahl ihrer eigenen Herzensregungen war in wenigen Momenten getroffen.

Angst und Verzweiflung ergriff den alten Japhet, als er am nächsten Morgen Guzla, die Perle des Orients, vergebens in seiner Behausung suchte. Im wilden Ingrimm, sein Kleinod verloren zu haben, raufte der trostlose Vater sich schier Bart und Haare aus und es fehlte wenig, so hätte der verlassene Bulgare in Pontus dunklen Tiefen sein einsames Grab gesucht. Doch dazu schien es ihm noch immer Zeit, wie es der betrübte Handelsherr in einem besonneneren Augenblick seiner Lage abmerken konnte, und es däuchte ihm daher viel klüger daran zu thun, den Aufenthalt des verlorenen Juwels, der Krone seiner Schätze, zu Wasser und zu Lande vorerst auszuforschen.

Jahre bringen vielseitige Erfahrungen und reifes Nachdenken, daher führten auch beide letzteren den geängstigten Japhet auf die gegründete Vermuthung, daß Guzla heimlicher Weise mit Jemanden, den sie ohne das väterliche Wissen lieb gewonnen haben mochte, in nächtlicher Weile vom Vaterhause geflohen sei. Doch diese Vermuthung wurde von einer andern schrecklicheren verdrängt, die dahin ging, ob endlich Guzla nicht von einer frechen Schaar der Osmanlis geraubt, das holde Kind „eine irdische Huri des Paradieses ihres falschen Propheten“ geworden sei. Von Neuem ergreift das alte Herz des Bulgaren Japhet wilde Verzweiflung, und der tiefgebeugte Vater glaubt in seinem vernichtenden Schmerze mit frevelnder Hand gegen das Heiligste anzukämpfen, um todt oder lebend die süße Perle des Morgenlandes für seinen Besitz zu erstreben, als plötzlich ein lautes, wohlbekanntes Wiehern Japhets Haus durchschallt; — der strenge Gebieter erkennt es mit sichtlicher Ueberraschung, denn siehe! es ist das Wiehern Kebirs, des edlen Füllens der noch edleren Zara Sprößling, Arabiens Tochter und des Bulgaren Japhets besonderer Liebling.

Aengstlich besorgt, blickte der alte Handelsherr nach dem jugendlichen Thiere, und in Kebirs sichtlicher Unruhe wurde er deutlich gewahr, daß des wiehernden Füllens mütterliche Nährerin, die alte Zara, auch nicht mehr da, und mit dem ungetreuen Töchterlein, das Japhet als den Glanz seiner Schätze hüthete und beschützte, entflohen sein müßte. An den steilen und felsigen Gestaden Warna's entdeckte trotz mühevollen Forschungen der gebeugte Japhet noch immer keine verrätherische Spur der mit der kostbaren Last entwichenen Zara; was blieb für den trostlosen Vater noch zu thun übrig? entweder nach Norden oder nach Süden in die Gebirge des felsenschluchtigen Hämus zu ziehen. Im düstern Hinbrüten versunken, läßt Japhet seinen Liebling Ibrahim, der ihm in treuer Anhänglichkeit durch lange Jahre als Sclave gedient, zu sich berufen, um in dem regen Geiste des munteren Jünglings sich Rath und Trost zu holen; doch auch Ibrahim, der redliche und vielfach geprüfte Ibrahim war verschwunden, um von dem auf Rath und Trost harrenden Gebiether nicht mehr gefunden zu werden.

Wie ein Blitzstrahl das tiefe Dunkel der Nacht erhellt, eben so schnell tauchte aus dem Chaos wirrer Gedanken die Gewißheit hervor, daß Ibrahim auf Zaras beflügelten Füßen mit Guzla, der Perle des Orientes, entflohen sei. Japhet rang nach Fassung, denn daß sein holdseliges Töchterlein, welches der reichsten Freier zählte, mit Ibrahim, dem Sclaven, der zwar schön vom Gesichte und reich an edler Gesinnung, doch arm — unendlich arm in anderer Beziehung im Hause des Bulgaren Japhet sich befand, in Liebessachen eingehen und mit ihm das väterliche Haus verlassen konnte, brachte ihn schier zum Ausbruche des Wahnsinnes.

Doch auch dieser Schmerz legte sich bald, in dem tobenden Busen des trostlosen Vaters und der Gedanke der Rache stieg mächtig empor in der empörten Seele des strengen Gebieters. Bei seinem Barte schwur Japhet, so weit des Sterblichen Fuß durch Berg und Haide trägt, die Ungetreuen zu ereilen und blutige Rache für so schnöden Undank zu nehmen an den Häuptern Guzla's, der Perle des Orients, und Ibrahim, dem kecken Sclaven, der sich erfrecht, mit verwegener Hand die Krone seiner Schätze in nächtlicher Weile zu rauben.

Dem schnellen Entschlusse folgte die noch raschere That und so bestieg der alte Bulgare einen seiner besten und leichtfüßigsten Renner, nachdem er sich mit der geeignetsten Rüstung und der nöthigsten Nahrung versehen. In kluger Berechnung nimmt Japhet das unruhige Füllen Kebir als Wegweiser mit, das in einer freien Ebene angelangt den Zug des Windes, so wie die Beschaffenheit des Bodens prüft, dann mit gesenktem Kopfe und an den Hals gelegten Ohren mit Windesschnelle dem fernen Norden zueilt.

Japhet folgte dem edlen Thiere durch fünf lange Tage, bis die jungen Kräfte Kebirs zu erlahmen begannen. Denn es fehlte die nährende Milch Zara's und die dürre lechzende Zunge netzte sich nur ungern an dem perlenden Morgen- und Abendthau der morgenländischen Kräuter. Des Thieres Lauf ward allmälig schwächer, Kopf und Mähne desselben begannen zu sinken und Kebirs klagende Rufe nach der flüchtigen Mutter hallten in der einsamen Meeresgegend tausendfältig zurück. Gesteigerte Besorgnisse bemächtigten sich Japhet's Seele, als er am sechsten Tage an die hohen Gestade des

Digitized by Google

mächtigen Donaustromes kam; denn bis dahin konnte ihn der edle Wegweiser, Zara's edler Sprosse Kebir, aber auch nicht weiter, führen.

Neue und erquickende Labung boten dem müden Renner die duftenden Triften des Donaustrandes, und halbwegs wieder zu frischeren Kräften gelangt, streckte Kebir die ermüdeten Glieder in den nahen Flußsand zur stärkenden Erholung. Nur der tiefgebeugte Japhet konnte die erquickende Ruhe nicht finden, da peinigende Besorgnisse: ob das getreue Füllen Kebir noch im Stande sein würde, für die nächste Folge ihm eine bessere Fährte zu weisen, seine Seele erfüllten. Japhet stützte auf die nervige Rechte sein sorgenschweres Haupt und entschlief in kummervollen Träumen, bis der Sonne rosiges Licht den herannahenden Morgen bekundete und des jungen Tages perlende Freudenthräne die düsterumwölkte Stirn Japhets mit duftender Frische küßte. Aus dem unruhigen Schlummer endlich erwacht, sieht Japhet um sich im Kreise, doch Wehe — tausendfaches Wehe, — Kebir weilt nicht mehr in der Nähe des Erwachten, und so weit der sehnsuchtsvolle Blick die unbegränzte Ferne der weiten Donaugestade ermißt, wird Japhet nicht mehr gewahr des treulosen Thieres, des „fluchenswerthen Kindes des Sturmes der Wüste."

Nun fand sich Japhet vom alleinigen Führer verlassen in einem fremden Lande da. Des Bulgaren Auge schwamm in Thränen und im wilden Ingrimm sprachen die welken Lippen desselben tausend Flüche dem mißgünstigen Geschicke. Schon wollte der Schmerzerfüllte seinen furchtbaren Racheplan aufgeben und auf das Wiederfinden seines ungetreuen Töchterleins, der schönen Perle des Orientes, verzichten, schon wollte der reiche Handelsherr Warna's glänzende Schätze und fruchtbare Ländereien den räuberischen Schaaren Bajazet's anheim gefallen wissen, und verzweiflungsvoll in den wogenden Fluthen des mächtigen Donaustromes seinen schaudervollen Tod suchen, als sein umwölkter Blick in der nächsten Nähe einen einsamen Fischer erblickte, der am felsigen Gestade der silbernen Donau seine weiten Fischernetze in geschäftiger Beharrlichkeit zu trocknen begriffen war.

Traurig schritt Japhet zum harrenden Fremdlinge hin und schüttete vor ihm, wie vor einem längst Befreundeten sein kummervolles Herz wegen des schmählichen Verlustes seiner holdseligen Guzla aus. Alle seine Klagen um Zara's und endlich Kebir's gänzliches Verschwinden, seine jammervolle Rathlosigkeit, und die Thränen des ergrauten Bulgaren sprachen zum Herzen des Schiffers, der dem Tiefbetrübten den Hoffnung erweckenden Rath gewährte, am jenseitigen Ufer des weißfluthigen Donaustromes im Lande der Dacier die Flüchtiggewordenen zu suchen. An den letzten Hoffnungsanker klammerte sich nun ermuthigt Japhet, und der edle Schiffer bezwang auf seiner Barke mit kräftigen Ruderschlägen Isters bewegte Wellen, so daß, ehe die Sonne dem Westen sich zuneigte, die beiden Schiffer das linke Uferland der Donau erreichten. Ein Wunderland, an dem die Natur alle ihre Pracht verschwendete, reich an mächtigen Urwäldern und smaragdgrünen Weideplätzen unter dem mildesten Klima eines gesegneten Himmels, nur unbewohnt und in Etwas öde, bot dem lange betrübten Japhet den stündlichen Genuß seltsamer Ueberraschung dar. In dem fremden Lande des Weges kundig, leitete der gutmüthige Schiffer den sorgenvollen Japhet auf weiterer Fährte, immer mehr dem Norden zu, bis die beiden Wanderer die blumenreichen Gestade eines kleinen Flusses betraten, der von Japhets Begleiter: „Dimbowiza" genannt wurde.

Der neubetretene Theil des Landes am jenseitigen Ufer der kieselreichen Dimbowiza schien minder öde zu sein und Spuren pflegender Emsigkeit zeigten den Wandernden eine langersehnte menschliche Nähe. In sichtlicher Freude und Wohlgefallen gewahrte Japhet alsbald zwischen Baumästen in geringer Entfernung von derartigem Gehölze eine kleine Hütte und als die beiden Wanderer dem grünenden Dimbowizaufer muthig entlang zogen, vernahmen sie plötzlich im Rauschen des Gebüsches flüchtigen Hufesschlag vereint mit fröhlichem Wiehern, und siehe da — Zara, der edle Vogel der Wüste mit dem stolzen Füllen Kebir, stehen, den Freund und Gebiether erkennend, vor dem freudigerbebenden Bulgaren Japhet.

Dem müden Verfolger eröffnete sich nun ein weites Feld grünender Hoffnung, und froh, ungeahnt mit Einemmale einen doppelten Fund gemacht zu haben, schwingt Japhet — (ohne der Kunde, die der nach der entdeckten Hütte eiligst abgegangene Schiffer ihm brächte, entgegen zu harren) — sich eiligst auf Zara, in der freudigen Erwartung von der schnellfüßigen Tochter Arabiens, zu Guzla, der wohlwollenden Gebietherin getragen zu werden. Doch Zara, die flüchtige Rennerin, scheint verrätherisch den sehnsuchtsvollen Wanderer immer weiter dem gewünschten Ziele zu entrücken, denn der edle Vogel der Wüste trägt die gewohnte Last bald auf nackte Felsenrippen, bald über duftende Wiesen, hier den unwirthbaren Gestaden des Stromes, dort den murmelnden Wellen eines kleinen Silberbächleins zu, bis sie des Rennens müde, den kühlenden Schatten eines Waldes zueilt, in dem weder Pfad, noch Steg den Aufenthalt menschlicher Wesen verrathen. Schon begann der neuangefachte Funke von Hoffnung der Flamme der Verzweiflung in des Bulgaren Brust zu weichen, schon verließ der strenge Gebiether die treulose Führerin in stummen Ingrimm seinem mißgünstigen Geschicke fluchend, als er lautlos, gesenkten Hauptes und mit verschränkten Armen sich an dem Saum eines blühenden Gebüsches niedersetzend, und zu seinem nicht geringen Erstaunen Stimmen — menschliche Stimmen an sein Ohr schlagen hörte. Von unüberwindlicher Neugierde getrieben, lauschte der Tiefgebeugte dem seltsamen Zwiegespräche und siehe — wer vermag seine Gefühle in Worte ausdrücken, — Japhet erkannte in dem verborgenen Liebespaare den Sklaven Ibrahim und die Perle Guzla.

„Du kommst von der Hütte Guzla, darin ein Fremder Einlaß begehrt für sich und noch Einen seines Stammes. O du mein Leben!" lispelte Ibrahim „ahnst du nicht in den Angekommenen feindliche Bulgaren, die dich mir entreißen, die uns, Geliebteste, für die Ewigkeit von einander trennen wollen."

„O wie bist du ängstlich, mein Ibrahim" lispelte die zärtliche Guzla. „Es ist Jonathan, der liebreiche Fischer

des jenseitigen Ufers, der uns herüber die freundliche Fährte gezeigt, und der mit einem seiner Befreundeten in unserer Hütte ein Obdach begehet."

„Und hast du auch die Miene des Mannes geprüft, der uns über den Ister geleitet? O Guzla!" setzte tief bewegt der Sklave hinzu, indem er sich über das Haupt der Geliebten beugte und seine Blicke auf den schneeigen Busen Guzla's senkte. „Ahnst du nicht Verrätherei, oder martert nur meine Brust das schreckliche Gefühl eines zürnenden Gewissens. O sage an: wo weilt Zara, die gutmüthige Zara?"

„Auf den nahen Fluren, die doch fern unserer Heimath sind, mag sie wohl Kebir suchen. Seit Morgen habe ich sie nicht gesehen."

„So müssen wir fliehen Guzla" rief leidenschaftlich bewegt Ibrahim, der plötzlich aufsprang und die Hand seiner Geliebten zur schnellen Flucht ergriff. „Wir müssen flieh'n, auch ohne Zara, denn sonst sind wir Kinder des Todes."

„Halt" donnerte es nun mächtig aus dem Gebüsche und ein gewaltsames Rauschen der Zweige verkündete den Erschrockenen das plötzliche Erscheinen des Bulgaren Japhet. Rollenden Auges und hoch gehobener Rächerhand stand eine Weile am Boden festgebannt der tiefgekränkte Vater, der zürnende Gebiether durchzuckt von der Wonne und des Ingrimmes Schauer. Doch nicht lange währt die Qual der tiefgebeugten Herzen, denn die Gluth der Vaterliebe schmilzt alsbald den Panzer des ehernen Willens und drei Menschen sinken im Rausche des Wiedersehens sich beglückt und beseligt in die liebenden Arme.

Der milde Vatersegen Japhet's erfolgte bald und beglückte die beiden Liebenden mit dem unauflöslichen Bande der Ehe. Dacien mit der üppigsten Fülle seines Reichthumes, mit der wunderbaren Pracht seiner Schönheit; Dacien mit den kräftigen Urwäldern und smaragdgrünen Triften, mußte nun den Glücklichen um das tausendfachste verschönert erscheinen, denn Japhet, der reiche Handelsherr von Warna, schlug für die Dauer des Lebens, wo er an der fischreichen Dimbowiza seine holdselige Guzla, die orientalische Perle wieder gefunden, sein gastliches Lager auf. Seine unermeßlichen Reichthümer, die glänzenden Schätze, welche wohl die kostbaren Erze der peruanischen Küste nebst den vielen Schätzen Stambul's bei Weitem überwiegen mochten, lockten gleich „Amphions schallenden Saiten der Fremden und der Angeborenen Viele an, und — noch sind Japhet's Locken nicht alle zu Silber geworden, als an der Dimbowiza eine Stadt sich erhebt, die ihrem Gründer Japhet Boukor — zum Andenken Boukor — aske (Stadt des Boukor) genannt wurde, welche Benennung die Zeit und ihre mächtigen Schwingungen in Boukureske — Bukuresti umzuändern fand."

Also trug es sich mit der Gründung der wallachischen Hauptstadt um die Zeit des vierzehnten Jahrhundertes zu, wo sich nunmehr mächtige Thürme erheben und prächtige Paläste dem Auge wandernder Touristen den vornehmern Adelstolz der wallachischen Bojaren bekunden. Bukarescht wird nach seiner Ableitung von „Bukarez (freut euch) auch noch die Freudenvolle genannt, von der zu Zeiten Constantin Baserabas sich ein Sänger vernehmen ließ: „Dembowitza apa dulce, cine a be nu se mai duce," was wir mit den Worten: Wer das süße Wasser des Dimbowizaflußes trinkt, der geht nicht mehr von dannen" übersetzen, einer Anspielung auf die gesegneten Fluren des alten Daciens und der schnell sich vermehrenden Population Bukarest's.

Ludwig Adolf Staufe.

Tiroler-Biene.

Anton v. Mayel hat so eben ein Oratorium, an dem er mehrere Jahre mit ernstem Fleiß gearbeitet haben soll, vollendet. Es wird am Charfreitag in der hiesigen Pfarrkirche aufgeführt werden. Solche, die vor wenigen Tagen bei der ersten Probe waren, wissen gar manches von der Tiefe und Kraft der Auffassung und Durchführung zu sprechen; überhaupt hofft man allgemein das Beste von diesem Tonwerk. Nach alle dem, was ich von dem Komponisteur gehört, dürften die Erwartungen nicht getäuscht werden. Er beschäftigt sich, von dem mit Herrn Merkur zutraulichst liebäugelnden Bozener Gesellschaften fern bleibend, in stiller Zurückgezogenheit mit deutscher und griechischer Literatur und Musik. Möge dieses patriotische Kunstprodukt auch außer dem musikdilettantischen Bozen verbreitet und bewundert werden.

Es wurde schon öfter behauptet, daß die Sill in ihrem Bette Goldsand führe, man erzählt auch, es hätten früher an den Ufern derselben Goldwäschereien bestanden, welche jedoch wegen zu geringem Ertrage aufgelassen wurden. Vor einigen Tagen wurde dieses kalifornische Mährchen thatsächlich erneut. Schüler des Gymnasium, welche unter den Gesteinen der Sill Ausbeute für ihre kleinen Naturalienkabinete suchten, entdeckten Stücke eines quarzreichen Schiefers ähnlich dem am Heinzenberge im Zillerthale, welcher Schwefel- und Arsenikkies eingesprengt enthielt und an verschiedenen Stellen zwischen den Schichten einen sehr deutlich erkennbaren Anflug von Gold zeigte. Zu hoffen dürfte wohl nichts sein, wer jedoch einen goldenen Traum ohne die Gefahren Kaliforniens oder Australiens träumen will, verfüge sich in die Sillschluchten, vielleicht zeigt ihm eine Wünschelruthe die Stellen, wo gewichtige Knollen des edlen Metalles der Erlösung und des Umsatzes in Papiergeld harren. Sicherer geht jedenfalls der Mineraloge, er wird gewiß manchen seltenen Fund machen, denn unter den Rollsteinen der Sill trifft man Avanturin, Pistazit, Serpentin, Turmalin, Hornblende mit Granat, Omphazit, Magneteisen, Bleiglanz, Zinkblende, Schwefelkies, Malachit und Kupferlasur auf Quarz und noch manches andere Gestein, das man sonst in weiter Entfernung suchen müßte.

Die Bulletins der k. bayrischen Akademie der Wissenschaften enthalten eine Abhandlung über den Gymnit aus Südtirol von dem berühmten Mineralogen Kobell.

Von jetzt an erscheint eine neue Zeitschrift von den Gebrüdern Augustin und Karl Perini zu Trient herausgegeben, und zwar „die Biene" betitelt, in zwanglosen Heften, zu 6 Bogen eines und eleganter Ausstattung, klein Octav, in einer Haltung auf der Mittelstraße zwischen dem Phönix und Sammler der Tiroler Zeitung, poetisch und prosaisch zugleich ihren Honig aus den besten Quellen aufsammelnd. Ihr vollständiger Titel ist:

L' Ape, Giornale di amena Letteratura.

anno primo. 1852. Trento dalla Tipografia fratelli Perini. Fascicolo I. enthält Beiträge von **G. Prati, C. Belloloni, A. Maffei, S. Rizzi, L. A. Baruffaldi** und **G. Giusti,** vaterländischen Namen guten Klanges, und auch anderen, wie **C. Cantù.** Der erste Versuch ist mit glücklicher Wahl ausgefallen, und verdient alle Förderung.

Digitized by Google

Literatur.

Statistische Tafel aller Länder der Erde von Otto Hübner.

Leipzig, 1851. Verlag von Heinrich Hübner.

Um die vorstehende statistische Tabelle über alle Länder der Erde zu würdigen, ist es nöthig, die wissenschaftliche Aufgabe der Statistik ins Auge zu fassen.

Die Statistik, welche die wirkliche, nicht bloß scheinbare Macht eines Staates nachweisen soll, wird ihre Aufgabe nur lösen, wenn sie auf geschichtlichem Grunde fußend den Geist des Volkes, den Nationalcharakter heraus entwickelt, welcher unter den statistischen Größen den ersten Platz einnimmt. Ist diese Quelle, dieses Geheimniß jeder nationalen Macht aufgefunden, so hat die Statistik zu zeigen, wie aus dem nationalen Geiste alle Einrichtungen der staatlichen Gesellschaft, alle Anstalten derselben, alles Leben und Streben eines Volkes auf organische Weise geflossen sind, wie der nationale Geist alle Kräfte der Naturreiche zur Ausbildung und Durchführung seiner Bestrebungen gebraucht.

Eine solche organische Behandlung allein wahrt der Statistik einen ehrenvollen Platz in dem Reiche der Wissenschaft; sie allein begründet die Wahrheit des Urtheils über die Macht eines Staates. Wer z. B. die geistige Größe eines Volkes nicht in Anschlag bringt, wie könnte der die Macht der mittelalterlichen und der neuen Schweiz sich erklären? wie könnte er die Größe Deutschlands im Mittelalter und in der Neuzeit bestimmen?

Die Hand, welche einen solchen organischen Bau der Statistik aus der Tiefe des nationalen Lebens aufgeführt hat, ist noch auf geschichtlichem und juridischem Felde nicht sichtbar geworden.

Wie auf dürrer Heide treiben sich Lehrer und Schüler auf dem Felde der Statistik herum, wenn sie die Macht eines Volkes aus Zahlen bestimmen, wenn sie die nationale Größe mit der Elle messen wollen. Gleich einem Krämer werfen sie ihre mathematischen Größen in die Wagschale und wägen die Völker gegeneinander ab. Bei diesem ganz materiellen Betreiben der Wissenschaft vertrauen sie mit einem beneidenswerthen Bewußtsein von Unfehlbarkeit auf die Richtigkeit ihrer Zahlen, während es eine weltbekannte, ausgemachte Thatsache ist, daß die offiziellen Zahlen häufig stehende Lügen sind, z. B. die Zahl der ausgegebenen Banknoten, die Militärmacht Oesterreichs im Beginne des Jahres 1848.

Diese Anschauung, welche auf dem wissenschaftlichen Gebiete allein stichhaltig ist, biethet den Maßstab für vorstehende statistische Tafel. Ihr Werth reduzirt sich auf ein sehr bescheidenes Maß, wenn man erwägt, daß der Hauptfactor nationaler Größe in der Berechnung fehlt, durch Zahlen nicht bestimmbar ist, daß dieser Factor auf jeder tabellarischen Uebersicht fehlen muß, und daß alle Angaben mäßigen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit haben.

Wer aber ein Mann der Zahlen und des Ebenmaßes ist, wie ehedem in den juridischen Hörsälen, der findet auf einer solchen Tafel reichlichen Trost und große Schätze und kann sich mit diesen mathematischen Größen sehr breit machen.

Jedoch wird auch ein Mann solcher Bildung die genannte statistische Tafel nicht sehr zweckmäßig finden, da bei der großen Ausdehnung die Hauptrubriken dem Auge zu weit entrückt sind und leicht verwechselt werden können, da wegen der engen Zeilen leicht die Zahlen einer Großmacht in die Linie eines Duodezstaates hineinspielen können. Es wäre für den bequemeren Gebrauch der Tabelle sehr zu rathen, durch Linien die Zahlen auseinander zu halten. Außerdem dürfte die Tafel eine vollständige, fehlerlose Ausfüllung der Rubriken kaum ansprechen. Die Handelsartikel, welche bei den Staaten Afrika's die bedeutendsten sind, z. B. Elfenbein, sind gar nicht erwähnt; ebenso fehlen unter den Handelsartikeln der englisch-ostindischen Compagnie, zu deren mittelbaren Gebiet auch Kaschemir gehört, die weltberühmten, kunstreichen Shawls, deren nach C. Ritter jährlich über 108,000 in den Handel kommen. In der Schreibart der Länder und Städte hat die Tafel in Menge Varianten aufzuweisen, welche sich in keinem wissenschaftlichen Werke finden lassen, z. B. Ballutschistan, statt Beludschistan, Kascho, statt Kescho, Damar, statt Dimar, Jangibar, statt Janzibar, Umarupura, statt Amarapura, Kiächta, statt Kiachta u. s. w.

Genaue Angaben allein, soweit sie gegeben werden können, werden den Nutzen der Tabelle als eines Gedächtniß-Behelfes sichern. —

Korrespondenz.

Czernowitz, 15. März 1852.

84. Wie traurig und einförmig die Carnevalszeit dreier Jahre vorüberstrich, wissen Sie aus unseren vorigjährigen Berichten. Damals war der politische Zwiespalt unter gewissen Ständen ein ganz ungewöhnlicher, indem die damaligen Zeitverhältnisse einen solchen nicht vermeidlich machen konnten. Diese hatten denn auch auf unsere socialen Zustände einen gar mächtigen Einfluß, der, wie natürlich, ein sehr ungünstiger sein mußte. Man führte gegen einander allerlei kleine Intriguen; der geringste politische Mißlaut, dessen man sich trotz aller Vorsicht nicht erwehren konnte, war in der Regel von unangenehmen Folgen begleitet. Die persönliche Freiheit war demnach sehr gefährdet, und man zog im Allgemeinen eine ruhige Tanzunterhaltung jeder rauschenden öffentlichen Belustigung vor. Die politische Gewitterschwüle ist endlich erkaltet, die böse Zeit allgemeiner Aufregung haben wir nun glücklich im Rücken. Die Erscheinungen der verflossenen Faschingssaison rechtfertigen gänzlich diese Meinung, da wir heuer öffentliche Belustigungen in reichlicher Fülle aufzuweisen hatten. Schützenbälle, Casinos, Ressourcen und Redouten reihten sich Tag für Tag aneinander und hielten die kunstgeübten Beine unserer Tanzlustigen in unaufhörlicher Bewegsamkeit. Man gab sich dem Vergnügen wie in der guten vormärzlichen Zeit auf die unbefangenste Weise hin, deßhalb ließen auch alle Bälle nichts zu wünschen übrig und wetteiferten an Glanz und Pracht miteinander, daß es in der That eine ordentliche Freude gab, den getroffenen Vorkehrungen beiwohnen zu können. Vor allen andern heben wir den sogenannten „Bibliothekball" hervor, der von den zahlreichen Vereinsmitgliedern unter dem Vorstande Sr. Exzellenz dem Bukowiner Statthalter Herrn Baron von Henninger bewerkstelliget wurde. Man hatte dabei anerkennungswürdige Zwecke im Auge, indem der entfallende Reinertrag den Fonden zweier zu begründenden Anstalten, nämlich: der Bukowiner Landesbibliothek und einem Czernowitzer Blindeninstitute gewidmet wurde. Trotz den erhöhten Eintrittspreisen von fünf Gulden in Conventionsmünze bei der vollkommensten Büffet-Freiheit, war die Theilnahme eine recht erfreuliche, um so mehr, als selbst aus allen Gegenden der Bukowina und aus manchen nähergelegenen Kreisen Galiziens zahlreiche Mitinteressenten herbeigeströmt waren, um nur dieser großartigen Belustigung beiwohnen zu können. Das große und geräumige Lokale des griechisch nicht unirten Bischofes der Bukowina wurde zum Orte der Unterhaltung erwählt, und zu dieser seltenen Festlichkeit auf das prachtvollste eingerichtet. Das Orchester war von trefflichen Meistern besetzt, und trug durch die ausgezeichnete Leitung unseres vaterländischen Künstlers Herrn Karl Mikuli ungemein viel bei, den heitern Sinn und die Tanzlust der zahlreich versammelten Gäste zu erhöhen. Die Unterhlatung währte bis 4 Uhr Morgens, und würde gewiß einen recht angenehmen Eindruck in uns zurückgelassen haben, wäre der aristokratische Theil der Gesellschaft nicht darauf bedacht gewesen, durch eine ziemliche Arroganz und vornehme Steifheit einen alten Groll in uns zu wecken.

Von Conzerten können wir Ihnen dießmal nichts berichten, da wir bis nun keine Gelegenheit hatten, solchen beizuwohnen. Durchreisende Künstler ließen sich — ganz wider die Gewohnheit weder hören noch sehen, und was unsern vielgepriesenen Klaviervirtuosen Karl Mikuli anbetrifft, gab ihm die Herausgabe seiner Compositionen eine genügende Beschäftigung, um genöthigt zu sein, unserem Publikum eine sinnige Unterhaltung vorzuenthalten.

Auf das hiesige Theater unter der Direktion des Herrn Karl Friese kommen wir ein anderesmal, da wir diesem einen eigenen Artikel zu widmen beabsichtigen.

Vom literarischen Felde ist zu bemerken, daß Professor Ernst Rudolf Neubauer sich nun wirklich daran macht, die bereits im vorigen Jahre angekündigten sechs Bände seiner gesammelten Schriften herauszugeben. Die Herausgabe geschieht auf dem Wege der Subscription. Aus dem Programme entnehmen wir, daß der erste Theil eine neue Folge von Gedichten, der zweite: Erzählungen und Märchen, der dritte: Dramatisches; der vierte: Historisches; der fünfte: Uebersetzungen; der sechste: Skizzen enthalten wird. Der Preis ist ein verhältnißmäßig geringer; die Ausstattung dürfte eine recht elegante werden, umsomehr, als diese die Karl Gerold'sche Buchdruckerei in Wien zu besorgen hat.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 13. Innsbruck, 27. März 1852.

Der Nonne Talisman.

Karpatischen Sage.

Waldumkränzt auf Bergesrücken,
Thürmt sich herrschend in der Runde,
Altersgrau das Nonnenkloster:
„Zu der frommen Kunigunde.“

Als die Heiden von Lithauen,
Kriegerisch das Land bedräuten:
Da gelang es ihnen einstens —
Dieses Kloster zu erbeuten.

Andachtsweckend scholl die Glocke,
Vom bemoosten Kirchenthurme;
Als die Feinde unerwartet —
Sprengten an mit wildem Sturme.

Auf die unbewachten Thore,
Stürzen sich die wilden Horden,
Um zu rauben — um zu sengen,
Um zu schänden und zu morden.

Und es rasten bald die Winde
In des Daches Feuerlocken,
Glutgeschmolzen hielten inne
In dem Hülferuf die Glocken.

Kriegsgetös durchtönt die Hallen,
Waffen klirren, Flüche gellen;
Und die Nonnen zetterschreiend —
Zittern wehrlos in den Zellen.

Knieend vor dem Hochaltare,
Bethet eine junge Nonne,
Liebereizend — wehmuthsathmend —
Wie das Bildniß der Madonne.

Naht ein Heide, wollusttrunken
Mißt er sie mit kühnen Blicken;
Faßt sie in die rauhen Arme
Lüstern an die Brust zu drücken.

„Schone mein!“ so spricht die Jungfrau
Sanft mit süßem Silbertone,
„Einen Talisman entdecken
„Will ich dir dafür zum Lohne.“

Und sie zieht ihr Thränenfläschchen
Aus dem Busen fromm und schneeig:
„Sieh! ein Tropfen von dem Wasser
„Ist vor Tod zu schützen fähig.“

„Wie — du stutzest? Nun den Zauber
„Soll mein eig'ner Hals beweisen,
„Mache nur daran die Probe
„Mit des Schwertes scharfem Eisen.“

Und sie netzt mit einem Tropfen
Ihren Hals — wie Alabaster,
Gottbefohlen kniet sie nieder,
Auf das harte Kirchenpflaster.

Blickt beherzt dem Feind' in's Auge,
Bis der überraschte Heide
Zieht den blanken, scharfen Säbel
Probesüchtig aus der Scheide.

Mächtig holt er aus zum Hiebe,
Und sie knie't so glaubensmuthig
Bis getrennt vom Rumpfe sinket
Erdenwärts ihr Haupt — so blutig.

Und der Heide staunte, weinte
Und bekehrte sich zur Lehre,
Die gebietet: eher sterben,
Als verläugnen Gott — und Ehre!

Doch man sieht am Hochaltare
Jene Blutspur — bis zur Stunde,
Bei Altsandez in dem Kloster:
„Zu der frommen Kunigunde.“ —

Lemberg. Dr. Josef Blumenfeld.

Am St. Wolfgangsee *).

(Den 16. Juli 1837.)

Es tagt! Der Regen wird zu Duft,
Der Sturm verbraust, die fernen Donner schweigen;
Und Friede wird es in der Luft —
Der See nur wallt, und seine Wogen steigen.

*) Fortsetzung der in der Zeitschrift „Ost und West“ erschienenen „Alpenbilder“ des Verfassers.

Digitized by Google

Ein Lied ist mir der Flut Gebraus,
Ich lausch' ihm ruhend auf des Ufers Kiese,
Herüber weht vom Fischerhaus
Im leisen Klageton die Morgenbrise.

Nicht Ruhe finden will der See,
So licht ihn auch die Purpurgluten säumen,
Er hebt sich, wie nach tiefem Weh'
Die Menschenbrust noch wogt in bangen Träumen.

Auf eine Welle legt der Strahl
Des Tag's sein flammend Licht weit trüber, blässer:
Was hebt so schwer sich, ist's ein Pfahl,
Ist es ein Leviathan süßer Wässer?

Die Räthselboje starr' ich an,
An der die Woge schon vorüber gleitet —
Wie fällt der junge Schiffersmann
Mir plötzlich ein, der mich hieher geleitet?

Geängstigt sucht die Fluth das Land,
Sie wirft in Hast der grünen Wasserlinse
Gewebe triefend auf den Sand
Und knickt den Halmenwald der dürren Binse;

Sie stürzt heran, bis an den Pfad
Zu Füßen mir, als wär's um Rettung flehend,
Und schwankend folgt ihr zum Gestad
Der Wrak von einem Menschen — untergehend.

Wien. J. Tandler.

Eine Sängerin.

Erzählt von A. Thal.

Am äußersten Ende einer Vorstadt, welche nur von den ärmsten Bewohnern von *****, einer Hauptstadt im südlichen Deutschland, bewohnt wurde, spielten eines Abends vor einem kleinen niedern Hause sechs Kinder in friedlicher Eintracht beisammen. Sie lachten und tollten, daß es eine Freude zu sehen war, sie sprangen auf der mit spitzigen Steinen gepflasterten Gasse umher, als berührten ihre Beine weiche Teppiche, und doch waren alle barfuß. Auch schienen sie die kalte Oktoberluft nicht im Geringsten zu verspüren; denn sowohl Mädchen als Knaben waren am Oberleibe nur mit geflickten Hemden bedeckt, die von dem leise rieselnden Regen schon ziemlich durchnäßt waren. Doch hielt weder Kühle noch Nässe sie von ihrem „Plumpsack" Versteckspiele ab. Ihre rosigen Gesichter glänzten vor Lust, wenn eines der Geschwister das gleich einem Seile zusammengedrehte Tuch an einem Orte versteckt hatte, wo man es nicht gleich fand, und ihre Freude erreichte den höchsten Grad, als das älteste Mädchen, die Gustl, den „Plumpsack" vermittelst eines Stockes in den vor dem Häuschen befindlichen Abzugsgraben warf, wo sie ihn zwischen zwei Pfosten zwängte, damit das schnell fließende Bächlein denselben nicht hinwegspüle. Der eilf Frühlinge alte Hanns, ein Jahr jünger, als seine Schwester Gustl, hatte schon alle Winkel auf der Hausflur durchkrochen, aber vergebens — er mußte den lauten Spott der ganzen kleinen Versammlung erdulden, die durcheinander schrie: daß er ein blinder Fink sei, der Nichts finden könne. Ein jüngeres Schwesterchen verdrossen diese Schmähungen, sie zwinkerte, nur von ihm bemerkt, nach dem Rinnsale, und Hanns wunderte sich im Stillen, daß ihm dieser Ort nicht selbst eingefallen war, er hockte nieder, den Gegenstand seines eifrigen Suchens erblickend, und ohne sich abschrecken zu lassen, sprang er bis an die Mitte des Körp.rs in das kalte Wasser, wobei seine Züge nicht eine Spur von unangenehmer Empfindung ausdrückten, er krabbelte und zerrte an dem gut verkeilten Tuche mit beiden Händen, bis er endlich ein Stück davon abriß, welches er einstweilen als Siegeszeichen mit einer Ladung Wasser auf seine Geschwister warf, um während ihrer Sprünge und sonstiger Beifallsbezeugungen ganz unter das Wasser zu kriechen, damit er seine volle Kraft mit den Zähnen anwenden konnte. Es gelang ihm auch bald; er versteckte das triefende Tuch auf seiner Brust, um der Gustl ihren Lohn zu ertheilen, sobald er oben sein würde, und schwang sich behend hinauf — Ströme von Wasser um sich spritzend, wobei er tüchtig mit dem nassen Prügeltuche ausschlug, welches er zur Strafe, daß er es hatte dort unten holen müssen, der Gustl mit Gewalt auf den Kopf band, die davon so unangenehm berührt wurde, daß sie zum Gelächter der andern Kinder in lautes Weinen ausbrach. Die Mutter, welche ihrem Manne — einem armen Leinwebergesellen, der bei der angestrengtesten Arbeit nur gerade so viel erwarb, daß er Weib und Kinder vor Hunger nothdürftig schützte — behülflich war, trat aus der niederen dumpfigen Stube hinaus vor die Hausthüre, und schlug die Hände jammernd zusammen, als sie ihres Mannes Halstuch zerrissen erblickte, so wie die Kinder nässetriefend. „Ihr ungerathenen Bälge," rief sie scheltend, „was habt ihr gethan? ihr seht aus wie Wasserratten; heiliger Gott! morgen ist Sonntag und ihr habt Nichts anzuziehen, als was ihr am Leibe trägt, — jetzt ist die Leinwand grau und schmutzig, die Nacht vor der Thüre, ich kann mit dem Waschen nicht mehr fertig werden, was werden die Nachbarinnen sagen, wenn ihr morgen so herumgeht?"

„Sei nicht böse, liebe Mutter," bat Hanns, welcher nun vor Kälte und Furcht ein wenig zähnklapperte. „Ich habe Alle noch einmal getauft und bei dieser Gelegenheit einen Schatz gefunden; sieh nur, wie er flimmert, eitel Silber — mein Seel!" Dabei hielt der Knabe seine flache Hand, worauf drei kleine Silbermünzen lagen, der Mutter hin.

„Wo hast du das Geld her, Hanns? um Gotteswillen!" fragte die Mutter, „ich verzeihe euch Alles, aber rede schnell, wer schenkte es dir?"

„Wir betteln nicht Mutter, du hast es ja verbothen," erwiederte der Knabe, „wir können schon arbeiten, die Gustl und ich und die Trine; ja schau mich nur an, verwundere dich nur, wir drei Kinder haben diese Sechser verdient, darum haben wir eh'vor Feierabend gemacht, und uns lustig herumgetummelt, weil wir schon gewußt haben, du thust uns nichts zu Leide; gelt Mutter, morgen wirds einen Festtag geben, juhe! morgen bekommen wir einmal ein Brod und Milch dazu — nicht wie immer Erdäpfel, das wird ein Leben werden!" jauchzte der Knabe und drehte sich im Kreise.

Die Kinder folgten der erstaunten Mutter in die noch

Digitized by Google

kleinere Nebenstube, wo sie mit kindlicher Geschwätzigkeit ihr Glück erzählten, daß nämlich der Herr, welchem das große Gebäude mit den vielen Fenstern drüben am Flusse gehöre, zu der Gustl, als sie die geklaubten Erdbeeren zum Verkaufe dort feilgebothen, gesagt: ob sie nicht das ganze Jahr hindurch Etwas verdienen wolle? und wenn sie Geschwister habe, auch diese mitbringen dürfe. Darauf habe die Gustl „ja" gesagt und sei schnell um den Hanns und die Trine gelaufen, welche am Holzplatze Späne sammeln gewesen, worauf alle drei zu dem Herrn gelaufen wären, der vor seinen Augen zwei Fenstergläser habe. Dieser hätte ihnen den Tageslohn voraus gegeben, damit sie pünktlich am Montage zum „Baumwollraspeln" sich einfänden, und wenn es den Eltern recht — könnten sie dann fürs ganze Jahr in der Spinnerei Arbeit bekommen.

Der Vater war hierüber mehr erfreut, als die Mutter; denn diese fürchtete sich in einem nicht geringen Grade, ihre bildhübsche zwölfjährige Gustl unter die Menge von Fabriksarbeitern gehen zu lassen, sie hatte, ehe ihr Mann sie heimführte, ebenfalls in einer solchen Anstalt ihren Unterhalt gefunden, und wußte aus Erfahrung, daß die Arbeiter ein lustiges Völklein seien, die jedes hübsche Mädel in die Wangen kneipen; allein die Noth im Hause war so groß, der Verdienst des Vaters in letzterer Zeit so klein, daß sie diesen Zufall als einen glücklichen pries, welcher den drei ältesten Kindern Gelegenheit gab, sich Etwas zu verdienen. Sie gab daher, wenn auch nicht ohne einige Bedenklichkeiten ihre Zustimmung, und schickte sich an den Ofen einzuheitzen, um die nassen Kleider ihrer Kinder wenigstens zu trocknen. Die drei kleineren zog sie aus, und während sie ihre Hemden an den warm werdenden Ofen hing, legten sie sich, um sich zu erwärmen, in eines von den zwei Betten, welche in der Stube standen, und außer einem Strohsacke und einer wollenen zerrissenen Decke Nichts aufzuweisen hatten. Die Gustl mit der Trine schlüpfte, da sie leichter weggekommen, in das andere Bett, und Hanns, der wackere Bube, der von dem Rheumatismus in den obern Schichten der Gesellschaft keinen Begriff hatte, zog es vor, sein Hemd und Beinkleid am Leibe trocknen zu lassen. Die Späne thaten ihre Schuldigkeit, es wurde immer heißer; Hanns wendete sich gleich einem Braten von einer Seite auf die andere; doch erwartete er die gänzliche Abtrocknung nicht — er entschlief auf der Ofenbank, und selbst die Schüssel Kartoffeln, welche die Mutter indeß im Ofen gekocht hatte, war nicht im Stande, ihn vom Platze zu bewegen, und so mußten die übrigen Kinder, deren Wäsche wieder brauchbar geworden, ohne den Hanns das Nachtmahl verzehren; denn er erwachte auch nicht, als die Gustl mit heller Stimme das Ave Maria sang, welches zwar nicht von Cherubini oder Pergolese eine Abstammung erkennen ließ, aber jedenfalls dem Mädchen von einem Kirchenbesuche im Gedächtniß geblieben war, und einem neuern minder begabten Tonsetzer angehören mußte, allein in diesem Hause, in dieser Stube hätte wohl Niemand das getreue Wiedergeben eines Einzelstückes aus einer gesungenen Messe zu hören erwartet. Ja selbst, als Trine ihrem Bruder einen Schnurbart mit dem Kienruße malte, schnarchte er wie eine Brettersäge, und konnte sich an dem Kichern und Händeklatschen seiner Geschwister nicht erfreuen, die sich sehr ungern zu Bette begaben, weil sie gar zu heiter waren, und das Gesicht zu sehen wünschten, welches Hanns machen werde, wenn er sich in dem zwei Finger großen Stück Spiegel, das bei den Glasscherben am Fenster lag, begucken würde. Die Mutter, welche strenge Zucht hielt, machte dem Scherze ein Ende, sie befahl, daß die Kinder sich augenblicklich zur Ruhe verfügen und vorher das Nachtgebet sprechen sollten. Gehorsam kniete Gustl nieder, und während die andern ihrem Beispiele folgten, bekreuzte sich die Mutter nebst Gatten und Kindern mit lauter Stimme eine Reihe von Vaterunsern betend, die durch das zerbrochene Fenster hinaus auf die Gasse schollen, auf welcher eben ein Zug vornehmer Menschen vorüber wallte, um einen Abendspaziergang um die nahen Berge zu machen; sie scherzten und lachten über die Einfalt der armen Leute in der tiefliegenden Stube, welche in Ermanglung einer andern Beleuchtung einen brennenden Span in eine Rübe gesteckt hatten, und sich durch den Spott von Außen nicht stören ließen. Als aber einer der gebildeten Herren hereinschrie: „Haltet doch das Maul mit eurem Geplärre da drunten, dummes Gesindel," erhob sich die Mutter und blies das Licht aus, tief verletzt von dem Zurufe des Vornehmen; leiser wurde ihr Gebet — brünstiger ihr Vertrauen auf die Liebe und Barmherzigkeit des Allvaters droben, der gewiß auch ihrer Noth helfen würde, ja schon geholfen hatte, da die gut gearteten Kinder aus freiem Antriebe sich Arbeit gefunden, und sie dankte Gott mit gefalteten Händen dafür, daß ihrem geringen Einkommen täglich drei Sechser zugeflossen waren.

Herr Werner, der reiche Fabrikant, welcher in seiner Baumwollspinnerei wohl täglich mehr denn 600 Menschen beschäftigte, und ihnen verhältnißmäßig einen Spottpreis für ihre saure Arbeit zu bezahlen pflegte, lag ausgestreckt auf seinem mit schwer seidenem Stoffe überzogenen Sopha, eine Havanna-Cigarre im Munde, aus welcher er dann und wann eine Rauchwolke dem treuen Philar auf die Schnauze blies, der auf dem kostbaren Teppiche hingestreckt, den Kopf von Zeit zu Zeit auf des Gebieters Linke legte, und ihn mit seinen klugen Augen forschend betrachtete, den jeweiligen Dampf aus Kräften abschüttelnd, und um sich schnuppernd so lange bis Herr Werner ihm „Leg dich" zurief, worauf der gehorsame schöne Jagdhund die Schnauze wieder auf seine ausgestreckten Vorderpfoten legte und bald rechts hinauf zu seinem Herrn blickte, bald wieder links, wo Herrn Werners Tochter, die reizende Mathilde, saß, ihrem Vater mit wohltönender Stimme aus einem Buche vorlesend. Die schönen Augen des Mädchens überflogen unmuthig Seite auf Seite, eine Stelle suchend, wo die Vorleserin, ohne gewaltsam abzubrechen, aufhören konnte; denn das Buch: „Ueber die Art der Baumwolle den besten Nutzen abzugewinnen," war doch gewiß nicht geeignet, ihr einige Aufmerksamkeit zu entlocken; nur die Liebe zu ihrem Vater vermochte ihre Ungeduld zu bemeistern; denn es lag im anstoßenden Saale auf dem Klaviere ein Heft ganz neuer Gesänge, welche sie noch nicht versucht hatte, und vor Begierde brannte, dieselben zu singen. Denn sie waren von einem begabten Tonsetzer, der mit seinem Talente wohl in die Schranken vorzüglicher deutscher

Meister treten konnte. In der Zerstreuung überschlug Mathilde ein über das andere Mal mehrere Blätter, wodurch der Inhalt des Buches bedeutend verwickelt wurde, so, daß der alte Herr brummend den Kopf hinüberdrehte, und befahl, ihm das Buch einzuhändigen. Freudig sprang das Mädchen auf und reichte hastig dem Vater das Verlangte, ihn bittend, ob sie wohl nicht störe, wenn sie sänge?

„Meinetwegen," sagte der Vater, „aber nur keine Romanze, ich kenne nichts Langweiligeres, als so ein ewig wiederkehrendes Klagerezept, wie die Franzosen ihren Brei nennen, wenn sie gefühlvoll sein wollen, — ich ziehe selbst das Geheul meines Philar jenem romantisch sein sollenden Klingklang vor."

„Mein Väterchen, ich singe dir etwas Zweistimmiges, das unterhält dich besser; warte, ich will meinen Vetter rufen, ich hörte ihn schon eine Weile auf der Violine kratzen, er hat eine wundervolle Stimme, wir versuchen das Duett aus „Mara," es scheint mir ausgezeichnet schön." Vetter Anton war schnell zur Hand; als Schwestersohn zum Hause gehörig, liebte ihn Herr Werner sehr, und bedauerte nur, daß er es vorziehen konnte, sich lieber mit Studien und Musik zu beschäftigen, als drüben in den großen Spinnsälen nachzusehen, wo ein Tag mehr Gewinn brachte, als der junge Mann bei der einstigen Anstellung in Jahren einbringen konnte.

Die jungen Leute trafen vom Blatte. Das Duett fesselte ihre volle Theilnahme. Die seelenvollen Töne Mathildens verschmolzen mit dem herrlichen Basse des Vetters, der mit gesteigertem Gefühle nicht ohne Seitenblicke auf seine schöne Base die Stelle sang:

„Mara, nein! ich kann's nicht glauben,
Daß dein Herz für Liebe todt!
Meine Ruhe kannst du rauben,
Nicht der Hoffnung Morgenroth."

„Weiter! weiter!" rief der Vater unwillig, als wider Erwarten der Gesang stockte. Mathilde hatte vergessen, die Pausen zu zählen, es ging nicht mehr, sie mußten wieder anfangen, und der alte Herr nahm ferner keinen Antheil an dem lieblichen Zweigesange, er setzte die Brille auf, und trat ans Fenster, da die Glocke ertönte, welche den Arbeitern im Fabriksgebäude den Feierabend verkündete. Jetzt strömten sie heraus Groß und Klein, schmutzig, die Luft mit Oelgeruch erfüllend zogen sie die lange Gasse entlang, jedem Vorübergehenden nahe kommend, über jede, die Straße mit einem zu langen Kleide fegende, Dame laut lachend, und sie nachäffend.

Die Mädchen waren am ausgelassensten — nur eines nicht. Des Leinwebers Gustl blieb still, ohne auf die Streiche ihrer Gefährtinnen zu achten; sie horchte mit klopfender Brust auf die süßen Klänge, die mitten durch das Geläute drangen, und blieb an der Stiege stehen, welche von breiten weißen Steinen erbaut, so rein gehalten wurde, als hätte sie nie ein Mensch betreten. Als aber die Töne der Glocke schwiegen und der Gesang immer deutlicher und inniger sich entwickelte, da vergaß das arme Kind, daß es den Arbeitern verbothen war, das Wohnhaus zu betreten, und eilte von unwiderstehlichster Gewalt getrieben hinauf, wo es vor der Thüre, aus welcher die holden Töne kamen, wie verzückt stehen blieb, und mit eingehaltenem Athem lauschte.

Herr Werner trat plötzlich heraus und gerieth in Wuth, als er sein Gebot also übertreten sah.

„Was machst du hier," fuhr er die Kleine an, „packe dich gleich fort und untersteh' dich nicht noch einmal herauf zu kommen, sonst wirst du augenblicklich fortgejagt. Du verpestest die Luft vor meinem Zimmer, marsch!" Gustl war schon über seinen Anblick so erschrocken, daß sie nicht von der Stelle konnte, und sicher hätte sie Herr Werner fortgestoßen, wenn er sich nicht geekelt hätte, seine feine Hand mit den Battist-Manschetten auf das ölgetränkte schmutzige Kleid des Fabriksmädels zu legen. Er drohte ihr, den Hund auf sie hetzen zu wollen, wenn sie nicht ginge, und die Angst vor dem großen Bullenbeißer gab Gustchen die Besinnung wieder, sie flog die Treppe hinunter und gesellte sich weinend zu ihren auf sie harrenden Geschwistern.

„Warum bist du hinauf gegangen?" sagte Hanns, „meinetwegen könnte oben eine Drehorgel oder gar ein Guckkasten sein, ich getraute mir nicht über die schöne Stiege zu schreiten, aus Furcht, dem Herrn zu begegnen oder auf den glatten Steinen auszugleiten; wir sind das nicht gewohnt, da gehören Schuhe dazu, sonst bricht man sich das Genick." Gustchen antwortete nicht, sie wiederholte leise die ebengehörte Melodie mit staunenerregender Genauigkeit, und als sie daheim die Erdäpfel schälte, versuchte sie — sie laut zu singen und lächelte still vergnügt vor sich hin, daß sie es vermochte. „Ja wäre ich nur ein Fräulein, ich wollte auch singen und mit den Fingern in dem glänzenden Kasten herumschlagen, wie Fräulein Mathildel, aber so . . " sie schwieg, denn die Mutter warf einen strengen Blick auf das Mädchen, und befahl ihr, sich mit Seife das geschwärzte Gesicht rein zu waschen. Gustl ging vor das Haus, kniete am Bächlein nieder, nahm ein Stückchen Seife und einen grobwollenen Fleck, mit welchem sie sich das blühende Gesicht rieb, bis aller Unrath verschwunden war, wobei sie abermals den heute gehörten Gesang erschallen ließ, bis sie aufgeschreckt durch den Anruf eines vorübergehenden Herrn: „wo sie die Melodie gehört habe?" mit Blitzesschnelle ohne zu antworten, da sie das Fremdwort nicht verstand, in das Haus entschwand. Eine Zeit lang blieb der Fremde horchend stehen, denn drinnen wiederholte Gustchen den Gesang.

„Welch eine Stimme," sprach er vor sich hin, „so rein und voll wie Glockenton; nie hörte ich aus eines Kindes Brust etwas Aehnliches — diese Hütte der Armuth birgt einen Edelstein, dem nur der nöthige Schliff fehlt."

Der Fremde entfernte sich eilends, und verfügte sich in ein Gasthaus, wo er, wie er wußte, den Kapellmeister des Musikvereines treffen konnte. Bei diesem verwendete sich der obengenannte, ein Regierungsbeamter, Herr Reller, um die Aufnahme einer unbemittelten Schülerin, für deren vielversprechende Anlagen zum Gesange er sich verbürgen zu können glaubte. Der Kapellmeister machte Einwendungen, da es eben nicht an der Zeit war, Schüler in den Gesangsunterricht einzureihen, und die Plätze für die Unentgeltlichen alle besetzt waren. Der musikfreundliche Beamte erbot sich endlich den Betrag so lange zu entrichten, bis seine Anempfohlene

Digitized by Google

förmlich aufgenommen werden könnte. Der Kapellmeister willfahrte ausnahmsweise, wie er sagte, dem Wunsche des Gönners, und der letztere versprach, in einigen Tagen dies noch sehr junge Mädchen selbst in die Musikschule zu bringen.

Des andern Tages verfügte sich Herr Reller in das kleine verfallene Haus zu Gustcheus Eltern, die nicht wenig erstaunt waren über das Anerbieten des nach ihrer Meinung vornehmen Herrn, der für ihr Kind so liebreich sorgen wollte. Sobald sie aber erfuhren, daß ihre Tochter den Erwerb in der Fabrik verlieren, und noch obendrein in ihrer armseligen Kleidung nicht unter die Vereinsschülerinnen sich begeben könne, wiesen die guten Leute, welche an ein künftiges besseres Loos, durch den Gesang der Kleinen bereitet, nicht glaubten, den Antrag als unausführbar zurück. Vergebens bemühte sich Herr Reller ihnen begreiflich zu machen, daß Gustchen dereinst viel Geld und Ehre einbringen werde, die Eltern hielten sich an die Gegenwart, und konnten sich mit dem Gedanken, daß Gustl für jetzt Nichts verdienen könne, durchaus nicht befreunden, und gaben erst nach vielem Zureden von Seite des Gönners ihre Einwilligung, daß die Kleine in den freien Stunden von zwölf bis zwei Uhr eine Stunde täglich in der Gesangsschule zubringen dürfe. Doch da stellte sich wieder ein Hinderniß heraus: um diese Stunden war die Schule geschlossen. Allein auch dieser Umstand wurde dadurch beseitiget, daß nämlich der Kapellmeister, als er sich einmal in Gesellschaft Herrn Rellers zu Gustcheus Eltern begab, und dem Mädchen eine Strophe zweimal vorsang, um zu erproben, ob es wirklich so viel Anlage besitze, mit Erstaunen bemerkte, daß das Kind Note für Note mit silberheller Stimme wiederholte. Jetzt lag ihm selbst viel daran, ihr Lehrer zu werden, und er versprach dem Mädchen täglich eine Stunde zu schenken. Von nun an erhielt Gustchen den Unterricht des gründlich gebildeten Kapellmeisters, und war nach mehreren Monaten schon so weit, daß sie die Noten lesen konnte. Ihre Stimme war weitaus die beste von allen Schülerinnen, ihr Fleiß der größte, denn sie lernte mit Lust und Liebe, mit Beharrlichkeit und ganzer Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Elbfahrt.

(Schluß.)

Auch den alten Judenkirchhof besuchte ich. Unzählige, uralte, vierkantige Grabsteine bedecken denselben, und auf einem derselben las ich die hebräische Inschrift: 632. Seit dieser Zeit behaupten die Juden hier zu wohnen. Auf einigen Steinen befinden sich zwei in Stein gehauene Hände, um die Todten aus dem Stamme Aarons, auf andern ein Krug, um die aus Levis Stamm zu bezeichnen.

Eine der hiesigen jüdischen Synagogen, die Altneuschule soll bei Ausbauung eines alten Stadttheiles vor 1000 Jahren unter dem Schutte aufgefunden worden sein. Ein alter Israelit öffnete mir den feuchten, modrigen Tempel, der keinen weitern Schmuck besitzt, als eine ungeheure Fahne, die an einem hohen Tannenbaume befestigt ist und nach Beendigung des 30jährigen Krieges den Prager Juden gegeben worden ist, zum Dank für ihre Tapferkeit bei Belagerung der Stadt durch die Schweden. Wie oft mögen hier unter den finstern, schwarzen Gewölben aus den hölzernen Gebetstühlen in Zeiten grausamer Verfolgungen deutsche und hebräische Weherufe erklungen sein! wie oft mag aus den alten pergamentenen Gesetzrollen, die in dem Schranke dort in silbernen Futteralen aufbewahrt werden, der Trost des Gotteswortes und die Hoffnung einer besseren Zukunft die verzweifelnden Herzen beschwichtiget haben! Das blasse, leidensvolle Gesicht des alten bärtigen Juden, der mich in diesen Gewölben herumführte, schien genugsam diese Leiden seines Volkes erfahren zu haben. Abends zeigte man mir auf der Färberinsel beim Conzerte mehrere vornehme jüdische Familien friedlich mitten unter den Christenkindern sitzen, und die Welt fiel nicht ein.

Recht besucht ist der Baumgarten unten an der Moldau. Da gabs schöne Karossen und schmucke Frauen vollauf. Mir fiel der alte Wahlspruch ein: perfecte formosa, quae habet caput ex Praga, ubera ex Austria etc. Wahrlich, Prags Frauen haben eine stille Kraft in sich, etwas eigen Geheimnißvolles, wie von Zauberinnen; man denkt dabei an ihre sagenberühmte Herzogin Libussa. Abends gab es ein Feuerwerk im Garten und es war ein herrlicher Anblick, das tausendfältige Licht durchs grüne Laubdach ringsum hindurchschimmern zu sehen. Die steigenden Raketen und sprühenden Feuerräder beleuchteten prachtvoll die Wipfel der stolzen Pappeln und die mit weißen und goldenen Blüthen überdeckten Akazien, deren lieblicher Duft uns umgab.

Unter den Volksgewohnheiten fällt besonders das allgemeine Händeküssen und tiefe Verneigen beim Gruße auf, das fast schon an orientalische Höflichkeit gemahnt. Am meisten diesem Huldigungsakte ausgesetzt sind die zahlreichen Geistlichen Prags, nach deren Händen Alt und Jung, Frauen und Männer im Vorbeigehen greifen, um sie zu küssen, von dem Schwarm der Bettler gar nicht zu reden, die gleich schwarzen Unglücksvögeln in den alten Mauernischen und bei den zahllosen Heiligenbildern zu nisten scheinen und den Fremden krächzend umkreisen. Es gibt unter ihnen recht phantastisch wilde Gestalten, recht malerisch, wie denn durch das ganze Volk großartige Züge gehen. Merkwürdig erscheinen auch die alten Weiber, welche an den Pforten und Pfeilern der Kirchen kauern und uns so geheimnißvoll anstarren aus seltsamen Augen, daß wir wähnen möchten, sie gehören noch in die graue Sagenzeit der Czechen. Auch die zimmetbraunen Bauernweiber auf dem „grünen Markte“ haben in Blick und Geberde viel ernst Dramatisches. Dagegen waltet auf dem angränzenden „Tändelmarkt“ bei der Galluskirche, in welcher Huß seinen Glauben bekannte, das Lustspiel vor. Hier geräth man in die Hände der Jüdinnen, die uns festhalten und an ihre Trödelbuden ziehen.

Wer aber pittoreske Volksstudien machen will, lasse sich die Mariensäule auf dem Altring empfohlen sein, welche Ferdinand III. zum Gedächtniß der schwedischen Belagerung errichtet hat. Stets ist diese Säule von Schaaren umlagert, welche auf den Stufen sitzend oder liegend schlafen, arbeiten und schwatzen. Die Säule steht in einer herrlichen Scenerie, zwischen der Teynkirche und dem Rathhause. Als ich zum ersten Male Abends vorüberging, vorbei an dem schwarzen Kirchenportale, über dessen kunstvolles Basrelief

Digitized by Google

in der Vorhalle, die Kreuzigung Christi darstellend, die Lampe einen zitternden Schein warf, fesselte mich ein reiner ernster Gesang, der zum Himmel emporstieg. Ich habe mir nachher die Stunde gemerkt, und diese Klänge, welche mich mit ihrem Segen in die Nacht hinein geleiteten, nur ungern versäumt. Kaiser Ferdinand und viele adelige Familien, deren Söhne in der Schlacht am weißen Berge gefallen, haben die Mariensäule mit reichen Stiftungen bedacht. Allabendlich von 7—9 Uhr ertönen hier feierliche Lieder. Alte Frauen, Kinder und Bettler, Alles, was mitsingt, erhält Gaben, und der Chor fehlt niemals zur bestimmten Zeit. Es ist eine rührende Schaar von Kammersängern und in diesem böhmischen Gesange liegt ein unnennbarer tiefer Zauber. Unter den drei Engeln, welche das Piedestal bewachen, am Fuße der Säule gewahrt man die Blende für ein Marienbild. Bei ihm, gleichsam im Herzen der Säule, brennen viele Lichter, magischen Glanz in die Nacht streuend. Unfern davon steht ein Mann, der die Worte des Liedes strophenweise vorspricht, welche die Frauen auf den Stufen des Monuments sitzend, und alle Umstehenden nachsingen. Ringsum auf dem Pflaster sieht man Knieende, inbrünstig betend. Niemand schreitet vorüber, ohne den Hut zu ziehen, und nimmt im Weitergehen die Melodie noch mit sich fort zum Geleite.

Unvergeßlich aber bleibt mir ein Abend, den ich auf dem Laurentiusberge zubrachte. Es schlug 9 Uhr von den Thürmen der Stadt; hinter einander ließen sämmtliche Glocken ihre Schläge erschallen, und dann begann eine der kleineren Glocken das Abendläuten. Bald stimmten mehrere mit ein, das Geläute ward immer vollständiger, immer harmonischer, und zuletzt gab die riesige Glocke vom Hradschin herab in dumpfen Schlägen den Baß dazu; ein wahres Glockenkonzert, ergreifender, als jede andere Musik. Und unter mir lag die ganze große herrliche Stadt mit ihren 77 Thürmen, die schimmernde Moldau mit ihren beiden herrlichen Brücken und den grünen Inseln dazwischen, links der Hradschin und nun dazu ein wundervoller Sommerabend und die duftigste Abendluft, deren Strömung mich bald die Glocken der einen, bald der andern Kirche deutlich hören ließ, und bald wie ein sanfter Harmonikaton, bald wie rollendes Donnerwetter das Ohr traf. Es läßt sich das Alles nicht beschreiben, aber in andächtige Bewunderung versunken hört man der großartigen Abendmusik zu, welche Prags Thürme zur Verherrlichung dessen bringen, von dem alle irdische Herrlichkeit ihren Anfang genommen.

Marienburg in Preußen. M. Rosenheyn.

Märchen.

Es war ein Knabe, dieser hieß Eduard. Sein Vater war ein schlichter Landmann, der Besitzer eines kleinen Häuschens. Es lag im Grunde eines kühlen Thales; eine schmale Fläche grüner Matten umgaben selbes; gleich dahinter stiegen steile Felsen, das Thal sperrend, empor; ein Wildbach stürzte hervor aus dunkler Felsenschlucht, um auf den grünen Matten, wie in ein gemüthliches Schaf umgewandelt, sanft fortzuschleichen.

Oft stand Eduard an der zerklüfteten Schlucht, aus welcher der tosende Wildbach hervorschäumte, und dachte sich, woher er wohl kommen möge und wie es weiter drinnen aussähe? In einem Nachmittag, als Vater und Mutter hinausgegangen waren, einen kleinen Acker am Eingange des Thales zu bearbeiten, und Eduard allein zu Hause war, stand er wieder sinnend vor der geheimnißvollen Schlucht. Es wunderte ihn selbst, daß er nicht lieber zurückschaue und auf der freundlichen Wiese, wo so viele tausend blühende Blumen standen, dem wilden Laufe des Baches nachgehe, und warum er lieber so in die öden, zerklüfteten Felsen und in den schäumenden Bach hineinsehe. Er glaubte weiter drein einen Gesang zu vernehmen, er wußte selbst nicht von Menschenstimmen oder von Saiten, es kam ihm wie ein fernes, leises, sanftes Tönen vor. Manchmal wurde das Tönen deutlicher und es war ihm, als ob er völlig ein oder zwei Worte höre, doch konnte er sie nicht verstehen, dann schwand der Ton wieder und athmete nur leise. Dem horchte er lange Zeit zu. Da wuchs in ihm die Sehnsucht und Begierde, weiter hineinzukommen in die Schlucht, um dem Tone näher zu sein und etwa die Worte leichter zu vernehmen, die heraußen immer wie seinem Ohre entschlüpften. Er schloß die väterliche Hütte, trieb die Paar Ziegen, die er zu hüthen hatte, etwas den Berg hinan, steckte sich einen Leib Brot in den Sack, und fing am Rande des Baches an, über Steine und Felsen hineinzusteigen in die Schlucht. Oft ging es sehr hart; oft verengte sich die Schlucht so, daß kaum eine Möglichkeit war, weiter zu kommen, und der Knabe nur mit großer Lebensgefahr fortzuklettern vermochte. Doch kam er immer weiter. Von Zeit zu Zeit setzte er sich auf einen feuchten, bemoosten Felsblock und rastete aus im kühlen Luftzug, welchen der schäumende Bach bewirkte; da suchte er von der Musik wieder etwas zu erlauschen, aber es blieb immer das gleiche Tönen, und von den Worten vermochte er nichts zu verstehen. Die Sonne neigte sich schon stark zum Untergange, er aber bemerkte es in der tiefen Felsschlucht nicht, die ihm nur den Anblick eines schmalen Streifes vom blauen Himmel gestattete.

Als er so eben am Eingang einer neuen Beugung der Felsschlucht auf einem Steine saß und über den tosenden Bach zürnte, der ihm, wie er glaubte, die liebliche Musik verdunkelte, daß er nur gebrochene Töne sparsam zu vernehmen vermochte, kam auf einmal ein lauer, viel wärmerer Luftzug ihm entgegen aus der Schlucht, und spielte ihm sanft um Wangen und Locken; und im warmen Luftzug tönte die Musik viel deutlicher und lieblicher. Das kam ihm sonderbar vor, wie aus der kalten, feuchten, düstern Felsschlucht ein so lauer, lieblicher Wind wehen könne und dieß spornte vom neuen seine Lust, weiter vorzudringen. So kletterte er hinein in die neue Beugung des Felsschlucht; da wurde es aber immer enger und enger, und der Tag schwand mehr und mehr mit seinem Lichte aus dem feuchten Grunde. Gähling vermochte Eduard nicht mehr weiter zu kommen; pfeilgerade stiegen die Felswände himmelan, im Grunde stürzte der Bach mit unendlichem Lärm aus der Schlucht hervor, es war an kein Weiterkommen mehr zu denken. Am Himmel fingen die Sterne an hervorzuschimmern und der helle Mond stahl sich hinter einem dicht belaubten Busche, der auf hoher Felsenzinne im Nachtwinde wackelte, hervor. Traurig setzte sich Eduard

Digitized by Google

auf einem Felsblock, nahm das Brot aus der Tasche, tauchte es, zum Erweichen, in die schäumende Fluth, und stillte seinen Hunger damit, auf welchen er bisher, im Eifer des Fortschreitens, nicht geachtet hatte. Er dachte an sein mißlungenes Unternehmen und an den Kummer seiner Eltern daheim. Er gedachte, hier auf dem Steine sitzend, an die kalte Felswand gelehnt, die Nacht zuzubringen und am frühen Morgen eilends wieder zurückzugehen, seine Eltern zu trösten. Da die Luft so lind und warm aus der engen Schlucht bließ, hoffte er gemüthlich schlafen zu können, wenn nicht die liebliche Musik wäre, die seinen Geist reitzte und anspannte und das Einschlafen verhinderte. Auf dem Steine knieend, bethete er zuerst andächtig sein Abendgebeth, die großen, blauen Augen zum Himmel wendend, und empfahl sich auf's innigste seinem heiligen Schutzengel; denn es kam ihn eine geheime Furcht an, daß es hier wohl nicht ganz geheuer sein dürfte. Auch hatte er von Drachen und Lindwürmern gehört, die gerne in solchen Felsschluchten hausen. Aber er schlug sich solche Gedanken aus dem Kopfe und vertraute auf den Engel Gottes, von dem er wußte, daß er ihm zur Seite stehe. Nach eifrigem Nachtgebethe setzte er sich auf den Steinblock, zog seine Kappe über die Ohren herab, um die Musik, die ihm jetzt fast heller zu tönen schien, nicht zu hören, und suchte einzuschlafen. Aber, als ob es ihn necken, und seinen Schlaf absichtlich verhindern wollte, tönte jetzt die schöne Musik immer heller und deutlicher. Bald unterschied er aus den sanften Tönen eine wunderliebliche Menschenstimme; bald vernahm er einzelne Worte, ohne ihren Zusammenhang mit andern, und immer fügte es sich, wenn er eben einnicken wollte, daß so ein Wort sein Ohr traf und ihn wieder aufschreckte. Endlich nach und nach fügten sich diese Worte zusammen zu einem Liede, wie die einzelnen Blumen zu einem Kranz zusammen gebunden werden. Das Lied aber war folgendes:

Der Knabe ruht in feuchter Klause
Auf kaltem, moosigen Gestein,
Und draußen in dem Vaterhause
Ständ' ihm ein Bettchen, warm und fein.
Es blühen Blümlein auf den Auen,
Leis murmelnd schleicht die Welle hin,
Und sanfte Hügel ringsum bauen
Den Wall zum Thale dunkelgrün.
Hier tost der Bach, es schäumt die Welle,
Die Felsen steigen himmelan,
Kaum wird's im Grund' am Tag noch helle,
Schmal schaut herein der Sonne Bahn.
Kein Blümlein keimt auf kahlem Grunde,
Kein Gräslein sproßt in dem Gestein,
Nur immer mit dem kalten Munde
Spritzt Tag und Nacht der Bach es ein.
Die trübe Eule haust in Klüften,
Ihr Lied ist keiner Flöte Hauch,
Und droben in den freien Lüften
Hängt wild herein der Dornenstrauch.
Und draußen singt die frohe Meise
Im Gärtchen auf dem Apfelbaum,
Vom Land her klingt das Glöcklein leise,
Und weckt dich aus dem Morgentraum.
O wärest draußen du geblieben,
Wie wäre dieß dir warmes Glück,
Wie magst du deine Eltern trüben,
Und nimmer kommst du mehr zurück.

Eduard wurde natürlich bei Anhörung dieses Liedes nicht wohlgelaunt; vielmehr verdroß es ihn, fast spöttischer Weise im Lied das zu vernehmen, was er ohnehin gut wußte, daß er besser nicht in die Schlucht hereingestiegen wäre. Um so mehr nahm er sich vor, beim ersten Morgengrauen wieder den Rückweg anzutreten. In ähnlichen Gedanken nickte er endlich ein, das müde Haupt an die Steinwand gelehnt.

(Fortsetzung folgt.)

Tiroler-Biene.

Albert Jäger hat vor Kurzem in der k. k. Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über die Vorgeschichte des Jahres 1809 gehalten. Den gleichen Gegenstand behandelte er bereits vor mehreren Jahren in einer Vorlesung am hiesigen Museum. Von den Bedingungen, welche den gewaltigen Kampf, dessen Ruhm Tirol so theuer um Blut und Thränen erkaufte, herbeiführten, ist besonders und fast ausschließlich die religiöse Verstimmung in Folge thörichter Uebergriffe der Baiern hervorgehoben. Den gleichen Gegenstand behandelte Flir in seinen Kriegsbildern auf treffliche Weise. Es wäre zu wünschen, daß nun auch der andere Faktor der Bewegung, wir meinen die rechtswidrige Aufhebung der alten ständischen Verfassung durch die Alles centralisiren wollenden Baiern klar und rücksichtslos behandelt würde.

* Der als Erzähler von Volkssagen und Dorfgeschichten rühmlich bekannte Martinus Meyer wird nächstens einen Band Tiroler Volkssagen bei Witting veröffentlichen. Wir machen unsere Leser vorhinein auf dieses volksthümliche Werk aufmerksam.

Literatur.

Die deutschen Sprichwörter gesammelt. Frankfurt am Main. Druck und Verlag von H. L. Brönner.

Die Sprichwörter sind der seit tausend Jahre aufgehäufte Schatz, zu dem das Volk seinen gesunden Verstand, seine Sinnes- und Anschauungsweise, seine Rechtsgewohnheiten und Lebenserfahrungen, ja einen Theil seiner Lebensschicksale in goldenen Sprüchen ausgeprägt hat. Die schönsten und wahrsten Lebensregeln werden uns in denselben in bündiger, anschaulicher Weise gebothen und in mancher Zweizeile liegt ein größerer Reichthum an Weisheit, als im manchen breitgeschlagenen Werke. Dieses hatte Göthe wohl erwogen, als er auf die Spruchweisheit unsers Volkes so entschieden hinwies, dieß war es auch, was den rühmlichst bekannten Bischof Sailer bewog: seine „Weisheit auf der Gasse" zu sammeln. Wie tiefsinnig und dem innersten Leben des Volkes die Sprüche auch entsprungen sind, wie oft gefeierte Männer auf den Schatz dieser Gnomen hinweisen, der größte Theil der Deutschen kümmert sich um deutsche Spruchweisheit nicht, denn es ist zu gemein dem Vaterländischen und Volksthümlichen die gebührende Achtung zu zollen.

Der fremde Quark gilt mehr als das einheimische Gold, die über den Rhein herübergeholte **Assa foetida** scheint den Deutschen besser zu duften, als eine im Vaterlande erblühte Rose. Daraus erklärt es sich, daß aus der heutigen Bücher- und Rednersprache die naturwüchsige körnige Kraft des sprichwörtlichen Ausdrucks mehr und mehr schwindet, daß eine abstrakte, verschliffene, bleichsüchtige Redeweise immer mehr jene sinnliche, bildreiche, markige Sprache unserer Altvordern verdrängt, daß die nationale Färbung immer mehr verloren geht und Alles fahl und verwaschen aussieht, im besten Falle wie aus dem Französischen übersetzt. Bedenkt man dieses, so ergibt sich das Verdienst einer Sammlung der Sprichwörter. In der Zeit der Verflachung sollen diese ächtdeutschen Klänge an die Herzen des Volkes tönen und ihnen all die guten Lebensregeln unserer Vorfahren ins Gedächtniß rufen, so sollen Gelehrte und Ungelehrte mit der kräftigen, anschaulichen Sprache des Volkes bekannt machen und auf diese Weise auf die Hebung der oft so maßlosen Sprache hinwirken. Wir können dem Herrn Sammler nur unsere volle Anerkennung zollen und ihm für dieses ächte Volkswerk nur den wärmsten Dank sagen. Er hat uns zum ersten Male eine möglichst vollständige Sammlung unserer Sprichwörter geboten. Alle Sprichwörter aufzuschreiben ist nicht möglich, eben so wenig als die Sterne zu zählen oder die See auszuschöpfen. Ein glücklicher Gedanke des Herausgebers war es, seine 12896 Sprüche nach ihrem Inhalte alphabetisch zu ordnen. Es wird dem Leser dadurch das Nachschlagen erleichtert und er hat die meisten Sprichwörter über denselben Gegenstand vor Augen. Möge das vaterländische Werk jene große Verbreitung finden, die es im hohen Grade verdient, und einem großen Theile des Volkes den Schatz wieder geben, den ihm seichte Aufklärerei und narrenhafte Nachäfferei seit Jahren entführt haben.

Göthes Briefwechsel mit Knebel.

Der fleißige und gelehrte Guhrauer legt den Briefwechsel Göthes und Knebels in zwei Bänden dem Publikum vor. Wir erkennen das Verdienstliche solcher Arbeiten, durch welche uns die beiden Heroen, denen der Genius Deutschlands die strahlendsten Kränze verdankt, näher gerückt werden, rühmend an, glauben jedoch, daß hier des Guten bereits zuviel geschehen ist, und eine strenge Auswahl bei Sichtung des Materiales, welches ohnehin schon fast zu einer Bibliothek angeschwollen ist, in diesem Falle vor allem noth thäte. Die Verbindung Göthes mit Major Knebel umfaßt den Zeitraum vom Februar des Jahres 1774 bis zum Tode des großen Dichters. Wir lernen in Knebel einen tüchtigen geistvollen Mann kennen, der Briefwechsel mit Göthe enthält hinlängliche Belege. Er ist zum Theile von großer Wichtigkeit für die Biographie und Charakteristik des Dichters, der auch diesen Briefen hie und da Edelsteine einfügte, wie wir sie in seinen andern Werken bewundern. Ueberflüssig war es jedoch, jedes kleine Billet abzudrucken: die Mehrzahl dieser Briefe ist völlig ohne allen Gehalt, so daß man

Digitized by Google

in der That nicht begreift, wozu eine Veröffentlichung derselben dienen soll. Allein wir wollen dieses übersehen, denn deßungeachtet bleibt diese Korrespondenz von Werth und Bedeutung, lernen wir daraus auch wenig Neues in Bezug auf Göthe, so zeigt sie uns doch das Bild Knebels, der als trefflicher Uebersetzer des Lukrez der gelehrten Welt bereits bekannt ist. Zum Schlusse fügen wir einige Stellen aus Göthes Briefen bei.

18. Mai 1796.

Es ist Zeit, daß man sich über das Wesen und Weben der Dinge beruhige, ehe uns die Natur mit Gewalt zur Ruhe zwingt und aus unserem Grabhügel eine Idylle macht. Nicht alle Gemüther sind bei uns in dieser Verfassung, öfters stören sie andere. Ich bedaure es sehr, aber es ist einmal so, und die Kräfte der Natur bereiten im Menschen Essig, wie in andern Wesen, wenn sie nicht zur reifen Traube verglühen können.

Weimar 8. April 1812.

Was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, so sage ich nur so viel: wir handeln eigentlich nur gut, in so fern wir mit uns selbst bekannt sind. Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun, und so ist es denn eben so viel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Das Dunkel aber führt uns gewiß zum Bösen, ja wenn es unbedingt ist, zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch, der schlecht handelt, schlecht sei.

9. März 1814.

Die Bezüge auf die englische Nation treten nun auch wieder ein und die die guten Deutschen bemerken nicht, mit welcher Klemme sie von dieser Seite bedroht sind. Dem französischen Stolze kann man beikommen, weil er mit der Eiterkeit verbrüdert ist, dem englischen Hochmuth aber nicht, weil er kaufmännisch auf der Würde des Geldes ruht.

14. November 1827.

Jedes gemeinsame Anschauen von Kunstwerken ist von der größten Wirksamkeit, denn indem ein poetisches Werk für viele geschrieben ist, gehören auch mehrere dazu, um es zu empfangen, da es viele Seiten hat, sollte es auch jederzeit vielseitig angesehen werden.

Theater.

Unser Repertoir scheint in sich gehen zu wollen, und Buße zu thun für die vielen Faschingssünden. Das jüngstverflossene bot uns Stücke, die, wenn auch nicht immer gut gelungen, wenigstens gut gemeint waren, und das Interesse der Neuheit hatten. An Scribe's „Erzählungen der Königin von Navarra" wagen wir nicht den kritischen Maßstab zu legen, da die Aufführung zu mangelhaft war, um den Gehalt richtig würdigen zu können. Die feinen Intriguen gingen durch das schleppende Spiel verloren und der Dialog wurde durch den unausstehlichen Brekigerton des Herrn Behrens (König Franz) und durch Remay's (Heinrich d'Albert) unbegreifliche Langweile vollends ruinirt. Weit mehr Beifall fand „der Frauenkampf" von demselben Verfasser, den wir ohne Bedenken ein gutes Lustspiel nennen, das die Vorzüge der französischen Schule hat, ohne ihre Fehler zu theilen. Da ist kein Schwarm von Leuten, die bloß Maulaffen feil haben, keine karikirte Verhöhnung höherer Kreise, kein Deus ex machina, der am Ende ein Dutzend Liebespaare einsegnet: — alles gibt sich ganz natürlich, jede Person hat ihren innigen Antheil an der Verkettung und Lösung, ihren prägnanten Charakter, der mit psychologischer Wahrheit durchgeführt ist. Auch die Aufführung war eine entsprechende und Fräul. Herz (Gräfin v. Anterval), Fräul. Leopold (Leonie), Hr. Lueh (Gustav v. Grignon) und Behrens (Baron Montrichard) verdienen volle Anerkennung: nur Hrn. Remay (Henri v. Flavigneul) haben wir zu bemerken, daß er zu viel Bedienter und zu wenig Edelmann war. — Auch die neuere Muse der Madame Birchpfeiffer präsentirte sich durch das loyale Zeitgemälde: „Wie man Häuser baut," jedenfalls ein winziges Bild in einem ungeheueren Rahmen, ohne allen esprit, das nur durch das treffliche Spiel der der Fräul. Leopold und des Hrn. Herz etwas gehoben wurde. Die beiden Piecen „des Schauspielers Proben" und „das Lustspiel im Zimmer" von Hrn. Remay theilweise als eigene Mache angekündet, waren ein paar ziemlich verunglückte Bravourparthien des Autors. Demselben sah man es auch als Jaromir in der betagten „Ahnfrau" nicht an, daß er im Frieden mild sein könnte.

Die Oper war zahlreich vertreten meist durch Benefiz-Vorstellungen. So die Zigeunerin für Hrn. Bundsmann, Robert der Teufel für Hrn. Koch, Ernani für Fräul. Kuhn. Fräul. Kuhn ist der Liebling des Publikums und wurde als solcher mit Beifallsbezeugungen aller Art überhäuft. Die Musik leidet etwas an Verwässerung, die aber den glühenden Patriotismus der anwesenden Italiener nicht hinderte in selige Raserei auszuarten. Auch Hr. Bundsmann wurde wiederholt gerufen.

Notizen.

* Der bekannte Dramatiker B. Weber hat ein neues Drama: „der letzte Ritter" vollendet, das nächstens zu Wien in Scene gehen soll.

* Der Düsseldorfer Dichter Wolfgang Müller hat ein längeres Gedicht „die Maikönigin" geschrieben.

* Ludwig Bechstein wird nächstens einen Cyklus Mainsagen dem Drucke übergeben.

* Ein berühmter Dichter arbeitet an einem satyrischen Gedichte, das den Titel führen wird: „Was sich die Gänse erzählen oder Amaranthen in der bösen Welt." —

* Die zur Feier der Enthüllung des Raketzky-Denkmales gedichteten Festlieder sind nun gesammelt unter dem Titel: „Feierklänge" in der Wittingschen Buchhandlung erschienen. Das Bändchen enthält Beiträge von: Justinus Kerner, Otto Prechtler, Jg. V. Zingerle, Dr. Johann Nep. Vogl, Julie Gräfin Oldofredi-Hager, Deinhartstein, Hermann von Gilm, Dr. Joh. Perthaler, K. G. Ritter v. Leitner, Julius Günther, Josef Novotny, Rudolf Hirsch, Ritter von Alpenburg, Anton von Scheuchenstuel u. a.

Im Verlage der **Wagner**'schen Buchhandlung in Innsbruck ist soeben erschienen, und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Geographie und Geschichte von Tirol,

Ein Lesebuch für die vaterländische Jugend.

Von

P. A. Scherer.

Mit einer Karte von Tirol. Octav. (13¼ Bogen.) Preis ungebunden 24 kr. in gutem Schulbuch-Einband 30 kr. RW.

Wir glauben über das lange und allseitig gefühlte Bedürfniß einer solchen ächt katholischen und patriotischen Vaterlandskunde für die Jugend, welche bisher fehlte, gar keine Erwähnung machen zu müssen; daß diesem Bedürfnisse durch das Erscheinen dieses Büchleins entsprechend abgeholfen ist, sind wir überzeugt!

Einladung zur Pränumeration auf das zweite Quartal des

Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte. Herausgegeben von Ignaz Zingerle.

Diese belletristische Zeitschrift wird nächstes Quartal in gleicher Haltung und Ausstattung, wie in diesem erscheinen. Die Redaktion wird den Zweck des Blattes, die Erheiterung wie auch die Bildung im höhern, ächten Sinne des Wortes zu fördern, nie aus dem Auge lassen und ihn immer ausdauernd verfolgen. Es wird der Phönix Gedichte, Original-Erzählungen, historische und kritische Aufsätze, Korrespondenzen, Recensionen und Theaterreferate bringen.

Folgende als bedeutende anerkannte und zum Theile berühmte Namen haben die Redaktion bisher mit Beiträgen unterstützt und werden mit fernern Spenden den Phönix bedenken: Dr. Aug. Frankl, Prof. Flir, Herm. v. Gilm, Rud. Kink, Vinc. v. Ehrhart, Fr. Lentner, Adolf Pichler, Dr. Schuler, Ida v. Düringsfeld, Adolf Bube, Ludw. Staufe, Pius Zingerle, Louise v. Plönnies, L. Semlitsch, Rud. Neubauer, Dr. Mosenthal, Joh. Schöpf, Rud. Waldburg, C. Rosenhein, Chr. Schneller, Alex. Kaufmann, Julie Gräfin Oldofedi-Hager, Otto Prechtler, Karl Oberleitner, F. J. Freiholz, Dr. Em. Haas, W. Kilzer, A. Peter, J. G. Seidel, Aimé v. Wouwermanns, Joh. Nep. Vogl, Dichter der Paralleleu, J. F. Wolf u. a.

Der Phönix wird wöchentlich einmal am Samstage erscheinen, und kostet: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Bestellungen werden in der Wagner'schen Buchhandlung angenommen.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 14. Innsbruck, 3. April 1852.

An Ihre Hand im Alter.

O wär ich Alter noch im Stand
Ein junges Lied zu heben an,
Wie säng' ich euch von ihrer Hand
Und was die Liebes hat gethan!

Die liebe Hand, die fleiß'ge, die
Die Spuren ihrer Arbeit trägt,
Geschrieben hat ein Buch sie nie,
Sich nie auf dem Klavier bewegt.

Die liebe Hand, die fleiß'ge Hand,
Die Spindel hat sie oft gedreht
An manchem Hemde und Gewand
Bis in die späte Nacht genäht.

Sie hat gekocht, sie hat gestrickt,
Daß sie die Arbeit machte roth,
Oft hat ein Wand'rer sie gedrückt,
Dem vollauf Speis und Trank sie bot.

Noch fühl' ich ihren ersten Druck
In meiner Hand zur jetz'gen Stund,
Wie mächtig mit magnet'schem Zug
Es fuhr in meines Herzens Grund.

Und wenn die liebe, treue Hand
Sich mir auf's Herz, das bange, legt,
Wird mir der Zauber wohl bekannt,
Den diese Hand still in sich trägt.

Mein Mund küßt sie mit Jugendglut,
Vom blinden Auge fällt auf sie
Oft meiner Thränen heiße Flut,
Ist diese Hand nicht Poesie?

Weinsberg. Justinus Kerner.

Der Tirolergreis.

1809.

Es tobet schon seit Stunden
Bei Mittewald der Kampf,
Wie klaffen roth die Wunden,
Wie wallt der Pulverdampf!
Es raset wohl schon lange
Im Thale wild der Leu,
Doch ob dem Bergeshange
Wie fliegt der Adler frei!

Rings stehen auf den Wänden
Tiroler um den Aar,
Der Tod aus ihren Händen
Würgt in der Feinde Schaar.
Sieh! vor den andern Allen
Kämpft kühn ein greiser Mann
Und jeder Feind muß fallen,
Hat der den Schuß gethan!

Doch von dem Hinterhalte
Umschleichet sie der Feind;
Verlassen ist der Alte,
Die Baiern nah'n vereint:
Schon hat derselben Einer
Ihn vorgedrängt zur Wand,
Und Helfer naht ihm keiner
Mit treuer Freundeshand.

Da wirft er weg den Stutzen,
Blickt in der Feinde Schwarm,
Will noch dem Gegner trutzen
Mit seinem starken Arm —
Da stehen sie schon beide
Und seh'n zur Schlucht hinab,
Der Alte jauchzt voll Freude
Hinunter in sein Grab:

„Juchhe! in Gottes Namen!“
Und faßt den Feind mit Wucht,
Nun stürzen sie mitsammen
Hinunter in die Schlucht.
Wie flog bei dieser Kunde
Der rothe Aar so hoch,
Und flieget hoch zur Stunde
In jenen Bergen noch! —

Salzburg. Andre Ronacher.

Eine Sängerin.

Erzählt von A. Thal.

(Fortsetzung.)

Nach einem Jahre, während welcher Zeit sie im einfachen Gesange schon so weit vorgeschritten war, daß ihr Meister es für gut fand, sie auf dem Chore zu verwenden, entstand unter den dürftigen Bewohnern der Vorstadt, welche Gustchens Eltern bewohnten, eine gewaltige Aufregung, als

Digitized by Google

die Erstere eines Sonntags in einem zwar sehr unscheinbaren, aber doch neuen Kleide nach dem Zuschnitte der Mädchen aus den bessern Ständen, verschämt und hochgeröthet durch die Gasse schritt, begleitet von den Schmähungen und Spottreden der Nachbarn und verfolgt von einem Zuge Gassenjungen, welche ihr drohten, sie in die Pfütze zu stecken, wenn sie nicht gleich umkehre und ihr altes Kleid anzöge. Flüchtigen Fußes enteilte Gustchen den rohen Ausbrüchen ihrer ehemaligen Gespielen, — und dankte Gott, als sie das Thor der Stadt erreicht hatte, bis wohin ihr der Troß nachgefolgt war. Klopfenden Herzens begab sie sich nach der Universitätskirche und das Notenblatt zitterte in ihrer Hand, als sie mit den andern Chorsängerinnen begann. Ihre Stimme übertönte, als sie die Furcht nach und nach verließ, die ihrer Gefährtinnen, sie ließ sich keinen Fehler zu Schulden kommen, was den Takt betraf, und alle Musikverständigen freuten sich, die Zahl der Stimmen durch eine so jugendlich frische vermehrt zu wissen. Allmälig wurde Gustchen auch für kleine Solis verwendet, und ihre schöne Stimme, welche sich so wie ihr Körper immer mehr entwickelte, begann die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt in Anspruch zu nehmen. Bald wußte die sogenannte gute Gesellschaft, daß es in den untersten Schichten der Bevölkerung ein Fabriksmädel gäbe, welches die schönste Stimme besitze, die je in der Hauptstadt erklungen, und man beeilte sich in die Messe zu gehen, so oft Gustchen ein Offertorium zu singen hatte.

Demungeachtet hatte Gustchen viel von ihren Standesgenossinnen zu ertragen; denn sowohl im Musikvereine, als auch drüben in der ärmlichen Vorstadt machten sich die Leute über sie lustig. Auf beiden Seiten mußte sie Spott und Verachtung ertragen; denn die Schülerinnen schämten sich ihrer, weil sie die Einzige war, welche ihren Verdienst in der Fabrik erwarb, und konnten es ihr nicht vergeben, daß sie mehr Talent besaß, als die Fräuleins aus den besten Häusern. Hingegen hatte sie fast noch mehr in der Gasse, wo sie zu Hause war, zu erdulden, da sie sich nicht blicken lassen durfte, ohne laut gehöhnt zu werden, und man schalt sie und ihre Eltern als hochmüthig und aus der Art geschlagen, weil sie es zugaben, daß sie an Sonntagen andere Kleider trug, als für ihren Stand paßten. Aber unermüdet strebte Gustchen zu lernen, die rauhe Behandlung, mit welcher man ihr begegnete, diente nur dazu, sie sanfter und gefälliger zu machen, und als abermals ein Jahr vorübergezogen war, und sie immer hübscher und arbeitsamer wurde, da bezwang sie nach und nach alle Vorurtheile ihrer Nachbarn, sie fingen an eine Art von Stolz auf die Gustl zu bekommen, und freuten sich, wenn sie an Sonntagen in der Kirche auf dem Chore mit so voller klangreicher Stimme sang, daß sie allen zu gebieten schien. Nur ihre Gefährtinnen in der Gesangskunst blieben ihr gram, und traf es sich, daß sie hie und da eine bedegnete, wenn sie mit geschwärztem Gesichte, in Mitte der andern Fabriksarbeiterinnen ging, so blickten sie schnell weg, oder schimpften sie ein schmutziges Ding, sich die Nase mit dem Sacktuche zuhaltend.

Herr Neller, welcher sein begonnenes Werk nicht unvollendet lassen wollte, bestürmte den Kapellmeister Gustchen als Kirchensängerin anzuwerben, weil ihr dadurch Gelegenheit ward, aus den drückenden Verhältnissen los zu kommen, und sie mehr Zeit gewinnen konnte, nebst den Musikstunden auch den Unterricht im Lesen und Schreiben zu betreiben, welcher bis jetzt noch sehr verwahrlost geblieben war. Allein der Kapellmeister war dazu nur in so ferne bereit, als Gustchen mit dem Gehalte einer Choristin zufrieden wäre, da er aus Rücksicht für die gut bezahlte Solosängerin diese ohne besondere Ursache nicht entfernen zu können vorgab. Im Grunde hoffte er, würde das arme Fabrikmädel mit 3 fl. monatlich zufrieden sein, und die schwierigen Kraft und Umfang der Stimme erfordernden Solis dennoch, wie bisher, singen; so war jeder Verlegenheit abgeholfen, und seine Geliebte strich als erste Sopranistin die 10 fl. monatlich, wie früher, gemüthlich ein.

Gustchens Eltern waren eben nicht sehr erfreut, als sie die Anstellung ihrer Tochter vernahmen, und nur die Aussicht, daß dieselbe jetzt mehr zu Hause sein könne, und folglich mehr arbeiten müsse, beruhigte sie. So schied Gustchen denn nach dreijähriger Arbeitsleistung aus der Fabrik, wo das sittsam schüchterne Mädchen allgemein beliebt war, und wie sie früher dort es nie an Fleiß hatte fehlen lassen, so benützte sie auch jetzt zu Hause jede Stunde zur Arbeit, die mitunter schwerer und anstrengender sich gestaltete, als in der Spinnerei. Der karge Lohn von monatlich 3 fl., welchen Gustchen als Kirchensängerin einbrachte, bewog ihre Eltern nach einiger Zeit auf vielseitiges Zureden des Theaterkapellmeisters sie eine Verbindlichkeit als Choristin in der Oper eingehen zu lassen, mit monatlich 6 fl. Gehalt, was für die armen Leute als ungeheurer Betrag erschien, dem sie ihre Abneigung, ihr Kind auf dem höllischen Pfuhle, wie sie das Theater nannten, auftreten zu lassen, opferten, und bald verbreitete sich unter den Vorstadtzungen das Gerücht, daß die Gustl eine Komödienmamsell geworden wäre. Wirklich erschien bald darauf auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, Gustchen unter den andern Choristinnen, und man hatte Mühe sie zu erkennen, wenn sie bald im Gewande eines Schweizerbauernmädchens, bald wieder als Dame im Gefolge der Prinzessin Isabella sich den Blicken zeigte, und wie in der Kirche, so auch jetzt, stets die vorherrschende Stimme blieb.

Der Reiz ihrer Gestalt ließ ihr linkisches Benehmen vergessen; denn sie konnte im eigentlichen Sinne kaum gehen oder stehen, und verbarg sich gewöhnlich; so gut es ging, hinter den Andern. Doch wurde ihr frisch blühendes Gesicht, ihr üppiger Wuchs auch außer dem Theater bemerkt, und mancher galante Herr folgte dem „Fabriksmädchen," wie sie noch immer genannt wurde, bis in die enge unsaubere Gasse, welche sie beherbergte, wo ihre Mutter aber jeden solchen Abenteurer mit Schimpfworten zurückwies.

Ein Zufall sorgte abermals freundlich für das Mädchen, welches ihre schöne Stimme wahrscheinlich für immer im Chore versungen hätte, da sich Niemand mit ihrer ferneren Ausbildung beschäftigte.

Eines Abends wurden in der Oper die „Puritaner" gegeben; die zweite Sängerin, welche als gefangene Königin von Egland hinter der Scene eine Strophe zu singen hatte, erhielt in Folge eines Streites mit der Prima Donna Dlle. Viotti über die Wahl des beiderseitigen Anzuges einen so hef-

Digitized by Google

tigen Schlag ins Gesicht, daß sie sehr stark aus der Nase zu bluten anfing, und für den Augenblick unfähig zu singen wurde. Der Direktor war außer sich und wendete sich in seiner Verzweiflung, da die Viotti es abschlug, an die erste beste Choristin, um statt Dlle. Bertha zu singen; allein keine wagte es, aus Furcht, weil sie auf den Kapellmeister nicht sehen konnten, noch sich getrauten, den Gesang vom Blatte zu treffen. Die Verlegenheit wuchs, und der Kapellmeister, welcher wohl wußte, wie richtig Gustchen vom Blatte lese, befahl dieser die Noten zu nehmen, die Pausen genau einzuhalten, und so die Ehre des Abends zu retten. Zitternd gehorchte diese; sie hätte die Cavatine auch auswendig singen können, da sie dieselbe schon öfters gehört hatte. Schon klopfte der Kapellmeister mit seinem Stabe, das Vorspiel begann. Jetzt vernahm man die ersten Laute; leise lispelnd entquollen Gustchens Munde die weichen Töne ihrer wundervollen Stimme, bis sie allmälig mächtig anschwellend das dreimal gestrichene C so rein und silberhell anschlug, daß in dem weiten gefüllten Raume ein donnernder Beifall ausbrach, der nicht enden zu wollen schien, bis das Publikum laut die Sängerin zu sehen begehrte, da man sowohl an der Stimme, als an dem Geflüster der Anwesenden entnommen hatte, daß es eine Andere als Dlle. Bertha gewesen. Der Direktor erschien und zog die sich sträubende Choristin nach sich. — Bei ihrem Anblicke erneuerte sich der Lärm: „Bravo! bravo!" riefen Hunderte von Zuhörern. Gustchen stand betäubt, sie wußte nicht, wie ihr geschehen. Der Direktor flüsterte ihr zu: „Verneigen sie sich," und sie machte eine Verbeugung so linkisch, so knabenmäßig, daß das Publikum in Gelächter ausbrach. Hinter den Coulissen höhnte sie die erste Sängerin, und machte ihr begreiflich, daß nicht die Beifallsbezeugungen, nur das Lachen ihr gegolten, daß man im Schauplatz geglaubt habe, sie wäre es gewesen, und nicht die einfältige Choristin. Gustchen drängte mit Mühe ihre Thränen zurück; sie meinte wirklich, es wäre so; denn sie kannte weder Welt noch Menschen, noch die boshaften Umtriebe, welche das Leben einer Sängerin trüben. Sie glaubte selbst, daß ihre Stimme weit unter jener der ersten und zweiten Sängerin stehe, da beide ohne Unterlaß ihr die Versicherung gaben, daß sie zu Nichts tauge, was Gustchen um so mehr von der Wahrheit überzeugte, indem beide Damen über diesen einzigen Punkt einig waren.

Doch blieb einem großen Theile des Publikums die herrliche Stimme der Choristin lebhaft im Gedächtnisse, und der Wunsch, das Mädchen einmal einen Versuch in einer Opernparthie machen zu lassen, sprach sich allseitig vor dem Direktor aus.

Dieser benützte die Winke, welche man ihm gab, und ersuchte den Kapellmeister mit Gustchen eine minder schwierige Parthie einzustudiren, in welcher ihre schöne Stimme glänzen könne, und empfahl zugleich seiner Frau, welche die erste Liebhaberin im Schauspiele war, das unbeholfene Mädchen so viel als möglich für ihre Rolle abzurichten.

Das war keine kleine Aufgabe! denn Gustchen war sehr ungeschickt; sie hob und senkte bald den rechten oder linken Arm, wie man es ihr vorschrieb, aber so steif, so ungeschickt, daß es anzusehen war, als wäre sie eine hölzerne Puppe, welche an Fäden regiert würde. Zum Unglücke hatte man die Rolle der Adalgisa gewählt, weil die Prima Donna nicht zugegeben hatte, daß die Choristin eine ihrer ersten Parthien übernähme, und sie hoffte mit Zuversicht, daß Gustchen an ihrer Seite neben ihrem effektvollen Spiele eine gänzliche Niederlage erleiden werde, da sie das Mädchen bitter haßte, welches ihre Stimme verdunkelte, und dem ersten Tenoristen, ihrem Liebhaber, seit kurzer Zeit ein großes Interesse einzuflößen schien. Daher trachtete sie aus vollen Kräften sich die Gefährliche vom Halse zu schaffen; sie wollte ihr für immer das Erscheinen neben ihr vereiteln, und beschloß bei der Vorstellung in den gemeinschaftlichen Duetten das furchtsame, alberne Geschöpf ganz aus der Fassung zu bringen.

Das Opernhaus war gedrängt voll, auf allen Plätzen sah man die Bewohner J . . . . s in gespannter Erwartung der heutigen Vorstellung entgegensehen; denn auf dem Theaterzettel stand mit großen Buchstaben: „Dlle. Auguste wagt ihren ersten theatralischen Versuch, und bittet um Nachsicht." Bellini's bestes Werk „Norma" hatte schon Jahre lang stets den Schauplatz gefüllt, aber niemals in einem solchen Grade wie heute, wo ein armes Kind aus dem Volke es wagte, als Adalgisa aufzutreten.

Nur Wenige hofften auf einen günstigen Erfolg dieses Abends; die Meisten fanden es unverschämt, daß man dem gebildeten Publikum zumuthe, ein Geschöpf, welches noch vor wenig Jahren ein Fabriksmädel gewesen, in einer lyrischen Oper — in der Rolle der gottgeweihten, liebeerglühten Priesterin im Tempel Irmensuls, vorzuführen.

Am meisten war die Aristokratie gegen das Mädchen aufgebracht, und der Intendant, ein Graf, welcher außer seinem lächerlichen Stolz auf seine eingebildet bevorzugte Geburt Nichts aufzuweisen hatte, was ihm den Beisatz hoch, edel oder wohl erworben hätte, machte es als Gesinnungsbevollmächtigter seiner Standesgenossen dem unter seinem Befehle stehenden Pächter und Direktor des Theaters zur Pflicht, das Mädchen, welches noch unter der Canaille stand, mehr als einmal auftreten zu lassen, da sie, wie er sich äußerte, durchaus keine Anlagen besitzen könne und Zeitlebens Choristin bleiben würde.

Im Publikum hörte man die Bemerkung, daß der Graf Augusten jede Begabung abgesprochen, und man hoffte nun etwas zuversichtlicher, daß sie sich nicht mit Unehre ihrer Aufgabe entledigen würde. —

In der gemeinschaftlichen Frauengarderobe stand Auguste in ihrem langen, weißen, faltigen Kleide, die Stirne mit dem goldenen Reife umspannt, der den langen Schleier am Kopfe festhielt, die runden Arme bis an den Handknöchel verhüllt, wo wieder zwei goldene Bänder die kleinen Hände umschlossen, welche bald das Notenheft ergriffen, bald wieder nach dem Haupte fuhren, das ungewohnt der prangenden Umhüllung, glühte. Sie bebte am ganzen Körper, je näher der Augenblick kam, wo sie hinaus sollte, so ganz allein; denn obwohl sie schon oft auf dem Podium gestanden, geschah dieß doch immer in Gesellschaft der Andern. Doch jetzt sollte sie die Bühne allein betreten, sie sollte allein singen, ein ewiglanges Recitativ. Wie hätte es ihr die ersten Schritte erleichtert,

Digitized by Google

wenn sie gleich das Duett mit Sever hätte ausführen können. Der Tenorist gab ihr jedesmal bei schwierigen Stellen ein Zeichen, ehe noch der Kapellmeister den Kopf nach ihr drehte. Sie hätte Alles in der Welt darum gegeben, wenn sie mit ihm hätte zuerst erscheinen können. Des Friseurs Ehehälfte, welche den Dienst einer Ankleiderin versah, nahte sich Augusten, um sie zu schminken. Das junge Mädchen hatte bis jetzt solcher Mittel, auf dem Theater blühend auszusehen, nicht bedurft, da ihre Wangen mit dem frischen Karmin der Jugend und Unschuld übergossen keiner Nachhülfe bedurften; doch heute mußte sie sich auf Anordnung des Direktors fügen, da dieser befürchtete, sie könnte in Folge der Angst zu blaß aussehen, und den feurigen Sever Lügen strafen, der Adalgisen „des Morgens frische Rose“ nennt.

„Nur Muth, Auguste!“ sagte der Direktor, als die Prima Donna nach Beendigung ihrer Cavatine „Keusche Göttin“ mit ungeheuerem Applaus dreimal nach einander gerufen wurde. „Verlieren Sie um Gottes Willen die Fassung nicht! Der Kapellmeister wird Ihnen leise den Ton aufschlagen, damit Sie nicht aus Furcht detoniren. Treten Sie kühn hinaus, umgehen Sie, wie man Ihnen schon sagte, mit langsamen, abgemessenen Schritten im Halbkreise die Bühne und vergessen Sie nicht, sich vor dem Druidenbaume mit über die Brust kreuzweis gelegten Händen zu verneigen; dann kommen Sie aus dem Hintergrunde wieder hervor, und beginnen Ihr Recitativ: „Einsam sind diese Haine . . .“

„Auguste, jetzt ist es Zeit hinaus zu treten,“ sagte wieder der Direktor, indem er seine Hand, welche das geängstigte Mädchen krampfhaft festhielt, losmachte. Es ist kein Augenblick zu verlieren.

Das Mädchen todtenbleich trotz der Schminke stand wie eingewurzelt. — Der Kapellmeister klopfte zum Zweitenmale, im Orchester entstand eine unruhige Bewegung; der entsetzte Direktor stieß die unbewegliche Auguste hinaus auf die Bretter.

Mehr todt als lebendig trat das Mädchen mit unsicherem, schwerem Gange ihren Weg zum heiligen Baume an, sie hörte nicht den Beifall, welchen die Bessergesinnten, um ihr Muth zu machen, erschallen ließen. Es flirrte ihr vor den Augen, sie konnte den Baum nicht finden, welcher dießmal auf heimlichen Befehl der ersten Sängerin etwas tiefer in den Hintergrund gestellt wurde, sie begann zu den Lampen zurückgekehrt abermals eine Entdeckungsreise, mußte jedoch auf halbem Wege wieder umkehren, da der Kapellmeister leise klopfte.

Die sichtbare übergroße Befangenheit beinträchtigte zwar die freie Entwicklung ihrer Stimme; allein sie intonirte rein, obschon ihre Lippen heftig zitterten, und sie außerdem gar keine Bewegung machte; erst bei der Stelle, wo zugleich das Recitativ schließt: „O beschütze mich du Starke, mein Glaube er wanket!“ hob sie instinktmäßig die gefalteten Hände und blickte wie Beistand suchend hinauf.

Ein Theil der Zuhörer klatschte, der andere zischte, doch gewann der erstere die Oberhand, und als jetzt Sever auftrat, eilte Auguste, anstatt wie ihre Rolle vorschrieb, sich ein paar Schritte von ihm zu entfernen, auf den Tenoristen zu, hoch erfreut, daß sie nun nicht mehr allein dastehen müsse, und das Publikum gab sich einer großen Heiterkeit hin. Das Duett: „Komm' nach Rom“ war so gut einstudirt, daß der Schlußsatz zur Wiederholung begehrt wurde. Der Tenorist zählte die Parthie des römischen Feldherrn zu seinen besten, und Auguste von ihm unterstützt überwand ihre Angst und entrollte die Töne wie Perlen, so rund und metallartig, daß die Zuhörer von der Macht dieser seltenen Stimme hingerissen vergaßen, daß Adalgisa nicht spielte und sie einstimmig mit Sever nach dem Duette hervorriesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Manharter.

Ein Beitrag zur Geschichte Tirols im 19. Jahrhundert. Von Alois Flir, Professor der k. k. Universität zu Innsbruck.

Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Buchhandlung. 1852.

Seit einiger Zeit flüchtet sich das vom Salondufte übersättigte Lesepublikum in die Dorfgeschichten, die neueste belletristische Literatur könnte davon einen ordentlichen Heu- und Stallgeruch bekommen, wenn diese Bauern wirkliche Bauern, und diese Dörfer nicht meistens gemalte Dekorationen wären, wenn die geschilderten Situationen und Charaktere den wirklichen dörflichen nicht gerade ebenso glichen, wie ein hölzerner, grün angestrichener Theaterrasen der schwellenden Moosdecke des Waldes, auf der es sich so behaglich ruht, denkt und träumt. Hier haben wir aber nun einmal eine ächte Dorfgeschichte, kein Erzeugniß einer novellistischen Phantasie, sondern lautere, klare Geschichte, die den tiefsten Einblick in das Gemüthsleben des Bauern, in die Grundlage seiner besten und wenn verkehrt behandelt, seiner schlimmsten Eigenschaften gewährt, die uns auch in der Verirrung nur eine Karrikatur des Heiligsten zeigt, und uns daher auch den Verirrten noch achten, wenn nicht lieben läßt. Wir haben hier vor uns eine Dorfgeschichte, die sich in einem Seitenthale Tirols ziemlich unbeachtet, nur von wenigen Betheiligten gekannt, abwickelt; aber in sich alle Gegensätze theils einer jüngstvergangenen Zeit, theils auch in der Gegenwart noch nicht vollständig gelöster Fragen wiederspiegelt, und auf welche auch der Conflikt zwischen Staat und Kirche, — der bisher noch nie anders, als durch Waffenstillstände zu einer kurzdauernden scheinbaren Ruhe gebracht wurde, seine Streiflichter wirft.

Aber wer sind denn die Manharter? werden sämmtliche nichttirolische und vielleicht auch manche tirolische Leser dieser Blätter fragen. Die Manharter sind — oder richtiger gesagt, waren eine religiöse Sekte, — nein, sie waren vielmehr nur der Versuch, der Ansatz zu einer religiösen Sekte, welche sich, wie schon anderwärts treffend bemerkt wurde, von allen derlei Bestrebungen wesentlich dadurch unterschied, daß sie nicht aus einer beabsichtigten Trennung von dem Mittelpunkte der Kirche, dem heiligen Stuhle hervorging, sondern aus der angestrebten Unmittelbarkeit der Beziehungen zu ihm; diese revolutionäre Auflehnung auf kirchlichem Gebiete war nicht gegen das Oberhaupt, sondern die kirchlich festgesetzte Autorität der Mittelglieder gerichtet. Der Ursprung dieser religiösen Bewegung war die Treue; — die unverrückbare Anhänglichkeit an das, was das tiefreligiöse Gemüth einmal als das Wahre und Aechte ergriffen hatte,

Digitized by Google

und mit aller Kraft eines opferfreudigen im Leiden nur noch fester gewordenen Charakters zu behaupten entschlossen war. Man könnte den Manhartismus, wenn er irgend mehr Verbreitung und Bedeutung gefunden hätte, als den dialektischen Gegensatz gegen den Deutschkatholicismus, diese angebliche Religion der Untreue und der Irreligion, auffassen. Größtentheils durch unzweckmäßige, die Tiefe solcher Gemüther zu gering achtende Behandlung kam es so weit, daß die Treue nahe daran war, in ihr Gegentheil, in die Untreue umzuschlagen, wie denn auch gegenwärtig, nachdem im Allgemeinen der Manhartismus schon geraume Zeit, zuerst durch die Umkehr der Häupter selbst, an Entkräftung aus Mangel an reeller Nahrung entschlafen ist, noch einige schwärmerische Köpfe — größtentheils Weibspersonen — konsequent an der äußersten Gränze ihrer Negation festhalten. — Brixenthal, die Geburtsstätte und der Hauptschauplatz des Manhartismus, der sich später auch in ein paar Gemeinden des Innthales verlief, und dort zum Theile seine zähesten Wurzeln schlug, ist ein vom untern Innthale in südöstlicher Richtung sich hinziehendes Thal mit grünen Wiesen, grünen Bergen, an denen sich hoch hinauf an den mitunter steilen Abhängen Bauernhöfe ziehen, dazwischen Gehölze, drüberhin Wald und Alpenweide, eine kalte, aber freundliche, idyllische Gegend, welche mit dem weicheren, zarteren, aber auch durch größern Hang zum Phantastischen ausgezeichneten Charakter ihrer Bewohner in vollem Einklange steht. Brixenthal bildet durch mäßig ansteigende Erhebung seiner Thalsohle eine Wasserscheide von fast unmerklichem Uebergange; — es gehörte, obwohl rings von tirolischem Gebiete umschlossen, seit ältesten Zeiten — mit einiger Unterbrechung — zu dem Erzstifte Salzburg. In jenen Zeiten, wo die Diplomaten das Landkarten-Illuminiren für eine ihrer Hauptbeschäftigungen anzusehen schienen, und Länderfetzen, so wie Unterthanen-Eide hin und herflogen gleich Schneeflocken an einem stürmischen Dezemberabende, kam das Erzstift Salzburg, und mit ihm Brixenthal an Oesterreich; im Jahre 1806, also damals, als Tirol es sich gefallen lassen mußte, als verhängnißvolles Geschenk des französischen Imperators sich unter den baierischen Königsscepter zu beugen. Das Jahr 1809 kam, — ein Jahr unvergänglichen Ruhmes für die Völker Oesterreichs, ein Jahr gleichen Ruhmes und unsäglicher Leiden für Tirol. Die Brixenthaler, vorzüglich jene dießseits der östlichen Wasserscheide, als von Hopfgarten, Westendorf, Brixen schlossen sich mit Enthusiasmus an die tirolische Erhebung an, der sich noch dadurch stärkte und befestigte, daß ihnen Speckbacher und der Rothbart Haspinger in ihren Proklamationen nebst dem gesammten salzburgischen Gebirgslande den Anschluß an Tirol und den Mitgenuß aller Privilegien und Freiheiten desselben versprachen; eine Zusage, welche auch der Sandwirth mit seinem Handschlage, und durch die Erklärung, daß Brixenthal von diesem Augenblicke an tirolisch sei, erfüllte. Der Bauer ist kein Mann der Halbheit; er entschließt sich langsam und schwer zur That, besonders zur neuen und ungewohnten; hat er aber einmal den Entschluß zu handeln gefaßt, dann ergreift dieser auch den ganzen Menschen, und erfüllt rücksichtslos sein ganzes Gemüth. So auch bei den Führern der Brixenthaler; da sie sich einmal für die Sache des Kaisers und Tirols, für die Sache ihres Herzens und ihres Glaubens erhoben hatten, so konnte es in ihren Augen nicht wohl eine schnödere Handlung geben, als Untreue an dieser von ihnen mit so viel Hingebung und Entschlussesfestigkeit ergriffenen Sache. — Nun gehörte es aber zu den Widersprüchen jener aufklärungssüchtigen, glaubenverflüchtigenden Zeit, zu thun, als lege man einen Werth auf die Bande des Eides, und doch den Eid selbst durch die Häufigkeit seiner Anwendung, und durch die Forderung desselben bei jedem politischen Wechsel zu profaniren, ihn lediglich zu einer Formel herabzuwürdigen, wodurch man die Allmacht des fait accompli anzuerkennen zusicherte.

In eine solche Ansicht können sich allenfalls die Gebildeten fügen, denen die Casuistik der Leidenschaften und der Verhältnisse geläufiger ist; einer solchen, den Werth dieser Eide von vornherein in Frage stellenden Nothwendigkeit muß sich, in die Klemme zwischen Eid oder Hunger gepreßt, der ganze Troß der Staatsbediensteten unterwerfen; — aber der einfache, unabhängig gestellte Sinn des Bauern kann sich schwer in eine Handlungsweise finden, deren äußere Nothwendigkeit ihm eben vielleicht noch eher begreiflich wird, als deren innere Rechtfertigung und Zuläßigkeit vor dem Richterstuhle des Gewissens und der religiösen Pflicht. Welchen tiefen, das Innerste ihres Gemüthes widerlich aufregenden Eindruck mußte es daher auf die Gemüther der Brixenthaler Bauern, insbesondere derjenigen machen, welche sich im Kampfe für den Kaiser gegen den eingedrungenen Feind vorangestellt hatten, als sie hörten, daß man von den Behörden des salzburgischen Gebietes einen Eid fordere, kraft dessen sie sich verpflichten sollten, dem französischen Eroberer ihres Landes, der keinen andern Rechtstitel als den des noch nicht vollständig vollendeten Sieges hatte, „mit demselben Eifer, Anhänglichkeit und Treue“ zu dienen, wie ihrem bisherigen Herrn, dem Kaiser von Oesterreich, der sie ihres frühern Ihm abgelegten noch nicht entbunden hatte. Aber nicht bloß die weltlichen Behörden sollten diesen Eid leisten; auch vom Klerus forderte man ihn durch das Salzburger Consistorium, und der Klerus des Brixenthales, der Dechant zu Brixen, Wolfgang Hechenberger, an der Spitze, gehorchte (17. Juni 1809) und unterzeichnete die vorgelegte Eidesformel mit Ausnahme eines Einzigen, des Priesters Benedikt Hagleitner. Damit war der Keim des Manhartismus, ein unbesiegliches Mißtrauen gegen ihre Seelsorger, die nach ihrer Ansicht der Versuchung nicht Stand gehalten hatten, in die Gemüther der Brixenthaler Bauern gefallen, und Hagleitner war der Mann, unter dessen geschickter Pflege dieser Keim sich zum festwurzelnden Baume entfaltete. Wir müssen uns nun, nachdem wir den Ausgangspunkt dieser religiösen Bewegung dargelegt haben, auch nach den Hauptpersonen dramatis umsehen. Hagleitner wurde so eben genannt; aus dem Buche selbst ist der bedeutende Einfluß ersichtlich, welchen dieser Mann, zum Unheile seiner Genossen und seiner Heimath, auf diese durch lange Zeit geübt hat; aber zweifelhaft kann man über den eigentlichen Charakter desselben, über seine wahrsten und innersten Motive auch nach dieser Darstellung um so mehr bleiben, als sich der Verfasser sorgfältig gehütet hat, sein Urtheil über ihn aus-

Digitized by Google

zusprechen. Glaubenseifer, Anhänglichkeit an Oesterreich, bitterer Haß gegen die französische Fremdherrschaft und deren Satelliten, die Rheinbundsstaaten, schienen sich in seiner Seele mit persönlichem Ehrgeize, der sich zu einer größern Rolle, als der eines Provisors in dem abgelegensten Dörfchen seines Heimaththales berufen glaubte, und mit den bittern Empfingungen gekränkter Eitelkeit so zu durchkreuzen, daß eine Scheidung der gährenden Elemente nicht wohl möglich, dagegen die Mischung der gährenden Stoffe im Laufe dee Zeiten immer trüber erscheint. Volksthümliche, ergeeifende Beeedsamkeit, genaue Kenntniß des Volkscharakters übeehaupt, insbesondere abee seinee Heimath, ein großes Talent zur Intrigue, Gewandtheit, Beharrlichkeit und unermüdete Thätigkeit können ihm nicht abgesprochen werden; aber in seinem Benehmen zeigte sich etwas Schleichendes, Laueendes; nach seiner äußern Erscheinung, deeen sich Schreibee dieses aus seinen Jugendjahren noch sehr wohl eeinnert, war er ein „unheimlichee Mann.“ Abee gerade dieses geheimnißvolle Wesen trug im Verein mit den Verfolgungen, die er zu erdulden hatte, noch mehr dazu bei, sein Ansehen und seinen Einfluß bei dem Volke, selbst bei dem viel nüchternern Voearlbergs zu eehöhen, die Anhänglichkeit seiner Genossen bis zum Enthusiaemus zu steigern. Daß er allein von allen seinen Collegen den Muth gehabt hatte, den Eid zu veeweigern, hob ihn in seinen eigenen Augen, hob ihn aber noch mehr in denen seiner Landsleute, besonders nachdem Dechant Hechenbeeger den unklugen, an der Aufeegung der Schützen gescheiterten Einfall gehabt hatte, Hagleitner durch Absperrung zur Besinnung zu bringen; „sie veeeheten ihn als einen heiligen Bekennee; sein Segen galt als Waffenweihe; seine Predigten wurden, wie die eines Propheten angehört, zwar mit lautloser Stille, abee mit Schanee und Gluth der Seele; — er eeklärte den Kampf als Religionskrieg, und stellte die Makkabäer als Voebild auf“ (S. 17). Was Wunder, wenn er sich selber in der Glorie des einzigen treu Eefundenen erschien, wenn sich der Gedanke immer mehr in ihm befestigte, alle Priestee, welche die vorgelegte Eidesformel unterzeichnet, welche dem französischen Machthabee, dem Unterdrücker des Papstes gehuldigt haben, seien ipso facto exkommunziert; wenn er diesen Gedanken seinen Anhängern mittheilte, bis sich in ihnen die Ueberzeugung befestigte, im ganzen Thale sei außer dem papstgeteeuen, übeezeugungsfesten Hagleitner kein giltiger Geistlichee mehe; nur bei dem Priester, der die Gewalt habe, könnten sie beichten und kommunizieren! So wirkten Allgemeines und Persönliches zusammen, um einen Irrthum zu nähren und zu verbreiten, der leicht in den Gegensatz der ursprünglichen Absicht umschlagen, und aus dem Eifer, echt katholisch zu sein, ein akatholisches Schisma erzeugen, und Hagleitner zu einem Sektenhaupte stempeln konnte.

(Schluß folgt.)

Zu Göthe's Faust. *)

Charpentier führt in seinee „Literaturgeschichte des Mittelalters“ einen Gesang an, der unverkennlich dem Dichter des Faust Stoff und Foem zu jenem Liede gab, welches er Gretchen im Keeker bei Faust's Eintritt singen läßt.

Er hatte das Lied und eine einleitende Erzählung in seiner Jugend von einee alten Magd seiner Mutter erhalten, die aus dem reichen Schatze der Lieder und Erzählungen, die sich aus schwerzubestimmenden Zeiten unter den Bewohneen von Languedoc und Provence erhalten haben, so viele in iheem treuen Gedächtnisse bewahete, daß sie wohl wohl mit Scheherazade, der Erzähleein in „Tausend und Eine Nacht,“ den Kampf hätte aufnehmen dürfen.

Die angezogene Erzählung lautet:

Ein Witwer, Vatee zweiee Kinder, hatte sich wieder verheirathet. Die Sitten des Volkes billigen eine solche Bigamie nicht, daher vergeht kaum eine erste Brautnacht, ohne daß dem neuen Ehepaare ein Schabernak gespielt würde. Diese Stiefmutter ist grausam und brutal, sie bringt den Stiefsohn durch schlechte Behandlung um's Leben, haut die Leiche in Stücke, kocht sie und sendet sie dem Vater, der auf dem Felde aebeitet, hinaus. Die Schwestee des Knaben trägt dem Vatee das Thyestische Mahl zu, bleibt abee, ein gleiches Schicksal befürchtend, stumm, hebt nur die Gebeinlein auf, die sie soegfältig in eine Grube legt, auf die sie ein Bäumlein pflanzt. Auf dasselbe fliegt ein Vögelchen, aus dessen Gezwitscher die Schwestee folgende Worte zu unterscheiden glaubt:

Ma mairastrò	Meine Stiefmutter
Piquo-pastrò	Piquo-pastrò *)
M'a boulit	hat mich gesotten
E' perboulit	und gebrüht.
Moun paire	Mein Vatee
Lou laouraire	dee Arbeiter
M'a mantsat	hat mich gessen
E' rousègat	und gekäut.
Ma surotò	Mein Schwesteelein,
La Lisoto	die Lisette,
M' a plourat	hat mich beweint
E' soupirat	und beklagt.
Tsous un albré	Untee einem Baume
Ma entarrat	Hat sie mich eingescharet,
Riou, tsiu, tsiu	Riou, tsiu, tsiu
Encaro soui biou.	Noch bin ich im Leben.

*) Es dürfte wohl wahrscheinlich sein, daß Göthen ein ähnliches deutsches Märchen bei der Veefertigung des bekannten Liedes vorgeschwebt sei. Göthe's Lied lautet:

„Meine Mutter, die Hur',
Die mich umgebracht hat!
Mein Vatee, der Schelm,
Dee mich gessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort:
Da ward ich ein schönes Waldvögelein:
Fliege fort, fliege fort.“

Wee wird bei der Lesung dieses Liedes nicht an das deutsche Volksmärchen „Von dem Machandelbaum“ (Grimm'sche Märchen. Sechste Auflage, I. Band, S. 268) erinneet? Hier singt das in einen schönen Vogel verwandelte todte Brüdeechen:

„Mein Muttee der mich schlacht,
Mein Vater dee mich aß,
Mein Schwestee dee Maelenichen
Sucht alle meine Benchen,
Bind't sie in ein seiden Tuch
Legt's untee den Machandelbaum,
Kywitt, kywitt, wat vör'n schöön Vagel bün ik!“

Ein verwandtes Märchen finden wie im Mäechen „Mädchen und Bübchen“ (S. Zingerle's Kindee- und Hausmärchen S. 61) in dem das Vögelein singt:

Zwie zwei, meine Mutter ist a zuichts Weib,
Meine Mutter hat mich abg'schlagen,
Meine Schwester hat mich nausg'tragen.
Mein Vater hat die Beinlein abg'nagen,
Zwie zwei, meine Mutter ist a zuichts Weib. —

Das mitgetheilte französische Märchen gibt einen schönen Beleg zu Grimm's Worten, daß dasselbe Mäechen überall zu Hause sein könne und nicht an bestimmte Orte gebunden sein müsse. Wie finden dieß geeade an den französischen und deutschen Sagen und Märchen öfters bestätigt. Wir wollen hier nur noch ein Beispiel berühren. Wolfram v. Eschenbach nennt als Quelle seines „Parcival“ einen Provenzalen Kyot (Guiot) aus dessen sicher den ganzen Sagenkreis vom Gral umfassenden Werke, das noch nicht aufgefunden ist, er die Sage von Parcival aussonderte. In Zingerle's Märchenbuch findet sich im „Werweiß“ S. 168 eine so auffallende Veewandtschaft mit dem 2. Abenteuer des Parcival (Heezeleide), daß einee dee größten Kenner der mittelalteelichen Poesie sich äußerte: „Wie merkwürdig sind diese Erinneeungen an Parcival odee an eine dritte Sage, als gemeinsame Quelle des Parcival und des Tiroler Märchens!“ Und wie weit sind die Provence und Oetzthal, wo Werweiß eezählt wird, von einander entfernt.

Die Redaktion.

*) Leere Worte statt des die Schamhaftigkeit verletzenden Ausdruckes.)

Innsbrucker Miscellen.

Innsbruck, 2. April.

Die „Tiroler Zither“ hat ausgeklungen! Schade um dieses Instrument, es soll gut nur immer etwas verstimmt gewesen sein, bis diese Verstimmung endlich in Verstummung endete. Doch wir müssen unsern Lesern zuerst erklären, was denn eigentlich die „Tiroler Zither“ war, da wir Ihnen nicht zumuthen können, daß sie den Sirenentönen dieses Saitenspiels jemals selbst gelauscht, oder auch nur den Namen desselben vernommen haben. Die „Tiroler Zither“ soll, wie ihre Bekannten versichern, ein belletristisches Blatt gewesen oder wenigstens als solches getauft worden sein. Sie trat ans Licht in A. Witting's Buchdruckerei, ob auch in dessen Verlag ist uns unbekannt; so viel wir wissen, hat ihr Lebenslauf ein Quartal erfüllt. Seit ihrer Entstehung führte sie ein leises Dasein, machte Musik für einen kleinen Kreis von Auserwählten, da nur wenige die erforderlichen Ohren hatten, und verhauchte endlich in die neuerwachten Frühlingslüfte ihren Schwanengesang. Doch de mortuis nil nisi bene, darum schweigen wir und gehen lieber zum Troste der verwaisten Abonnenten über, welchen Herr Witting „den Sandwirth“ als Ersatz verspricht. „Sandwirth?“ frägt der erstaunte Leser, „was ist der Sandwirth?“ Der „Sandwirth“ ist wieder ein belletristisches Blatt, bei dem wiederum Herr Andreas Witting, in dessen Verlag und Verantwortlichkeit es erscheint, zu Gevatter gestanden, und dem er diesen historischen Namen geschöpft hat, um dasselbe unauflöslich mit der Geschichte und dem Ruhme Tirols zu verknüpfen.

Der Name „Sandwirth“ paßt für das Blatt zwar nur halb, da es ein unwirthliches ödes Papier ist; aber die erste Hälfte des Namens verdient es um so besser, denn es führt mehr Sand als die Sill, und zwar ohne Goldkörner, es gleicht einem wahren Sandmeere. Doch halt! Nicht Sand allein führt der Sandwirth, sondern auch Holzschnitte und er hat seit seiner Entstehung schon einige Klafter geliefert, somit gewiß mehrere arme Holzhacker oder Holzschneider beschäftigt. Der historische Sandwirth trug einen großen Bart, aber einen ächten, und hielt sich keinen Barbier, weil er sich eben nicht rasiren ließ: der Sandwirth des Herrn Witting trägt auch einen großen Bart, aber einen falschen und hält sich, unähnlich seinem Namenspatron, einen Barbier, nämlich den „Dorfbarbier,“ aber nicht um sich von ihm rasiren zu lassen, sondern, was eben das Merkwürdige ist, um den Dorfbarbier über den Löffel zu barbiren und sich mit dessen Bartspolien herauszuputzen. Unsere Leser sehen also, daß der Sandwirth seinen Namen wirklich nur zur Hälfte mit Recht führt. Dabei stellt sich die interessante Erscheinung heraus, daß jede Hälfte des Namens den Gegenstand gut bezeichnet, das Ganze aber nicht. Denn der „Sand“ würde den Gehalt des Blattes treffend angeben, und ebenso der „Wirth“ dessen Wirksamkeit, welche darin besteht, fremde Erzeugnisse zu verwässern. Indessen die Erfindung des Namens beweist doch immer Genialität und die Herausgabe dieses Journals ist ein Opfer auf dem Altare des Vaterlandes. Ueberhaupt knüpft sich der Aufschwung der Literatur in Tirol an zwei Namen, und wir glauben unsern Lesern, so wie einem künftigen Literarhistoriker nur einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier einige Notizen über die Beförderer der literarischen Thätigkeit in Tirol beifügen.

Die Witting'sche Buchdruckerei führt den Namen von einem gewissen Andreas Witting, ledigen Schriftsetzer und Buchdrucker. Nachdem er in Innsbruck die Anfangsgründe seiner Kunst erlernt, ging er ins Ausland, um sich weiter auszubilden. Schon von je hatte er in sich den Beruf zu etwas Höherem verspürt und im Jahre 1848 wurde ihm seine Mission ganz klar. Er kehrte nach Tirol zurück und suchte seine Pläne durchzusetzen. Sein scharfes Auge erkannte alsbald, daß um die Literatur in Tirol aufblühen zu machen, die Gründung einer dritten Buchdruckerei in Innsbruck unumgänglich nothwendig sei, da die zwei vorhandenen aus Mangel an Muth und Gesinnungstüchtigkeit einer solchen Aufgabe nicht gewachsen schienen.

Aber womit eine neue Buchdruckerei gründen? Witting befand sich nämlich in einer Lage, in welcher das Genie gewöhnlich ist, es fehlten die Mittel. Doch der Schutzgeist unsers Vaterlandes wachte über ihm und Tirols Gutenberg fand seinen Faust in einem gewissen R. v. Marchetti aus Bruneck, Doktoratscandidat und Expraktikant des Fiskalamtes. Dieser junge Mann, sehr liberal und aufgeklärt, gewiegter Kenner von Straßburger Pasteten, hatte schon früher im Stillen gewirkt und geschaffen und war in der Schule des Fiscus zum Mäcenas einer confiscirlichen Literatur herangereift. Gleichgesinnte Seelen finden sich leicht und so verbinden sich Herr Witting und Herr v. Marchetti zu einem folgenschweren Werke.

Durch Witting's Thätigkeit und Kenntnisse und Marchetti's Geld kam die Witting'sche Buchdruckerei zu Stande, die Werkstätte so gediegener Erzeugnisse menschlicher Witze. Die Herren Marchetti und Witting in schönem Verein arbeiteten nun an ihrer Mission und zogen die schönsten jungen Kräfte an sich, unter welchen sich mehrere bald einen gewissen Namen machten. Marchetti und Witting ließen unter Anderen die berühmte „Harfe und Zither“ erscheinen, ein äußerst amüsantes Blatt, welches aber wegen liederlichen Wandels der politischen Nemesis bald verfiel.

Nach dem frühen Verstummen dieses Harfe und Zither Duetts begannen die Herren v. Marchetti und Witting ein Tiroler Zither Solo, welches leider jetzt auch in die letzte Pause sich verlor.

Zugleich mit der Tiroler Zither schufen die Herren Marchetti und Witting den „Sandwirth,“ von dessen Beschaffenheit wir oben gesprochen und welcher bestimmt ist, die betrübten Hinterlassenen der „Tiroler Zither“ zu trösten. Das Hauptverdienst aber der Herren Marchetti und Witting bleibt die Gründung des Innsbrucker „Tagblattes.“ In einer Stadt wie Innsbruck, welche den Klatsch leidenschaftlich liebt, und mit Virtuosität betreibt, war ein ähnliches Organ ein unverkennbares Bedürfniß. Mit spekulativem Takte erkannten dieses die Herren v. Marchetti und Witting und entsprachen ihm durch obiges Blatt auf eine Weise, die nichts zu wünschen übrig läßt. Der künftige Verfasser einer Chronique scandaleuse von Innsbruck wird im Tagblatte seine Hauptquelle finden. Die Redaktion des Tagblattes ruht ausschließlich in den Händen der Herren Marchetti und Witting und es ist staunenswerth, mit welcher Sicherheit, mit welch feinem Takte sie die öffentliche Meinung leiten und beherrschen, wie sie in allen Fragen den Ton angeben. Leitende Artikel, Neuigkeiten, kostbare Anekdoten, himmlische Gelegenheitspoesien, feine Witze, geistreiche Annoncen werden in reizender Fülle geboten. Einige Kenner behaupten, die leitenden Artikel schreibe Herr Marchetti, die Witze und Ankündigungen liefere Herr Witting; andere versichern das Umgekehrte; nach unserer Meinung läßt sich das schwer entscheiden, da exquisiter Witz und humoristischer Styl dem Herrn Marchetti so wenig abgesprochen werden kann, als dem Herrn Witting eine gründliche Kenntniß der politischen Verhältnisse und brennenden Tagesfragen. Auch hat Herr Witting seine journalistische Fähigkeit sattsam erprobt, da er bei Gelegenheit des Schennaer Hausschießens als Reporter des Tagblattes nach Meran ging und reichlichen Stoff für mehrere Artikel lieferte. Kurz, nach unserer Meinung wird das Publikum die Autorschaft der einzelnen Artikel nie mit Sicherheit bestimmen können, sondern dem Tagblatte gegenüber mit Isaak sagen müssen: „Die Stimme ist wohl Jakobs Stimme, aber die Hände sind Esaus Hände.“ Wir könnten nun noch eine Menge der schönsten Verlagsartikel, unter welchen einige sogar das Interesse der k. k. Staatsanwaltschaft in hohem Grade erregten, hier aufzählen, welche alle durch die Bemühung und Aufopferung der Herren Marchetti und Witting zur Erbauung und Bildung des Tiroler-Volkes ans Licht gefördert wurden; allein wir versparen uns dieses Vergnügen auf eine andere Gelegenheit.

Wir wollten nur einmal die Verdienste, welche sich die oftgenannten Herren um das Land und seine Literatur erworben, gebührend beleuchten, umsomehr, da die Bescheidenheit sie abzuhalten scheint, ihre eigenen Thaten zu rühmen. Besonders gilt dieß von Herrn v. Marchetti, welcher mit bewunderungswürdiger Selbstverläugnung allen Ruhm der Welt dem Herrn Witting überläßt, und in stiller Anonymität mit dem Bewußtsein des gestifteten Guten und Schönen sich zu begnügen scheint. Ehre und Dank, wem sie gebühren!

Notizen.

Bekanntlich fiel der edle Petöfi, Ungarns größter Dichter, unter Bem in Siebenbürgen. Er hatte einen Bruder, Namens Stephan, welcher seines Gewerbes ein Fleischer sich von der Arbeit seiner Hände nährte. Der Schmerz über das Unglück Ungarns und den Untergang des berühmten Bruders hat ihn zum Dichter gemacht. Poesien von ihm erschienen jüngst in einem Journale, Kenner des Ungarischen reden davon mit großer Anerkennung: sie seien ausgezeichnet durch den Reichthum an originellen Bildern, und eine Reinheit der Form, die an sich selten, dadurch wahrhaft bewunderungswürdig erscheint, wenn man bedenkt, daß Stephan Petöfi bisher sehr wenig Zeit für höhere Bildung des Geistes verwenden konnte.

• Von Pr. J. E. Brosi in Solothurn ist eine Broschüre erschienen: „Die Kelten und Althelvetier.“ Dieses Büchlein ist zunächst nur ein Beitrag zur ältesten Geschichte der Schweiz, hat jedoch auch mittelbar für Tirol Interesse, da hier ebenfalls in einigen Gegenden Manches auf keltische Urbevölkerung zurückdeutet.

• Der Dichter Justinus Kerner wird künftigen Sommer nach Innsbruck kommen, und hier längere Zeit bei seinem Freunde Ritter v. Alpenburg weilen.

Digitized by Google

Literatur.

Die deutschen Volkslieder gesammelt von Karl Simrock.

Frankfurt. Verlag von Brönner.

Seit Herder die Aufmerksamkeit auf die alte Volkspoesie lenkte und Göthe die Weise derselben nachahmte, hat sich die Theilnahme daran fortwährend gesteigert. Es erschienen mehrere Sammlungen, und darunter auch solche, welche nicht bloß den Text, sondern auch die begleitende Musik gaben. Dadurch ist die längst unter dem Wuste von Werken hochgelahrter Poeten mit der Allongeperücke begrabene deutsche Volkspoesie wieder ins Leben gerufen worden: hell und kräftig tönt ihre Stimme wieder in die Länder und erfreut jedes unbefangene Gemüth, welches durch modernen Opern Schabernak noch nicht verdorben worden.

Es ist überflüssig hier auf die Verdienste zu weisen, welche sich Simrock seit langen Jahren um die altdeutsche Literatur erworben, sie sind bereits anerkannt und werden noch mehr gepriesen werden, wenn einmal in ferner Zukunft das deutsche Volk dahin kommt, ächt deutsch zu sein, und zwar nicht bloß in der Kunst, sondern auch in der Politik. In neuester Zeit hat Simrock, von welchem auch bei der sehr thätigen Verlagshandlung, die wir in der Aufschrift nannten, die deutschen Volksbücher herausgegeben wurden, die Volkslieder gesammelt, und durch den Druck veröffentlicht. Sie füllen einen Oktavband von 626 Seiten und können bei dem wahrhaft geringen Preise jedem Freunde deutscher Dichtung um so mehr empfohlen werden, da die bei weitem größere Anzahl derselben zum schönsten gehört, was deutsche Poesie je geschaffen. Den Standpunkt Simrocks mögen seine eigenen Worte bezeichnen:

„Unter Volksliedern sind hier nach dem wahren Sinne des Wortes nur solche Lieder verstanden, die aus dem Volke selbst hervorgegangen, die Kennzeichen dieses Ursprungs in ungekünstelter Gestalt und einfach herzlicher Sprache nicht verleugnen. Lieder gebildeter Dichter, die beim Volke Eingang gefunden haben und beliebt geworden sind, bleiben einer künftigen Sammlung deutscher Lieblingslieder vorbehalten.

Den soeben kurz angedeuteten Unterschied zwischen Volksliedern und beliebten Liedern wissen Wenige zu fassen: fast alle bisherigen Sammlungen volksthümlicher Lieder verwechseln und vermischen beide, ja es gibt sogenannte Volksliedersammlungen, die, wie der fünfte Band des großen Erlach'schen Werkes, nicht ein einziges Volkslied enthalten. Auch „Des Knaben Wunderhorn," dessen großes Verdienst um das deutsche Volkslied dankbar anerkannt werden muß, enthält viele ältere Gedichte, die keineswegs aus dem Volke entsprungen sind.

Eine Sammlung wie die gegenwärtige, welche das Beste, was auf dem Felde des deutschen Volksliedes erblüht ist, in Einem Bande übersichtlich zusammenstellen und Alles ausscheiden will, was der kunstmäßigen Dichtung angehört, war bis jetzt nicht vorhanden, da Uhlands diplomatisch genaues Werk mehr aus ältern Handschriften und Drucken, als aus der lebenden mündlichen Ueberlieferung schöpft.

Der Wortlaut der hier gesammelten und geordneten Lieder beruht großentheils auf neuer Niederschreibung aus dem Munde des Volks; wo aber keine solche zu Gebote stand, auf Vergleichung der frühern Aufzeichnungen, welche sich wechselseitig ergänzen und berichtigen. In der Gestalt, in welcher sie hier mitgetheilt werden, sind sie also fast alle mein Eigenthum."

Zum Schlusse geben wir zwei Lieder, wovon das eine wegen seiner wundervollen Zartheit Anerkennung verdient, das andere, welches aus dem Mittelalter stammt und bereits vom Kapellmeister des alten Kaisers Max in Noten gesetzt wurde, auf Innsbruck nähern Bezug hat:

Die Amsel.

Gestern Abend in der stillen Ruh
Hört ich im Wald der Amsel zu.
Als ich nun da saß,
Meiner ganz vergaß,
Sprach mein Schatz: Nun hab ich dich,
Komm nun her, und küsse mich.

Sie kam daher und schmeichelt mir so schön,
Ließ ihre Treuheit zärtlich sehn;
Schmieget sich um mich,
Drückt' und küßte mich
Und schwur bei ihrer Lieb, allein
Ewig mir getreu zu sein.

Ei du Schmeichlerin, sprach ich unerschreckt,
Wer hat dir meinen Aufenthalt entdeckt?
Ja im grünen Wald
Ist mein Aufenthalt,
Wo ich schon oft in meinem Sinn
Ganz vergnügt gewesen bin.

So viel Laub an Busch und Linden ist,
Sovielmal hat mich mein Schatz geküßt;
Doch ich muß gestehn,
Daß sonst nichts geschehn:
Die Amsel in dem Wald allein
Könnte meine Zeugin sein.

Abschiedsklage.

Innsbruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen
In fremde Land dahin;
Mein Freud ist mir genommen,
Die ich nicht mag bekommen
Wo ich im Elend bin.

Groß Leid muß ich jetzt tragen,
Das ich allein thu klagen
Dem liebsten Buhlen mein;
Ach Lieb, nun laß des Armen
Im Herzen dich erbarmen,
Daß ich muß dannen sein!

Mein Trost ob allen Weiben!
Dein thu ich ewig bleiben,
Stät, treu, in Ehren fromm;
Nun muß dich Gott bewahren,
In aller Tugend sparen
Bis daß ich wiederkomm.

Einladung zur Pränumeration auf das zweite Quartal des

Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte. Herausgegeben von Ignaz Zingerle.

Diese belletristische Zeitschrift wird nächstes Quartal in gleicher Haltung und Ausstattung, wie in diesem erscheinen. Die Redaktion wird den Zweck des Blattes, die Erheiterung wie auch die Bildung im höhern, ächten Sinne des Wortes zu fördern, nie aus dem Auge lassen und ihn immer ausdauernd verfolgen. Es wird der Phönix Gedichte, Original-Erzählungen, historische und kritische Aufsätze, Korrespondenzen, Recensionen und Theaterreferate bringen.

Folgende als bedeutende anerkannte und zum Theile berühmte Namen haben die Redaktion bisher mit Beiträgen unterstützt und werden mit fernern Spenden den Phönix bedenken: Dr. Aug. Frankl, Prof. Flir, Herm. v. Gilm, Rud. Kink, Vinc. v. Ehrhart, Fr. Lentner, Adolf Pichler, Dr. Schuler, Ida v. Düringsfeld, Adolf Bube, Ludw. Staufe, Pius Zingerle, Louise v. Plönnies, L. Semlitsch, Rud. Neubauer, Dr. Mosenthal, Joh. Schöpf, Rud. Waldburg, E. Rosenhein, Chr. Schneller, Alex. Kaufmann, Julie Gräfin Oldofedi-Hager, Otto Prechtler, Karl Oberleitner, F. J. Freiholz, Dr. Em. Haas, W. Kilzer, A. Peter, J. G. Seidel, Aimé v. Wouwermanns, Joh. Nep. Vogl, Dichter der Parallelen, J. F. Wolf, Justinus Kerner, Kaspar Speckbacher, Professor Mesmer, J. v. Schmuck, Dr. Hermann Schauenburg, Sternau, Friedrich Eggers, Dr. Tandler u. a.

Der Phönix wird wöchentlich einmal am Samstage erscheinen, und kostet vierteljährig: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Bestellungen werden in der Wagner'schen Buchhandlung angenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 15. Innsbruck, 10. April 1852.

Die Blume von Sempach.

Zu Sempach ist geendet
Der blutig heiße Strauß,
Die bleichen Engel sendet
Der Herr der Schlachten aus.

Weh Oest'reich! deine Ritter
Gesunken, Glied an Glied,
Die letzte Kraft in Splitter
Vor Arnold Winkelried.

Weh dir, du Held vor allen!
Wie schön geflammt dein Muth,
Dein Banner ist gefallen,
Getränkt mit deinem Blut.

Und mußt du früh auch steigen
Zum dunkeln Schoos hinab,
Viel edle Kämpen neigen
Mit dir das Haupt in's Grab.

Und hält die Gruft verschlossen
Dein Herz, so kühn und stark,
Es treibt in Blüthensprossen
Zu Tag sein edles Mark. —

Sieh! aus des Grabes Grunde
Steigt eine Blum' an's Licht,
Des hehren Namens Kunde
In Blüthenworten spricht.

Viel weiße Blätter blühen,
Wie lautre Ehre rein,
Viel rothe Tropfen glühen
Vom besten Blut darein.

Wie auch die Jahre wallen,
Des Grabes Blume bleibt,
Wie viel der Blätter fallen,
Der Frühling neue treibt.

Im Moderhauch der Grüfte
Regt sich die alte Kraft,
Es steigt in's Reich der Lüfte
Die Blume der Ritterschaft.

E.

Erlösertod.

Im Judenlande am Kalvarienberge
Da steh'n drei Kreuze, blutbesprengt den Stamm,
Drei Männer dran: dem mittlern reicht ein Scherge
An seinem Speer den essigfeuchten Schwamm.
Der Gottessohn — er trägt die Sündenfrohne,
Und für die Wahrheit stirbt der Weltprophet,
Um seine bleiche Stirn' die Dornenkrone:
„Es ist vollbracht!“ so tönt sein letzt Gebet.

Er neigt das Haupt: da tritt aus ihrem Kreise
Die Sonne droben wie sein Blut so roth,
Der Finsternisse Wolke senkt sich leise
Die That verhüllend, die der Wahn gebot.
Aufkrachen dumpf die Gräber und Gestalten
Des Todes wanken durch die Stadt dahin,
Aufdampft ein schwarzer Rauch aus Felsenspalten,
Daß voll des Schreckens Volk und Priester flieh'n.

Und draußen auf des Weltmeers weiter Fläche
Da schwebt Gott Pan, um's Haupt zieh'n Sterne her,
Gleichwie der Sturm, damit er Cedern breche,
Braust seines Odems Hauch dahin durch's Meer.
Aus seinen Augen sprühen Blitzesflammen,
Grell leuchtend wie ein lodernder Vulkan,
Es brach sein alter Götterthron zusammen,
Der Götterwandrung schließt der Gott sich an.

„Weh, weh!“ So tönt sein Klagruf donnerstimmig,
Er schüttelt schmerzenvoll sein Cedernhaar.
„Weh, weh!“ Das Wolkenkleid zerreißt er grimmig
Und löscht des Sternenkranzes Lichterschaar.
Rings Nacht und Graus und er versinkt zum Grunde,
Wie dort der Mann am Kreuz sein Haupt geneigt —
Den preist im Jubelton die alte Kunde,
Vor jenem schaudert sie zurück und — schweigt! —

Chr. Schneller.

Digitized by Google

Eine Sängerin.

Erzählt von A. Thal.

(Fortsetzung.)

Mit Ausnahme der beiden Sängerinnen beglückwünschten Alle Augusten und den Direktor; die Prima Donna wurde wüthend, ihr Entschluß, Adalgisen zu verderben, stand fest. Auguste konnte bei all ihrer Unerfahrenheit doch deutlich bemerken, daß die erste Sängerin ihr heute besonders gram sei. Deßhalb befiel sie auf's Neue eine große Angst, als sie bei ihr eintretend sang: „Du willst mich sprechen?“ sie wäre gern wieder umgekehrt, als sie das zornfunkelnde Auge der Seherin traf und die Worte: „Doch du bist strenge, kennst nicht die Macht der Leidenschaft,“ sang sie mit unsicherer Stimme.

Beide hatten im Duette abwechselnd dieselbe Melodie zu singen, jeder Vorurtheilsfreie mußte gestehen, daß Norma's hohe Töne schneidend klangen, während Adalgisa's weicher Sopran selbst in den höchsten Chorden klangvoll blieb. „Fangen sie an,“ herrschte Norma leise zu Adalgisa, als noch zwei Takte zu dem Einfallen beider Stimmen fehlten. Auguste erschreckt gehorchte, und begann zu allgemeiner Belustigung allein den zweistimmigen Satz. Der Kapellmeister zerschlug fast seinen Taktirstab . . . . . . „Aufhören, aufhören!“ tönte es aus dem Orchester, und die arme Adalgisa schwieg verblüfft. Doch schon erhob die Prima Donna triumphirend ihre Stimme, Auguste verfehlte eine halbe Pause, und sang, ohne sich stören zu lassen, das Allegro fort; sie hörte nicht das Getöse im Parterre, welches den Schlangenlauten glich, sie bemerkte auch in ihrer Bestürzung die Mißtöne nicht, welche sie hervorbrachte, sie sah nur, daß die erste Sängerin boshaft lächelte, und der Kapellmeister außer sich war.

Unter lautem Gelächter endete der Zweigesang, welchen man viel eher ein Katzenduett nennen konnte.

Man bewunderte die erste Sängerin, welcher es möglich wurde, unter solchen Umständen weiter zu singen, und nicht gänzlich zu schweigen. Wie ein Engel vom Himmel gesandt erschien Augusten Sever, welcher eben eintrat, um das herrliche Terzett „Arme geopfert ist dein Glück,“ anzustimmen. Die Gegenwart dieses Sängers wirkte auf die verzagte Seele des unbeholfenen Mädchens wieder ermuthigend, sie sammelte ihre Sinne, und da Norma in Gegenwart ihres Gatten sich nicht zu cabaliren getraute, ging das Terzett vortrefflich zu Ende und alle drei wurden mit der Ehre des Hervorrufens belohnt.

Aber von dem Augenblicke an schwand der gute Stern Augustens; denn sie hatte ferner nur mehr mit der ersten Sängerin zu thun und diese hatte geschworen, sie zu verderben.

In der Scene, wo Norma Adalgisen die Kinder übergibt, wußte sie es so anzustellen, daß, ohne daß das Publikum ihre Bosheiten bemerkte, Auguste ein über das andere Mal aus dem Takte kam, oder entweder zu früh oder zu spät begann. Man ließ das Mädchen nicht zu Ende singen, es wurde gezischt, gelacht, gepfiffen sogar, und der Lärm erreichte den höchsten Grad, als, nachdem Norma auf Verlangen den Schluß des Duetts allein gesungen hatte, sie Adalgisen die Kinder übergab, um sie ihrem Schutze anzuvertrauen, Adalgisa sich entfernte und die Kinder stehen ließ. Es brauchte lange Zeit bis im Zuschauerraume so viel Ruhe hergestellt war, um weiter zu spielen. —

Augusta, welche Nichts mehr zu thun hatte, stand mit rothgeweinten Augen vor dem Direktor und dem Kapellmeister, welche sie ein dummes Ding nannten, das mit ihrer Ungeschicklichkeit die ganze Oper verdorben habe; zugleich erklärte der Direktor, daß sie fortan nur als Choristin verwendet werden könne, da sie im Chore wahrscheinlich durch die Andern bei Einhaltung des Taktes geleitet würde.

Hätte Auguste den Muth gehabt, offen zu gestehen, daß die erste Sängerin die Schuld habe, so würde sich die Sache aufgeklärt haben; allein das arme Mädchen, welches in Demuth und Unterwerfung aufgewachsen war, hörte geduldig wie ein Lamm die Strafpredigten beider Herren an; sie hatte nur einen beklemmenden Gedanken, den, daß ihre Eltern, so wie die Bewohner ihrer Gasse, welche den größten Theil der obersten Gallerie ausfüllten, ihre Schmach gesehen hatten. Es war ihr liebster Wunsch gewesen, von jenen ihr befreundeten Menschen in einer Rolle zu erscheinen, wo sie ihnen beweisen konnte, daß nicht die Sucht, sich über ihre dürftigen Nachbarn zu erheben, sondern nur der unwiderstehlichste Hang zur Musik, zum Gesange, sie bewogen hatte, eine Bahn zu betreten, welche ihr als eigentlichster Beruf erschien. Sie konnte von dem, was jetzt in ihr vorging, sich keine Rechenschaft geben; aber trotzdem, daß das Publikum sie ausgepfiffen hatte, fühlte sie noch dieselbe Sehnsucht, eine Sängerin zu werden.

Der göttliche Funke des Talentes schlummerte in ihrer Brust, des Augenblickes gewärtig, wo er erweckt, geläutert, durch die bangen Schläge des Herzens hell auflodern würde zum heiligen Feuer der Kunst, die nur denen liebend ihre Arme öffnet, welche mit Begeisterung, mit ganzer Seele sich ihr hingeben, die nicht zurückbeben, den rauhen Pfad zu betreten, der zu ihrem hehren Tempel führt. — Auguste ertrug mit Engelsgeduld den Spott ihrer Nebenmenschen, sie setzte ihrem Hohne die ruhige Ergebung des eigenen unbewußten Werthes entgegen.

Nur einen Menschen gab es, welcher sie nicht verhöhnte, und dieser war der Tenorist.

Sei es, daß er Augusten schon früher geliebt hatte, oder daß ihr mißlungener Versuch ihm allein den unschätzbaren Werth ihrer Stimme gezeigt, er näherte sich dem Mädchen immer mehr, und die erste Sängerin sah sich in ihren Erwartungen auf eine Verbindung mit dem zwar nicht mit besondern Stimmmitteln begabten, aber jungen hübschen Manne betrogen.

Augustens Eltern fingen an, ihre Tochter übel zu behandeln, weil diese den Tenoristen nicht förmlich abwies. Vergebens versicherte Gustchen, daß er sie zu heirathen wünsche, die Eltern wurden wüthend, denn sie glaubten eher Alles, als daß ein Mann, der 100 fl. monatlich Gage bekomme, ein Mädchen heirathen würde, das außer einer hübschen Stimme und schöner Gestalt — Nichts besaß. Selbst als der Tenorist ihre rußige Stube betrat, und sich verlegen umsehend vom Heirathen sprach, sagte ihm die strenge Mutter

Digitized by Google

Gustchens, daß dieses nur ein Vorwand wäre, um das unerfahrene Mädchen zu verführen, und daß ihre Tochter für einen so vornehmen Sänger gar nicht passe, sie müsse unter dem Volke bleiben, und einen ehrlichen Webergesellen zum Manne bekommen, der auch besser mit ihr zufrieden sein würde, als der gnädige Herr Sänger.

Auf eine abschlägige Antwort war der Tenorist nicht wohl vorbereitet; es erschien dem im Wohlleben schwelgehden Opernsänger als eine Unmöglichkeit, daß bettelarme Eltern ihm ihre Tochter versagen könnten. Er trachtete mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln Auguste immer mehr an sich zu ziehen, und wenn er auch, ohne von den Nachbarn beschimpft zu werden, sich kaum getraute, die Geliebte bis zu ihrer Gasse zu begleiten, so mußte Auguste doch so oft in die Proben gehen, auf wie lange — konnten ihre Eltern unmöglich berechnen, und so hatten die Liebenden Gelegenheit genug, sich zu sehen und zu sprechen. —

Auguste war dem Tenoristen innig zugethan. Er allein war es, der sie aus dem Staube hob, der ihr wieder Zuversicht und Glauben an sich selbst einflößte, sie vertraute ihm, wie Niemand auf der Welt, sie folgte ihm willig, wie ein Kind. Er unterrichtete sie in seiner Wohnung im höhern Gesange mit mehr Fleiß und Geduld, als sonst der Kapellmeister. Die Folgen ihres häufigen Alleinseins mit ihm wurden bald sichtbar. Als ihre Mutter diese Entdeckung machte, drohte sie der Tochter sie aus dem Hause zu jagen, und der öffentlichen Schande preiszugeben, so entrüstet war sie über Gustchens Fehltritt, die kaum wußte, daß sie ein Verbrechen begangen; sie liebte. — Liebe war ihr Vergehen, das Kind aus dem Volke folgte der Stimme der Natur, dem Zuge des Herzens!

Zur Ehre des Tenoristen sei es gesagt, er begleitete Augusten, als sie in Thränen aufgelöst ihm die Nachricht von ihrer Eltern Drohungen brachte, zum Pfarrer, von welchem er sich ein Vorwort bei Gustchens Eltern erbat, die hartneckig ihm der Tochter Hand verweigerten; er entdeckte ihm die Ursache, warum er eine möglichst schnelle Verbindung mit der Geliebten wünsche; und der Herr Pfarrer, welcher eine unbegränzte Gewalt über die Schafe, die ihm als geistlichen Hirten anvertraut waren, übte, brachte es in kurzer Zeit dahin, daß Auguste die eheliche Gattin des Tenoristen wurde. —

Von nun an beginnt ein neuer Abschnitt in dem Leben Augustens, die herausgerissen aus den drückenden Verhältnissen an der Brust des geliebten Gatten keinen andern Wunsch mehr kannte, als den, ihm zu gefallen, ihm ihr Leben zu weihen. Auf der Bühne erschien sie nicht mehr, da sie als Gattin des ersten Tenoristen hinlänglich versorgt war, und ihr Gatte es nicht zugegeben hätte, daß sie als Choristin sich den Blicken des Publikums blosstellen solle.

Doch ließ sie keinen Tag zu lernen unbenützt, und ihre Anlagen entwickelten sich zusehends. Ihr Gatte hatte mit ihr schon ein Dutzend zweiter Opernparthien einstudirt und wartete nur Augustens baldige Entbindung ab, um gleichzeitig mit seiner Frau ein Engagement außerhalb ihres Geburtslandes anzutreten.

Auguste gebar einen gesunden, hübschen Knaben, der ihr beiderseitiges Glück noch mehr erhöhte; die junge Mutter blühte gleich einer Rose, und ihre Stimme schien an Kraft und Wohllaut gewonnen zu haben. Der Abschied von ihren geliebten Eltern und Geschwistern wurde ihr schwer, ihre Angehörigen trennten sich mit blutendem Herzen von der guten edlen Auguste, die sie nach Kräften unterstützt hatte, und auch ferner für sie zu sorgen gelobte. Als sie mit Mann und Kind — begleitet von der Trine, die jetzt auch schon fast ganz erwachsen war, in den Reisewagen stieg, da nahte sich mit ihren Eltern ein unübersehbarer Zug Fabrikarbeiter und arme Webergesellen mit Weibern und Kindern, die alle noch einmal die „Gustl“ sehen wollten, welche sie anbeteten, da sie auch im Glücke sich niemals ihrer schämte, die ohne Stolz und Scheu ihnen die Hand reichte, indem sie reichliche Thränen weinte; denn sie mußte von den Erinnerungen scheiden, die, obschon sie manches Bittere in den Kelch ihrer Jugend gossen, ihr dennoch die liebsten waren.

(Fortsetzung folgt.)

Märchen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Er hatte nicht gar lange geschlafen, als ihn das erste Grauen des anbrechenden Tages weckte. Herzlich froh rieb er sich die Augen, und gedachte sich auf den Weg zu machen.

Aber wie war er erstaunt? Die ganze Scene hatte sich während der Nacht geändert; der steile, unwegsame Eingang befand sich jetzt hinter ihm, an der Stelle, wo er zurückgehen sollte; vor ihm aber war die Thalschlucht offen und gangbar und in nicht ferner Strecke zeigte es sich, daß sich die Felsen verlieren und eine lieblichere Gegend beginne. Die Worte des Liedes: „Und nimmer kommst du mehr zurück,“ waren so zur furchtbaren Wahrheit geworden.

„Soll ich nach Hause, muß ich dem Laufe des Baches nachgehen, wie ich gestern gegen den Bach gegangen bin —“ dachte sich Eduard, und musterte und schaute, aber der Bach stürzte sich in eine enge, himmelhohe Felsschlucht hinein und der gute Knabe fand keine Handbreit Boden seinen Fuß zum Fortkommen darauf zu setzen. Weinend sah er dem Bache nach und die Felsen hinan. Nachdem er lange weinend und sich härmend dagestanden war, entschloß er sich weiter zu gehn, um zu sehen, was ihm ferner begegne. Die Musik war verstummt, der laue, wedelnde Luftzug hatte aufgehört. So stieg er über Steine und Felstrümmer eine Zeitlang fort, bis die Schlucht aufhörte und sich in ein Thal mündete, das von sanften, grünen Hügeln eingefaßt sich hinzog. Er hoffte irgendwo ein menschliches Wesen zu erblicken, einen Schäfer auf grünen Alpenmatten, oder einen Holzhauer im Thalgrunde. Nachdem er eine Weile längs des Baches, der da viel ruhiger floß, fortgegangen war, hörte er die Musik wieder und zwar jetzt viel deutlicher als gestern. Menschenstimme war keine dabei; es war ein Tönen von mannigfaltigen Saiten. Das Sonderbare und Eigene dabei war nur, daß Ernstes und Leichtfertiges, Erhabenes und Gemeines auf das Wunderlichste in den Klängen dieser Musik gemischt war.

Eduard hätte es gern abgesondert gehört, eine heilige, erhebende Melodie abgesondert und eine leichte, scherzende Weise besonders; aber immer spielte eines mit dem andern

Digitized by Google

auf eine wahrhaft wohlthuende Art. Eduard wäre froh gewesen, wenn diese ganze Musik aufgehört hätte und gerne wäre er ihr ausgewichen, aber er konnte nicht.

Nachdem er eine Zeitlang fortgegangen war, theilte sich das Thal, in dem er wanderte: ein Felsenkeil, hoch und steil und mit wildem Gesträuche bewachsen schob sich in das Thal hervor und machte zwei aus Einem. Die zwei Thäler waren aber von ganz verschiedenem Charakter. Das links hinein sich öffnende war lieblich und angenehm; ein grüner Rasenboden zog sich in der Tiefe fort, mit allerlei Blumen übersäet, die lieblichsten Gesträuche wechselten auf demselben, mit angenehmen Wäldchen waren die Höhen überdeckt. Das Thal rechts hinein hatte ein ganz anderes Aussehen; schroffe, kahle Felsen schlossen es ein zu beiden Seiten; ungeheure Felstrümmer und Gesteine, von Dornen überwuchert, bedeckten den Grund; schäumend wand sich der tosende Bach heraus; ein rauher, schmaler Steig zog sich an selbem aufwärts.

Aber, was sonderbar, auch die Musik, die Eduard hörte, theilte sich da; aus dem freundlichen Thale heraus tönte die leichtfertigste Melodie mit allerlei lustigen Weisen und Walzern; aus dem rauhen Thale heraus aber tönte eine so ernste und erhebende Melodie, daß dem Eduard völlig die Zähren in die Augen traten. Hätte er nun sonst sich keinen Augenblick besonnen, welchen Weg er einschlagen sollte, und wäre er ohne Zweifel durchs liebliche Thal gezogen, so machte ihm diese so ganz verschiedene Musik großes Bedenken. So freundlich ihm das liebliche Thal ansprach, so sehr waren ihm die eitlen, leichtfertigen Weisen, die aus demselben hervortönten, zuwider, und er glaubte, wenn er darin fortgehe, mit dieser Musik Gemeinschaft zu machen, was ihn anwiderte.

So setzte er sich, unentschlossen, was er thun solle, auf einen viereckigen, bemoosten Stein und hoffte, daß ihm durchs Zögern gähling Rath werde.

Rückwärts komme ich nicht, dacht er sich, und vorwärts wo soll ich gehen, rechts oder links? Lange saß Eduard so unentschlossen da und erwartete, daß irgend ein äußeres Ereigniß dem Kampfe seines Gemüthes ein Ende machen oder ihm einen Fingerzeig geben werde, welchen Weg er einschlagen solle?

Nach längerer Zeit gewahrte er, daß aus dem lieblichen Thale langsamen Schrittes ein Weib hervorschreite; sie war von wunderlieblicher Schönheit, aber ihr ganzes Aeußere war ausgelassen und eitel; ihr Haupt war mit Blumen bekränzt, ihr Gewand war grün, worüber sie ein kürzeres Kleid von hellrother Farbe trug, die von Zeit zu Zeit in das Gelbe umschlug, und dann sich wieder aufs Herrlichste röthete. Hals und Arme waren mit funkelnden Edelsteinen geschmückt. In ihren Händen trug sie eine wunderschöne Leyer, auf welcher sie gehend und stehend spielte, und Eduard bemerkte jetzt, daß diese Leyer es war, welcher jene eitlen und leichtfertigen Weisen und Melodien entströmten. So schwebte dieses Weib gleichsam aus dem Thale hervor, zu Eduard hin; ihr Saitenspiel schwirrte um seine Ohren und es schien ihm ganz einzudringen in das Herz und eine ungeheure Lust in ihm anzuregen, ihr zu folgen. Das Weib sparte auch keine Mühe, durch allerlei Gaukeleien, Winke und Geberden Eduard von seinem Steinsitze aufzubringen, um ihr zu folgen. Nachdem sie eine Zeitlang ihn schmeichelnd umschwebt hatte, entfernte sie sich langsamen Schrittes durch das liebliche Thal hinein, aus dem sie hervorgekommen war.

Kaum jedoch war sie aus dem Gesichte verschwunden, als eine andere Gestalt aus dem rauhen und wilden Thale rechts hervortrat. Es war dieß ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre; sein Gesicht hatte etwas unendlich Ehrwürdiges mit Lieblichkeit gemischt; sein Gewand war von violettblauer Farbe und darüber ein purpurner Mantel geschlungen. In seiner Hand trug er ein großes schweres Kreuz, das er jedoch mit Leichtigkeit zu führen schien; es war mit Saiten bespannt, auf welchen er spielte, und Eduard bemerkte jetzt, daß jene erhabenen, ernsten Melodien diesem Kreuze entströmten. Auch die lieblichehrwürdige Gestalt dieses Mannes nahte sich Eduard und blieb eine Zeitlang in seinem Anblicke stehen, worauf sie sich langsamen Schrittes, Eduard winkend, durchs wilde Thal hinein aus den Augen verlor.

Eduard war in gewaltigem Zwiespalt mit sich selbst; so anziehend ihm die ganze Erscheinung dieses Mannes sonst war, so wohlthuend seine Melodien in sein Herz tönten, so abschreckend war das düstere Kreuz in seiner Hand und der rauhe Weg, auf welchem zu folgen er ihn einlud. Immer wieder umgaukelte ihn die lieblichleichtfertige Erscheinung des Weibes. So konnte er auch jetzt noch zu keinen Entschluß kommen und blieb sinnend und wie träumend auf dem Steine sitzen. Da hörte er auf einmal aus beiden Thälern folgendes Lied hervortönen, derart, daß der erste Theil jeder Strophe in ernster Melodie aus dem rauhen Thale hervorkam, der zweite Theil aber in scherzender, spottender Weise aus dem lieblichen Thale:

Auf! folge mir, nicht wird es dich gereuen;
Ich bin der Weg, so kannst du nimmer irren.
„Ei glaub es nicht, ich will dir Blumen streuen,
Mein fröhlich Lied soll um das Ohr dir schwirren.“

Ich bin das Licht, um lieblich dir zu schimmern,
Nie wird ein nächtlich Grauen dich umfassen.
„Ei glaub es nicht, sie hier es freudig flimmern,
Vom Sternenmeer besäumet meine Straßen.“

Ich bin die Wahrheit! Ohr und Herz zu laben
Bin ich allein geschickt, du wirst es fühlen.
„Ei glaub es nicht, du sollst bei mir es haben,
Das wahre Glück, des Herzens Lust zu kühlen.“

Das Leben bin ich, geh auf meinen Wegen,
So wirst zum wahren Leben du gelangen.
„Ei glaub es nicht; sieh hier auf meinen Stegen
Des Lebens Flor in reicher Blüthe prangen.“

Verläugne dich, entsagen und entbehren
Wird einst zum wahren Vollgenuß dich bringen.
„Ei glaub es nicht, ich will dir nichts verwehren,
Hier sättige dein Herz an allen Dingen.“

Nimm auf das Kreuz, nicht mögst du dem erbeben,
Das Joch ist sanft und leicht ist diese Last.
„Ei glaub es nicht, das wäre mir ein Leben,
Auf steilem, schmalen Weg und ohne Rast.“

Digitized by Google

So folge mir! Dieß führet dich zum Ziele,
Schau auf den Anfang nicht, sieh auf das Ende!
„Ei glaub es nicht, ich lade dich zum Spiele,
Und aus dem Anfang schließ' auch auf das Ende.“

Mit aufmerksamen Ohre horchte Eduard auf dieß wunderlich gemischte Lied, dessen Nachklang so dreist immerfort seinen Vorklang der Lüge zu strafen wagte. Durch Anhörung desselben wurde der Zwiespalt seines Herzens nicht gemindert, sondern noch gemehrt.

Er saß da, wie träumend, auch nachdem das Lied verklungen war. Er glaubte von Zeit zu Zeit das „Folge mir“ zu hören, und die herrlichen Verheißungen des ernsten Liedes umgaukelten seinen Geist und reizten seine Neigung. Da kam aber wieder das spöttische „Ei glaub es nicht“ inzwischen und lagerte sich über sein Herz, wie Nebel vor die Sonne. Sein träumendes Wesen ging endlich in Schlaf über. Auch im Schlafe spielte die wunderliebliche Musik leise fort und von Zeit zu Zeit klang in leisen Akkorden das „Folge mir“ und „Ei glaub es nicht“ aus Ohr des Schlummernden. Nach und nach ging die Musik aber in jene Weisen über, die Eduard beim Beginne seiner Wanderung durch das Felsenthal gehört hatte. Leichte Anklänge jenes Liedes, das er am ersten Abende in der Schlucht vernommen, begannen hineinzuspielen, bis sie zur vollen Melodie wurden und er deutlich die Worte vernahm:

Der Knabe schläft in feuchter Klause
Auf kaltem, moosigen Gestein,
Und draußen in dem Vaterhause
Stand ihm ein Bettchen, warm und fein.

Bei den bekannten Klängen dieses Liedes erwachte Eduard, rieb sich die Augen und blickte umher. Er fand sich nun in jener Felsenschlucht, wo er am Abende des ersten Tages nicht mehr weiter gekommen war und auf den Stein sich setzend eingeschlafen hatte. Vor ihm waren die aufstrebenden Felsen, die das Weitergehen hinderten, aus denen der Wildbach hervorstürzte. „So hab ich denn geschlafen und geträumt,“ sagte Eduard zu sich selbst, „und alles das ist nur ein nächtlicher Traum gewesen. Jetzt will ich mich aufmachen und zu meinen Eltern zurückkehren.“ Ungesäumt machte sich Eduard nun auf den Weg und eilte über Blöcke und Felstrümmer aus dem Thale herauszukommen. Die Musik war ganz verklungen und nur der Guckuk ließ auf einem, hoch oben hereinhängenden Fichtenbaum seine eintönige Weise hören.

Endlich trat Eduard heraus aus der Schlucht, und begrüßte mit freudigem Auge das väterliche Häuschen auf dem grünen Rasengrunde. Doch beklemmte einige Bangigkeit sein Herz, was wohl seine Eltern sagen werden. Als er zum Häuschen hinkam, begegneten ihm lauter fremde Gesichter. Drei rothbackige Kinder spielten vor demselben; unter dem Apfelbaum auf der Bank saß ein stämmiger Mann, sein Pfeifchen schmauchend.

„Wo ist denn mein Vater und meine Mutter?“ fragte diesen Eduard.

„Dein Vater und deine Mutter? wer bist du wohl?“ entgegnete der Mann. Nach langem Hin- und Herreden erkannte dieser Mann mühsam an den Zügen der Familienähnlichkeit seinen schon längst todt geglaubten Bruder Eduard. Er war, als Eduard weggekommen, noch als kleines Kind in der Wiege gelegen. Vater und Mutter ruhten auf dem Friedhofe draußen beim Kirchlein; der Bruder hatte das väterliche Anwesen übernommen und geheirathet. Eduard kam als Greis zurück. Er konnte sich nicht erklären, wie dieß alles zugegangen sei. Eine düstere Schwermuth lagerte sich auf seine Seele. „Ich habe mein Glück verscherzt,“ sprach er oft, „daß ich dem Manne nicht gefolgt bin, es wäre mir gewiß gut gegangen.“ „Auf! folge mir, nicht wird es dich gereuen. Ich bin der Weg, so kannst du nimmer irren.“ Er hätte weiß Gott was gegeben, wenn er diese Worte und ihre ernste Melodie wieder, wie drinnen am Eingange des Thales, gehört hätte.

Eduard lebte nicht mehr lange; die Schwermuth verkürzte seine Tage und nach zwei Monaten fand er seinen Platz neben den Eltern auf dem Friedhofe.

Johann Schöpf.

Die Manharter.

Ein Beitrag zur Geschichte Tirols im 19. Jahrhundert. Von Alois Flir, Professor der k. k. Universität zu Innsbruck.

Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Buchhandlung. 1852.

(Schluß.)

Hagleitner war die Seele, die mehr im Stillen und aus der Ferne wirkende Leitung der religiösen Bewegung, ihre heimischen Häupter waren sein Schwager, Thomas Mair, Lederer zu Hopfgarten, und Sebastian Manzl, Gemeindevorsteher zu Westendorf, insgemein nach seinem Hofe Manhart genannt, welcher auch für die ganze Sekte zu Gevatter zu stehen die Ehre genoß. Beide hatten sich bei der Erhebung des Brixenthales im Jahre 1809 hervorgethan; Mair, ein grundehrlicher, offener, stürmischer Charakter, der mit rücksichtsloser Kühnheit für seine Ueberzeugung einstand, und welchem nicht selten das Ungestüm des Ausdrucks derselben den Werth ruhig überlegter Gründe aufwiegen mußte; — Manzl, ein stiller, in sich gekehrter Schwärmer, bei äußerer Ruhe von innerem Feuer durchglüht, wortkarg, daher schwer zu fassen, auf seine Umgebung mehr durch seine Handlungen, als durch Reden, daher um so mächtiger einwirkend, unerschütterlicher Willenskraft. Als nach dem Frieden im Jahre 1809 Brixenthal unter die königl. baier. Regierung kam, sollte Manzl als Kirchprobst dem baierischen Landgerichte das Kirchenvermögen überantworten; gegen einen solchen Eingriff in die Rechte der Kirche sträubte sich sein Gewissen; er verließ lieber Haus und Hof, als daß er sich der verhaßten baierischen Herrschaft, die ihm mit der französischen Zwingherrschaft auf Einer Linie stand, unterworfen hätte. Wie Hagleitner der Einzige war, der den Eid, so war Manzl der Einzige, der die Unterwerfung verweigerte. Beinahe durch 3 Jahre irrte er in seinem Heimatthale, in der Nähe seines Eigenthums, von Versteck zu Versteck umher; immer Schutz bei verläßlichen Freunden findend, nie von einem Treulosen den baierischen Behörden verrathen! — Alle drei Häupter des Manhartismus hatten durch die baierische Regierung mannigfache Leiden zu erdulden, Kerker, Verfolgung, Ver-

Digitized by Google

bannung, wenn auch freiwillige, vom heimatlichen Herde; es läßt sich daher wohl erklärlich finden, daß ihre Erbitterung gegen alles, was mit der baierischen Regierung in Verbindung stand, ihr als Werkzeug diente, oder zu dienen schien, fortwährend sich steigerte, und daß sich diese Stimmung überhaupt ihren Freunden, den österreichisch Gesinnten des Thales immer mehr mittheilte. Insbesondere kehrte sich diese immer schroffer gegen die eidleistenden Priester, von denen einige, besonders der Dechant Hechenberger, sich auf Willfährigkeiten gegen die baierische Regierung betreten ließen, welche über den schuldigen Gehorsam hinauszugehen schienen, und das Mißtrauen, so wie die Entrüstung gegen diese Personen und ihre Anordnungen nur steigern mußten. Zuerst äußerte sich diese Stimmung nur in Spottreden und einzelnen feindseligen Handlungen, bis Manhart endlich das Zeichen zum offenen Bruche gab, indem er um Ostern 1815 nebst seinem ganzen Hause sich weigerte, bei dem Vikare seiner Gemeinde Westendorf zur Beichte und Communion zu gehen. — Waren die früheren Schritte der baier. Regierung gegen Hagleitner, Mair und Manhart eigentlich politischer Natur, so begann von nun an das Einschreiten gegen sie als religiöse Sektirer von Seite der geistlichen und später auch der weltlichen österr. Behörden (Salzburg war seit dem 1. Mai 1816 unter k. österr. Regierung gekommen, Brixenthal gleichzeitig mit Tirol vereiniget worden).

In höchst interessanter und lehrreicher Weise erzählt nun das Flir'sche Buch die verschiedenen Heilungsversuche, welche man von geistlicher und weltlicher Seite mit diesen Irrenden vornahm, und welche aus verschiedenen Gründen, besonders aber, wie uns dünkt, weil sie mit zu weniger Rücksicht in Bezug auf den Charakter derjenigen, die man heilen sollte, unternommen wurden, statt des gewünschten Erfolges das Uebel nur ärger machten, die Gemüther noch mehr verbitterten und störrischer machten. Es ist für den Psychologen, und ein solcher sollte zunächst jeder Seelsorger und jeder Beamte sein, der unmittelbar auf das Volk einzuwirken berufen ist, — für jeden Psychologen kann es nicht wohl ein belehrenderes Studium geben, als die Schritte aufmerksam zu verfolgen, welche die Behörden theils zur Niederdrückung, theils zur Belehrung dieser hyperkatholischen Schwärmer unternahmen, und die Wirkungen derselben an diesen zu beobachten. In dieser rein thatsächlich gehaltenen Darstellung liegen die lehrreichsten Fingerzeige! — Diese einfachen Bauern sahen sehr wohl die Lücken der ihnen entgegen gehaltenen Einwendungen durch, und scheuten sich nicht, ihre Ansichten bis zur äußersten Consequenz durchzuführen. Es bleibt immer ein höchst merkwürdiger Zug, daß Manzl in einer Unterredung mit dem wohlwollenden und von ihm sehr geschätzten Kreishauptmanne von Mensi geradezu auf der Nothwendigkeit absoluter Trennung der Kirche vom Staate bestand, und somit eine Forderung aufstellte, welche seit einiger Zeit das Losungswort eines bedeutenden Theils der Katholiken geworden ist. „Die weltliche Regierung dürfe sich in keine einzige kirchliche Angelegenheit einmischen, auch nicht in die Verwaltung des Kirchenvermögens. Alle kaiserlichen Verordnungen, welche für das Kirchliche bestanden, erklärte Manzl daher für widerrechtlich und ketzerisch und den Monarchen selbst für einen Feind und Verfolger der Kirche.“ — Auf solche extreme Ansichten scheinen sie vorzüglich seit einer Unterredung Mairs und Manzls mit dem päpstlichen Nuntius in der Schweiz, Mons. Testaferrata, oder vielmehr dessen, wie uns dünkt, sehr hitzköpfigen Sekretär gekommen zu sein. Bei dieser Unterredung dürfte es an beiderseitigen Mißverständnissen nicht gefehlt haben; — auch lag offenbar den Aeußerungen des Sekretärs ungenügende Prüfung und Kenntniß der Verhältnisse, so wie ein ziemlich unzweideutiges Mißtrauen gegen die Staatsgewalt zu Grunde. Der Eindruck auf die abgesandten Führer und somit auch auf dessen Anhänger war indeß ein entscheidender: Der Klerus in Deutschland und die Regierungen sind nicht in Uebereinstimmung mit dem heil. Stuhle, folglich von der wahren Kirche ausgeschlossen; diese finde sich in Deutschland nur mehr bei einem kleinen Häuflein, zu dem natürlich vorzugsweise die Manharter gehörten. Sie aus den Pfählen dieses Irrthums treiben, war rein unmöglich, schon aus dem Grunde, weil jeder Geistliche oder Weltliche, der dieses Unternehmen versuchte, ja selbst zu den Ausgeschlossenen, zu den Verworfenen gehörte. Hagleitner, dem sie allein Vertrauen schenkten, scheint sich gehüthet zu haben, sie auf andere Gedanken zu bringen, es ist nicht recht klar, ob aus eigener damit übereinstimmender Ueberzeugung, oder aus Ehrgeiz, weil das Ziel seiner Wünsche, die Dechantei Brixen, noch immer unerreicht blieb, oder aus beiden in einander fließenden Motiven. Die Manharter gaben selbst das einzige, so nahe liegende Mittel an, das aus allen Wirren heraushelfen konnte, wenn überhaupt nach so viel fehlgeschlagenen, das Uebel nur verschlimmernden Versuchen an einer Radicalcur nicht verzweifelt werden sollte; dieses Mittel war: daß man ihnen gestatten solle, selbst nach Rom zum heil. Vater zu gehen, um von Ihm unmittelbar die Wahrheit zu vernehmen. Allein dagegen sträubte sich die Regierung; theils aus dem Grunde, daß dadurch zu Gunsten dieser starrsinnigen Leute eine Ausnahme von aller kirchlichen und staatlichen Ordnung gemacht würde, theils, wie sich nicht undeutlich aus einzelnen Aeußerungen ergibt, aus einem gewissen Mißtrauen gegen die päpstliche Curie. Bei so vielen zwischen Staat und Kirche obschwebenden, ungelösten Fragen scheint man sich nicht ganz sicher gefühlt zu haben, von welchem Standpunkte diese Angelegenheit in Rom aufgefaßt, und ob durch die Reise der Manharter nach Rom ihre Hartnäckigkeit und der schon in ihnen vorhandene Trotz nicht noch mehr gesteigert würde. Die üble Wirkung der Reise zum päpstlichen Nuntius in der Schweiz bot wenigstens eine Erfahrung, welche eine solche Besorgniß auch nicht als ganz grundlos erscheinen läßt. Endlich — nachdem alle Mittel einer mehrjährigen, höchst schleppenden Verhandlung sich als fruchtlos erschöpft erwiesen hatten, nachdem der Kreishauptmann von Mensi wiederholt vergeblich die Ertheilung der Reisebewilligung eingerathen hatte, nachdem auch der gewaltsame Schritt, die beiden Häupter Mayr und Manhart (Manzl) aus dem Thale zu entfernen und sie nach Bruneck und Meran zu verbannen, eine wesentliche Aenderung in der Lage der Sektirer herbeizuführen nicht vermocht hatte, entschloß sich Kaiser Franz im Jahre 1825, vorzüglich auf Andringen des höchst verehrungswürdigen Erzbischofes von Salzburg, Augustin Gruber,

Digitized by Google

in die Reise des Mair, Manzl und noch eines dritten Manharters, Namens Laiminger, nach Rom zu willigen. Nachdem einmal dieser, wie es scheint, schwere Entschluß gefaßt war, wurde die Reise selbst mit aller Klugheit und mit wohlwollendster Rücksicht für die Pilger — denn als Jubiläumspilger wurde ihnen dieselbe gestattet — eingeleitet. Mit unbeschreiblichem Jubel nahmen die Manharter die Kunde von dieser Reisebewilligung auf; sie war der Gipfelpunkt ihrer Wünsche, sie bildet den Wendenpunkt des Manhartismus, und den Glanzpunkt der Darstellung im Buche. Wir können nur auf dieses selbst verweisen; diese Züge von Einfachheit und Naivität der drei Unterinnthaler Bauern, welche eben so oft zum Lächeln, wie zur Rührung bewegen, bei aller Einfachheit dieß vorsichtige Mißtrauen, gerechtfertigt durch die ungeheuere für ihr und ihrer Anhänger ganzes Leben entscheidende Wichtigkeit, die für sie jeder Schritt in Rom hatte; die Güte, väterliche Milde, Feinheit und vollkommene Menschenkenntniß, mit welcher der zu ihrer Führung vom Papste Leo XII. ausersehene Abt Capellari, nachheriger Papst Gregor XVI., sie behandelte; das allmälige Schmelzen der diese einfachen, edeln Herzen umkrustenden Rinde vor dem milden Feuer der Wahrheit, das Capellari in ihnen entzündete; endlich der erschütternde Jubel, in den sie endlich vollends überzeugt, mit der Kirche ausgesöhnt, und vom Papste Leo XII. nach einer Audienz mit Geschenken entlassen, ausbrachen; — all das mit so vielen kleinen charakteristischen Episoden durchwebt, gibt ein Gemälde, ergreifend an sich, und meisterhaft durch die ganz objektiv, aber mit plastischer Anschaulichkeit gehaltene Darstellung.

Am 20. Jänner 1826 betraten die drei Pilger wieder ihr Heimatthal; mit welcher Sehnsucht sie erwartet, mit welchem Sturm von Fragen sie überfluthet wurden, läßt sich begreifen. Ihre Haltung war in diesen Stunden und Tagen der Prüfung eine sehr ehrenwerthe; sie bezeugte die Redlichkeit ihres Willens, die Standhaftigkeit und Treue ihrer Ueberzeugung. Das Resultat, das ihre Anhänger erwarteten, war ein anderes, als das sie ihnen ohne Rückhalt ankündigten: „Der Erzbischof Augustin ist wirklich mit dem Statthalter Christi vereiniget, und unsere Geistlichen sind nicht im Kirchenbanne. Wir müssen uns also der geistlichen Obrigkeit unterwerfen.“ Der Eindruck dieser Erklärung auf die versammelten Manharter war ein sehr verschiedener, im ersten Momente für die drei Abgeordneten keineswegs sehr günstiger; allein sie bestanden mit ruhiger Entschlossenheit darauf: „Wir unterwerfen uns, denn so befiehlt es der heil. Vater.“ Diesem Entschlusse kamen sie auch thatsächlich bei der geistlichen und weltlichen Behörde nach, und die meisten ihrer Anhänger folgten allmälig ihrem Beispiele. — So erlosch der Manhartismus, diese in so vielen Beziehungen interessante und lehrreiche Erscheinung, auf deren nähere Analyse einzugehen uns leider der Zweck und der Raum dieser Blätter verbieten. Nur in wenigen Individuen zuckt die ehemals gewaltige Bewegung noch nach; das Vorsteheramt derselben hat aus eigener Machtfülle eine Weibsperson übernommen, bei welcher Fanatismus und jener Hochmuth, der so oft die Quelle des religiösen Separatismus, oder doch im Gefolge desselben ist, sich die Hand zu reichen scheinen. Wie tief sie in die Logik der Manharter eingedrungen war, hatte sie schon bewiesen, als sie sich in einer Versammlung der Manharter der Reise der drei Abgeordneten nach Rom widersetzte. „Was braucht es, rief sie, einer Anfrage beim Papste? Ist er der wahre Papst, so sagt er dasselbe, was Pius gesagt hat, und was wir schon wissen, sagt er etwas Anderes, so ist er der wahre Papst nicht. Wozu das Fragen?“ Da sich mit Weibern überhaupt nicht wohl streiten läßt, am wenigsten, wenn sie mit so zugespitzten Schlüssen kämpfen, so thun die Behörden das Klügste, indem sie die Schwärmerin und ihre wenigen Anhänger und Anhängerinnen, die sich übrigens sehr ruhig verhalten, sich selbst überlassen. Bald wird nur noch die heimatliche Sage von ihnen zu melden haben.

Wie eine wohl abgerundete Novelle gelangt dieß historische Buch auch zu einem vollständigen Abschlusse; nach einem Blicke auf das fernere Stillleben der beiden Häupter, des erblindeten Mair und Manharts geleitet uns der Verfasser an die Gräber beider, in denen diese Opfer ihrer Ueberzeugungstreue, einer seltenen Redlichkeit und Stärke des Charakters von langem Leiden ausruhen durften, nachdem noch ein friedlicher und erwärmender Sonnenstrahl auf die letzten Tage ihres vielbewegten Lebens gefallen war.

Nur in wenigen Zügen, welche das Wesen und die Hauptumrisse des Manhartismus den Lesern vorzuführen geeignet sein sollen, konnten wir eine Skizze des trefflichen Buches geben, dem wir so viel Belehrung, Anregung und geistige Unterhaltung verdanken; manches des Interessantesten, wie die Episode des Michaelsritterthums, das einst so viele Köpfe erhitzte, und so viele polizeiliche Beine in Bewegung setzte, müssen wir aus den oben angedeuteten Gründen übergehen. Dem Verfasser aber drücken wir beim Scheiden dankbar die Hand für den großen Fleiß, den er auf diese durchaus aus Originalquellen geschöpfte historische Arbeit verwendet hat, und für seine frische, durch ihre objektive Ruhe wahrhaft erquickende Darstellung, die eben dadurch mächtig anzieht. Es ist ihm gelungen, der deutschen Lesewelt ein durch seinen Inhalt neues, durch seine Form musterhaftes Buch zu schenken, was man heutzutage nur von wenigen Büchern im Gebiete der historischen und belletristischen Literatur rühmen kann.

Schlr.

Notiz.

* Wilhelm Beseler, der ehemalige Statthalter Schleswig-Holsteins, gibt eine Uebersetzung von Macaulay's berühmtem Geschichtswerke heraus. Der erste Band liegt bereits vor, und muß in jeder Beziehung als gediegen betrachtet werden. Die kurze sehr beherzenswerthe Vorrede des Uebersetzers schließt mit folgenden Worten: „Sollte der eine oder der andere Leser des Buchs bei dem Anblicke der Herrlichkeiten Englands und der Knechtsgestalt, in welcher Deutschland jetzt einherschreitet, obgleich unser Volk von nicht geringerem Stamme ist und wenigstens einen eben so hohen geschichtlichen Beruf von der Vorsehung erhalten hat, als das englische, von Schmerz und Schamhaftigkeit erfüllt werden, so würde ich darin eine erfreuliche Unterstützung meiner Ueberzeugung finden, daß das deutsche Volk noch eine lange und mühevolle, aber glorreiche Bahn zu durchlaufen hat, daß wir in unserer geschichtlichen Entwicklung noch nicht weiter gelangt sind, als es die Engländer unter den Stuarts waren.“ Es wünscht gewiß jeder, daß diese herrliche Prophezeihung in Erfüllung gehe und das deutsche Volk endlich wieder zu welthistorischen Ehren gelange, ob wir jedoch schon in unserer Entwicklung bereits verhältnißmäßig zur Zeit der Stuarts vorgeschritten seien, dürfte leider sehr zweifelhaft sein. In Deutschland weiß man noch nichts von einer **Habeas corpus** Akte, welche England schon Jahrhunderte vor den Stuarts besaß; anderer Dinge gar nicht zu gedenken.

Digitized by Google

Korrespondenzen.

Breslau Ende März.

G. Wenn Sie in diesem sturmreichen Monat, wo von allen Seiten über untergegangene oder verschlagene Schiffe und aufgefangene Leichen und Trümmer berichtet wird, auch darauf gefaßt sind, von Sturm zu hören, so wird dennoch der furchtbare Orkan, welcher am 15. d. über unsere Stadt hereinbrach, nicht bloß alle Ihre Erwartungen übersteigen, sondern Sie selbst, wie die Italiener sagen, stupefiziren." Etwas vorbereitet sind Sie nun. Sollten Sie also bei Lesung dieser Zeilen fern von einem Gegenstande stehen, an dem Sie sich nöthigenfalls festhalten können, so setzen Sie sich lieber — sollten Sie die Feder in der Hand haben, so legen Sie sie bald weg, um keinen Klecks zu machen. Denn als treuer Berichterstatter kann ich Ihre Nerven nicht schonen, ich muß die Wahrheit, selbst des Unerhörtesten, unbarmherzig mittheilen. Aber fürchten Sie keine Schreckensscene. Es war nicht etwa ein Orkan, der Breslau in wenigen Minuten seiner Dächer und Schornsteine beraubt, der die Oderkähne vernichtet und die schwersten Frachtwagen und ganze Eisenbahnzüge wie Federbälle von den Chausseen und Dämmen fortgeführt — Es war nur ein Beifallsorkan, aber ein Beifallsorkan, wie ich ihn nie gehört, wie selbst die glühendste Phantasie ihn in Schlesien nie für möglich gehalten haben würde. Doch die Wirklichkeit übertrifft ja immer die Erfindung der Möglichkeit. So auch hier.

Emma Babnigg, die „schlesische Nachtigall" der in Kunstansprüchen bescheidenen Schlesier, hat bei ihrem Weggange vom Breslauer Theater Triumphe gefeiert, wie sie einer wirklichen Künstlerin nur je zu Theil werden können. Sie trat zum letzten Male in derselben Rolle auf, in welcher sie vor drei Jahren zum ersten Male auf der hiesigen Bühne erschienen war, als „Rosine" im Figaro. Beim Schlusse der Vorstellung wurde der „gefeierten Sängerin" ein aus Gedenkblättern gewundener Silberkranz mit einer vergoldeten Schleife unter einigen passenden Worten überreicht, zahllose Sträuße und Blumen flogen ihr aus allen Räumen des zum Ersticken vollen Hauses zu, und als sie ihren Wagen besteigt, werden die Pferde ausgespannt, und „eine jubelnde Schaar zieht ihren Liebling bis vor die Wohnung, wo sie ihm nie enden wollende Hochs ausbringt." Ja, in der höchsten Begeisterung des Enthusiasmus wird sogar der polizeiwidrige Vorschlag gemacht, dem Verfasser der „Angela" die Fenster einzuwerfen. Ein unbedeutender hiesiger Literat, M. K., an dessen Kopf Nichts genial ist, als der Haarwuchs und der Hut, hatte nämlich im vorigen Herbste ein Buch unter dem Titel „Angela" drucken lassen, welches Emma Babnigg zum Gegenstande des Skandals machen sollte. Es ist ein sehr mittelmäßiger, zweibändiger Roman, dessen erster Theil ebenso wüthend gelesen, wie der zweite Theil selten verlangt wurde. Von diesem Werke nun wollte man sämmtliche hier befindliche Exemplare aufkaufen, um sie als Hohlgeschosse, was sie im wahren Sinne des Wortes sind, gegen die Fenster des Verfassers zu schleudern. Aber der geistreiche Einfall scheiterte — nicht an der Gesetzlichkeitsliebe der Theilnehmer, sondern — an den Kosten. So ließ man sich denn mit der Absicht genügen, und statt der Bücher, welche in die Fenster geworfen werden sollten, flogen aus den Fenstern (d. h. der Sängerin, nicht des Autors) Blumen auf die untenstehende Menge herab. So löste sich der wilde Beifallsorkan der Breslauer, anstatt die Spuren einer verheerenden Wirkung zurückzulassen, in einen linden Blumenregen auf!

Ein bedeutender Verlust in wissenschaftlicher Beziehung traf uns durch die Amtsentsetzung des Professors Nees van Esenbeck, welche nun definitiv ausgesprochen worden ist. Seine aus 5000 Nummern bestehende Bibliothek wird seit dem 17. d. M. in seiner Wohnung öffentlich versteigert. Ob aber mit eben so günstigem Resultate, wie die Link'sche in Leipzig, dürfte schwerlich zu erwarten sein. Auch die hiesige deutschkatholische Gemeinde, deren Vorstand Nees van Esenbeck lange Zeit gewesen, ist nun definitiv geschlossen worden, nachdem man Anfangs der Ansicht war, ein gerichtliches Erkenntniß nicht gegen die Gemeinde, sondern bloß gegen die Leiter derselben aussprechen zu dürfen. Dagegen erfreut sich die Wirksamkeit der Jesuitenmission in Schlesien des glänzendsten Erfolges. Die Predigten der Väter erregen überall den ungetheiltesten Beifall und finden einen solchen Zulauf, daß die Kirchen oft nicht groß genug sind, um die von nah und fern herbeiströmende Menge zu fassen.

Unser liebenswürdiger Landsmann Neigebaur hat den Winter wie gewöhnlich in Italien zugebracht und wir erwarten ihn jetzt zurück — um ihn wieder abreisen zu sehen. Denn er ist ein ebenso unermüdlicher Tourist, wie er ein überaus thätiger Schriftsteller ist. Sein letztes Buch „Ueber Dalien," das für die Archäologen dieses Landes wichtigste und umfassendste, welches wir besitzen, ist kaum erschienen und schon steht ein neues sehr bedeutendes Werk über „Sardinien," so wie ein anderes über „Südrußland" in Aussicht. Das Letztere, welches der Verfasser in Gemeinschaft mit einem hochgestellten Russen bearbeitete, verspricht eine eben so reiche Ausbeute an noch unbekannten statistischen Nachrichten, wie sie das frühere Werk über „die Südslaven" gewährt

Einige andere literarische Neuigkeiten haben wir aus unserer Stadt durch die betriebsame Buchhandlung Trewandt zu erwarten. Im Verlage derselben erscheinen nämlich ein neuer Roman von Ida von Düringsfeld „Esther," welcher bekanntlich zuerst im Feuilleton des „Wanderer" veröffentlicht wurde, ein noch ungenannter von Karl von Holtei, und endlich eine sehr kostbare illustrierte Ausgabe der Gedichte von Moritz Graf Strachwitz.

Trient am 26. März 1852.

Unsere philharmonische Gesellschaft von Trient gab uns gestern ein doppeltes Vergnügen in einer Akademie zu Gunsten der Kleinkinderwartanstalt unseres ehrwürdigen Don Zanella dahier. Die Leistungen sind außerordentlich gelungen zu nennen und zum Beweise dieser Behauptung sei das Programm selbst angeschlossen:

Parte prima.

1. Sinfonia della Donna Carilea di Mercadante. 2. Il Pescatore. Coro a 4 voci, scritto appositamente dal Mo. Davide Urmacher. 3. Cavatina per Soprano, nel Nabucodonosor di Verdi. 4. Fantasia di Concerto per Violino sopra motivi della Sonnambula composta dal Mo. Gius. Anzoletti. 5. Terzetto dei tre medici nel Crispino e la Comare dei fratelli Ricci. 6. Grande Fantasia per Orchestra sugli Ugonotti di Meyerbeer.

Parte seconda.

1. Sinfonia dell' opera: Gustavo, di Auber. 2. Coro e Sortita per Basso nella Norma di Bellini. 3. Terzetto per Soprano, mezzo Soprano, e Basso, nelle: Astuzie femminili di Cimarosa. (Coll' accompagnamente originale.) 4. Capriccio per Pianoforte sopra motivi di Rossini. 5. Duetto per Soprano e Basso, e 6. Terzetto (Finale 2do) per Soprano, Tenore, e Basso nella Lucrezia Borgia di Donizetti.

Rührend war das Ende des im Ganzen ausgezeichneten Konzertes. Es traten die lieben Kleinen hervor und mit einer für ihr Alter bewunderungswürdigen Sicherheit sangen sie ein Danklied an ihre Wohlthäter, das der bekannte vaterländische Dichter Dr. Puecher verfaßt hatte.

Wir können nicht umhin, das zarte Dankeslied dieser kurzen Mittheilung anzufügen.

Chi siam noi per cui tanta si desta
D' armonie di canzoni beltà,
Per cui lieta d' insolita festa
E' la cara a noi patria città?

Noi dei misero i figli pur siamo
Cui de' grandi non vola il pensier,
Noi che pane, che ostel non abbiamo
Soli e mesti su lungo sentier.

Voi pietosi, voi degni d' amore,
Tocchi foste da' nostri sospir:
Voi de' mesti lenite il dolore,
Ci apprendete a sperare a gioir.

Oh! se i voti che in nostra favella
Noi facciam, pur vi scendono al cor,
Di quest' opra d' amor così bella
Vi rimerti ad usura il Signor!

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 16. Innsbruck, 17. April 1852.

Die Pelerin.

Sie kniet im Dom bei Kerzenscheine
Im Weihrauchduft auf Marmorgrund;
Ein Kreuz von weißem Elfenbeine
Drückt sie an ihren Rosenmund.

Und durch des Duftes blauen Schleier
Hervor, wie Frühlingssonne, bricht,
Verklärt von frommer Herzensfeier,
Ihr wunderschönes Angesicht.

Ich blick' auf sie in stiller Wonne
Und sink' in Demuth auf das Knie.
So bet' ich brünstig zur Madonne
Und fühle Segen, wie noch nie.

Gotha. Adolf Bube.

Eine Fahrt auf der Havel. *)

Von Otto Prechtler.

Durch die schwarze Binnenstrasse
Schießt „der Falke" sausend hin;
Ueber uns der leichenblasse
Himmel, — um uns todtes Grün!

Fernab öde, graue Fläche,
Wo kein Thurm, kein Hügel steigt;
Gleich als ob in siecher Schwäche
Die Natur dies Land gezeugt.

Nur am letzten, fernen Saume
Eine Windmühl einsam kreist,
Und sie ächzt im trüben Raume,
Wie ein ruheloser Geist.

Störche streichen keck im Schilfe,
Binsen tretend in die Fluth;
Und das Rohrhuhn seufzt um Hilfe —
In den Wellen treibt die Brut.

Hie und da ein Dorf am Strande,
Doch kein Rauch wallt d'rüber her;
Selbst kein Hündchen spielt im Sande —
Wie ein Friedhof ist es leer!

Hart am Land, in lecker Jolle,
Kämpft der Fischer mit dem Wind;
Mit des Flusses kargem Zolle
Strebt er heim zu Weib und Kind.

Armer! dein ist nur das Leben,
Theuer dir nur in Gefahr! —
Sieh', — da braust der Dampfer eben —
Nimm des schwachen Bootes wahr!

Aufgeschreckte Tiger, fallen
Wild die Wellen auf den Kahn,
Und sie strecken ihre Krallen
Bis an's Ufer schon hinan.

Und der Strom geht ihm kopfüber,
Mühsam taucht er auf — und sinkt.
Doch der Dampfer rauscht vorüber —
Ob der Arme auch ertrinkt! —

Vorwärts — ja, mit tausend Masten
Schiffst du stolze, neue Zeit,
Kannst und willst im Flug nicht rasten,
Wenn das Herz auch Halt gebeut.

Ob auch unter deine Räder
Deine alte Mutter fiel:
Nimmst du deine Kaufmannsfeder,
Schreibst dein kaltes: „Fort ans Ziel!"

*) Geschrieben auf dem Dampfboote „der Falke," welches von Potsdam auf der Havel in die Elbe und nach Hamburg geht.

Eine Sängerin.

Erzählt von A. Thal.

(Fortsetzung.)

„Haben Sie schon unsere neue zweite Sängerin gehört?" so fragte ein ältlicher Herr im Kaffeehause der Altstadt zu Prag, einen eben eingetretenen jungen Mann, der sich in nachlässiger Stellung ihm gegenüber niederließ. — „Es ist in der That kein kleines Wagniß neben unserer allbeliebten Grosser die Aufmerksamkeit zu fesseln, um so mehr, als die Töne einer Lutzer kaum verklungen sind, die, ich behaupte es kühn, die schönste Stimme der Welt besaß. Schade, daß Madame Auguste durch ihr mangelhaftes Spiel den Eindruck schwächt, welchen ihr Gesang hervorbringt."

„Sie soll ohne jede Vorbildung ihre Bühnenlaufbahn begonnen haben — sagt man," erwiederte der junge Mann, „und ich begreife nicht, wie der Direktor dem Publikum zu-

Digitized by Google

muthen kann, daß es Zeuge ihrer ersten Schritte werde, die viel zu unsicher sind, daß die zwar schöne, aber wenig geschulte Stimme, sie erträglich machen könnte; auf einer kleineren Bühne kann man sich den gänzlichen Mangel an Darstellungstalent bei einer zweiten Sängerin gefallen lassen; aber in dem gebildeten, tonkünstlerisch streng richtenden Prag reicht die Stimme allein nicht aus, der Prometheusfunke fehlt, sie wird in der Alltäglichkeit untergehen."

Der ältere Herr lächelte. — „Und doch erinnere ich mich genau, daß die Lutzer ihre Triumphe der Macht ihres Gesanges allein verdankte, ihr Spiel konnte mich nie hinreißen, nie ganz befriedigen, sie blieb selbst am Kothurn die gemüthliche, artige Soubrette, die im Vergleiche zu der Malibram und Pasta beiden den Rang streitig gemacht haben würde, hätte sie das dramatische Talent einer dieser Beiden besessen."

„Da kommt unsere Sängerin," rief der junge Mann, welcher am Eckfenster saß. „Sehen Sie Madame Augusten? jetzt schreitet sie näher am Arme ihres Gatten — wie zärtlich sie ihn anblickt; hübsch ist sie, das muß der Neid ihr lassen, aber viel zu sehr verliebt, und was das Merkwürdigste ist, in ihren eigenen Mann! Ich sage Ihnen nochmals, sie wird in der Alltäglichkeit untergehen, denn sie ist zu glücklich — der Mensch lernt Nichts, so lange ihn das Glück umflutbet, erst wenn die Schläge des Schicksals ihn treffen, wird er mürbe und empfänglich für die Eindrücke der Kunst."

„Da wäre also nach Ihrer Meinung vor der Hand Nichts für Auguste zu hoffen, die wirklich zu den Lieblingskindern des Glückes gezählt werden darf," lautete die Antwort, — „doch ist das Schicksal nimmer müde uns zu verfolgen, sei es früh oder spät — indeß, ist das Talent wirklich da, so bricht es sich die Bahn, sei es unter diesen oder jenen Verhältnissen. Das häusliche Glück der Sängerin, von welcher wir sprechen, scheint mir kein Hinderniß, daß sie einziehe in das Heiligthum der Kunst, zu deren auserwählten Jüngern ich Augusten ihrer Stimme nach zähle."

„Wir werden sehen," sagte aufstehend der junge Mann, „der ächte Künstler bedarf der Schlacken: Entbehrung, Mißgunst oder Entsagung, um als geläutertes Gold aus dem Schachte der Alltäglichkeit hervorzugehen; die Kunst blüht keinem Glücklichen!" — — — —

Wochen und Monden vergingen — Auguste fuhr fort in der Oper aufzutreten, doch minderte sich allgemach der Beifall, welchen man ihr bei ihrem ersten Erscheinen gezollt. Sie hatte noch immer mit einer übergroßen Befangenheit zu kämpfen, welche zu besiegen ihr nicht gelang, und die das Publikum als Unsicherheit, als Mangel an Talent bezeichnete, um so mehr, als sie ihrer herrlichen Stimme halber, mit vieler Nachsicht behandelt wurde.

Die Deklamationslehrerin gab sich, vom Direktor beauftragt, jedwede Mühe mit der zweiten Sängerin; doch blieb sie ohne sichtlichen Erfolg. Der Gesangslehrer behauptete zwar: Auguste singe in den Stunden oder bei der Probe weit besser, als vor den Zuhörern, und schob das mindere Gelingen ihrer Gesangskräfte auf Rechnung ihrer unüberwindlichen Angst — allein daß diese sich nicht verlieren wollte, kam allen unbegreiflich vor, und der Direktor kündete nach einem Jahre Augusten das Engagement auf, weil sie dem hochgebildeten Prager Publikum nicht genüge.

Ihr Gatte, der um keinen Preis sich von ihr getrennt hätte, kündete seinerseits den Kontrakt, und zog mit seiner Familie nach Zürich, wohin ihn ein Antrag der fruchtbarsten aller dramatischen Schriftstellerinnen: Frau Charlotte Birch-Pfeiffer rief, welche die Leitung des Theaters führte. Mit derselben Gewandtheit, mit dem unbestreitbaren Genie, das diese Frau besitzt, fremde Gedanken sich anzueignen und zu ihren eigenen zu machen, erkannte sie, welch unschätzbare Perle für die Oper Madame Auguste sei. In ihrer Blüthenzeit selbst eine vortreffliche Schauspielerin, schlug sie, wie sie sich äußerte, so lange mit ihrem Meißel auf den Marmorblock Auguste, bis die edlen Umrisse einer Gestalt sichtbar wurden, die in Etwas der Bildnerin glich, — nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht von dem Feuer beseelt war, welches die Frau Doktorin oft zu leidenschaftlichen Handlungen hinriß. Auguste lernte viel, sie mußte; denn sie hatte mit ihrer schönen Stimme die erste Sängerin verdunkelt, und das freie Volk der Schweizer äußerte unverholen seinen Wunsch, lieber die zweite Sängerin erste Parthien singen zu hören, als die erste Sängerin spielen zu sehen, und da zu ihrem Heile kein gräflicher Intendant im Lande sich vorfand, willfahrte die kluge Frau Doktorin ihrem Begehren.

Auguste wurde der Liebling der Zürcher, sie wurde es noch mehr, als sie ein Mädchen gebar, sie hatte jetzt ein Kind und einen Knaben nach schweizerischer Redensart; denn diese nennen die Knaben niemals Kinder, immer Söhne, Buben, während die Mädchen stets Kinder heißen. Als sie wieder auf der Bühne erschien, empfing sie das Publikum mit nicht enden wollendem Beifalle, und als er sich ein wenig legte, ließen sich die Rufe: „das Kind, das Kind" vernehmen; der außergewöhnliche Fall, daß eine beliebte Sängerin ihr kaum geborenes Kind auf die Bühne bringen mußte, ereignete sich hier, denn Auguste, die zärtliche Mutter, welche ihre Kinder immer in der Nähe hatte, brachte die kleine Schweizerin auf die Bühne, sie hoch emporhaltend, indeß die Zuschauer, innig erfreut, daß sie ihren Wunsch erfüllt hatte, sich der größten Freude hingaben.

Das trauliche Verhältniß, welches zwischen dem Sängerpaare und den Zürchern während dreier Jahre bestand, wurde durch einen Streit, der zwischen Augustens Gatten und der Frau Doktorin vorfiel, gestört; dem Ehepaare wurde gekündigt, und es zog, begleitet von der allgemeinen Achtung, über Wien nach München, jedoch erst nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in der Residenz, allwo Auguste Gelegenheit bekam, die ersten Künstlerinnen ihres Faches zu hören, und von einem der besten Meister unterrichtet wurde. Wien übte in künstlerischer Beziehung den größten Einfluß auf unsere Sängerin; dort war es, wo sie die Ideale echter Kunstgebilde verkörpert fand; dort fühlte sie zuerst die eigne Kraft, das Bewußtsein, sie ringe nicht vergebens nach dem Ziele edler Kunstvollendung. Der Aufenthalt unter den freien Schweizern hatte ihr innerstes Wesen erhoben; dort gab es keine Vorurtheile, keine Standesunterschiede, die verletzend das weiche Gemüth, das Zartgefühl Augustens trafen; man hatte ihr gehuldigt, um ihrer Talente willen; man hatte sie geach-

Digitized by Google

tet, geliebt, weil ihre persönlichen Eigenschaften es erheischten. Rang und Geburt griffen nicht störend in die Rechte ein, die jeder freigeborne Mensch dort genießt.

Die Stimme von Augustens Gatten, welche, als er sie zum Altare führte, schon ihren Höhepunkt erreichte, hatte im Laufe der Zeit abgenommen, und der einst beliebte erste Tenor mußte sich bequemen, an der Seite Härtingers, des ersten Sängers in der Hauptstadt am Isarstrande, mit zweiten Rollenfächern sich zu begnügen, während Auguste mit dem Range einer ersten Sängerin für dramatische Parthien engagirt wurde. Der Zufall wollte es, daß Fräulein Viotti, die schlaue Prima Donna, der gefeierte Liebling des Publikums war, welche auch hier die königliche Intendanz zu beherrschen verstand, und zwar weit besser, als ihre eigene Stimme, die schon etwas gelitten hatte, wiewohl ihre Kehlengeläufigkeit noch immer staunenerregend war, ebenso ihr Spiel, das Alle entzückte.

Viotti schlug die Hände zusammen, als sie vernahm, daß die aus Wien kommende, durch Gentiluomo empfohlene Sängerin, deren Meister jener berühmte Gesangslehrer in letzter Zeit gewesen, die von ihr einst verachtete, allgemein verspottete Sängerin Auguste sei. Sie traute ihren Augen, ihren Sinnen nicht, als sie das erstemal die holde Frau erblickte. Welche Veränderung war mit ihr vorgegangen, welcher Anstand, welch lieblicher Ernst lag auf ihrer Miene, jedes Wort, das sie sprach, zeigte von Bildung; ihre rein deutsche Aussprache fesselte vorzüglich Alle. War das das Mädchen, welches noch vor sechs Jahren kaum zu sprechen vermochte. Viotti zitterte, wenn sie an die Erfolge dachte, die ihr Auguste streitig machen würde, wenn ihre Kunst in dem Maße zugenommen, als es ihre Bildung versprach! Sie sah sich im Geiste verloren, verdrängt, gestürzt von der Höhe der Gunst dieser Königsstadt; denn sie verglich innerlich bebend bei der Probe ihre Stimme mit jener Augustens, und mußte sich gestehen, daß der Gedanke über Auguste den Sieg davonzutragen, ein thörichter Wahn sei.

Und doch trug sie ihn davon! Madame Auguste war eine neue, fremde Erscheinung, welcher man noch auf keiner Bühne ersten Ranges Blumen gestreut, ihr Name glänzte noch nicht in den Reihen der Künstlerinnen, sie hatte keine vornehmen Bekanntschaften, sie verstand es nicht sich geltend zu machen, sie kniete noch anbetend vor dem hohen Götterbilde Kunst, und hatte nicht gelernt, diese zu ihrer Kammerzofe herabzuwürdigen. Sie verschmähte jeden Kunstgriff, jede Effekthascherei, sie sang einfach, schön, edel, ihr Spiel war voll Anstand und zweckmäßig; allein die Münchner, welche an die halsbrecherischen Sprünge und Passagen der Viotti gewöhnt waren, an eine Darstellung, die von Lebhaftigkeit sprühte, fanden zwar die Stimme Augustens wundervoll — allein ihre Methode zu strenge, zu gediegen für die Oper, und ihr Spiel zu kalt, zu wenig vom Geiste der Rolle durchdrungen.

Doch spendete man ihr reichlichen Beifall, und überhäufte sie mit Lobeserhebungen, und ihr Gatte verdankte in der Folge die Nachsicht, welche das Publikum ihm schenkte, nur seiner vielbegabten Frau. Viotti lebte wieder auf! Auguste hatte sie nicht verdrängt, sie war noch die Prima Donna assoluta, das Schooßkind der biertrinkenden Neu-Hellenen. Aber es gelang ihr nicht, Augusten herunterzuziehen von der Stelle, welche Talent und Anmuth ihr angewiesen; das reine Leben dieses Kindes aus dem Volke, verbunden mit ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit, erwarb ihr die ungetheilteste Achtung, und nach und nach gewöhnten sich die Deutsch-Athener an den einfachen edlen Styl der deutschen Sängerin.

Als die Viotti bemerkte, daß es nichts wandelbareres gäbe, als die Gunst der Menge, deren Molochsrachen stets neue Opfer verschlingt, versuchte sie aus Rache, daß sie die Huldigungen der Münchner mit Auguste theilen mußte, diese auf der, wie sie wußte, empfindlichsten Seite zu treffen.

Mit dem ganzen Aufwande weiblicher Gefallsucht, mit jenen sicher treffenden, versteckten Angriffen, denen ein Männerherz selten oder nie widersteht, wendete Viotti alle Verführungskünste an, Augustens Gatten, in dessen Brust die Erinnerung an ein ehemaliges zärtliches Verhältniß mit der feurigen Südländerin nicht ganz erloschen war, wieder für sich zu gewinnen, und es gehörte wahrlich nur ihre Verschlagenheit dazu, dem geliebten Manne einer weit jüngern und reizenderen Frau, als sie selbst war, Gefühle einzuflößen, die, obschon oberflächlicher Art, dennoch die Ruhe Augustens erschüttern mußten.

Auguste gewahrte das veränderte Benehmen ihres Gatten nicht gleich, sie war zu arglos, sie liebte ihn zu sehr, sie verlieh ihm ihre eigenen Vorzüge und konnte nicht denken, daß es möglich wäre, ein Weib ihr vorzuziehen, das gar keinen Werth besaß. Sie glaubte es auch nicht, als man in ihrer Gegenwart von einem Verhältnisse zwischen ihm und der Viotti sprach; denn man wollte sie warnen, da man ihre Arglosigkeit, ihr unbegränztes Vertrauen auf seine Treue kannte.

Sie äußerte sich ohne Rückhalt darüber gegen ihren Mann; sie hoffte, er würde heftig werden, und so die Verläumdung Lügen strafen; allein er vertheidigte sich zwar, doch wurde er verlegen und vermied es sichtbar, dem reinen Blicke seines Weibes zu begegnen. Dem tiefen Gemüthe Augustens, die mit dem Herzen sah — hörte — dachte — entging seine Befangenheit nicht, und eine Empfindung, die sie nie zuvor gekannt, ergriff sie — sie wurde eifersüchtig!

Sie wurde eifersüchtig auf ihren Gatten, auf die Viotti, auf die Auszeichnung, mit welcher man diese behandelte. — Jeder Beifall, jeder Bravoruf, den man ihrer doppelten Nebenbuhlerin spendete, versetzte ihr einen Stich in das unruhige Herz; zum ersten Male in ihrem Leben erwachte der Gedanke in Augustens Brust, einer Gefährtin die Palme zu entreißen, um welche sie mit allen Kräften ihrer Seele rang.

Sie sollte den Sieg nicht davontragen, diese Ausländerin. Die deutsche Sängerin strebte mit dem vollen Gewichte ihrer Kenntnisse, mit dem Zauber ihrer Sopranstimme, die nun und nimmer aus einer italienischen Kehle so rein und silberhell ertönt, der Viotti den Preis abzugewinnen.

Bald gewahrten die Zuhörer mit Erstaunen, daß Madame Auguste von einem Feuer belebt sei, das ihre Darstellung zu Kunstgebilden erhob. Nirgend trat der sichtbare Fortschritt, welchen sie gemacht, so glänzend hervor, als an den Abenden, wo sie mit der Viotti sang, und ein Duett von

Digitized by Google

beiden Sängerinnen zu hören, galt in München für den höchsten Kunstgenuß.

Deßhalb trachtete die Regie öfters dem Publikum solche Opern vorzuführen, in denen es zwei erste Parthien gab. Man suchte zu diesem Zwecke auch die schon halbvergessenen „Montecchi und Capuletti“ hervor, in welchen Auguste die Julia wahrhaft hinreißend sang, weniger hatte bis jetzt ihr Spiel befriedigt, da die Viotti den liebetrunkenen Romeo mit südlicher Gluth, mit unwiderstehlicher Meisterschaft darstellte. Die Rolle der Julia mehr passiv gehalten, biethet selbst der begabtesten Schauspielerin nur einige Glanzpunkte, da der Charakter des Romeo mit höchster Leidenschaft ausgestattet, zu sehr in den Vordergrund gestellt ist.

Zur Feier von König Ludwigs Namensfeste begehrte die Intendanz die Oper „Montecchi und Capuletti,“ weil es bekannt war, daß der fürstliche Mäcen vor allen Sängerinnen Madame Auguste auszeichne, die diese hohe Gunst nur ihrer klaren Stimme verdankte, welche am deutlichsten an sein Gehör schlug, das seit dem Jahre 1848 gelitten hatte.

Der Schauplatz war tageshell beleuchtet und übervoll, da man mit Zuversicht auf das Erscheinen des noch immer sehr beliebten, ins Privatleben zurückgetretenen Königs hoffte, welcher seit Kurzem wieder in der Baiern Mitte, bei seinem Eintritte in die kleine Hofloge, rechts am Proscenium, mit außerordentlichem Jubel empfangen wurde, den er mit freundlichem Kopf- und Händewinken erwiederte, und man könnte mit Recht von ihm sagen, daß es seit den Märztagen der einzige Monarch war, welchen das Volk mit so viel Liebe empfing, da er bei manchen Schwächen dennoch von allen Königen das beste Herz und den größten Verstand besitzt.

Der regierende König befand sich mit seiner lieblichen Gemalin in der großen königlichen Loge, und schien mit weniger Aufmerksamkeit dem Gange der Vorstellung zu folgen, als sein erlauchter Vater, dessen Kunstsinn europäisch bekannt ist.

Madame Auguste sah als Julia in dem weißen bräutlichen Atlasgewande, das schöne dunkle Haar rosenbekränzt, so jugendlich und reizend aus, daß ihr Anblick allein hinreichte, sie freudig zu bewillkommen. Ihre erste Arie sang sie mit tiefem Gefühle; die Töne der Klage des Schmerzes kamen aus trauernder Brust, ihre Züge trugen das Gepräge von Seelenleiden, und paßten vollkommen zu dem darzustellenden Charakter.

Mit jeder Scene steigerte sich ihre Aufgeregtheit, das berühmte Duett mit Romeo war ein Wettstreit der Kunst. Augustens sotto voce übertraf Alles, was man je derart in München gehört hatte, es klang wie leiser Harfenton, so süß und sinnverwirrend, wie der Gesang der klagenden Philomele, und als sie die Worte sang: „Nein, nein, nicht liebst du, so wie ich liebe,“ da wendete sie die thränenumflorten Augen mit einem Ausdrucke von Romeo weg, der die entzückten Zuhörer zur Begeisterung hinriß. Stürmischer Beifall erdröhnte in dem weiten Raume, man rief die Sängerinnen ein-, zwei- dreimal hervor; doch erschienen sie stets von verschiedenen Seiten.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte Kaiser Josef I. und seiner Zeit.

Ueber die Jugendgeschichte keines der spätern deutschen Kaiser und österr. Regenten — Karl VI. etwa ausgenommen — coursiren so spärliche Nachrichten, wie über jene Josef's des Ersten.

Zwar sind wir durch verschiedene Werke in- und ausländischer Autoren in den Stand gesetzt, die geistige Befähigung seiner Erzieher zu beurtheilen und die sonstigen Einflüsse kennen zu lernen, welche bei der Bildung seines Charakters sich geltend zu machen suchten; doch lassen uns dieselben in Ungewißheit hinsichtlich gar mancher belangreichen Umstände. So wird z. B. der eigentlichen Regierungs-Maximen, welche ihm beizubringen, im Berufe seiner Informatoren lag, dort nur zunächst mit weniger bedeutungslosen Worten gedacht. Einige seiner Biographen, wie Wagner und Ehrenfried Zschackwitz schweigen sogar gänzlich darüber.

Bei solchem Sachverhalt ist jeder in Ansehung besagter Verhältnisse unterlaufende Irrthum gewiß doppelt beklagenswerth. — Insbesondere gilt dieß von der wichtigen, bei näherer Prüfung jedoch leider sich als fälschlich erweisenden Behauptung, daß die vielverbreitete Schrift, welche v. Wagenfels, der Josefs Lehrer über Politik gewesen, im Jahre 1692 unter dem Titel: „Ehren-Ruff Teutsch-Lands“ herausgab, der Hauptsache nach nichts Anderes sei, als eine Explifikation der Grundsätze, die er seinem hohen Zöglinge ans Herz zu legen beflissen war, und daß selbe somit diesem Buche mit beruhigender Gewißheit zu entnehmen seien. *) Wäre dieß wirklich der Fall, dann stünde es freilich mit dem Quellenstudium über Josefs Jugendgeschichte nicht so übel, und es würde auch obige Klage ungerechtfertigt erscheinen. Allein dem ist nicht so. —

Ein Manuskript, das auf der hiesigen Universitäts-Bibliothek sich befindet, und das ein seltsamer Zufall unlängst erst dem Verfasser dieses Aufsatzes in die Hände spielte, gibt vordem ungeahnten Aufschluß hierüber. —

Bestäubten Skartheken nichtigen Inhalts eingereiht, schien dasselbe auf den ersten Anblick hin von keiner höhern Bedeutung, als tausend andere gelehrte Traktätleins schreiblustiger Publicisten des 17. Jahrhunderts, dessen Charakter seine Schriftzüge unverkennbar an sich tragen. — Sorgsamer besehen erwies es sich aber als eine dem Unterrichte des habsburgischen Erbprinzen und nachmaligen deutschen Kaisers Josef I. gewidmete und zunächst an dessen Ajo (bekanntlich Fürst Dietrich Otto v. Salm) gerichtete Denkschrift.

Den Inhalt desselben bilden die vorerwähnten Grundsätze, welche, verglichen mit jenen Lehren, die des Herrn v. Wagenfels besagtes Druckwerk zum Gegenstande hat, die Heterogeneität beider zu deutlich herausstellen, als daß man nicht der Eingangs citirten Behauptung — wie ich dieß eben gethan — geradezu widersprechen müßte. —

Während der „Ehren-Rueff Teutsch-Lands“ zunächst an die „französirten Teutschlinge“ ergeht, gegen die „liederliche, mit frembden Worten unterspickte Schreibarth“ eifert, der

*) B. Röse in der allgem. Encyklopädie der Wissenschaft und Künste, herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber, Th. XXIX. S. 80.

Digitized by Google

teutschen „Wohlgeschlachtheit“ im Gegensatze zu der Franzosen „Unsinnigkeit“ lobpreisend erhebt, mit einem Worte: die blinde Verehrung für französische Sitten und Gebräuche, welche damals schon in Teutschland um sich zu greifen begann, zu mäßigen und zu berichtigen bestimmt ist (wobei es nicht an satyrischen Glossen und derben Späßen fehlt), behandelt die mir vorliegende Handschrift mannigfache politische Thesen in ernster, streng didaktischer Weise, und bezielt, polemisirende Anspielungen sorgfältig vermeidend, offenbar nur die gründliche Bildung des Prinzen, dem sie zugedacht ist. —

Dieser augenfällige Unterschied ist um so mehr beachtenswerth, als hinsichtlich der Identität des Verfassers beider Schriften mit Rücksicht auf die Aehnlichkeit der Wortfügung in beiden kein vernünftiger Zweifel bestehen kann, und es somit für eine ausgemachte Sache gelten mag, daß besagtes Manuskript wirklich jene Principien enthält, die B. Röse im Sinne gehabt, da er die mehrerwähnte Analogie zu behaupten wagte. — Zu Gunsten dieser Annahme spricht außer der Stylverwandtschaft auch noch das Ergebniß der über das Zustandekommen des Manuskripts nach innern Kriterien angestellten Untersuchung. Ihr zufolge wurde dasselbe innerhalb der Jahre 1690 und 1695 geschrieben, also gerade während v. Wagenfels als Lehrer des präsumtiven Thronfolgers am kaiserl. Hofe lebte und mit der Conception eines Kompendiums über empirische Politik beschäftiget war. Wollen wir daher den Bildungsgang Kaiser Josefs näher ins Auge fassen, und namentlich die Regierungsmaximen kennen lernen, die ihm als Jüngling ans Herz gelegt worden waren, so genügt es nicht, das mehrerwähnte Buch zur Hand zu nehmen; vielmehr würden wir in diesem Falle einer argen Täuschung entgegen gehen, sondern wir müssen uns in Kenntniß der Rathschläge und Ermahnungen setzen, welche in der jüngst entdeckten Handschrift sich aufgezeichnet finden. —

Der Raum dieser Blätter gestattet es nicht, längere Auszüge daraus zu liefern; ich beschränke mich sonach hier auf die Mittheilung zweier Stellen, deren eine ein ganz eigenthümliches Licht auf die Denk- und Anschauungsweise wirft, die zu Ende des 17. Jahrhunderts hinsichtlich der damaligen bäuerlichen Zustände an Fürstenhöfen gang und gäbe war; während die andern für die Geschichte Tirols von speciellem Interesse ist.

Das Verhältniß der verschiedenen Stände des Staates, zu dessen Oberhaupt und unter sich erörternd, erwähnt Josefs Informator „des gemainen Volckhs“ mit folgenden hier buchstäblich wiedergegebenen Worten:

„Das gemaine Volckh, Burger oder Paursleuth machen den driten Standt eines Landts welcher vmb so mehr zu consideriren ist, weillen die vorsizende Stände vnd die Landtes-Herrschaft selbst Ihre Nahrung vnd maiste Subsistenz-Mitl von diesem ziehen vnd gehaben mueß.“ „Und ob zwar die Staatisten insgemain dafür halten, daß, wann dem gemainen Mann vnd Unterthanen gahr zu wohl seye, derselbe schwärlich in den Schranckhen der gebihr vnd unterthänigkheit erhalten werden möge, so scheinet aber, daß bei diesen unseren Zeiten kheine gefahr, sondern mehrer von all zu großer beschwärde, vnd unzuchtung, als wohl werfen vnd yppigkheit des gemainen Volckhes zu sorgen seyn.“

„Es ist wahr, daß wann die unnterthanen mit kheinen oblagen beleget wurden, sobald ihrer Unterwirffigkheit vergessen derten: gleichwie aber Jenes nicht auszubleiben, sondern nur vermehrt zu werden pfleget, so ist mehrer darauf zu gedenkhen, daß selbe nicht überladen, als zu frei gelassen werden. Sie sind denen Pferdten vnd Maulthieren zu vergleichen, welche zwar, wenn man sie lang nicht gebraucht vnd mießig stehen lasset, mehrer verderbt werden, als durch ein tägliche Arbeith, und mässige Anspannung, da sie aber zu sehr yberladen, vnnd Ihnen mehrer aufgebürdet wird, als Ihre Kräfften ertragen mögen, werden selbe zu Schanden gerichtet, vnd unbrauchbar gemacht. Es befinden sich aber in den Oesterreichischen Erblanden zweyerlei unnterthanen, als deren Theils Leibeigen, und maistens anderen Particular Herrschaften unterworffen, theils aber frey, vnd immediate Oesterreichische Unterthanen seind. Bei den Ersteren ist mehrer obsicht vonnöthen, daß selbe nicht zu hart noch zu mild tractieret werden, wie dann siech unlängst in Böheimb einiger auffstandt dessentwegen eraignet hat, vnd sowohl da, als ander währts vielleicht etwas gefährlicheres zu gewärtigen sein dörffte, wann sich (so Gott gnädig abwenden wolle), ein feindt nähern vnd Ihnen hilffreiche Hand bieten sollte. Bei denen andern immediate Unterthanen aber möchte sich theils orthen wohl zaigen, daß selbe vnnterschidlich vnd gelindt gehalten werden, welches jedoch ihrer Situation vnd natürlich aigenschafft halber nicht wohl anderst sein khan, Indeme sich von Ihnen verificiren thut, was Tacitus unlängst gesaget hat: „quod nec totam libertatem, nec totam servitatem pati possint.“

Ohne an vorstehende Aeußerungen einen kritischen Epilog knüpfen zu wollen, kann ich doch nicht umhin, hier zum Gegensatze die Worte anzuführen, welche kaum 50 Jahre später Friedrich II. von Preußen über dasselbe Thema schrieb. Sie lauten: Il se trouve de provinçes dans la pluspart des états de l'Europe, ôu les paysans attachés à la glebe sont serfs des leurs gentilshommes; c'est de toutes les conditions la plus malheureuse, et qui revolte le plus l'humanité.

Assurément aucun h'omme n'est né pour être esclave de son semblable; on teteste avec raison un tel abûs et l'on croit quil ne faudroit que vouloir, pour abolir cette contûme barbare: mais il n'en est pas ainsi *).

Die auf das jetzige Tirol bezügliche Stelle, welche uns über das staatsrechtliche Verhältniß belehrt, in welchem die geistlichen Fürstenthümer Trient und Brixen zum deutschen Reiche, so wie zu Oesterreich stehend gegen Ende des 17. Jahrhunderts und zwar in der nächsten Umgebung des Kaisers selbst angesehen wurden, lautet wie folgt:

„Ob zwar in dem österr. Freyheitsbrief vnnter anderen Prärogativen des hochlöbl. Erzhausses das Jus Advocatiae yber die Kürchen Lorch vmb Juvavia, wie auch Aglar, Triendt vnd Brixen wohl bemerklich enthalten ist, haben

*) Oeuvres complettes T. II. p. 28.

Digitized by Google

aber zu Zeiten Friderici 2di etwellche Bischöffe vnd Aebbte sich durch gelt vnnd durch allerhandt andere weege diser Vogteyen zu entledigen angefangen. So seynd selbe nach vnd nach an denen maisten orthen in abgang gebracht, oder doch also eingezogen vnd geschmelert worden, daß mehrer ein Schein als würklichkeit darvon ybrig ist, ausser wo der Vogt, oder Schutz- vnd Schirmb-Herr zugleich das Jus territoriale, oder Hochlandtesfürstl. Oberkeith zu exercieren hat, oder Special-Verträg vnd Pacta vorhanden, gestalten zwischen denen Grafen zu Tyroll vnd dem Stüfft Triendt derenthalben zwar villfeltige Compactata aufgerichtet worden, als dannoch langwirige vnd vertrießliche Strittigkheiten entstanden, wellche noch gutten Theils vnausgemacht seynd, obschon selbe gietlich beizulegen so Rathsamb alß leicht das mitl aufzufinden were, wann man nichts anders, alß was Recht vnnd billich ist, suechen vnd auf das Jenige, wo man nicht gegründteth Anspruch hat, nicht allzusehr beharren, vnd hingegen das Jenige, wessen man vndisputierlich befuegt ist, vnd woran am Meisten gelegen, bösser in obacht nemben thete, wovon Ich incidenter allain zwey Stuckh dieß orths anziehen will, daß nemblich: 1mo ein Bischoff zu Triendt vigore compactorii schuldig, vnnd verbunden ist, nicht allein in die Statt vnd Schloß Triendt von dem Landtesfürsten in Tyroll einen Haubtmann setzen zu lassen, wellcher alle Schlissel vnd Porten vnnter seinen gewalth vnnd handen haben, auch in dem Rath des Bischoffs sitzen vnd vmb alle geschäffte wüssenschaft tragen solle, Sondern auch dergleichen Haubtleuth in allen andern Stätten vmb Schlössern des Bisthumbs, so Oesterr. Landtleuth, vnnd deme Grafen zu Tyroll mit pflicht vnd aydt beygethan seynd, zu halten, vnd aufzunemben, wardurch dann zu mehrer sicherheit des Landes ein Erzhörzog zu Oesterreich allzeit maister yber das Piestumb were; aber eben dises ist vor einigen Jahren außer acht gelassen, vnd gestattet worden, daß die maisten Hauptmannsstellen vnersetzt verblieben, wardurch nicht allein die Landtesfürstl. Herrschaft von einer sehr importierlichen gerechtsambe in etwas gewichen, vnd zu kunfftiger nachfolgung einen schädlichen Anfang gemacht, sondern auch dem Landt-Adl die gelögenheit benommen ist, sich mithin bedient zu machen vnnd employiert zu werden.

Sodann ist in denen Compactatis vnnd Bullis Pontificiis austrükhlich vorgesehen, daß vnnter 18 Thumb-, vnd Capitular-Herrn zwei Tritl von Vatter- und Muetter Teutsch gebohrne österr. Unterthanen vnd Landtskhinder sein sollen, wodurch, da es in gezimbendt obacht gezogen würde, man iederzeith das Capitl in gueter Devotion vnd einen Pischoff nach gefallen haben khunte; deme zuwider doch nicht allein zuegesehen wird, daß andere, so hierzu nicht habilitiert oder mit erzehlten requisitis nit versehen seynd, ad Canonicatus gelangen, also zwar, daß dermalen inverso ordine bald nit ein dritl zu finden were, welche für tichtig zu erkhennen, sondern man hat Landtesfürstlicher Seits selbsten contra propria Jura et Interesse solche darzue recommandiert, vnd befördern hellfen, welche untichtig waren, da man doch viller Erhelblicher Ursachen halber darob Ernstlich zu halten hete. . . . . .

Weillen Ich das Werkh ex fundamento untersuechet, habe Ich nicht leichteres befunden, alß dieser Sach Ihre abhelfliche maaß zu geben, wann man sich alleinig an das Justum et aequum halten, vnd hingegen das Jenige recht beobachten wolte, dessen man vndisputirlich berechtiget were. Deme noch dieses zu besserer Erleuterung vnd dienlich nachricht beizufiegen nicht vmbgeben khan, wie nemblich der vornembste vnd hauptsächlichste Stritt, woraus fast alle noch ybrige Differenzen herquellen, in diesem bestehen thueth, daß man ex parte Tyroll das Jus territoriale oder Hochlandtesfürstl. Gerechtigkheyt iber das Stüfft Trient prätendiren will, da hingegen doch Erstlich ex historia bekhandt, wellchermassen Dieth Hörzog in Bayrn an die Gräntzen seines Landtes vmb das Jahr 500: vier Margrafen vnd vnnter denselben auch einen gegen Mittag vnd Welschlandt gesetzet, (wellcher Graf Adelger, vnnd der Margraff von der Etsch genandt), auch nach dessen Todt vortan ein Margraf nach dem Anderen aus dem Bayrisch-Adlthumb dahin verordnet wurde, bis Entlichen die Margrafschafft gleich mehr anderen ein Erb Ambt, vnnd folgendts nach den 10ten Saeculo ein Erbfürstenthumb vnd des Reichs Erb-Lehen worden: wie dann allererst in Jahr 1180 Berchtoldt der 3te Graff von Andechs durch Kayser Fridrich den Ersten, nachdeme Selber Heinrich den Löwen Hörtzogen in Bayrn an (und) Sachsen geächtet, vnd exauethorieret, mit einem Theill dieses Landes belehnet, und zum Ersten Hörzogen zu Meran gemacht worden, herentgegen die Pischöffe zu Triendt Selbige Stadt vnd Distrikt lang zuvor, vnd bereits im Jahre Christi 1027 a Conrado Imperatore titulo Ducatus vel Marchionatus erhalten und possidiert, Ehe die fürstlich Graffschafft Tyroll in Comitatum vel Principatum oder in ein geschlossenes Territorium erwachsen, also, daß nicht zu präsummieren, villweniger zu beweisen, vnd darzuthuen ist, daß sich das Principatus Tirolensis bis dahin erstreckhet, vnd auch das Jenige comprehendiert hete, was schon 150 Jahre zuvor deme Pischoff ybergeben, vnd eingeraumbt worden. Das aber die Gräntzen der fürstl. Graffschaft Tyroll erst hinnach et Successu temporis selbig Endlich erweitert, vnd in das Trientnerische were erstreckhet worden, ist einiges vestigii nicht zu finden, Vill weniger die Prob oder ansonnstens Titl beyzubringen, vnd von darumb willn eher das widerspibl zuevermuthen, weillen die Advocatia Episcopatus Tridentinj von einem Herrn vnd Landtesfürsten zu Tyroll nicht jure superioritatis exercieret, sondern von dem Pistumb Triendt selbsten zu lechen bekhendt vnd Empfangen wird wie alte Lehen-Prief zu erkhennen geben . . . . .

Sodann für das andere khan nicht vermainet werden, daß alle die Jenige actus, seu Effectus Juris territorialis, wellche man an Seiten Tyroll in dem Pistumb Triendt exerciren thueth in denen hierumben aufgerichten verschidenen Verträgen gegründet worden weren, wann die Hoche landesfürstl. Obrigkheit einen Grafen zu Tyroll yber das Pystumb Trient vorhero competiert vnd zueständig gewest were. —

Wie dann die Pischöffe zu Triendt vnd Brixen zu denen Tyroll. Landt-Tägen zwar eingeladen vnd Selbige von ihnen beschickht und die allgemaine Landtes-Angelagenheiten

Digitized by Google

mit den Tyroll. Landtständen beratschlaget, auch in die Collectas et Contributiones eingewilliget zu werden pflögt, so ist es aber allererst in dem vorigen Saeculo mit dem Röm. Reich dahin gericht vnd vermög Reichsabschied de Anno 1540 beliebet worden, daß baide Stüffter von dem hechst preißl. Erzhauß gegen dem Röm. Reich dißfahls vertreten werden sollen, also, daß hieraus billich inferiert werden khan, daß diese zwey Pistumber für sich selbsten dißfahls nicht zu Tyroll gehörig, Sondern villmehr dem Reich zuegewanth seyen, gegen deme Sie sonst nicht vertreten werden miesten. . . . . .

Alß scheinet ja Rathsamber vnd thuenlicher zu seyn, sich hierin zu halten, vnd auf die Sach selbsten zu gehen, alß ein solches Jus zu suechen, wardurch man nicht hinaus langen, vnd Entlich nicht vill anderes behaupten khann, alß an sich selbsten bereits genossen wird. Ich kherr aber von dieser allzulangen Disgression wieder zu der Ordnung der geistl. Banckh in dem Reichsfürstl. Kollegio, vnnd folget hierauf:

Das Pistumb Brixen, alwo Johann Franz Graf von Khuen vnd Aur vnd Belasj dermahlen regieren thueth, vnd hete es mit selbigem Stüfft eine gleiche Bewandtnus, gleichwie mit dem Pistumb Trient, wan es nicht mitten in dem Land gelegen vnd folglich unnöttig gewest were, gegen demselben mit so villseltigen Verträgen sich zu verwahren, woraus man denn auch kheine gelögenheit hat schöpfen khönnen, dergleichen Praetensiones an dasselbe zu formieren.«

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, daß die Einverleibung der geistlichen Territorien von Trient und Brixen mit der gefürsteten Grafschaft Tirol zu Ende des 17. Jahrhunderts noch keineswegs — wie dieß in neuerer Zeit von mancher Seite her glauben gemacht werden wollte — für eine ausgemachte Sache galt, und daß die Anmaßung, welche die tirolischen Landesfürsten Ferdinand I., Erzherzog Ferdinand (Philippinens Gatte) und Rudolf II. (oder vielmehr dessen Statthalter in Tirol, der Hoch und Deutschmeister Maximilian) sich erlaubten, indem sie in den von Ihnen zum Drucke geförderten Landesordnungen diese beiden Gebiete als integrirende Theile der Grafschaft Tirol proklamiren ließen, damals vielmehr einen strengen Tadler selbst an einem Manne fanden, dessen Gesinnungen als mit jenen einer gleichzeitig mächtigen Hofpartei übereinstimmend angesehen werden müssen. —

Dem Historiker vom Fache mag überlassen bleiben, weitere Schlüsse hieraus zu ziehen. —

Innsbruck. H. Bidermann.

Sprüche und Scherze von Alex. Kaufmann.

Zweite Reihe.

1.

„Gib, Herr, das rechte Wort zu rechter Zeit!"
Hätt Parzival einst bei des Schiffers Leid
 Das rechte Wort zu rechter Zeit gefunden,
 Ein Diadem glänzt' um sein Haupt gewunden.

2.

Es wird Euch nie und nimmer glücken,
Die Welt aus altem Gleis' zu rücken:
 Trotz allem Schelten, allem Richten,
 Das junge Volk will singen, dichten!

Literatur.

Marco Craljevits.

Serbische Heldensage von Dr. Joh. Nep. Vogl. Wien 1851.

C. Sch. Die große gewaltige Umwandlung, die Wissenschaft und Literatur seit kaum einem Jahrhundert erfahren hat, die Erweiterung des literären Horizontes hat auch den Osten Europas in die allgemeine Strömung hereingezogen, um Göthe's Ankündigung — man darf kaum sagen: Prophezeiung — der Weltliteratur bestätigen zu helfen. Germanen und Slawen — zwischen beiden bewegt sich die Geschichte Europa's und der nämliche Unterschied, der ihre politische Geschichte bezeichnet, geht auch durch ihre Literatur. Weitere Andeutungen würden zu weit ableiten, bleiben wir bei Einem Stamme der Slaven, bei den Serben, stehen.

Das Verhältniß der Serbier zu den übrigen Slaven gleicht in vielen Stücken dem von Spanien zu den verwandten germanischen Stämmen. Ihre Sprache ist weich und wohlklingend, da in ihr die Vokale vorherrschen; sie wird von fast sechsthalb Millionen Menschen gesprochen. Wie im westlichen Europa die lateinische Sprache in drei großen Ländern als Ausdruck des romanischen Typus sich festsetzte und nach Verdrängung des eigentlich Germanischen eine neue Kulturepoche durchlief, so bei den Slaven die Kirchensprache, auf griechischen Elementen fußend und die Grundlage bildend, auf der alle slavischen Sprachdialekte sich weiter entwickelten und noch zu entwickeln haben. Serbien, südlich von der Donau und einst an das griechische Kaiserthum angränzend, stand natürlich auch desto mehr unter jenem Einflusse. Seit etwa 1730 versuchte man eine Scheidung der serbischen Volkssprache von dem Kirchenslavischen und dieses Bestreben bezeichnet den Anfang einer neuen Periode ihrer Literatur. Mit dieser Scheidung wurde die serbische Poesie ans Licht gezogen, die nothwendig eine Volkspoesie ist. Ihren Inhalt bilden Heldenlieder; die größten Dichter der Serben sind jetzt Lukian Muschicki, Erzbischof von Karlowitz, und in der Volkssprache Simeon Milutinowitsch. Auch einen gediegenen Sprachforscher haben die Serben aufzuweisen, dieser ist Wuk Stephanowitsch, der 1814 eine serbische Grammatik und hundert serbische Volkslieder zu Wien herausgab. Jakob Grimm, der damals als Bibliothekar in Kassel mit Wuk in Berührung kam, übersetzte jene Grammatik und lieferte eine Vorrede dazu.

Die Serben, welche etwa 840 aus Ostgalizien in ihr heutiges Land einwanderten und die Avaren verdrängten, bekehrten sich bald darauf zum Christenthume und wurden für lange Zeit in Kämpfe mit den benachbarten Bulgaren verwickelt, standen aber noch im Abhängigkeitsverhältnisse zu Byzanz. Erst Stephan Nemanja brach 1165 die byzant. Herrschaft vollends und schwang sich zum Serbenfürsten auf. Ein Nachkomme aus seiner Dynastie, (Stephan Duschan (1336—1356), brachte das Serbenreich auf den Gipfel seiner Macht, indem nicht nur ganz Mazedonien, Albanien und Thessalien, sondern auch Nordgriechenland und Bulgarien dazu gehörten. Doch schon mit Urasch, seinem Sohne, starb die Dynastie der Nemanjitsch aus. Einer der darauffolgenden serb. Despoten, Lazar, fiel 1379 gegen die Türken. Dieser Fürst und der Cid der Serben, Marko Kraljewitsch, sind die vorzüglichsten Helden der Serbenlieder. Dieser Marko, der Sohn Vukaşin's, eines serbischen Despoten (ermordet 1371), focht unter dem rothen Banner des Moslim Bajazeth I. gegen Mirza; den Ban der Wallachei. Die Lieder von ihm, deren Sänger auf serbischen Märkten und Kirchweihfesten vornehmlich die Blinden sind, hat Herr Vogl in einer verdienstvollen Sammlung übersetzt dem deutschen Publikum vermittelt. Ein Urtheil über die Uebersetzungsweise und deren Richtigkeit zu geben liegt außer dem Vermögen des Referenten, eben so erläßlich ist ein weiteres Eingehen auf den Inhalt selbst: es ist ein Heldenleben darin geschildert, zwar roh, doch frisch und natürlich. Als Charakteristik Marko's mögen Göthe's Worte hier stehen: „Held Marko, der mit dem Kaiser zu Adrianopel in einem leidlichen Verhältniß steht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem griechischen Herkules, dem persischen Rustan auftreten, aber freilich in scythisch höchstbarbarischer Weise. Er ist der oberste und unbezwingliche aller serbischen Helden, von gränzenloser Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundert und fünfzig Jahre, und wird selbst dreihundert Jahre alt; er stirbt zuletzt bei vollkommenen Kräften und weiß selbst nicht, wie er dazu kommt."

Der religiöse Grundkern dieser Lieder ist ein heidnischer, aber in christlicher Gestaltung oder — besser gesagt — mit kirchlichem Anstriche. Als weibliche Vertreterin des Schicksals erscheint die Vile, mehr böse als wohlthätig, meistens

Digitized by Google

als Jägerin, oft sogar als Wolkensammlerin. Marko überwindet auch sie; denn als er einst mit seinem innigstgeliebten Waffenbruder Milosch durchs Gebirge zog, forderte Marko diesen auf zu singen. Milosch weigert sich, erwiedernd, die Vile habe es ihm verboten, doch sang er, als Marko ihm seinen Schuß verhieß. Dieser schlummerte ein: wetteifernd sang mit Milosch die Vile, doch ihr Gesang war weniger schön. Da ergrimmte sie und schoß zwei Pfeile in den Nacken und die Brust Miloschs. Weinend kündet er es dem Marko, dieser riß sich aus dem Schlafe, küßt sein geflecktes Rößlein, verspricht es mit blankem Silber, ja mit Gold zu beschlagen, und mit Seide bis an die Knie zu decken, die Mähnen mit Goldspangen zu durchflechten und mit Perlen zu verzieren, wenn es die Vile einhole, würde es dieses nicht thun, droht er an beiden Augen es zu blenden, an den Füßen zu lähmen und in der Oede hier zu lassen

„Daß du irren sollst von Tann' zu Tanne,
Wie der Marko ohne seinen Bruder (Milosch).“

Und nun schickt er sich zur Verfolgung an. Die weitere Erzählung möge als Probe dem Wortlaut gemäß hier stehen:

Vile flog am Gipfel des Gebirges,
Schecke schnaubte mitten durch die Wildniß,
Nicht zu sehen war sie, nicht zu hören.
Als jedoch der Schecke sie erblickte,
Sprang er an drei Lanzen in die Höhe,
An vier Lanzen aber in die Länge,
Bald hat Schecke eingeholt die Vile.

Als sich also sah bedrängt die Vile,
Flog sie auf gen Himmel in die Wolken,
Da erfaßte Marko seine Keule,
Schleudert sie vielkräftig und behende,
Traf die Vile an die weiße Schulter,
Warf sie so zur schwarzen Erde nieder
Und begann sie mit der Keul' zu schlagen.
Wendet sie zur Rechten und zur Linken,
Schlägt sie mit der sechsgezackten Keule.
„Warum, Vile, daß dich Gott erschlage!
Warum schoffest du auf meinen Bruder?
Gib jetzt Kräuter für den wunden Milosch,
Nimmer trägst du sonst dein Haupt von hinnen.“

Vile hub ihn an da zu beschwören:
„Laß, um Gott, mein Bruder, tapfrer Marko,
Gott den Höchsten, um den heil'gen Johann,
Laß doch lebend mich nur ins Gebirge,
Daß ich Kräuter suche auf dem Mirosch,
Daß die Wunden ich dem Helden heile!“

Marko war barmherzig, Gottes wegen,
Fühlte Mitleid in dem Heldenherzen,
Ließ die Vile lebend ins Gebirge.
Vile pflückte Kräuter auf dem Mirosch,
Pflückte Kräuter, oft sich Marko meldend:
„Bruder Marko, werde alsbald kommen.“

Vile fand die Kräuter auf dem Mirosch,
Heilte bald mit diesen Milosch's Wunden.
Schöner ist des Milosch's schöne Stimme,
Wahrlich schöner, als sie je gewesen.
Ging die Vile wieder ins Gebirge,
Und der Marko zog mit seinem Bruder.
Sprach die Vile zu den andern Vilen:
„Hört, ihr Vilen, hört und laßt euch warnen,
Schießt auf keinen Helden im Gebirge;
So vom Marko Kraljewits euch Kunde
Und von seinem fern hin seh'nden Schecken
Und von seiner sechsgezackten Keule;
Was mußt' Aermste ich von ihm erleiden,
Kaum, daß mit dem Leben ich entkommen!“

Sympathie.

Ein Roman aus dem literarischen Nachlasse eines Wienerarztes, mit einem einleitenden Phantasiestücke: „der Gefangene“ von Andreas Schumacher. Wien, Rudolf Lechners Universitäts-Buchhandlung. 1852.

Den Eindruck, den dieser Roman auf den Leser macht, nenne ich einen gewaltthätigen. Es ist kein gewöhnlicher Roman, es ist eine neue Erscheinung, die noch nie dagewesen. Er regt das ganze Gemüth von der untersten Tiefe furchtbar auf; der Mensch möchte machmal vor sich selbst erschaudern. — Die Personen sind aus der Geschichte der französischen Emigration genommen; das ist nichts Neues; aber der eigentlich bewegende Hebel sind die neuesten Erscheinungen wissentschaftlicher Forschung auf dem Gebiethe des Magnetismus, oder spezieller bezeichnet, der Sympathie, wovon der Roman den Namen hat. Der Roman gehört den gelehrten Deutschen an, denn Professoren, Doktoren, Abhandlungen, Dispute über wissenschaftliche Forschungen, über öffentliches und mündliches Verfahren (welches Letztere uns in einem großartigen Prozesse vorgeführt wird), werden aufgenommen, und gewiß mit kundiger Hand mit lebensvoller Frische vertheilt, so daß das Interesse des Lesers dabei immer rege erhalten wird. Tüchtige Kenntniß der Lebensverhältnisse, ein tiefer, oft melancholischer Ernst, eine hohe Sittlichkeit tritt uns durchweg vor Augen. Der Roman unterscheidet sich hierin wesentlich von jener leichtfertigen Romanen- und Novellenliteratur, deren höchstes Ziel eine obligate Liebschaft mit endlicher Heirath ist, und die nebenher zahlreiche Hiebe auf Religion und Sittlichkeit austheilt. Die Schlingung der Erzählung und Schürzung des Knotens ist merkwürdig, die Spannung steigt auf die höchste Höhe, einzelne Schilderungen sind vortrefflich, die Charaktere ausgeprägt, die Sprache voll und reich, oft prächtig. Sittenreinheit neben der tiefsten Verworfenheit und ungeheuersten Verbrecherschlechtigkeit gibt mächtige Kontraste. Aber es ist nicht die freie Macht des Geistes, in deren Entscheid Sittlichkeit und Schlechtigkeit gelegen ist, es ist eine zwingende Naturgewalt, — Tellurismus und Solarismus — der man unterliegt, und eben von dieser alles zermalmenden Naturgewalt hängt der ungeheure aber unbefriedigte Eindruck ab, den der Roman hervorbringt. Der Geist wird Gespenst und das Geistige Gespensterhaftes. Ich erlaube mir hier eine Bemerkung: man glaube ja nicht, daß die Erscheinungen des Magnetismus schon vollständig erforscht und erklärt seien und man halte deshalb inne, auf diese Erscheinung ein System des All zu bauen; ferner man halte aber fest, daß aller Magnetismus und alle Sympathie nur Naturgewalten sind, daß es aber auch noch andere Erscheinungen gibt, die über jene hinaus liegen und dem freien Geiste eignen an dessen Selbstmacht alle und jede Naturgewalt scheitern und ohnmächtig werden muß. — Am Ende scheint nun doch ein ähnlicher Schluß zu Stande zu kommen: denn es heißt: „Lassen Sie mich nicht den Gott der Natur nicht die Weltseele, nicht den tellurischen und astralischen Lebensstrom, sondern den Gott des sittlichen Menschen, den Gott der Gläubigen suchen,“ und der vom Schicksal verschlagene Mann schreibt seinen „letzten Brief aus Rom. — Was das Künstlerische des Romans anbelangt, so ist davon schon gesprochen worden, nur sage ich noch: die Kunst ist des freien Geistes Tochter, welcher seine Ideen im Symbole darstellt, bei alleiniger Herrschaft der Natur erstarrt und versteinert die Kunst. Es ist auch in diesem Roman manches so ungeheuer ausgefallen, daß man fast meinen sollte: man könne am Ende noch den Mondschein mit Löffeln schöpfen und den greifbar dicken Schmerz dazu beißen. — Die Druckfehler sind zahlreich, die sonstige Ausstattung aber macht der Verlagshandlung alle Ehre.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 17. Innsbruck, 24. April 1852.

Mahnung. (An V. P.)

Freund! laß Dich nicht allzu weit
Von der Liebe Gluten jagen,
Wenn Du weißt, es kommt die Zeit,
Wo Du dennoch wirst entsagen;

Wenn Du schwarzer Augen Lust
Nicht durch Treue kannst besiegen,
Und Du einstens an der Brust
Einer Anderen wirst liegen.

Schnell ist in der Frau'n Gemüth
Zarte Liebe aufgegangen,
Aber wenn sie einmal blüht,
Darf kein Frost sie mehr umfangen,

Sonst wird auch ihr warmes Herz
Wie im Sturm die Rose brechen,
Und Dir wird der Dornen Schmerz
Ewig in die Seele stechen.

Pe—.

Ein schönes Bild.

Aus unsern Freiheitskriegen
Denk' ich ein schönes Bild,
Durch Rauch und Nebel stiegen
Die Fahnen durchs Gefild; —
Im Thale ziehn die Streiter
Da wüthet Kampf und Tod,
Am Himmel lächelt heiter
Das milde Morgenroth.

Und aus des Kampfes Tosen
Da strahlt ein sanftes Kind,
Schön wie die frischen Rosen
Auf unsern Bergen sind,
Und schwellend wie die Beere,
Am üpp'gen Himbeerstrauch,
Und biegsam wie die Aehre
Im leisen Windeshauch.

Sie naht mit kühlem Tranke
Wo einer müde ruht,
Daß keiner zagend wanke
Bürgt ihrer Augen Glut.

Und wann vom Blei getroffen
Verathmend einer fällt,
Den lehrt sie segnend hoffen
Auf Lohn in jener Welt.

Ich werd' es nie vergessen
Das zauberische Bild,
So kühn, ja fast vermessen,
Und doch so himmlisch mild; —
Wo solche Augen werben,
Und segnet solche Hand,
Da ist es süß zu sterben
Fürs theure Vaterland.

Pe—.

Eine Sängerin.

Erzählt von A. Thal.

(Schluß.)

Auguste stand vor dem großen Ankleidespiegel in ihrer Garderobe und weinte; sie hatte eben draußen unter dem lautesten Applause die Abschiedsscene von ihrem Vater gesungen, und auf allgemeines Verlangen die Stelle „Nicht kann ich von Dir scheiden, hast Du nicht mir verziehen" wiederholt; sie war erschöpft und sehr angegriffen; denn als sie inmitten ihrer Cavatine einen Blick in die Coulissen geworfen, sah sie Viotti-Romeo in der zutraulichsten Stellung dem verhaßten Tebaldo gegenüber, welchen Augustens Gatte sang.

Ein schneidendes Weh durchzuckte ihre Brust, und Thränen perlten von der bleichen Wange nieder, sie zog die Sterbekleider Julias an, und half mit zitternden Händen den Todtenkranz auf die aufgelösten Haare befestigen, welchen die Ankleiderin ihr gereicht. Im Zuschauerraume erscholl zum viertenmale der Lärm; man begehrte Auguste nochmals zu sehen, da man wußte, sie erscheine nur noch einmal — im Sarge. Auguste trocknete die heißen Thränen, sie legte schnell den Kranz vom Haupte, und trat hinaus vor die begeisterten Zuhörer, während ein Sturm von Beifall losbrach, den König Ludwig anstimmte, und der nur mit dem Jubel verglichen werden konnte, welchen sein eigenes Erscheinen hervorgebracht.

Auguste verneigte sich hocherröthend vor dem königlichen Herrn, der dem einst verachteten „Fabriksmädel" so viel Huld angedeihen ließ, sie wankte zurück in ihr Gemach und preßte beide Hände an die stürmisch klopfende Brust.

Ihr Gatte kam nicht nach ihr zu sehen, ihm allein war es gestattet bei ihr einzutreten, alle Qualen der Eifersucht

Digitized by Google

schlugen an ihr Herz, von Minute zu Minute steigerte sich ihre Unruhe, ihr Verdacht, daß er drüben im Ankleidezimmer der Viotti sich befinde.

Es klopfte leise an ihrer Thüre, man meldete ihr, daß es Zeit sei, sich auf die Bühne zur Schlußscene zu begeben. In einem Zustande der höchsten Aufregung legte sich Auguste in den Sarg, und der Wunsch zu sterben stieg in ihrem umdunkelten Gemüthe auf. Nur der Gedanke an ihre Kinder hielt die gebeugte Gattin aufrecht; doch war sie sichtbar ergriffen und unwohl; denn als die sie bedienenden Frauen die Bahre mit Blumen zierten, und das dichte seidene Leichentuch über Julias Antlitz breiten wollten, bat sie mit zitternder Stimme um eine leichte, durchsichtige Verhüllung, da sie befürchte, nicht zu Ende singen zu können, die Luft wäre zu drückend.

Der Vorhang rollte auf — die Zuseher erblickten auf einer mehrere Stufen hohen Estrade die mit Sammet überzogene Bahre der jungen Capulet, mit Blumenkränzen geschmückt. Sowohl die Stufen, als der ganze Umkreis war mit Rosen bestreut, und durch den Schleier sah man Augustens liebliches Gesicht so bleich und ruhig schimmern, als wäre sie wirklich für immer entschlummert. Gespannte Erwartung zeigte sich auf allen Mienen, ein unruhiges Gemurmel durchlief das Haus, man schenkte Viotti-Romeo keine Aufmerksamkeit mehr, als er jetzt am Sarge Julias die Verhüllung hob, welche die Züge der Geliebten bedeckte, auch nicht, als er das Gift trank, welches ihn mit der Todtgeglaubten vereinigen sollten, und in plastischer Stellung an der Bahre niedersank; denn unten im Orchester klopfte der Kapellmeister, ohne daß Auguste den Seufzer ihres Erwachens lispelte, ohne daß ein bewegteres Athemholen ihre Rückkehr ins Leben bezeichnete. Todtenstille herrschte rings umher, so daß man der Viotti leise Worte: „Fangen sie doch endlich an,“ vernehmen konnte — aber Julia regte sich nicht.

Die Bestürzung wurde immer größer, „Einen Arzt, einen Arzt,“ riefen viele Stimmen. Die Viotti erhob sich, neigte ihr Ohr an Augustens Brust, und sprach zum Publikum gewendet: „Sie hat die Besinnung verloren.“

Die Glocke ertönte, der Vorhang fiel, die Oper konnte nicht zu Ende gesungen werden, die theilnehmende Versammlung entfernte sich erst, als der Regisseur hervortrat und berichtete: „Madame Auguste sei aus tiefer Ohnmacht erwacht, jedoch unfähig zu singen.“

Mehrere Tage lang sprach man von diesem Vorfalle, es verbreitete sich das Gerücht, die Viotti wäre von Augusten überrascht worden, als sie eben im Begriffe stand, dem Gatten der Letztern ein Stelldichein in ihrem Theaterboudoir zu geben, worüber diese so außer sich gerathen sei, daß sie Nervenanfälle bekommen.

Nach einiger Zeit hörte man die unvermuthete Nachricht, daß der Viotti von Seite der Intendanz gekündigt sei, und sie ehenächstens die königliche Hofbühne verlassen werde.

Niemand war hierüber betrübt, denn ihre Tage waren vorüber, und man betrachtete die ränksüchtige „Wälsche“ als die Ruhestörerin von Augustens häuslichem Glücke, die jetzt die allgemeine Liebe und Verehrung genoß, da sie als eine Perle für die Kunst, auch unter den Frauen ihres Standes, als eine der seltensten Ausnahmen von sittlichem Betragen betrachtet wurde.

Zum letzten Auftreten der Viotti wurde „Robert“ gewählt. Sie zählte die Rolle der Prinzessin zu ihren besten, und wollte, da sie nur in einem Akte beschäftigt war, alle Kräfte aufbiethen, um den Münchnern den Abschied von ihr so schwer als möglich zu machen. Auguste wurde als Alice bei ihrem Erscheinen rauschend empfangen; sie hob durch Darstellung und Gesang diese Parthie zu einer nie geahnten Größe, es lag eine Leidenschaftlichkeit, eine Begeisterung in ihrem Vortrage, welche keine ihrer Vorgängerinnen an den Tag gelegt. Die Viotti wurde zwar mehrmals gerufen, doch ohne, wie sie sich schmeichelte, mit Blumen überschüttet zu werden. Sie ließ halb mitleidige, halb zürnende Blicke ins Parterre und über die Logen gleiten, und warf hinter den Coulissen einen zusammengelegten Zettel vor Augustens Füße. Von einer Ahnung ergriffen hob ihn diese auf und las:

„Sie haben mir meinen Ruhm geraubt, ich räche mich, indem ich Ihnen den Gatten entführe. Leben Sie wohl!

Enrichetta Viotti.

Gleich einer Bildsäule stand Auguste; sprachlos mit starren Blicken verschlang sie die unheilvollen Worte. „Auf die Bühne, auf die Bühne!“ erscholl es in ihrer Nähe, und sie eilte sich besinnend hinaus. Da stand sie wieder . . . aufgeregt, mit blitzenden Augen, mit dem Ausdrucke von Schmerz, von Angst in ihren Zügen, der sie so unwiderstehlich machte! Das große Terzett zwischen Robert, Bertram und Alice begann. Auguste sang mit vollendeter Meisterschaft, ihr Piano hauchte den süßen Harmonikaton bezaubernd auf die entzückten Zuhörer, und nach Beendigung des großen Tonstückes wurde ihr ein Triumph bereitet, wie er noch keiner Sängerin in München zu Theil geworden.

Die Frauen erhoben sich als sie unter donnerndem Beifalle erschien, und warfen Blumen und Bänder auf die Bühne. Bald stand Auguste in einem Blüthenmeere, aus welchem hell ein Kranz von weißen Rosen schimmerte, der aus der ersten Loge rechts herunterflog. Auguste bückte sich den Kranz aufhebend, welchen sie dankend an ihr Herz preßte. „Aufsetzen, aufsetzen!“ rief die begeisterte Menge, doch die bescheidene Künstlerin verneinte mit einer Bewegung des Hauptes.

Da erschien der Intendant und überreichte von der Königin Therese Augusten ein werthvolles Armband, mit dem Namenszuge der hohen Geberin; zugleich sprach er ihren Wunsch aus, Auguste möge den wohlverdienten Kranz sich auf die Locken drücken lassen.

Gerührt, erhoben senkte in holder Demuth diese seltene Künstlerin ihr Haupt, als das Publikum ihr zurief: „Hier ist der Kranz auf seiner rechten Stelle.“

Noch betäubt stieg sie in den Wagen, sie sah sich vergebens nach ihrem Gatten um, sie glaubte, er wäre voran geeilt, da die Beifallsbezeugungen geraume Zeit erfordert hatten, und es schon sehr spät war. Zu Hause angekommen eilte ihr ihre Schwester Kathrine entgegen mit der Nachricht, daß ihr Gatte noch nicht zurückgekommen sei.

In banger Erwartung lehnte Auguste am Fenster und stützte das sorgenvolle Haupt in die Hand, ihrem zitternden Arm war der Kranz entfallen, das Armband verwundete mit

Digitized by Google

dem Juwelenglanze ihre feuchten Augen. Stunde auf Stunde verging, — ihr Gatte kam nicht. Fieberglut röthete ihre Wangen, ihre Angst stieg, die treue Schwester überredete sie umsonst die Ruhe zu suchen. Die Kinder schliefen, eine bange Stille herrschte im Gemache, das schwere Athemholen Augustens deutete auf den Kampf in ihrem Innern, und als der Morgen kam, ohne daß ihr Mann heimkehrte, da brach ihre Kraft; denn es wurde ihr die Gewißheit, er sei entflohen, da die Viotti ebenfalls verschwunden war.

Augustens Kästen waren leer — er hatte Alles mitgenommen, ihr Geld, ihre werthvollen Kleinigkeiten, ja sie vermißte selbst die besten ihrer Kleider, er hatte ihr Nichts gelassen, als das, was er nicht mitnehmen konnte.

Ein wahnsinniger Schmerz raubte ihr durch Wochen beinahe jede Fähigkeit, — der Verrath ihres Gatten hatte ihr das Herz gebrochen. Der Gedanke, daß ihre Kinder ohne ihre Stütze Bettler würden, gab ihr die Besinnung wieder.

Sie raffte sich auf mit übermenschlicher Gewalt, sie klammerte sich an die Kunst, an die Theilnahme ihrer Mitmenschen, an die Liebe ihrer Kinder, ihrer warm fühlenden Schwester. Ihr gebeugtes Gemüth richtete sich wieder auf; in den weichen Armen der Kunst heilte nach und nach die Wunde, welche ein Undankbarer ihr geschlagen, und ihr Talent reifte immer mehr im Sonnenblicke der Gunst.

Ein erhöhtes Streben durchgeistigte ihr Wesen, das unaufhaltsam vorwärts eilte, zum höchsten Gipfel der Kunstvollendung.

Geläutert durch Prüfungen, durch Seelenleiden hat sich bei Augusten eine Tiefe der Auffassung, eine Fülle der Phantasie entwickelt, welche unwiderstehlich hinreißt. Die Gebilde, welche sie dem entzückten Publikum vorführt, sind einzig, unerreichbar schön; denn sie weiß jede Saite des Gefühles anzuschlagen, sie kennt alle Stadien des Schmerzes. Jeder Ton, jeder Blick, jede Geberde ist Wahrheit, sie spielt sich selbst, sie hat ihre Liebe, ihre Entsagung in Töne gehaucht, die das Herz der Zuhörer mächtig fesseln und rühren.

Eine Künstlerin durch und durch hat sie auch das Leben von der edelsten Seite aufgefaßt, sie blieb umwogt von Auszeichnungen, bescheiden, selbst aufopfernd, rein.

Sie hat ihren Gatten wieder aufgenommen, als er ohne Stimme — entblößt von allen Mitteln, seine durch eigenes Streben zum Wohlstande gelangte Gattin aufsuchte. Sie hat ihm verziehen, ohne daß er deßhalb ihrem Herzen wieder theuer geworden wäre. Sie hat mit ihm, mit ihren Kindern und Kathrinen die theure Heimat besucht. Ihre Eltern und Geschwister, welche sie unterstützt und versorgt, segnen sie. Auch die Armen ihrer Geburtsstadt. Als einer der berühmtesten Sängerinnen wagte es der Direktor des Theaters ***** nicht, ihr den Antrag auf Gastrollen zu machen; doch gab Auguste zwei Vorstellungen dort unter dem unbeschreiblichen Jubel der Einwohner, zu Gunsten der Fabrikarbeiter — die in Folge des Brandunglückes Herrn Werners, den es zum armen Manne gemacht, brotlos waren, und sang noch in einem Konzerte für den erblindeten Kapellmeister. Kein Wort von ihr hat dort verrathen, welch ein Unrecht sich ihr Gatte gegen sie zu Schulden kommen ließ; man hält in ihrer Vorstadt ihre Kunst, ihre Bildung, ihren Edelmuth für das Werk ihres Gatten, der von Geburt den höhern Ständen angehört.

Seitdem hat Auguste eine Kunstreise durch beinahe halb Europa unternommen, und die Huldigungen, welche man ihren außergewöhnlichen Talenten zollte, in reichem Maße empfangen.

Alle Stimmen sind darüber einig, daß es niemals eine Sängerin gab, welche so unübertrefflich große Leidenschaften darstellte; Verschmähte, verrathene Liebe, Schmerz, Rache, Haß, Eifersucht sind ihre genialsten Leistungen.

Und wenn sie dann vom Beifalle — von Blumen und Kränzen beinahe erdrückt, das Haupt neigt — dann wird sie bleich, und um den ausdrucksvollen Mund spielt ein schmerzliches Lächeln.

Die begeisterten Zuhörer nennen diese Erscheinung: geistige Aufregung — es ist Erinnerung, die an Augustens Herz schlägt. . . . . .

Deutschlands größte Sängerin ist ein armes Kind aus dem Volke!

Die Nonne von Santa Croce della Giudecca.

Novelle von Ida von Düringsfeld,

Verfasserin vom »Schlosse Goczyn.«

Auf der Insel der Giudecca lag zwischen den Zitelle und dem Redemtore das Kloster vom Kreuze. Es war älter als beide Kirchen — in der seinigen wurde die Messe gelesen, welche der Grundsteinlegung des Redemtore vorherging. Jetzt ist es verwandelt, ein Schicksal, welches es mit vielen Kirchen und Klöstern des alten Venedigs theilt. Der Mond liebt nicht die Unwandelbarkeit: ihm zu Gefallen macht ein jedes Jahrhundert es anders, und das jetzige schaffte, in Venedig wenigstens, Kirchen in Dampfmühlen und Klöster in Zuchthäuser und ähnliche angenehme Anstalten um.

Das Kloster wird demnach nicht mehr besucht; auch ich hab es nicht gesehen. Eine zerstörte Kirche, ein verödetes Kloster betret ich mit Rührung — von entheiligten Altarstätten wende ich mit Widerwillen das Auge ab.

Gleich einer mystischen Lilie erhebt sich aus dem alten geschichtlichen Grunde dieses Klosters Euphemia Justinian. Aus der Familie des heiligen Lorenzo Justinian, des ersten Patriarchen von Venedig, geliebt von ihm und angebetet von der Stadt, erscheint sie in schneeweißer Jungfräulichkeit, in duftender Frömmigkeit. Himmlische Gnadenbezeugungen, die dem Kloster um ihretwillen gegeben wurden, schlingen sich gleich Rosenranken des Paradieses über ihr zu einer Laube zusammen, unter welcher sie, wie von einer Kapelle geschützt, blüht und leuchtet. Der Leichnam des heiligen Athanasius wird von Constantinopel nach der Kirche ihres Klosters gebracht, und der Kanal ebnet sich und die Winde werden sanft San Sebastian kommt in überirdischer Jünglingsschönheit in das Sprachzimmer und verheißt der traurigen Pförtnerin, es würde keine Schwester an der die Stadt entvölkernden Pest sterben — bei einer Hungersnoth bringen weißgekleidete Knaben einen großen Korb des schönsten Brodes — die heilige Aebtissin selbst besitzt die Gabe der Gesichte — genug, das

Digitized by Google

Kloster des Kreuzes auf der Giudecca wird ganz von dem farbigen Glanze der christlichen Mythe umflossen.

Die Aebtissin war eben von einer schweren Krankheit genesen und die ganze Schwesterschaft erfüllt von Dank gegen den Herrn, der sie noch länger durch die irdische Gegenwart ihrer Euphemia begnaden wolle, als ein junges Mädchen aus einer angesehenen bürgerlichen Familie um Aufnahme in das Kloster bat. Francesca, so hieß sie, war ein zartes, blumenartiges Geschöpf, jedoch glich sie nur einer kranken Blume. Die Augen, die sie fast immer niedergeschlagen hielt, waren von tiefen blauen Schatten umzogen, und die ungewöhnlich langen bräunlichen Wimpern lagen auf abgezehrten, beinahe durchscheinenden Wangen. Auch in ihrem Betragen fiel sie besonders auf, weil die Melancholie desselben gegen die allgemeine Freude abstach, die eben das Kloster zu einer Feststätte machte. Da sie indessen ebenso sanft, wie traurig war, und ihre Novizenpflichten mit pünktlichem Gehorsam erfüllte, so gab es keinen Grund sie zu tadeln, wenngleich ihre Abgeschlossenheit nicht gefiel.

An eine Schwester nur schloß sie sich vom ersten Augenblicke an mit schüchterner, fast demüthiger Neigung an. Dieses Gefühl steigerte sich bisweilen bis zu einer Art schwärmerischer Anbetung und Euphemia Justinian würde es gewiß weit eher gerügt haben, als die Gefühlszurückgezogenheit Francesca's gegen die übrigen Schwestern, hätte sie nicht gehofft, daß Domenika, so hieß die geliebte Schwester, heilsam auf das Gemüth der Novize einwirken würde. Das schien auch in der That der Fall zu sein; Francesca's Antlitz gewann allmälig, wenn auch nicht an Gesundheit, so doch an Frieden, und in ihren Augen, welche sie jetzt häufiger als früher aufschlug, war manchmal eine schöne Klarheit.

Nicht daß Domenika sie in fromme Ueberspannung hineingeredet hätte, im Gegentheil, sie erinnerte das junge Geschöpf öfter an das väterliche Haus. „Bedenkt es wohl, Francesca," sprach sie mit ihrer lieblichen Stimme, „daß Ihr noch nicht achtzehn Jahr und das einzige Kind Eurer Eltern seid. Ich selbst habe es gesehen, unter wie bittern Thränen Eure Mutter Euch hieher führte. — Ueberlegt es Euch wohl, bevor Ihr Euern Eltern einen solchen ewigen Kummer hinterlaßt. Gott ist nicht hier allein, Gott ist auch draußen; seine Liebe erfüllt die Häuser der Menschen so gut, wie die, welche ihm geweiht sind. Allenthalben gegenwärtig schenkt er überall gleiche Gnaden. Erwacht in Eurem Herzen eine einzige Regung der Sehnsucht nach dem Gewohnten, dann legt dieses Kleid ab und kleidet Euch wieder wie eine Jungfrau der Welt, lasset Euch freien, und betet anstatt an dem Altare unsers Heiligen, an der Wiege Eures Kindes. Gott wird Euch eben so mild als das Weib eines sterblichen Mannes, wie als die Braut seines ewigen Sohnes hören."

Francesca schüttelte den Kopf. „Ich will nicht zurück," antwortete sie schwermüthig, „die Jugend ist in mir längst erstorben und mit ihr jede eitle Hoffnung. Das Leben draußen dünkt mir ein Baum mit hohlen Blüten und bittern Früchten, die Welt eine wasserlose Wüste, oder ein ruheloses Meer. Ich bin hieher gekommen, um eine Bucht mit einer Quelle zu finden; heißet mich nicht wieder in ein zerbrechliches Boot steigen, gebt mich nicht wieder dem Dürsten preis. Meine Eltern weinen um mich — Gott tröste sie — ich kann es nicht. Und habt nicht auch Ihr, Schwester Domenika, ein Elternhaus verlassen, wo Ihr geliebt wurdet und beweint werdet?"

„Aber ich bin glücklich, und Ihr seid traurig, Francesca."

„Glaubt nicht, daß ich jemals aus Sehnsucht seufze — es geschieht immer nur aus Erinnerung. Ihr seid immer Gottes geliebtes Kind gewesen; ich weiß, daß Ihr ganz nach dem Beispiel unserer heiligen Mutter von Kindheit an mit allen Eueren Gedanken einzig auf das Himmlische gerichtet waret; daher könnt Ihr nicht ahnen, was für qualvolle Leiden aus den irdischen Leidenschaften entspringen können."

„Ich kenne sie wohl," sprach Domenika mit einer sanften Miene des Kummers, „nicht in meinem eigenen Herzen, aber in dem Hause der Meinigen, und das schmerzt fast noch mehr."

Francesca athmete tief und eine fieberhafte Röthe überflog ihr Gesicht. „Ich bitte Euch," sprach sie mit leiser Stimme, „wenn Ihr mich eines Geheimnisses werth erachtet, so erzählt mir Euern Kummer."

„Es ist kein Geheimniß," entgegnete Domenika schmerzlich. „Gewährte mir der Herr, daß ich es mit Schweigen bedecken könnte, so würde ich, außer zu den heiligen Gesängen und zur Beichte, die Lippen nicht mehr öffnen. Aber so weiß ein Jeder es, und mich wundert, daß Ihr noch nicht davon gehört. Mein Bruder, außer mir das einzige Kind meiner Eltern, zeigt seit einiger Zeit ein unerhörtes Betragen gegen meinen Vater. Unser Beichtvater, der in meinem väterlichen Hause ein- und ausgeht, hat mir erzählt, daß Nichts über die Geduld reichen könne, mit welcher mein Vater den armen, unbegreiflichen Jüngling ertrage. Ich glaube es wohl — mein Vater ist so gut. Einen besseren Vater könnt Ihr Euch nicht vorstellen. Er liebte Nichts, als seine Kinder; er dachte an Nichts, als an uns. Ach, vielleicht liebte er uns zu sehr und seinen Herrn zu wenig, und der Sohn ist jetzt die Geißel, mit welcher er gezüchtiget werden soll."

„Gesegneter Gott!" stammelte Francesca, „woher ist dieses Unheil entsprungen?"

„Das weiß nur Gott," erwiederte die fromme Nonne mit einem Aufblick der Ergebung. „Es ist keine Erklärung aufzufinden; wenigstens hat der Vater bis jetzt weder mir noch der Mutter eine ertheilt. Er sagt: Geduld, man muß auf Besserung hoffen — der Oécanio ist krank; unser Herr Gott lasse ihn genesen. Armer Vater — er ist über achtzig Jahr; schon mit weißen Haaren hat er diesen Sohn gezeugt, der seines Alters Stab sein sollte und sich jetzt in einen Dorn verwandelt hat, der die alte Hand des Vaters verwundet, ach, und das Herz noch mehr."

Francesca saß in vollkommenem Stillschweigen auf der steinernen Gartenbank; ihr Busen allein bewegte sich; ihr Gesicht war abgewendet. Domenika, die nie über eigenen Gram Anderer Leiden vergaß, erhob sich, um zu einer kranken Schwester zu gehen. „Kommt Ihr nicht mit?" fragte sie.

„Nein," versetzte Francesca, „ich möchte ein wenig allein sein."

Digitized by Google

Kaum war sie es, so schien ihre in sich zusammengesunkene Gestalt gekräftigt und aufgerichtet. Auch das Antlitz erhob sie; es stand in Flammen, aus den Augen kamen Strahlen eines wilden Glückes. Die Novize war so von einer großen, aber unheimlichen Schönheit — die fromme Domenika würde vor ihr geschaudert, die vom Geiste erleuchtete Aebtissin sie erkannt haben. Ihre Lippen öffneten sich; es waren dunkle, schwellende Lippen, von denen Küsse süß sein mußten, wie Düfte aus einer granatrothen Rose, „das ist in Wahrheit ein Triumph,“ sprach sie und ihre Zähne schimmerten in einem fieberischen Lächeln: „Ich werde gerächt; er leidet jetzt, was ich gelitten. O nein, das noch nicht. Ist nicht meine ganze Jugend gewelkt von dem Gifte des Grams? Sein Alter muß an dem Gram erst gestorben sein, wenn wir wett sein sollen. Aber doch sei dir Dank, du mein Geliebter! Ich wußte es wohl, daß ich dir einen Sporn in die Seite setzen würde, der dich zum Unerhörtesten antriebe. Das Unerhörteste ist ja der Welt Meinung nach, wenn ein Sohn nicht seines Vaters Sklave sein will. Daß zwei arme junge Herzen in Verzweiflung brechen, das ist Nichts. Ascanio, Ascanio, du meine einzige Liebe, die mich tödten wird, foltere deinen Vater, wie er mich gefoltert hat! Warum kann ich nicht bei dir sein, um dir die Eingebungen meines Hasses zuzuflüstern! Mein Geist rede durch den Raum zu dem deinen — die Glut, an der ich mich verzehre, schlage aus meinem Blut in deine Adern hinüber! Und so, mit einem Brand aus der Hölle in deinem Busen, wirf dich auf ihn, dein Opfer, und lasse deine Qualen aus, indem du ihm das Herz zerfleischest!“

Da Domenica sich einmal zu Aeußerungen ihres Familiengrames hatte gehen lassen, war es der Novize leicht, die Schwester öfter in ähnliche Gespräche hineinzuziehen. Durch die Klagen, welche immer von Neuem aus dem Hause Badoër kamen, wurde sowohl Domenika's Kummer genährt, wie die Gier befriedigt, mit der Francesca auf jede Nachricht von der wachsenden Zwietracht zwischen Vater und Sohn horchte. Denn wo die Zwietracht einmal gekeimt ist, da wächst sie auch unaufhaltsam, bis ein Strahl Gottes sie trifft, oder eine unermeßliche Geduld ihre krampfhaft verwickelten Wurzeln aus dem Boden gegraben hat. Und die Geduld muß oft mit Verzweifelung und blutenden Händen ablassen, weil die Verwurzelung stärker ist, als alle ihre Anstrengung.

Also war es auch hier. Die Mutter Domenika's, Madame Marta, bemühte sich umsonst mit Angst und Gewalt die Brust des Sohnes von dem giftigwuchernden Vaterhasse zu befreien. Ascanio hielt der Mutter nicht still, und ihren flehentlichen Beschwörungen, selbst bei der Ausrottung Hand anzulegen, gab er kein Gehör. Er haßte seinen Vater mit Bewußtsein und Willen, ja, kann der Hassende genießen, mit Genuß. Und ein göttlich zerschmetternder Strahl kam nicht.

Dafür kam der Tag, an welchem Francesca ihr Gelübde ablegte. Die Erde gab eine Jungfrau hin, der Himmel empfing eine Braut. Die Feierlichkeit war festlich, Francesca schön, gefaßt und demüthig. Die unnatürliche Blässe, welche ihr Antlitz bedeckte, hätte allein als unwillkürliches Bekenntniß dienen können, mit was für unreinen Lippen sie vollkommene und ewige Reinheit gelobte. Aber man fand allgemein die Erklärung dieser sichtlichen Erschütterung in ihrer zarten Gesundheit, und die ganze Schwesterschaft begrüßte sie liebevoll und freudig als die nun gänzlich Ihrige. Nicht eine Schwester gab es jetzt noch, welche das stille Geschöpf nicht geliebt hätte. Francesca besaß das Geheimniß der Anziehung und was noch mehr ist, die Geschicklichkeit, scheinbar um ihre Gabe nicht zu wissen.

Die Aebtissin allein war während der heiligen Handlung sichtlich in ihrem Gemüth beunruhigt gewesen. Sobald ihre Obliegenheiten bei der Feierlichkeit erfüllt war, und sie sich in ihre Zelle zurückziehen konnte, ließ sie den Beichtvater des Klosters, Antonio Parma, zu sich bitten, und eröffnete ihm, sie habe ein Gesicht in Beziehung auf die Familienbekümmernisse der Schwester Domenika gehabt.

„Es war heut am frühesten Morgen,“ sprach sie, „als ich wohl nicht die Augen geöffnet hatte, aber außerdem schon völlig wach war, denn ich hörte Alles, was im Hause geschah. Ich begann eben ein Gebet für das neue Lamm, welches der Herr meinen schwachen Augen anvertrauen wolle, da wurde ich gleichsam gezwungen, meine Gedanken von Schwester Francesca ab und auf die Familie Badoër zu wenden, und mich so recht herzlicher Betrübniß über die Feindschaft hinzugeben, die in jenem unglücklichen Hause zwischen Sohn und Vater herrschte. Auf einmal erblickte ich deutlich den alten Saal, wie ich selbst in meiner Jugend ihn in Ca Badoër gekannt. In einem Sessel schlief ein Greis — Meister Andrea. Auch ihn erkannte ich wieder, so lange Jahre es ist, daß ich ihn nicht sah. Meister Andrea schien so tief im Schlafe, daß er es nicht hörte, wie die Hauptthür geöffnet ward und ein Jüngling hereinkam, den der Geist mir als Ascanio Badoër bezeichnete. Der Jüngling näherte sich auf den Fußspitzen, bückte sich über den Greis, betrachtete ihn mit einem furchtbaren Blicke und zog dann langsam seinen Dolch. Als mein Gesicht so weit war, dunkelte es mir vor dem innern Auge und ich sank in Bewußtlosigkeit, aus der ich erst nach einer Stunde mit einer grausamen Angst wieder erwachte. Ich bitte Euch nun um Gotteswillen fahrt noch in diesem Augenblicke nach Ca Badoër und warnt Meister Andrea.“

Das sind nicht die eigentlich alten Paläste Venedigs, von denen es seit Childe Harold in abgeleierten Klagen heißt, daß sie zum Ufer herabbröckeln. Die alten Paläste, wenn man nämlich unter Palast die Wohnung eines Vornehmen versteht, haben weder Säulen, wie Palmenstämme, noch Fenster, wie Palmenblätter und Blumenglocken — es sind einfache Häuser mit festen Mauern, schlichten Pforten und unregelmäßigen Fenstern. Wenn sie nicht die poetische Melancholie jener späteren Marmorbauten haben, so sind sie dafür heimlich trauriger. Ein solcher Pallast war Ca Badoër.

Der Parma stieg eben davor aus, als Ascanio es stürmend verließ. Der junge Mann zuckte bei dem Anblick des Priesters finster zusammen; dann grüßte er flüchtig und eilte mit noch größerer Heftigkeit den Quai hinab.

Nicht ohne Mitleid blickte der Parma ihm nach. „Er leidet viel, poverello,“ sprach dieser milde Priester; „der Herr Gott stärke ihn!“

Digitized by Google

Der alte Badoër empfing den priesterlichen Freund mit gewohnter Herzlichkeit und hörte mit Geduld die Bothschaft von Euphemia Justinian an. Den Glauben verweigerte er ihr. „Mein Vater," sagte er, „die heilige Mutter mag in großer Gnade beim Herrgott stehen — ich habe Nichts dawider — sie verdient es. Grüßt sie von mir und dankt ihr auch. Nur glauben kann ich nicht an ihr Gesicht. Die heilige Mutter mag tausend Mal träumen, mein Ascanio sinne auf solche Bosheit wider seinen alten Vater — ich werde nicht ein einziges Mal solchen Träumen Glauben schenken, die meinen Sohnen bei mir anklagen. Nein, mein Vater, in Wahrheit, das thu ich nicht. Lieber wollte ich sterben, als meinen Knaben auch nur mit einem Gedanken so antasten. Gott sei Dank, mein Ascanio ist gut. Jetzt ist er verwirrt im Kopfe — poveretto — Ihr wißt warum. Man muß Geduld mit der Jugend haben; wozu lebt man denn so lange, wenn nicht um Geduld zu lernen? Glaubt mir, mein Ascanio wird wieder werden, was er einst war, und die heilige Mutter wird dann einsehen, daß ich mit meinem Glauben mehr Recht gehabt habe, als sie mit dem ihrigen. Dankt ihr dennoch, ich bitte Euch nochmals darum, aber theilt meiner Frau Nichts von dem Auftrage mit, den Ihr nicht habt ausrichten können. Die arme Frau grämt sich ohnedieß Nacht und Tag, und käme noch eine Angst dazu, wie diese Eure Geschichte ihr gewiß verursachen würde, so hätte ich noch mehr Elend im Hause."

Der Parma versprach Meister Andreas Bitte zu berücksichtigen, hätte jedoch zur Belohnung seiner Bereitwilligkeit gern etwas mehr Gläubigkeit vom Badoër begehrt. Der alte Kriegsheld, der mehr gefochten, als gebetet hatte, und lieber an die Güte Gottes und das Gute im Menschenherzen, als an übernatürliche Warnungen vor unnatürlichen Gesinnungen glaubte, erklärte sich aber so unumwunden gegen jede mögliche Bekehrung, daß der gute Antonio Parma mit schwerer Bekümmerniß seinen Abschied nahm und zur Aebtissin zurückfuhr, um ihr über seine nutzlose Sendung zu berichten. Die heilige Euphemia seufzte und sprach: „dann bitte ich Euch, mir in Gebeten beizustehen, damit wir dadurch, wo möglich, die Abwendung eines solchen Schreckens von dieser edlen Familie erhalten können."

Ascanio hatte sich unterdessen in ein Haus in Cannaregio begeben, wo die Eltern Francescas wohnten. Das würdige Bürgerpaar empfing den jungen Patrizier mit Zutraulichkeit, obgleich der größte Schmerz sich in jeder Miene aussprach. „Es ist nicht Eure Schuld," sprach der Vater, „Ihr habt nie andere, als redliche Absichten gehabt."

„Nein, es ist nicht Eure Schuld," setzte die Mutter hinzu; „Ihr trauert um unsere Francesca so, wie wir es nur können."

„Nicht also," antwortete Ascanio mit Rauhheit. „Seid nicht so gut gegen mich — das reizt mich noch mehr. Macht mir Vorwürfe, sagt mir die härtesten Worte, lasset Euern Gram an mir aus — dann werde ich haben, was ich verdiene. Ihr sagt, ich sei nicht Schuld, daß Ihr Eure einzige Tochter verloren habt — das ist nicht wahr, es ist eine Lüge Eures allzu guten Herzen. Ich bin Schuld, ich ganz allein. Narr, der ich war, das patrizische Blut nicht zu kennen, ich, der ich daraus erzeugt bin. Mußte ich nicht wissen, daß dieses Blut nur flüssiges Metall ist, kein wirkliches Blut, wie das in den Körpern anderer Geschöpfe? — daß es von keinem Gefühl warm werden kann? Ich bildete mir ein, mein Vater sei ein Mensch, und er war doch nur ein venetianischer Edelmann. Wenn er wenigstens aus Stein gewesen wäre — meine Bitten, meine Thränen hätten einen Stein erweicht, aber er war ein venetianischer Patrizier — er blieb hart. Francesca hat recht gethan, sich mit beleidigtem Stolze mir zu entziehen. In dem Hause, wo sie jetzt als Braut eingezogen ist, da hat man sie mit Freuden empfangen; der Bräutigam ist ihr in einem Festzuge entgegen gekommen, und sein Vater hat ihre Hochzeit mit ihm voll Wohlgefallens angesehen. Aber freilich, der Bräutigam ist auch nur Messer Jesus Christus, nicht Messer Ascanio Badoër, der Sohn eines Badoër und der Sohn Gottes — das ist ein kleiner Unterschied. Oh, kann Gott es, so vergebe er Messer Andrea seine Grausamkeit — ich kann es nicht. Und nein — auch Gott schenke ihm keine Erlassung dieser Schuld. Denn was begeht der Vater anders, als einen Mord, wenn er das Herz seines Sohnes vergiftet? Nein, nein, Messer Andrea möge auf seinem Sterbebette empfinden, was es heißt, umsonst zu bereuen."

Auf diese Art redete Ascanio noch lange, halb im Irrsinn, halb im körperlichen Fieber. Bevor er das Haus verließ, schloß er sich noch in den kleinen Garten ein, unter dessen Weinlaube er manchesmal bei Francesca gesessen hatte. Die Weinlaube war gepflegt, wie immer, der Feigenbaum grünte, und das Rosenspalier blühte. Ascanio hielt diesen unveränderten Anblick nicht aus; brüllend fast vor Qual warf er sich der Länge nach auf den Boden, grub die Zähne in das Erdreich und raufte mit beiden Händen wüthend das Gras aus.

Seit diesem Tage war er fast nicht mehr zu behandeln und erschien in seines Vaters Hause nur noch wie ein Feind. Bisher hatte er die Mutter von seinem rücksichtslosen Betragen ausgenommen, jetzt versagte er auch ihr jede Ehrerbietung. Messer Andrea erhielt sich noch einige Monate in der Geduld; indessen war dieß trotz seiner langen Lehrzeit doch ein Gewerbe, welches nicht für ihn gemacht war. Daher überließ er sich endlich in vollständiger Erschöpfung seiner eigentlichen Natur, befahl dem Sohne, vor ihm zu erscheinen, sah aus, wie es seinen eisernen Zügen zusagte, und sprach ohne seine Stimme zu mildern: „Höre mich an, Ascanio: mir dünkt, du habest jetzt genug den Narren gespielt, weil du jenes Bürgermädchen nicht heirathen konntest; ich dagegen es übersatt, und befehle dir, dich von nun an zu betragen, wie es sich ziemt. Du wirst nicht länger in mir deinen schwachen Vater, sondern nur noch deinen entschlossenen Herrn finden, und damit du siehest, daß ich im Ernst rede, so wisse, daß du dich von heute an als den Bräutigam von Madonna Bianca, der Tochter von Messer Gian Battista Tron, zu betrachten hast. Ich habe dir eine der schönsten und reichsten Bräute unserer Stadt erwählt."

Auf diese Anrede brach Ascanio in die unbändigste Wuth aus. Alle Schwüre häufte er auf seine Erklärung, nie weder Madonna Bianca Tron, noch irgend ein anderes Mäd-

Digitized by Google

chen als seine Braut anzuerkennen. Alle Verwünschungen, welche die Raserei eingibt, schleuderte er auf den Vater. Messer Andrea bezwang sich nicht länger. Auch er tobte, auch er fluchte auf den ungehorsamen Sohn. Es war eine Schlacht der feindlichsten Leidenschaften in zwei gleich heftigen Gemüthern. Der Saal hallte vor dem Brausen der Stimmen. „Und was willst du denn eigentlich thun?“ schrie endlich der empörte Greis.

„Mönch will ich werden,“ antwortete tückisch Ascanio.

„Dazu habe ich dich nicht gemacht, undankbarer Bube,“ rief Messer Andrea getheilt zwischen Schmerz und Zorn.

„Dann hast du mich dazu gemacht, alter Räuber meines Glückes,“ heulte Ascanio, ergriff einen daliegenden Dolch und sprang auf den Vater zu. Messer Andrea machte keine Bewegung; das Entsetzen hatte ihn versteinert. Ascanio begegnete seinem erstarrten Blicke, ließ die Waffe fallen und rief: „o Gott!“ Im nächsten Augenblicke lag er besinnungslos auf den Knieen vor dem Greise. Dieser rief Diener, übergab ihnen den unglücklichen Jüngling und schloß sich in sein Bücherzimmer ein.

(Schluß folgt.)

Tiroler-Biene.

Kunst.

Zwei treffliche Oelgemälde tirolischer Künstler, im Ferdinandeum ausgestellt, erregen in dieser Woche besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme des Publikums. Der Apostel Johannes und der Räuberhauptmann von F. Hellweger. Der verirrte Jüngling wirft sich voll Scham und Zerknirschung an die Brust des Apostels, der ihn in der Mordhöhle aufsucht und sein hehres Greisenantlitz voll Milde und Hoheit zum Schuldigen erhebt wie beschwörend, daß er die Bahn des Verderbens verlasse. Dieses Bild fesselt durch Klarheit des Gedankens, durch meisterhafte Gruppirung, lebendige Charakteristik, durch Farbenmischung und Harmonie der Töne. Da ist alles Leben und Bewegung. Die edle, einfach große Behandlung des Stoffes erhebt sich zum Stile der Historie. Wenn wir etwas an dem Bilde auszustellen wagten, so wäre es die Figur rechts vom Apostel, welche zwar nicht müßig, jedoch nach Stellung und Zeichnung weniger gelungen erscheint. Uebrigens freuen wir uns an der Tüchtigkeit des Herrn Hellweger und wünschen, daß dieser Künstler von tirolischen Kunstfreunden vielfach beschäftiget werden möge.

Das andere Bild, eine büßende Magdalena von G. Flatz, ergreift den Beschauer durch den Ausdruck des tiefsten Reueschmerzes, welcher auf dem schönsten, weiblichen Antlitze zusammengedrängt erscheint, mit solcher Innigkeit und himmlischer Weihe, daß bei aller inneren Erregtheit doch über das edle Gesicht jener Friede ausgegossen ist, „welchen die Welt nicht geben kann.“ Der ganze übrige Körper zeigt in Stellung und Formen dasselbe Beherrschtsein durch das überwältigende Gefühl. Das Gemälde ist eine verbesserte Wiederholung eines größern Bildes desselben Meisters, welches die Pfarrkirche von Flaurling ziert.

Außerdem befindet sich im Museum eine aus München eingesendete Madonna auf Porzellan von Herrn Deckelmann, an welcher man zwar eine sehr lobenswerthe Technik bemerkt, aber das eigentlich Madonnenhafte vermißt.

Geschichte einer Hahnenfeder.

Unter den vielen zarten Aufmerksamkeiten, welche dem Redakteur der Schützen-Zeitung von Seite seiner Freunde, besonders in letzter Zeit, zu Theil wurden, erwähnen wir eine durch ihre Größe, mehr aber noch durch ihre Bedeutsamkeit merkwürdige Hahnen- (Robler-) Feder, die ihm ein Patriot aus Oberinnthal zum Geschenke machte, und welcher diese folgende Geschichte derselben geschrieben beilegte.

Es war am 23. Nov. 1809, da rüstete sich ein kräftiger Schütze von Pians zum blutigen Spiel für's Vaterland. Ein Vetter in Paznaun hatte ihn eingeladen auf ein Traktament mit baierischen Dampfnudeln und da ließ sich der Schütze nicht zweimal laden. Es war aber auch keine Zeit zu verlieren, sollten die Baiern nicht vor ihm Paznaun erreichen. Er hätte zwar auch der feindlichen Macht in den Rücken fallen können, allein er zog es vor sie auf dem Kampfplatz zu erwarten. Das Weib füllte ihm unter Thränen die Tasche mit einigen Lebensmitteln, während er selbst ein Paar Dutzend Kugeln goß und seinen Stutzen auf's genaueste prüfte, ob er sich auf ihn in der Stunde der Gefahr verlassen dürfte. Endlich ist Alles in Ordnung, er umarmt Weib und Kind, preßt beide an sein klopfendes Herz und eilt davon. Das Weib schickte ihm noch einige Kreuzzeichen nach und empfahl ihn dringendst dem Schutze der Mutter Gottes. Während sie hierauf in die Kirche geht, hüpft das neunjährige Söhnlein des Schützen munter und lustig in die Stube, denn da wußte er sich ein gut Plaiffe. Der Vater hatte auf dem Tisch sein Pulverhorn gefüllt und in der Eile einige Körner verschüttet. Die wollte der Knabe zusammenstreichen und auf dem Herd neben der Mutter „verpfitschen.“ Da sieht er auf dem Tisch die Hahnenfeder, die sich der Schütze eigens hergerichtet hatte, um damit seinen Hut zu schmücken und dachte sich gleich, der Vater müsse sie vergessen haben und ungern vermissen. Flugs streicht er das Pulver mit seinen kleinen Händchen zusammen, wickelt es sorgsam in einen Fetzen Papier und versteckt es an sicherem Orte; dann tappt er auf die Feder und lauft, ohne der Mutter ein Wort zu sagen, mit derselben zum Hause hinaus dem Vater nach. Er lief eine ziemliche Strecke weit in aller Eile dahin, aber, so behend auch seine Füße zappelten, den eilenden Schützen konnte er nicht mehr erreichen und kehrte endlich langsam in's Dorf zurück, die stattliche Hahnenfeder ans rechte Ohr haltend und ihr lustiges Flattern im Schatten auf dem Wege betrachtend. Wie er in die Nähe des Dorfes kam, sah er bairrische Soldaten des Weges dahermarschiren — bärtige, wildaussehende Krieger, denen man's auf den ersten Blick ansehen konnte, daß sie auch so Etwas von einem Traktament mit baierischen Dampfnudeln wissen mußten. Aber der Bube ließ sich nicht schrecken. Um seine Neugierde vollends zu befriedigen, setzte er sich auf den Bretterzaun und hielt sich mit beiden Händen, daß ihn das Uebergewicht nicht rücklings hinunterriß. Die Feder hielt er zwischen den Lippen und starrte so neugierig auf die Soldaten. Bursche, fragte ihn Einer, der ihm zugegangen war, was machst du mit der Hahnenfeder? Der Knabe erzählte ihm nun ganz treuherzig, wie der Vater mit dem Stutzen fortgegangen sei ins Paznaun und „d'Födera vergëssa hai.“ Der Krieger stutzte, sagte aber nach kurzem Bedenken: Gib die Feder nur her, ich werde sie deinem Vater schon zubringen. „Aber itt vergëssa!“ erwiederte der Knabe, indem er die Hahnenfeder gutwillig auslieferte, die sich der Soldat lachend auf den Tschako steckte und davontrug. Der Bub aber blieb auf seinem Posten ruhig sitzen und kehrte sich wenig daran, wenn die vorbeimarschirenden Soldaten ihn neckten oder durch barsches Anreden zu schrecken suchten. Erst nachdem der letzte Baier vorübergezogen war, hüpfte er mit einem kühnen Sprung auf die Straße herab und rächte sich für die soldatischen Unarten durch eine spottende Pantomime, indem er mit beiden Händen eine Verlängerung seiner Nase bildete und mit den Fingern zappelte. Als aber ein Soldat, dieß bemerkend, sich rasch wendete, und zweimal stark auf den Boden stampfte, da lief der Bube so schnell er nur immer konnte, dem Vaterhaus zu und nahm sich erst hinter der Thüre Zeit durch eine kleine Spalte nach seinem Verfolger umzusehen, von dem er zum Glück nichts mehr gewahrte. Tags darauf gings trotz aller Winterkälte sehr heiß her bei Giggl. Die Baiern stürmten mit Uebermacht heran; die Paznauner wirkten Wunder der Tapferkeit und der Vetter von Pians war nicht der müßigste unter den Schützen. „Putz dön mit der Födera döt,“ rief ihm Hauptmann Ladner in der Hitze des Kampfes zu und im nächsten Augenblick fiel der Baier tödtlich getroffen den Abhang hinunter. Hauptmann Ladner kam etwas später an seiner Leiche vorbei, und steckte die stolze Feder als gute Beute auf seinen Hut. Nach einiger Zeit erzählte ihm der Vetter von Pians die Geschichte von der Hahnenfeder und legte ihm recht warm ans Herz, ja recht fleißig darauf zu schauen: denn es gebe keine schönere Hahnenfeder im Stanzerthal — den Hahn aber hätten die Baiern bei einem Wachfeuer auf dem Rückmarsche gebraten.

Sie sehen also, die Hahnenfeder hat ihre Geschichte; sie ist die Reliquie eines Mannes, der für's Vaterland sich braten ließ. Möge sie nun im Federkampf für unsere gute Sache keck voranflattern und Sie stets erinnern, daß sich ihr erster Inhaber für's Vaterland hat braten — nicht bloß verwarnen lassen!

Digitized by Google

Korrespondenz.

Venedig am 19. April 1852.

Endlich finde ich einen Ruhepunkt, um in Kürze einiges über und aus Venedig zu berichten. Es hieße einen Tropfen Wasser in das Meer gießen, wollte ich erst von der Herrlichkeit dieser Stadt, deren Tempel und Paläste gleich Blüthen aus den Lagunen steigen, erzählen. Die Wundre der Kunst lassen sich nicht mit Lettern auf Druckpapier übersetzen, das schönste, was die Poesie über Venedig je gesagt, findet sich wohl in den Sonetten Platen's, dessen leitendem Genius ich durch „dieses Labyrinth von Gassen und Kanälen“ gerne folge.

Ich bin am Donnerstage angekommen, und bestieg, um mich zurecht zu finden, alsogleich den Ma:kusthurm, von wo man aus der Vogelperspektive Stadt und Inseln nach jeder Richtung übersieht. Von ferne das adriatische Meer:

„dem fürder keine Dogen sich vermälen.“

in weiten Bogen die schneeigen Alpen und über der Tiefebene von Padua die vulkanischen Hügel der Euganeen! Gerade ober meinem Haupte hingen die großen Glocken, und kaum hatte ich die ersten Züge des Panorama mir eingeprägt, so begannen sie im vollen Chore zu tönen. Ich bin sonst ein großer Freund von harmonischem Geläute, dieses war mir aber doch etwas zu stark, und ich stieg auf den Markusplatz herab. Wer sich übrigens jetzt nach Süden begeben wollte, um sich am frischen Grün der Bäume und am Blüthenduft zu laben, käme heuer etwas zu früh, fast nirgends und dann nur bei wenigen Bäumen haben sich die Knospen entfaltet. Wer sollte aber auf dem Markusplatz nach Blumen fragen, wo sich die schönste Fülle lebendiger Gestalten dem Auge zeigt? allein ich will diese Saite nicht anklingen lassen, sonst schelten mich jene, welche die Welt mit ascetischen Sinnen betrachten, und über fremde Sünden um so weniger das Mäntelchen christlicher Liebe ziehen, da noch jenseits des Brenners der kalte Scharnitzer Wind geht, und sie es daher wahrscheinlich selbst noch brauchen, um sich zu bedecken. Dafür sei es mir auch erspart von den Wundern der Kunst in Kirchen und Pallästen zu reden, oder gar von den wälschen **Pretis**, deren Tugenden ja ohnehin schon weltkundig sind!

Gestern besuchte ich den Lido, jene schmale Kette von Sandhügeln, welche Venedig und die Lagunen vor dem Untergange durch die Meeresfluthen schützen. Am Strande des Meeres dachte ich an jenen brittischen Dichter, der hier oft gewandelt und den das Krämervolk seiner Insel mit seinem lächerlichen Hasse durch die Welt verfolgte. Ich meine Byron. An ihn hat Shelley jene Verse gerichtet, in denen er den Lido schildert.

„Ich ritt des Abends mit Graf Maddalo
Entlang des Lido, jener Strecke, wo
Sich Adrias Meerfluth vor Venedig bricht,
Ein kahler Strand von sandigen Hügeln, dicht
Mit zwitterhaftem Unkraut überzogen,
Wie mit der Erde salziger Meereswogen
Umarmung zeugt. Ein öder kahler Strand,
Welchen der Fischer, wenn sein ausgespannt
Netzzeug getrocknet, flieht. Es unterbricht
Ein andrer Gegenstand die Oede nicht
Als ein verkrüppelter zwerghafter Baum
Und einige zerbrochne Pfähl am Saum
Des Meers, deß Fluthen eine Ebbe hier
Von Sand hinter sich lassen — —
Ich liebe solchen einsam wüsten Plan
Wo wir uns täuschen mit dem holden Wahn,
Das, was wir sehen, sei so unbeschränkt,
Wie man die eigne Seele gern sich denkt!“ —

Auf der Rückkehr fragte ich den Gondolier, ob er ein Castellano oder ein Niccolot sei? Bekanntlich theilen sich die Gondoliere seit Jahrhunderten in diese zwei einander feindlichen Gruppen, deren Ursprung übrigens bisher die Geschichte, wie so manches andere nicht aufzuhellen vermochte. Der Gondolier antwortete: „In der Revolution haben wir uns versöhnt, und seitdem sind wir alle Brüder!“ Ich will glauben, daß diese Allianz aufrichtiger sei als manche diplomatische, wenn man jedoch meinen sollte, die Mehrzahl der Venetianer habe sich auch sonst völlig versöhnt, so ist dieß nach dem einstimmigen Urtheile solcher, welche Land und Leute kennen, keineswegs allseitig der Fall: der Groll verbirgt sich bei gar manchem nur unter einer gefälligeren Außenseite als bei den Lombarden, er schläft jedoch nicht. Mögen die Tedeschi stets ihre Macht wahren; denn es ist zwar:

„Der Leu der Republik erschlagen!“

doch sind die Katzen zurückgeblieben, und die können wenigstens kratzen, wenn ihnen auch die Löwentatze fehlt. Das Jahr 1849 hat gezeigt, daß den Venetianern die Grausamkeit eben so wenig fremd war, als den Brescianern und den übrigen Italienern. Es erinnert stark an das Verfahren der Inquisition, wenn man erzählen hört, daß die Arsenalloten einen Deutschen bis zu völliger Lähmung folterten und ihm dann noch geschmolzenes Blei in die Ohren gossen. Hier will ich zugleich der berüchtigten **pozzi** gedenken, in welchen der Rath der Zehn die Inquisiten aufbewahren ließ. Sie sind schaudervoll genug, die Beschreibungen jedoch übertrieben; die mittelalterlichen Kerker im Rathshause zu Regensburg geben den Pozzi nichts nach, ja sind eher noch schrecklicher. Es blieb überall erst der neueren Zeit vorbehalten, mehr Humanität bei Behandlung von Gefangenen zu fordern und anzuwenden.

Schließlich will ich noch erwähnen, was ich aus verschiedenen Quellen über das Schicksal der Marianne vernommen. Ein Kauffahrer, der auf dem Meere umtrieb, sah das unglückliche Schiff von weitem ohne den Schlott der Dampfmaschine, diesen mußte also der Sturm umgerissen haben. In Folge dessen drang der Gischt des Wassers auf das Feuer der Heizung, und verstärkte dieses in der Weise, wie man es in den Schmieden sieht, wenn man die glühenden Kohlen bespritzt, die eindringende Luft verbreitete es noch mehr, und es entstand in dem untern Schiffsraume ein Brand, der nicht zu bewältigen und die im Hintertheile gelegene Pulverkammer faßte, wo dann freilich alles aus war. Man hat die Bretter der Pulverkammer bereits angebrannt aufgefunden, das Vordertheil des Schiffes liegt bei Chioggia noch unter den Wellen. Ein Fischer von Chioggia tauchte um den Lohn von 10 Thalern mehrmals unter, und befestigte endlich den Blitzableiter des Schiffes an einem Seile, an welchem man ihn dann heraufzog. So wenigstens wurde die Sache mir dargestellt und erläutert, wie es sich im einzelnen verhalte, wird wohl schwerlich zu ermitteln sein.

Jüngsthin brannte es Nachts in der **calle dei fabbri**, das Feuer richtete jedoch außer Zerstörung einer Bude keinen Schaden an. Bei nächster Gelegenheit vielleicht mehr.

EUROPA.

Herausgegeben von Kühne.

Wöchentlich 2 Bog. Vom April ab bis Ende des Dezember.
Preis 6 Rthl.

Die Zeitschrift brachte im letzten Vierteljahre: Georg Forsters letzte Tage in Paris von H. Kornig. Die zwei reisenden Jäger, Tiroler Märchen von Zingerle. Ueber Riehl's bürgerl. Gesellschaft. Der Steinkönig, Geschichte aus den fränk. Bergen, von G. Horn. Der sociale Beruf der Aristokratie. Eine Travefahrt und die Kringelhöcht in Lübeck, von E. Willkomm. Der Bonapartismus. Zur Charakteristik der Ungarn, Volkslieder und Petöfi Schandor. Das Bürgerthum als Macht der socialen Bewegung. Die Marienburg in Preußen. Schutzzoll und Freihandel, Oesterreich und Deutschland. Das Proletariat als vierter Stand. Die neueste Phase der deutschen Philosophie. Deutsche Auswanderung. Das Christenthum unter den deutschen Kaisern (Christi Urbild und die ersten Dogmen). Nachspiel zur Genovefa, von Fr. Hebbel. Erinnerungen aus der Pfalz. Zur Geschichte der Mormonen. Aus Platen's Leben (mit bisher ungedruckten Briefen). Die heimliche Seelenmesse, Episode aus der Schreckensherrschaft in Paris. Dr. Channing, der Unitarier. Zur Bücherschau: Zend-Avesta, Ritter vom Geiste u. s. w. Briefe aus Wien, Berlin, München, Hamburg u. s. w.

Leipzig, den 27. März. **Georg Wigand.**

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 18. Innsbruck, 1. Mai 1852.

Der Dogenschwur.

Geendet ist die Dogenwahl;
Venedigs Volk mit manchen Gästen
Entströmt dem weiten Marmorsaal
Zum Meer, entlang an den Palästen.

Von Schiffen rings die Wimpel wehn
Mit Wappen blendend eingewoben;
Venedigs Frauen aber stehn
Gleich ihnen stolz am Borde oben.

Nach alten Brauch im Vaterland,
Muß sich der Dog' dem Meer verbinden;
Den goldnen Ring schickt seine Hand
Der Fluth, den Treueschwur zu künden.

Jetzt wird der seltsam bunte Zug,
Den schmalen Weg vorüber biegen;
Und manchen sieht man frech genug,
Zerlumpt ans Seidenkleid sich schmiegen.

Von Mädchen hat wohl eins gelacht,
Wenn Federhüte seitwärts nicken;
Und wärmend wie italsche Nacht
Ist's, wenn sie dann so freundlich blicken.

Beim lauten Scherz nur eine steht
Voll Scheu, mit zarten, lieben Zügen;
Nach wem sie wohl so ängstlich späht? —
Ihr scheint das Fest nicht zu genügen.

Macht Platz, vom Dogen weicht zurück!
Ein Mann taucht auf im Zuge mitten,
So hoch, mit königlichem Blick
Und edlen Formen scharf geschnitten.

Zur Ferne weicht die schöne Maid,
Die zagen Blicks den Herrn erkannte,
Wenn auch im ungewohnten Kleid;
Wie ihr das Blut durch's Antlitz braunte!

Nun wird es still beim Dogenschwur!
Ob auch die Menge staunend winket,
Sie hört das eigne Klagen nur,
Vor welchem selbst sein Wort versinket.

„Den Ring empfange Wellenbraut;
Mögst du dafür dein Herz mir biethen,
Das gläubig meinem Schwur vertraut,
Sein Glück im Wohl und Weh zu hüten.

„Dein sei mein Blut, des Armes Mark
Um jede Schmach dir abzuwehren;
Der Sinn von meinem Volk so stark,
Hilft mir Venedigs Glanz noch mehren!“

Vorüber ist die seltne Pracht,
Und längst ist Fest und Schwur beendet;
Mit wehem Muth die Maid erwacht,
Die sich zum Weitergehen wendet.

Ihr Weg ist lange, endlos fast,
Vorbei Palästen nicht zu messen;
Doch endlich findet sie auch Rast,
Bei wilden Rosen und Cypressen.

Ein Bild von Zweigen halb versteckt,
Ruht da im grünen Scheine sinnig;
Und wie so kühl der Schatten deckt,
So kniet sie hin zum Beten innig.

O nimm von mir, du hohe Frau,
Den Stolz, des Schmerzes bösen Samen;
Da schallen Stimmen wild und rauh
Von Männern, die vorüber kamen.

Der eine kühn und trotzig spricht:
„Du weißt die Stund nach dem Bankette?“
Der zweite flüsternd unterbricht:
„Du nahest leis dem Dogenbette.

„Ich werde schützen vor Verrath,
Das Schiff zur schnellen Flucht bereiten,
Um gleich nach der verübten That,
Venedigs Rache zu entgleiten!“

Nur schwach berührt der Schall ihr Ohr,
Reicht kaum durchs Dickicht der Cypressen;
Das Mädchen aber fährt empor,
Hat Klag und Trauer längst vergessen.

Und rastlos geht sie eilend zu,
Durch Säulenreihen der Paläste,
Vom Bild in schattig kühler Ruh
Zum Glanz der hohen stolzen Gäste.

Digitized by Google

II.

Zerstreut ist des Banketts Gewühl
Schon längst, mit all den schönen Frauen;
Die Nacht so lautlos, ruhig, schwül,
Die Luft durchweht von leisem Grauen.

Die Träume nur sind wirr belebt
Und rauschen schillernd übers Kissen,
Von dem der Doge halb sich hebt,
Aus tiefem Schlummer losgerissen.

„Bist du es Braut, Venedigs Geist,
Du Weib mit langen, weichen Locken?
Was ist's, worauf dein Finger weißt,
Was deutest du so bang erschrocken?

„Ein lieblich Traumgeweb aus Duft
Seh ich, wie's zum Balkon entgleitet,
Auf dem der Mond in lauer Luft,
Sein Netz von Silberfäden breitet.

Und in der That, ein Weib steht dort,
Ich seh' ihr Winken in der Helle!“
Er rafft sich auf, schon ist sie fort;
Ein Dolch liegt blendend auf der Schwelle.

Indeß der Doge staunend lauscht,
Gewahrt er leise Schritte schleichen;
Sieht wie ein Schatten näher rauscht,
Der bald das Bette wird erreichen.

Im Dunkel wird die Mörderhand
Den Streich auf leere Kissen drücken;
Jedoch der Doge schnell gewandt
Im Sprung gewinnt des Feindes Rücken.

Mit fremden Dolch ein sichrer Stoß
Und schmählich hat Verrath geendet;
Wer riß mich aus der Träume Schooß?
Wer ist's, der mir die Waffe sendet?“

Ein Schatten vom Balkone glitt,
Ein Weib mit langen, dunklen Locken:
„So fremd geworden ist mein Tritt,
Daß du dich scheuest fast erschrocken?

Du hattest einst die Hand geküßt,
Die jenen Dolch zur Schwelle legte;
Lang ist's, daß du gekommen bist,
Und ich vor dir nicht Scheue hegte.“

Wie sie so mild die Worte sprach,
Begann sein Auge sich zu feuchten:
„Dieß Herz, das fast mein Frevel brach,
Muß meine Todesnacht erleuchten!

„Venedig, du hieltst fest am Wort
Und hast dein schönstes Herz gesendet;
Ihm sei, wie ichs geschworen dort,
Mein ganzes Sinnen zugewendet.

„Weil ich ob stolzer Worte Laut,
Die treue That bald hätt' vergessen,
Hast männlich du gehandelt, Braut!
Darf meine Liebe dir sich messen?“

Anna.

Weibertreu und Männertreu

in wechselnden Lesarten. *)

In euch ist Festigkeit,	Ihr Männer, o fürwahr,
O Frau'n, bei Scherz und Leid,	Ihr bleibet wandelbar,
Der hat sich gut bewehrt,	Wer Männerworten traut,
Wer Frauenwort verehrt,	Der hat auf Sand gebaut,
Als felsenfest ist kund	Stets, was der Mann verhieß,
Die Red' aus Frauenmund —	Ein Lufthauch leicht zerblies,
Der Sang von Weibertreu,	Er sei verpönt hinfort,
Alt bleibt er, ewig neu!	Der Spruch: „Ein Mann — ein Wort!“

Gisbert Freiherr Vincke,
zu Münster in Westphalen.

Agnes Bernauer.

Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Hebbel.

Ja, das ist ein Stück jenes eigenthümlichen deutschen Lebens, jenes mittelalterlichen Sinnens und Treibens, wovon

Unz ist in alten Mären
Wunders vil geseit!

Wir sehen die engen, durch ragende Erker verfinsterten Straßen der freien Reichsstadt vor uns; an den schmalen, hohen Häusern drängt das Volk vorüber in hellen Haufen. Am Stadtthore stehen Stadtknechte mit langen Hellebarden, und die Bürger mit Sturmhauben und kurzen Schwertern, wie zum Kampf bereit. Doch ist das Fallgitter nicht gesenkt, weit offen stehen die Thore, und kein Feind wird erwartet, wo der Patrizier Töchterchen im schönsten Schmuck der Kommenden harren. Gar ein werther Gast muß es sein, dem Bürgermeister und Rath und alle Zünfte im großen goldnen Pokale den Willkommtrunk so bereit halten. Jetzt schmettern Trompeten, fernher blitzen Harnische und Lanzen; schon erkennen die murmelnden Haufen einzelne Banner; die Ritter ziehen ein, an ihrer Spitze der Herzog im reichsten Schmuck — denn es gilt ein Turnier! Die Schranken sind aufgerichtet, der Marschall steht dort mit seinen Knappen und läßt ein und weist zurück, wie die alte Satzung es vorschreibt; Damen und vornehme Herren haben die besten Sitze auf den Schaugerüsten eingenommen; aber auch die Schaar der Bauern drängt sich heran, um die Augen zu weiden an all der Pracht. Langsamer kommt der reiche Bürgersmann, dem Freunde gute Plätze gesichert, sittig schreitet die Bürgerstochter im langen schwarzen Kleid, das goldne Kettlein am Halse,

*) Herr v. Vincke äußert sich über dieses Gedicht, das er mit einer Katze vergleicht: „Männertreu ist nichts als eine Spielerei, deren Pointe: Das Lesen in 16 oder in 8 Zeilen Ihnen bekannt sein wird. Sie unterscheidet sich von anderen ähnlichen noch dadurch, daß sie etwas vom Wesen der Katze hat. Man kann sie werfen, wie man will, sie fällt immer auf die Füße. Lesen Sie von oben nach unten, oder von unten nach oben, Kolonne 1 vor Kolonne 2, oder Kolonne 2 vor Kolonne 1 gestellt oder zur Abwechslung mit verschlungenen Reimen — es bleibt sich immer gleich.“ Die Redakt.

Digitized by Google

neben ihm; der Gesell folgt beiden — denn Reichsknechte sind mit den fremden Herren gekommen, und sie sind gar wilde Gesellen. —

Es ist echt deutsches Treiben und Leben, das uns umgibt; kein fremdes Element ist da noch eingedrungen; das wanderlustigste der Völker ruht jetzt aus am heimischen Herd, und die Sehnsucht nach dem Fernen und Fremden stillen Sagen und Abenteuer, die die Sänger von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt tragen.

Gern, wenn auch mit Thränen, hört man dem Wundermann zu, der Bücher entziffern kann, und vom Lande Afrika und vom Vogel Phönix und den sonderbaren Dingen in fremden Landen und von der geheimnißvollen Macht ihrer Pflanzen zu erzählen weiß. — Aber dorthin, in die Sagen, wird alles getragen, was Absonderliches in deutschen Köpfen spuckt; im Haus und in der Stadt aber, im kampf- und arbeitsvollen Leben da klingts einen andern Ton; da gilt die althergebrachte Satzung, das unwandelbare Gesetz der Genossenschaft. In der Zunftversammlung lernt und ehrt der Meister, an der Turnierschranke der Ritter, am Reichstag der Fürst das Herkommen der Altvordern seines Standes. Jede Richtung deutscher Lebensthätigkeit ist in einer Genossenschaft verkörpert; die Kunst selbst, die Launige, zu freiem Flug den Genius ermunternde hat der Satzung der Bauhütte sich gefügt, und die Gerechtigkeit wäre von der Erde verschwunden, müßten nicht die Genossen der Vehme sie hegen und pflegen. Was immer der Einzelne im Geist seines Standes thut, wie hart auch Stände gegen Stände aneinander gerathen; das Reich ist stark genug die Erschütterung zu tragen. Wenn Zünfte und Patrizier sich bekämpfen, Ritter und Fürsten sich befehden; ja wenn der ganze Fürstenstand seine Stellung im Reiche allmälig verändert — Kaiser und Reich bleiben ruhig; wehe aber, wenn der Einzelne heraustritt aus dem Leben der Standesgenossen und mit der Satzung seiner Altvordern eigenmächtig bricht; da geräth von einem Ende zum andern das ganze deutsche Reich in Aufruhr und Bewegung — denn das Chaos steht vor der Thür.

Darum wirds uns auch gleich so unheimlich in des alten Caspar Bernauer Baderstube; der Mann geht mit uralten Büchern um, von denen kein Mensch weiß, was sie bedeuten sollen und er hat wohl noch was anderes daraus gelernt, als Bärte schaben und zerfetzte Menschenhäute flicken; aber der Alte weiß zu schweigen und Niemand kann hinter sein heimlich Treiben kommen. Was aber selbst er nicht zu verhüllen, nicht zu bemänteln weiß, das ist die wunderbare, himmlische Schönheit seiner Tochter Agnes; weithin im Lande weiß man, wer der „Engel von Augsburg" ist; ihr Vater wagts nicht, die Augen aufzuheben zu denen, deren Söhne allnächtlich nach ihrem Fenster starren und Morgens sie mit Blumen begrüßen, wie nur das reiche Augsburg sie zu ziehen vermag. Sie tritt uns so still und anspruchslos, die Schüssel mit Vaters Morgensüppchen an der Hand entgegen und weiß nicht, daß sie den Kreis, für den sie geboren ward, längst durchbrochen hat, daß sie nicht mehr des niederen Baders einfaches Töchterlein, seines wackern Gesellen Zukünftige sein kann. Aller Augen sind nur auf sie gerichtet und wo die Baderstochter erscheint, mag kein anderes Mädchen sich sehen lassen. Das kann nimmer gut enden! Wie die Blume, die auf fremdem Boden Wurzel und Knospen trieb, wird sie langsam vergehen, wenn nicht ein Sturm sie erfaßt und — entwurzelt!

Der Sturm bleibt nicht aus! Des alten Herzogs von Baiern-München ritterlicher Sohn sieht Agnes, und sieht von nun an nur sie; wie auch die treuen Ritter seines Gefolges warnen — das Blut der wälschen Mutter, das in seinen Adern rollt, läßt ihn nicht ruhen; der feste Sinn, im Schlachtgewühl schon früh gestählt, läßt keine Furcht in ihm aufkommen; er lebt nur den Augenblick! vergebens versucht, um dem Ungeheuern vorzubeugen, sein Törring — was ihm selbst noch ungeheuerlicher scheint — die Tugend des „Engels von Augsburg" zum Wanken zu bringen. Herzog Albrecht von Baiern wirbt um die Hand der Baderstochter, und Agnes folgt, um die Zukunft unbekümmert, der Stimme ihres Herzens.

Während auf Schloß Vohburg das junge Paar in Wonne schwelgt — wir dürfen auf diese lichten, wunderbar gemalten Bilder nicht näher eingehen, wollen wir die Kälte des Erzählers und den Faden der Erzählung nicht verlieren — zieht sich in München der Sturm zusammen. Herzog Ernst ist kein schwärmender Jüngling, kein schwächlich-weicher Vater, aber auch kein Tyrann, der seiner Laune und Willkür den Zügel schießen läßt. Seine Unterthanen fürchten ihn und lieben ihn; wie recht Baiern es vom Fürsten verlangt, wird er nicht geliebt aus Furcht, sondern gefürchtet aus Liebe; er ist der Mann einfach nüchterner Anschauung, des unablässigen, des langsamen aber unwiderstehlich-kräftigen Wirkens vor allen Dingen Fürst sucht er in jener Zeit der sich entwickelnden Landeshoheit die durch Spaltung in drei feindliche Linien geschwächte Macht Baierns wieder zu heben, diesem Beruf opfert er sich selbst — opfert er unbedenklich seinen Sohn, den er, den alten Zwist der Welfen und Wittelsbacher zu beenden, einer braunschweig'schen Fürstentochter ohne dessen Wissen verlobte. Widerstand kann ihn nicht aufhalten; und vor dem gesammten baierischen Adel zwingt er Albrecht die bis dahin geheim gehaltene Ehe mit Agnes Bernauer bekannt zu machen. Daß der Sohn der Baderstochter nicht über Baiern herrschen könnte — das wagt außer Albrecht Niemand auch nur zu denken, und selbst Albrecht weiß, daß er ein solches Ziel zu erreichen den Bürgerkrieg heraufbeschwören müßte. Herzog Ernst aber läßt den Vater ganz vor dem Regenten zurücktreten, und übergeht seinen Sohn und proklamirt seinen Neffen, ein Kind von vier Jahren, den letzten Abkömmling der Linie als Thronerben.

Aber schon nach drei Jahren stirbt der junge Adolf; das Aeußerste, vor dem Ernst lange absichtlich die Augen geschlossen, ist eingetreten: Während die Todtenglocke dem Land das Ereigniß verkündet, beräth der greise Fürst sich zum letzten Mal mit seinem Minister. An die Unterwerfung des Adels unter einen Sohn Albrechts und der Bernauer wäre selbst dann nicht zu denken, wenn die Reichsgesetze dem nicht entgegenstünden, und doch hat Albrecht nicht entsagt; und wäre dieß auch, würden sich doch jedenfalls die beiden anderen Linien um das erledigte Erbe befehden — Krieg und unabsehbares Elend, die Vereitlung aller Hoffnungen für die

Digitized by Google

Zukunft des Landes sind also unvermeidlich, wenn Albrecht nicht ebenbürtig sich vermählt. Diese Vermählung möglich zu machen, gibt es nur einen Weg: Auflösung der bisherigen Ehe durch Trennung oder durch den Tod der schönen Agnes. — Ein einzig Menschenleben steht also dem Glück des Landes, dem Fortbestand des Staats entgegen. Zwar ist Agnes so rein und fleckenlos, daß nur, wer sie nicht gesehen, sie zu verläumden wagt, so unsäglich schön, daß der Roheste bei ihrem Anblick betroffen zurückfährt, — so treu und fromm, daß nichts, selbst vom strengsten Richter ihr vorgeworfen werden könnte; aber dennoch haben sich Männer gefunden, die ihr das Leben absprechen. Das Urtheil, das über Agnes gefällt wurde, ist nur ein künstlicherer Ausdruck für die Thatsache, daß der Regent nur zwischen ihrem und des Landes Untergang zu wählen hat. Und er schwankt nicht lange; Schloß Straubing, wohin Albrecht seine Gemahlin gebracht hatte, wird überfallen und diese gefangen genommen. Jetzt erst entfaltet diese edelste Blüthe ächter Weiblichkeit sich in ihrer vollen Schönheit; sie zittert vor dem Tode; denn sie war glücklich und sie ist ein Weib; sie theilt vorahnend ihres Albrecht Schmerz um sie; aber keine Rücksicht der Welt kann sie bewegen, dem Manne ihrer Liebe zu entsagen. Stolzer hebt sie sich, wie der Antrag nur von fern vorbereitet wird; wie sie auch zurückbebt vor dem kalten unerbittlichen Richter und vor der Menge, die gaffend draußen harrt; sie will im Leben wie im Tod ihres Albrecht würdig bleiben. Des alten Baders bescheidenes Töchterlein, das der schmälenden Gespielin und dem eifersüchtigen Gesellen ihres Vaters kein Wort der Entrüstung entgegenzusetzen wagte, wählt den Tod, wo ein Wort ihr das Leben erkaufen könnte, und stolz, wie nur damals, als sie Törrings Antrag beantwortete, schreitet die Gemalin Herzog Albrechts von Baiern den Knechten, die sie fassen wollen, voran dem Grab in den Fluthen entgegen!

Wir stehn erschüttert! Mit gewaltsam rauher Faust hat die Welt das schönste, reinste Gebilde erfaßt, das aus ihr hervorgegangen; und erbarmungslos hat sie es zerschmettert; härter und rücksichtsloser als der gemeinste Verbrecher ward sie preisgegeben, gegen die der roheste Knecht die Hand nicht zu erheben wagte! Indeß vergessen wir nicht! Nicht Laune, nicht Willkür eines Tirannen haben hier gewüthet; dasselbe Pflichtgefühl, das Agnes antreibt in den Tod zu gehn, lebt in dem Mann, der ihren Tod befiehlt, und der, wie sie zurückschauert vor der alten Fluth, vor der schrecklichen That zurückschauert. Es ist eine furchtbare Nothwendigkeit, ein schreckliches Verhängniß, es ist ein ewiges Gesetz, das wir walten sehen.

Wie der Richter, der als dessen Organ erscheint, stumm und unerbittlich, ohne einer Antwort die Fragen des empörten Gemüthes zu würdigen, schreitet es vorwärts — und das „große Rad hat sie getroffen," der mit der Engelsschönheit die Märtirerkrone angeboren war; „das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

Das Land aber ist gerettet; nur vor der Reinen und Untadelhaften bleibt selbst die ewige Macht einen Augenblick wie zagend stehen; wer aber, der nicht rein und untadelhaft, wie sie könnte um die furchtbare That rechten? Herzog Albrecht wagts; er ist keine zarte Seele, die in Schmerz zerfließt, er ist auch nie so aufgegangen in seine Liebe, daß er sie nicht zu überleben vermöchte. Er rast, er wüthet; seine Krieger verheeren das Land seines Vaters, dieser selbst fällt ihm in die Hände. Warum aber sinkt die Hand wieder zurück, die schon erhoben ist, die Gemordete zu rächen? Es ist nicht bloß die natürliche Scheu des Kindes, die sich da geltend macht, es ist das Verzweifeln an der eigenen Sache. Herzog Albrecht hat, bevor noch die Acht des Reiches und der Bann der Kirche es äußerlich veranschaulichen, tief im Innersten seines Herzens es empfunden, daß er wenigstens nicht zum Richter berufen sein könne, er, der gegen die Sitte seines Standes, gegen die Pflichten, die seine Geburt ihm auferlegt, gegen die ganze Ordnung des Reiches und der fürstlichen Welt seiner Zeit freventlich sich aufgelehnt, daß er, der Agnes dem friedlichen Vaterhaus entrissen und auf jene Höhe hin gestellt hatte, wo der Blitz sie treffen mußte, daß er wenigstens seinen Vater nicht verdammen könne? Mit langen Jahren der Trauer, der unbedingten Hingebung wird er die kurze Zeit des Glückes bezahlen; geknickt ist in ihm der frohe Uebermuth, die heitere Lebenslust; er unterwirft sich nicht aus Furcht; denn was hätte er jetzt noch zu fürchten? nur weil er nicht widerstreben kann; er ist zerschmettert, wie Agnes zerschmettert war.

So erliegen zwei herrliche, der innigsten Liebe, des höchsten Glückes würdige Wesen dem unerbittlichen Schicksal; der Kreis aber ist geschlossen, die alte Weltordnung tritt in ihre Rechte wieder ein, und der Vorhang fällt über die Tragödie!

Wir haben im Vorausgehenden eine Darstellung dessen zu geben gesucht, was uns als der Inhalt der „Agnes Bernauer" entgegentritt; dabei aber wollen wir stehen bleiben. Es scheint modernen Kritikern zur Regel geworden zu sein, das Gegentheil davon zu thun. Was immer, ob ein Hermesstab, ob ein Vulkansbeil bei ihnen anklopft, immer springt aus dem Haupt des Jupiter tonans oder — pluvius fertig und gerüstet ein Urtheil hervor, das das Publikum sich genügen lassen soll; allenfalls entschließt man sich noch, solches Urtheil auf einige Gründe zu stützen und dann erfährt der Leser doch noch nebenbei Einiges von dem Inhalt des gebotenen Werkes. Wir sollten nun aber meinen, daß vernünftigen Lesern die Meinung des Kritikers nicht immer gleichgiltig sein wird, daß sie aber immer wünschen müssen immer eine Vorstellung von dem zu bekommen, was sie von dem Werke selbst zu erwarten, was sie darin zu suchen haben. Vielleicht haben wir dagegen Unrecht, auf diese bloß objektive Darstellung uns beschränkt zu haben, wir bekennen uns aber zu diesem Unrecht mit solcher Aufrichtigkeit, daß wir gern des Wortes „Aktenauszug" uns bedient hätten, wäre ein solcher möglich, wo man bloß aus dem Gedächtniß schreiben kann, denn leider ist „Agnes Bernauer noch nicht gedruckt. Dieser Umstand hielt uns auch ab, in das Detail des Stückes und auf die einzelnen Charaktere einzugehen; da es uns nicht möglich gewesen wäre, so streng wie dieß bei der allgemeinen Darstellung beobachtet wurde, den Grundsatz festzuhalten, jeden Zug, der im Bilde angebracht ward, dem Werke selbst zu entnehmen.

Dr. Julius Glaser.

Digitized by Google

Die Nonne von Santa Croce della Giudecca.

Novelle von Ida von Düringsfeld,

Verfasserin vom „Schlosse Goizyn."

(Schluß.)

Die Diener waren durch den Lärm des Streites schon vorher an die Saalthür gezogen worden; daher wurde der Zusammenhang zwischen den einzelnen Umständen leicht gefunden und die vollständige Begebenheit lag so deutlich da, als hätten hundert Augen sie mit angesehen. Daß ein solches Ereigniß nicht verschwiegen bleiben konnte, war ebenso natürlich; überall erzählte man sich mit gedämpfter Stimme und bekümmerter Miene, warum Messer Andrea den Sohn nicht besuchen wolle, obwohl dieser in einem heftigen Fieber liege. Auch die Bothschaft, mit welcher die erleuchtete Euphemia Justinian den Parma zu Messer Andrea gesendet, kam nun zur Mittheilung und erhöhte sowohl die Verehrung für die Aebtissin von Santa Croce, wie den ungemeinen Antheil an dem Familientrauerspiel der Badoër. Daß Schwester Domenika ebenfalls gefährlich erkrankte, war ganz der allgemeinen traurigen Erwartung gemäß; ihre Liebe zu den Ihren und ihr Abscheu gegen Sünde waren gleich bekannt; beide Gefühle waren in ihr auf das Qualvollste erregt worden, ein Erkranken erschien als unausbleiblich.

Bald aber wurde auch die verhängnißvollste Entscheidung als unvermeidlich angekündigt, und das erregte Bestürzung und Schmerz. Vergebens kam aus dem älterlichen Hause die Beruhigung zu der Kranken, daß der Vater dem Sohne verziehen, und daß Asconia seine verbrecherische Verirrung durch den gränzenlosesten Gehorsam sühnen wolle. Die arme Domenika war bereits tödtlich getroffen; diese Nachrichten konnten sie nur noch erquicken, nicht mehr zur Genesung aufrichten. Die ganze Schwesterschaft beklagte den nahen Verlust einer so liebenswürdigen Schwester und beunruhigte sich außerdem wegen der Schwester Francesca, die von Domenika's Bett nicht loszumachen war. Die Meinung, daß sie der so sehr geliebten Domenica nachsterben werde, war im Kloster allgemein, und um so mehr wurden die guten Schwestern betroffen, als Domenika ungefähr eine Woche vor ihrem Tode sich gegen Francesca plötzlich verändert zeigte. Kein Blick, kein Lächeln lohnte mehr der unermattenden Liebesbedienung Francesca's; Domenika schien das sich aufopfernde Geschöpf kaum noch zu dulden, während Francesca nach wie vor mit gleicher Trostlosigkeit ihre Anhänglichkeit bezeugte und ihren Gram ausließ. Die Aebtissin hatte schon die Absicht gefaßt, Schwester Domenika gegen dieses unerklärlichen Benehmens zu befragen, da trug, trotz der allgemeinen Erwartung doch noch unvermuthet, der Engel der letzten Stunde die von Gott Bezeichnete hinweg, und die Hülle, welche auf dem Bette liegen blieb, hatte keine Stimme mehr, um Antworten zu geben oder Bekenntnisse zu machen.

Francesca hing an der Leiche, wie sie an der Kranken gehangen, und später war Domenika's Grab ihre einzige Gesellschaft. Allmälig ward sie ruhiger, kehrte zu den lebenden Schwestern zurück, und wenn sie auch nicht viel mit ihnen sprach, so war sie doch zärtlich gegen sie und suchte ihnen zu dienen. Die Begegnung Aller war die liebreichste; die größte Schonung wurde gegen dieses leidende Geschöpf beobachtet; dennoch sank ihre Gestalt mehr und mehr zusammen, und als ein Jahr nach Domenika's Sterben vorüber und wieder bald Frühling war, da erklärte Francesca mit dem Entzücken, mit welchem eine nahe Befreiung erfüllt, daß sie den Tod in der Brust fühle.

Die eine Nacht kam mit diamantnem Mondschein und wundervollen fernen Meermelodien. Der Garten war voll von Frühlingslüften und Alles, das Mondlicht, das Meerlied und der Balsam der Luft drang durch das geöffnete Fenster in die Zelle, wo Francesca lag; da lächelte die junge Kranke friedlich und bat die sie wartende Schwester die Aebtissin um einen Besuch zu ersuchen.

Euphemia Justinian kam augenblicklich, ließ sich leise an dem Bette nieder und fragte mit mütterlicher Lieblichkeit nach dem Begehren Francesca's.

Die Kranke bat zuerst, daß die sie pflegende Schwester entlassen werden möchte. Als das geschehen war, nahm Francesca mühsam die Hände der freundlichen Heiligen, küßte sie inbrünstig und sprach: „O meine heilige Mutter und Herrin! Ihr seid gekommen um die Beichte einer reuigen Tochter anzuhören. Ich wollte nicht sterben, ohne Euch mein Herz erschlossen zu haben. Meine Mutter, ich habe sehr gesündiget. Nicht der demüthige Geist der Gottseligkeit geleitete mich in diese Eure Heerde — der aufrührerische Geist einer unglücklichen Liebe führte mich zur Aufopferung meiner selbst, durch welche ich meinen Geliebten bestrafen wollte. Ascanio Badoër war es; er liebte mich mehr als sein Leben, aber sein Vater untersagte ihm das Ehebündniß mit mir: er, der alte Patrizier, wollte keine bürgerliche Schwiegertochter. Ich begehrte in meinem Herzen von Ascanio, daß er sich Allem aussetzen und mich heimlich heirathen sollte; er hoffte noch immer auf Erweichung des väterlichen Herzens. Erbittert auf ihn nahm ich den Schleier und beharrte mit Eigensinn auf diesem Geschick, so rührend auch meine Mutter mir Ascanio's Verzweiflung schilderte. Dieses Kloster hatte ich gewählt, weil Ascanio's Schwester hier lebte. Sie wußte nichts von mir; Messer Andrea hatte vor ihr meine und Ascanio's Liebe geheim halten lassen, aber mich zog es in ihre Nähe, ihr Angesicht sollte mich an das meines Geliebten erinnern. Das war das Geheimniß der Anhänglichkeit, welche ich für Schwester Domenika offenbarte. Anfangs dünkte mir's auch, als werde ihre Frömmigkeit in mich übergehen; bald aber gewannen die irdischen Leidenschaften auf das Neue die Herrschaft, und ich wär dieser heiligen Wohnung sehr unwürdig. Die Hoffnungen hatte ich aufgegeben, aber an der Rache hielt ich mit schrecklicher Freude fest; jede Kunde, welche mir über die Art zukam, in welcher Ascanio sich für unser vereiteltes Glück an seinem Vater rächte, war für mich ein Labsal. Mein Gelübde sprach ich nicht mit gereinigtem Herzen aus — ich staune ob der göttlichen Gnade, die mir erlaubt hat, in jener Stunde am allerheiligsten Altar zu knieen; die Wölbung des Tempels hätte über mir zusammenstürzen müssen. Da geschah das Entsetzlichste: der Sohn wollte seinen Vater morden. Schwester Domenika erlag unter diesem Schlage, und ich, o meine Mutter, ich klagte mich als ihre Mörderin an. Aus Furcht hielt ich mich lange noch

Digitized by Google

zurück; aber endlich siegte die Reue, ich gestand ihr Alles, und flehte um ihre Vergebung. Domenika schwieg und behandelte mich von diesem Augenblicke an ohne Härte, aber auch ohne Liebe. Ich weiß, daß Ihr sie damals getadelt habt, meine gute Mutter, doch hört mich an: in der Stunde, ehe sie starb, war ich mit ihr allein, und da sprach sie mit himmlischer Milde zu mir und sagte, daß sie mir diese Strenge nur gezeigt, um mich zur vollen Erkenntniß meiner großen Schuld zu bringen. Dann vergab sie mir völlig und bat mich nur zu bereuen. Und das habe ich auf dem Steine gelernt, der ihren sterblichen Theil bedeckt. Die Reue hat mich zerrissen, aber zugleich ist die Hoffnung in mir wiedergeboren worden, der Beruf, den ich sonst nicht empfunden, entbrannte in mir gleich einer göttlichen Flamme. Ihr kennt, meine heilige Mutter, diese Geheimnisse der Gnade, diese himmlischen Begabungen. Der Tod ist jetzt für mich nur noch eine unaussprechliche Erwartung. Ihr aber, meine gute und geliebteste Mutter, vergebt mir und vereinigt Euch mit mir, um das Angedenken meiner geprüften und verklärten Schwester zu segnen, welche sterbend mein Leben erleuchtete.«

Euphemia Justinian legte ihre Hand auf das Haupt ihrer bekehrten und geretteten Tochter. Diese Heimbringung eines so verirrten Gemüthes dünkte ihr das größte und köstlichste Wunder, welches sie noch erlebt. Sie pries Gott und betete mit Francesca.

Am nächsten Abend starb Francesca in Frieden. Ascanio Badoër heirathete Bianca Tron. Francesca war glücklicher.

Ein Beitrag zur Charakteristik des berühmten Botanikers Carl v. Linné's.

In der Einladungsschrift zu einer Promotionsfeierlichkeit gibt Professor Fries in Upsula einen Auszug aus Carl v. Linné's ungedrucktem Aufsatz über »die Nemesis divina« und sagt darin:

Linné, der Vater der neueren Naturgeschichte, war ein warmer Anhänger der Lehre von einer rächenden Nemesis. Er schloß sich wohl treulich dem Lehrgebäude der Kirche an, aber ein unerschütterlicher Glaube an eine unausweichbare Nemesis, die er auch Autopathia nennt, war die innerste religiöse Ueberzeugung seiner Seele. Dieser Glaube bildete die Summe seiner Lebensweisheit. Er glaubte den Grund davon nicht philosophisch, aber wohl durch lang fortgesetzte Beobachtungen beweisen zu können. Durch mündliche Erzählungen wußte man, daß Linné verschiedene Aufsätze darüber gemacht; er hielt sie aber sehr heimlich, da sie als ein Testament eines sterbenden Vaters an seinen Sohn gelten sollten. Davon zeugt deutlich die Einleitung:

Mein einziger Sohn!

Du bist in eine Welt gekommen, die du nicht kennst.

Du siehst den Hauswirth nicht, aber verwunderst dich über seine Pracht.

Du siehst, daß alles confus geht als ob's Niemand säh' oder hörte.

Du siehst, daß die schönsten Lilien vom Unkraut erstickt werden.

Aber hier wohnt ein gerechter Gott, der Jedem Recht thut.

Es war eine Zeit, wo ich zweifelte, ob Gott sich um mich bekümmere.

Viele Jahre haben mich gelehrt, daß ich dich verlassen.

Alle wollen glücklich werden, wenige können's.

Willst du glücklich werden, so wisse, daß Gott dich sieht.

Sei durch Natur und Erfahrung von einem Gott überzeugt, der Alles gemacht, erhält und regiert; der Alles sieht, hört, weiß, vor dessen Angesicht du stets bist.

Nimm nie Gott zum Zeugen in ungerechter Sache.

Merke auf den Zweck Gottes mit der Schöpfung; glaube, daß Gott dich täglich führt und bewahrt; daß alles Böse und Gute aus dem Gesetz seiner Heiligkeit folgt.

Sei nicht undankbar, daß du lange leben mögest.

Hüte dich vor Todtschlag, keine Sünde kann vergeben werden, deren Folgen nicht aufgehoben werden können. Beim Mord kann das nicht geschehen; er kann also nicht vergeben werden ohne durch gleiche Strafe.

Hab Achtung vor dem Weibe — und stiehl nicht des Mannes Herz.

Schaffe dir keinen unrechten Gewinn.

Sei ehrlich, wie ein Mann der Ehre und des Glaubens der Vorzeit; da wirst du von Allen geliebt.

Habe keinen Theil an Ränken, andere zu stürzen, daß du nicht in die eigene Grube fallest.

Suche nie dein Glück auf Intriguen zu gründen.

Kein Charakter größer als der, ein ehrlicher Kerl zu sein.

Wen der Zufall nicht erhöht hat, kann das Unglück nicht erniedrigen.

Hochmuth der erste Schritt zur Verrücktheit.

Hüte dich, dein Glück auf eines andern Fall zu gründen.

Halte dich nicht für unglücklich, wenn du auch simpel bist; arm und gesund ist mehr als Reichsrath.

Der arme Bauer plagt sich's ganze Jahr; hat kaum Stroh darauf zu liegen. Am wenigsten kriegt er von seiner Arbeit. Sic vos non vobis. Denk' an den armen Sklaven, der für dich arbeitet, während du schläfst. Er pflügt den Acker, du nimmst die Ernte. Du sagst: das ist mein Hof, ich kann thun und lassen. Ich sage: es ist nicht dein, Gott hat dir Alles geliehen.

Alles, was wir haben, ist uns von Gott geliehen; wir haben nichts für uns, nichts führen wir weg. Wenn Gott das Seine nimmt oder das Schicksal, welches Gottes Executor ist, trauern wir, das Unsere verloren zu haben, welches nicht unser war, sondern ein Darlehen.

Gott gibt uns Geld, uns damit zu belustigen; wir erhalten dadurch unsere Kommodität, und meinen Freude davon zu bekommen, welche der arme Bauer ohne Geld erhält und herzlich lacht. Ein armer Schuster sang hungrig jeden Morgen; er erwarb Geld, aber wurde stumm und mürrisch. Die Armuth entbehrt viel; der Geiz entbehrt Alles. Der Geizige ist unfreundlich gegen Alle, aber am schlimmsten gegen sich selbst. Der Geizige wagt nicht zu essen; Erben verschwenden und werden lasterhaft, die sonst fleißig und glücklich hätten werden können.

Der Reiche traktirt, macht sich Freunde; die Gäste sau-

Digitized by Google

sen, wischen sich den Mund; wenn sie weggehen denken sie nicht mehr daran. Wenn das Glück betrügt, hat der Reiche keine Freunde.

Was ist Hoheit? Nichts, da das Rad des Glückes sich dreht.

Was ist Weisheit? Seine eigene Thorheit kennen.

Was ist Gewalt? Der erste Platz unter Narren.

Was sind Kleider? Die Livree auf der großen Komödie.

Was ist das Leben? Eine Flamme so lang das Oel währt.

Ich concipire den Menschen als ein Licht. Die Sonne erleuchtet den Körper, Weisheit die Seele. Die Welt ist der Palast der Weisheit des Allmächtigen. Gott entzündet jede Seele mit seinem Feuer. Also leuchten alle Menschen mit ihrer Weisheit auf diesem Theater, je nachdem Gott sie formirt hat; einige hat er zu großen Lichtern gemacht, andere zu schlechten Lichtlein. Sie brennen so lange sie sind, und wenn sie ausgebrannt, setzt Gott andere an die Stelle, damit Licht immer leuchte. So wenig das Licht sagen kann, daß das Schloß um seinetwillen gemacht ist, so wenig kann der Mensch sagen, daß die Welt um seinetwillen gemacht ist; sondern das Ganze ist Gottes Majestät in der Allweisheit.

Je größerer Moralist, desto mehr Galle; je dümmerer Priester, desto mehr Ketzer; je stumpfer das Rasirmesser, desto schlechter zieht's.

Das Schicksal ist Gottes Urtheil, vor welchem kein Entfliehen. Daß das Schicksal nicht neben dem den Menschen gegebenen freien Willen bestehen kann, behaupten die Philosophen, und läugnen also dasselbe. Sie behaupten, jeder sei seines eigenen Glückes Schmied. Wie soll man nun ein unausweichbares Schicksal mit dem liberum arbitrium vereinigen? Ich will es mit einem Gleichniß erläutern. Ein Mensch kann sich hängen, ertränken, sich den Hals abschneiden, aber es steht auch in seinem freien Willen, das nicht zu thun. Ist ihm aber um irgend einer Ursache willen vom höchsten Richter ein gewaltsamer Tod bestimmt, so kann er nicht ausweichen, sondern wird dazu von einem unausweichbaren Triebe gezwungen. So steht's im freien Willen des Menschen, das Verbrechen zu vermeiden; aber hat er's begangen, so kann er der Strafe nicht entgehen. Also hat der Mensch seinen freien Willen; er kann thun und lassen, was er will; aber wenn er diese Freiheit mißbraucht, so hat Gott die Natur so eingerichtet, daß die Strafe ein unausweichbares Schicksal für ihn wird. Das Schicksal ist also Gottes Urtheil.

Wen die Nemesis verfolgt, dem geht Alles entgegen. Kein Unglück kommt allein. Darum geht Alles, was einige sich vornehmen, gegen sie; andern geht Alles glücklich, obwohl sie dumm sind. Wenn Jemand sein Glück auf niedrige Weise gegründet, werden ganze Familien unglücklich; die Kinder werden gelehrt, Alles zuwider zu thun. Sie müssen sich in's Unglück stürzen; Himmel und Erde können nicht helfen, nicht retten; das eine Unglück kommt nach dem andern; das Haus brennt, Alles verunglückt. Nun ist Gottes Rache, die eine Zeit ruht, um so augenscheinlicher zu strafen über's Haus gekommen. — Alles ging mir unglücklich, so lange ich beabsichtigte Unrecht zu rächen; ich änderte aber meinen Sinn und überließ Alles in Gottes Hände; hernach ging Alles glücklich.

Das Glück ist flüchtig, folgt aber bestimmten Gesetzen. In der größten, scheinbaren Confusion ist die strengste Ordnung. Wenn das Unglück kommt, hilft die ganze Natur mi; denn Gottes Wille muß befolgt werden. Alle werden die Feinde des Unglücklichen, selbst die Hunde; da kann Himmel und Erde nicht helfen. Hochmuth geht voraus; dadurch macht man sich alle zu Feinden. Wir müssen uns selbst die Ruthe machen. „Quos Jupiter vult perdere, dementat.“ — Wenn das Glück Gottes Gnade ist, kommen hundert Hände dem Unglück in den Weg. — —

Die heilige Schrift lehrt, daß jeder seinen Engel hat, der ihn Nacht und Tag vor Unglück bewahrt, vielleicht auch in Unglück stürzt, wenn's so Gottes Gerechtigkeit fordert. Folgen sie vielleicht dem Körper wie der Schatten? Wenn einer in Gefahr kommt, kommen hundert Hindernisse in den Weg, sie abzuwenden.

Ein anderer, der unglücklich werden soll, dem hilft's nicht, wie viele Hände sich auch in den Weg legen. Man sagt, Jeder habe seinen Geist, was dasselbe ist. Was sind die Vorboten des Todes anders, wovon Jeder zu reden weiß. Was anders ist das, was sich vor dem Unglück zeigt, was oft das Unglück abwendet, durch verschiedene Hindernisse, neue Beschlüsse? Was ist das, daß man ängstlich wird, wenn Böses bevorsteht, wenn Unglück geschieht, nahe oder fern? Wir haben keine Idee von Geistern, sondern nur von Körpern. Der Mensch hat also auf gewisse Weise einen doppelten Schatten, obwohl nicht sichtbar; möglich, daß Gott diesen in Rapport zu sich gemacht hat und unser Schatten uns folgt, wie der natürliche Schatten. Ich nenne diese Schatten Tugend und Glück.

Tiroler-Biene.

In den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften lesen wir einen Aufsatz von Albert Jäger: „Ueber Leistungen auf dem Gebiete der Alterthumsforschung in Tirol.“ Er gibt darin eine Uebersicht der seit Roschmann bis Ludwig Steub auf diesem Gebiete erschienenen Werke. Die neueste Zeit nöthigt Albert Jäger das unerfreuliche Bekenntniß ab: daß das Geschlecht der Alterthumsforscher in Tirol ausgestorben zu sein scheine. Er fährt fort: „Indessen wenn auch dieses unerfreuliche Bekenntniß abgelegt werden muß, kann doch die tröstliche Versicherung hinzugefügt werden, daß der Sinn für das Alterthum in Tirol nicht erloschen ist. Wird ihm auch nicht auf dem Wege schriftstellerischer Thätigkeit Aufmerksamkeit zugewendet, so geschieht dieses doch in einem viel größeren Maße auf anderem Wege. Früher schrieb man mehr über das Alterthum, jetzt sammelt man mit größerem Fleiße und geregelterem Erhaltungssinne. — Die Funde wurden größtentheils in den Räumen des Ferdinandeum hinterlegt, und ich zweifle nicht, daß die Zeit kommen wird, wo die dort aufgehäuften und geordneten antiquarischen Schätze fähige Talente anregen werden, ihnen auch wieder schriftstellerische Aufmerksamkeit zuzuwenden und Worte zu leihen, durch welche diese ehrwürdigen Reste einer untergegangenen Zeit verständig zu uns sprechen.“

Literatur.

Cäcilia. — Betrachtungen über Kunst und Musik von Louise Bost.

Würzburg in Kommission der Stachel'schen Buchhandlung 1851.

Fern dem Vaterlande, fern den Freunden, weinend an dem Grabe der theuersten Aeltern; das Bild des Geliebten, mit ihm die Seele aus der Seele reißend, mit der einen Hand die Wiege des schlafenden Söhnchens schaukelnd, mit der andern schreibend, oder Etwas im Buche lesend, sendet die Dichterin ihre Schmerzgefühle, ihre in bangen Mitternachtsstunden erzeugten Geistesblumen von Rheims als freundliche Grüße den vaterländischen Freunden zur liebevollen Erinnerung. Darum hinweg, schneidende Sense der Kritik, die vielleicht manchen prosaischen Vers, manchen unpassenden Vergleich des Höheren mit dem Niederen, manchen sprachlichen Leichtsinn mit Tadel verfolgen möchte! Wir grüßen das deutsche Herz, die deutsche Geistesfrische.

Das Buch zerfällt in zwei Theile. Der erste »Cäcilia« enthält, unter acht Zeiten gebracht, prosaische Aufsätze, Gedichte und Aphorismen; dann ein Mährchen »die Cäcilie in der Cäcilie.« Nicht Zufall, ein Aufwärtsschreiten der Seele von unbegriffenen Gefühlen bis zum

Digitized by Google

bewußten tiefschauenden Gedanken scheint die waltende Ordnung der acht Zeiten zu sein. Schmerz um die geliebten Aeltern, um das verlorene Lebensglück, Sehnsucht und Hoffnung, Reisebilder aus Italien, der Schweiz, Rückblicke auf Deutschland und Frankreich, philosophische Betrachtungen bilden ihren Inhalt. Der Geist sanfter Wehmuth durchweht das Ganze. Cäcilie in der Cäcilie ist ein plastisches Mährchen, eine Reihe lieblicher Lebensgemälde.

Der zweite Theil »Cäcilias Betrachtungen über die Natur der Kunst und Musik« schildert in vierzehn Abschnitten das Geschichtbild der Kunst im Allgemeinen, der Musik und Architektur insbesondere. Der Schlußstein sind einige Betrachtungen aus dem Reiche der Töne, zwei Uebersetzungen von K. A. Ritters Tanzmusiken.

Die Darstellungsweise, feuriger, empfindungsvoller, als im ersten Theile ist plastisch der Form, schwärmerisch dem Geiste nach; plastisch, weil die Dichterin das Geschichtbild der Kunst in einer Sammlung durch das Band der Zeitfolge innig verwebter Gemälde mit lebenvollen Farben zeichnet; schwärmerisch, weil die Verfasserin auf zum Theile unerwiesenen Luftgebilden denkrichtige Folgesätze baut. Wir wollen mit ihr 1) die Geschichte der Kunst, 2) der Architektur und Musik, und 3) die neuere deutsche Musik im Zusammenhalte mit der italienischen beleuchten.

I. Die Kunst glitt durch eine Spalte des von der Sünde hervorgerufenen Risses zwischen Himmel und Erde in das irdische Reich als Ersatz für die verlorne Naturvollendung, sie muß schwinden mit zurückgekehrter Naturvollkommenheit. Ist dieser Satz geschichtlich belegt? Ist er eine nothwendige Folge früherer Ueberlieferung? Glitt vielleicht gar die heilige Kunst (die Religion) durch diese Spalte in das Reich der Erde? Nimmermehr! die Religion, der Umgang mit Gott, blühte kraft Beleg der heiligen Schrift vor der Sünde, ward in ihrer Reinheit getrübt durch die Sünde. Die Verfasserin hat nicht gesagt, ob die Anlage, das Genie, Gabe der Natur, ob Kunstgabe sei. Dadurch steht kein psychologischer Begriff der Kunst fest. Ist die Anlage vorzüglich zur schönen Kunst ein Hauch des Naturgeistes, so hätte Gott die edleren Triebe im Menschen allein schlummern lassen, die doch die ganze Schöpfung von Anfang an verherrlichten. Ist sie Kunstgabe — die Verfasserin sagt: Die Kunst schlummere in der menschlichen Seele, sie bedürfe nur des lebenweckenden Rufes — so erhielt der Sündige, was dem Reinen nicht gegeben war. Ich glaube: Der Mensch in seiner Unreinheit besaß alle diese Anlagen in einem höheren heiligeren Grade. Die Kunst, innig verwebt mit der Natur, bedurfte keines lebenweckenden Rufes. Sie blühte durch eigene Kraft. Die Sünde zerriß nur das innige Band zwischen Kunst und Natur, trennte nur die Erkenntniß-, die Erschaffensfähigkeit von der Fähigkeit, das Erschaffene auszusprechen. Die Kunst muß nicht schwinden mit wiederkehrender Naturvollendung. Verherrlichen wird sie sich in der verherrlichten Natur, spricht doch die Verfasserin selbst im Widerspruche mit sich von einer ewigen Dauer der Architektur, der Musik. Bei der innigen Verwandtschaft der Künste blieb die gemeinsame Veredlung durch das Christenthum unberührt.

II. Die Architektur ist nur untergeordneter Weise behandelt, und bedarf keiner näheren Besprechung. Die Worte über die Musik sind an Wahrheit und Schönheit der Glanzpunkt des Buches. Die Verfasserin spricht von der Musik Geburt durch die Vermählung des Zeitmaßes mit der Luftwelle; von ihrem Erfinder: Gott, ihrer Grundveranlassung; dem menschlichen Herzen, ihrer Entweihung durch Verderbtheit der Seele.

III. Morgenröthe und Abendröthe ist der bezeichnende Gegensatz der deutschen und italienischen Musik nach der Darstellung der Verfasserin. Die deutsche Musik sei ohne Nationalcharakter, aber entweder sind die zwischen ihr und der italienischen hervorgehobenen Gegensätze zu allgemein, zu wenig bezeichnend für den italienischen Nationalcharakter, oder die deutsche Musik ist von einem gemeinsamen Volksgeiste durchweht, der in ebendiesen Gegensätzen mit Ausnahme der Allseitigkeit seine Grenzmarken findet. Die italienische Musik hat nur einen Vertreter, der sie in ihrer ganzen Tiefe erfaßte. Die deutsche hat deren mehrere, welche von ihren verschiedenen Gesichtspunkten eine verschiedene produktive Auffassung gewannen, aber alle in der Sehnsucht nach einer schöneren Zukunft sich wie Strahlen in Einer Sonne einigen.

Rossini's Stabat mater, Bartholdy's großer Kirchengesang sind nur praktische Belege für die Behauptung der Verfasserin. In der zweiten Uebersetzung der K. A. Ritter'schen Tanzmusik spiegeln sich die unglücklichen Schicksale unserer Dichterin.

Philipp Will.

Korrespondenz.

Czernowitz, 20. April 1852.

St. Die Suspendirung des Dr. Hanusch an der Prager Universität von der dortigen philosophischen Fakultät, hat auch auf unsere Gymnasiallehranstalt einen mächtigen Einfluß ausgeübt, indem zur Besetzung der dadurch erledigten Lehrkanzel der Olmützer Universitätsprofessor Zimmermann nach Prag, zur Besetzung der dadurch erledigten Lehrkanzel zu Olmütz der Direktor des hiesigen Gymnasiums Dr. Josef Nachlowski dahin berufen wurde. Sie sehen also, daß durch das plötzliche Abtreten des Dr. Hanusch, dessen Vorträge im Sinne der Hegel'schen »Idealphilosophie« dem k. k. Unterrichtsministerium als staatsgefährlich erschienen, auch unsere Gymnasiallehranstalt ein hervorragendes Mitglied verloren hat, das sich in seinen etwaigen Vorlesungen streng in den philosophischen Grundprinzipien Herbart's bewegte. Man hat sich bereits über die Entsetzung des Dr. Hanusch zu Prag in allen österreichischen Journalen die Federn stumpf geschrieben; daher wir unsere Meinungen darüber, nicht nur weil wir die Aeußerungen derselben für überflüßig erachten, sondern weil wir auch der Gefahr laufen würden, uns bei dieser Gelegenheit die Zunge zu verbrennen, unerwähnt lassen wollen.

Lassen Sie uns nun den Faden unserer Correspondenz wieder weiter spinnen und bemerken, daß noch andere eben so bedeutende Veränderungen mit Abschluß des gegenwärtigen Studienjahres unsere Lehranstalt zu treffen haben. Das Ende der Dienstzeit veranlaßt den Austritt dreier Mitglieder, darunter der röm. kath. Religionslehrer des Untergymnasiums sich befindet; Professor Pöschl aus Budweis, der vorzugsweise im philosophischen Fache das Feld seiner Wirksamkeit findet, und in diesem mit vollem Rechte die wärmste Anerkennung verdient, sehnt sich in seine Heimath zurück und hat auch wirklich Aussichten, dahin transferirt zu werden. Wir sind noch nicht im Stande, Ihnen Personen zu bezeichnen, die die Stellen der nun abtretenden Professoren zu besetzen hatten. Wir glauben übrigens, daß auch die Lemberger Universität bei dieser Gelegenheit im Spiele sein, und daß Wien oder Deutschland, doch Oesterreich gewiß seine Missionäre im anerkennungswürdigen Bekehrungseifer in unser vielverschrienes Bärenland entsenden werde.

Mit dem projektirten literarischen Journal in unserer Heimath hat es leider auch schon sein Abkommen. An der Stelle desselben erscheint vom 1. Jänner d. Js. an eine »Wochenschrift der Bukowiner Handels- und Gewerbekammer«, die ausschließend in- und ausländische Handels- und Gewerbeinteressen vertritt. Verantwortlich für die Redaktion ist die Kammer selbst. Sämmtliche an diesem Blatte betheiligte Herren widmen in edler Bereitwilligkeit ihre Kräfte diesem Unternehmen unentgeltlich, indem der Ertrag desselben von der Handels- und Gewerbekammer zur Errichtung einer Handels- und Gewerbeschule in der Bukowina bestimmt ist. — Sie sehen daraus, daß bei uns auch in dieser Sphäre ein reges Leben pulsirt, und daß nur die heimathliche Belletristik noch kein Organ besitzt, welches von der geistigen Regsamkeit unseres deutschen Volkes ein schönes Zeugniß geben sollte.

Notizen.

Der bekannte Dichter Jos. Fr. Lentner, der zu unsern thätigsten Mitarbeitern zählte, ist zu Meran am 23. April aus diesem Leben geschieden.

Professor Weinhold in Graz ist mit einer Sammlung geistlicher Lieder und Schauspiele, wie sie noch im Volke leben, beschäftigt.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 19. Innsbruck, 8. Mai 1852.

Syrische Lieder von der Rose.

Von Pius Zingerle. *)

1.

Seht, der Frühling ist gekommen
Und er tröstet jedes Leid,
Berg' und Felder hüllt er herrlich
In der Blumen buntes Kleid.

Hochzeit aber hält die Rose,
Zu der Rose Hochzeit ruft
Er als Gäste alle Blumen,
Und die Braut empfängt ihr Duft.

2.

Wie Bräute steh'n geziert
Die Blumen auf Feld und Aue,
Weil nimmer sie berührt
Der Wintersturm, der rauhe.

Auf die Narzisse schwingt
Sich die Cicade, die lose,
Die lieblich summend singt:
Die Myrthe grüßet die Rose.

3.

Rose, da sie frisch erblühte,
Wollte still im Garten bleiben;
Doch bald sah ich sie wie buhlend
Ueberall herum sich treiben.

4.

„Warum willst du in der Hand
Und am Busen Jedem sein?“
Sprach zur Rose ich gewandt;
„Schwelgern dienen ist nicht fein.“

Rose sprach: „O schweige nur!
Sieh: ich bin bei Dornen ja,
Ach, bald ist die letzte Spur
Meines Seins dem Tode nah.“

*) In meiner Abhandlung von der syrischen Poesie, S. 22 und 131 Phönix 1851, erwähnte ich der Gedichtlein des berühmten Syrers Barhebräus über die Rose. Die hier mitgetheilten Lieder sind daraus gewählt.

5.

Und ich sprach zur Rose ferner:
„Was bist du so ausgelassen?
Sollst du nicht zur Zeit der Hitze
Deinen Reiz verborgen lassen?“

Mir entgegnete die Schöne:
„Magst dir selber Lehre geben;
Liebeslust ist mir viel lieber,
Als im Dornenkreise leben.“

6.

Ich schalt die Rose:
„Was gibst du, lose,
Dich jedem hin,
Und willst wie trunken,
In Lust versunken,
An Busen verblüh'n.

Und Antwort geben
Hört ich: „Mein Leben
So kurz ja blüht;
Was sollt' ich geizen
Mit meinen Reizen?
Die Schönheit erglüht.“

Mittagsruhe.

Nach dem Norwegischen von Welhaven *).

Unter Tannen, in Bergland's Mitte
Da breitet zur Halde die Schlucht sich aus,
Da schlingt sich der Pfad nach der Hütte,
Da stürzt wildschäumend der Springflut Braus;
Es glänzt der Himmel im blauesten Kleid —
Mittsommersonn' und Mittagszeit!

Die glitzernden Strahlen weben
Auf den Fluten dort unter finsterm Gestein;
Schaumwölkchen ruhig schweben,
Wo der Springquell braust in die Tiefe hinein;
Den verborgnen Pfad, den die Flut sich bricht,
Mittsommersonne selbst kennt ihn nicht.

*) Dem Gedichte liegt ein Bild des trefflichen Norwegichen Landschafters Gude zu Grunde, Privatmittheilung.

Digitized by Google

Doch unter'm Berge die Matten
Umfließt lichtgoldene Stralenflut —
Der Tanne Fuß noch im Schatten,
Indeß der Wipfel in vollster Glut;
Am Pfade glitzert, von Silber bethaut,
Das Moos und blühendes Haidekraut.

Wie einsam der Weg! Nicht siehet
Dein Aug' eine Spur in dem goldenen Sand;
Die ärmliche Stelle blühet,
Verwandelt in glänzendes Fabelland.
Die träumende Ruhe, nicht störe sie —
In den Wald, in den bergenden Wald entflieh'.

Aler. Kaufmann.

Norwegische Elfenmärchen.

Nach dem Norwegischen von Karl Oberleitner.

III.

Mathias Schytters Geschichten.

Eines schönen Sonnabends im November 1836 kam ich zu meinem guten Freunde, dem Proprietär in Nittedalen. Da es ziemlich lange her war, daß ich dort gewesen, und er kein Mann ist, der einen alten Freund mit einem neuen Gesicht empfängt, so mußte ich bei ihm bleiben, zu Mittag speisen und Kaffee trinken, was mir nach der zehn Meilen langen Wanderung von der Stadt ganz gelegen kam. Der Kaffeetisch war kaum hingesetzt, als mehrere Bekannte vom Pfarrhof herbeikamen. Nach der Sitte des Hauses wurde Punsch servirt, und der Kreis war so angenehm, und wir leerten so häufig die Gläser, und ich sah so tief in die klaren blauen Augen der schönen Tochter, daß ich beinahe die für den Sonntag verabredete Jagdtour in Gjerdrum vergaß. Die Sonne stand tief, und wenn ich ankommen wollte, während die Leute auf waren, so war nicht daran zu denken, den langen Weg erst um die Dahlskirche hinauf nach Midtskov und von da durch den größten Theil von Gjerdrum den schlechten Steig über die sumpfigen Ebenen einzuschlagen, die jetzt doppelt schlecht sein mußten, weil sie die frische Novemberkälte holperig gemacht hatte. Ich ging denn nach Nybraaten hinauf zur nächsten Stube unterhalb des Gebirges ein Stück ober der Kirche, und verlangte nach dem alten Mathias Schytter, der bald bereit war, mir zu folgen und den Fußsteig über das Gebirge zu zeigen, sobald er sich ein Stück Tabak in das Maul gesteckt hatte.

Es war ein schöner Abend; am westlichen Himmel glühte noch der winterliche Abenddämmerschein. Eine leichte Kälte machte die Luft frisch, die bisweilen unsere Novembertage so angenehm macht. Aus dem Becken stiegen Dünste auf, welche die Bäume mit Reif bedeckten, so daß ihre Zweige Silberkrystallen glichen.

Wir gingen rasch vorwärts und nach einem Schluck aus der Jagdflasche wurde der Alte gesprächig.

Er schwatzte von allerlei Dingen, von der Jagd und vom Jagdwesen, wie es ganz ungeschickt war, daß Ole Gyrtler, der aus Gjaerdrum war, in Solbergmarken abstocken wollte; dazu erhielt ich die Geschichte von den neun Bären, die Mathias geschossen hatte, von seiner Reise nach Hallingdal, als der Pfarrer floh und eine Menge weiser Bemerkungen und wie schlecht und unvernünftig die Bewohner von Gjaerdrum ihr Gemeingut verwalteten und noch vieles Andere, dessen ich mich jetzt nicht erinnern kann.

Als wir nach Askvangen kamen, war schon längst der Tag hinunter; der Mond, der sich eben erhob, warf sein unsicheres Licht allein durch die Baumwipfel. Als wir die verlassene Saeterhütte vorbei schritten, kamen wir wahrscheinlich über eine frische Hasenspur, denn die Hunde begannen in der Koppel unruhig zu werden.

„Nun gilt es, ob die Koppel stark ist,“ sagte Mathias, der sie so gut hielt, als er konnte; „denn es ist hier nicht geheuer.“

„Darin kannst du recht haben,“ sagte ich, „denn sie ist nicht jagdlustig; wäre schon der Mond über den Baumwipfeln, würdest du bald ein Losbrennen zu hören bekommen.“

„Ja, das kann auch sein“ — fuhr er fort, indem er vorsichtig hinter die Saeterhütte sah — „aber sie sagen, daß sich hier die Elfen zu dieser Zeit aufhalten sollen.“

„Ist das möglich? Hast du sie vielleicht selbst gesehen?“

„Nein, hier habe ich sie nie wahrgenommen,“ sagte er.

„Aber an andern Orten. Sag, glaubst du an die Unterirdischen, Mathias?“ fragte ich.

„Ja, sollte ich es nicht glauben, wenn davon in den Schriften zu lesen ist?“ antwortete er. „Als unser Herr die gefallenen Engel herabstürzte, da fielen einige in die Hölle; aber die, die sich nicht so arg versündigt hatten, die sind ja in der Luft und unter der Erde und im Meere? Und sonst habe ich oft selbst dergleichen im Walde und auf den Fluren gehört und gesehen.“

„Erzähle mir Einiges davon, Mathias,“ sagte ich.

„Ja, wenn Ihr Lust habt zu hören, so kann ich genug davon erzählen,“ antwortete er und begann.

„Ja, das erste Mal, als ich die Elfen wahrnahm, da mochte ich wohl an acht, neun Jahre alt sein, und das war oben beim Hauptweg zwischen Bjerke und Mo. Als ich auf diesem Wege wanderte, denn ich war außen, um ein Geschäft für den Vater abzumachen, da kam dort ein großes, schönes Weib mitten durch den Sumpf auf der rechten Seite des Weges; dort ist es noch voll Gruben und Weidengestrüpp, ich erinnere mich dessen so genau, daß ich es vor meinen Augen sehe und als wenn es eben jetzt geschehen würde; es trug einen braunen Unterrock und eine lichte Mütze und an der linken Hand einen Handschuh und war schön; aber es ging mitten im Sumpfe und kümmerte sich nicht im mindesten um die Weidengestrüppe und Pfützen; es ging, als wenn diese dort nie gewesen wären. Ich sah es an und wollte über den Weg gehen, denn als ich ein Stück hinüber gekommen war, lag ein Bergrücken dazwischen, und ich konnte es nicht mehr sehen., und dachte bei mir, es mag dann dort im Sumpfe gehen und waten, du aber willst auf den Rücken hinaufgehen und nach ihm sehen, ob es seinen Weg gegangen ist. Ich ging hinauf, aber es war nichts Anderes als der Mond allein zu sehen, der die Wassergallen in dem Sumpfe beleuchtete, und so konnte ich wissen, daß es eine Elfe gewesen.“

Digitized by Google

Obgleich es mir vorkam, daß es mehr bedurfte, um daraus zu schließen, daß das Weib eine Elfe war, behielt ich doch meinen Zweifel für mich, denn ich sah voraus, daß meine Einwendungen seinen Glauben nicht wankend machen würden, sondern ihn zum Schweigen bringen konnten; ich fragte daher, ob er nicht öfters dergleichen gesehen hätte.

»Ja, das habe ich genug; ich habe Manches und Vieles gesehen, und manche seltsame Laute im Walde und auf den Fluren gehört,« sagte Mathias. »Ich habe oft gehört, wie sie fluchten, plapperten und sangen; zu andern Zeiten habe ich so liebliche Musik vernommen, daß ich es nicht sagen kann, wie entzückend sie war. Aber so war ich einmal außen auf Vogelschießen — es mochte wohl gegen Ende des Monats August sein, als die Heidelbeeren reiften und roth zu werden anfingen — und saß am Wege auf einem Hügel mitten im Gebüsche, so daß ich über den Steig und in ein kleines Thal sah, das voll von Ameisenhügeln und Heidekraut war; unten gab es auch einige dunkle Berghöhlen. Ich hörte die Henne im Heidekraut gackern, ich lockte und dachte, sehe ich dich jetzt nur, so sollst das letztemal gegackert haben; aber ich hörte, wie sich Etwas hinter mir den Steig sachte heranbewegte; ich sah mich um, und es war ein alter Mann, aber das Wunderlichste war, daß er gleichsam drei Füße hatte, und der eine zwischen den zwei anderen hing und schlenkerte, als er über den Steig ging; ja er ging eigentlich nicht, sondern er rutschte hinab und war bald in einer der dunkelsten Höhlen im Thale unten verschwunden. Aber ich hatte ihn nicht allein gesehen, denn bald darauf kam die Auerhenne gackernd aus einem Heidekraut hervor, drehte den Kopf und machte einen langen Hals und sah so vorsichtig dahin, wo der Mann verschwunden war; aber da war es um sie geschehen, ich legte die Büchse an und puff! da lag sie und zappelte und schlug mit den Flügeln.

So war es dießmal; aber ein andermal war es daheim in Laskerud — es war nicht lange nach diesem, wo ich die Elfe oben auf dem Hauptwege sah — eines Weihnachtsabends, daß ich und meine Brüder außen waren und auf Schlitten fuhren und einen Schneemann in der Nähe eines Bergvorsprunges machten; und dort ist es nicht ganz rein von den Unterirdischen. Ja, wir unterhielten uns und lärmten, Ihr wißt, wie es bei Kindern der Fall ist; es ging schon gegen Abend; der jüngste meiner Brüder war nicht mehr als vier, fünf Jahre alt und schrie und jubelte und war sehr lustig; da rief es plötzlich im Berge: »Geht jetzt nach Hause!« Aber nein, wir blieben, denn wir sahen, daß es noch nicht zu spät an der Zeit war. Doch es währte nicht lange, so rief es wieder: »Geht jetzt schnell nach Hause!« »Nein, hört,« sagte mein [illegible]er Bruder in seinem Uebermuthe und mit Spott, »je,« sagen sie dort im Berge, daß wir nach Hause geben sollen! Wir thun es aber nicht, wir bleiben;« da aber rief es mit donnernder Stimme, daß wir fast taub wurden: »Wenn Ihr nicht auf der Stelle nach Hause geht, so will ich,« — mehr hörten wir nicht, denn wir hatten solche Beine unter uns, daß wir nicht eher ruhten, bis wir daheim außen vor der Thüre waren.

So war es dießmal — aber es war lange darnach, als wir alle zusammen schon erwachsen waren — daß an einem Sonntagmorgen ich und meine Brüder heimkamen, denn wir waren außen gewesen, um in der Nacht zu fischen, und eine frische Hasenspur in Solbergmarken entdeckten. Ich war müde und ging hinein und legte mich nieder; mein Bruder aber sagte es sei ein heiteres Wetter, er habe Lust, die Hasenspur zu verfolgen. Aber in demselben Augenblicke war wieder alles entschwunden. Er ging dann hinüber, in der Meinung, den Hasen vielleicht aufschrecken zu können. Aber als er zu einem Stoppelfeld kam, da stand plötzlich vor ihm ein rothbemaltes Gebäude, groß und prächtig, aber alle Fenster und Thüren standen in schräger Richtung. Er wunderte sich sehr darüber, was dieß für ein Gebäude sein könnte, das dort stand, um so mehr, da er es hier nie früher gesehen hatte. Vor dem Gebäude lag ein großer Sumpf, über den wollte er gehen und sich das Haus etwas näher besehen. Niemand war zu finden. Da gedachte er heimzugehen, und es mir zu sagen und wollte mich dahin mitnehmen.«

»Ei, das war schade,« sagte ich, »daß er keinen Stahl warf oder darüber feuerte, da er schon die Büchse bei sich hatte; und ehe Ihr zurückkamt, war wohl das Ganze verschwunden?«

»Ja, das könnt ihr sagen,« rief Mathias, »wäre ich es gewesen,« sagte er, »ich hätte mitten in sie hineingeschossen; aber er war rein verhert. Aber jetzt sollt Ihr hören, wie es weiter ging; als er mitten im Sumpfe war, waren dort so viele Leute, daß er sich ordentlich mit den Ellbogen durchdrängen mußte; aber alle waren ohne Jacken und gingen gegen Norden. Er kam nicht weiter als bis zum Hügel, da warfen sie ihn in die Höhe und da blieb er liegen, bis meine Schwestern Abends die Kühe melken sollten; da lag er dort und hielt beide Fäuste geballt vor das Gesicht und das war ganz blauschwarz, und der Mund war ganz mit Schaum bedeckt. Daß sie nicht wenig erschracken, kann wohl Jeder glauben; sie nahmen ihn mit sich und legten ihn auf die Bank und dann holten sie mich. Als ich ihn erblickte, wußte ich, daß es schlimm mit ihm stand, und mir war kein anderes Mittel zu Gebote, als daß ich die Büchse von der Wand nahm, die scharf geladen war, und längst nach ihm schoß; aber er bewegte sich eben so wenig, wie die Stöcke, welche die Bewohner von Gjerdrum über den Weg dort gelegt haben. Er lag todt wie ein Stein da.

Ja so, dachte ich, und brachte ihn in eine andere Lage. Kommt und nehmt ihn mit mir, Mädchen, sagte ich, wir legen ihn dorthin, wo wir ihn fanden, denn es nützt hier nicht. Wir thaten es, und legten ihn auf den Hügel, und so schoß ich wieder; aber da geschah es, daß er erwachte. Hätte er nicht auf einem Strohbündel gelegen, er wäre nie mehr lebendig geworden. Und er glotzte und stierte so schrecklich um sich, daß wir uns fast vor ihm fürchteten. So brachten wir ihn nach Hause, aber er war klein, und wurde später so häßlich und garstig, daß Ihr es nicht glauben könnt. Dort stand er und stierte vor sich hin, als wenn seine Augen heraustreten wollten; er mochte nicht arbeiten und sprach nie zu Jemanden, wenn ihn dieser nicht zuerst anredete; die Elfen hatten es ihm angethan. Aber so ging es mit ihm allmälig zu Ende, und da war es erst, daß er uns erzählte, woher er so geworden war.«

Digitized by Google

„Das ist der Verlauf, ich habe Aehnliches gesehen," sagte Mathias.

„Hast du nie Nissen gesehen?" fragte ich.

„Ja, das habe ich," antwortete Mathias mit der vollsten Ueberzeugung, „es war, während ich daheim bei meinen Eltern in Laskerud war, wo sich einer zeigte. Ich sah ihn dort wie mein Vater nur einmal. Wir Jüngeren hatten uns zu Bette gelegt, aber der alte Mann wollte noch in den Hof hinausgehen, und es war ein schönes, klares Mondlicht; da saß dort ein kleiner Knabe auf der Laavebrücke und schlenkerte mit seinen Beinen hin und her und sah zum Mond hinauf, indem er den alten Mann nicht bemerkte.

„Geh' hinein und leg' dich jetzt nieder, Mathis!" sagte der alte Mann, indem er glaubte, daß ich es wäre, „und schaue und glotze nicht den Mond an, es ist jetzt sehr spät." Aber bei diesen Worten war der Knabe fort und als der alte Mann hereinkam und nach mir spähte, so lag ich bereits im Bette und schnarchte.

„Aber so war es dießmal, ich wollte davon erzählen, wie ich ihn sah. Ich war eben herangewachsen, denn es war in dem Jahre, als ich konfirmirt wurde; es ereignete sich an einem Sonnabend Nachmittag, daß ich in der Stadt mit Diehlen war. Bald kam ich heim und legte mich nieder. Da ich Abends gern außen war, stand ich auf und als ich ein wenig Speise zu mir genommen hatte — viel war es nicht, doch war mir im Kopfe unbehaglich — sagte der Vater zu mir: „Bevor du weggehst und dich wieder niederlegst, so gib dem Falben das Nachtfutter; denn die Anderen sind fort und laufen wieder nach den Dirnen."

Ich sah da zuerst in den Stall nach dem Falben und der stand dort und zerbiß die Stange, und so ging ich zum Heuboden hinauf und wollte einen Arm voll Heu mitnehmen; aber da faßte ich zwei zottige Ohren wie die eines Hundes an, und sah bald darauf zwei Augen so roth wie glühende Kohlen, die mich anglotzten und anstierten. Ich meinte, daß dieses nichts anderes als ein Hund wäre und warf ihn in den Schober hinein, daß er hineinsank. Da ich das Heu in die Krippe gelegt hatte, ging ich auf den Boden und ergriff einen alten Harkenstiel, mit dem ich ihn hinaustreiben wollte, und ich suchte und schlug und es war kein Loch dort, das so groß war, daß ein Hermelin hinauskommen konnte; aber weg war er und blieb weg. Und indem ich hinausgehen wollte, so war es, als wenn Einer mir die Beine unterschlüge und ich kollerte so über den Haufen, wie es mir noch nie geschah; und als ich wieder auf die Beine kam, so stand er in der Stallthür und lachte und kreischte, daß die rothen Mützenquasten nickten."

So erzählte Mathias von Kobolden, Elfen und Nissen bis ich von Kulsrudsaasen aus über Ober-Rommerige die vom klaren Mondlicht beleuchteten Flächen sah; gegen Norden lag der Mistberg, blauglänzend mit einzelnen Schneeflocken, gleich unten sah ich die Kirchen von Henie und Gjerdrum; nach diesen konnte ich meine Richtung bestimmen, und da ich überdieß von den früheren Jagden her in der Gegend gut bekannt war, sagte ich meinem Wegweiser Lebewohl und war so glücklich dem Bestimmungsorte mich zu nähern, ohne von Nissen geneckt, oder von Elfen versucht und gereizt worden zu sein.

Sokrates nach Xenophons Memorabilien.

Wer nur etwas von berühmten Männern der Vorzeit gehört hat, dem ist der Name des Sokrates von Athen nicht unbekannt, da man ihn allgemein zu den ausgezeichnetsten Männern rechnet, welche je auf Erden lebten. Nicht so bekannt dürfte aber Manchem sein, was denn diesen Mann, der doch kein Eroberer, kein Herrscher, kein Gesetzgeber, kein Staatsmann, nicht einmal ein Gelehrter war, der Bücher schrieb, oder sich für einen Professor wichtiger Zweige der Wissenschaften ausgab, sondern als wenig begüterter Privatmann in Athens Mittelstande lebte, zum gefeierten Weisen aller Jahrhunderte machte. Für solche sei hier aus der wohl gewiß sichersten Quelle, die uns über ihn zu Gebothe steht, aus den Memorabilien seines Schülers Xenophon über seinen Charakter, seine Lehre, und Lehrart Einiges bemerkt.

I. Charakter.

Sokrates war ein Mann von umfassender Bildung des Geistes. Die Schätze der alten Weisen waren ihm nicht unbekannt I. B. 14 (der Ausgabe von Schütz Halae 1793, die mir allein zu Gebothe stand) und Epicharmus II. 1, 20. Prodokus II., 21. Theognis I. 2. 20. Hesiodus I. 2. 56. II. 1, 20. Homerus I. 2, 58 III. 1, 4. III. 2, 2 IV. 6, 15 ꝛc. schwebten seinem Gedächtnisse vor. Er kannte die alte Geschichte III. 5, 10—11. IV. 2, 33., verstand Mathematik IV. 7, 3., wußte die Lehrsätze des Anaxagores IV. 7, 7. über die Astronomie, die er ebenfalls verstand IV. 7, 5; so wie die Ansichten der Philosophen über das Weltall und ihre so sehr divergirenden Principien des Betragens I. 1, 14. In Unterredungen mit dem Staatsmann III. 5!, wie mit dem Maler III. 10, 1—5., mit den Feldherren III. 2. III. 3 wie mit dem Bildhauer III. 10, 16—18. mit Philosophen III. 8, wie mit einer Hetäre III. 9 über Schönheit der Seele III. 8, 5 f. wie über Bauwesen III. 8, 8—9 u. s. w. weiß er Sachgemäßes zu sagen. In der Dialektik war er so fest, daß ihn die gewandtesten Sophisten nicht in Verlegenheit brachten I. 6. III. 8. Die ausgezeichnetsten Männer suchten von ihm zu lernen I. 2, 48. III. 11, 17. z. B. Aristippus II. 1, Kebes der Thebaner III. 11, 17. selbst Alkibiades und Kritias I. 2, 47. Plato III. 6, 1. Seine Einsicht in die praktische Lebensweisheit war so groß, daß man sie von der Eingebung höherer Wesen ableitete I. 4, 15. IV. 3, 12. IV. 8. 1. I. 1, 4. Von Beispielen hierüber ist das Büchlein voll. Hier nur eine Anekdote. Als man zu einem gemeinschaftlichen Gastmal zusammen kam, wo die Reichen den Armen schwerlich ihre Beiträge gegeben hätten: vermochte er Einen sein Weniges Allen auszutheilen. Nun schämten sich die Andern mit dem Ihrigen zurückzuhalten III. 14 1. Er galt als Redner, für welchen er sich gar nicht ausgab, und der er im gewöhnlichen Sinne auch nicht war I. 2, 31. Bekannte sich Sokrates auch nicht für einen Gelehrten, schrieb er auch kein Buch, so sind doch diese Anmerkungen schlagenderer Beweise seiner umfassenden Kopfesbildung, als wir über die gepriesensten Gelehrten haben.

Wie Sokrates zu dieser Bildung gelangte, erzählt Xenophon nicht; man sieht aber, daß er durch das Studium

Digitized by Google

der alten Weisen, deren Schriften er mit seinen Freunden durchging I. 6, 14., vorzüglich aber durch Nachdenken und Beobachten der Menschen, selbst durch seine Gespräche über wichtige Gegenstände zu seinen Kenntnissen kam. IV. 8, 4.

Noch größer als seine Gelehrsamkeit war seine Rechtschaffenheit selbst nach der Aeußerung des Sophisten Antiphon I. 6, 11. Wer mit ihm umging, der fand ihn durchaus edel und gut (καλὸς κἀγαθός) I. 2, 18. und Niemand hatte bemerkt, daß er je Frevelhaftes oder Unheiliges (ἀσεβὲς, ἀνόσιον) gethan oder geredt habe. I. 1, 11. Sein Lebensprinzip, das er selbst noch vor seinem Tode aussprach, war: was recht ist erkennen und thun, was unrecht ist meiden. IV. 8, 4.; und seine größte Freude: selbst besser werden, und seine Freunde besser machen. I. 6, 9. Ohne Bedenken forderte er den Sophisten Hyppias auf, zu sagen: ob er ihn jemals lügen, chikaniren (συκοφαντοῦντος), Freunde oder Stadt in Uneinigkeit bringen oder etwas Ungerechtes thun gesehen. IV. 4, 11.

Insbesondere betrug sich Sokrates in Bezug auf die Götter so, daß, wer redete und handelte wie er, sehr fromm sein und gelten mußte. I. 1, 20. Er hielt dafür, die Götter wüßten unsere Gedanken, Worte und Werke, und wären überall gegenwärtig. I. 3. 19. Er richtete seine Gebete an sie, und zwar einfach um das Beste, die ja das Beste selbst wüßten. I. 3, 2. Er opferte ihnen oft zu Hause und öffentlich I. 1, 3, und zweifelte nicht, daß seine geringen Opfer ihnen gefielen, da er selbst nur wenig besaß, und ihnen Opfer nur von guten Menschen gefallen. I. 3, 3. Er glaubte öfter Offenbarungen der Götter zu erhalten. I. 2, 5. Was die Aussprüche der Götter vorschrieben, davon brachte ihn nichts ab I. 3, 4.; ihnen nicht folgen sei so viel, als statt eines Sehenden — einen Blinden zum Wegweiser nehmen. I. 3, 4. Da nun Pythia erklärt hatte, man solle die Götter nach den Gesetzen des Vaterlandes verehren, so that er dieses selbst, und leitete auch Andere dazu an. I. 3, 1. IV. 3, 16.

Wiederholt kommt Xenophon auf die Lebensart des Sokrates rücksichtlich der eigenen menschlichen Bedürfnisse zu sprechen. Sokrates besaß sehr wenig und hatte doch genug. I. 2, 1. Denn der geringste Arbeiter konnte verdienen, was Sokrates brauchte I. 2, 5, und es war eine bekannte Sache, daß er sich mit sehr Wenigem begnügte, und in allen Vergnügungen sehr enthaltsam war. I. 2, 14. Der Appetit von ihm Gewürz I. 3, 5 und jedes Getränk angenehm, da er nur wegen Durstes trank. Bei Mahlzeiten enthielt er sich daher leicht vom Uebermaß. I. 3, 6. Du lebst, sagt Antiphon zu ihm, so, daß nicht einmal ein Sklave sich eine solche Lebensart gefallen ließe. Du ißt nur aus Hunger, trinkst die schlechtesten Getränke, hast nicht nur ein schlechtes, sondern im Winter und Sommer das nämliche Kleid, gehst immer ohne Schuhe und Mantel, und verschaffest dir keinen Reichthum, der doch den Besitzer erfreut, und ihm ein freies und angenehmes Leben verschafft. I. 6, 2. Dir scheint, erwiederte Sokrates, meine Lebensart so kümmerlich, daß ich überzeugt bin, du ziehst derselben den Tod vor. Verachtest du sie nun, weil, was ich esse, weniger gesund, weniger stärkend, leichter zu erhalten ist, als deine seltenen und kostbaren Bedürfnisse? oder weil sie dir besser schmecken, als mir die Meinigen? Weißt du nicht, wer mit größtem Wohlgeschmack (ἡδοία) ißt, am wenigsten Gewürz braucht, mit Wohlgeschmack trinkt, fremdes Getränk nicht verlangt? Kleider zieht man an der Hitze oder Kälte wegen, Schuhe, um im Gehen durch Beschädigungen nicht gehindert zu werden. Hast du nun bemerkt, daß ich wegen Kälte zu Hause blieb, wegen Wärme mit Jemanden um einen Schatten zankte, oder wegen Schmerzes an den Füßen nicht ging, wohin ich wollte? Weißt du nicht, daß selbst Schwächlinge durch Körperübungen stärker werden, als kräftige Menschen ohne Uebung, und daß sie deßwegen weniger aushalten? Meinst du nicht, daß ich bei meinen Körpersübungen, was zustoßt, leichter ertrage, als du, der du etwas zu ertragen nicht denkst? Daß ich kein Sclave des Bauches, Schlafes, Vergnügens bin, kommt daher, weil ich Angenehmeres habe, was nicht nur beim Genusse erfreut, sondern immerwährende Freude verspricht .... Mir scheinst du, Antiphon, die Glückseligkeit in Vergnügen und Pracht zu setzen; ich bin aber der Meinung, keiner Sache bedürfen sei göttlich, möglichst weniger Sachen bedürfen dem Göttlichen am nächsten. I. 6, 4—10. Vergl. I. 2, 1. — Die schönsten und blühendsten Gestalten sah er an, wie Andere die häßlichsten und unförmlichsten. I. 2, 15. Für seine Lehre nahm er durchaus nichts an — freilich gegen die Sitte Anderer I. 2, 60, die ihn deßwegen für einen Thoren erklärten, der, da er Haus, Kleid rc. nicht umsonst, sondern um das, was es werth ist, verkaufe, seine Lehre aber umsonst hingebe, selbst anerkenne, daß sie nichts werth sei. I. 6, 11, 12. Sokrates erwiederte: wir halten die Weisheit einer Schönen gleich, die Hure ist, wenn sie sich verkauft, eine weise Freundin, wenn sie sich einem edlen guten Liebhaber hingibt. I. 6, 13. Er wunderte sich, wie einem Lehrer der Tugend möglich sei, etwas anzunehmen, da er sich ja hiedurch zum Sklaven Anderer mache; er aber hoffte an seinen Schülern für sein ganzes Leben gute Freunde zu finden, während Andere durch Empfänge die schändlichsten Knechte werden. I. 2, 5—8. I. 5, 6.

Bei einer solchen Lebensart glaubte er nicht weniger Freuden, wohl aber weniger Leiden zu haben, als Andere. I. 2, 14.

Uebrigens war das Unabhängigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl bei ihm so groß, daß er Bitten und Schmeicheleien verschmähte, durch die er sich leicht vor dem Tode hätte retten können. IV. 4, 4.

Gegen seine Mitmenschen war Sokrates gerecht und gut IV. 4, 1. ein menschen- und volksfreundlicher Mann, I. 2, 60. bekannt als ein ordentlicher Bürger (εὐτακτῶν). Niemals hatte er Andern Gutes entzogen, Böses zugefügt, oder Eines von beiden veranlaßt. I. 2, 63. Er war gern unter Menschen, und fand sich, wo es deren Viele gab, auf Spaziergängen, in den Gymnasien, auf dem Markte, wohin er regelmäßig Vormittag ging I. 1, 10. Da war dann sein gewöhnlicher Lehrplatz für Jedermann, der ihn hören wollte. I. 1, 10. Er gab sich aber für keinen Lehrer aus, obschon er es durch Worte und Beispiel war. I. 2, 2. I. 3, 1. Denn er stellte sich denen, die mit ihm umgingen, durchaus als edel und gut dar, und brachte über Tugend und andere menschliche Dinge das Vortrefflichste vor I. 2, 18. oder vielmehr besprach

Digitized by Google

sich darüber I. 4, 14. I. 6, 4. oder schickte die Lehrbegierigen auch zu Andern, von denen sie lernen könnten. I. 6, 14. Er machte hiedurch seine Anhänger besser, wozu er sehr geschickt war I. 4, 1., und nützte mehr als die gepriesensten Wohlthäter des Staates. I. 2, 61. Nichts war nützlicher, als mit Sokrates umgehen, wo und wie es sein konnte, und selbst die Erinnerung an ihn war sehr heilsam. Im Scherze und Ernst nützte er seinen Anhängern. IV. 1, 1.

Aber nicht bloß durch Belehrung über Tugend rc. suchte er nützlich zu werden, sondern auch durch andere gute Räthe und Vorschläge, die er insbesondere seinen Freunden machte. So sprach er z. B. zu Aristarchus: Mir scheint, du bist in harten Umständen, mein Aristarch; du mußt von deiner Bürde den Freunden etwas überlassen, vielleicht können wir sie erleichtern. Aristarch. Ja wohl geht's mir hart, ich habe vierzehn Personen, Schwestern, ihre und der Brüder Töchter bei mir, und die Felder sind in Feindes Händen, die Häuser tragen in der entvölkerten Stadt nichts, Mobilien kauft Niemand, und eher als Geld zu leihen könnte man auf der Gasse eines finden. Es ist hart, seine Leute vor Noth umkommen zu sehen. Sokr. Aber Keromon hat noch mehrere Leute und wird reich. Ar. Ja, der hat Sklaven, ich aber freie Leute. Sokr. Schlechte Leute machen also ihn reich, gute dir Verlegenheit. Ar. Er hat Handwerker, ich frei erzogene. Sokr. Ist nicht Handwerker, wer Nützliches zu bereiten versteht, Graupe, Brod, Manns-, Frauen-Unter-Ober-Kleider? Verstehen deine Leute nichts hievon? Ar. Alles, glaub ich. Sokr. Nausikydes erhält von Graupenmachen sich, sein Haus, viele Schweine und Ochsen, und verwendet noch dazu für die Stadt oft Kosten. Kiribus nährt von seiner Bäckerei sein ganzes Haus, und lebt prächtig rc. Ar. Diese haben gekaufte Barbaren, die thun müssen, was sie wollen; ich aber habe freie Verwandte. Sokr. Sollen sie deßwegen nur essen und schlafen? Sind Freie bei dieser Lebensart glücklicher, als wenn sie Nützliches thun? Ist Trägheit und Sorglosigkeit in Erkennung dessen, was man wissen soll, um das Gelernte nicht zu vergessen, zur Gesundheit seiner Körperkraft, zur Erwerbung und Erhaltung eines Besitzthums schwerer, als Fleiß und Sorgfalt? Lernten sie, was sie kennen, als Unnöthiges und Unbrauchbares, oder im Gegentheil als etwas Nützliches und Brauchbares? Wer ist gescheidter, Faullenzer, oder wer sich mit Nützlichem beschäftigt? wer gerechter, der arbeitet, oder der in Müssiggang nachdenkt, wie er das Nöthige erwerben kann? Jetzt besteht zwischen euch keine Liebe, weil du sie für schädlich, sie dich für belästigt halten; dieses wird zunehmen. Befiehlst du ihnen aber zu arbeiten, so wirst du sie deines Nutzens wegen, sie dich deiner Freude wegen lieben, und die Erinnerung früherer Wohlthaten wird ihren Dank vermehren; ihr werdet lieber und häuslicher beisammen leben. Freilich statt schändlicher Arbeiten müßte man den Tod wählen, aber sie kennen die schönsten, die anständigsten Arbeiten, und verrichten sie leicht, geschwind, gut und angenehm. Veranlaß nur geschwind, was dir und ihnen nützlich ist, billig werden sie dir folgen. — Aristarch folgte; es geschah, wie Sokrates gesagt hatte; und als Aristarch dieses freudig dem Sokrates mit dem Beisatze erzählte, daß sie sich nur beklagen, daß er müßig im Hause esse, erwiederte Sokrates: Nun so erzähle ihnen die Fabel vom Hunde, über den sich die Schafe als nutzloses Thier beschwerten, aber ihn auf seine Erwiederung, er sorge für sie vor Dieben und Löwen, ehrten. II. 7. Sehr verbunden machte sich Sokrates dem reichen Krito, dem er, um sich vor dem lästigen habbegierigen Sykophanten zu schützen, rieth, einen braven Advokaten zu begünstigen, der ihm dann gegen jene beistehen werde, was auch geschah. II. 9. Einen andern Freund beredte er zu einer Geschäftsverwendung, welche ihn vor einem brodlosen Alter sichern sollte. II. 8. Da er bei seinem geringen Vermögen werkthätig nicht helfen konnte, so empfahl er wenigstens Andern mit Erfolg und Feinheit arme Freunde. II. 10.

Um den Staat machte er sich dadurch verdient, daß er Andere zum Staatsdienst geeignet zu machen suchte I. 6, 15, theils, indem er alle, welche mit ihm umgingen (und deren waren von Athen und anderen Orten nicht Wenige I. 2, 48), zu guten und edlen Menschen zu bilden bemüht war, die sich im Hause, in der Familie, gegen Dienerschaft, gegen Freunde, Staat und Bürger gut benehmen (καλῶς χρῆσθαι) sollten I. 2, 48, daher er sie zu den edelsten und erhabensten Tugenden zu führen suchte I. 2, 64, theils indem er einzelne zu wichtigen Staatsämtern verwendete Männer auf übersehene sehr wichtige Punkte ihrer Amtsführung aufmerksam machte, z. B. einen Kavallerie-Obersten auf die Pflicht Pferde und Reiter besser zu machen III. 3, einem andern Oberst aber das Ungenügende der Taktik allein, durch ein Register anderer Feldherren-Pflichten begreiflich machte III. 1, 4. III. 2, und jene zum Staatsdienst zu führen suchte, von welchen er eine günstige Einwirkung auf denselben erwartete. III. 5. Er glaubte durch diese Bildung Anderer zum Staatsdienst mehr zu nützen, als wenn er sich allein dem Staatsdienste weihte I. 6, 15; doch entzog er sich diesem Dienste nicht ganz, und versah ihn auf das gewissenhafteste. Er war Vorsteher in Gemeinde-Versammlungen. IV. 4, 2. Strenge Gerechtigkeit, und zwar aus dem Motive der Religiosität wegen geschwornen Eides leiteten seine Schritte. I. 1, 17. Wenn auch die ganze Volkswuth ihn zur Ungerechtigkeit zu zwingen suchte: so widerstand er, sich an die Gesetze haltend, mit einer Kraft, die Xenophon für beispiellos hält; und eben so fest war er gegen verschiedene Befehle der dreißig Tirannen, mochten auch alle Andern zu ihrem Willen stehen. IV. 4, 2—3. Freilich zog er sich dadurch und durch den Tadel ihrer schlechten Regierung I. 2, 32. ihren Haß zu. Uebrigens gehorchte er im Frieden und Kriege den Gesetzen des Staates. IV. 4, 1.

So zeigte sich Sokrates durchaus edel und gut, und gab den schönsten Unterricht über die Tugend und andere menschliche Dinge. I. 2, 18.

Und doch wurde er in seinem hohen Alter IV. 8, 1. als Jugendverführer und Verächter der Götter zum Tode verdammt. I. 1, 1. — Aber auch da war er guten Muthes, zufrieden, und lebte in der Zwischenzeit vom Urtheile bis zum Tode gerade wie sonst. IV. 8, 2. Er behauptete im Angesichte des Todes, ein so angenehmes und gutes Leben geführt zu haben, wie kein Mensch. Denn am besten leben, die sich am besten bemühen, die Besten zu werden, und am angenehmsten, die am meisten fühlten, daß sie besser geworden,

Digitized by Google

was er, mit Andern sich vergleichend, von sich denken zu dürfen glaube, und auch seine Freunde erkennen. IV. 8, 6, 7. Man wird mir, sprach er zu Hernogones, welcher ihn vor dem Tode besuchte, allzeit bezeugen, daß ich Niemandem je Unrecht that, noch Andere schlechter machte, meine Freunde (σονοιτας) aber besser zu machen suchte IV. 8, 10. (wozu er auch nach dem Urtheile aller Rechtschaffenen wie Keiner behülflich war. IV. 8, 11.) Von diesem an seine Vertheidigung erinnert, antwortete er: scheine ich dir denn nicht — darauf denkend — gelebt zu haben? That ich doch nichts, als nachdenken über Recht und Unrecht, ersteres befolgen, letzteres meiden, was doch die beste Sorge für eine Vertheidigung sein sollte. IV. 8, 4. Nach Xenophons Schlußurtheil war Sokrates ein Mann, den man für den tugendhaftesten und glücklichsten erklären muß, da er so fromm war, daß er ohne der Götter Willen nichts that, so gerecht, daß er Niemandem im mindesten schadete, seinen Genossen (χρωτινοις ιουτῶ) aber sehr viel nützte, — so enthaltsam, daß er niemals das Angenehme dem Guten vorzog, so gescheidt und ruhig (φρονιτος), daß er in Bestimmung des Guten und Bösen nie fehlte, und hiezu keines Andern bedurfte, sondern zu dessen Kenntniß selbst genügte, geschickt im Sprechen und Erklären von derlei Gegenständen, geschickt Andere zu beurtheilen, die Fehlerhaften zu tadeln, und zur Tugend und Rechtschaffenheit (καλοκαγδία) zu führen. IV. 8, 11.

Von dem Bilde eines Mannes, das nur Ehrfurcht vor den Göttern, Wohlwollen und Drang Andere zu allem Guten, vorzüglich zur Tugend zu führen, Enthaltsamkeit, Gleichmuth und immerwährende Zufriedenheit rc. ausdrückt, darf doch auch der wärmste Verehrer des Christenthums betrachtend verweilen, wenn diese Züge, zu welchen Geselligkeit und die schalkhafteste Laune zur Folter der Vielwisser und einbilderischen Leute kam, auch noch so unvollständig dargestellt sind. Da übrigens Sokrates lebte, wie er lehrte I. 5, 6. IV. 1, 1. II. 2, 18., so dienen die folgenden Bemerkungen wohl auch zur Vervollständigung seines Charakters.

(Fortsetzung folgt.)

Tiroler-Biene.

Die Vorstehung des Museum hat bei dem vaterländischen Künstler J. Gasser ein plastisches Werk bestellt; man beabsichtiget auch von den ausgezeichneteren Tirolermalern tüchtige Bilder anzuschaffen, was freilich nur allmälig geschehen kann, weil die Mittel der Anstalt beschränkt sind.

• Das Gemälde des talentvollen Rieser, welches seit einiger Zeit in der Unterberger'schen Kunsthandlung zur Ansicht ausgestellt war, hat bereits einen Käufer gefunden. Wir wünschen sehr, daß in unserem Lande der vordem so lebendige Kunstsinn allmälig wieder erwache, und hoffen für die Belebung desselben sehr viel von den Kunstausstellungen. Die nächste dürfte Anfangs Juni stattfinden.

Korrespondenzen.

Lemberg, Mitte April.

—f.—d. Galizien ist ein Profetenland geworden. Gleich beim Beginne des Jahres 1852 spuckte die Sage vom Weltuntergange in allen Schichten der Bevölkerung, und sie fand wunderbarer Weise Anklang, trotzdem eine im Sarge des heiligen Johann von Dukla aufgefunden sein sollende Profezeiung mit diesem Jahre den unvorgreiflichen Uebergang unseres papierenen Zeitalters in eine goldene Aera verkündet. Wie diese beiden kontradiktorisch entgegengesetzten Vorhersagungen zu vereinigen wären, bildet eine gordische Preisaufgabe für die Jünger der Muße, wenn wir jedoch auch einem dritten weniger verbreiteten Orakelspruche Glauben schenken wollten, so wäre der bevorstehende Weltuntergang blos Durchgangspunkt der kalifornischen Zeitalterentwicklung gleichwie der alte Vogel Phönix in der eigenen Zerstörung die Grundbedingung eines geläuterten und verjüngten Lebens zu finden gewohnt war. Weil es nun aber in der Menschennatur liegt, eher dem Ahriman als dem Ormuzd das Ohr zu leihen, so gewann das kassandrische Gerücht vom baldigen Weltuntergange durch den im Monat März eingetretenen ungewöhnlich hohen Barometerstand an Intentität. —

In den westlichen Kreisen unseres Kronlandes besonders schießen täglich neue Profetenpilze auf. Der Aberglaube des Landvolkes führt diesem um sich greifenden Unkraut stündlich neue Nahrung zu; wir vernehmen es jedoch mit großer Beruhigung, daß die lobenswerthe Bescheidenheit der Bauernwahrsager sie selten über ihren beschränkten Gesichtskreis erhebt, und ihre Schreckenspfeile größtentheils gegen die einheimische Trunksucht gerichtet sind; ja einige dieser höher Inspirirten waren so gütig zu beweisen, daß die Mißernten, insbesondere aber die Kartoffelfäulniß in diesem Laster wurzeln, indem die unantastbare Bestimmung der Knolle verbrecherischer Weise umgangen, und diese gegenwärtig nicht in der ursprünglich festen Gestalt der Speise, sondern in der künstlich zubereiteten flüßigen Form des Branntweins genossen wird.

Aber auch in unserer Hauptstadt, dem Mittelsitze und Culturherde des Kronlandes, macht eine wichtige Profetensage die Runde, wir meinen das starkverbreitete „on dit", welches uns die nahe Aufführung des Meyerber'schen Profeten in die Vogelperspektive stellt. Angesichts der enthusiastischen Schilderungen, die bei Gelegenheit anderseitiger Aufführungen dieses Opernstückes wie abendländische Feenmährchen an unser Ohr schlagen, müssen wir unter gegenwärtiger Constellation an der Wahrheit dieses Gerüchtes um so mehr zweifeln, als ein unparteiischer Blick auf die Gesangskräfte unserer Darsteller ihm sogar die Wahrscheinlichkeit benimmt.

Wir hegen von diesem großartigen Tonwerke, dieser Opernkönigin, sehr hohe Begriffe, und könnten es, aufrichtig gesagt, nicht über's Herz bringen, unsere stolzen Erwartungen und goldenen Träume durch die traurige Wirklichkeit einer mißlungenen Aufführung entweiht zu wissen. Aus diesen Motiven sind wir viel eher bereit, den musikalischen Heißhunger zu bändigen, und jenen Kunstgenuß zu unsern frommen Wünschen zu zählen, als einer unbefriedigenden Enttäuschung unsere auf die Spitze getriebenen Vorstellungen zu opfern. Auf Kosten der hierländigen Beliebtheit Meyerber's wurde uns schon so manches Unverdauliche aufgetischt, und seitdem eine gewisse Sängerin auf den glücklichen Einfall gerathen, in der Rolle Roberts des Teufels zu debutiren, haben wir nebst der nicht neuen Erfahrung, daß auch das schöne Geschlecht in Satansrollen so ziemlich heimisch sei, noch die Ueberzeugung gewonnen, zu welch einem armen Teufel dieser sopranstimmige Robert der Teufel verteufelt wurde. Auch die »Hugenotten« theilten ein ähnliches Geschick in so hohem Grade, daß die im Weihrauchspenden sonst nicht nachläßige »Lemberger Zeitung« der dießfälligen Rezension ihres erfahrenen Theaterreferenten die Spalten ihres Blattes versagte.

Wenn nun auch der Totaleindruck der zur Aufführung gebrachten Opern größtentheils ein verfehlter weil gestörter ist, müssen wir doch sowohl im Interesse der Wahrheit als auch in jenem der Kunst bei unserer viel Popularität benützenden Prima Donna Frau Schreiber-Kirchberger eine ehrenvolle Ausnahme statuiren. Diese mit einem Organe voll Lieblichkeit und Milde begabte, in Spiel und Gesang gleich ausgezeichnete Sängerin ist es, welche durch unübertreffliche Leistungen allen Anforderungen eines kunstsinnigen Publikums meisterhaft Genüge leistet. Im oftmals stürmenden Meere des Gesanges schwimmen ihre Partien wie glitzernde Perlen oben auf, und nur dieser Künstlerin haben wir es zu verdanken, daß bei nichtbefriedigendem Gesammteindruck manches sehr gut gelungene Stückwerk uns zu Theil wird; indem es andererseits einleuchtend ist, daß einer derartigen Meisterin nur ebenbürtige Gesangskräfte die Stange zu halten vermögen.

Digitized by Google

In jüngster Zeit gastirten auf unserer Bühne die Herren Vincent und Sabano, Ersterer vom Theater an der Wien, Letzterer vom Stadttheater in Olmütz. Hr. Vincent, in sogenannten lyrischen Partien brav, versteht es mit seltener Routine und Taktfestigkeit durch ein nicht sehr auffallendes Pausiren die ihm fehlenden höhern Stimmlaute zu überhüpfen, während Hr. Sabano durch ein seelenvolles, in jeder Beziehung ausgezeichnetes Spiel dasselbe Gebrechen mit vielem Glücke maskirt. An Letzterm hat unsere Bühne, wie wir vernehmen, eine um so lobenswerthere Acquisition gemacht, als Hr. Sabano durch eine künstlerische Auffassung aller Nuancen seiner Rolle einen sprechenden Beleg dramatischer Denkfähigkeit liefert. Auch Hr. Köhler, ein junger Baritonist, dessen Organ durch klangvolle Rundung eine sehr angenehme Wirkung hervorbringt, kürzlich noch im Chore beschäftigt, hat sich durch einige gutgelungene Darstellungen die Gunst des Publikums zu erwerben verstanden.

Ueber unser Schauspiel wollen wir für dießmal schweigen, da wir beim besten Willen darüber eigentlich nichts zu referiren haben; das feinere Lustspiel und die Posse findet für wahrhaft komische Rollen keinen in Spiel und Humor vollendetern Darsteller als Hrn. Barry.

Auch an Concerten litten wir keinen Mangel. Lemberg ist bekanntlich ein recht liebes Ruheplätzchen für alle jene musikalischen Zugvögel, die in Kunstreisen von Süden nach Norden von Osten nach Westen begriffen sind.

Unser kunstsinniges Publikum rechtfertigt alle künstlerischen Erwartungen. Hr. Appolinary Kontski, der, einige sein Spiel entstellende Grimassen abgerechnet, die Violine meisterhaft handhabt, und dessen Bruder, Hr. Anton Kontski, k. preuß. Hofpianist, Ordensinhaber, im Vortrage, Ansatze und mechanischer Fertigkeit ein Künstler ersten Ranges, haben bei Gelegenheit ihrer hier veranstalteten Concerte viel klingende Beweise vom Kunstsinne unseres Publikums davongetragen.

Das musikalische Conservatorium, welches an der Mißgunst der Verhältnisse im Jahre 1848 einging, soll seiner unbestrittenen Gemeinnützigkeit halber nächstens wieder in's Leben treten, und unser Kunst und Wissenschaft fördernde Monarch hat auch hier wie überall durch eine großmüthige Spende von 2000 fl. CM. zur Wiederbelebung dieses Musik-Lehrinstitutes den Grund gelegt. Se. Excellenz der Hr. Statthalter übernahmen das Protectorat und die angesehensten Mitglieder des Adels die Ehrenprocuratur über diese erblühende Anstalt, der wir unter solchen Auspizien ein kräftiges Gedeihen vorhersagen.

Zum Schlusse müssen wir noch der Produktionen der Frau Professorin (?) Bernhardt, dieses weiblichen Zoroasters, welche den ganzen Zend-Avesta alter und neuer Magie in den Fingerspitzen trägt, gebührend erwähnen. Alle Täuschungen aus dem Bereiche des Magismus ahmt diese Sybille täuschend nach, und wir zählen zu den magischen Wundern konsequenterweise auch jenes, daß alle abgedroschenen Zauberkünste trotz ihrer erwiesenen Natürlichkeit von ihrem Zauber bis Nungu noch wenig verloren haben.

Wenn wir zusehen müssen, wie verschwenderisch diese Frau Professorin mit den Goldmünzen ihrer »egyptischen Wundertasche« zu Werke geht, so finden wir hiebei nur in dem Umstande einigen Trost, daß einerseits nicht Alles, was glänzt, Gold ist, andererseits aber die Künstlerin für ihre Vorstellungen gewisse Vorstellungszeichen einsammelt, welche bei allen Kassen unserer Monarchie statt baarer Münze angenommen werden. Auch die Art, wie diese Frau einem Manne den Kopf vom Rumpfe trennt, ist eine ziemlich bekannte, da viele Frauen vor ihr im Männerköpfen Meisterinnen waren und es noch sind.

Wir schließen, der Sturm heult und die Schneegraupen schlagen an die beeisten Fensterscheiben, dazwischen klingen die Schellen und Glocken der Schlitten bunt durch einander, dieß ist die erste winterliche Schlittenfahrt in der zweiten Hälfte des Aprils, nachdem im Monat März die Glühhitze des Juli brannte. Wer da nicht an den nahen Weltuntergang denkt, hat entweder viel zu thun, oder ein verstocktes Herz. Wir aber glauben an einen baldigen Frühling. Jedenfalls aber suchen wir als ein Ritter ohne Furcht und Tadel ein sicheres Plätzchen, um beim Eintreffen der fürchterlichen Catastrofe uns wohlverwahrt an die Trümmer der Welt zu klammern, eingedenk des Horaz'schen Spruches:

Etsi fractus illabatur orbis
impervidum ferent ruinae.

Czernowitz, 26. April.

Wir beabsichtigten in einem nächsten Korrespondenz-Artikel Ihnen von dem hiesigen Theater zu referiren. Indessen sind wir nicht mehr in der glücklichen Lage unserer Absicht nachzukommen, da sich wegen stets abnehmender Theilnahme von Seiten des Publikums unsere Theatergesellschaft aus dem Staube machte, um „Roß und Reiter“ nie mehr wieder auf der Bühne zu sehen. Das war doch einmal eine glückliche Spekulation! ! und wir können nicht umhin beizufügen, daß die einzige Koriphä unserer Bühne vor längerer Zeit nach Wien berufen! ? wurde, um — den letzten Nachrichten gemäß — in der Residenz ein großartiges Fiasko zu machen! Ein gottloser Theater-Recensent der „Wiener allgemeinen Zeitung“ trug kein Bedenken, den vielverdienten Helden bei der Welt zu verschwärzen; denn, wenn Jedermann „Hanswurst“ genannt zu werden verdient, so war es doch lasterhaft genug, Herrn * * diesen Ehrentitel beizulegen. — Uebrigens wissen wir nicht was wir glauben sollten, erfuhren wir erst, daß der wohlverdiente Held in Wien das Fersengeld zahlen mußte.

Die renomirte Dichterin Julie Gräfin Oldofredi-Hager hat den 13. d. M. eine Besuchsreise zu ihrer Mutter, der Baronin von Podmaniczki, nach Pesth angetreten.

Um der Fluth ausländischer illustrirter Blätter gegenüber ein echt vaterländisches illustrirtes Journal zu besitzen, wurde in Wien die österreichische illustrirte Zeitung gegründet, deren Redakteur Herr Johann Greis (Reyhongs) durch die umsichtsvolle Leitung des „Hausfreundes“ im weiten Vaterlande vortheilhaft bekannt ist. Diese große Bilderzeitung, die wohl die billigste genannt werden darf, bringt jährlich 500 Holzschnitte, darunter eine Reihe von Porträts verdienstvoller Männer jedes Landes, die sich im Vaterlande auf irgend eine Weise rühmend ausgezeichnet haben. Die Redaktion hat sich die Aufgabe gestellt, von jeder einseitigen Auffassung der Zeitgeschichte ferne zu bleiben, und dem engeren Familienkreise ein gutes, belehrendes, belletristisches und geschichtliches Werk für ewige Zeiten zu liefern. Jeder Wissenszweig wird hier würdig vertreten, jedes wichtige politische Ereigniß der Gegenwart aufgezeichnet und in ernsten Originalnovellen, Erzählungen rc. rc., so wie in den beigegebenen scherzhaften „Wiener fliegenden Blättern“ eine äußerst anziehende und spannende Lektüre dem **P. T.** Publicum gebothen. Indem wir unsere Leser auf dieses einzig in seiner Art in Oesterreich bestehende Journal ganz besonders aufmerksam machen, möchte ich weiter die unter der Redaktion des Herrn J. N. Enders befindliche Wochenschrift „die Biene“ in Neutitschein, welche in Anbetracht ihres Feuilletons, ihrer Kunstbeilagen und ihrer großen Prämien-Vertheilung mit vollem Rechte als die billigste Zeitschrift Oesterreichs und Deutschlands hervorgehoben wird, den Lesern des Phönix empfehlen.

Notizen.

In Bälde erscheinen zu Mainz die Gedichte des Oskar von Redwitz. Seinen Verehrern wird dieses eine angenehme Nachricht sein und auch wir erwarten, da das Talent des Herausgebers ein vorzugsweise lyrisches ist, manche Goldkörner in dieser Sammlung zu finden.

• Es wird mit Bestimmtheit berichtet, daß Prof. Dr. Feßler von Brixen einen Ruf an die Wiener Universität erhalten und denselben angenommen habe.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 20. Innsbruck, 15. Mai 1852.

Cantilena potatoria.

Altes Trinklied, aus dem Latein übertragen. *).

Geht es, wie es gehen soll, sterb ich an der Pippe,
Firner Wein benetze noch des Erblaßten Lippe.
Kömmt sodann der Engel Chor, hör' ich schon den Sprecher:
Zeig', o Herr, Dich gnädiglich diesem wackern Zecher.

Nur aus Humpen nähret sich meiner Seele Leuchte,
Und mein Herz fliegt himmelwärts, tauch ich's nur in's Feuchte.
Aber süß schmeckt nur der Wein, den die Kneipe spendet,
Nicht wie des Prälaten Schenk ihn mit Wasser schändet.

Wie der Stoff, den ich geneuß, also auch mein Singen,
Eh' mein Leichnam nicht verpflegt, wird kein Strich gelingen.
Nicht den Heller ist es werth, was ich nüchtern dichte,
Wenn ich nach gerechtem Trunk den Ovid vernichte.

Jedem hat sein eigen Theil die Natur gegeben,
Ich — bedarf zur Geistesthat Kraft vom Naß der Reben.
Bin ich leer, so mag ein Bub' nach dem Kranz' mir tasten,
Bitt'rer drum als Gift und Tod haff' ich Durst und Fasten.

Immer deckt den Seherblick mir die ird'sche Hülle,
Fehlet meinem Leibe noch Sättigung und Fülle;
Aber wenn im Schädel mir Bacchus oben fackelt,
Zeigts sich's wie der Gott aus mir wunderbar orakelt!

Meran 1852. J. F. Lentner.

Venetianische Volkslieder.

Aus dem venetianischen Dialekt übersetzt von Ida von Düringsfeld, Verfasserin vom „Schlosse Goizyn."

Der Kahn. (La note xè bèla.)

Mach eilig, Ninetta,
Der Abend ist linde,
Wir wollen die Winde
Erhaschen im Kahn.
Wie lieblich ist's flüstern so
Leis' in der Laguna,
Beim Schimmer von Luna,
Auf wogender Bahn.

Ich sagt es dem Toni,
Daß offen wir ließen,
Die Luft zu genießen,
Die säuselt vom Meer;
Du brauchst mit dem Fächer dich
Hier nicht mehr zu kühlen,
Die Zephyre spielen,
Dich fächelnd, umher.

Sollt' einer von ihnen
Verlocken sich lassen,
Die Spitze zu fassen
Vom schützenden Tuch,
Ja, oder erkühnt er sich,
Auf's Knie sich zu senken
Und dorten zu denken
An keckern Versuch —

Beachte solch Tändeln nicht,
Allein sind wir Beide,
Daß Anstoß er meide,
Ist Toni bedacht.
Er sieht nicht, er hört nicht,
Er gleicht einem Stummen,
Er hat so den Dummen
Wohl öfter gemacht.

Das Schmetterlingchen. (La farfaletta.)

Das Schmetterlingchen
Mit bunten Schwingchen
Scherzt hier und dort;
Die Blum' und diese
Küßt's auf der Wiese,
Und dann fliegt's fort.

Doch geht's um's Dunkeln,
Dann hört sein Funkeln
Und Flattern auf,
Am Licht der Kerzen
Verbrennt's in Schmerzen
Und flammt mit auf.

Du, die aus Schmerzen
In treuen Herzen
Ein Spiel gemacht,
Was du verbrochen,
Wird einst gerochen
Durch gleiche Macht.

---

*) Wir bringen diese Uebersetzung des bekannten Trinkliedes: **Mihi est propositum**, mit dem Beisatze, daß sie von dem dahingeschiedenen Dichter auf seinem Todbette für unser Blatt bestimmt wurde.

Digitized by Google

Du bist fröhlich. (Tu sei lieta.)

Du bist fröhlich, o Naniella,
Und du ruhest, da ich wache,
Meine Liebste, auf, erwache,
Komm', wo nicht, komm' ich hinauf.

Aus dem Herzen, welches schmachtet,
Will ich einen Kuß dir geben,
Wenn allein du bist, mein Leben,
Komm, wo nicht, komm' ich hinauf.

Du verstellst dich, o Naniella,
Weil du öffnen nicht willst gehen,
Willst du sterben, mich nicht sehen,
Komm', wo nicht, komm' ich hinauf.

Wär' vielleicht erwacht der Vater,
Steht vielleicht die Mutter Wache,
Liebchen, das ist deine Sache,
Komm', wo nicht, komm' ich hinauf.

* * *

Süßes Leben, meine Sonne,
Willst die Gunst du mir versagen,
Werd' ich sterben im Verzagen,
Komm', wo nicht, komm' ich hinauf.

Kommst du eilends nicht gelaufen,
Sag' ich's Allen, klag' es Allen,
Bist allein, mein hold Gefallen,
Komm', wo nicht, komm' ich hinauf.

Du, mein lieb Schätzelein. (Mia cara Cocola.)

Du, mein lieb Schätzelein,
Komm' zu mir her,
Denn für dich Tag und Nacht
Seufze ich schwer,
Weine und klage,
Rase, verzage,
Habe nicht Frieden
Bei Tag und Nacht.

Ich kann es sagen nicht,
Was es für mich
Würde für Jubel sein
Zu sehen dich.
Ich will dir geben
Ein Pfand für's Leben,
Das dauern könne
Bei Tag und Nacht.

Doch wenn die Liebe mein,
Alle für dich,
Nicht dich bewegen kann,
Zu wollen mich,
Dann wird die Liebe,
Bitter und trübe,
Mich machen weinen
Bei Tag und Nacht.

Neulich Abends. (L'altra sera.)

Meine Nina neulich Abends
Fand im Garten ich allein,
Und sie reichte mir das Händchen
Und sie sagte: Komm' herein.

Und ich hab' gedrückt ihr Händchen,
Hab's an meine Brust gebracht,
Fühle, sprach ich, o Ninetta,
Wie's das Herz da d'rinnen macht.

An dem wunderschönen Orte
Warf ich auf den Rasen mich,
Meine Nina augenblicklich
Setzte mir zur Seite sich.
Und sie legte das Gesichtchen
Kosend an die Schulter mein,
Und ich wiegte sie ein Bißchen,
Und geschwinde schlief sie ein.

O Gott, ich stach mich! (Oh Dio, m'ò ponto!)

O Gott! ich stach mich, so klagte Beta,
Als sie sich Rosen im Garten brach,
Mir klopft der Finger, der Dorn steckt drinnen,
O Himmel, siehst du nicht, das Blut kommt nach!
Nicht ist's, versichr' ich dir, ein Schmerz, der zunimmt,
Es ist ein Garnichts, sprach ich zu ihr,
Saug' aus in Eile dir deinen Finger,
Den Balsam führest du ja stets mit dir.

* * *

Allein die Schelmin mit jenem Auge,
Das Mitleid leihet auf Wucher aus,
Hat ihren Finger mir hingehalten,
Und ich, ich dummer Tropf, ich saug' ihn aus!
Schrecklicher Augenblick! seit jener Stunde
Durch alle Adern mir ein Fieber schleicht,
Und wenn ich klage, wie sehr ich durste,
Antwortet Beta: 's wird Nichts gereicht.

Breslau Dezember 1851.

Sokrates nach Xenophons Memorabilien.

(Fortsetzung.)

II. Lehre.

Schwerlich hat Sokrates seine Lehre in ein System gebracht; wenigstens legt uns Xenophon kein solches vor. Wir müssen uns daher lediglich mit einigen Bemerkungen und Bruchstücken über dieselbe begnügen.

Der Zweck der Lehre des Sokrates war, die Menschen besser zu machen I. 2, 61. I. 4, 1. I. 6, 14., ihre bösen Neigungen zu unterdrücken, und zur Tugend im häuslichen und öffentlichen Leben zu führen I. 2, 69., ihnen zu nützen und behülflich zu sein, das zu thun, was sich geziemt. III. 8, 1. Um ihn waren vorzüglich solche Menschen, welche sich nicht zu Volksrednern und Sachwaltern (δημηγορικοὶ καὶ δικανικοί) bildern, sondern nachdem sie edel und gut geworden, sich in öffentlichen und häuslichen edel (καλῶς) zu benehmen wünschten. I. 2, 48.

Der Inhalt seiner Lehre war daher die Untersuchung von dem, was gottgefällig und frevelhaft, was schön und schändlich, was gerecht und ungerecht, was Besonnenheit (σωφροσύνη) und Thorheit, was Tapferkeit und Feigheit, was Staat und Staatsmann, was Regierung und Regent sei, kurz, von dem, dessen Kenntnisse die Menschen gut und edel, dessen Unkenntnisse sie sclavenähnlich machen würde. I. 1, 16. Seine Anhänger sollten für die vorkommenden Lebensverhältnisse tauglich (αὐτάρκεις) werden. IV. 7, 1.

Digitized by Google

Eine Folge dieses seines Hauptstrebens war, daß von seiner Lehre ausgeschlossen blieb, was für das Leben keinen Nutzen bringt. Z. B. Die Frage, was die Welt sei, nach welchen Gesetzen im Himmel Alles geschehe u. s. w. Er fragte, ob diejenigen, welche sich mit solchen Forschungen abgeben, die menschlichen Dinge schon zur Genüge wüßten, oder angemessen zu handeln glaubten, wenn sie diese vernachlässigend das Göttliche durchforschten, was doch unerforschlich wäre, und worüber die größten Gelehrten wie Wahnsinnige sprachen. So sagen über das Wesen der Dinge (νους) Einige: es sei nur Eins; Andere: unendlich viel; Einige: Alles entstehe und vergehe; Andere: nichts entstehe und vergehe; Einige: Alles sei in Bewegung; Andere: nichts bewege sich. Er bemerkte, ob, wenn sie die Gesetze erkannt hätten, sie dann auch Wasser und Winde und Jahreszeiten oder was sie sonst von dergleichen Dingen brauchten, hervorzubringen hofften, und wenn sie es nicht hofften, ihnen bloße Kenntniß genüge. I. 2, 13—15. Selbst Arithmetik und Geometrie wollte er nur in dem Maße gelehrt, als sie Nutzen brachten; z. B. zur Ausmessung eines Feldes bei Verstücklungen rc. aber nicht bis zu den schwersten Figuren (διαγραμματῶν). Dieß reibe die Lebenskräfte auf, und halte von nützlichen Kenntnissen ab. IV. 7, 2—3. Das Nämliche gelte von der Astronomie, die man zur Zeitrechnung, Schifffahrt, Bestimmung der Nachtszeit rc. studiren soll, aber nicht um Planeten und Kometen und ihre Entfernung von dem Erde rc. kennen zu lernen, was nichts nütze, und wozu das Menschenleben nicht hinreiche. Was im Himmel vorgehe, können die Menschen nicht finden, suchen wollen, was die Götter nicht wissen lassen wollen; sei ihnen nicht angenehm, führe wohl auch zum Unsinn z. B. bei Anaxagoras, dem größten Gelehrten in diesen Dingen. Dieser halte die Sonne für Feuer, ohne zu bedenken, daß man in das Feuer leicht, in die Sonne nicht sehen könne, daß die Sonne, nicht aber das Feuer die Haut schwärzer mache, daß ohne Sonne nichts wachse, das Feuer aber Alles verderbe; wenn er aber die Sonne sogar einen feurigen Stein nenne, so vergesse er, daß ein Stein im Feuer nicht leuchte, und nicht lange aushalte. IV. 7, 3—7.

Wohl eine andere Folge dieser ganz praktischen Richtung war, daß er selbst das Gute und Edle nach den Beziehungen zum Gebrauche, zum Nutzen beurtheilte, so daß Manches je nach den verschiedenen Beziehungen gut und schön. aber auch schlecht und häßlich sein können. III. 8, 4—7. Alles müsse mit Rücksicht auf das, was sein soll, beurtheilt werden. πάντα ἀγαθά μεν καὶ καλά ἐστι, πρὸς ἃ ἂν εὖ ἔχῃ, κακὰ δὲ καὶ αἰσχρά, πρὸς ἃ ἂν κακως III. 8, 7. Vergl. IV. 2, 14—19. IV. 6. 8—9. In Bezug auf Gerechtigkeit nahm er jedoch göttliche Gesetze an, die bei allen Völkern rc. gelten, wozu er rechnete: die Götter verehren, die Eltern schätzen, sich mit Kindern nicht fleischlich vermischen IV. 4. 19—20, gegen Wohlthäter dankbar sein. IV. 4, 24. Die Götter hätten die Einrichtung getroffen, daß, wer diese Gesetze nicht befolge, schon nach dem Naturlauf Strafe zu dulden habe, z. B. der Undankbare. IV. 4. 23. 25.

Ein anderer Grundsatz war ihm: die Menschen handeln nach ihrem Wissen, nach ihrer Einsicht. III. 9. 4—5.

Er glaubte, daß Jedermann von dem, was ihm möglich ist (τῶν ἐνδεχομενῶν) das wähle, was ihm das zuträglichste scheint. Alles Gerechte und Tugendhafte sei aber schön und gut, und wer dieß kenne, möchte daher nicht statt desselben etwas Anderes; aber der, welcher es nicht kenne, könne es auch nicht thun, und er gehe irre, wenn er es auch thun wollte. III. 9, 5. Wer nicht recht thue, sei daher weder weise noch besonnen (σοφρων). Gerechtigkeit und jede Tugend sei Weisheit. III. 9, 5.

Es versteht sich wohl von selbst, daß diese Grundsätze hier bloß aufgeführt, aber weder gebilligt noch mißbilligt werden. Ob seine Verachtung bloß theoretischer insbesondere mathematischer und zum Theil mathematischer Wissenschaften zu billigen seine Lehre von Gut und Bös richtig, seine Ansicht über den Einfluß des Wissens auf das Handeln gegründet, ob überhaupt die Lehre des Sokrates genügend sei, wenn man sie mit der vom Christenthum erleuchteten Vernunft prüft, oder den von Sokrates wohl nicht geahndeten praktischen Einfluß der mathematischen und naturhistorischen Wissenschaften in unsern Zeiten berücksichtigt: geht uns hier nichts an, wo wir bloß die Lehre des Sokrates darstellen wollen, von der nun einiges Specielle folgen soll, und zwar zuerst

A. über die Theologie:

a. Die Kenntniß von Gott schöpfte Sokrates aus seinen Werken IV. 3, 13, aus der Schöpfung. Wir haben über den Gegenstand zwei sehr schöne Gespräche. I. 4 und IV. 3. Das Gespräch des Erstern mit dem Freigeist Aristodemus ist folgendes:

Sokr. Hast du wohl schon einige Menschen wegen ihrer Weisheit bewundert? Ar. Ja wohl, den Homer im Epos . . . . . den Polykleitus in der Bildhauerkunst und in der Mahlerei den Zeuxis. Sokr. Wer verdient mehr Bewunderung, der unvernünftige und unbewegliche oder der vernünftige und thätige Wesen macht? Ar. Beim Jupiter letzterer, wenn sie nicht das Werk des Zufalls sind. Sokr. Was ist Werk des Zufalls, was keine Spur von Zweck hat, warum es da ist, oder was offenbar zum Nutzen da ist? Ar. Letzteres. Sokr. Hat nun der Schöpfer der Menschen die Sinne (Aug, Ohr, Nase, Geschmack rc. —) Liebe zu den Nachkommen — zum Leben, die Seele rc. (Alles dieß sehr schön ausgemalt) nicht zum Nutzen gegeben? Kann alles dieß Werk des Zufalls sein? Ar. Aber die Bildner menschlicher Dinge sehe ich. Sokr. Siehst du deine Seele? Ist das, was du thust, auch nur Zufall, nicht Ueberlegung? Ar. Gott bedarf unseres Dienstes nicht. Sokr. Je höher das Wesen ist, das dich seines Dienstes würdigt, desto mehr mußt du es ehren. Ar. Sei versichert, ich würde die Götter nicht vernachlässigen, wenn ich glaubte, daß sie sich um die Menschen bekümmerten. Sokr. Also aufrechter Gang, Gesicht, Gehör, Hände, nicht bloß Füße, Stimme, nicht bloß Zunge, Geschlechtstrieb nicht für kurze Zeit, sondern immer, vorzüglich die Seele, um Gott zu kennen, sich vor Durst, Hunger, Krankheit, Kälte, Hitze zu schützen, Kräfte zu üben, Erinnerungsvermögen rc. beweisen keine Sorge? Ar. Ja, wenn die Götter mir auch wie du von dir sagst, sagen würden, was ich thun, was ich lassen soll. Sokr. Wenn sie den Athenern, Griechen Orakel schicken, bist du ausgeschlossen? Meinst du, die Götter

Digitized by Google

hätten den Menschen die Meinung, sie könnten Gutes und Böses thun, eingepflanzt, wenn sie es nicht könnten? und die betrogenen Menschen hätten dieß so lange Zeit nicht gemerkt? Die ältesten und weisesten Einrichtungen der Menschen, Staaten und Völker bekennen sich am meisten zur Gottesfurcht, so wie die einzelnen Menschen in ihren verständigsten Jahren. Mein Bester! Dein Geist in dir regiert deinen Körper nach Belieben; erkenne, daß der Verstand im All (τὴν ἐν τῳ παντὶ φρόνησιν) Alles nach Gefallen anordne, daß dein Auge auf mehrere Stadien rechne, Gottes Auge zugleich Alles zu sehen vermöge; — deine Seele sich mit Dingen von hier, von Egypten und Sicilien beschäftigen könne, Gottes Vernunft aber alles zugleich besorge. Dienest du Menschen, so lernest du die kennen, die auch zu deinem Dienst bereit sind; bist du ihnen gefällig, die, welche auch dir gefällig sind; fragst du um Rath, lernst du die Gescheidten kennen; mach nun auch mit dem Dienst der Götter den Versuch, ob sie dir über Verborgenes Mittheilungen machen wollen; du wirst dann finden, die Gottheit sei so groß, und von der Art, daß sie Alles zugleich sehe, Alles höre, überall gegenwärtig sei, und für Alles zugleich sorge. — Sehr herzlich ist das zweite Gespräch mit dem lehrbegierigen Euthydemus, in welchem derselbe bezüglich auf die Güte Gottes aufmerksam macht, die Gott durch die Einrichtung von Tag und Nacht, Speise und Trank, Feuer und Luft, Sonne und deren langsames Nähern und Entfernen, durch die Thiere, durch die innern und äußern Sinne, Sprache, Offenbarung über Künftiges gegen uns zeigt. Daß Gott nicht sichtbar ist, verschlägt um so weniger etwas, als man nicht einmal die Sonne ohne Schaden zu leiden anschauen, die Winde, den Donner, die Seele ꝛc. gar nicht sehen kann.

b. Der Glaube an die Weltregierung Gottes erhellt schon aus obigen Aeußerungen. Sokrates erklärt es aber gerade für Narrheit, wenn man den Einfluß der Götter auf menschliche Dinge läugnen wollte. I. 1, 9. Die Götter wissen Alles, was man sage, thue, denke, und seien überall gegenwärtig I. 4, 19. und lassen den Menschen, denen sie gnädig sind, Offenbarungen zu Theil werden. I. 1, 19. —

c. Dieses Verhältniß Gottes zu uns bestimmt auch unser Verhältniß zu Gott. Es sollte uns

1. von Bösem abhalten, nicht nur von allem Unheiligen, Ungerechten, Schändlichen, wenn man von Menschen gesehen wird, sondern auch, wenn man ganz allein wäre, da ja den Göttern nichts von dem verborgen sei, was man thue. I. 4, 19.

2. Die Verehrung der Götter müsse die höchste, die sorgfältigste sein, mann müsse thun, was man thun könne. IV. 3, 17. Wenn man die Offenbarungen der Götter vollbringe, müsse man die Verachtung der Menschen nicht fürchten. I. 3, 4.

3. Die wahre Verehrung bestehe in Befolgung des Willens der Götter — αγσὶκοι δὲ ἀν πωελλον ῃ ει ῶι μάλισα παιδοιτα αυτοῖς; IV. 3, 16. 17. Wer als Landmann, Arzt, Staatsmann recht thut, sei der beste und gottgefälligste; wer nichts gut thut, sei nichts nütze, und Gott nicht gefällig. III. 9, 15.

4. Wer Gott so verehre, müsse guten Muthes sein; er könne von den Göttern alles Gute hoffen. IV. 3, 17.

d. Ein wiederholter Grundsatz des Sokrates war noch, man müsse die Götter nach den vaterländischen Gesetzen ehren, und diesen Grundsatz gründete er auf den Ausspruch des delphischen Orakels. IV. 3, 16. Daher sei Frömmigkeit gesetzlich. IV. 6, 2—3. I. 3, 1.

e. Zu den einzelnen Aeußerungen der Frömmigkeit — Gottesverehrung im strengern Sinne rechnet Sokrates

1. Bethen. Man soll aber ganz einfach um das Beste bethen, das die Götter am besten kennten. Denn wer um Geld, Silber, Herrschaft u. dgl. bethe, sei dem gleich, der um Würfelspiel, Kamf u. dgl. bethe, wovon man den Ausgang nicht wisse. I. 3, 2. Nach Fehlern muß man Gott abbitten. I. 2, 14.

2. Opfern. Specielle Grundsätze hierüber sind: man opfere den Göttern nach seinem Vermögen, dadurch den Göttern zu gefallen suchen sei überall Gesetz. IV. 3, 16. — Den Göttern gefallen die Opfer von Frommen; wenn größere Opfer von schlechten Leuten den Göttern angenehm wären, wäre es nicht der Mühe werth zu leben. I. 3, 3.

3. Die Orakel der Götter befolgen. Wer nicht folge, gleiche dem Reisenden, der einen blinden Wegweiser nehme. I. 3, 4. Ueber Dinge, die nothwendig sind, soll man aber die Götter nicht fragen, sondern sie thun, wie es am besten ist. I. 1. 6. Thöricht sei es auch, die Götter über Dinge fragen, die man leicht selbst wissen könne, z. B. ob man einen geschickten oder ungeschickten Kutscher nehmen soll, was man durch Rechnen ꝛc. finden könne ꝛc. I. 9. Fragen soll man sie über unbekannte, wichtige Gegenstände z. B. ob man ein Haus, eine Stadt bauen soll. I. 1, 6—7. Uebrigens müsse man, um Künstler, Herrscher, Feldherr zu werden, seinen Verstand gebrauchen, wenn gleich den Ausgang die Götter sich vorbehalten hätten. I. 1, 8. — Wer mehr wissen will, als menschliche Einsicht wissen könne, soll auch die Orakel zu deuten lernen. IV. 7, 10.

B. Bezüglich auf die Mitmenschen kann Sokrates

a. nicht Worte genug finden, vor allen ein gerechtes, das heißt ihm, ein den Gesetzen entsprechendes Betragen zu empfehlen. IV. 6, 5—6. IV. 4, 12. Wer wird vom Staate weniger gestraft, wer mehr geehrt, als der den Gesetzen folgt? Wie kann man anders bei den Gerichtsstellen weniger verfällt, mehr als Sieger erklärt werden? Wem andern vertraut man Güter, Söhne, Töchter an? Wen hält der Staat für verlässiger? Von wem Andern möchten Eltern, Hausgenossen, Sclaven, Freunde, Bürger mehr erhalten (τυχοιεν)? Auf wen andern werden sich Feinde bei Waffenstillstand, Verträgen, Friedensschlüssen mehr verlassen? Mit wem andern will man lieber Mitkämpfer sein? Wem andern wollen die Soldaten den Oberbefehl, Besatzungen, Städte anvertrauen? Von wem andern erwartet man auf Wohlthaten eher Dank? und wem wird man eher wohlthun, als von dem man Dank erwartet? Wem andern wird man mehr Freund, weniger Feind sein wollen? Wem andern wird man weniger bekämpfen, als dem man am meisten Freund, am wenigsten Feind sein will, und dem die Meisten Freunde und Mitkämpfer, die wenigsten Feinde und Widersacher sein wollen? IV. 4,

Digitized by Google

17. Eine Stadt, deren Bürger gerecht sind, wird stark und glücklich sein, ohne Uebereinstimmung hierin wird weder eine Stadt gut verwaltet werden, noch ein Hauswesen emporkommen. IV. 4, 16.

Insbesondere suchte er

b. Kinder gegen Eltern ehrerbiethig zu machen, wenn auch die Eltern unfreundlich und hart seien. Verdanken sie ja den Eltern ihr Kostbarstes — das Leben! Wie viele Sorgen haben Eltern für noch nicht geborne — für unmündige Kinder! Dann lehren sie die Eltern, oder geben sie in die Lehre u. s. w. Härte komme nur von Liebe und Sorge; wer die Pflicht der Dankbarkeit vernachlässige, habe von den Göttern Alles zu fürchten, und ziehe sich die Verachtung und das Uebelwollen aller Menschen zu ꝛc. II. 2.

c. Geschwisterte sollen gegen Geschwister verträglich ꝛc. sein; es sei sonderbar, wenn man lieber einen Besitz als einen Bruder wolle, da ja dieser der beste Besitz sei. Verlange man doch nicht die Güter der Bürger, sondern in ihrer Gemeinschaft zu leben, gemeinschaftlich mit ihnen zu handeln, Dienstbothen kaufe man sogar, während man Geschwisterte schon habe. Selbst Thiere der nämlichen Erzeugungen haben große Anhänglichkeit zu einander. Brüder seien zwei Hände, zwei Augen ꝛc., die doch nicht gegenüber wirken sollen. Man soll sie behandeln wie Freunde ꝛc. II. 3.

d. Weitläufig gibt uns Xenophon die Ansichten des Sokrates über Freunde. II. 4, 6. Es sind vorzüglich folgende:

1. Ein wahrer Freund ist das größte Gut I. 2, 7. viel nützlicher als andere Güter — Pferd, Sclav, Besitzthum ꝛc. Fehlt in öffentlichen oder häuslichen Angelegenheiten etwas, so tritt der Freund zur Hülfe auf; handelt es sich um Wohlthun, so hilft er mit; verwirret Furcht, so hilft er wieder mit Rath und That, mit Zureden und Gewalt, im Glücke die Freude vermehrend, im Unglücke aufrichtend ꝛc. Der Freund ist Hand, Fuß ꝛc. Was der Freund für sich nicht erwirbt, sucht, hört, vermag ꝛc. — thut er oft für den Freund. Man muß sich wundern, daß man sich um Häuser, Felder, Sclaven, Vieh — so bekümmert, und nicht bekümmert um den weit nützlichern Freund, nicht einmal die Zahl der Freunde weiß, jetzt Jemand zu Freund zähle, dann wieder nicht. II. 4. Auch in Krieg, Politik ꝛc. vermöge man mit guten Freunden weit mehr als allein. II. 6, 26—27.

2. Man soll ein werther Freund zu sein suchen. Man wisse Sclaven ꝛc. zu tariren, den Werth der Freunde soll man um so mehr angeben können, und die guten nicht wegen geringer Umstände fahren lassen. II. 5.

3. Wen soll man zum Freund machen? Unmäßige, Verschwender, Geizige, Unfriedsame, Undankbare taugen nicht zu Freunden, sondern nur Menschen, die das Gegentheil davon sind. II. 6, 1—5. Ob Jemand als Freund tauglich sei, zeige die Rücksicht auf das Benehmen mit frühern Freunden. II. 6, 6—7.

4. Wie kann man Jemanden zum Freunde machen?

α. Zuerst ziehe man die Götter zu Rathe. II. 6, 8.

β. Der Freund muß es freiwillig werden, Gewalt, List ꝛc. macht nicht zum Freund. II. 6, 4.

γ. Die Syrenen lobten — aber nach den Eigenschaften der Vorbeifahrenden. II. 6, 10—11.

δ. Parikles, Themistokles wurden durch Wohlthaten gegen den Staat Freunde. II. 6, 13—14. Man muß gut sein in Wort und That. II. 6, 27. Von wem man keinen Nutzen erwartet, den mag man nicht zum Freunde. II. 6, 16.

ε. Man bewerbe sich, daß uns Andere bei dem zu erwerbenden Freund loben — als besorgt für Freunde, über sie, ihre guten Handlungen, über ihr Glück wie über das eigene sich freuend, und sich dafür bemühen ꝛc. Dieß muß aber mit Wahrheit geschehen, sonst gehts, wie bei schlechten Kupplerinnen. II. 6, 33—38.

ζ. Das beste Mittel ist also — ernstlich nach Tugend zu streben, zu sein, was man scheinen will. II. 6, 39.

5. Wie kann man selbst bei den nämlichen Interessen, Streben nach dem nämlichen Guten und Schönen, das nur Einer haben kann u. s. w. Freund bleiben, wo selbst Städte ꝛc. in Krieg gerathen? II. 6, 19—20. Dazu muß man das Feindselige in unserer Natur — Neid, Ehrgeiz, Stolz, Habsucht, Streitsucht bezwingen; dann kann man mit Wenigem zufrieden noch dem Freunde geben, sich von einer Schönen enthalten, um nicht zu betrüben, mit dem gesetzlichen Besitz sich begnügend Andern mittheilen. Wenn Jemand im Staate Ehrenstellen will, um selbst nicht ungerecht behandelt zu werden, und seine Freunde in Gerechtigkeit unterstützen zu können, und wenn er an die Spitze gestellt dem Vaterlande Gutes zu thun sucht, warum sollte ein Solcher mit einem Andern der nämlichen Gesinnung nicht übereinstimmen können? Soll er wohl in Verbindung mit Gutem und Edlen die Freunde weniger unterstützen können, oder mit Mithelfern unvermögender sein dem Staate zu nützen? II. 6, 21. 27. Mehrere Athleten vermögen doch mehr als Einer, und zum Guten braucht man Mitkämpfer. II. 6, 28.

(Fortsetzung folgt.)

Städtebilder.

II. Lüttich.

Die eine Sonne des Tages war bereits den tausend Sonnen der Nacht gewichen, als uns der von Mecheln kommende Bahnzug über einen steilen Bergrücken dem alten Luyk der Niederländer und dem Liège der Franzosen zuführte. Die kaum eingeschlummerte Stadt wurde durch zahlreiche Ankömmlinge aus ihrer Ruhe wieder aufgeweckt, die kurz vorher noch öden Straßen waren auf wenige Augenblicke wieder lebhaft, wie am Tage, bis das Rollen der Omnibusse und das laute Rufen dienstfertiger Wegweiser nach und nach verhallte und stiller Friede Einheimische und Fremde zu erquicklicher Ruhe einlud. — Wenn auch leider ein großer Theil des belgischen Volkes sich wenig um die Wiederherstellung der alten vlämischen Muttersprache bekümmert, und wenn es auch eine Zeit lang den Anschein hatte, als ob dieser Sprosse der deutschen Eiche von fremdem Unkraut gänzlich überwachsen würde, so verstehen sich doch die belgischen Wirthe soweit auf ihren Vortheil, daß sie für die Bedienung ihrer deutschen Gäste deutsche Kellner anstellen. Dieser weisen Wirthschaftspolitik hatten wir es auch zu verdanken, daß wir beim Eintreten in unser Gasthaus in den theueren Lauten unserer Mutter-

Digitized by Google

sprache begrüßt wurden, die aus dem Munde des schmucken weiblichen Kellners doppelt angenehm klangen.

Die Sonne des neuen Tages fand uns bereit in Begleitung eines jungen wackern Flamänders, der jedoch besser französisch als vlämisch sprach, eine Wanderung durch die alte Stadt des Eburonenlandes anzutreten. Die Straßen sind meistens enge und finster, die Pflastersteine sind vom Staube, und die Häuser vom Rauche der Steinkohle mit schwarzer Färbung überzogen und überhaupt scheint Alles darauf hinzudeuten, daß wir uns in einer Fabrikstatt befinden. Es ist Sonntag. Vor den Hausthüren stehen behäbige Bürger mit ihren Weibern, um nach einer Woche der Arbeit und Entbehrung wieder einmal nach den Nachbarsleuten sich umzusehen, und dabei reiflich zu überlegen, wie der Tag zwischen die Pflichten des Glaubens und die Forderungen der Vergnügungssucht zweckmäßig zu vertheilen sei. Fromme Greise wanken am Stocke zur Kirche, und die muthwillige Jugend schaart sich zu munteren Spielen zusammen. An den Ufern der Maas sieht man dürftige Arbeiter, die geduldig den Angelhaken in den Fluß halten, um sorglose Bewohner des Wassers als besondere Festzulage auf den Mittagstisch zu bringen. — Lüttich ist nicht allein der Sitz eines katholischen Bischofes, es ist auch eine sehr fromme Stadt, woran wir uns bald überzeugen konnten, denn langsam dem Zuge andächtiger Kirchgänger folgend, traten wir in die aus dem eilften Jahrhundert stammende Jakobskirche, die in den Jahren 1522—38 wieder erneuert und mit prachtvollen Glasmalereien geschmückt wurde; ihre Stiftssammlung soll viele alte Handschriften des siebenten und achten Jahrhunderts enthalten haben. Vor dem einfachen, aber hübschen Gebäude der Hochschule, die 1817 gegründet wurde, widmen wir einige Augenblicke dem 1842 errichteten Denkmal Gretry's, der hundert Jahre zuvor in Lüttich das Licht der Welt erblickte, und der es zuerst wagte in seinen zahlreichen Schöpfungen eine neue Bahn der Tonkunst zu betreten.

Am Stadthause und dem aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden großartigen Justizpalast, der früher den Fürstbischöfen als Wohnung diente, vorüber, besuchen wir den mit sinnigen Sprüchen verzierten Bazar, in dem der Gewerbfleiß Lüttich's eine würdige Vertretung findet, und wenden uns dann der Paulskirche zu, deren Entstehungszeit in das dreizehnte Jahrhundert fällt. Aus allen Jahrhunderten, die sie durchlebt hat, trägt sie Spuren und an die wenigen Ueberreste längst entschwundener Zeit reihen sich alte Altäre, Steinbilder von Heiligen, eine unter Gref's Leitung kunstreich in Holz geschnitzte Kanzel und alle diese Alterthümer beleuchtet das Licht des neunzehnten Jahrhunderts — die Gasflamme. An den Säulen und in den Gängen strömt ihr klares Licht empor und nur von den Altären hat sie die bescheidene Wachskerze noch nicht verdrängen können. Die Priester senden noch die alten Gebete empor und die gläubige Menge antwortet ihnen wie früher; sechs Jahrhunderte haben dem Tempel des Herrn ihre Spuren eingedrückt, aber das Wort Gottes wird heute noch in ihm verkündigt wie ehedem.

Des Herumschlenderns in den Straßen müde und nach den übrigen Merkwürdigkeiten Lüttich's nicht begierig, wendeten wir uns nach dem auf einer mäßigen Anhöhe liegenden Hause, der Madame La Roche, um von diesem erhabenen Standpunkte aus einen klaren Ueberblick der Stadt zu gewinnen, die vor uns dalag in ihrer Sonntagsruhe. Zu unseren Füßen erhebt sich das bescheidene Kirchlein St. Remacle, weiter hinaus winken uns die Thurmspitzen von St. Jakob und St. Paul und die alte Basilica St. Bartholomäus mit ihren zwei byzantinischen Thürmen. Die Maas, mit welcher oberhalb Lüttich die Ourthe sich vereinigt, wälzt ihre friedlichen Wellen durch die geschäftige Stadt, und nächst den schönen an den Ufern sich erhebenden Häusern, fesseln unser Auge einige der siebzehn Brücken, welche die getrennten Stadttheile wieder verbinden. So die alte Brücke Pont des Arches und die neuerdings errichtete Boveriebrücke, jene den Fluß schon seit zwei Jahrhunderten überspannend, diese ein Kind der jüngsten Zeit. Von den zwei Bergen, zwischen denen die Stadt liegt, trägt der nördlich sich erhebende St. Walburgisberg die 1804 geschleifte, jetzt aber nach einem neuen Plane wieder errichtete Festung. Reiche Blumengärten und freundliche Landhäuser umziehen die Stadt und geben dem schönen Bilde einen schmuckvollen Rahmen. Wie der Chronist Haeigerus berichtet, stand hier im sechsten Jahrhundert Monulphus, Bischof von Tongern, und rief von der großartigen Naturschönheit dieser Gegend hingerissen, die weissagenden Worte: „Eya, locus quem dominus ad salutem multorum fidelium suorum elegit, et quem per merita cujusdam servi sui postmodum magnifice illustratum summis civitatibus aequabit.“ — Die damals in wilder Ueppigkeit emporschießende Schönheit der Gegend hat nun die kunstsinnige Hand der Menschen geregelt, und wenn auch manches Erhabene durch Künstelei verloren gegangen sein mag, so wurde doch auch manches Andere wieder in vortheilhafteres Licht gesetzt. Lange genossen wir die wahrhaft entzückende Aussicht, bis ein leise niederrieselnder Staubregen uns nöthigte, in das Haus der Madame La Roche einzutreten. Es ist wohl eine seltene Erscheinung ein Weib als Besitzerin und Leiterin einer Irrenanstalt begrüßen zu müssen, bei Frau La Roche jedoch paaren sich die Vorzüge des weiblichen Herzens mit der Geistes- und Willenskraft des Mannes, und mit heiterem Blicke kann die würdige Greisin auf ihre segensreiche Vergangenheit zurückblicken, die sie dem Dienste ihrer Mitmenschen gewidmet hat. — Lüttich scheint überhaupt nicht arm zu sein an seltenen Frauen und es sei mir vergönnt neben das Bild dieser edlen Frau einen weiblichen Sonderling zu stellen. Wie man mir erzählte, starb vor einigen Monaten in der Straße Table de pierre Frau Huet, eine wohlhabende Bürgerswitwe, die seit mehr als dreißig Jahren ungeheure Büchervorräthe zum Papierwerk zusammengekauft hatte. In ihrem Nachlasse fand man nun auch eine Büchersammlung, die acht große Zimmer vom Fußboden bis zur Decke ausfüllte. Wie manche Perle mag sich durch Zufall in dieß Labyrinth werthlosen Papiers verirrt haben. —

Von der Anstalt der Frau La Roche und einer sie unterstützenden liebenswürdigen Landsmännin Abschied nehmend, stiegen wir wieder in die schlecht gepflasterten Straßen Lüttichs nieder. Der biedere Ernst Moriz Arndt, der die Stadt vor ungefähr fünfzig Jahren besuchte, nennt Lüttich in seinem Tagebuche „eine der häßlichsten Städte, die er je gesehen, so

Digitized by Google

eng, so schief, so hügelig, und so düster und schmutzig, daß er sich allenthalben wie in einem Kerker fühlte.« Die Stadt mochte damals durch die Kriegsereignisse viel gelitten haben, heute sieht sie viel freundlicher aus, wenn auch die finstern Häuser in den engen Straßen uns nicht besonders einladend anblicken. Wir zogen es deshalb vor, nachdem wir in den jenseitigen Stadttheil gelangt waren, unsern Rundgang in den äußersten noch wenig bebauten Straßen fortzusetzen. Am Jardin botanique vorübergehend besuchten wir noch die durch ihre Einfachheit und Lieblichkeit ausgezeichnete neuerbaute Kirche zur heil. Veronika. Das Aeußere dieses kleinen Gotteshauses ist einfach und doch erhaben, das Innere so freundlich und andachterweckend, daß man sich viel heimischer und gottvertrauter fühlt, als in den weiten kunstvollen Hallen eines Riesentempels. Schöne Bilder zieren die saubern Wände, und die grünen Gipfel künstlicher Orangenbäume schauen zwischen den Köpfen der andächtigen Beter hervor. Der Duft lebendiger Blumen mischt sich mit dem Weihrauch der Priester und in die Gesänge der Menge schallen die Lieder der gefiederten Luftbewohner aus den nahen Gärten. Das Ganze gibt ein Bild des seligsten Natur- und Gottesfriedens, es ist das Muster eines christlichen Tempels.

August 1851. F. J. Freiholz.

Tiroler=Biene.

„Psychische Zustände.“ Unter diesem Titel wird in wenigen Wochen im Verlage der sehr thätigen Wagner'schen Buchhandlung eine Broschüre von dem Kaplan des Irrenhauses S. Ruf erscheinen. Wir machen unsere Leser zum vorhinein auf dieses Werklein, von welchem man nach der Aussage competenter Beurtheiler, die es im Manuskripte einsahen, Ausgezeichnetes erwarten darf, aufmerksam und werden, sobald es ausgegeben ist, eine Besprechung desselben liefern.

Botanisches.

Im Hochgebirge beginnt allmälig der Winter dem Frühling zu weichen. Wo der Schnee schmolz blüht bereits die liebliche Soldanella, und schon vor einigen Wochen fand man an Kalkfelsen die Steinprimel. Auf den Hügeln bei Thaur trifft man die ziemlich seltene Spinnenorchis in schönster Blüthe; auch **primula acaulis** blüht im nahe gelegenen Walde. Diese Pflanze wurde bisher nur in Südtirol angetroffen, das Vorkommen derselben, so wie einiger anderer Pflanzen eines wärmeren Klimas ließe auch für das Gedeihen der Maulbeerbäume Günstiges hoffen.

Korrespondenzen.

Paris, Ende April 1852.

Da sich Ihr Blatt auch mit der Wissenschaft beschäftiget, und über die Leistungen derselben auf den verschiedenen Gebieten berichtet, auch, ohne Zweifel, nicht jener Ausschließlichkeit huldiget, die Alles, was nicht auf eigenem Boden aufgeschossen, hochmüthig übersieht, so glaube ich Ihnen einen nicht unangenehmen Freundesdienst zu erweisen, wenn ich Ihnen zuweilen hieher Einschlägiges aus der Metropole der **„grande nation“** übersende. Für diesmal will ich Ihnen über die Sitzung der **Academie des Sciences** vom 22. dieses Monats referiren.

In dieser öffentlichen jährlichen Sitzung wurden herkömmlicher Weise zuerst eine Menge Preise unermüdlichen Arbeitern zuerkannt, Preise, die für manche Empfänger zugleich Stufen sind, auf denen sie allmälig selbst zu einem **fauteuil** aufsteigen.

A Jove principium, sagten die Alten, und so fing auch die Akademie an, mit dem Jupiter, dem Planeten nämlich . . oder . . mit einigen andern, wie mit der Irene und der Eunomia, die im Jahre 1851 entdeckt wurden. Die Herren Hind und Gasparis, die Entdecker, wurden als **Laureati — ex aequo** — proklamirt, und ihnen somit gemeinsam der von Lalande gestiftete Preis von 635 Fr. zugesprochen. Somit theilen sich Großbritannien und das Königreich beider Sizilien in denselben. Möchte eine so artige Anerkennung ihren Eifer neu angespornt haben. Kurz, Thatsache ist es, daß ganz neulich Gasparis die Auffindung eines sechzehnten neuen Planeten ankündete, und gleichzeitig auch Hind eine ähnliche Entdeckung meldete; ja es hat allen Anschein, als wäre der Planet Hind und der Planet Gasparis nur eine und dieselbe Person. — Wieder ein Sümmchen für die nächste Preisevertheilung in Aussicht.

Unter den Preisen, die Künsten, welche die öffentliche Gesundheit zum Zwecke haben, zuerkannt werden, mache ich nur einen namhaft, den von 2000 Fr., welchen Herr Majon für seine Behandlung der Nahrungsstoffe, um sie unversehrt aufzuwahren, davontrug. In den bekannten hermetisch geschlossenen Büchsen Apperts ließen sich wohl gekochte Gemüse lange aufbewahren, aber da brauchte man immer eine artige Zahl derselben, diese wieder einen bedeutenden Raum, mit dem man in vielen Gelegenheiten, besonders auf Schiffen, doch haushalten möchte. Mason nun trocknet die Gemüse aus, preßt sie zu der Dichtigkeit des Holzes und verpackt sie. Beim Gebrauche nimmt man einige Prisen, legt sie in laues Wasser, sie gehen auf, nehmen die ursprüngliche Gestalt und den natürlichen Geschmack an, und bringen daher zu Meere eine ganze Revolution auf, indem sie der Alleinherrschaft des Eingesalzenen ein Ziel stecken.

Den Preis aus der Physiologie trug Bernard davon, für die Entdeckung einer großartigen Zuckerfabrik im menschlichen Körper. Die Schilderung des nähern Sitzes derselben und die darin stattfindende Manipulation werden Sie mir erlassen.

Unter andern belohnten medizinischen Fortschritten erwähne ich Sucquet's Behandlung der Leichen, wodurch er sie so disinficirt, daß man unbelästigt sich monatelang damit in der Anatomie beschäftigen kann, und daß auch allenfallsige dabei erhaltene Wunden, die sonst sehr gefährlich sind, ganz unschädlich werden.

Unter den für das nächste Jahr gestellten Preisaufgaben muß ich Ihnen eine bezeichnen. Es handelt sich dabei um nichts mehr und um nichts weniger, als um „das Studium der Vertheilungsgesetze der fossilen organischen Körper in den Bodensatzterrainen, nach ihrer Ordnung der Aufeinanderlagerung; um die Lösung der Frage über ihr allmäliges oder plötzliches Erscheinen oder Verschwinden; endlich um die Erforschung der Natur der Beziehungen zwischen dem gegenwärtigen organischen Reiche und seinen frühern Zuständen.“ — Die 3000 Frank werden sie wenig kitzeln!

Unter den Kuriositäten dürfte ich mit Geoffroy Saint-Hilaire vielleicht noch den Fall mit dem Bock in der Menagerie des **Jardin-des-Plantes** erwähnen, dessen Tod der gelehrte Akademiker ankündete. Dieser leibhaftige Bock hatte ein wirkliches Euter wie eine Ziege, und gab gute, wirkliche Milch. Er erzeugte mit seiner Lebensgefährtin, einer leibhaftigen Ziege, mehrere Kitzchen, bei dem letzten derselben vertrat er, nach dem Tode der Mutter deren Stelle mit aller Zärtlichkeit und Pünktlichkeit und mit so gutem Erfolge, daß es noch recht anständig in der Menagerie figurirt. — Hätte uns Plinius oder ein Chronikenschreiber des Mittelalters solches berichtet, wer hätte nicht ausgerufen: Altweibermärchen!

In der Theaterwelt spricht man viel von einem Stücke, das dieser Tage auf die Bühne kommen soll; nämlich vom ewigen Juden von Halevy. Das Libret soll ein höchst würdiges Produkt der Scribe'schen Fabrik sein, die Beigaben, die nur immer Anspruch darauf haben, irgend einen Nerv anzugreifen, sollen den „Propheten“ ganz in Dunkel stellen! Deutschland, in seiner Manie, das Franzosenthum nachzuäffen, wird Ihnen wohl bald einen Absud dieses Gebräues vorstellen.

Breslau, Ende April.

—g. Ein vollständiger Winter mit Frost, Eis und Schnee folgte den wenigen schönen Tagen, welche wir als Frühlingsanfange begrüßt hatten. Um so willkommener ist daher der jetzige Wiedereintritt warmer Witterung, und alle Promenaden sind mit Spaziergängern wie besä't. Denn die Breslauer lieben das Laufen und können darin mit den Bewohnern jeder andern Stadt wetteifern. Wo sie die Zeit dazu hernehmen, ist mir nicht recht begreiflich. Aber ihr sogenannter »blauer Montag« setzt sich die ganze Woche hindurch fort, und der Refrain aus dem alten Liede der bretagnischen Zwerge:

»Montag, Dinstag, Mittwoch,
Donnerstag und Freitag noch«

nur vermehrt um die Zeile: »Samstag auch und Sonntag noch« ist

Digitized by Google

wie gemacht für das Spazierengehen der Breslauer. Aus reinem Respekt vor meinem einstweiligen respektablen Wohnort will ich hierbei nicht an ein türkisches Sprichwort erinnern, welches wörtlich übersetzt: »Dem Thoren ist jeder Tag Festtag« lautet.

Eine Folge dieser Breslauer Wuth für die »Freiheit« sind die mannigfaltigen Klagen über Beschädigung der zierlichen öffentlichen Blumenpflanzungen. Zwar stehen, wie die Anschlagtafeln überall besagen, die Anlagen »unter dem Schutze des Publikums,« aber ich glaube, das hiesige niedere Publikum dürfte weit eher dazu geeignet sein, überwacht zu werden, als selber zu beschützen. Wenigstens scheint es dem hohen auf ihn gesetzten Vertrauen nicht eben nach Wunsch zu entsprechen. Auf welcher Stufe der Bildung und der Moral es steht, wird folgender charakteristischer Zug am besten beweisen.

An einem der letzten Tage fiel ein kleines, 10—12 Jahre altes Mädchen, welches auf dem Wege zur Schule die Schweine füttern wollte, in der Nähe der Taschenbrücke von der Treppe hinab in den Stadtgraben. Ein Soldat, Ordonnanz, ging gerade vorüber, sprang in's Wasser und rettete das Kind. Leider war während dessen die am Ufer abgelegte Ordonnanztasche ihm entwendet worden.

Die schlesische Aristokratie, welche niemals, wie die österreichische, Bücher kauft, oder literarisch lebt, scheint jetzt ihre Töchter an Schriftsteller verheirathen zu wollen, um auf dieser Art der Suprematie des Geistes den gebührenden Tribut zu zollen. Erst kürzlich vermählte sich eine Freiin v. Seher-Thoss mit R. Gottschall, dem Verf. »Robespierre's.«

Das Gebäude der hiesigen Industrie-Ausstellung ist vollendet und prangt bereits auf Bildern und Briefbogen an den Schaufenstern der Kunstläden. Wann die Eröffnung der Ausstellung Statt finden wird, ist noch unbestimmt. Man glaubt den 16. Mai. S. M. der König wird derselben beiwohnen, vielleicht auch die Kaiserin von Rußland, deren Ankunft man in der ersten Hälfte künftigen Monats erwartet. Festlichkeiten zum Empfange der höchsten Herrschaften werden schon jetzt vorbereitet.

Im Theater folgen sich Gäste auf Gäste. Kaum hat uns der berühmte Devrient aus Dresden nach einer Reihe der glänzendsten Darstellungen verlassen, so haben wir schon wieder Fräul. Maria Schneider vom ständischen Theater zu Gratz und Frau Flora Fabbri, die erste Solotänzerin der großen Oper zu Paris, zu bewundern.

Zu meinen literarischen Neuigkeiten, welche ich Ihnen das letzte Mal mittheilte, muß ich hinzufügen, daß von Ida von Düringsfeld im Laufe des Sommers noch ein zweites kleines Werkchen, »Amimone«, welches eine Sage des Waadtlandes poetisch behandelt, bei Trewandt erscheinen wird, und daß der Geheimrath Neigebaur, welcher kürzlich aus Italien zurückgekehrt ist, die in einem französischen Journale veröffentlichten „Lettres sur la Russie“ des Fürsten Demidoff demnächst deutsch herauszugeben und mit nöthigen Anmerkungen zu vervollständigen beabsichtigt.

Die hiesige »konservative Zeitung« scheint an Abonnenten eher abnehmen als zunehmen zu wollen. Wenigstens soll sich ihr Absatz in Breslau auf nur 85 Blätter beschränken. Eigenthümlich ist die Art ihrer Redaktion. Wie man sich erzählt, ist es eine einzige Familie, welche alle Artikel besorgt. Die Tochter, welche Gouvernante war oder ist, hat »Frankreich«, die Mutter »England« und das In- und übrige Ausland haben die beiden Söhne übernommen. Nur das Feuilleton ist einen nicht zur Familie gehörigen Literaten, Oscar von Witzleben, übertragen worden und, leider, ist die Wahl des Feuilletonisten keine glückliche zu nennen. Im vorigen Herbst erschienen von demselben: »Novellen aus meinem Wanderbuche« bei dem hiesigen Buchhändler F. Max, welche ich nur als albern und unlesbar charakterisiren kann. Da ich den Verfasser nicht kannte, so spekulirte ich damals über die mögliche Persönlichkeit desselben, eben weil ich sein Buch nicht lesen konnte. Eine sehr liebenswürdige junge Frau, die nur von der kleinen Stadt einige kleine lächerliche Gewohnheiten angenommen hatte, pflegte unaufhörlich von »meiner Cousine der Hofdame« zu sprechen. Ich glaubte, in dem Verfasser der Novellen den Bruder »meiner Cousine der Hofdame« zu entdecken. Aber er ist es nicht, denn der Bruder »meiner Cousine der Hofdame« heißt nicht Oscar, sondern Job, und dann würde er doch wahrscheinlich wissen, daß der Quai von Venedig nicht die Riva di Sciavoni oder Chiavoni, sondern Riva degli Schiavoni heißt, mit einem Worte, er würde wenigstens nothdürftig Italienisch verstehen.

Warum haben sämmtliche Reisenovellisten eine solche Versessenheit auf Venedig? Sie schreiben regelmäßig lauter Unsinn davon, aber sie schreiben davon. Es ist wie eine Epidemie. Die alten sogenannt venetianischen Bänkelsängergräuel sind unvermeidlich. Auch hier haben wir zum so und so vielten Male den Canal Orfano und zwar ebenfalls zum so und so vielten Male als nächtlichen Ersäufungsort der geheimen Inquisitionsopfer. Denjenigen, der nur etwas venetianische Geschichte gelesen hat, können diese und ähnliche ewig wieder nachgeleierte Dummheiten zu gelinder Verzweiflung treiben. Und um zu wissen, daß es Dummheiten sind, braucht man sich nicht einmal mit Geschichtsstudium zu bemühen, man findet die Aufklärung darüber in einfachen Unterhaltungsbüchern, wie z. B. den Ursprung von dem Namen des Canals Orfano in den „Feste Veneziane“ der Michiel. »Pipin, Sohn Karls des Großen, hegte ein Gelüst auf die venetianischen Inseln und verlangte, um einen Vorwand zum Kriege zu haben, ihre Verbindung mit ihm gegen den morgenländischen Kaiser. Als sie, seiner Erwartung gemäß, ihm dieselbe abschlugen, rüstete er zu Ravenna eine Flottille von Barken und Flößen aus und nimmt nacheinander Brondolo, Chioggia, Palestrina und Albiola. Die Venetianer verlassen den damaligen Dogensitz Malamocco, flüchten sich auf die Insel Rialto und verbarrikadiren die innern Canäle dermaßen, daß die Franken sich bei dem Eintritt der Ebbe in einem wahren Labyrinthe sehen, keinen Weg herausfinden und glänzend geschlagen werden.« Nach ihnen heißt der Canal Orfano, sie sind die Opfer, welche er verschlungen hat; aber bringen Sie doch unsere Literaten dazu, diese einfache Geschichte — ich will nicht sagen, zu glauben — das werden sie schon —, aber zu schreiben. Das werden sie nicht, denn »sie ist nicht romantisch.« Romantisch — ich habe einen wahren Widerwillen gegen das Wort.

Eine and're Abgeschmacktheit, von welcher sich das Gros unserer Novellisten durchaus nicht losmachen kann, besteht darin, daß jeder Engländer ein »Sir« vor seinen Familiennamen bekommt. Schon vor zwanzig Jahren hat Pückler in seine Tutti Frutti sich auf eine so geistreiche Weise über diese Absurdität moquirt, daß man es hätte als conclusiv betrachten können. Aber behüte — die neue Generation unserer kleinen Autoren begreift es ebensowenig, wie die alte, daß »Sir« nur vor einem Taufnamen stehen darf und dann den Baronetrang bedeutet, während »Herr« durch »Mistor« ausgedrückt wird. Es scheint so gut wie der Canal Orfano ein hoffnungsloser Fall zu sein.

Notiz.

Das von unserem geschätzten Mitarbeiter Herrn Ludwig Adolf Staufe herausgegebene „Album neuester Dichtungen“ erfreut sich einer ganz besondern Gunst des Publikums und geht reißend ab, so daß eine zweite Auflage des Werkes in Aussicht steht. Wir machen alle unsere Leser, die warmen Sinn für die Blüthen jugendlichen Dichterstrebens besitzen, auf diese sehr interessante Spende wiederholt aufmerksam, und führen schlüßlich an, daß sich dieses Werk wie im Allgemeinen, so auch die Gunst der Kritik in hohem Maaße errungen hat.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 21. Innsbruck, 22. Mai 1852.

Lieder aus der Bukowina. *)

1. Momente der Erinnerung.

Mir tönt aus alten Zeiten
  Manch' süßer Klang in's Ohr,
Es treten blasse Gestalten
  Aus öder Nacht hervor.
Da seh' ich trotz eisigem Winter
  Das Brachfeld frisch und grün;
Da seh' ich in duftigen Gestalten
  Die Trauben wieder glüh'n.

Die schneeige Riesenkoppe,
  Des Adlers Standquartier,
Umkränzt ihr Haupt, das stolze,
  Mit Blumen bunt und zier.
Und im verliebten Gekose
  Der Vögel in dem Hain,
Mischt Nachtigallengeschmetter
  Sich wundersam darein.

Staufe.

2. Lenzklage.

An * * *

Du kehrst zurück mit deinen Huldgestalten,
  Mit deinen Blumen, deinem Blumenduft;
In Rosen wird das Leben sich entfalten,
  Des Veilchens Hauch leicht wallen durch die Luft!

Es wird gestärkt mit süßen Morgenzähren
  Erblüh'n das flehende Vergißnichtmein,
Bedeutungsvoll die Liebenden belehren,
  Und ihrer Herzen leise Sprache sein. —

Im stillen Hain wird Pandions Tochter klagen
  Und zitternd, nur mit leisem Druck der Hand,
Wird der Geliebte tausendmal noch fragen,
  Was tausendmal die Schöne ihm gestand! —

Und in dem weiten glückerfüllten Kreise
  Harr' ich ein Fremdling einsam hier,
Daß nur ein Strahl der Hoffnung sich mir weise —
  Ach diese Blumen blühn nicht mir! —

Felix Schwarz.

3. Reue.

Hatte oft im grünen Wald
Gastlich eingesprochen;
Blumen reich und mannigfalt
Mir zur Lust gebrochen.

Drückte sie an's Herz und sog
Ihren Duft so selig,
Aber als ich fürder zog,
Welkten sie allmälig.

Da vergaß ich Duft und Lust
Und genoß'nes Minnen,
Riß sie ab von meiner Brust,
Warf sie weit von hinnen.

Viele Lieder sind verhallt,
Neuer Durst ist rege,
Wieder lockt der grüne Wald
Mich in sein Gehege.

Kühle Lüfte weh'n mich an,
Rundum Grabesschweigen;
Nur die Klage bricht sich Bahn
In den hohen Zweigen.

Bitt're Wehmuth senkt sich schwer
Ueber mein Erscheinen;
Leise seufzt es um mich her,
Wie ein stilles Weinen.

Und ich wandle Schritt für Schritt
Immer mehr getroffen,
Wandle reuig, weine mit —
Bis in's Herz getroffen. —

Ernst Rudolf Neubauer.

*) Wir haben vor Kurzem im Phönix das von L. Staufe in Czernowitz herausgegebene Album neuester Dichtungen angezeigt und bringen nun hier als Proben deutschen Lebens in jenem fernen Osten eine Zusammenstellung ungedruckter Poesien verschiedener Verfasser.

Digitized by Google

4. Treue vom ersten April.

Von uralter Zeit her die Sitte besteht:
Am ersten April, daß betrogen man geht.
„Ich lieb' dich, Geliebter, mit seltnem Bestand!“
So tönt der Betrug, den für mich man erfand!

Ich küßte sie zärtlich und glaubte dem Spruch,
Als wär' es zu lesen im heiligen Buch;
Doch was mir der erste April hat beschert,
Das hat mich der zweite am Abend belehrt.

Ich hab' ihr versprochen am dritten zu kommen,
Drum wählt sie den zweiten zum liebenden Frommen
Und kost mit dem Buhlen bei Mond und bei Stern;
Der Ferien heute; ich bin ja recht fern!

Ich sah es und ging nun enttäuschet von dannen,
Bemühet, die Lieb' aus dem Herzen zu bannen.
Am dritten erschien ich bei Liebchen wie vor,
Das abermal Treue und Liebe mir schwor!

Ein Stündchen verbracht' ich in Wonne und Glück,
Dann traf sie mein spöttischer fragender Blick:
„Leb' wohl, du Geliebte, vom ersten April,
Der Thoren entsendet wohin er nur will!

Ich dank' dir, Geliebte, für jeglichen Kuß,
Ich danke dir herzlich für höchsten Genuß;
Und wählt einst die Laune den Wechsel zum Ziel:
Ich diene dir gerne zum liebenden Spiel!

Doch was ich am ersten dir ernstlich versprach,
Dem komme ich nimmer, Geliebte, mehr nach:
Es löst sich von selbsten der bräutliche Ring. —
Ein Trug für den andern. — Welch spaßhaftes Ding!“

1851. Gotthard Marie Baron Proff-Irnich.

Auf J. Fr. Lentner's Grab.

Die letzte Nummer Ihres Blattes hat uns eine treffliche Uebersetzung des alten Trinkliedes „Mihi est propositum in taberna mori“ von Fr. Lentner mitgetheilt. Es ist diese eine der letzten Arbeiten des liebenswürdigen Dichters, der nun auf dem neuerbauten Friedhofe Merans bei manchen seiner Freunde schlummert, die wie er in den milden Lüften des Burggrafenamtes Linderung ihrer Leiden suchten und fanden, bis sie ein sanfter Tod davon erlöste. Wir können und wollen einer mit dem Dahingeschiedenen seit längerer Zeit befreundeten Feder nicht vorgreifen und überlassen es ihr das Leben und Wirken unseres unvergeßlichen Freundes zu schildern; aber da es uns nicht vergönnt war dem Sterbenden die Hand zu drücken, so möchten wir uns doch wenigstens den wehmüthigen Trost nicht versagen dem Todten eine freundliche Erinnerung zu weihen. — Dr. Friedrich Lentner, wenngleich von Geburt ein Baier, hat sich durch eine Reihe von Jahren durch Neigung und Schicksal so fest an unser Ländchen gekettet, hat in dem Wechsel der Zeiten so innig Freud und Leid desselben getheilt, daß wir ihn mit vollem Recht unsern Mitbürger nennen dürfen, wenngleich der Ausdruck dieser Gefühle, das Ehrenbürgerrecht der Stadt Meran aus schwer faßlichen Gründen zurückgenommen werden mußte.

Seit mehr als einem Decennium weilte Lentner in unsern Thälern, nur zeitweise selbe verlassend, um in seinem Vaterlande ethnographische Studien zu machen. Nie konnte er rühmend genug der wonnigen Stunden gedenken, die er auf dem gastfreundlichen Giggelberge, dem Ritten und vor allen auf der sonnigen Veste Lebenberg zubrachte, dessen Besitzer, Lentners treuester Freund, ihm ein freundliches Asyl gewährt hatte, als ihm durch allzusorglichen Amtseifer im Jahre 1846 ferneres Verweilen in Tirol versagt worden. Lentner hat in seinen Novellen und Sommerfrischphantasien diesen Erinnerungen bleibende Denkmale gesetzt und der Reisende wird frohes Behagen finden an den sinnigen Sprüchlein und den hübschen Gestalten, Walthers von der Vogelweide, Aennchens von Tharau und anderer, mit denen seine kunstgeübte Hand in den einsamen Stunden der Verbannung die Wände des freundlichen Stübchens bemalt hat. Damals war es auch, daß er seine Anna kennen lernte und an sein Herz zog, die ihm im November 1850 auf derselben Veste im traulichen Kreise seiner Freunde vermählt ward. In einer mit zahlreichen Zeichnungen geschmückten Chronik erzählt er mit sprudelndem Witze Lebenbergs Schicksale und der muntern Meraner Lustfahrten dahin. Den Mittelpunkt in Lentners Leben seit seinem Aufenthalte in Tirol, an den er sich immer wieder hingezogen fühlte, bildete Meran, das kleine, anspruchslose Städtchen, das nächst Lewald ihm seine Berühmtheit als Kurort und seinen Ruf froher, jetzt leider wieder verblichener Geselligkeit verdankt. Dort lebte und wirkte er geachtet und geliebt von seinen zahlreichen Freunden, nur von wenigen angefeindet und verdächtigt, die im quälenden Bewußtsein eigener Trübseligkeit sich nicht zu seiner heitern Lebensanschauung erschwingen konnten, und selbst unfähig zu glänzen, ihn um das helle Licht seines Geistes beneideten, das seine ganze Umgebung erleuchtete und erwärmte. — Lentner besaß ein seltenes Verständniß für die Bedürfnisse und Sitten unseres Volkes und wußte wie Wenige aus den rauhen Kieselsteinen bäuerlicher Einfalt den Funken der Poesie hervorzulocken, der ihm das Dasein so sehr verschönte. Alle seine literarischen Arbeiten geben Zeugniß, wie getreu er dem Volke seine geheimsten Regungen abgelauscht, und wie frisch und lebendig er dieselben wiederzugeben vermochte.

Die schönsten Vorzüge des edlen Todten waren unstreitig seine Herzensgüte und Leutseligkeit, sein offenes, warmes Gemüth und sein unverwüstlicher Humor, der ihn keine Stunde seines Lebens verließ, — Eigenschaften, die ihm die Liebe aller derer sichern mußten, die ihn kennen lernten.

Obgleich seit Jahren an einem unheilbaren Lungenübel leidend, war er doch selten genöthigt das Bett zu hüthen, bis ihn in der Charwoche dieses Jahrs ein allmäliges Schwinden seiner Kräfte ans Krankenlager fesselte, und er sanft und heiter wie er gelebt am 23. entschlief. Wer einsam und verlassen auf der Erde steht, wer mit düsteren Sinnen die Natur nur als zur Verwesung geschaffen betrachtet, keine Freunde zählt und kein liebes Weib an seine Brust drücken darf, für den mag es leicht sein in das Grab zu steigen;

Digitized by Google

wer aber wie Lentner mit einem Herzen voll Liebe und Poesie von der Seite treuer Freunde aus den Armen eines jungen Weibes und eines wenige Monate alten Kindes gerissen wird, während draußen der erwachende Frühling die Erde mit Blüthen überschüttet, und von allen Zweigen und Halmen neue Lebenslust lacht und lockt, dem muß es schwer werden Lebewohl zu sagen. — Und doch sah Lentner mit bewunderns-werther Ruhe seiner Auflösung entgegen, deren Nähe er selbst am besten fühlte; sein klarer Geist half ihm auch den Schmerz des Abschieds überwinden und erhellte ihm die dunkle Ungewißheit des Jenseits. Die Theilnahme an seinem Begräbnisse bezeugt, daß Meran die Größe seines Verlustes zu würdigen wußte; nur Einzelne konnten es nicht über sich gewinnen, die Leiche eines Mannes zu begleiten, der sie bei seinem Leben so weit an Geist und Herz übertroffen.

Der Danziger Werder.

Eine Skizze aus Westpreußen.

Man hatte mir schon so lange und so viel von den malerisch pitoresken Schönheiten der Umgegend Danzigs vorerzählt, dem Venedig des Nordens, wie man es wohl zuweilen nennen hört, daß ich mich mit der gespanntesten Erwartung zu einer Reise dorthin entschloß. Ich machte die gewöhnliche Fahrt. Mit dem Dampfboot segelt man von Königsberg aus der Mündung des Pregels das frische Haff hindurch, an Gillau vorüber nach Elbing, begibt sich von da nach dem alten Hochmeisterschloß Marienburg und hat dann die Wahl entweder die große Berliner Chaussee einzuschlagen, eine todte, einförmige Tour, wie fast alle Kunststraßen ohne Reiz, Abwechslung und Mannigfaltigkeit, oder rechts abliegend nimmt man den Weg durch jenen gesegneten Landstrich, der durch Weichsel und Nogat umgürtet wird und unter dem Namen der Werder-Niederung bekannt ist. Was England für Europa, das ist auch dieses wasserumspülte Gestade für Alt-Preußen.

In Marienburg angekommen entschied ich ohne Bedenken für die letztere Route. Vorher aber besuchte ich das Schloß; es ist oft genug beschrieben und kann ich kurz über dasselbe hinweggehen. Es zerfällt in zwei Theile, das alte und das neue. Hart an dem hier wellenförmig aufsteigenden, sonst flachen Ufer der Weichsel ist die Burg gelegen. Eine dunkle Steinmasse erhebt sich das Gebäude wie ein gewaltiger Fels. Hoch empor ragen die Thürme und Zinnen. Tief unten die Verließe und Gräben. Moder umgibt das Ganze. Langsam wälzt die Weichsel, trägen Laufes, ihre gelben Wasser vorüber, langsam rollt sie weiter. Könnte sie zeugend reden, sie würde berichten von dem dahingeschwundenen Glanz und der Pracht und der Hoheit, die sie hier gesehen, und von der Herrlichkeit und dem Reichthum, die einst gewesen, von jenen kühnen Thaten, die vollbracht und der männlichen Kraft, mit der sie ausgeführt, von dem freudigen Glaubensmuthe und der Begeisterung, die ein Geschlecht, besser als wir, beseelt und das dort Jahrhunderte lang seine ruhmwürdige Stätte gehabt. Und noch von vielen andern Dingen würde sie uns berichten, deren man in diesen bösen Zeiten gar nicht einmal erwähnen darf. Jene Zeiten sind vorüber, die Reste jener Helden ruhen in den brechenden Gewölben, die Mauern, die sie gebaut für die Ewigkeit, stürzen zusammen — damnosa, quid non imminuit dies?

Die andere Seite, das neue Schloß, ist man bemüht gewesen, so gut als möglich auszubessern, und ungefähr in der Weise wieder herzustellen, wie es unter Winrich v. Winprode gewesen. Da sieht man das trauliche Arbeitszimmer der Meister, den Stuhl und den Tisch, auf dem sie so oft bei erlöschtem Kaminfeuer das müde Haupt sorgenvoll gestützt, denn es waren meist treffliche Regenten, da sieht man die kleine Kapelle und den Hausaltar, vor dem sie knieend gebetet, da ist auch der dunkle, schmale Gang, verhängnißvoll durch den Mord des Greises, der von der Abendandacht kehrte, da ist aber auch der Saal des Convents, eine weite, unabsehbare Halle, Bogen an Bogen, von einem einzigen Pfeiler getragen. Steinern ist der Boden des Gemachs, steinern ist seine Decke. Nebenan stößt die Rüstkammer, reich an Stücken seltener Art, reich an schimmernden Siegestrophäen und glänzenden Waffenzeichen. Breite Wendeltreppen hinauf, aus Granit gehauen, führen die Stiegen zu den Brustwehren und der großen Terasse, von welcher der entzückte Blick eine überraschende Fernsicht genießt hin auf die ganze Niederung, die den Segen, den die Natur über sie ausgegossen, kaum etragen kann, wie es scheint. Goldene Saaten decken die Felder. Gehöft stößt an Gehöft. Gärten ringsum. Heerde weidet an Heerde. Herrliches Grün der Wiesen! Wohl konnten Stolz und Freude die Brust des Meisters füllen, wenn er nach Tagen der Gefahr und Arbeit von diesem Punkte herabschaute auf das Land und wonnetrunken zu sich sprechen durfte: das ist mein, das ist Alles mein!

Die Gestalt des Landes bleibt übrigens bis beinahe unmittelbar vor die Thore Danzigs die nämliche. Erst hier wieder steigt der Boden hügelartig auf, hebt sich und senkt sich, bildet Thäler und Seen, um allmälig wieder an der Gränze von Pommern in eine todte flache Ebene überzugehen.

Es versteht sich selbstredend, das die Bewohner des Werders sämmtlich reich und wohlhabend sind, ein Resultat, das einmal durch den Reichthum der Natur erzielt wird, dann auch vielleicht durch die bemerkenswerthe Erscheinung, daß man hier nirgends einen bedeutenden Complex, ein größeres Areal in einer Hand vereinigt findet. Es gibt Grundstücke, aber keine Güter, Höfe nicht Latifundien. Und doch wie gerne möchte mancher hoch- und hochwohlgeborne Rittergutsbesitzer und Provinzialstand aus Natanzen oder Ermland mit einem solchen Niederungen Bauer tauschen! Gewöhnlich gehören 4—5 Hufen zu einer Wirthschaft, Ackerland und vorzüglich Wiesen. Dagegen fehlen Torfstiche und Waldungen, man hat nicht einmal Gehölze. Eben deßhalb ist das Brennmaterial, ebenso wie der Kalk, ja selbst alle Steine überaus theuer; zur Feuerung benützt man ein in andern Gegenden Deutschlands ganz gewöhnlich, in Preußen sonst aber nicht angewandtes Material, getrocknets Schilf, Rohr und Stroh. Aus dem nämlichen Grund erklärt sich ferner auch die Bauart, nicht allein der Wohnhäuser, sondern auch sämmtlicher Wirthschaftsgebäude. Während es in den übrigen Theilen der Provinz durchaus nicht auffällt, wenn selbst die Häuser

Digitized by Google

der Gutsherrn und der Geistlichen leicht aus Fachwerk und die Schindelbedachung von Stroh gefertigt ist, werden wegen der noch größern Kostspieligkeit des Holzes als der Steine und Ziegel im Werder nicht allein die Wohngebäude durchweg massiv von Stein aufgeführt, sondern selbst die Scheuern, Tennen und Stallungen.

Wie der Holsteinische Dittmarse, mit dem der Niederungen Bauer in mehr als einer Hinsicht passend verglichen werden kann, seinen Stolz in die Zahl seiner Rinderheerden setzt, so bedingt hier den Wohlstand die größere oder geringere Menge der Pferde und — der Heerden. Ein Bauer, der nur 20 Pferde füttert, gilt für arm, 30 Stücke bilden den normalen Satz, doch habe ich auch Wirthschaften gesehen, wo deren 50—60 gehalten wurden. Prächtige Thiere sinds, aber man stellt sie nicht zum Verkauf, bewahre! Sie sind ein bloßer Gegenstand des Luxus, so eine passionirte Bauernliebhaberei. Das zweite Kriterium des „guten Geschickes,“ wie man sich ausdrückt, ist die Wäsche und das Linnenzeug. Die Menge der Truhen und Spinde und Schränke (denn das Meublement des Altvordern fängt allmälig an der unheiligen Neuerungssucht zu weichen), in denen die Leinwand aufbewahrt wird, erinnert lebhaft an das Homer'sche Zeitalter. Wir sprachen einst in einem Hofe ein, dessen Besitzer 48 Duzend Hemden liegen hatte. Frau und Töchter nähten emsig an neuen. Ich will es auf 60 bringen, sagte der wunderliche Mann. Dabei gälte es unfehlbar für eine Schmach, wenn der Flachs, das Garn u. s. w. etwa gekauft und nicht auf dem eigenen Gehöft gewachsen und zubereitet wäre. Die Winterabende sind lang, auf dem Heerde knistert lodernd ein Feuer, das weibliche Familienpersonal, wohl auch noch einige Basen und Muhmen aus der Nachbarschaft finden sich in der Spinnstube zusammen, lustig schnurren die Räder der Rocken, auch die Knechte des Hauses kommen etwas später, wenn draußen die letzten Geschäfte beendigt, hinzu, und glaubt es nur, wenn es vorher Medisance gab über die Untreue und die Bosheit der Männer, trotz eines Damenkaffee's in der Residenz, so geht es jetzt ebenso gewiß an ein Kosen und Flüstern, die Liebenden — und sie lieben ja Alle — sind zärtlich und glücklich. Es wäre in der That ein allerliebstes Genrebildchen, die Schilderung einer solchen „Spinnstube“ und ihrer Insassen.

Eine unbedingte Gastfreiheit gegen Fremde oder Leute ihres Standes bildet einen charakteristischen Zug dieser Bauern, aber eben so charakteristisch ist auch ihre allgemeine Härte und Unfreundlichkeit gegen Arme und Bettler. Freilich so ganz Unrecht haben sie nicht, wenn sie die Hülfebegehrenden mit dem alten „hättet Ihr arbeiten wollen, dürftet Ihr nicht darben“ zurückweisen. Denn wohl nirgends ist der Arbeiter besser gestellt, als eben hier. Der Taglohn ist bei einer verhältnißmäßig leichten und geringen Arbeit sehr hoch; in der Zeit der Erndte zahlen die Besitzer gerne zwei Gulden und darüber, das wirklich gute Essen ungerechnet. Aber eben weil es so leicht fällt, seinen Unterhalt zu erwerben, ist die Masse der Arbeiter träge, roh und unsittlich im hohen Grade, und sie gleichen in diesem Punkte nur zu sehr ihren Herren, deren Uebermuth sprichwörtlich geworden ist. Die Söhne sind die nämlichen, wie die Väter, nur daß man heute nicht mehr, wenn man Mönche in den Rauchfang aufhängt, einen Buttermilchsthurm baut, sondern in einen solchen oder in einen andern hineinspaziert.

(Schluß folgt.)

Sokrates nach Xenophons Memorabilien.

(Fortsetzung.)

C. Endlich in Bezug auf sich selbst sollten seine Schüler die schlechten Lüste bezähmen, und der Tugend als dem schönsten und edelsten Besitzthum nachtrachten. I. 2, 64. I. 4, 1. Hiezu gehört vor allen

a. die *σωφροσύνη* — Herrschaft des Geistes über die Begierden I. 2, 23, das Gegentheil von *ὕβρις* — Uebermuth aller Art I. 2, 18. Der *σώφρων* wird wohl auch gerade zu dem *πονηρός* Schlechten I. 2, 27. *ανόητος* Unverständigen I. 2, 27 entgegengesetzt. Er trennte diese Besonnenheit nicht von der Weisheit, sondern hielt für weise und klug, wenn man nach erlangter Erkenntniß des Guten und Schönen es übe, nach Erkenntniß des Schlechten sich davon enthalte. (*σοφίαν δὸ καὶ σώφροσύνην οὐ διώριζεν, ἀλλὰ τὸ τὰ μὲν καλά τε καὶ αγαθὰ γιγνώσκοντα χρῆσθου αὐτοῖς, καὶ τὰ αισχρὰ ειδότα ευλαβεῖσθαι σοφὸν τε καὶ σώφρονος ἔκρινεν.* III. 9, 4. Sie begreift daher beiläufig richtige Kenntniß über das, was zu thun und zu meiden ist, und sohin ein Betragen nach dieser Kenntniß.

b. Hiezu ist vor allem nothwendig und unentbehrlich die *εγκράτεια* — Selbstüberwindung, Enthaltsamkeit, welcher er eine sehr warme Lobrede hält. Einen Sclaven des Bauches, Weins, Vergnügens, der Erschlappung, des Schlafes werde man wohl nicht zum Feldherrn wählen, ihm bei seiner Lebensweise nicht Söhne und Töchter oder Güter anvertrauen; nicht einmal einen solchen Sclaven wollte man. Der Geizige suche doch durch Anderer Güter sich zu bereichern, der Unenthaltsame aber sei Pest für sich und Andere, indem er Haus, Körper und Geist zu Grunde richte. Wer sollte einen Mann in Gesellschaft haben wollen, dem Gewürz und Wein lieber sind als Freunde, Huren lieber als Gesellschafter? Selbstüberwindung sei der Grund der Tugend; wer lernt ohne sie was Gutes, beschäftigt sich mit wichtigen Gegenständen? Welcher Sclave der Vergnügung ist nicht dem Körper und Geiste nach schlecht bestellt? Bei der Juno, ein feiger Mann muß bitten, keine solchen Sclaven zu erhalten, ein solcher Sclave aber, gute Herren zu erhalten, die allein ihn vielleicht retten können. Vergl. die sehr schönen Gespräche II. 1, mit Aristippus, wo Sokrates ausführt, daß wer nicht Slave sein wolle, enthaltsam sein müsse; da gebe es keinen Mittelweg, und wenn auch der Enthaltsame viele Beschwerden zu ertragen habe, so sei zwischen freiwilliger und gezwungener Ertragung großer Unterschied, Aristipp möchte sich das Beispiel des Herkules auf dem Scheidwege zum Muster nehmen; und IV. 5 mit Euthidemus, nach welchem der Mensch ohne Enthaltsamkeit der niedrigste Sclave der Leidenschaften ist, dieser Despoten, die ihn vom Guten abwenden, zum Bösen hinreißen, bar von Weisheit, Besonnenheit Sorge sie Geziemendes. Ein solcher wähle und besorge das Schändliche und vernachlässige das Nützliche — zum Gegentheil von dem hin-

Digitized by Google

gerissen, was Besonnene thun. Unenthaltsamkeit beraube auch den Menschen aller Vergnügen, weil er nicht warte, bis ein Genuß Vergnügen mache, sie führe zur Vernachlässigung seiner, der Seinigen, der Freunde, mache unfähig gegen Widersacher, kurz aller Tugend bar, und den Thieren gleich, die auf das Gute nicht achten, und nur das Angenehme suchen; nur Enthaltsame haben den richtigen Blick auf das Gute, indem sie für Wort und That genau überlegen, das Gute wählen, das Schlechte vermeiden. — Um dieß zu werden, bemerkte er weiter, müssen Menschen mit den besten Anlagen wie die Stumpfsinnigsten lernen und sich abmühen. III. 9, 3. Schon an sich sei nichts bedürfen göttlich, am wenigsten bedürfen gottähnlichst. I. 6, 10. Gebildete sollten den Ungebildeten an Abhärtung ja nicht nachstehen. Als sich Jemand über das warme Wasser seiner Heimat beklagte, fragte Sokrates, ob es die Sclaven gebrauchen, und ob es wärmer sei, als jenes zu Asklepion; auf die Antwort: „nein, mit dem Ausdruck der Verwendung, wie es die Sclaven angenehm finden können;“ erhielt er von Sokrates die Antwort: Bedenke wohl, du seiest in Gefahr, weniger zu vermögen, als Sclaven und Kranke. III. 13, 3. Ein Anderer klagte über Müdigkeit vom Wege. Sokrates fragte: hattest du etwas zu tragen? — Nein. — Warst du allein? — Ein Bedienter war bei mir. — Trug dieser etwas? — Freilich Decken und anderes Zeug. — Hielt er's aus? — Besser als ich. — Wie wär's dir ergangen, wenn du hättest tragen müssen? — Das wär mir unmöglich gewesen. — Soviel schlechter sein als ein Sclave — scheint dir das für einen braven Mann schicklich? III. 13, 6.

c. Hieraus wird man schon vermuthen, wie er über Essen dachte. Seine Lehre bestand darin: man esse, soviel angenehm ist, und man wieder herausarbeitet; dieß ist gesund und hindert die Verrichtungen der Seele nicht. I. 2, 3. Ohne Hunger und Durst soll man sich zum Genusse selbst von Leckerbissen nicht verleiten lassen, dieß schadet dem Magen, dem Kopf und Geiste. Er erinnert an die Kirke und Ulysses. I. 3, 6—7. Jemand klagte über wenigen Appetit. Da weiß ich eine gute Medizin, sagte Sokrates. Welche? fragte der Andere. Höre auf zu essen, erwiederte Sokrates. III. 13, 2.

d. Wie er über geschlechtliche Vergnügungen namentlich für Jünglinge dachte, sieht man aus I. 2, 29—30, wo er den Kritias von Knabenliebe als von etwas Schweinischem abmahnte. Ein andersmal fragte er den Xenophon: Hältst du den Kritobolus nicht für einen gescheidten und vorsichtigen Menschen? Xen. Ja wohl. Sok. Ich halt ihn für den verwegensten Bösewicht, der sich in Feuer und Schwerter stürzen würde. Xen. Warum denn? Sokr. Hat er nicht den schönen und lieblichen Sohn des Alcibiades geküßt? Xen. Ja, wenn das Wagestück ist, getraute ich mir's auch zu bestehen. Sokr. Waghals! was glaubst du, daß man auf einen solchen Kuß leide? Wird man nicht gleich aus einem freien Menschen ein Sclave? — genöthigt auf schändliche Vergnügungen Vieles aufzuwenden? Keine Zeit zu haben, sich um Schönes und Gutes zu bekümmern, gezwungen Sachen zu treiben, die nur ein Rasender treibt? Xen. Was du doch einem Kuß zuschreibst? Sokr. Du wunderst dich? Weißt du nicht, daß gewisse Spinnen kaum eine halbe Obulus groß zum Munde gebracht, den Menschen vor Schmerz aufreiben und wahnsinnig machen? Xen. Ja diese vergiften durch ihren Biß. Sokr. Thor! meinst du nicht, daß die Schönen dem Liebenden ein unsichtbares Gift einflößen? daß das Thier, das man Schönheit und Lieblichkeit nennt, um so gefährlicher sei, als die Spinne, weil diese nur durch Berührung, jene schon durch Anschauen, ja von der Ferne wahnsinnig machen? Daher haben die Liebesgötter Pfeile. Ich rathe dir sohin, vor einer schönen Gestalt zu fliehen, ohne dich umzusehen; dir aber Kritobulus, ein Jahr außer Land zu gehen; schwerlich wirst du jedoch in dieser Zeit von dem Bisse gesund. — Sokrates setzte noch I. 3, 14 die Lehre hinzu: Bedarf der Körper dergleichen Sachen nicht, so soll die Seele sie gar nicht aufnehmen, bedarf er sie, so soll sie sich damit nichts zu thun machen. (ὐκ ἀν πράγματα παρεχοι.)

e. Arbeiten hieß ihm — Gutesthun. Beschäftigungen wie Würfelspiel, Possenreißen oder gar Schlechtes und Strafwürdiges thun — nannte er Müssiggang I. 2, 57. Wer dieß thue, könnte Besseres thun, und vom Bessern zum Schlechten sich zu wenden habe Niemand Zeit, wer es so mache, handle offenbar schlecht. III. 9, 9.

f. Ein wichtiger Punkt war ihm Selbstkenntniß nach der Aufschrift in Delphi. Man müsse sich aber kennen, wie ein Kämpfer das Pferd zu kennen suche — ob es folgsam oder unfolgsam, stark oder schwach, geschwind oder langsam u. s. w. sei, kurz nach den zur Benützung guten oder schädlichen Eigenschaften; so müsse man seine Kraft für die menschlichen Geschäfte kennen. Wer sich kennt, weiß, was ihm nützlich ist, und was er vermag. Da er nach dieser Erkenntniß handelt, erreicht er, was er bedarf, und handelt recht, oder enthält sich des Handelns und bleibt dadurch ohne Fehler. Auch andere Menschen weiß er zu benützen, und dadurch das Gute zu erwerben, dem Bösen zu entgehen. — Wer sich nicht kennt, und über seine Kräfte täuscht, täuscht sich auch über andere Menschen und menschliche Dinge; weiß nicht, was er bedarf, was er thut, wen er benützen muß; und da er hierin sich irrt, verliert er das Gute, und verfällt dem Schlechten. Die sich kennen, werden durch das dieser Kenntniß entsprechende Betragen angesehen und geehrt, und ihres Gleichen geben gern mit ihm um, wünschen sie zu Rathgebern, zu Vorstehern, setzen ihre Hoffnungen auf sie, und lieben sie am meisten. Die sich nicht kennen, sind in ihren Geschäften unglücklich, verfallen selbst in Strafe und Schaden, in Unehre, werden ausgelacht, leben verachtet und ohne Ruhe. So gehts selbst Staaten. IV. 2, 24—30.

g. Sorge für den Körper empfahl er sehr. Wie wichtig ist nicht ein gesunder Körper in Krieg, wo Schwächlinge in Schande und die elendste Sclaverei gerathen? Wessen Körper sich im guten Zustand befindet, der ist gesund, tapfer im Krieg, fähig den Freunden zu nützen, sich um das Vaterland verdient zu machen, Ruhm und Ehre zu erwerben, angenehm und gut zu leben, und so zu sein schadet in keinem Fall. Bei allen Verrichtungen ist ein gesunder Körper nützlich, selbst im Denken hindert ein kranker Körper, Vergessenheit, Muthlosigkeit, Mißvergnügen, oft Wahnsinn ist Folge eines schlechten Körperszustandes. Es ist schändlich aus Nach-

Digitized by Google

lässigkeit vor der Zeit alt zu werden. III. 12. Deßwegen soll man von Andern und durch eigene Beobachtung im ganzen Leben lernen, welche Speise, Getränke, Arbeiten rc. dem Körper zuträglich sind, und wie er durch deren Gebrauch am gesundesten bliebe; wer dieß thue, werde schwerlich einen bessern Arzt finden, als sich selbst. IV. 7, 9.

b. Die Güter des Lebens, — Gesundheit, Stärke, Wohlsein, Schönheit rc. legte er nur einen relativen Werth bei — als Mittel zum Guten, sohin nach dem Gebrauch, den man davon macht, IV. 2, 31—35. Insbesondere hielt er den Reichthum für schädlich, wenn er zur Vernachlässigung des Unterrichts über Nützliches und Schädliches führe. Denn es sei dumm zu glauben, man könne ohne Unterricht zur Kenntniß desselben, oder ohne Kenntniß durch Reichthum zum Erwerb des Nützlichen, Vermeidung des Schädlichen gelangen; und einfältig zu meinen, man könne Nützliches thun, ohne Recht zu thun, oder ohne Kenntniß durch Reichthum zum Ruhm eines guten Mannes, oder ohne gut zu sein zu Ehren gelangen. IV. 1, 5.

D. Heben wir noch einige Aeußerungen über andere interessante Gegenstände heraus.

a. In Bezug auf Staat unterschied er in der obersten Gewalt — Regierung und Tirannei (βασιλείαν καὶ τυραννίδα.), je nachdem man über Selbstwollende und nach dem Gesetze, oder über Nichtwollende und nicht nach dem Gesetze, sondern nach seinem Willen herrsche. — Ferner unterschied er Aristokratie, Plutokratie und Demokratie, je nachdem die Herscher von den Edlen (ἐκ τῶν τὰ νόμιμα ἐπιτελούντων, die das Gesetz befolgen) der Reichen oder Alten aufgestellt werden. IV. 6, 12. Könige und Herrscher seien nicht, die den Scepter führen, durch Zufall oder Loos gewählt werden, Zwingherren, oder die zu ihrer Wahl verleiten, sondern jene, die das Herrschen verstehen; wie in der Schiffahrt, bei Krankheiten rc. die hierin Verständigen befehlen, daher bei der Wollenspinnerei selbst Weiber die Männer beherrschen. Wenn der Tirann dem guten Rath nicht folge, fehle er, und verdiene daher Strafe. III. 9, 10.

Pflicht der Staatsbeamten ist nur, jene, die ihn wählten, glücklich zu machen. III. 2—4. Sie sind gut, wenn sie wissen, was man braucht, und dieß zu verschaffen vermögen. III. 4, 6. Ein gescheidter Hausherr kann deßwegen selbst zum Feldherrn taugen. III. 4, 12.

Seine Ansichten, wie Athen wieder zum frühern Ruhm rc. gelangen könnte, gab er. III. 5. Die Athenienser, bemerkte er, selen an Körper und Geist doch nicht schlechter, als die Beothier; vielmehr beliebter und ehrgeiziger als dieselben, und jetzt in Furcht, die, wie bei Schiffsleuten die Gefahr, gehorsam mache. Nur Ueberlegenheit habe sie träge gemacht, und wenn es auch dahin gekommen sei, daß sie jetzt Obrigkeiten verachten, unter sich und mit andern zanken, keinen Gemeingeist haben u. s. w., so müsse man doch nicht verzweifeln, sondern vielmehr ihnen zeigen, daß die Vortheile, die jetzt Andere haben, ihnen zukommen, von ihnen seit langer Zeit besessen wurden; man müsse sie an die Thaten von Kekrops, Bichetheß, der Herakliden, des Theseus — bis auf die neuesten Zeiten in den Perser Kriegen rc. erinnern; sie seien auch in Seekämpfen, bei gymnastischen Spielen den Vorstehern folgsam, der Areopag bestehe aus braven Männern; und den Feldherren folgten sie nur nicht, weil diese ihre Kunst nicht verstünden; wie die Vorsteher die ihrige bei Tänzen, Spielen rc. Erhalten sich doch die Mysier, Pisider, selbst vom Perser König unabhängig. — Vergl. Buch III. 3, 9. Eben deßwegen, weil es nur an geschickten Feldherren fehlte, war ihhm auch an der Bildung derselben gelegen, und Xenophon führt in mehrern Kapiteln des III. Buches ausführlich an, wie die Feldherren beschaffen sein müssen (vergl. das Register ihrer Pflichten III. 1, 6), daß insbesondere Taktik allein durchaus nicht genüge III. 1, noch weniger bei einem Anführer der Kavallerie Kenntniß des Reitens; vielmehr müsse dieser Pferd und Reiter besser machen, verschiedene Kunstgriffe des Krieges kennen, in Allem der vorzüglichste sein, und verstehen, die Reiter folgsam zu machen. III. 3.

b. Tapfer nannte er den, der sich in schwierigen und gefährlichen Lagen zu helfen weiß (δεινοῖς χρῆσθαι, ὡς δεῖ.) feig, der dieß nicht könne. IV. 6, 10—11.

c. Neid erklärte er als Traurigkeit — nicht über das Unglück der Freunde oder Glück der Feinde, sondern über das zum Glücke führende gute Betragen (ευπραξίαις) der Freunde. Hiebei bemerkte er, daß Viele bei Fehlern Anderer nicht gleichgültig sein könnten, sondern die Unglücklichen unterstützten, aber beim Glücke Anderer sich betrübten. Dieß vertrage sich aber mit einem gescheidten Manne nicht, sondern könne nur Einfältigen zustoßen. III. 9, 8.

d. Zum Ruhme war ihm der wichtigste Grundsatz: „das sein, was man scheinen will,“ sonst komme man beim Streben darnach nur in Schande; so der Flötenspieler, so der Feldherr, so der Staatsmann. Wer ein fremdes Geld, Geschirr rc. sich zueigne, sei, im Vergleich mit Jemanden, der sich fälschlich für einen Feldherrn rc. ausgebe, ein kleiner Betrüger. I. 7.

e. Rhetorik und Dialektik schätzte er zwar sehr, lernen wir ja Alles, was wir Gutes und Schönes wissen, mittelst der Sprache, und wer Gutes und Nützliches weiß, theilt es durch passende Sprachformen mit III. 3, 11. Aber der Unterricht zur σωφροσυνη ging ihm entschieden vor. IV. 3, 1. Das Wesentlichste zur Rednergabe schien ihm richtige und deutliche Begriffe über den Gegenstand zu haben, über welchen man sprechen will. IV. 6. Vergl. III. 6.

f. Gebände sollen angenehm und schön sein, Wohnungen, das Unangenehme in verschiedenen Jahreszeiten fern halten, und tauglich sein, das Seinige sicher zu hinterlegen. Gemälde und Bilder in denselben entfernen eher das Vergnügen, als sie es bringen. III. 8, 8—9.

Für Tempel sei der schicklichste Ort, den man weit sehe, aber wenig besuche. So bete man, ihn fern sehend, und betrete ihn rein (ἁγνως von Schmutz des Weges? Fehler der Gesellschaft? gesammelt im Gemüthe? —)

(Fortsetzung folgt.)

Tiroler-Biene.

Im Bache Rio fecco bei Callsano wurde jüngst eine sehr zierliche und wohl erhaltene etruskische Fibel aus Bronze in einer alten Urne gefunden. Herr Spilzi hat sie dem hiesigen Museum eingeschickt. So wird diese Anstalt nach und nach zu einer wahren Fundgrube für Gelehrte, welche sich mit den vorrömischen Alterthümern beschäftigen.

Digitized by Google

Literatur.

Lorelei.

Rheinische Sagen von Wolfgang Müller.

Köln. 1851.

Die deutsche Sagenbearbeitung ist nachgerade zu einem völligen Handwerk geworden. Viele Hände schaffen mit einem gewissen Geschick, aber Handwerk bleibt doch immer Handwerk, und vom Maurermeister zum Architekten ist noch ein gewaltiger Schritt. Den meisten unserer neueren Sagenbearbeitungen fehlt alle Nothwendigkeit; es ist nicht mehr, wie bei Goethe, ein inneres Lebensereigniß, welches in dieser oder jener Sage seinen tiefsten Ausdruck zu finden gewußt, nicht mehr eine Empfindung, eine Idee, welche in das Gewand der Sage gehüllt an's Licht will, sondern in den meisten Fällen nur ein rein mechanisches, bei größerer oder geringerer Formgewandtheit des Dichters mehr oder minder erfolgreiches Verfahren, wobei sich aus biegsamem Stoff, ohne daß derselbe lange durchgearbeitet zu werden brauchte, in kürzester Frist eine ganz lesbare Romanze oder Ballade produciren läßt. Wenn sich bei Goethe die Anzahl der Sagen leicht berechnen läßt, findet man sie bei den Handwerkern in fabrikmäßiger Fülle. Selbst die bedeutendsten unserer gegenwärtigen Sagenbearbeiter sind von diesem Vorwurf nicht freizusprechen; beim Mittelgut aber — man sehe nur Schöppner's Baierisches Sagenbuch — ist es oft zum Erstaunen, wie jedes Gefühl und Verständniß für wirklich, gute, poetisch brauchbare Stoffe geschwunden ist. Grade, als wenn sich jede Sage, weil sie einmal Sage ist, damit ohne weiteres in ein Gedicht umwandeln ließe! Neben der innern Nothwendigkeit einer poetischen Produktion kann man auch von einer äußeren sprechen: Jedes Gedicht ist unnöthig, welches einen schon trefflich bearbeiteten Stoff noch einmal bearbeitet und zwar so, daß es nicht durch tiefere Bewältigung der zu Grunde liegenden Idee oder, was den Stoff selbst betrifft, durch Einfügung neuer, wirklich eigenthümlicher Züge eine Berechtigung in sich trägt. Es gibt eine Menge von Sagen, in denen der Reiz, welcher dem Wasser innewohnt, das Verlockende seiner Kühle, seines Farbenspiels die Grundidee bildet. Welcher Dichter wird es aber wagen, ihr nach Goethe's Fischer oder Heine's Lorelei noch einmal einen poetischen Ausdruck zu geben? Der Sagenbearbeiter gewöhnlichen Schlags fragt darnach nicht, wohl aber der feiner fühlende, seinen Stoff erwägende und durcharbeitende Dichter, welchem seine Kunst wirklich eine Kunst und nicht bloß ein erheiterndes Spiel oder ein fröhliches Handwerk. — Alles dieses sind so einfache Dinge, daß jeder Schüler sie verstehen sollte, und doch haben die Meister sie oft wieder verlernt!

Während sich uns bei der Lektüre von Schöppner's Baierischem Sagenbuch und Hocker's Moselsagen die obigen Bemerkungen aufs lebhafteste aufgedrängt, hat uns eine andere, in dasselbe Fach schlagende, neue oder wenn man will, ältere Erscheinung, Wolfgang Müllers Lorelei, wieder in etwas mit jenem Genre zu versöhnen gewußt. Es kommt dazu freilich Müllers innere Frische, das Lebendige und blühende seiner Anschauungen, namentlich der landschaftlichen, der oft wunderbare Reiz seiner, mit Binnenreim und Alliteration nur spielenden Verse *), was Alles, freundlich vereint, Müller schon länger zu einem Lieblingsdichter für Viele gemacht hat. Es ist bei Müller aber auch Sinn für den Stoff da, der ihn wohl manchmal auf Unächtes, nie aber auf Unpoetisches und Triviales verfallen läßt. Die bedeutenderen Stücke, wie „das Märchen," die „nächtliche Erscheinung zu Speier" u. A. sind nicht bloß gelungene Versifikationen anmuthiger oder großartiger Stoffe, sondern durchgearbeitete Träger einer des poetischen Gewandes würdigen Grundidee. Ein Gedicht, wie „das Märchen" hat schon eine Geschichte vor seiner Entstehung, nur ein solches Gedicht wird aber auch eine Geschichte nach seiner Entstehung haben. — In den einen Fehler verfällt jedoch auch Wolfgang Müller, daß er einige Mal abgemachte Stoffe nochmals bringt. Auch können wir uns mit der Art und Weise nicht zufrieden erklären, wie er die „Lorelei" selbst, man könnte sagen, modern-rationalistisch, aufgefaßt und in ihrem wirklichen Wesen vernichtet hat **).

Was endlich das Lokale der Stoffe betrifft, so hat Müller das Verdienst, eine bisher von der Literatur wenig berücksichtigte Gegend, das Herzogthum Berg, in's Bereich der Poesie gezogen zu haben. Während bisher mehr die nächsten Ufer des Rheins, als das innere Land und die Nebenflüsse besucht und besungen worden, hat sich in jüngerer Zeit auch den letzteren ein größeres Interesse zugewendet. Kinkel beschrieb die Ahr — das Beste, was er vielleicht in Prosa geleistet; Stramberg und A. bearbeiteten die Geschichte der Mosel, wiederum Andere, wenn auch bis jetzt noch nicht mit besonderem Erfolge, die Sagen dieses seit den Zeiten des Ausonius an Wassergeistern so reichen Stromes; die Nahe fand einen Führer in Pfarrius, dessen poetischer Wegweiser dem Thal, wie dem Dichter vielfach Freunde erworben; auch dem Main wendet sich endlich größere Aufmerksamkeit zu. Grade jedoch beim Main, obwohl derselbe einen so großen Theil von Mitteldeutschland, das Herz des Herzens, durchströmt, und Städte, wie Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg seine Ufer zieren, ist der Mangel an gehörig verarbeitetem, poetischem Sagenstoff so fühlbar, daß für eine Sammlung, welche dort projektirt wird, das **nonum prematur** eine unabweisbare Nothwendigkeit ist. Möge sich einstweilen der Blick der Dichter dem schönen Strome zuwenden: Stoffe finden sich in den Sammlungen von Bader und Herrlein. Was Müllers jetzige Heimat, das Herzogthum Berg, betrifft, so hat zwar Montanus (Zuccalmaglio) Geschichte und Sage dieses Landes behandelt, aber kritisch sowohl als formell so ungenügend, daß man seine Bücher, wenn man schonend verfahren will, ignorirt. Die ersten gelungeneren Poesien aus jener Gegend hat Wolfgang Müller geliefert.

Augenblicklich arbeitet Müller an einem rheinischen Idyll: „Die Maikönigin," ein Gebiet, auf welchem wir den Dichter früher schon einmal in der „Melusina" getroffen haben. Während diese in elegischem Maaße gedichtet war, soll die Maikönigin in Reimen ausgeführt werden. Die letzten Jahre haben wieder manches, in dieses lang verschmähte Genre Gehörige zu Tage gefördert: Moerike's „Idyll vom Bodensee" sollte bekannter sein, es kam in ungünstiger Zeit; Roquette's „Brautfahrt" hat die Anerkennung, welche sie verdient, in reichem Maaß gefunden; M. Hartmanns „Adam und Eva" enthält vielfache Schönheiten, an Goethe's Hermann und Dorothea *) erinnert das Gedicht durch einen siebenfüßigen Hexameter:

Und es erwiederte drauf, versenkt in tiefe Gedanken der Jüngling:

Müllers Lorelei wird sich den ebengenannten Werken würdig beigesellen!

F. A.

---

*) Einige Proben mögen es belegen, auf gut Glück herausgegriffen. S. 231:

Es blühet und glühet der Mädchen holdselige Schaar,
Im Reigen umringt und umschlingt ihn manch liebliches Paar:
Sie kommen und gehen, lächelnd im kosigen Spiel,
Sie singen der Lieder, sie bringen der Blumen ihm viel.

Auf ders. S.

Ein Blühen hebt an, der Frühling feiert sein Fest,
Hoch blauet der Himmel, warm treibet die Wolken der West.

Die „nächtliche Erscheinung zu Speier" beginnt alliterirend:

Wach auf, erklingt's in des Schiffers Traum,
Wach auf, du Wächter am Strome!

S. 179:

Sie schwirren und wirren um's Weib in irrem Gewirre:
„Und folgst du nicht eilig," so ruft es, „wir machen dich kirre!"
Aufjammert die Frau; sie klettern und klimmern am Leibe,
Mit Schlingen umringen sie rüstig die Glieder dem Weibe.

*) Daß die Lorelei nicht volksthümlich, sondern ein poetisches Erzeugniß Cl. Brentano's, ist wohl mit vollster Gewißheit anzunehmen. In Schriften findet sich keine Spur der Sage, dagegen beschäftigen sich die Touristen des siebzehnten Jahrhunderts vielfach mit dem Echo an der Lorelei. Merian in der **topogr. Palat.** meint, dieses „sonderbar lustige Echo" rühre von dem „Zwiebel im Rhein, gleichsam als wenn der Rhein daselbst heimliche Gänge unter der Erde hätte." Wie der ältere rheinische Antiquarius erzählt, war es eine Volksansicht, der Lurleifels (**sic**) sei inwendig hohl. Der Antiquar berichtet und A. auch, daß Schiffleute und Vorüberreisende sich daselbst durch Waldhörner, Schießen und Rufen viele und öftere Kurzweile gemacht. Die Schriftsteller bewunderten das Echo als einzig in seiner Art, vielleicht der Grund, daß später viele behaupteten, es sei im Laufe der Zeit schwächer geworden. — Nik. Vogt im 3ten Bande seiner rhein. Geschichte knüpft die Sage an das Echo, indem der romantische Geist der Rheinbewohner darin die Stimme einer Zauberin vernommen. Heine gab der Lorelei, die bei Brentano eine durch die Glut ihrer Augen Liebe entzündende Erdentochter ist, den Charakter der mittelalterlichen Wasserfrau. Drollig ist die Wuth des jüngeren rheinischen Antiquars, des Herrn von Stramberg, über die Lorelei. Entsetzlich, was solche Poeten nicht Alles treiben! Ob die Lorelei den würdigen Gelehrten, als er an ihr vorübergefahren, einmal mit kalt Wasser überschüttet hat?

**) Der bekannte „capitale," den Goethe Spaßes halber stehen ließ. Der Hartmann'sche steht S. 113, läßt sich indessen durch Weglassen von „tiefe" leicht in Ordnung bringen. Wie aber scandirt man folgenden, von einem berühmten, noch lebenden Dichter herrührenden:

Neues lehrtest du den Venetianern, du sandtest sie spazieren?

Er steht unter A. auch in Schückings „Italia."

Digitized by Google

Sprüche und Scherze von Alex. Kaufmann.

Zweite Reihe.

3.

Hat tausendmal die Erd' und ihre Frucht
Der wunderliche Meeresgreis *) verflucht,
Die Nachtigall singt fort und fort uns Lieder,
Die Rose blüht und immer blüht sie wieder.

4.

Wär's denn so schön, wenn Alles rings verstummte,
Kein Vogel schlüg, kein Käfer Dich umsummte,
Kein Brunnen flöss' mit süßmelod'schem Rinnen? —
Die Herrlichkeit will mir nicht recht zu Sinnen.

5.

Du bist ein Narr, wenn's Dich in Harnisch bringt,
Daß noch ein Bursch sein Mägdelein besingt.
Wär dieß das Traurigste in trüben Tagen,
Wie wäre leicht der Zeiten Noth zu tragen!

6.

Willst Du Berühmtheit, such vor Allen
Den Schulmonarchen zu gefallen:
Müssen Dich erst die Buben lernen,
Wer will Dich erst vom Parnaß entfernen?

7.

Reimt nur immer Herz auf Schmerz —
Wollt Ihr beßre Worte finden?
Welkt das letzte, junge Herz,
Wird der böse Reim verschwinden.

8.

Was Tiefstes Du, was Innerstes empfunden,
Theil's Wen'gen mit und nur in heil'gen Stunden;
Ich liebt es nie, wenn Einer Woch' für Wochen
In einem andern Beichtstuhl eingesprochen.

Religiöse Dichtungen.

Innsbruck. Druck und Verlag von A. Witting's Buchdruckrei. 1851.

8. Wir haben „religiöse Dichtungen" vor uns liegen, ein kleines Heftchen, das sechs Gedichte enthält: Glaube, Hoffnung, Liebe, Reue, Demuth, Wahrheit. Es ist sehr zu loben, daß die religiöse Dichtkunst ihr angestammtes Recht geltend macht; und was würde sich für lyrische Poesie mehr eignen, als obgenannte Themata, in denen die höchste Bewegung aller geistigen Kräfte, die tiefste Gemüthsregung unter dem Einfluß himmlischer Mächte sich zeigen könnten. Ein religiöser Dichter müßte ein tiefes durchgreifendes Studium der ersten religiösen Poesien d. h. der Psalmen mitbringen, aber nicht bloß mit einem geistlosen Nachschreiben einzelner Ausdrücke sich begnügen, er müßte eine tiefchristliche Weihe des Gemüthes, und eine tüchtige Kenntniß der geistigen Kräfte des Menschen haben, wobei aber nie und nimmer die ausgeprägte Kristallform der Poesie zu vergessen wäre.

*) Glaukos.

Die vorliegenden „religiösen Dichtungen" können wir lyrisch-didaktische nennen, sie enthalten einige Seltsamkeiten und Hyperbolien, wie z. B. die Reue sei ein Schmerz sich entgöttlichet zu sehen, und die Hoffnung zwinge zur Erbarmung und noch andere mehrere abgerechnet, durchweg gute und richtige Gedanken. Allein in diesen Poesien ist viel zu viel Reflexion, deren Ueberfluß oder Mangel das Elend der Zeit ausmacht, die Sprache entfernt sich deßhalb selten von der Prosa, die Anordnung ist ziemlich unüberlegt, die Sprache oft hart; zur Poesie gehören einige gute Stellen und allenfalls noch die oft angewandte **licentia poetica**, die sich in häufigen Satzverschränkungen zeigt. Wir bedauern sehr über dieses neueste Auftreten der berechtigsten Poesie kein besseres Urtheil fällen zu können. Druck und Papier ist hübsch.

Im Verlage der **Wagner**'schen **Buchhandlung** in **Innsbruck, Brixen** und **Feldkirch** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Böhm J. G. Dr., k. k. Direktor der Sternwarte in Prag, Hauptmann der II. Innsbrucker academ. Defensions-Compagnie im Jahre 1848 κ. κ., Ueber die Tiroler Landes-Vertheidigung des Jahres 1848 im Allgemeinen und über den Antheil der Innsbrucker Universität an derselben. Octav, brosch. 24 kr. C. M.

Brandis, Freiherr J. A. v., die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol, in den Jahren 1610—1628. Complet in 5 Lieferungen. Mit dem Porträt des Verfassers. Lexicon-Octav. brosch. 4 fl. C. M.

Eberle Anton, (Feld-Caplan) Eine Tiroler Schützen-Compagnie im wälschen Gränzkriege des Jahres 1848. Groß-Octav. (64 Seiten) brosch. 20 kr. C. M.

Flir Alois, Professor an der k. k. Universität in Innsbruck. **Die Manharter.** Ein Beitrag zur Geschichte Tirols im 19. Jahrhundert. Groß-Octav. In Umschlag broch. 1 fl. 30 kr. C. M.

Flir Alois, Professor an der k. k. Universität zu Innsbruck. Bilder aus den Kriegszeiten Tirols. Geschichtliche und poetische Erzählungen. Octav, brosch. 1 fl. C. M.

Hausmann, Franz Freiherr v., Flora von Tirol. Ein Verzeichniß der in Tirol und Vorarlberg wild wachsenden, und häufiger gebauten Gefäßpflanzen. Mit Berücksichtigung ihrer Verbreitung und örtlichen Verhältnisse verfaßt und nach Koch's Synopsis der deutschen Flora geordnet. Complet in 3 Heften. brosch. 6 fl. C. M.

Jäger Alb., k. k. Professor, Tirol und der baierisch-französische Einfall im Jahre 1703. Groß-Octav. brosch. 2 fl. 12 kr. C. M.

Kaan, Dr. Heinrich, Versuch einer topographisch-medi-cinischen Skizze von Meran. Octav, brosch. 20 kr. C. M.

Koch, Mathias, chronologische Geschichte Oesterreichs, von der Urzeit bis zum Tode Kaiser Karl VI. mit den gleichzeitigen Begebenheiten und besonderer Rücksicht auf Tirol. Groß-Quart, In Umschlag brosch. 2 fl. 40 kr. C. M.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 22. Innsbruck, 29. Mai 1852.

An die Harfe.

Einst an Jordans heil'gen Borden
Prangtest du in Königshand,
Flogst in rauschenden Akkorden
Ueber ein beglücktes Land;
Streutest frohe Huldigungen
Um des Helden Siegeslauf,
Riefest mächtig tausend Zungen
Zu dem Preise Gottes auf.

Cedern horchten deinen Klängen
Deines Sanges Zaubermacht,
Und von allen Hügelhängen
Lauschten stolze Palmen sacht.
In die Thäler hallten nieder
Berge dein Prophetenwort,
Trugen freudig deine Lieder
Bis zu fernen Meeren fort.

Aber längst hinausgestoßen
Aus dem theuren Heiligthum
Gleich dem Volk, dem heimatlosen,
Irrst du in der Welt herum.
Bist der Armuth nur mehr fröhnig
Wie sie unstät weiter schweift,
Und das Elend ist der König,
Der in deine Saiten greift.

An den Saiten stumm und bange
Noch des Kummers Thräne bebt,
Während draus in hellem Klange
Sich das frische Lied erhebt.
Welch ein heilig Aufwärtsringen
Aus der Dämmerung zum Licht!
Welch ein Beten, Jubeln, Singen
Wie vor Gottes Angesicht!

Blüht dir so aus alten Zeiten
Freudige Erinnerung,
Um den Pilger zu geleiten
Auf der trüben Wanderung?
Wurde einst aus Gottes Munde
Dieses Wort dir kund gethan:
„Wieder kommen wird die Stunde
Wo du schau'st dein Kanaan?“ —

Pfeifer.

Die heilige Nacht.

Die Zeit war da von den Propheten
Durch der Verheißung Strahl erhellt,
Wo in die Menschheit sollte treten
Der ihr zum Retter war bestellt.
Da ward ein Stern am Himmelszelt
Dem Kinde Gottes angezündet,
„Mein Reich ist nicht von dieser Welt“
Hat er mit lichtem Strahl verkündet.

Und wie der Stern den goldnen Strahl
Stillselig ausgoß in die Nacht,
So hat die Jungfrau sonder Qual
Das Licht der Welt der Welt gebracht.
Im reinsten Busen war erwacht
Die starke Glut der Mutterwonne,
Mit Joseph pries den Gott der Macht
Entzückten Herzens die Madonne.

Als sie die Mutterbrust ihm bot
Im reinsten Kelch den reinsten Trank,
Und auf das Kindlein rosenroth
Die erste Freudenthräne sank;
Da schnitt durch ihres Herzens Dank
Die Schmerzensahnung künft'ger Zeit,
Und als das Kind die Thränen trank
Ward Gott vermält dem Erdenleid.

Maria legte in die Krippe
Das Kindlein das entschlummert war,
Und von der jungfräulichen Lippe
Floß Muttersegen wunderbar,
Der zog herab die Engelschaar
Zur Huldigung auf Erdenauen,
Und ihr Gesang drang silberklar
Ins Herz der seligsten der Frauen.

Sie schweben aus der Nacht herein
Und sinken vor dem Kinde nieder,
Weiß ihr Gewand wie Blitzesschein,
Wie Regenbogen ihr Gefieder,
Und draußen klingt der Hymnus wieder,
Maria neigt in Glück verloren
Sich wie die Morgenwolke nieder,
Die glühend hat den Tag geboren.

Digitized by Google

Und immer stärker, mächtiger scholl
Durch stille Luft der Engelsang,
Und immer lichter, prächt'ger quoll,
Ihr Glanz, der weit die Nacht durchdrang.
Die Hirten, die am Hügelhang
Gelagert waren bei den Rossen,
Trieb Engelswort und frommer Drang,
Zur Krippe, die den Gott umschlossen.

O heil'ge Nacht, o Wundernacht,
Du schönste in der Zeiten Schoos,
Da Gott verließ den Sitz der Macht,
Zu wählen armes Erdenloos,
Als Kind herabstieg nackt und blos,
Daß von der Heimat nichts ihm bliebe,
Von aller Hoheit gränzenlos,
Nichts göttliches, als nur die Liebe.

Louise v. Plönnies.

Der Danziger Werder.

Eine Skizze aus Westpreußen.

(Schluß.)

Was an andern Orten die Jagd, das ist hier die Fischerei. Nicht als ob dieselbe als Gewerbe betrieben oder als Nahrungszweig angesehen würde, man übt diese Beschäftigung als ein Vergnügen um ihrer selbst willen, und zwar nicht allein auf den beiden großen Strömen, sondern auch auf ihren vielfachen Nebenflüßchen, in den Seen und Teichen. Auf den Werth solcher Gewässer legt man ein hohes Gewicht, sie werden sorgsam gehütet, wie sonst Wälder und Jagreviere vor Wilddieben. Ingemein wird der Fang selten mit Netzen und den üblichen Fischergeräthen ausgeführt, viel häufiger sieht man die Angler, schon in weiter Ferner an dem Gange erkennbar, mit ihren Ruthen und Schnüren und sonstigem Apparat hinausziehen, oder schon sitzen hinter den belaubten Büschen und Hecken. Ein geistloser wenig beneidenswerther Müßiggang! Ungleich interessanter ist dagegen das sogenannte Fischstechen, das bisweilen wohl auch vorkommt. Ich war Theilnehmer einer solchen Parthie. Spät Abends fuhren wir hinaus auf einen weiten See. Rund umher lag die Nacht, wie eine todte schwarze Nonne auf der Trauerbahre, farblos, kalt, starr. Nur da und dort rauschte vom Lande her das Laub der Bäume, nur hin und wieder fächelte der Wind durch Rohr und Schilf. Auch der Schlag der Ruder ist unmerklich, denn das Holz ist umwickelt. Alles stille und finster. Da plötzliche Helle; die Fackeln sind angezündet. Empor aus der Tiefe, geblendet durch den Glanz, tauchen die Fische. Jetzt gilts. Schärfe des Blicks und sichere Hand werden erfordert. Lange Messer und scharfe, harpunenartige Haken schleudert man in den Rücken der Thiere und zieht sie an der Schnur in das Boot. — Auch Wettfahrten zu Wasser gehören zu den nicht seltenen Vergnügungen und Belustigungen; gewöhnlich finden sie an den Sonntagnachmittagen statt. Die Böte und Gondeln sind festlich ausgeflaggt, eine zahlreiche Zuschauermenge hat sich versammelt. Jeder, der sein Glück oder seine Kraft und Geschicklichkeit versuchen will, zahlt einen nicht unbeträchtlichen Einsatz, ein Bauernausschuß, das richtende Komité, nimmt denselben entgegen und vertheilt ihn am Schlusse unter die Sieger. Das meiste Interesse hat aber die Menge an ihren Wetten; wie man auf dem Rennplatz auf Jockey und Pferd eine Summe setzt, so hier auf den Kahn und den Ruderknecht. Bemerkenswerth ist es, daß der Sieger von Jedem, der eine Wette gewann, die Hälfte zu beanspruchen berechtigt ist.

Diese Neigung für das Wasser und für Parthien auf demselben bleibt um so eigenthümlicher, als doch der Werder im Grunde ein mitten im Binnenlande gelegener Strich ist. Indeß erklärt sich auf der andern Seite der Zug sehr leicht, wenn man sich erinnert, wie alljährlich die Natur selbst den Bewohner der Niederung mit dem Wasser, oft gewaltsam genug, in Berührung versetzt und ihn die zerstörende Kraft des mächtigen Elements kennen laßt. Die Ufer nämlich der Weichsel und Nogat sind, wie bereits bemerkt, überaus flach und tief gelegen, die Ströme aber haben ein reißendes Gefälle, und wenn im Frühling das Eis bricht, wäre ohne die Molen und Dämme der Werder unrettbar verloren. Ist nun aber einmal der Winter sehr strenge gewesen, namentlich der Schneefall bedeutend und das Thauwetter tritt plötzlich ein, dann wird der Andrang der Gewässer mitunter so stark, daß die Dämme brechen und die Verheerung der Fluthen ist unübersehbar. Ich habe den ausgetretenen Rhein, die ausgetretene Donau gesehen, die Verwüstung ist dort allerdings größer, der Anblick aber der entfesselten nordischen Ströme ist sonder Zweifel ungleich anziehender. Der Durchbruch geschieht hier plötzlich und da wo ihn Niemand erwartet, vor einer Stunde trieben die Schollen noch ruhig und langsam. Es ist als ob der tückische Strom unter der Maske der Unthätigkeit seine Kräfte heimlich sammle, als ob er den Menschen in Sicherheit einwiegen wolle, um dann in diabolischer Freude über ihn herzufallen und seine Gebilde zu vernichten.

Wir verglichen vorhin den Niederungen Bauer mit den Dittmarsen der Holsten. Zwar erhellt schon aus dem, was bisher gesagt, daß der Vergleich nicht zu genau zu nehmen ist, charakteristische Unterschiede und qualitative Differenzen werden sich sicher in Menge ergeben, aber der berechtigenden Vergleichungspunkte sind auch in Fülle vorhanden, insbesondere wenn wir auf die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Rücksicht nehmen. Der Gemeindeverband ist überall in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie ein äußerst lockerer, ein rein äußerer. Man sieht die Gemeindeämter als eine Last an, der man sich möglichst zu entziehen habe, was namentlich von der Ortspolizei, den Schulzen gilt, die freilich oft genug in höchst unangenehme Beziehungen vermöge ihrer Stellung hineingerathen. Im Werder sind diese Zustände anders. Man sieht es nicht gerne, wenn neue Mitglieder in die Gemeinde kommen, die Bauernhöfe werden nicht verkauft, sie vererben sich in der Familie oder doch in der Verwandtschaft. Die Gemeindeämter aber werden mit Liebe verwaltet, man streitet sich um sie als um eine Ehre und Auszeichnung. Dabei ist eine gewisse Achtung gebietende Festigkeit in der Gesinnung vorherrschender Zug dieser bäuerlichen Ortsvorstände und Beamten. Wie überall, so versuchte man auch hier am Ausgange des Jahres 1848 eben durch

Digitized by Google

die Schulzen die reaktionären Ansprachen der äußersten Rechten unter dem Volke zu verbreiten. Das Mannöver gelang anderorts sehr gut, hier wiesen die Schulzen, ehrenhafte Männer, das Ansinnen entschieden zurück.

Danzig selbst sei der Schluß- und Ruhepunkt unserer Wanderung durch den Werder. Es ist, zählt man die 7 oder 8 in langen Zwischenräumen auseinander liegenden Vorstädte mit, eine weitausgedehnte Stadt. Man erkennt in ihr sofort den Handelsplatz. Ueberall Speicher, Comptoire und Läden, Gewölbe und Waarenlager, Schiffe, Werften und Rheden. Auf der Straße Kaufleute und Gewerbtreibende aller Art. Mäkler und Abrechner, Matrosen und Supercargos, Markthelfer und Speicherarbeiter. Dadurch kommt zwar einerseits eine gewisse Vielseitigkeit und Abwechslung in das Treiben der Stadt hinein, andererseits aber schreibt sich auch eben daher eine nicht minder bestimmte Einförmigkeit und Einseitigkeit. Man vermißt ungerne das Interesse für die Kunst und ihre Schöpfungen, es fehlen jene Zirkel und Kreise, welche die Sammelpunkte der Künstler, der Dichter, der Männer von Geist und Ruf sind, es gibt Zusammenkünfte von Beamten oder von Handelsherrn, aber es gibt keine Gesellschaften. Ganz anders wäre es vielleicht, hätte Danzig eine Universität; es hat diesen Mangel mit Hamburg gemein, wo das bunte, kaufmännische Leben auch nicht das Fehlen einer Hochschule verdecken kann.

Die Börse, der Artushof genannt, mitten im Centrum der Altstadt gelegen, bildet den Focus, von dem aus die Brenn- und Lichtstrahlen des Danziger Lebens ausgehen und in dem sie sich vereinigen. Wir fühlen, es ist ein historischer Boden, den wir betreten. Schimmernd, fast blendend erhebt sich das prachtvolle Gebäude, ehrwürdig durch sein Alter, auffallend durch seine Architektur, und die bei seinem Bau angewandte Kunst. Gegründet zur Zeit der Größe und Blüthe Danzigs, als die Stadt das Haupt des Hansabundes war, als seine Handelsflotten alle Meere befuhren, und es seiner Flagge Schutz und Achtung durch eigene Kriegsschiffe verschaffte, als alle Schätze der Erde hier zusammenströmten, als die polnische Aristokratie, die sarmatischen Woywooden und Starosten mit ihrem Troß von Dienern, mit einem fürstlichen Hofstaat hier den Ertrag ihrer Herrschaften mit einem nie gekannten Aufwand und Luxus verthaten; damals mochte der Raum des Artussaales die Bürgerschaft und die übrigen Gäste nicht fassen, wenn der erste Magistrat seine Feste gab, damals durfte jener stolze Bürgermeister unter sein Bild schreiben: quo quis beatior? heute hat die Stadt ihre politische Bedeutung und zum großen Theil auch ihren Reichthum und ihr commercielles Uebergewicht verloren, wenngleich sie noch immer eine der wohlhabendsten Städte des Staates ist. Auch als Festung ist sie ein unschätzbares Juwel, namentlich durch die starken Fortifikationen, die Napoleon auf dem Johannisberge mit enormem Kostenaufwande hat anlegen lassen.

Außer der Börse versäume der Fremde nicht die Marienkirche zu besuchen. Schon ihr Aeußeres unterscheidet sie von den übrigen Kirchen Danzigs. Während nämlich von den letztern diejenigen, welche überhaupt in einem reinen Style erbaut sind, sämmtlich gothisch sind, ist die Bauart der Marienkirche allein korinthisch, ein Styl, den man in dem Herzogthume im Ganzen nur sehr selten vorfindet. Wir lieben es nicht, zumal wenn wir über Gegenstände schreiben, die vor uns tausend Andere behandelt haben, längst Gesagtes bis zum Ueberdruß mit varsiirter Phrase zu wiederholen; wir übergehen daher die mannigfachen Sehenswürdigkeiten, welche die Marienkirche aufweist und verweilen nur noch bei einem Gegenstande, dem weltberühmten jüngsten Gerichte, das in einem Seitengange dieser Kirche aufbewahrt wird. Es war sicher nicht das schlechteste Stück, das Napoleon nach Paris schleppte, wie das Prachtunicum der Manessischen Sammlung verdanken wir seine Rückgabe ebenfalls Gneisenau. Man fühlt sich mächtig angezogen, mächtig bewegt von dieser großartigen Komposition. Wie sie sinken in die infernale Tiefe, die zu leicht befunden, die Wucherer, lüsterne Weiber, namenlose Angst und Verzweiflung in den verzerrten Mienen, wie sie die Hände bittend strecken zu dem feurigen Engel mit dem Schwerte, wie sie zurückbeben vor den dämonischen Gestalten, die, gräßliche Bilder, hohnlachend emporgerauscht kommen. Wir hören den erstickten Weheruf der Verworfenen, wir hören das Triumphgelächter der Teufel. Wie sie aber auch emporsteigen zu den lichten Höhen, die Schaaren der Geprüften, schon nähern sie sich, himmlische Freude und Wonne im Antlitz, dem in seiner Verklärung jubelnde Chor der Engel . . . . Ein herrliches Bild!

So glücklich aber auch der unbekannte Künstler seine Aufgabe im Einzelnen durchgeführt, an einem Umstande muß der denkende Beschauer Anstoß nehmen. Es ist die Frage, darf der Künstler derartige geistige Akte überhaupt darstellen? Man hat es in Mosenthals Buche in Molly getadelt, daß der Dichter Bücher auf die Bühne bringt, wie die erste Idee zu seiner Leonore in ihm empordämmerte, daß er so gleichsam den Schleier von dem Mysterium der geistigen Geburt einer Schöpfung fortgerissen und sie vor dem Blicke der Menge profanirt habe. Ist der Vorwurf begründet, so findet er auf das jüngste Gericht um so mehr seine Anwendung, als hier das behandelte Objekt dem sublimsten der Mysterien angehört, denn die Religion ist das Mysterium der Welteristenz.

Königsberg in Preußen. Thaddäus Lau.

Professor Johann Halbig,

Ritter des St. Michaelsordens 2c. zu München *).

Johann Halbig, Professor der Bildhauerkunst zu München, wurde im Jahre 1814 den 13. Juli zu Donnersdorf in der baier. Provinz Franken geboren, wo sein Vater Bildhauer war. Aus dem väterlichen Atelier ging der Sohn in seinem siebzehnten Lebensjahre nach München, besuchte hier die polytechnische Schule und vom Jahre 1833 an die Akademie der bildenden Künste. 1845 wurde Joh. Halbig in Anerkennung seiner künstlerischen Schöpfungen, durch König Ludwig zum Professor der Bildhauerkunst an der polytechnischen Schule zu München ernannt und zu Neujahr 1851 von dessen Nachfolger, dem Könige Marimilian von Baiern, mit

*) Nachdem derselbe dem Radetzky-Denkmale — resp. dem Museum — einige hübsche Gypsabdrücke seiner Arbeiten verehrt hat, so glauben wir einen dankbaren Akt zu begehen, wenn wir dessen interessante Biographie geben.

Digitized by Google

dem Ritterkreuze des Verdienstordens vom heil. Michael dekorirt. Die chronologische Reihenfolge der Werke Halbig's ist folgende: 1835 modellirte er die Löwen, welche für die große Pinakothek ausgeführt wurden, ferner zwei Karyatiden, 7½ Fuß hoch, für den Tanzsaal der neuen Residenz; 1839 zwei lebensgroße Reiterstatuen, die Erbauer der ehemaligen Festung Igolstadt. Zwei Statuen, Becker und Streiter, Erbauer der neuen Festung, welche sämmtlich in Stein ausgeführt werden. 1840 schuf Halbig die 8½ Fuß hohen Modelle der Roma und Minerva, welche in Stein ausgeführt eines der Thore des Münchner Hofgartens zieren; ferner für den dortigen Kunstverein den „Kampf mit dem Drachen" nach Schiller, Hautrelief 3, 11" lang und 2' 10" hoch. Dann 1814 im Auftrage des Geheimraths Leo v. Klenze das 4½ Fuß hohe Modell eines Atlanten, nach welchem mehrere 21' hohe Bildsäulen für die Vorhalle des kaiserl. Museums zu St. Petersburg in Porphyr ausgeführt wurden. 1842 schuf Halbig eine „unbefleckte Jungfrau Maria" in Stein; 1843 für Seine Majestät den König Ludwig die plastischen Werke an dem Eisenbahntunnel bei Erlangen, zwei 8' hohe Sphinxe, zwei liegende 8' lange Löwen und mehrere Kandelaber in Stein. Dann im Auftrage des Geheimrathes Leo v. Klenze 12 Statuetten-Skizzen zu kolossalen Figuren, Raphael, Tizian, Rubens rc. rc. für das kaiserliche Museum zu St. Petersburg; 1844 für die Kirche St. Ludwig in München zwei 5½' hohe Standbilder in Gyps, nämlich den heil. Aloisius und den heil. Josef mit dem Kinde; 1845 für Se. kaiserl. Hoheit den Herrn Herzog von Leuchtenberg zwei Gruppen: die Kaiserin Felizitas mit ihrem wiedergefundenen Söhnlein und der Löwin, welche das verlorene Kind gesäugt hatte; dann den heil. Abt Gerasimus mit dem dankbaren Löwen, welcher ihm nicht mehr von der Seite wich, nachdem er ihm einen Dorn aus dem Fuße gezogen hatte. Beide Gruppen wurden in einer Höhe von 2' auf galvanischem Weg in Silber ausgeführt. Ferner modellirte Halbig für den Herrn Herzog von Leuchtenberg den heil. Georg zu Pferd, den Drachen erlegend, auf einem Postamente reich geschmückt mit Basrelief-Darstellungen der wichtigsten Momente seines Lebens; dann 1846 für die Kaiserin Witwe von Brasilien eine 3' hohe Reiterstatue Don Pedro's; und für Herrn Baron von Keßling das Standbild des Oberstallmeisters von Keßling, welches in lebensgroßer Bronzefigur auf dem Münchner-Kirchhofe sich befindet. 1847 modellirte Professor Halbig eine Reiterstatuette des Feldherrn Carl, Erzherzogs von Oesterreich, mit dem Postamente 4' 5" hoch; dann für Se. Majestät den König Ludwig das Viergespann kolossaler Löwen, 10½' hoch in verschiedenen Stellungen, für das Siegesthor zu München. Einer dieser in Bronze gegossenen Löwen wurde zu der Weltindustrieausstellung nach London geschickt. 1818 schuf Halbig abermals zwei kolossale 9½' hohe Löwen in Stein für das Hauptportal des Wittelsbacher Palastes in München nebst einem 12' langen Relief, den altdeutschen mittelalterlichen Hofstaat darstellend; dann einen „deutschen Reichspokal," 5' hoch in altdeutschem Style, welcher ebenfalls auf der Londoner-Industrie-Ausstellung sich befand. Dann im Auftrage Sr. Majestät des Königs Ludwig 18 allegorische weibliche Figuren, 19' hoch in Stein für den kolossalen Bau der Befreiungshalle zu Kellheim. Zur Zeit sind 6 vollendet.

1849 für Herrn Rudolf Greve ein Relief in Bronze; 1850 im Auftrage der Familie des Verstorbenen das Standbild des Geheimrathes Med. Dr. Philipp Franz von Walther, 9' hoch, sammt dem Postamente 17½', in Stein auf den campo santo dahier; dann auf dem nämlichen Platze im Auftrage des Magistrats von München einen 13' hohen sterbenden Heiland am Kreuze, der Leib von Bronze, das Kreuz von Eisen, das Postament von Stein, im Ganzen 36' hoch; endlich die Skizze zu einem Grabmal die „Religion" von 23' Höhe mit den 4 Evangelisten als Postamentszier. Ueberdieß war Professor Halbig von 1846 bis 1851 beauftragt, folgende Büsten nach dem Leben zu schaffen: kolossal in Marmor jene Sr. Majestät des Königs Ludwig I. von Baiern, in London ausgestellt; in parischen Marmor die des Königs Otto I. von Griechenland, und in Bronze und Marmor jene der Königin Marie von Baiern; ferner die Büsten des Kronprinzen Ludwig und des Prinzen Otto von Baiern; dann in Wien modellirt und in Marmor ausgeführt jene des Kaisers Franz Josef I. von Oesterreich und der Frau Erzherzogin Sophie von Oesterreich; ferner im Auftrage des Königs Ludwig für die Wallhalla und die baierische Ruhmeshalle, die Büsten Elias Holl, des Erbauers des Augsburger Rathhauses, Baron von Maudel, des Dichters Grafen von Platen, des Feldmarschalls Radetzky und des Feldzeugmeisters Heß, erstere zu Monza, die andere in Wien modellirt, dann zu Aussee in Oberösterreich jene des Freiherrn von Zedlitz, endlich zu München die Büsten des Minister-Präsidenten von der Pfordten, des Architekten Leo v. Klenze und von Gärtner, der Maler Hiltensperger, Nilson und Schorn, des Erzgießers Miller und des Bildhauers Johann Halbig. Für Privatpersonen modellirte Professor Halbig die Büsten der Aerzte Dr. Walther und Breslauer, des Geheimrathes Dr. Gietl, des Medizinalrathes Dr. Graf, und des Medizinalrathes Dr. Sigritz; ferners die Büsten des Staatsrathes Fischer, des Ministers Abel, des Feldzeugmeisters Prinz Reuß, Hippolits von Klenze, des Minsters Graf Rechberg, des Professors Hörmann, der Gräfin Rechberg, der Sängerin Hasselt-Barth, des Bildhauers Mayer, Keßling, des Advokaten Nibler und des Patrioten Utzschneider, für Se. Majestät den König Max von Baiern stellte Professor Halbig: Friedrich den Großen, William Pitt, Washington, Alfred den Großen, Wellington; ferner König Heinrich III. und den Philosophen Schelling in Bronze her. Die Porträt: Statue des Geheimrathes von Breßlau 18" hoch in Stein, mit Postament für die Familie Breßlau. Für Se. Majestät des Königs Max Höchst dessen eigenes Bildniß in Carara-Marmor, für Se. königl. Hoheit des Prinz Karl die Büste Sr. Majestät des Königs Ludwig, ebenfalls in Carrara-Marmor, sowie die Büste des Grafen von Preißing für dessen Familie in Marmor. Endlich im Auftrage Sr. Majestät des Königs Ludwig die Büste des Inspektor Einmiller der königl. Glasmalerei, des Hof- und Schlechtenmaler Albrecht Adam, des Thiermaler Beno Adam, des Schlachtenmalers von Kobell, und des Dekorationsmalers Schwarzmann.

Digitized by Google

Sokrates nach Xenophons Memorabilien.

(Fortsetzung.)

III. Lehrweise.

Sokrates gab sich für keinen Lehrer aus I. 2, 2. hatte weder einen bestimmten Gegenstand, noch bestimmte Orte, noch bestimmte Schüler zum Lehren, sondern äußerte, was er für nützlich hielt, auf Spaziergängen, in Gymnasien, wo viele Leute waren, mit denen er zusammenzukommen suchte, — und zwar nur an diejenigen, die ihn hören wollten. I. 1, 10. Er ging auch in die Werkstätte der Künstler III. 10, suchte die Leute in Boutiken auf IV. 2, 8, brachte bei Tisch, III. 14. auf dem Weg III. 4. oder, wo es sich traf, III. 2, seine Lehre an, oder widerlegte die Behauptungen Anderer. III. 8.

Immer war er darauf bedacht, im Ernst oder Scherz etwas zu sagen, was den Hörern nützlich wäre. IV. 1, 1. III. 8, 1. Insbesondere war sein Augenmerk darauf gerichtet, gerade dasjenige vorzubringen, was die Zuhörer — besonders dem Zuhörer, wenn er mit Einem sprach, rücksichtlich seines Betragens gegen die Götter IV. 3, gegen den Staat IV. 4; selbst in der Sage für Körper III. 12 u. s. w. belehren; vorzüglich aber von den Fehlern, welche sie hatten, befreien. IV. 2, III. 6. oder in ihrem nützlichen Streben ermuthigen III. 5, III. 3, auch wohl beruhigen sollte III. 4. So sah er bei Tisch Jemanden, der nur Gewürz aß. Als man nun gerade über Speise redete, fragte er, wer wohl Gewürzesser heiße, da ja Alle Gewürz essen? wer aber nur Gewürz — aus Vergnügen, nicht zur Uebung (wie die Athleten) ißt? — Der heißt so. Wer aber wenig Speise und viel Gewürz ißt? — Auch der; und dieser wird die Götter um viel Gewürz, und nicht wie andere Menschen um Brod bitten. Nun nahm der junge Mensch auch Brod, aber nur noch Gewürz. Da sagte endlich Sokrates zu dessen Nachbarn: beobachtet ihn doch, ob er das Brod zum Gewürz oder das Gewürz zum Brode esse. III. 14, 3—4.

Wenn er auf einzelne Schüler nachhaltig wirken wollte, war er vorzüglich auf die Gemüthsart derselben bedacht, und gab Acht, ob sie geschwind auffaßten, das Aufgefaßte nicht wieder vergessen, und nach praktischen Kenntnissen begierig sein, z. B. über Hauswirthschaft, Staatsverwaltung, kurz, was in der menschlichen Gesellschaft von Nutzen wäre. IV. 1, 2. Dann erforschte er, was sie schon wüßten, lehrte mit aller Bereitwilligkeit, was ein guter und braver Mann wissen sollte, und wenn er selbst in Allem nicht unterrichten konnte, schickte er sie zu solche, die es konnten. IV. 7, 1.

Sein Bildungsgang war im Allgemeinen dieser: Zuerst suchte er seine Schüler zur σωφροσύνη zu führen, — zu einem besonnenen vernünftigen Betragen, vor Allem in Bezug auf die Götter, dann sich selbst und andere Menschen IV. 3, 1. wozu vorzüglich Selbstbeherrschung nöthig wäre IV. 5. Dann ging er auf die Bildung zur Brauchbarkeit für das menschliche Leben im Einzelnen über, wozu er insbesondere auch Rhetorik und Dialektik rechnete. IV. 5.

Sein Unterricht war fast immer Gesprächsform: und vielleicht waren selbst die vorkommenden Ausnahmen I. 5. I. 7 ꝛc. ursprünglich ganz oder theilweise in Gesprächen vorgetragen. Aber diese Gespräche sind bekanntlich so meisterhaft, daß die Sokratik von ihm den Namen erhielt. Wodurch zeichnen sie sich aus? Dieß vollständig anzugeben ist vielleicht unmöglich. Dieß vollständig anzugeben ist vielleicht unmöglich. Hier sei nur versucht, einige Einzelnheiten desselben zu bezeichnen.

a. Er ging bei seinen Gesprächen von unbezweifelten Prinzipien und anerkannten Gegenständen aus (διά τῶν μαλιϛα 'ομολογυμένων). Er meinte, Homer nenne den Ulysses einen sichern Redner, weil er seine Behauptungen aus zugestandenen Sachen herzuleiten verstand. IV. 6, 15. Das Nämliche that er bei Streitgegenständen, wo er die ganze Unterredung auf eine sichere Grundlage (ὑπόϑεσις) zurückführte z. B. Du hältst den, ich jenen Bürger für besser. Nun wollen wir nicht zuerst untersuchen, was denn das Thun eines guten Bürgers sei? Er wird den Staat durch seine Verwaltung reicher machen, im Kriege dem Feinde überlegen sein, als Gesandter aus Feinden Freunde machen, in Volksversammlungen Aufstände stillen, Einigkeit bewirken. IV. 6, 14.

b. An diese Zugeständnisse knüpfte er dann seine weiteren Deduktionen auf eine Art an, daß die Richtigkeit seiner Folgerungen nicht geläugnet werden könnte. z. B. Nachdem sein Sohn das Häßliche der Undankbarkeit und ihr Wesen anerkannt hatte, geht er auf die Wohlthaten der Eltern — namentlich der Mutter gegen ihre Kinder über, wobei im Zugeständnisse schon die ganze Schlußfolge liegt. II. 2.

(Fortsetzung folgt.)

Tiroler=Biene.

Dem Vernehmen nach hat Herr Rudolf Kink den Auftrag erhalten, eine aktenmäßige Geschichte der Universität Wien zu verfassen. Die Veranlassung dürfte wohl in dem bekannten Vorfall mit Bonitz zu suchen sein.

* Unser vaterländischer Bildhauer M. Stolz arbeitet gegenwärtig an einem gothischen Altare für die alte Kuratiekirche zu Landeck. Der Entwurf läßt ein sehr gediegenes Werk erwarten.

Literatur.

Die christliche Weltanschauung, in ihrer Bedeutung für Wissenschaft und Leben von Dr. Leopold Trebisch.

Wien, 1852. Wilhelm Beaumüller, k. k. Hofbuchhändler.

Wir haben soeben eine Broschüre, oder besser, ein Werk von Dr. Leopold Trebisch gelesen, das unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, ja auch eine zweite und dritte Lesung verdroß uns nicht, steigerte vielmehr das Interesse. Trebisch's Buch zeichnet sich aus durch eine staunenswerthe Erudition, durch Schärfe des Geistes und durch die Liebe und den Eifer, womit er dem Gegenstande ergeben ist. Dr. Trebisch gehört der Günther'schen Schule an, einer spekulativen Schule, welche, fest auf dem Standpunkte der katholischen Kirche stehend, den Einzigen, den Erlöser Christus Jesus in Wissenschaft und Leben siegen machen will. Diese Schule zeigt jetzt auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens eine große Rührigkeit, sie sind die allzeit gewappneten Kämpen für die katholische Wahrheit, die, das zweischneidige Schwert des Dualismus führend, den bewußten und unbewußten Irrthum zu treffen wissen, deßhalb nehmen wir auch an allen Erscheinungen dieser Schule warmen Antheil. — Die vorliegende Schrift hat zur äußern Veranlassung die exegetisch dogmengeschichtliche Erörterung: „Ueber das Wachsthum Jesu in der Weisheit," von Gisbert Lieber, welcher Günther'n vorwieft, es habe derselbe „der bisher vorherrschenden Ansicht über diesen Punkt eine andere Theorie" entgegengestellt und sich prinzipiell von der Scholastik losgesagt die ihm ein fremdes, unbetretenes Feld sein dürfte. Weiters lauten die Vorwürfe: die Günther'sche Ansicht sei eine gewagte, denke die hypostatische Union zu locker, hebe das rein menschliche Element auf Kosten des

Digitized by Google

Göttlichen in der Art schroff hervor, daß eine nestorianisirende Auffassung allzu nahe gelegt erscheine, und erinnere an Pelagianismus. Der Verfasser entgegnet nun Lieber's Schrift nur in so ferne, als sie den Dualismus angreift, daher theilt sich Trebisch's Buch in eine geschichtlich philosophische Erörterung, und in eine anthropologische auf dem Standpunkt des Dualismus, woran sich noch als praktische Zugabe die Abhandlung über das Zeitgemäße des modernen Dualismus schließt. — Im ersten Theile, der einen Abriß der Geschichte der Philosophie enthält, hält der Dualist Revüe über die verschiedenen Systeme. Wir müssen nun gleich im Anfange den Verfasser seine Ansicht über den neuen Dualismus aussprechen lassen. „Die scharfe Scheidung des Absoluten von dem Kreatürlichen und im letztern selbst zwischen Geist und Natur macht das Wesen des modernen Dualismus aus, der, weil er gewissenhaft nichts aus den Augen verliert, nicht verlegen sein kann, aus den vorgenommenen Scheidungen das ganze wieder herzustellen.“ Er gibt also Gott was Gottes ist, und dem Geiste was des Geistes ist und der Natur was ihr gehört; er scheidet wohl, aber verbindet wieder: er vereint, aber vereinerleit nicht. Wenn wir das Gesagte den allgemeinen Umriß des Dualismus nennen, so müssen wir speziell die Erscheinungen unseres Selbstbewußtseins als den positiven Anfang der Günther'schen Spekulation bezeichnen.

Durch die Thatsachen des Bewußtseins, durch die stetigen Erscheinungen des Geistes hindurch kommen wir auf die Substanz des Geistes, als Prinzip der Erscheinungen, und ist einmal dieser feste Punkt, dieses δός μοι, πῦ στῶ erreicht, so ist aller Zweifel ausgeschlossen und alles gewonnen. Weiß ich einmal mein Selbst, mein Ich als Substanz, so weiß ich auch um das, was nicht mein ist, was mir nicht gehört, um mein Nichtich z. B. um die Natur; so sicher ich mich weiß, so sicher weiß ich mich mit Veränderlichkeit, mit Negativität behaftet, und mittelst Negation dieser Negativität dringe ich zum absolut positiven Prinzip aller Dinglichkeit vor. Im Kreatürlichen finden wir zwei kontradiktorische Gegensätze der Erscheinungen, von welchen auf zwei Substanzen geschlossen wird, welche von einander ebenso verschieden sind. Die weitern Gegensätze sind dann bloßes Erscheinungsdenken und Substanz- oder Grunddenken — Begriff und Ideen. Dasjenige Denken, das mir in den Erscheinungen aufgeht, gehört der Natur an und bewegt sich im Verhältniß des Allgemeinen und Besondern. Allgemeines und Besonderes ist dort, wo Gattungen und Arten sind und diese sind eben in der Natur. Der Begriff ist also recht eigentlich der Naturgedanke. Wird nun dieser Typus des Naturlebens auf das Gebiet des Geistes übertragen, und das Verhältniß zwischen Absolutem und Relativen nach dem Verhältniß des Allgemeinen und Besondern bestimmt, so entsteht ein bloß begriffliche Philosophie, der Monismus, es gibt dann nur eine Substanz im Weltall, was man Pantheismus nennen kann. — Nach dieser Darlegung frägt sich nun, was muß der Dualismus auf seinem Standpunkt über die Scholastik für ein Urtheil fällen? es ist nur dasjenige Urtheil möglich, das der Verfasser sehr richtig und konsequent abgibt und beweist. Die Scholastik ist eine Verbindung christlicher und heidnischer Elemente, die stets im Scheidungsprozesse begriffen waren und sie mußte endlich, besonders seit der Reformation zu dem immer entschiedenern Widerspruche von Idee und Begriff, von Transzendenz und Immanenz, von Theologie und Philosophie führen. Die begriffliche Philosophie hatte sich zuerst an die heidnischen Naturreligionen (mit denen sie eng zusammenhängt) gemacht und sie zu Grunde gerichtet. Auch in das Christenthum einzudringen gelang ihr. Dieses konnte sie allerdings nicht vernichten; aber sie bereitete die Spaltung der Geister vor, welche im 16. Jahrhunderte endlich, von den Umständen begünstigt, mit großer Macht hervorbrach. Es wird ferners gesagt: daß die scholastische Philosophie ihre Aufgabe, das Denken mit dem Sein sowohl als mit dem Glauben, mit dem Inhalte der Schöpfung als der ersten Offenbarung, und mit jenem der Wiedergeburt, als der zweiten Schöpfung und Offenbarung zu versöhnen, nicht zu lösen vermochte. Die Ursache davon war, daß die einseitig begriffliche, dem Natur- und Gattungsleben entsprossene und an ihre vorzüglichsten Repräsentanten im Heidenthume sich anlehnende Philosophie des Mittelalters bei ihrer Verschmähung oder Verkennung der übrigen Prinzipien dem christlich ideellen Inhalte nur gewaltsam d. h. nur äußerlich und willkürlich angepaßt werden konnte. Daher wird auch der ganzen Scholastik Aeußerlichkeit und Willkürlichkeit vorgeworfen. Der Hauptvorwurf aber ist der Vorwurf des begrifflichen (logischen) pantheistischen oder semipantheistischen Denkens, die Scholastik stand auf monistischer Basis, und das Hegelthum wäre der konsequente Auslauf der Scholastik. Der Verfasser sagt ferners: „die denkfreundlichen Scholastiker behaupteten: das Allgemeine, der Begriff sei das Sein oder Wesen der Dinge.“ Die Verabsolutirung des Begriffs, die Lehre von der Einen Substanz, also der Monismus war die Basis der Scholastik, und war ihr heidnisches Element. Dieses scharfe und schwer treffende Urtheil muß auch bewiesen werden und das geschieht in der ersten Abtheilung der Schrift, welche auch ziemlich umfangreich ausfallen mußte. Weil nun die Scholastik in Patristik und noch weiter zurück in der griechisch heidnischen Philosophie wurzelt, so wird bis auf die Anfänge der Jonier zurückgegangen. Besonders umständlich werden die beiden Heroen der hellenischen Philosophie, Platon und Aristoteles besprochen, welche auf die spätere Scholastik so großen Einfluß übten.

Beide vermochten den echten Dualismus, die Substanzialität des Geistes und die Transzendenz Gottes, welch letztere sie so großartig aussprachen, nicht durchzuführen, die Widersprüche Platons werden klar hervorgehoben, bald sind die Ideen als selbstständige Substanzen gefaßt, bald wieder als Allgemeines und Gattungsbegriffe. Nachdem Aristoteles die Idee Gottes so großartig dargestellt hatte, theilt er der Wissenschaft doch keine andere Aufgabe zu, als die Bestimmung des Allgemeinen u. Besondern. Bei ihm zeigt sich der Konflikt zwischen den Thatsachen des Bewußtseins und einer vereinerleienden Systematik: das heidnische Naturbewußtsein und die begriffliche monistische Philosophie überwucherte die Lichtseiten der Bestrebungen beider großen Geister. Dann geht die Abhandlung vorwärts und zeigt den Verfall der Philosophie in der Skepsis u. die nochmalige Anstrengung des Neuplatonismus worauf aber die Fülle der Zeiten eintrat. Dem heidnischen Naturalismus und dem alleinig herrschenden Begriffe tritt das Christenthum mit Thatsachen entgegen. In ihm, dem Sohne der Jungfrau, in dem bedeutungsvollen Rufe: nicht mein Wille, sondern der deine geschehe: endlich in den Worten: ich und der Vater sind eins, gelangte der Geschlechtscharakter, die endliche Persönlichkeit des menschlichen Geistes und die absolute Gottes; in Ihm somit die begriffliche Reihe der Natur, das endliche ideelle Fürsichsein des Geistes und der durch sich seiende Urgrund, Gott, ohne Verwirrung der Grundlagen aber in harmonisch einheitlicher Verschlingung der Lebensformen zur vollen Geltung. Hier sehen wir die hohe Geburtsstätte des echten Dualismus.

Die ersten christlichen Denker waren ganz in ihr heiliges wunderbares Glaubensobjekt versenkt. Des Origenes verunglückter Versuch, Platon mit dem Christenthum zu verbinden, wird erwähnt, und gleich darauf zur Periode des großen Augustinus hingeeilt. In ihm werden drei Elemente unterschieden, das christlich traditionelle des Kirchenvaters, das christlich philosophische, wodurch er der Vater des neuen echten Denklebens geworden; endlich das heidnische und neuplatonische Element, das von ihm auf das Mittelalter übergegangen ist. Besondere Berücksichtigung hat natürlich das zweite Element gefunden, wo gezeigt wird, wie Augustin durch die Erscheinungen des Selbstbewußtseins die Substanz des Geistes und durch Transzendenz die Idee Gottes fand. Der Tiefsinn Augustins überragt das ganze Mittelalter, aber nicht das rechte Element an ihm wurde aufgegriffen, sondern vielmehr jenes seines antiken Naturbewußtseins. Zwischen ihm und Anselmus werden einige Sammler, und der pantheistische Brei des Erigena, ferners die Anfänge des Nominalismus und Realismus beschrieben. Anselm eröffnet den Reigen der Scholastiker; hier wird besonders der sogenannte ontologische Beweis besprochen. Mit dem Platonischen Vorschlage des Guten, meint er, von den kleinern Gütern zu den größern aufsteigend, jenes größte, als welches nichts Größeres gedacht werden kann, zu erreichen. Schon Augustin that nach Platons Beispiel dasselbe, aber der ganze ontologische Beweis steht auf monistischer Basis, weßhalb Hegel und seine Anhänger damit zufrieden sind, was die blinden Lobredner des ontologischen Beweises bedenklich machen muß. — Die Viktoriner Mönche halten sich wieder mehr an Augustins Selbsterkenntnißlehre und leisteten vieles Gute. Durch die Araber wurde man wieder mehr mit Aristoteles bekannt und dieser tritt nun in die Scholastik ein, und es wird besonders das Verhältniß des heil. Thomas von Aquin zu demselben hervorgehoben. Ihm ist wie dem Aristoteles Gott die reine Energie; Thomas faßt dann die Schöpfung emanatorisch, und statuirt eine lückenlose Reihe von Geschöpfen bis zu Gott. Die Anthropologie des heil. Thomas ist sehr bedenklich; die untern Seelen, die Pflanzen- und Thierseele werden im Menschen von der vernünftigen Seele verschluckt und er stellt im Menschen am Ende nur ein Prinzip auf. Seine Ansicht von der Hegemonie der Vernunft ist aristotelisch. Es wird dann umständlich gezeigt, wie der heil. Thomas auf der naturalistischen Begriffsphilosophie stehe, und in so ferne unter die Vorläufer des neuern begrifflichen Pantheismus gezählt werden müsse. Nach der vollständigen Darlegung der thomistischen Ansichten ist wohl auch kein anderes Urtheil möglich, wenn es auch auffallen mag, daß der Engel der Schule so hart mitgenommen wird. Aber hier hilft keine Autorität; was an

Digitized by Google

ihm nicht zu halten ist, darf nicht gehalten werden; er war ein Heiliger, ein scharfsinniger Denker, ein kühner Heros im Denken, aber befangen in der Begriffsphilosophie, irrte er. Wenn dann der Unmuth seiner Patrone frägt, warum wurde er kein Ketzer? so ist die Antwort bei der Hand: weil ihm das Glaubensobjekt heilig und unantastbar war und von ihm kann jeder Denker lernen, wie man mit dem positiven Glauben umzugehen hat. — Der Verfasser bespricht noch Duns Scotus und die folgenden Scholastiker und den Uebergang ihres Wesens in den Protestantismus und folgerichtig in die Systeme des Spinoza und Hegel. Nur Kartesius machte eine Ausnahme und entdeckte den festen Punkt der Substanzialität des Geistes und brachte den Dualismus wieder auf die Bahn, aber er vermochte ihn nicht durchzuführen, es lagen noch zu viel heterogene Elemente in ihm, wodurch er eben den Spinozismus hervorrief. Der neue echte Dualismus, der Erbe Augustins, der Viktoriner und des Kartesius, wie auch der ganzen pantheistisch endigenden Scholastik hält nun Abrechnung mit der ganzen Geschichte der Philosophie, er durchmustert die Verlassenschaft der Scholastik und scheidet scharf aus, hebt sich die Goldkörner, die darin liegen, fleißig auf, und vermittelt so das wahre Verständniß der großartigen Denkbewegung. Und eben darin, in der genauen Sichtung und wahren Verständigung über die Scholastik liegt die Berechtigung des modernen Dualismus; nur wenn man die Vorzeit gehörig gewürdiget hat, ist man fähig, das alte Postament unter den Füßen, an dem großen Neubau der christlichen Wissenschaft zu arbeiten. Der Monismus ist der Feind der christlichen Wahrheit, gegen ihn muß gekämpft werden, und wie soll man denn kämpfen, wenn man im Grunde mit ihm einverstanden ist?

(Schluß folgt.)

Lieder der Liebe von Adolf Pichler. Innsbruck bei Wagner. 1823.

Der Cyclus der Lieder der Liebe, von denen einige den Lesern des Phönix bereits bekannt sind ist nun ergänzt erschienen. Das kleine Bändchen hat bereits in den beachtenswerthesten Zeitschriften und von Seite der competentesten Kunstrichter große Anerkennung gefunden, die ebenso den Dichter ehrte und ihn zu neuem Schaffen anspornen als die Freunde der vaterländischen Literatur freuen muß. Der Inhalt dieser Lieder ist kurz folgender: Der Dichter weihte seine Liebe einem Wesen, von dem er durch das Treiben jener „die mit der Liebe um Dukaten rechnen und die Blumen dulden, weil diese ja später Heu noch geben," auf immer geschieden wurde. Die Glut der Liebe, der bittere Ernst der Entsagung und die edle Rache an den „feigen Hassern" im Liede sind uns in 13 Liedern dargestellt. Der Inhalt dieser Gedichte ist ebenso edel, zart, als ansprechend. Durch die untadeliche und strenge Form mahnt der Dichter an Platen, bei dem sich die strenge ernste Harmonie des Charakters, die den Dichter und den Menschen bei allem, was er schuf und gestaltete, erfüllte, auch in strenge Harmonien der Form kleidete.

Blumen, Romanzen, Lieder und Sprüche von Joh. Nep. Vogl. Wien 1852. Pfautsch & Voß.

Wir haben auf dem Gebiethe der deutschen Poesie eine eigene Blumenpoesie. Goethe in seinen Frühlingsdistichen, Freiligrath in seiner schönen Blumensprache, Trinius in seinen zarten Blumendichtungen (Frauentaschenbuch für 1822) Georg Scherer in seinen Blumenliedern, Böttiger in seiner „Pilgerfahrt der Blumengeister" haben hier Ausgezeichnetes geleistet *). An diese schließt sich Vogl, der uns schon früher manche Blumenromanze oder Ballade gesungen hat, rühmlichst an. Seine Blumen sind zarte, heitere Kinder der Dichtung, die auf den Leser einen ebenso wohlthuenden und versöhnenden Eindruck machen, wie die prangenden Frühlingskinder auf den Fluren: Freude und Wonne, Friede und Lust athmen aus diesen Liedern uns entgegen. Nur hin und wieder fliegt ein Schatten an uns vorüber, und mahnt uns, daß selbst das Frühlingsglück der reinen Blumen nicht ungetrübt sei. Der leichte, melodische Vers eignet sich ganz dem gemüthlichen, oft kindlichen Inhalte. Wir können nicht umhin diese neue Spende des fruchtbaren Dichters zu seinen besten Leistungen zu zählen. Den Schluß dieser Anzeige möge das Gedichtlein „Blumenparade" bilden:

Mit klingendem Spiel und Fahnen,
Den Stab in seiner Hand,
Der Feldherr kommt gezogen,
Der Frühling herein in's Land.

Wie stehen geschaart die Rosen,
Ein prachtvoll duftiges Chor,
Die Lilien heben die Schwerter,
Die Tulpen die Kelche empor.

Die Festmusik erbrauset
Durch all die schimmernden Reih'n,
Es schlagen die Nachtigallen,
Die Lerchen wirbeln darein.

Es läuten die Blumenglocken,
Die grünen Fähnlein weh'n,
Wie strecken die kleinen Hälmchen
Die Hälschen, um ihn zu seh'n.

Das ist ein Schallen und Klingen,
Ein Lärmen allerwärts,
Und freudig präsentiret
Vorm Feldherren ein jedes Herz.

Sämmtliche Dichtungen von Elisabeth Kulmann. Herausgegeben von Karl Friedrich von Großheinrich. Mit dem Leben, Bildniß und Denkmal der Dichterin und einer Abbildung ihrer Wohnung. Sechste Auflage. Frankfurt am Main. Verlag von Brönner. 1851.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung auf dem Gebiethe der schönen Literatur ist diese russische Dichterin. Aus dem literarischen Nachlasse eines Mädchens, das schon in ihrem 18. Jahre aus diesem Leben schied, wird uns ein 600 Seiten starker Band von Gedichten geboten. Elisabeth Kulmann wurde am 15. Juli 1808 zu St. Petersburg geboren. Ihre Familie war im 17. Jahrhundert aus dem Elsaß nach Moskau eingewandert. Ihr Vater war Offizier, ihre Mutter eine Deutsche. In kümmerlichen Verhältnissen aufgewachsen, zart und schwächlich, gab sich das Kind den Wissenschaften mit einer unermüdlichen Ausdauer und der größten Anstrengung hin. Aber der zarte Leib war für diesen starken edlen Geist zu schwach. Er unterlag dem Uebergewichte und dem rastlosen Ringen seines Inwohners. Elisabeth starb schon am 19. Nov. 1825 in Petersburg, wo ihr ein Denkmal von carrarischem Marmor errichtet wurde. Die so früh Verblichene verstand eilf Sprachen und sprach acht derselben. Ihre Lieblingssprache war die griechische, aus der sie nebst andern Gedichten Anakreons Oden übersetzte. Als Probe ihrer Uebersetzungsweise möge das Lied „Auf die Liebe" hier stehen.

Eine Qual ist's, nicht zu lieben,
Eine Qual auch ist's, zu lieben;
Doch die größte aller Qualen
Ist wohl ungeliebt zu lieben.
Adel frommt nicht in der Liebe,
Weisheit, Sitte wird verhöhnet,
Gold allein nur wird geachtet.
Untergang dem, der der erste
Liebe zu dem Golde fühlte!
Gold verdrängte Bruderliebe,
Gold verdrängte Elternliebe;
Ihm verdanken Krieg und Mord wir;
Und das Schlimmste ist, es brachte
Gold uns Liebenden Verderben.

Von dieser ihrer Gelehrsamkeit zeugt der weite Kreis ihrer Stoffe. Wir finden mit Ausnahme Rückerts bei keinem Dichter diesen Reichthum und diese Mannigfaltigkeit des Inhaltes. Allen Zeiten und allen Völkern werden die Stoffe entlehnt und in würdiger, bunter Weise uns vorgeführt. Form und Darstellung sind ungemein einfach und gerade dieses Verschmähen alles Schmuckes, diese klare, kindliche Sprache spricht so gewinnend und mächtig an das Herz des Lesers. Es muß diese wundersame Erscheinung Rückert an die Seite gestellt werden, denn

---

*) Auch einige Dichter Tirols haben auf diesem Gebiethe Namhaftes geleistet, so Pichler in den „Blumenaposteln," M. Purtscher in der „Blumenkarawane" u. a.

Digitized by Google

auch ihre Poesie ist, wie dieß bei ihm der Fall, nur der fortlaufende Ausdruck eines ununterbrochenen poetischen Lebens.

Das Werk ist mit einer ausführlichen Biographie der Dichterin eingeleitet, die zu den interessantesten Lebensbeschreibungen zählt und besonders für Psychologen von Werth ist. Möchten diese Dichtungen der genialen Kulmann besonders bei der schönen Lesewelt Eingang und die verdiente Anerkennung finden. Den Schluß dieser kurzen Anzeige möge ein Gedichtlein bilden.

Das schönste Lied verdanke
Ich oft der Gunst des Glücks:
Schnell naht's wie ein Gedanke,
Ein Kind des Augenblicks.

Es blitzt durch das Gehirne,
Und steht vollendet da,
Wie Pallas man Zeus Stirne
Geharnischt entsteigen sah.

Ein Taucher schießt vom Strande
Hinab zum Meeresgrund,
Hascht eine Schaal' im Sande,
Taucht auf und zeigt den Fund.

Die Menge Volkes fixet
Auf des Gestades Moos, —
Die schönste Perl' entblitzet
Der Muschel offnem Schooß.

Im Verlage der **Wagner**'schen **Buchhandlung** in **Innsbruck**, **Brixen** und **Feldkirch** ist zu haben:

Lieder der Liebe
von
Adolf Pichler.
Kl. 8. broschirt. 10 kr. C. M.

Gedichte von Oskar von Redwitz.
Mit Porträt in Stahlstich. Miniatur-Ausgabe in engl. Einbande mit Goldschnitte 2 fl. 42 kr. C. M. Geheftet 1 fl. 45 kr. C. M.

Pichler, Adolf Dr, Aus den März- und Oktobertagen zu Wien 1848. Groß-Oktav. brosch. 20 kr. C. M.

Pichler, Adolf Dr., Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Groß-Oktav, brosch. 1 fl. C. M.

Scherer, P. A., Geographie und Geschichte von Tirol. Ein Lesebuch für die vaterländische Jugend. Mit einer kleinen Karte von Tirol. Octav, (212 Seiten). In Umschlag brosch. (1852.) 24 kr., gebunden 30 kr.

Stotter, Dr. Martin, die Gletscher des Vernagtthales in Tirol und ihre Geschichte. Mit 1 Karte des Rofenthales. Groß-Oktav. In Umschlag cartonirt, 48 kr. C. M.

Tagebuch eines in Italien im Jahre 1848 gefangenen österreichischen Offiziers. 2 Bände. Taschenformat, broscht 2 fl. 20 kr. C. M.

Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche, gesammel. durch die Brüder **Ignaz und Josef Zingerle.** Erster Band: Kinder- und Hausmärchen. Klein Octav. (270 Seiten.) In Umschlag brosch. 48 kr. C. M.

Tirolische Gedanken. Aus der Tiroler Schützen-Zeitung besonders abgedruckt. (96 Seiten) Oktav, 1852. In Umschlag brosch. 30 kr. C. M.

Vonbun J. F., Volkssagen aus Vorarlberg. Taschen-Format, brosch. 20 kr. C. M.

Vorarlberg, nach den von dem geognostisch-montanistischen Verein für Tirol und Vorarlberg veranlaßten Begehungen geognostisch beschrieben und in 2 großen geognostischen Karten mit Farbendruck dargestellt von **A. R. Schmidt.** Groß-Octav. Innsbruck brosch. 5 fl. C. M.

Vorarlberg, aus den Papieren des in Bregenz verstorbenen Priesters F. J. Weizenegger bearbeitet von **M. Merkle.** 3 Theile. Dieses Werk wird noch zum Subscriptionspreis von 4 fl. C. M. broch. abgegeben.

Weber, Beda, das Thal Passeier und seine Bewohner. Mit besonderer Rücksicht auf **Andreas Hofer** und das Jahr 1809. Groß-Octav, (536 Seiten) brosch. 3 fl. C. M.
Ein Leben des bekannten Helden in Tirols Befreiungskampfe von 1809 aus der Feder eines Mannes, wie **Beda Weber,** in der ihm eigenen lebendigen Darstellung und kernigen Sprache, dem überdieß durch seinen mehrjährigen Aufenthalt als Priester im Passeierthale Gelegenheit gebothen ward, sich so manche Aufschlüsse über den Sandwirth zu verschaffen und manches noch Dunkle dieser Zeitperiode zu enthüllen, wird allenthalben als werthvoller Beitrag zur Geschichte freudig begrüßt werden.

Weber, Beda, Meran und seine Umgebungen, oder das Burggrafenamt von Tirol. Für Einheimische und Fremde Mit einer Karte. Octav, brosch. 1 fl. steif geb. 8 fl. C. M.

Weber, Beda. Guide du voyageur en Tirol. Traduit de l'allemand par F. M. de Ring. Avec une carte géographique. Leinwand-Band 3 fl. C. M.

Weber, Beda, Oswald von Wolkenstein, und Friedrich mit der leeren Tasche. In eilf Büchern. Groß-Octav. brosch. 3 fl. C. M.

Zingerle Ignaz V., König Laurin oder der Rosengarten in Tirol. Taschenformat. brosch. 40 kr. C. M.

Einladung zur Pränumeration auf das dritte Quartal des

Phönix.

Die Zeitschrift brachte im letzten Semester Originalbeiträge von Ida von Düringsfeld in Breslau, Alexander Kaufmann, in Wertheim, A. Peter, Antonie Thal, J. F. Lentner, Adolf Pichler, Josef Blumenfeld, in Lemberg, J. Tandler in Wien, M. Rosenheyn, in Marienburg in Preußen, Julie Gräfin Oldofredi-Hager, in Temeswar, J. Staufe, in Czernowicz, E. L. Lau in Königsberg, F. Freiholz in Würzburg, Ernst Neubauer in Czernowicz, Christ. Schneller, Otto Prechtler in Wien, Joh. Nep. Vogl in Wien, Louise v. Plönnies zu Jugenheim, L. J. Semlitsch in Wien, Dr. Schuler, Dichter der Parallelen in Wien, Joh. Schöpf, Peter Moser, Joh. Pfeifer, Dr. S. H. Mosenthal in Wien, Waldburg in Czernowicz, J. C. v. Schmuck, Justinius Kerner in Weinsberg, Ronacher in Salzburg, Adolf Bube in Gotha, H. Bidermann, Vincenz v. Ehrhardt in Wien, Gisbert, Freiherr Vinke zu Münster in Westphalen, Phil. Müller in Würzburg, Pius Zingerle, Karl Oberleitner in Wien, Hermann v. Gilm in Wien, Dr. Glaser in Wien.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 23. Innsbruck, 5. Juni 1852.

Flucht nach Egypten.

Still zieht bei Nacht durch Juda's Au'n,
Die gnadenreichste aller Frau'n,
Auf einer armen Eselin
Geführt von Joseph zieht sie hin.

Das heil'ge Kind in ihrem Schooß
Das lächelt hold und ahnungslos,
Träumt nicht von Haß und von Gefahr,
Denn mit ihm zieht die Engelschaar.

Es schaut sie an in süßer Ruh,
Sie lächelt ihm holdselig zu,
Maria hört am heißen Tag
Der Engel leisen Flügelschlag.

Die Antilope horchet still
Die an der Quelle trinken will,
Und schaut mit Augen sanft und klug
Der heiligen Familie Zug.

Die stolze Palme neigt die Kron'
Vor ihres Schöpfers ew'gem Sohn,
Und selbst der starre Fels erbebt,
Darüber hin sein Schatten schwebt.

Manch bunt befiedert Vögelein
Setzt sich dem Kind aufs Händchen klein,
Manch goldgesäumter Schmetterling,
Umflattert es mit leichter Schwing.

Die Blumen neiden sie von fern,
Sie möchten zu dem Kinde gern,
Und wär's ihr Tod, sie rissen los
So gerne sich vom Erdenschooß.

Und wo es rastet in der Nacht
Ist es von Palmen überdacht,
Und alle Stern' aus Himmelsau'n
Voll Heimweh nach dem Kinde schau'n.

O Kindlein, schlaf' in guter Ruh,
Noch lächeln dir die Engel zu,
Der Tag erscheint, der Tag erscheint,
Da jeder Engel um dich weint.

In Egypten.

Klar umspannt der Himmelsbogen
Jene tief geheimnißvollen
Fernen Fluren, so die Wogen
Des Ernährers Nil durchrollen.

Helle Mondenlichter fallen
Auf des Stromes grüne Thale,
Manchmal tauchen Tempelhallen
Leuchtend auf in ihrem Strahle.

Und die rothgranitne Kette,
Die zur Seiten es umschlossen,
Und die Flut im grünen Bette
Scheinen wie vom Tag umflossen.

Die vergöttert ew'gen Sterne
Grüßen mit dem goldnen Schweigen
Aus der klaren blauen Ferne
Lotos, die dem Strom entsteigen.

Und mit kühlem Flügelschlage
Weh'n der Nacht erfrischte Lüfte,
Wie mit leiser Trauerklage
Um die alten Königsgrüfte:

„Eure goldgekrönten Scheitel
Täuschen hier den Tod vergebens,
Alle Pracht der Welt ist eitel,
Einer nur ist Fürst des Lebens.“

„Eure Tempel, Pyramiden
Fallen wohl in tausend Jahren,
Ewigkeit ist nur beschieden
Seinem Reich dem unsichtbaren.“

Still auf leuchtendem Gestade
Zieht die heilige Familie,
Engel bahnen fremde Pfade,
Davids königlicher Lilie.

Mächt'ge Säulenreihen streben
Vor ihr auf wie Riesenhaine,
Sphinxe ruhen groß daneben,
Räthsel festgebannt im Steine.

Digitized by Google

Mit dem Kindlein auf der Schwelle
Setzt sich still Maria nieder,
Zitternd fällt des Mondes Helle
Auf die Trümmer hin und wieder.

Joseph lehnt am Säulenstamme
Sieht mit innerlichem Beben
Manchmal eine goldne Flamme
Um das Haupt des Kindes schweben.

Bei des Tages erstem Grauen
Klingen seltsame Akkorde,
Und vom Arm der heil'gen Frauen
Strebt das Kind zur Tempelpforte.

Sieh die eh'rnen Flügel weichen
Wie die Nacht dem Strahl der Sonne,
In des Tempels tiefes Schweigen
Tritt mit Grauen die Madonne.

Aber weiter zum Altare
Strebt das Kind von ihrem Arme,
Wo da steht das wunderbare
Isisbild im Götterschwarme.

Wie gefaßt von mächt'gen Wettern
Stürzen da die Götzen alle
Vor dem Kindlein und zerschmettern
Auf dem Marmor ihrer Halle.

Hoch empor hebt die Madonne
Gottes Kind, auf dem Altare
Steht es hehr, wie eine Sonne
Leuchten seine blonden Haare.

Jugeheim Juli 1851. Louise von Plönnies.

Um Genesung.

Gesundheit, Gott! ist Deine schönste Gabe,
O gib sie wieder mir, nach langer Pein!
Behalt' noch dießmal mich zurück vom Grabe,
Der Geist ist stark, noch möcht' ich glücklich sein!

Dein ist die Macht, — Du kannst mir wieder geben
Mein altes Wohlsein und den frohen Muth;
Kannst schmücken neu die Wangen und das Leben,
In's matte Auge legen frische Glut. —

O gieße, aus dem Füllhorn Deiner Güte,
In's welke Herz noch einmal Hoffnung aus!
Mein Gottvertrauen steht in reichster Blüthe,
Kein Leid riß es aus meiner Brust heraus!

Zu Dir erhebt sich denn das kranke Sehnen,
Zu Dir mein Auge mit erlosch'nem Blick —
Und flehet: um Genesung, unter Thränen —
Und um des Daseins noch verlängert' Glück! —

Julie Gräfin Oldofredi-Hager.

Exzerpte und Schemata.

Eine Studie von F. J. Gemilisch.

Wenn man das Studium des Geistigstrebenden von der lauten Straße, vom rauschenden Literaturmarkt bis in die abgelegene, einsame Stube, das Werk genetischer Vermittelung, das sieghaft in den geistigen Kosmos tritt, zurückverfolgt bis zum Mutterschooß: dem Schreibpult, bis zu dem kleinen Zauberkreis, aus welchem der Fruchtstock des Kopfes die lebengebende Anregung nimmt, so findet man zweierlei Methode, sich des in Schrift und Druck bereits existenten Gedankenmaterials zu bemächtigen.

Der Eine löst von irgend einem Buch, dessen innere Besitznahme er sich eben vorgesetzt hat, Alles ab, was dessen innerstem Grundbau in so fern nur von sekundärer Wesenheit und Wichtigkeit ist, als nach des Letzteren Entfernung erst das eigentliche Fundament, das Skelett zurückbleibt.

Der Andere löst vom Ganzen die einzelnen Aforismen, Maximen, allgemeinen Sätze los, in welchen sich ein längerer Gedankenverlauf zu einem essenziellen Resumé, zu einem Höhenpunkt zusammenfaßt.

Welcher bedient sich nun des zweckgemäßesten Mittels, wenn dieser Zweck, wie vorausgesetzt, in der völligen Besitznahme und Abprägung der betreffenden Ideenmünze im eigenen Geiste besteht?

Für beide Theile sprechen gute Gründe. Der Eine, in den Besitz des Baumrisses gekommen, meint sich dadurch jeden Augenblick in Stand gesetzt, das fremde Werk aus eigener Intelligenz zu rekonstruiren. Das ist wohl der gewichtigste Grund, den diese Methode für sich anzuführen vermag. Wenn er nur zugleich durchaus stichhaltig wäre!

Audiatur et altera pars! Wie machen es die Andern? Sie schneiden einen Zweig des Baumes durch. Was haben sie damit erreicht? Einen raschen Einblick in die Fase, bis zu welcher die organische Fortbildung des Pflanzenkörpers an jenem Punkt und Moment eben gelangt ist, und, indem sie, was dem Auge sich als eine Vielzahl nebeneinander liegender Punkte darstellt, sich durch eine ganz simple Abstrakzion als eine Vielzahl nebeneinander laufender Linien, Adern, Gefäße fortleitend bis in den Keim zurück ergänzen, haben sie die Genesis jedes einzelnen Punktes am Körper. Das gibt einen Unterschied zwischen Schematisiren und Excerpiren.

Jener gewinnt nur die Logik, die Architektonik des einzelnen Theils, welchen eben der innewohnende Gedankenknochen gleichsam zu einer bemerkbaren Erhöhung über die andern Körperumrisse gemacht hat.

Todtes und Lebendiges, das ist der Unterschied. Ergänzen müssen Beide, ja für den Ersteren spricht sogar der Schein der strengeren, systematischeren, wissenschaftlicheren Form. Allein während der Eine von unten auf anfangen muß, hat sich der Andere urplötzlich in medias res geworfen, und bildet das Rundbild periferisch durch.

Man denke sich einen Folianten, in welcher eine emsige Gelehrtenhand die Schemata von hundert Geisteswerken niedergelegt hat, und dazu einen andern soliden Schweinslederband, der aus ganz denselben hundert Büchern alle Glanzstellen, Perlen, Goldkörner, Lichtpunkte enthält: Wer wird

Digitized by Google

letzterem den Vorrang streitig machen wollen? Wird sich denn Jemand in allem Ernst einfallen lassen, lediglich zur Uebung des Scharfsinns, des Denkens alle hundert Werke aus dem abgezogenen Grundriß nachzugebären? Ich fürchte nicht. Der an so etwas denket, begibt sich in den Verdacht, ein Engländer zu sein, und muß, der Konsequenz zu Ehren, nach Vollendung dieses höchst babylonischen Unternehmens sich — erschießen. Wohl aber ist Jedem der Werth einer gediegenen Sammlung, einer gutgeleiteten Blumenlese klar, in welcher die Ideen und Empfindungen von hundert großen Menschen sich zu einem neuen Schöpfungsmeer verbinden. Jeden Augenblick kann ich mich stürzen in die laute Strömung der Gedanken, und stärken die Geistesmuskeln im Ringkampf mit den drängenden Wogen. Ist denn das ganze Wissen nicht der Ozean, in welchen die individuellen Träger einzelner Ideen ihre kleinen Quellen zusammengießen?

Nur eine Menschengattung gibt es, welcher die schematische Methode von erklecklicher Brauchbarkeit sein könnte. Das sind die intuitiven Naturen, deren Blick aber scharf und penetrant wie der elektrische Strom durch alle Körper fliegt, und im Moment, da er sich auf etwas heftet, von diesem Ding Anfang, Mitte und Ende in einer Erscheinung wahrnimmt. Das sind die Naturen Goethe, Napoleon, Humboldt u. s. w. Gerade sie aber bedürfen ihrer ewig strömenden Sehkraft wegen keiner sichtbaren, aufgeschriebenen Gedächtnißapparate. Also die seltenen Menschen, für welche gedachte Weise erfunden wäre, brauchen sie gerade nicht. Das sind die Menschen, die den ganzen Menschenleib mit seiner mannigfachen Oekonomie vom Wirbel bis zur Zehe eines Blickes durchschauen, die kein Pflanzenindividuum anblicken, ohne Keim und Frucht, die beiden Pole, rasch zu verbinden, deren geschichtliche Betrachtung Anfang und Ende in unermeßlicher Dimension verknüpft. Wir sehen den flammenden Pfeil ihrer Berechnung über uns hoch in den Lüften fliegen, und wissen nicht, und ahnen nicht, auf welches kommende Jahrtausend er endlich herabfallen wird. Das sind jene Geister, an die man immer denken sollte, wenn man mit dem Wort „Genie“ Verschwendung treibt.

Uns kleinen, bescheidenen Erdenwürmern thut es besser, statt mit Entwerfen von Schemen die Weitschauenden zu spielen, von Biene und Ameise das Honig- und Körnersammeln zu lernen.

Die Sache, welche ich da berührt habe, ist trocken, ein genäschiger Feuilletonleser mag daran als schwerer Speise vorübergehen. Allein die Sache ist nicht ohne Wichtigkeit. Die Masse des Wissenswerthen, selbst des Allerwichtigsten, wächst so riesig an, daß man bald Mittel und Wege wird in Anregung bringen müssen, womit es gelingt, dessen Herr zu werden. Die Geschichte sendet zwar Pest, Hunger, Krieg aus, und Alles aus dem einfachen, hauswirthschaftlichen Grunde: Ueberfüllung zu verhüthen, Platz zu machen. Vielleicht schickt uns die gütige Mutter wieder einmal einen Omar, der die humane Laune hat, sich mit einigen Millionen höchst überflüssiger Bücher die Bäder und — noch etwas zu wärmen. Um Bücher zu diesem Zwecke werden wir nicht verlegen sein. Bis aber dieser Moses kommt, uns aus der Knechtschaft der todten Gelehrsamkeit zu führen ins heitere Reich lebendiger Wissenschaft, ist auszusinnen, was die kommende Generation zu wissen braucht, und wie man ihr diese Arbeit erleichtern könne. Ist doch in materieller Beziehung so viel geschehen für Beschleunigung, Verschnellerung, Abkürzung, mit Eisenbahnen, Telegraphen u. dgl. Im Geistigen steht analog ein einziges Zeitprodukt da als Manifestation derselben Idee, die nur nicht das rechte Medium gefunden: die Stenographie. Wir brauchen aber eine Stenographie des Geistes nicht der Buchstaben. Haben wir erst diese, so wird sie sich ihre Schnellschrift schon selbst bilden. Oder sollen wir die Stenographie im gewöhnlichen Sinne als Vorbotin der geistigen denken, wie etwa die Erfindung der Buchdruckerkunst der Reformation, wie die erste Magnetnadel dem Genueser Kolumbus, wie das Schießpulver der modernen Staatswirthschaft voranging, und wie die Geschichte gewöhnlich das Werkzeug der Hand vorherzusenden pflegt?

Zwar mahnt uns auch die Verbindung ehemals strenggetrennter Disziplinen, z. B. der Geographie, Physik, Politik unter einander an die Zeitaufgabe. Allein das sind lauter schwache Anfänge und nur instinktweise geschehend. Die Sache muß im Großen und Ganzen angegriffen werden mit ebenso gewaltigem, riesigem Aufgebot der intelligenten Kräfte, als das zu lösende Problem gewaltig, riesig ist.

Sokrates nach Xenophons Memorabilien.

(Fortsetzung.)

c. Sokrates beleuchtet den Gegenstand — jeden Satz bis zur unwiderstehlichen Evidenz, wozu ihn die Gesprächs — gleichsam Oppositionsform sehr dienlich war. Beispiel sei das geradean geführte Gespräch mit seinem Sohn Lamprokles, der mit seiner Mutter nicht gut war. — Sokr. Hast du wohl schon undankbare Menschen kennen gelernt? Lamp. Ja wohl. Sokr. Wie machen es diese? Lamp. Sie vergelten das empfangene Gute nicht, auch wenn sie könnten. Sokr. Scheint dir dieß Unrecht? Lamp. Ja freilich. Sokr. Etwa nur, wenn es gegen Freunde geschieht; wie Freunde zu Sclaven machen Unrecht ist, aber Recht bezüglich der Feinde? — Lamp. Es ist kein Unterschied, wer das empfangene Gute nicht zu vergelten sucht, ist ungerecht. Sokr. Also Undank ist Ungerechtigkeit. Lamp. Sicher. Sokr. Und zwar um so größerer, je größer die Wohlthaten sind, die man nicht vergilt. Lamp. Richtig. (Was ist hier wohl unberücksichtigt gelassen? — So auch in Folgendem.) Sokr. Wer hat nun von Jemanden größere Wohlthaten empfangen, als Kinder von Eltern, von denen sie ihr Dasein, den Anblick und Genuß von allem Guten haben, das die Götter dem Menschen geben? Leben verlieren scheuet Jeder am meisten, ist in jedem Staate die größte Strafe. Glaub nicht, daß man Kindern aus Wollust das Leben gibt, Wollust genießen könnte man überall auf Wegen und in Häusern. Man sucht die Frauen, von denen man die besten Kinder hofft. (Folgt dann eine Beschreibung der Sorgen und Mühen der Eltern, besonders der Mutter vor und nach der Geburt, bei Tag und Nacht, durch sich und Andere, ohne zu wissen, was sie davon haben werden, nur damit die Kinder möglichst gut werden rc.) Lamp. Hat sie auch dieß und noch mehr

Digitized by Google

gethan, so kann doch Niemand ihr wildes Wesen aushalten. Sokr. Ist sie wilder als Thiere? Lamp. Ich glaube ja. Sokr. Hat sie dich jemals durch Beißen, Ausschlagen ꝛc. beschädiget, was die Thiere oft thun? Lamp. Beim Jupiter, sie redt, was man um das ganze Leben nicht aushalten möchte. Sokr. Allein wie viel hast du ihr durch Wort und Werk von Jugend auf, bei Tag und Nacht dulden gemacht; wie viel Betrübniß verursacht, als du krank warst? Lamp. Aber ich sagte und that ihr doch nie etwas Beschämendes. Sokr. Sprach sie zu dir Unerträglicheres, als die Akteurs auf dem Theater gegen einander sprechen? Lamp. Die reden und tadeln nicht, um zu strafen und Böses zu thun. Sokr. Und du, der du weißt, daß deine Mutter dir durch ihre Worte nicht nur nichts Böses thun will, sondern die so gut ist, wie Niemand, du zürnst ihr. Oder meinst du wirklich, die Mutter meine es böse mit dir? Lamp. Nein, das nicht. Sokr. Also sie, die es gut meint, und sorgt, so viel sie kann, daß dir krank und gesund nichts abgehe, die bei den Göttern für dich um alles Gute bittet, und dafür dankt, nennst du hart. Kannst du eine solche Mutter nicht ertragen, so kannst du wahrlich das Gute nicht ertragen. Sag mir, meinst du, daß man Jemanden ehren soll, oder bist du gesinnt, keinem Menschen zu gefallen und zu folgen, nicht einmal einem Feldherrn oder Obern? Lamp. Beim Jupiter, das nicht. Sokr. Willst du nicht auch deinem Nachbar zu gefallen suchen, damit er dir Feuer anzünde, wenn du's brauchst, und zu anderem Guten behülflich sei, und wenn dir was fehlt, wohlmeinend dich in der Nähe unterstütze? Lamp. Ja wohl. Sokr. Und wenn du reisest, schiffst, etwas anderes unternimmst, liegt dir nichts daran, ob deine Gefährten Freund oder Feind sind? Glaubst du um deren Wohlwollen dich nicht bekümmern zu dürfen? Lamp. Wohl. Sokr. Also um diese willst du dich bekümmern, aber nicht um deine Mutter, die dich unter Allen am meisten liebt? Weißt du nicht, daß der Staat um andere Undankbarkeiten sich nicht kümmere, sie nicht strafe, sondern darüber hinausgehe, den aber, der seine Eltern nicht ehrt, strafe, und mit Schande belege, indem er ihn nicht zum Vorsteher machen läßt, als wenn bei einem solchen Opferpriester die Opfer für den Staat nicht recht verrichtet, andere Geschäfte von ihm nicht gut und recht abgemacht werden könnten? Beim Jupiter, wenn Einer die Gräber verstorbener Eltern nicht ziert: so wird dieß bei der Prüfung für Vorsteher vom Staate untersucht. Nun mein Kind, wenn du gescheidt bist, so bitte die Götter, daß sie dir verzeihen, weil du die Mutter nicht achtetest, damit sie dich nicht für undankbar halten, und dir nicht mehr gewogen sein wollen; vor den Menschen aber nimm dich gleichfalls in Acht, damit sie nicht, wenn sie bemerken, daß du dich um deine Mutter nicht bekümmerst, alle dich verachten, und du ohne Freund bist. Denn glauben sie, du seiest gegen die Eltern undankbar, so wird Niemand erwarten, von dir wegen erwiesener Wohlthaten Dank zu erhalten.“ Welche Ausflucht bleibt dem Sohne noch übrig? und was könnte nach damaligem Standpunkt noch gesagt werden, den Sohn auf bessere Wege zu bringen?

d. Seine Fragen waren besonders anfangs, aber auch im Fortschritte des Gespräches durchaus anregend, und beförderten das Nachdenken über einen interessanten Gegenstand im Allgemeinen, sehr häufig gerade für das Individuum, mit dem er zu thun hatte. Z. B. Hast du wohl schon Männer wegen ihrer Weisheit bewundert? Wolltest du mir ihren Namen sagen? I. 4, 2—3. Oder: Wenn du zwei junge Menschen erziehen müßtest, den Einen zum Herrscher, den Andern zum Sclaven, wie würdest du es wohl angehen — z. B. in Bezug auf Nahrung? II. 1, 1. — Oder: warum nennt doch Homer den Ulysses — Volks-Hirten? fragte er einen Obersten, den er auf seine Pflichten aufmerksam machen wollte. III. 2, 1. Und einen andern Kavallerie-Obersten: Warum wurdest du Oberst? wohl nicht um der Erste zu reiten, das thun die Bogenschützen zu Pferde, auch nicht dich kenntlich zu machen, kenntlich sind Wahnsinnige am meisten. III. 3, 1. Wenn du einmal Feldherr sein wirst, sprach er zum jüngern Perikles — wird es hoffentlich gegen die Feinde besser gehen. Peik. Das wünschte ich freilich, aber wie es möglich sein werde, sehe ich nicht ein. Sokr. Nun so wollen wir's, wenn es gefällig ist, untersuchen. III. 5, 1. Diese Anregung zum Nachdenken — ohne zu große Anstrengung zu machen, geht fort, bis das Gespräch — öfter mit einer treffenden Ansprache für das Gemüth — z. B. an Aristodemon — zur Verehrung der Götter I. 4, 17. an Aristipp über Vermeidung eines weichlichen Lebens nach dem Beispiele des Herkules ꝛc. II. 1, 21—34. geendet wird, und gehört gewiß zu den vorzüglichsten Eigenschaften seiner Lehrweise.

e. Ebenso bewunderungswürdig ist die Anschaulichkeit seiner Behauptungen ꝛc. durch treffende Gleichnisse und Beispiele aus dem Leben, daher ihm Kritias auftrug, nicht mehr von Schustern, Zimmerleuten, Schneidern, Hirten u. dgl. zu reden. I. 2, 27. — Was könnte zur Widerlegung der Klage seines Sohnes gegen die rauhen Worte seiner Mutter passender sein, als das Gleichniß von Schauspielern? II. 2, 9. Wenn sich Kriton gegen die Sykophanten beklagt, fragt ihn Sokrates: warum hältest du denn einen Hund gegen die Wölfe? Meinst du nicht, ein Mann gegen die Sykophanten sei dir eben so nützlich? II. 9, 2.

Perikles hält die Athenienser wegen ihres früheren Glückes so unbothmäßig, daß sie nun im Unglück nicht mehr gehorchen. Sokrates bemerkt ihm: die muthwilligsten Matrosen werden in der Gefahr folgsam. III. 5, 6. Wenn er den geschickten Charmides zum Auftreten vor dem Volke bringen will, der sich vor der Menge scheute, fragt er ihn, ob, wer rechnen kann, es nicht so gut vor Vielen, wie allein könne? III. 7, 4. Daß gute Talente der Bildung vorzüglich bedürfen, zeigt er durch das Gleichniß von Pferden und Hunden mit den besten Anlagen, die aber, wenn man sie nicht zähme, gerade deßwegen um so schlimmer und unbändiger wurden. IV. 1, 3. Du sprichst doch — antwortete er dem Chairekrates, welcher seinen Bruder durch freundliche Reden und einnehmendes Betragen sich nicht geneigt machen wollte — du sprichst doch sonderbar; wenn ein Hund, der dir für die Schafe nützlich ist, den Hirten schmeichelt, dich aber, wenn du kommst, anfährt, zürnst du nicht, sondern suchst ihn sanft zu machen; deinen Bruder aber, den du selbst, wäre er, wie er sollte, für einen großen Schatz anerkennst, und den du gut zu behandeln wüßtest, suchst du nicht so zu machen,

Digitized by Google

daß er dir nützlich werde. II. 3, 9. Wohllüstigen geht es wie Wachteln, und andern Thieren, die man mit Köder fangt. II. 1, 4. Ein ungeordnetes Heer ist ihm — Stein, Ziegel, Holz rc. untereinander, ein geordnetes jene Materialien in einem starken Gebäude. III. 1, 7. — Wenn du bei einem Menschen mit schlechtem Körperbau vorbeigehend nicht zürnst, warum über einen dem Geiste nach schlechtern? — sagte er zu Jemandem, der böse war, weil ihm der Gruß nicht erwiedert wurde. III. 13, 1. Ein Kavallerieoberst fragte, wie er die Soldaten zum Gehorsam bringen könne? — Ueberall, sagte Sokrates, folgt man dem, welchen man für den Geschicktesten hält — in Krankheiten dem geschicktesten Arzt, in Schiffahrt dem erfahrensten Steuermann, in der Landwirthschaft dem besten Oekonom rc. III. 3, 9. Wie kann man wissen, ob einer ein guter Freund sein werde? Sokrates antwortete: wenn man einen Sclaven kaufen will, traut man nicht seinem Worten, sondern fragt dessen frühern Besitzer, so beim Erwerb eines Pferdes rc. II. 6, 6—7. Von solchen unvergleichlich passenden Versinnlichungen sind seine Belehrungen rc. voll.

f. Eigen ist ihm eine äußerst feine Ironie, womit er sich fast in allen seinen Gesprächen nicht das Ansehen eines Lehrers, sondern eines Mannes gibt, der nur einen gewissen Gegenstand mit Andern untersuchen will, und dabei mit aller Ruhe, aber freilich auch mit unnachahmlicher Feinheit und Ueberwiegenheit fortfährt, insbesondere die Ansichten, Wünsche rc. Anderer anzunehmen scheint, aber durch Fragen, Bemerkungen über das Ungenügende, Unschickliche rc. sie in das Lächerliche zieht, oder wenigstens nicht ohne Beschämung des Gegners das Unvollständige, Ungeeignete rc. der Behauptungen zeigt. Er war durch seine Fragen die Folter der Allwisser. I. 4, 1. Kritias und Charikles untersagten ihm Gespräche mit Jünglingen. Sokr. Darf ich mir eine Erklärung hierüber erbitten? . . . Ich bin bereit den Gesetzen zu folgen. Um aber nicht aus Unwissenheit zu fehlen, bitte ich um Belehrung: ob ihr die Gespräche für Recht oder Unrecht haltet. Im ersten Falle würdet ihr Recht verbiethen, im zweiten müßte man sich bemühen, sie recht zu machen. Charikles zornig. Weil du das nicht verstehst, schreiben wir dir Leichtverständliches vor: Rede gar nicht mit Jünglingen. Sokr. Um auch da nicht zu fehlen, bestimmt mir das Alter, bis auf welches ich Menschen als Jünglinge ansehen muß. Chor. So lang sie als unvernünftig nicht zum Rath kommen dürfen. Du aber rede nicht mit Menschen unter 30 Jahren. Sokr. Wenn ich also von Einem unter 30 Jahren etwas kaufe, darf ich nicht fragen: wie theuer? Chor. Davon ist nicht die Rede; aber du pflegst zu fragen, wenn du auch das Meiste weißst; dieß thue nicht. Sokr. Also darf ich auch nicht antworten, wenn mich Jemand fragt, wo Chorikles wohnt und Kritias ist. Chor. Auch davon ist keine Rede. Kritias. Von Schustern, Zimmerleuten, Schmieden rede nicht; die müssen schon ganz abgenützt sein, so oft führest du sie im Munde: Sokr. So muß ich denn auch davon schweigen, was an diesen Gleichnissen hängt, vom Unterricht über Gerechtigkeit, Frömmigkeit u. s. w. Chor. Ja, beim Jupiter, und hauptsächlich von Rinderhirten, wo nicht, so nimm dich in Acht, daß nicht auch durch die Rinderhirte um Einen weniger werden rc. I. 2, 33. 37. — Hyppias — von seinen Reisen zurückgekehrt hörte den Sokrates von Gerechtigkeit sprechen, und sagte: so sprichst du denn immer noch von dem, was ich schon so lange von dir hörte. Sokr. Was noch sonderbarer ist, nicht nur immer über das Nämliche, sondern darüber auch immer das Nämliche. Du aber machst es, weil du so gelehrt bist, freilich nicht so. Hypp. Allerdings such ich immer was Neues zu sagen. Sokr. Auch über das, was du weißst z. B. wie groß und welcher Art die Kenntnisse des Sokrates sind, oder ob zweimal fünf zehn seien? — Hypp. Darüber ist meine und deine Aeußerung immer gleich; aber über Gerechtigkeit glaube ich nicht sprechen zu können, gegen was weder du noch andere etwas sagen kannst. Sokr. Bei der Juno, da hast du wirklich was Großes entdeckt, wenn nicht die Richter aufhören verschieden zu entscheiden, die Bürger über Recht verschieden zu reden, zu richten, zu streiten, die Staaten über Recht verschiedener Meinung zu sein und Krieg zu führen. Ich weiß wahrlich nicht, wie ich dich aufnehmen soll, da du ein so großes Gut erfunden hast. Hypp. Du sollst es aber beim Jupiter nicht hören, bevor du mir nicht sagst, was du gerecht nennst. Denn du thust nichts anderes, als durch die Fragen und Tadeln Anderer zum Gelächter machen, ohne selbst Rede und Antwort zu geben, und deine Meinung zu offenbaren u. s. w. Nach weiteren Erklärungen wußte Hyppios über Gerechtigkeit nichts vorzubringen, als was Sokrates immer gesagt hatte. IV. 4, 5. Jemand aß zu einem Gerichte verschiedene Gewürze. Das muß — bemerkte Sokrates, eine kostbare ziemlich schädliche Gewürzfabrik werden. Kostbar, weil verschiedene Gewürze zusammengemischt werden, schädlich, weil er ohne die Gewürzmacherei gelernt zu haben, doch sie, was lächerlich ist, besser als die Gewürzmacher verstehen will. Zugleich leidet er; wenn er nicht viele Gewürze haben kann. III. 14, 5—6. Die erheiternde und aufstachelnde Ironie findet man in den meisten Gesprächen, mit Gegnern und einbilderischen Menschen, während Sokrates mit seinen Freunden so herzlich sein konnte. Vergl. IV. 3.

(Fortsetzung folgt.)

Emanuel Geibel,

geboren am 18. Oktober 1815 zu Lübeck; dritter Sohn des bei der dortigen reformirten Gemeinde angestellten Predigers. Auf dem trefflichen Lübecker Gymnasium vorgebildet bezog er im Jahre 1835 die Universität Bonn, um Theologie und Philologie zu studiren. Allein bald erkannte er, daß beides sich kaum auf eine gründliche Weise vereinigen lasse, und gab sich deßhalb fast ausschließlich dem Studium der Alten und der schönen Literatur hin. 1836 ging er nach Berlin und fand dort durch durch den Umgang mit Chamisso, Gaudy, Gruppe, Häring, Hitzig und namentlich mit Kugler mannigfache neue Anregung. Auch wurde er von Chamisso, der damals gemeinschaftlich mit Schwab den deutschen Musenalmanach herausgab, zu einer freieren Mitwirkung an demselben zugelassen. Noch hatte er sein akademisches Triennium nicht vollendet, als ihm durch freundliche Vermittlung Savignys und des Barons Sina in Wien die Stelle eines Erziehers im

Digitized by Google

Hause des russischen Gesandten, Fürsten Katakazi, zu Athen angetragen wurde. Die Lust am Fremden und der innige Wunsch, den Boden Griechenlands zu betreten, ließen ihn den Vorschlag etwas übereilt ergreifen, und so verließ er im März 1838 Berlin und kam nach einer nicht zu hastigen Reise durch Süddeutschland und die Lombardei im Juni desselben Jahres zu Athen an. Die Verhältnisse, in welche er dort trat, waren jedoch von der Art, daß sie ihm weder für wissenschaftliche noch für poetische Arbeiten die gewünschte Muße verstatteten, bis er nach Ablauf eines Jahres durch gütliche Uebereinkunft eine fast gänzlich unabhängige Stellung gewann. Jetzt nahm er mit erneutem Eifer die unterbrochenen philologischen und poetischen Studien auf; Homer, Aeschylus, Sophokles, die Lyriker wurden aufs neue durchgearbeitet, während unter den Deutschen besonders Goethe und Platen, die in ihrer Ruhe und Formvollendung so schön zu der südlichen Umgebung stimmten, auf ihn einwirken mußten. Im Herbste 1839 unternahm er mit seinem Freunde Ernst Curtius, einem Lübecker Schulgenossen, der schon länger in Griechenland gelebt hatte (später Erzieher der Söhne des Prinzen von Preußen), ein Reise nach den Cykladen. Die Frucht dieser schönen Tage und der darauf folgenden Zeit war eine Reihe gemeinschaftlich gearbeiteter Uebersetzungen aus altgriechischen Dichtern. Im Sommer 1840 kehrte er nach Deutschland zurück und gab seine Gedichte, deren erste Sammlung bei dem Brande einer Druckerei untergegangen war, in Berlin heraus. In Lübeck begann er nun den in Griechenland eingesammelten Stoff zu verarbeiten, zu gleicher Zeit aber wandte er sich dem Studium der romanischen Literaturen zu und beschäftigte sich namentlich viel mit dem Spanischen. Höchst willkommen mußte es ihm daher sein, als ihm ein seinem Vater befreundeter hessischer Edelmann, der Baron Karl von der Malsburg, ein Bruder des bekannten Uebersetzers des Calderon und Lope, zu einem längeren Besuche auf seinem Gute Escheberg einlud, um die dort aufgestellte nicht unansehnliche Sammlung spanischer und italienischer Bücher nach Bequemlichkeit zu benutzen. Im Juni 1841 leistete er der Einladung Folge und die liebenswürdige Gastfreundschaft des wohlwollenden Mannes fesselte ihn ein volles Jahr an Escheberg. Er übersetzte dort aus dem Spanischen, schrieb die Zeitstimmen und zuletzt eine Tragödie König Roderich, die in der Behandlung des großartigen Stoffes nicht ganz glücklich war. Nach Lübeck zurückgekehrt brachte er einen Band spanischer Volkslieder und Romanzen zum Abschluß und theilte seine völlig freie Zeit, so gut es gehen wollte, zwischen historisch-philologischen Studien und poetischen Produktionen. Eben war er um Neujahr 1843 mit der Anordnung der zweiten vermehrten Auflage der Gedichte so wie der Zeitstimmen beschäftigt, als ihn Rumohr aufs freudigste mit der unerwarteten Nachricht überraschte, daß ihm der König von Preußen zur ungehemmteren Fortsetzung seiner poetischen Studien ein Jahrgehalt ausgesetzt habe, wodurch er in die Lage kam, ohne wissenschaftlichen Bestrebungen zu entsagen, sich mit ruhigerem Sinn und freierem Umblick dichterischen Arbeiten hinzugeben. Im Frühjahre 1843 ging er zu Freiligrath nach St. Goar am Rheine, wo er einen poetischen Sommer verlebte *). Den Winter verbrachte er in Stuttgart und Weinsberg. Eröffnete Aussichten konnten ihn nicht an Würtenberg fesseln; er wollte frei bleiben. Im Sommer und Herbste des nächsten Jahres lebte er in Lübeck, Hannover und in Schlesien bei dem Dichter Strachwitz, immer mit größern Entwürfen beschäftigt, ohne einen bis zum Schlusse durchzuführen. Der Sommer 1845 führte ihn wieder nach Hannover und von da nach dem Harze, wo er in dem Klosterorte Ilfeld einige Wochen verbrachte, um ein lyrisch-reflektirendes Gedicht zu runden, von dem indeß nur Bruchstücke, wie das Heimweh, zu Tage gekommen. Die folgenden Jahre wandte er sich, mehr als bis dahin geschehen war, dem öffentlichen Leben mit seiner Poesie zu, suchte die Anregungen der Zeit in ernster und heiterer dramatischer Form zu bewältigen, ohne andern als den vertrautesten Freunden etwas davon mitzutheilen. — Geibel's erstes Auftreten in der Literatur war so still und bescheiden, daß die lauten Stimmen, die seiner anfänglich kaum gedachten und erst aufmerksam auf ihn wurden, als er sich bei dem Publikum, das sich nicht nach den kritischen Stimmführern richtet, ein entschiedenes Ansehen errungen hatte. Das war um die Zeit, als die ganze Poesie mit der übrigen Literatur in die politische Oppositionsstellung überzutreten und darin aufzugehen begann. Da trat Geibel als fertige Erscheinung, ohne polemischen Charakter, aber ganz und entschieden, durch seine Gedichte selbst für die menschliche Berechtigung der Poesie auf, und führte, indem er die ewigen Stimmen des menschlichen Herzens wieder laut werden ließ, die Begeisterung in die jugendlichen Gemüther zurück, deren sie auf die Dauer nicht entbehren können. Seit Schiller war kein Dichter so voll Seele gewesen, keiner so heiß geliebt wie Geibel. Sein persönliches Wesen gab seiner dichterischen Persönlichkeit erst die rechte und volle Bedeutung. Wohin ihn seine flüchtigen Wanderungen führten, da flogen ihm die Herzen zu, und die Musik, die in seinen Liedern einen unerschöpflichen Quell süßer Harmonien fand, breitete seinen Gesang nur um so weiter aus und führte ihn nur um so tiefer in die Herzen. Was aber das Bezeichnende bei Geibel und die eigentliche Bedeutung seiner Wirksamkeit ist, ist die jedem Ohre sich aufdringende Wahrnehmung, daß in diesen Liedern ein ganzer voller Mensch mit gleichmäßiger Anstrengung aller Seelenkräfte thätig ist, wie es bei Klopstock, bei Schiller, Göthe und Platen der Fall war; nichts Gemachtes, nichts Erzwungenes; alles, der Schmerz wie die Lust, kommt tief aus vollem innersten Gemüthe und in so vollendeter Form, daß nichts müßig, nichts zu wenig daran ist. Lieder der Liebe wie die Geibelschen hatte die Poesie seit Jahrhunderten in Deutschland nicht geschaffen, und neben diesen Liedern standen Gedichte voll so unergründlicher und klarer Tiefe, daß der ernsteste Mann, dessen Gemüth noch durch einen poetischen Hauch zu erwärmen ist, sich daran erfrischen mochte. Diese in sich einige Dichtererscheinung, voll Kraft des Mannes und Weichheit des Jünglings, an die Troubadours mahnend, die in Kampf und Gesang ihr Leben führten, mußte in einer Zeit, wo die Halbheit und die Rohheit alles zu überragen drohten, des tiefsten Erfolges sicher sein. Und der Erfolg ist gekommen trotz aller Anfeindungen der politischen Parteien und der Neider, die einen Charakter verurtheilen, ohne ihn kennen gelernt zu haben. Geibels Gedichte haben die Stürme des Jahres 1848 überdauert, in denen so viel Ruhm erbleicht, so viel Liebe erkaltet ist *).

Literatur.

Die christliche Weltanschauung, in ihrer Bedeutung für Wissenschaft und Leben von Dr. Leopold Trebisch.

Wien, 1852. Wilhelm Braumüller, k. k. Hofbuchhändler.

(Schluß.)

Im zweiten Theile der Schrift greift der Verfasser nach seinem anthropologischen Schlüssel, um auf christlich dualistischem Standpunkte das Zunehmen Jesu in der Weisheit und seine Einpersönlichkeit darzulegen. Nach der Weise des echten Katholiken wird das Dogma von der hypostatischen Union genau nach der auf Concilien ausgesprochenen

*) Wir entlehnen diese Biographie des berühmten Dichters, der wie bekanntlich ist, einen Ruf an die Universität zu München erhalten und angenommen hat, Gödecke's Werke: Eilf Bücher deutscher Dichtung. Die Red.

*) Seine Gedichte sind schon in der 25. Auflage erschienen.

Digitized by Google

Lehre der Kirche vorangestellt. Die Verständigung über die hypostatische Union setzt die Kenntniß der Factoren derselben voraus; und nun beginnt die anthropologische Untersuchung, die um so mehr Bedeutung gewinnt, da die Synthese im Menschen nach dem athanasischen Symbol Vorbild der Synthese in Christo ist. — Der Menschengeist ist weder potenzirte Natur, noch depotenzirter Gott, sondern eine selbstständige Substanz, mit der Qualität der Freiheit, Persönlichkeit und Endlichkeit. Die Endlichkeit wird durch die nothwendige Bedingung der Erziehung, Erweckung und Erregung des Geistes vermittelt, was abhängig ist im Erscheinen, ist auch abhängig im Sein, und gerade die Entwicklung zeigt uns den Menschengeist als endlich; ohne Entwicklung bleibt der Geist nur in seinem Ansich, durch diese wird er ein Fürsichsein. Soll nun gerade das Moment, woran wir die Endlichkeit des Menschengeistes erkennen, in der organischen Synthese desselben mit Gott unterdrückt werden? Nach den Vätern ist gerade der Menschengeist das vermittelnde Glied zwischen Gott und Physis; wer also die Entwicklung des Menschengeistes in Christo läugnet, der vernichtet zum Theil das, was die hypostatische Union ermöglichet, er entgeistet den Geist und hebt »den wahren Menschen« auf. — Darauf wird nun die Physis im Verein mit dem Menschengeist anthropologisch betrachtet, wobei dem Verfasser sein Naturstudium sehr zu Gute kommt, und es ist diese Partie besonders gut durchgeführt, indem da die Erscheinungen, welche weder dem Leibe allein, noch dem Geiste allein, sondern nur ihrer Synthese zukommen, besprochen werden. Nach dieser Erörterung wird dann gezeigt, daß der hl. Thomas und die Scholastiker wegen der Unklarheit über das Wesen einer Substanz und die reale und formale Einheit mehrerer Substanzen die Frage über die hypostatische Union nicht zu lösen vermochten. Seine blinden Nachtreter haben auch den Doketismus in Bezug auf die scheingeistigen Zustände zu vermeiden. Wenn aber ein Scheinwissen in Christo angenommen werde, warum man denn nicht ein Scheinwollen annehme, und nach streng scholastischen Ansichten müßte man es thun, obwohl die Kirche hinter den Willensbethätigungen noch einen freien Willen als Ursache statuirt hat. Wenn man aber das Zunehmen an Weisheit im Menschengeiste Christi nicht haben wolle, so solle man auch die Entwicklung der Physis läugnen, das wäre dann konsequent. Es werden dann Fulgentius von Ruspa Beda venerabilis für das Wachsthum angeführt. Ich verweise für die vollständige Entwicklung der Gründe auf's Werk selbst. Es wird darnach auf die Einpersönlichkeit Christi eingegangen. Hierüber einige Gedanken. Wie überhaupt der Leib des Menschen separirt vom Menschengeiste, also nicht singulär lebend, vorkomme, so existire auch der Menschengeist Christi nie und nirgends ohne den Logos, und sei in so fern nicht gleich dem Geiste anderer Menschen, er sei Relationsperson, welche Relation an seinem Wesen und seiner Wesensoffenbarung nichts ändern könne. Wie im Menschen die hegemonische Substanz der Geist sei, ohne deßhalb die Wesenheit der ihm verbundenen Physis zu beeinträchtigen, so sei in Christo der Logos die hegemonische Substanz, ohne die menschliche Natur aufzuheben. Nach Anselmus ist in Christo Gott Person und der Mensch Person, und doch sind nicht zwei, sondern eine Person. Wie im Menschen die zwei Wesenheiten eine Wesensgemeinschaft, Vereinigung ohne Vereinerleiung und eine formale Einheit ihrer Bethätigungen geben, deren Exponent »Ich«, die Person, sei, so sei in Christo eine Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur mit einer formalen Einheit ihrer Thätigkeiten, deren Exponent ebenfalls »Ich«, die gottmenschliche Person, sei. — Der Verfasser beruft sich auf das Concil von Chalcedon und eine Erläuterung der betreffenden Stelle durch Petavius. In dieser Partie über die Eine Person sind, wie wir glauben, die Hauptgedanken größtentheils angegeben, aber eine vollständige Durchführung fehlt, oder wurde zu frühe abgebrochen, wir wünschten Mehres. Das ist jedenfalls klar, daß die Vorwürfe Lieber's thöricht und grundlos sind, oder gar mit bedeutendem Gewicht auf ihn zurückfallen.

Wir kommen nun zum dritten Theile der Schrift, den wir den Praktischen nennen können. Der Verfasser nennt das Hauptübel der Zeit beim rechten Namen, gibt dessen Ursprung an und zugleich das große Heilmittel. Die Tendenz der großen Lüge geht dahin: Ein Prinzip mit Ausmärzung aller übrigen zur unbeschränkten Anerkennung zu bringen. So gehen wir offenbar dem absoluten Morde alles Lebens und einem neuen Heidenthum entgegen. Die monistische Philosophie strebt die Begriffsherrschaft zum ausschließlichen Dogma zu erheben. Die beiden Koryphäen dieser Richtung sind Hegel und Herbart. Der Monismus Hegel's verabsolutirte den Staat, und der Regent war regelrecht Oberhaupt dieses von Haus aus theokratischen Reiches. Aber das Hegelthum, das dem Allgemeinen gegenüber dem Besondern eine unumschränkte Gewalt anweiset, kann jenes tonangebende Moment nicht bloß in Einem Repräsentanten, sondern auch in den Massen erblicken, was auch die Hegelianer von der Linken wirklich thaten. Herbart's Atomismus wirft sich auf's Einzelne, und bekümmert sich nicht um das Allgemeine, hält Grund und Prinzip für Unsinn. Die unzähligen einfachen Wesen dieses Monadismus sind entweder Entlassungen einer Urmonas, oder die Urmonas ist in ihnen aufgegangen; es ist dieses Herbartenthum ebenfalls Naturdenken, und beruht am Ende auch auf Monismus; beide Systeme sind Systeme der absoluten Immanenz. Die Folge davon ist, daß die Persönlichkeit des Menschen untergeht, die Religion entweder der Philosophie untergeordnet, oder gänzlich ignorirt wird. Beide Systeme führen die Gesellschaft in den Abgrund, das Herbartenthum aber beschleunigt die Höllenfahrt noch mehr, weil es die ideellen Grundlagen des Lebens: Religion, Wissenschaft und Freiheit als Aberglaube, Ideologie und Schwärmerei durchgreifender verhöhnt. — Auf kirchlichem Gebiete macht sich eine ähnliche Ausschließlichkeit geltend, welcher Gott Alles ist, der Mensch aber nichts, im Grunde wurzelt sie auch auf dem Monismus des Prinzips, kann aber abstrakte Transzendenz genannt werden. Diese Partei perhorreszirt die Philosophie, ihr steht die Religion als übervernünftig hoch über dem menschlichen Denken, und behauptet, die Religion sei nur für den Willen bestimmt. Um den Geist sich gründlich vom Halse zu schaffen, bekennt sie sich zur Theorie, der Geist sei im Grunde doch nichts anders, als die Naturpsyche, und so kommt das Famöse: je wissenloser, desto verdienstlicher, je thatloser, desto göttlicher. — Aber gerade die Religion strebt sich in die Tiefe des Geistes einzupflanzen, und erhält einerseits dadurch ihre große Macht auf die Gemüther. Die Feinde deuten diese Wissensscheu so, als läge in ihr der welthistorische Zweifel am eigenen Fundamente. Gerade jenes eine Pfund, wodurch nach der oft zu lesenden Homilie der Intellectus designirt wird, vergrub der Knecht und es wird noch häufig vergraben. Diese Wissensscheuen sind es nicht, aus denen bei einem Sturm die allzeit rüstigen Kämpfer für die Kirche erwachsen. — Der Verfasser berührt dann die Frage über die Feststellung der kirchlichen Verfassungsverhältnisse, und zeigt, wie nothwendig die Synoden sind, damit die Kirche ihre Aufgabe in der Gegenwart erfüllen könne, will aber, wie es sich von selbst versteht, dieselben nach kirchlichen Normen gehalten wissen. Es ist wahr, will die Kirche ihrer ungeheuren Aufgabe in unserer Zeit gewachsen sein, so muß sie alle ihre Kräfte sammeln und konzentriren, und dafür ist die zeitgemäße Neuerweckung der alten Verfassung die nothwendige Bedingung. Sie soll die losgelassenen und verbündeten Gewalten infernaler Glaubens- und Lieblosigkeit, eine proteusartige, von der gleißenden Tagesphilosophie mächtig begünstigte Heidenthumspropaganda, eine noch nie gesehene Egoismuseruption, sie soll die ungeheuren Bestrebungen der Negation negiren und zwar dadurch, daß sie sich auf's kräftigste affirmirt. Also muß man sich zusammenthun, die Synoden bringen kirchliches Leben, Schwung und Liebe, Bischof und Klerus muß eng verbunden sein, man muß überall anfangen zu merken, daß der Bischof auch etwas gelte und wahrhaft im Kirchlichen eine Macht sei. Indirekte kann die Kirche durch ihre Selbstständigkeit dem verhängnißvollen Systeme der ausschließlichen Staatsomnipotenz entgegenwirken. Dieses System ist eigentlich Monismus, und wurzelt im Heidenthum. Treffend sagt Graf Leo Thun im J. 1848: »Die Omnipotenz der Staatsgewalt ist das gemeinsame Gebrechen; wie können Gesetze entscheiden in Fragen der Religion, der Wissenschaft, des geistigen Aufschwungs? Oder wie kann durch eine Zwangsgewalt der Eifer, die Selbstaufopferung erzeugt, oder die Richtung verbürgt werden, welche das Wahre und Gute fordern? Jeder Eingriff der Staatsgewalt auf ein Gebiet, das nicht das Ihrige ist, hat von jeher schmerzliche Uebel erzeugt.« — Zur Durchführung so wichtiger und schwieriger Verhältnisse reichen die Ableger aus der Scholastik nicht aus, noch auch die Ignorirung der geistigen Bestrebungen der Gegenwart. Gegen die ausschließliche Herrschaft des Begriffs in Wissenschaft und Leben muß es eine Anschauung geben, und sie ist nicht weit von uns. Von oben herab ist es das Christenthum, und von unten herauf entspricht dieser frohen Botschaft ein freudiger Wiederhall im Innern des menschlichen Bewußtseins. Was schon die Patristik anstrebte und die Scholastik durchzuführen versuchte, den Einklang des Christenthums mit dem Bewußtsein des Menschen nachzuweisen, das fordert dringend die Gegenwart. Der spekulative Dualismus geht mit dem Christenthum als Thatsache und dem menschlichen Bewußtsein Hand in Hand; er hat es verstanden, die Transzendenz des dreieinigen Gottes festzuhalten, und das wichtige Verhältniß zwischen Gott und Welt recht anzusetzen. Eines seiner Hauptverdienste ist, den Geist in seiner qualitativen Verschiedenheit nach oben und unten wieder herzustellen. Mögen geistnegirende Naturalisten und geistleere Pietisten nach Belieben poltern, gerade die Lehre vom menschlichen Geiste als einer eigenen Substanz ist das Wichtigste für unsere Zeit, und gerade dadurch hat der Dualismus jenen Vorzug vor allen Systemen der Neuzeit gewonnen, daß er zur entsprechenden moralischen That auffordert, und in dieser Hinsicht muß man der Günther'schen Spekulation die seltene Ehre nachsagen, daß sie wirklich ihre Anhänger zu den eifrigsten und überzeugungsvollsten Christen mache. Eine katholische Spekulation, die den Lügen der Zeit so gründlich zu Leibe geht, und die schaudervolle Begriffsverwirrung so scharf wegschneidet, und zum Bekenntnisse der Christuslehre in Wort und That führt, ist ein welthistorisches Moment in der Entwicklung unserer Zeit. Deßhalb auch diesem geistvollen Kämpen, dem Verfasser unserer Schrift, alle Ehre! Die Wirkung des Buches wird nicht fehlen, bereits hören wir, daß alle, die das Werklein gelesen, ernstlich davon ergriffen wurden; wir begleiten also den Verfasser auf der betretenen Bahn mit allen unsern Segenswünschen, sein Verdienst ist groß, denn er hat seiner Zeit einen großen Dienst erwiesen.

Heinrich Rustiges Gedichte. Frankfurt bei Sauerländer.

W. Im letztvergangenen Jahre hat die Lyrik sich nicht erwehren können, der Politik zu fröhnen, und Poesien, frei von aller Parteisucht, waren Raritäten. Nicht mit Unrecht gehören daher die lyrischen Gedichte des Heinrich Rustige zu den anziehendsten Erscheinungen ihrer Zeit. Rustige, als Genremaler Deutschlands auf das vortheilhafteste bekannt, wagte es durch die Herausgabe seiner lyrischen Erzeugnisse vor das Tribunal der literarischen Oeffentlichkeit zu treten. Es dürfte wohl Niemand bezweifeln, daß dem Verfasser ein eigenthümlicher Muth vonnöthen war, um, nachdem er auf einer Bahn rühmlich gegangen, von derselben abzulenken, und eine ganz fremde einzuschlagen. Die neue betretend muß er an-

Digitized by Google

herwärts errungene Lorbeeren ablegen, von vorn Hand ans Werk legen, arbeiten und ringen. Ein allgemeines Gebrechen ist es aber, daß sich Leute in diesfälligen Versuchen hinter den Dilettantismus verkriechen, und so eine Ausflucht gewinnen, die sie im Falle des Mißlingens deckt. Belauscht den Poeten bei musikalischen Kompositionen, den Maler bei Poesien, so ist ihm der Dilletantismus ein **Deus ex machina**. „Es ist bloßes Spiel der Phantasie, harmloser Versuch," wird er sagen. Solche Defensive ist feig, ja sogar unehrlich. Wer es wagt mit einem Erzeugnisse vor die Welt zu treten, darf den Dilettantismus nie zum Deckmantel der Gehaltlosigkeit mißbrauchen. Solchen an den Tag zu legen hat er genug Gelegenheit in kleineren, geselligen Zirkeln unter Freunden und Bekannten. Bei H. Rustige ist es nicht der Fall. Die poetischen Erzeugnisse dieses vortrefflichen Genremalers weisen auf tiefe und selbstständige Weltanschauung, die seinen Schöpfungen in Wort und Farbe Leben leihet. Poesie und Malerei weiß Rustige mit wahrem Künstlersinn zu einen. Er selbst spricht sich dahin aus:

Alles geb' ich, ob's gelungen,
Ob's in Farben mir gestrahlt,
Was ich malend hab' gesungen,
Was ich singend hab' gemalt.

In Rustiges Gedichten ist das Anschauliche und Plastische nicht selten hervorstechend. Doch versteht er es manche Empfindungen mehr in den Vordergrund treten zu lassen, als es ihm der Pinsel gestattet. Diese Poesien geben uns Mittel und schöne Gelegenheit, die Gränze der Kunst zu ziehen, und mahnen vielseitig an Lessing's Laokoon, den Rustige wohl zu deuten wußte.

Was Rustige's Gedichten so vielen Vorzug vor gleichzeitlerischen Erscheinungen leiht, ist die einheitliche Stimmung der Gedanken, besonders in reinlyrischen Erzeugnissen, die aller störenden Ausstaffierungen durch erkünstelte Wendungen, Beiwörter u. a. baar ist. In seinen „Liebesliedern" ist der sanfte, elegische Ton vorherrschend und die „Bilder aus Ungarn" thun durch Frische der Empfindung und Anschauung dem fühlenden und denkenden Leser sehr wohl. Schließlich dürfte nicht unwillkommen sein die Anführung einer Probe aus Rustige's Poesien. Es wird ein glänzender Beleg sein, wie ungezwungen die Behandlung der Form und wie natürlich die Auffassung des Verfassers. Es ist eines seiner „Soldatenlieder," welches die Schilderung einer Wachstube zum Gegenstande hat.

Das Licht ist tief herabgebrannt,
Der Morgen will nicht kommen;
Vom eisigen Froste blitzt die Wand
Im Ofen ist's verglommen.

Die Kammer ist gefüllt mit Rauch
Vom Tabak der Genossen, —
Wie beißt's und brennt's im wachen Aug',
Das lieber sich geschlossen.

Die Bursche hat es übermannt
Vom regen Tagsgefühle; —
Noch schmutz'ge Karten in der Hand
Nickt schlafend ein Gespiele.

Dort drüben las ein Andrer gar
Im heil'gen Katechismus,
Nun schnarcht der Gute wunderbar,
Thut das der Pietismus?

Die Andern schlafen fest und gut
Auf harter Lagerstätte, —
Wer weiß, ob mancher Fürst so ruht
Im seidnen Daunenbette.

Nur einer noch von Allen wacht,
An's Fensterlein gelehnet,
Er blicket in die helle Nacht, —
Mir scheint sein Auge thränet.

Als er zu uns gekommen, war
Der Lenz auf seinen Wangen,
Und jetzt seit diesem halben Jahr
Ist alles Roth vergangen.

Ob er nach lieber Heimat will,
Nach fernem Lieb sich sehnet? —
Ich weiß es nicht, doch — stille, still!
Wie leiser Schritt es tönet . . . .

Die Ronde ist's: — sie schleicht so sacht,
Als ob sie tückisch wäre, —
Ihr Schläfer, holla! aufgewacht!
Marsch unter die Gewehre.

Korrespondenz.

Czernowitz, 24. Mai.

W. Wir haben kein Theater mehr. Ob daran die Gehaltlosigkeit der wandernden Truppe, oder das Publikum Schuld sei, können wir ihnen mit Bestimmtheit nicht angeben, kurzum, der Herr Fr . . . . suchte auf der Flucht sein Heil, den an einer Exauctoration seitens namhafter Gläubiger zweifelte er. Eine Nestroische Posse war mit Beifall über die Bretter gegangen, und für den nächsten Abend: „die Flucht um Mitternacht" angekündiget. Herr Fr . . . . bewährte sich auch als Mann von Wort, denn um die bestimmte Zeit war er sammt und sonders mit Stiefel und Sporn davon. Kein Galopin hätte ihn erreicht, so meisterlich gelang der Gesellschaft die Ausführung „der Flucht um Mitternacht." An Vergnügungen jedoch fehlt es der Stadt nicht. Seit einigen Wochen schon weilt hier Herr Hiesch mit seinem berühmten Bilderpanorama, das in vieler Beziehung trefflich ist. Meisterlich ist die Durchführung der Scene: „Görgey's Waffenstreckung," minder ansprechend, jedoch eine Kriegsparthie aus dem Jahre 1848, die Wien zum Schauplatze hat. Die Streitrosse sind hier ein klein wenig unnatürlich, und die Krieger zu sehr Riesen. Im besuchten Volksgarten belustiget Herr Ma . . . mit Feuerwerken. Die völlige Ausführung aber der pomphaften Ankündigungen vereitelt meist unbeständige Witterung. Den genußreichsten Abend verschaffte uns aber am 22. d. M. Madame Karoline Bernhardt Besitzerin der Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft, Lehrerin von Dobler, Winter, Frickel u. A., die auf ihrer Reise nach dem Auslande sich hier aufhält. Das Publikum fand sich hübsch zahlreich ein. Die Leistungen der Madame Bernhardt, welche wahre Kunst beurkunden, verdienen auch in jeder Hinsicht größte Theilnahme. So spricht man. An demselben Abende gab Herr Ch. L. Kellermann sein zweites Konzert. Webers „**Invitation à la Danse**" trug Herr Pollak mit Feuer und Delikatesse vor. Herr Kellermann selbst leistete Erfreuliches in seinen eigenen Compositionen: insbesondere ward ihm rauschender Beifall zu Theil für „**Souvenir de Boukarest**," das er auf vielseitiges Verlangen zu wiederholten Malen mit erfreulicher Gründlichkeit und Gediegenheit vortrug. Sollten uns aber Feuerwerke, Panoramas, Concerte, Zaubereien u. A. den Rücken zuwenden, so pilgeren wir **Jore sacreno** nach dem Horace-Wäldchen, sprechen bei der „Wienerin" ein, und plaudern auf dem Gange zur Räuberhöhle über Herrn Staufe's gehaltvolles „Album." Sie werden lachen, wenn sie erfahren, daß ein vermeintlicher Kunstkenner und Verseschreibler es Wunder nahm, wie doch Herr Staufe, über den er so große Rechnung geführet, den Mißgriff thun und auf das Titelblatt setzen lassen konnte: „Herausgegeben von L. A. Staufe." Nur zwei Gedichtlein, meint er, führen ja Staufes Namen. Doch dürfen wir es diesem Herrn gar nicht übel deuten, er mochte die Heteronimität mit der Synonimität für Zwillinge gehalten haben, umsomehr, da ein ähnliches Malheur einem Herrn begegnet, der die Feder seit langen Jahren mit einem gewissen Renommée führt. Daß es im letzten Falle ein bloßes Versehen ist, garantiren wir, im ersten Falle aber scheint es sehr viel Aehnlichkeit zu haben mit Reliquien einer oberflächlichen Carriere.

Ein Büchlein in romanischer Sprache, enthaltend einen Romanzencyklus von Alesandrio, wird in vielen Cirkeln fleißig gelesen, und verdient es auch der Vorzüge und Schönheiten halber, die es aufzuweisen hat, ganz mit Recht.

Schließlich glauben wir verpflichtet zu sein, des Herrn Lichtenstern, Professor der Mnemologie, zu gedenken, der auf seinen Reisen auch unsere Gymnasialanstalt mit zwei Vorträgen bedacht hat. Seine Meisterschaft hat Herr Lichtenstern vor dem zahlreichen Publikum unleugbar an den Tag gelegt. Von hier gedenkt er nach Tarnopol abzureisen. So gerne wir ihn auch noch länger in unserer Stadt sehen und hören möchten, rufen wir zu der Abreise dieses warmen Freundes edler Kunst ein dankbares „**I avibus bonis!**"

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 24. Innsbruck, 12. Juni 1852.

König und Sclave.

Von deines Auges sanftem Stral
Dringt Wärme in mein Herz hinein,
Dann ist es mir mit einem Mal
Als möcht' ich nur dein Sclave sein.

Bewältigt von der Zauberkraft
Blick' bittend ich zu dir hinauf,
Die Seele, die du schlugst in Haft,
Löst sich in stille Demuth auf.

Und winkt gewährend mir dein Blick
Zulächelnd mir so wehmuthreich,
Dann dünket sich im Augenblick
Dein Sclave einem König gleich.

So stets von deiner Huld gebannt,
Die alle Herzen dir gewinnt,
Hab' ich die Wahrheit bald erkannt:
Daß Könige oft Slaven sind.

Dichter der „Parallelen."

Ein Lächeln eine Thräne mehr.

An * * * *

Ein Regentropfen mag ins Meer versinken,
Wer sieht ihn wohl im ew'gen Wogenspiel? —
Am Himmel mag ein gold'ner Stern mehr blinken
Wer ahnt es, daß am Blau ein Stern zuviel? —
Es wird die See nicht mehr nicht minder wogen,
Der Himmel auch erscheint dir heller nicht,
Doch hat die See den Tropfen eingesogen,
Der Himmel auch gewann ein Sternenlicht.

Von jeder Thräne, die dem Aug' entschlüpfte,
Wo blieb von einer Thräne noch die Spur?
Von jedem Lächeln, das so sonnig hüpfte
Auf deinen Wangen, wo blieb eines nur?
Trübt auch die Zähre nicht dein ganzes Leben,
Wie es ein Lächeln auch nicht heiter macht,
Doch deine Thräne mehrt die Eine eben,
Um dieses Lächeln mehr hast du gelacht.

Dichter der „Parallelen."

Am 4. Jahrestag der blutigen Schlacht von St. Lucia.

Wo war ich denn im Schlummer eingewieget
Als dort Radetzky mit dem Heer gestanden,
Als Lorbeerkränze um die Stirn sich wanden,
Und edler Ruhm und Tapferkeit gesieget;

Daß ich nicht sang, den vollen Drang im Busen,
Da ich in Bildern Ihn so oft erblicket,
Von würd'gen Thaten jugendlich entzücket,
Nicht frei mich schwang ins heitre Reich der Musen?

Mein Lied, zu schwach, es wagte nicht zu schallen:
Wo mächtig Klang und Sang dem hohen Retter tönet,
Da hielt ich still Begeist'rung im Gemüthe;

Doch Du empfangest liebend ja von allen,
Du, den der Lorbeer unverwelklich krönet,
Drum weih' ich heute meines Herzens Blüthe.

München 6. Mai 1852. Mina Adam.

Sokrates nach Xenophons Memorabilien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Geben wir noch das Gerippe von ein Paar andern Gesprächen, um die Unterrichtsmanier des Sokrates besser kennen zu lernen.

Eltern und Freunde hatten vergebens versucht, den einbilderischen jungen Glauco von Staatsgeschäften abwendig zu machen. Wie sucht dieß Sokrates zu bewirken?

Sokr. Du denkst Staatsbeamter zu werden. Gl. Ja wohl. Sokr. Sehr schön — beim Jupiter. Als solcher kannst du erhalten, was du selbst willst, den Freunden nützen, dein väterliches Haus emporbringen, dem Vaterland Vortheil verschaffen, berühmt werden in der Stadt, in Griechenland wie Themistokles, selbst unter den Barbaren, wohin du kommst, wird man dich bewundern. . . . Du wirst aber wohl um Ehre zu erhalten, dem Staate nützlich sein müssen. Gl. Freilich. Sokr. Bei den Göttern, so sag mir denn, wie du's anfangen willst, dem Staate nützlich zu sein. Gl. verlegen — Sokr. Wer dem Hause seines Freundes nützen will, sucht es reicher zu machen; so wirst wohl auch du den Staat reicher machen wollen. Gl. Allerdings. Sokr. Reicher wird er durch größere Einkünfte. Sag mir nun,

Digitized by Google

woher hat der Staat seine Einkünfte, und wie groß sind sie? Dieß hast du doch schon bedacht, damit du die etwa noch unvollständig benützten vermehrest, und die unbenützten neu eröffnest. Gl. Beim Jupiter, das hab ich noch nicht bedacht. Sokr. So sag uns die Ausgaben; denn die überflüssigen wirst du wohl abstellen. Gl. Beim Jupiter, dieß zu bedenken hab ich noch nicht Zeit gehabt. Sokr. So müssen wir dieß also lassen. Gl. Aber auch von Feinden kann der Staat reicher werden. Sokr. Beim Jupiter, freilich, wenn man ihnen überlegen ist, sonst würde man auch das Seinige Preis geben. Gl. Richtig. Sokr. Beim Rath über Krieg muß man also seine und des Feindes Macht kennen. — Nun so sag mir zuerst die Stärke unserer Land- und Seemacht; dann jene der Feinde. Gl. Dieß kann man nicht so auswendig hersagen. Sokr. Nun so brings geschrieben, denn ich möchte dieß sehr gerne wissen. Gl. Auch geschrieben hab ichs nirgends. Sokr. Also müssen wir auch über Krieg zu rathen lassen. Als Anfänger in der Staatskunst hast du dieß noch nicht untersucht. Aber über Gränzwachen hast du, wie ich weiß, nachgedacht, und weißst, welche nöthig, welche überflüssig sind, welche Festungen sein und nicht sein sollten. Du wirst also rathen, die nöthigen zu vermehren, die andern eingehen zu lassen. Gl. Ich ließ alle eingehen; denn sie sind so, daß man das Land doch berauben kann. Sokr. Wird hernach nicht rauben können, wer will? Dann, hast du dieß selbst untersucht, oder woher weißst du, daß sie schlecht sind? Gl. Das vermuthe ich. Sokr. Sohin werden wir auch darüber rathen, wenn wir nicht bloß vermuthen, sondern es wissen. Gl. Wird wohl besser sein. Sokr. In die Geldminen bist du, wie ich weiß, noch nicht gekommen, um zu wissen, warum sie jetzt weniger als früher tragen. Gl. Nein. Sokr. Man sagt auch, die Gegend sei ungesund, ein Grund, mit dem du dich beim Rath hierüber entschuldigen kannst. Gl. Du scherzest. Sokr. Aber darum hast du dich schon bekümmert, wie lang das einheimische Korn für den Staat zureiche, und wie viel er gewöhnlich brauche, — um darüber rathen zu können. Gl. O das ist eine schwere Sache. Sokr. Aber es könnte doch Jemand nicht einmal sein Haus vorwärts bringen, wenn er nicht weiß, was er braucht, und für alles dieß sorgt. Da nun der Staat aus so vielen tausend Häusern besteht, und für sie so viel zu sorgen schwer ist, warum suchst du nicht zuerst ein Haus — das deines Oheims vorwärts zu bringen, das dieß nöthig hat? Ist dieß geschehen, dann wirst du für mehrere sorgen können; Kannst du dem Einen nicht helfen, wie mehreren? Wer ein Talent nicht tragen kann, wie soll der sich an Mehrere wagen? Gl. Aber mein Oheim folgt mir nicht. Sokr. Wenn du den Oheim nicht zur Folgsamkeit bereden kannst, wie alle Athener, den Oheim eingeschlossen? Gib Acht, mein Glauco, daß du nicht nach Ruhm trachtend gerade zum Gegentheil kommst. Siehst du nicht, wie gefährlich es ist, zu reden und zu thun, was man nicht weiß? Schau nur, ob die, welche es so machten, Ruhm oder Verachtung erndteten. Schau ferner auf die, welche Kenntniß haben, und du wirst, wie ich wenigstens glaube, finden, daß die Verständigsten auch die Geehrtesten, die Unverständigsten auch die Verachtetsten sind. Willst du also im Staate geehrt und bewundert werden, so bestrebe dich, das sehr gut zu kennen, was du thun willst. Verschmähst du dieß, so sollt es mich nicht wundern, wenn du nicht erlangst, was du wünschest. — Wie zweckmäßig hier Alles zusammenhange, springt wohl von selbst in die Augen.

Den Philosophen im Gespräche mit einer öffentlichen Hure zu sehen, ist an sich interessant. Das Gespräch liefert aber auch einen Beleg seiner schalkhaftesten Laune, und der Ueberlegenheit des Geistes, obschon es sonst wenig Belehrendes hat. — Jemand lobte die Hure Theodota als Weib unbeschreiblicher Schönheit. Sokr. Was sich nicht beschreiben läßt, müssen wir durch sehen lernen. — Der Andere. Da wird wohl Niemand zurückbleiben wollen. — Sie fanden sie, wie sie einem Porträtmaler alle ihre Schönheiten zeigte. Da der Maler still hielt, sprach Sokrates: Sind wir der Theodota mehr Dank schuldig, oder sie uns? Dieß wird davon abhangen, ob ihr Anschauen uns oder ihr nützlicher war. — Sie hat dadurch unser Lob gewonnen, und wird, da wird überall von ihr erzählen, noch größer gewinnen. Wir aber wünschen zu genießen, was wir sahen, gehen vor Sehnsucht brennend weg, und werden in der Entfernung noch mehr Sehnsucht bekommen; so werden wir ihre Diener, sie die Bediente. Theod. Beim Jupiter, so muß ich mich für euer Anschauen bedanken. Sokr. Ihre, ihrer Mutter, ihrer Mägde, ihre Wohnung ꝛc. Pracht bewundernd — Ei sag mir doch Theodota, hast du Felder? — Haus — Handwerker? Theod. Nein. Sokr. Woher also so viele Sachen? Theod. Wird mir Jemand Freund, und will mir Gutes thun, so ist dieß mein Erwerb. Sokr. Beim Jupiter, ein herrliches Besitzthum — besser als eine Heerde Schafe, Ochsen, Ziegen ist eine Heerde Freunde. Ueberläßst du's gerade dem Geschicke, ob dir Jemand als Freund, wie Fliege zukommt, oder brauchst du Künste? Theod. Wie sollte ich dazu Künste finden? Sokr. Leichter als die Spinne, die genießt, was in ihr Netz kommt, das sie ausspinnt. Theod. Also sollte ich auch ein Netz ausspinnen? Sokr. Freunde fangen sollte man nicht für eine so kunstlose Sache halten. Siehst du nicht, was schon Hasenjäger für Künste gebrauchen — bei der Nacht Nachthunde, bei Tag Spürhunde, im Freien Schnelläufer, und wenn sie da entrinnen, Netze. Theod. Mit was soll denn also ich Freunde fangen? Sokr. Wenn Jemand die Liebhaber von Schönheit und Reiche aufspürt, und in dein Netz treibt. Theod. Ja was habe ich denn für ein Netz? Sokr. Ein recht verflochtenes, den Körper, und in demselben eine Seele, die es versteht, durch den Anblick zu gefallen, durch Rede Freude zu erregen, den Anhänglichen gern aufzunehmen, den Schnöden zurückzustoßen, den kranken Freund sorgsam anzusehen; wenn er Gutes thut, sich mit ihm sehr zu freuen, und den für dich Besorgten mit ganzer Seele zu gefallen. Denn lieben, das weiß ich, verstehst du, nicht nur weichlich, sondern auch wohlwollend. Theod. Beim Jupiter, von dem Allen thue ich gar nicht. Sokr. Es ist doch ein großer Unterschied, ob Jemand natürlich und durch die rechte Art angezogen werde. Mit Gewalt wirst du doch einen Freund weder fangen noch behalten, durch Wohlwollen und Vergnügen muß man dieß Thier

Digitized by Google

fangen und behalten. Th. Da hast du recht. Sokr. Nun so mußt du also von jenen, die sich an dich wenden, nur fordern, was sie leicht thun können, dann dich selbst ihnen auf die nämliche Art gefällig machen; so werden sie am ehesten Freunde werden, am längsten es bleiben, am meisten dir Gutes thun. Gefällig sein wirst du ihnen aber am meisten, wenn du sie mit dem Deinigen, wenn sie dessen bedürfen, beschenkst; du siehst ja, daß die angenehmsten Leckerbissen vor dem Appetit gebraucht, unschmackhaft sind, den Gesättigten wohl gar erbrechen machen; im Gegentheil aber selbst das Schlechtere sehr angenehm ist. Theod. Wie kann ich denn aber Hunger nach dem erregen, was ich habe? Sokr. Beim Jupiter, wenn du es Gesättigten weder darbietest, noch sie daran erinnerst, bis die Sättigung aufgehört hat, und sie wieder Bedürfniß fühlen. Dann, wenn du die Bedürftigen durch das bescheidene Betragen daran erinnerst, und den, welchen du gefallen zu wollen scheinst, doch wieder entwischt, bis er höchst begierig ist. Geschenke, ohne Verlangen gegeben sind ganz anderst, als solche. Theod. Möchtest du nicht, o Sokrates, mir zu Freuden mithelfen? Sokr. Beim Jupiter ja, wenn du mich dazu beredest. Theod. Wie soll ich dich bereden? Sokr. Das wirst du selbst finden, und anwenden, wenn du meiner bedarfst. Theod. So komm also öfter. Sokr. (ihres Unverstandes satt) Ich habe nicht so leicht Zeit, Privat- und öffentliche Geschäfte nehmen sie mir. Auch hab ich Freundinnen, die mich Tag und Nacht nicht von sich lassen, und Liebestränke und Liebeslieder von mir lernen. Theod. So weißst du auch diese. Sokr. Ja warum meinst du denn, daß dieser Appollodorus und Antisthenes nie von mir gehen. Kebes und Simias von Theben zu mir kommen? Ohne viele Liebestränke und Liebeslieder und Zauberkünste geschieht so etwas nicht. Theod. Leih auch mir diese Zauberkünste, damit ich sie zuerst gegen dich hervorziehe? Sokr. Beim Jupiter, ich will nicht zu dir hingezogen werden, sondern du sollst zu mir kommen. Theod. Nun das werde ich thun. Nimm mich nur auf. Sokr. Ja, wenn nicht Jemand bei mir ist, der mir lieber ist. III. 11. — Ist auch der Zweck des Gespräches zu zeigen, daß Sokrates Menschen aller Art in ihren Geschäften nützlich zu sein suchte. IV. 1, 1; so erhellt doch auch hier dessen überwiegender Geist und seine Schalkheit. Wer hat je eine schöne Hure bekennen machen, sie müsse für den Besuch ꝛc. — ohne dafür etwas erhalten zu haben, danken — sie würdige sich zu einer feilen Sache, gleich Geld, Vieh ꝛc. herab? sie wisse gar nichts von edlerer Freundschaft? — Wer hat einer solchen je gesagt, sie sei gleich einer Spinne, die Fliegen fängt, einem Jäger, der Hasen verfolgt? — und fühlen gemacht, sie verstehe überdieß ihre Kunst nicht,? ἀπραγμοσύνην, ja zur Lächerlichkeit gebracht? III. 9, 16. und sie doch mit ihrem Ansuchen verlassen, ihn besuchen zu dürfen? Ihre Dummheit mußte bei den Begleitern des Sokrates so ziemlich den bösen Eindruck ihrer Schönheit verwischen.

Wenden wir uns noch zu einen edleren Gegenstand IV. 2. Sokrates bemerkt einen jungen aufgeblasenen Menschen, Euthydemus, der bei seiner eingebildeten Büchergelehrsamkeit keine Lehren haben will. Wie bringt ihn Sokrates zum Gefühle seines Unverstandes, und macht ihn zu seinen Schüler? Euthydemus pflegte zu einen Riemer am Marktplatze zu gehen; Sokrates ging auch mit einigen seiner Anhänger dahin. Einer warf die Frage auf, ob Themistokles durch Umgang mit Weisen, oder nur durch sein Talent so groß wurde. Sokrates erwiederte, es sei Einfalt zu glauben, kleine Künste lerne man nicht ohne Lehrer, die größte aber, an der Spitze des Staates zu stehen, lerne man von selbst. — Ein andersmal sah er ihn geflissentlich den Umgang Anderer, — ja selbst den Schein vermeiden, als bewundere er die Weisheit des Sokrates. Da bemerkte dieser: dieser Euthydemus wird einst — wie man aus seiner Beschäftigung sieht, dem Staate seinen Rath nicht entziehen. Dadurch, daß er von Niemanden etwas lernen will, scheint er sich zu seiner Rede einen schönen Eingang zu machen. Er wird so beginnen: Ihr Männer von Athen, ich habe von Niemanden etwas gelernt, und wenn ich hörte, Jemand sei geschickt in Wort und That, suchte ich ihn nicht nur nicht auf, sondern mied ihn — ja selbst den Schein, als wollte ich von ihm etwas lernen. Was mir aber von mir selbst einfiel, das will ich euch rathen. Ein Eingang, der jenem eines Arztes gleiche, welcher sagte, ihr Männer von Athen! ich lernte von Niemanden Heilkunde, vermied sorgfältig von Aerzten zu lernen, ja selbst den Schein davon. Verleiht mir nun die Stelle eines Arztes, denn ich will versuchen, an euch zu lernen. Alles lachte. Euthydemus aber merkte jetzt doch auf das, was Sokrates sagte, sprach aber nicht, indem er sich dadurch den Schein der Weisheit geben wollte. — Auch davon wollte ihn Sokrates abbringen und sagte: sonderbar, wer Meister im Zitherschlagen, Flötenspielen, Reiten werden will, bemüht sich so sehr, diese Künste bei den Meistern in denselben zu lernen; von denen aber, die in Rede und That sich auszeichnen wollen, glauben Einige, dieß ohne Bemühung, ohne Umgang ꝛc. erreichen zu können, da dieß doch weit mehr kostet. Durch solche Diskurse machte er ihn bereitwilliger zu hören. Nun kam Sokrates allein zum Riemer, und da nun Euthydamus sich zu ihm setzte, erfolgte dieß Gespräch:

Sokr. Wie ich höre, hast du sehr viele Kenntnisse der weisesten Männer gesammelt. Euth. Beim Jupiter ja, — und sammle noch immer, soviel ich kann. Sokr. Bei der Juno, ich schätze dich, der du nicht Silber und Gold als Schätze suchst, sondern Weisheit in der Meinung, nur diese mache die Menschen durch Tugend reich. — Euthydemus freute sich im Wahne, Sokrates billige seinen Weg zur Weisheit. Sokr. Was beabsichtigst du aber durch deine Wissenschaften zu werden? Euth. Verlegen. — Sokr. Ein Arzt? Diese haben viele Kenntnisse nöthig. Euth. Beim Jupiter, nein. Sokr. Ein Baumeister? — ein Geometer wie Theodonis? — ein Astronom? — ein Rhapsodist, da du auch den Homer haben sollst? — Euth. Diese sind Wortklauber und sonst Einfaltspinsel. Sokr. Willst du dir das Vermögen verschaffen, wodurch man Politiker, Oekonom, tauglich zur Regierung, und so sich und andern nützlich wird? — Euth. Dieß möchte ich, o Sokrates. Sokr. Das ist freilich die schönste Tugend und größte Kunst — sie ist und heißt königlich. Aber hast du schon überlegt, ob auch ein ungerechter Mann hiezu tauglich sei. Euth. Gar sehr, ohne Gerechtigkeit kann man kein guter Politiker werden. Sokr. Hast

Digitized by Google

du auch schon gearbeitet so zu werden? Euth. Ich glaube nicht weniger gerecht zu sein, als je ein Anderer. Sokr. Gerechte können angeben, was Gerechte thun, wie Künstler ihre Werke. Euth. Sollte ich das nicht angeben können? Sokr. Und ich kann beim Jupiter angeben, was Ungerechte thun; denn dieß kann man alle Tage hören und sehen. Wollen wir nun hier G. dort U. schreiben, und zu erstem hinsetzen, was die Gerechten, zum letzten was die Ungerechten thun? Euth. Wie du willst. Sokr. Lügen — wohin setzen wirs? Euth. Zu U. Sokr. Also auch betrügen? Euth. Ebenfalls. Sokr. Schaden zufügen? Euth. Auch. Sokr. Zu Sclaven machen? Euth. Ebenso. Sokr. Zu G. setzen wir also von allen dem nichts. Euth. Das wäre weit gefehlt. Sokr. Wie aber, wenn ein Feldherr eine ungerecht feindliche Stadt zur Sclaverei zwingt, wäre das ungerecht? Euth. Wohl nicht. Sokr. Er thut also recht? Euth. Entschieden. Sokr. Feinde betrügen, berauben? Euth. Auch recht; aber ich glaubte, du fragtest nur in Bezug auf Freunde. Sokr. Was wir also zu U. setzten, müssen wir auch zu G. setzen. Euth. So scheint es. Sokr. Du meinst also, wir sollten festsetzen: so handeln sei gegen Feinde gerecht, gegen Freunde müsse man aufrichtig sein. Euth. Ja. Sokr. Wer nun als Feldherr seine muthlosen Soldaten durch falsche Ankündigung ankommender Hülfe muthvoll macht — wohin werden wir diese Lüge setzen? Euth. Ich glaube zu G. Sokr. Wenn ein Vater seinen jede Arznei verschmähenden Sohn unter dem Vorwande von Speise Arznei gibt, und ihn gesund macht, wohin werden wir diese Lüge setzen? Euth. Mir scheint auch zu G. Sokr. Wenn einer seinen mißmuthigen Freund, der sich entleiben will, das Schwert 2c. mit Gewalt und List entreißt, wohin setzen wir dieß? Euth. Zu G. Sokr. Muß man also, wie du sagst, gegen Freunde nur aufrichtig sein? Euth. Beim Jupiter, nein. Ich versetze das Gesagte, wenn ich darf. Sokr. Das muß dir vielmehr erlaubt sein, als am unrechten Platze setzen. Aber — um auch dieß nicht zu übergeben, wenn man Freunde zum Schaden betrügt, wer ist ungerechter, der dieß freiwillig oder nicht freiwillig thut. Euth. Ich traue meinen Antworten nicht mehr recht, da ich früher meine Meinung ändern mußte; doch scheint mir der freiwillige Betrüger ungerechter. Sokr. Scheint es dir mit der Kenntniß der Gerechtigkeit die nämliche Beschaffenheit zu haben, wie mit der Kenntniß der Sprachlehre? Euth. Mir scheints. Sokr. Wen hältst du für den gelehrtesten Sprachlehrer, der freiwillig oder unfreiwillig falsch liest und schreibt? Euth. Der freiwillig dieß thut; denn der könnte, wenn er wollte, es auch recht machen. Sokr. Wer kennt nun die Gerechtigkeit besser, der freiwillig oder unfreiwillig betrügt? Euth. Offenbar, wer es freiwillig thut. Sokr. Du meinst also ein Sprachlehrer, der die Grammatik versteht, sei besser als einer, der sie nicht versteht. Sohin auch gerechter der, der die Gerechtigkeit besser versteht, als der andere? Euth. So scheint mir. Ich weiß aber doch nicht recht, wie ich sagen soll. Sokr. Wie aber, wenn Einer die Wahrheit sagen will, aber über die nämliche Sache bald so bald anders spricht — den nämlichen Weg jetzt gegen Morgen, dann gegen Abend bezeichnet, in der nämlichen Rechnung bald mehr bald weniger herausbringt, was scheint dir von einem solchen? Euth. Daß er das, was er zu wissen meint, offenbar nicht weiß. Sokr. Kennst du Sclaven. Euth. Ja. Sokr. Sind sie dieß wegen ihrer Weisheit oder Unwissenheit? Euth. Wegen Unwissenheit. Sokr. Im Schmieden? — Zimmern? — Schustern? — Euth. Dieß verstehen sie in der Regel besser als andere. Sokr. Also wegen Unkenntniß des Schönen, Guten und Gerechten? Euth. So scheint es. Sokr. Sclave zu werden müssen wir doch mit Eifer vermeiden. Euth. Aber bei den Göttern, o Sokrates, ich meinte schon die Philosophie inne zu haben, durch welche man vorzüglich lernt, was ein nach Edelsinn strebender Mann wissen soll. Wie muthlos muß ich jetzt sein, da ich nicht einmal über Sachen antworten kann, über die man doch vorzüglich Kenntniß haben soll und keinen andern Weg sehe, besser zu werden. Sokr. Warst du schon einmal zu Delphi? Euth. Zweimal. Sokr. Lasst du die Aufschrift am Tempel: Kenne dich selbst? Euth. Ja. Sokr. Gingst du darüber hinaus, oder begannst du zu erforschen, wer du seiest? Euth. Nein, wenn ich mich selbst nicht kennen sollte, kennete ich wohl gar nichts. (Nachdem ihm Sokrates gezeigt hat, was es heiße, sich selbst kennen, und wie wichtig dessen Kenntniß sei —). Euth. Ich möchte aber doch wissen, wie mans anfangen soll, sich selbst zu kennen. Sokr. Was gut und bös ist, weißt du doch. Euth. Wüßte ich dieß nicht, so wäre ich wohl schlechter als ein Sclave. Sokr. So sag mirs doch auch. Euth. Erstens ist gesund sein gut, krank sein bös, eben dieß gilt von den Ursachen beider. Sokr. Sohin wird auch Gesundheit und Krankheit gut oder böse sein, je nachdem sie Ursachen von diesem oder jenem sind. Euth. Wie kann Gesundheit Ursache vom Bösen, Krankheit Ursache vom Guten sein? Sokr. Beim Jupiter, wenn in einem schlechten Heere, bei einer unglücklichen See-Expedetion u. dgl. die starken Theilnehmer zu Grunde gehen, die schwächlichen Nichttheilnehmer ohne Schaden bleiben. Euth. Da hast du recht. Sokr. Aber auch Gutes erhält man durch Kraft, und Schlechtes durch Schwäche, sohin sind beide weder gut noch schlecht. Euth. So angesehen scheint es; aber Gelehrsamkeit ist doch gewiß ein Gut; denn wie sollte ein Gelehrter nicht Alles besser machen, als der Ungelehrte? Sokr. Hast du nichts von Dödalus gehört, der wegen seiner Weisheit von Minos gefangen, zum Sclavendienst gezwungen, Vaterland und Freiheit verlor, und als er mit seinem Sohne weglaufen wollte, des letztern beraubt, selbst ohne sich retten zu können, unter Barbaren wieder Sclave werden mußte? Die Leiden des Polymedes kennst du, die alle besingen, weil er wegen seiner Weisheit beneidet durch Ulysses zu Grunde ging. Wie viele werden nicht wegen ihrer Weisheit von Königen geraubt Sclaven? — Euth. Nun so ist doch Glückseligkeit unzweideutig ein Gut. Sokr. Wenn man sie nicht aus zweideutigen Gütern zusammensetzt. Euth. Was soll denn bei der Glückseligkeit zweideutig sein? Sokr. Nichts, wenn wir nicht Schönheit, Reichthum, Kraft, Ruhm damit verbinden. Euth. Wie soll aber Jemand ohne diese glückselig sein? Sokr. Beim Jupiter, so werden wir mit der Glückseligkeit Manches verbinden, was dem Menschen viel Böses bringt. Viele gingen ja wegen ihrer Schönheit zu Grund durch vom Schö-

Digitized by Google

nen Verrückten. Viele Starke wagten sich an große Dinge, und geriethen in nicht kleine Uebel. Viele gingen wegen Reichthum verweichlicht oder überlistet zu Grund, und Viele haben wegen Ruhmes und politischer Macht große Uebel erduldet. Euth. Ja wenn ich die Glückseligkeit preisend nicht recht habe, weiß ich wirklich nicht, um was ich die Götter bitten soll. Sokr. Diese Dinge hast du nur aus Vertrauen auf deine Weisheit nicht überdacht; weil du aber Volksherrscher werden willst, so weißst du doch, was Volksherrschaft ist. Euth. Dieß wohl. Sokr. Meinst du, man kann dieß wissen, ohne zu wissen, was Volk ist? Euth. Beim Jupiter, nein. Sokr. Was ist denn also das Volk? Euth. Die Armen aus den Bürgern. Sokr. Und wer arm ist, weißst du. Euth. Wie dieß nicht? Sokr. So weißst du auch, wer reich ist; sag mirs denn. Euth. Wer nicht genug von dem hat, was er braucht, ist arm, wer mehr hat, als er braucht, ist reich. Sokr. Hast du bemerkt, daß Einige, bei sehr kleinem Besitz genug haben, und noch erhausen, Andere bei sehr großem Besitz nicht genug haben? Euth. Beim Jupiter ja, du erinnerst mich ganz recht daran, denn ich weiß von Tirannen, die wegen Dürftigkeit wie Verzweifelte zur Ungerechtigkeit gezwungen wurden. Sokr. Tirannen werden wir also unter die Armen, Arme aber, wenn sie sparsam sind, unter die Reichen setzen. Euth. Meine schlechte Beurtheilungskraft zwingt mich offenbar auch dieß zuzugeben. Das Beste für mich ist aber schweigen; denn ich bin in Gefahr, gar nichts zu wissen. —

Sokrates geht überall von dem aus, was Euthydemus wünscht und zu wissen glaubt, und zwingt ihn zum Bekenntniß, er sei in den Gegenständen, in denen er sich die entschiedenste Kenntniß zutraute — über Gerechtigkeit — Selbstkenntniß — Glückseligkeit — Politik — ein Ignorant — nicht besser als ein Sclave; er zwingt ihn zu diesem Bekenntniß durch die einfachsten Fragen über seine eigenen Behauptungen. — Er verließ, bemerkt Xenophon, den Sokrates muthlos, sich verachtend, und in der Meinung, völlig ein Sclave zu sein. — Viele vermieden auf solche Gespräche den Sokrates, der sie deßwegen für so dummer hielt. Euthydemus aber wurde nun sein anhänglichster Schüler, und wir haben einige der herzlichsten Gespräche des Sokrates mit ihm über Gottesverehrung IV. 3. Selbüberwindung IV. 5. 2c.

Schließen wir diese Bemerkungen mit einer Stelle, in der Marc. Aurel VII. 66. Εἰς ἑαυτόν auch in Hinblick auf Sokrates die strengen Grundsätze seiner Schule hinschrieb: — „Woher wissen wir, daß der erlauchte Sokrates auch in seiner Gesinnung besser war? Denn es genügt nicht, daß er rühmlicher starb und gewandter mit den Sophisten disputirte, und geduldiger unter freiem Himmel übernachtete, und dem Befehl den Salaminier vor Gericht zu stellen entschlossener widerstehen zu müssen glaubte, und auf dem Wege mit prahlenden Geberden einherging (ἐβρενθύετο) — ein Betragen, an dessen Wahrheit man wohl zweifeln möchte: sondern man muß bedenken, wie seine Seele beschaffen war, ob er sich damit begnügen konnte gerecht zu sein bezüglich auf Menschen, geheiligt in Bezug auf die Götter, — über Niemands Bosheit vergeblich unwillig, Niemands Unwissenheit dienend, kein Ereigniß der Welt als etwas Fremdes aufnehmend, oder für unerträglich haltend, noch seinen Geist zur Theilnahme an dem Leiden seines Körperchens hingebend.

Norwegische Elfenmärchen.

Nach dem Norwegischen von Karl Eberseilner.

IV.

Erzählungen einer alten Hexe.

Michael Fuchs war klein und erschossen; das Bier wurde bei seiner Leichenfeier beim Schulzen getrunken, wobei man dann Abends tanzte. In Rücksicht der Tagesarbeiten, die Ruhm und drei Viertheile einer Tonne ernteten, bekamen wir Erlaubniß, Jeder zu den Seinigen um 11 Uhr zu gehen, wozu mir der Schulze Pferde anboth. Es war ein Anboth aller Ehren werth, aber da der Fahrweg doppelt so lang war, zog ich vor, ebenso zu gehen, wie ich gekommen war, nämlich auf den Schlittschuhen. Mit dem todten Fuchs und der Büchse auf dem Nacken und mit einem langen Stocke in der Hand schritt ich vorwärts. Die Schlittschuhfahrt war vorzüglich; es war bei Tage Sonnenschein und durch die Abendkälte der tiefe Schnee gefroren; der Mond stand klar am Himmel und die Sterne funkelten. Was konnte ich mehr verlangen? Es ging im Fluge über die Ebenen, die Hügel hinab, und durch die Haine mit den wie Säulen schlanken Birken, deren Kronen luftige, schimmernde Silberkuppeln bildeten, unter welchen die Uhu saßen und gräuliche Geschichten außen in der stillen Nacht erzählten. Der Hase schrie Hutetutuhu über die Februarkälte und über das garstige Uhugeschwätz; der Fuchs war außen auf verliebte Abenteuer, zankte sich mit seinen Rivalen und stieß ein verhöhnendes Geschrei aus.

Ich mußte etwas vom guten Wege abbiegen, denn ein in einem Pelz eingemummter Mann kam in einem Schlitten mir entgegen. Da er aus der Büchse und der Trophäe, die ich trug, entnehmen konnte, daß ich ein Jäger sei, fing er mit mir ein Gespräch an, und sagte, daß ich mich beeilen solle, zum Flusse hinabzukommen, wenn ich eine Schaar Wölfe treffen wollte; denn als er die Hügel beim Sunde hinaufgekommen war, strich diese dem Eise zu. Mit Dank für die Nachricht eilte ich vorwärts und kam zu einer Landspitze hinvor. Ein Tannengehölz erstreckte sich von hier bis zum Flusse hinab und hinderte die freie Aussicht auf diesen. Die Wölfe sah ich nicht. Ich ließ es indessen dabei bewenden; es ging sausend im Schatten des Tannenwaldes und die Erlenzweige schlugen mir um die Ohren; aber während der pfeilschnellen Fahrt war es nicht möglich, irgend einen Gegenstand zu unterscheiden, und ehe ich eine Ahnung davon hatte, prallte ich mit Gewalt an einem Baumstumpf an, zerbrach mir den einen Schlittschuh und lag kopfüber im Schnee begraben. Als ich mich aufrichten wollte, schmerzte mich der eine Fuß, so daß ich kaum auftreten konnte; ich mußte eine Weile auf den Knien umherkriechen und fand endlich die Büchse wieder unter dem Schnee mit den beiden vollgestopften Läufen. Kaum hatte ich mich in den Hinterhalt am Ufer des Flusses gelegt, als die Wolfsschaar langsam herankam; es waren fünf in Allem. Ich erwartete sie mit der Ungeduld des Jägers; auf vierzig Schritte legte ich die Büchse an und drückte los, erst den einen Lauf — er versagte — dann den anderen; er brannte ab, aber der

Digitized by Google

Schuß ging erst hinaus, als die Wölfe mit Geheul geraden Weges im vollen Gallopp davonrannten, und die Rennkugeln schlugen in die Tannenwipfel auf der anderen Seite des Flusses. Aergerlich erhob ich mich, der Fuß schmerzte noch heftiger und mit der Büchse als Stütze schleppte ich mich zum Flusse hin, um zu sehen, wo ich eigentlich wäre. Zu meiner Freude wirbelte dort eine Rauchsäule empor und ich sah ein Dach zwischen den Tannen auf der andern Seite des Flusses; ich fand mich wieder zurecht: es war Tuppenhaug, ein Platz unter dem Hofe, wo ich war. Mit unsäglicher Mühe kroch ich den jähen über ein paar hundert Schritte langen Hügel hinan, sah aber auch zu meiner Zufriedenheit den Schein eines großen Scheiterhaufens im Schornstein durch das Fenster herüberleuchten. Ich hinkte zur Thüre hin, hob die Klinke auf, und ging hinein, wie ich war, ganz mit Schnee bedeckt.

„In Jesu Christi Namen, wer ist da?“ sagte die alte Berthe erschreckt, und ließ ein geräuchertes Schenkelbein fallen, denn sie saß und schnitt von diesem in einen Grapen.

„Guten Abend, fürchte dich nicht, du kennst mich gut, Berthe?“ sagte ich.

„Ah, es ist der Student, der so spät außen ist; ich war aber ganz in Angst; er ist so weiß vom Schnee und es ist nahe an Mitternacht,“ fuhr die alte Berthe Tuppenhaug fort und erhob sich. Ich erzählte meinen Unfall und bat sie, einen von den Jungen zu wecken und nach dem Hofe um Pferde zu schicken.

„Ja, ist es nicht so, wie ich sage, daß sich der Wolf rächt?“ murmelte sie in sich hinein. „Sie wollten es nicht glauben, als sie nach ihm in Wald und Feld suchten und er das vorige Jahr Petern das Bein brach; jetzt kann er sehen; ja Gott rächt ihn dann!“

„Ei ja,“ sagte sie und ging zum Bette hin in der Ecke, wo die Familie lag und im Chor schnarchte, — sie haben in diesen Tagen Zimmerholz vom Flusse geführt, so daß es jetzt über die Wiesen fahrbar ist. Vesleola, steh auf, du sollst nach Pferden für den Studenten! Vesleola hier!“

„Was?“ sagte Vesleola durch die Nase und kehrte sich der Wand zu nicht ohne Verdruß und Konflikt mit den chaotischen Massen im Bette. Er schlief allzugerne, um sich von so Etwas anfechten zu lassen und es verging eine gute Weile mit dem Reiben der Augen, mit Stöhnen und Gähnen und Fragen, bis er in die Hosen kam und die Jacke anzog, und er begriff, um was es sich eigentlich handle und was er thun solle. Der versprochene Trinkschilling schien ihn indessen willfähriger zu machen und verbannte selbst die Furcht, an der Birke vorüberzugehen, wo sich Ole Askerudsbraaten aufgehenkt hatte.

Während der Verhandlungen zwischen dem blonden Vesleola und der alten Berthe machte ich mich mit dem Inventarium der Stube bekannt, das aus einem Webstuhl, Spinnrocken, Hackstocke, Besen, Kübeln und halbfertigen Axtschäften bestand, und besah mir die Hühner in der Steige hinter der Thüre, die alte Muskete unter dem Dache und die Querbalken, die unter einer Last von dampfenden Strümpfen seufzten und tausend andere Dinge, die nicht der Mühe werth sind, aufgezählt zu werden.

Als der Junge endlich fort war, setzte sich Berthe in die Ecke des Schornsteins. Sie war feiertagsmäßig geputzt, das will sagen, sie war in der Tracht, die unter den alten Leuten in ihrer Heimat in Hadeland gebräuchlich war, woher sie herübergekommen, als sie sich in Rommerige ansiedelte; sie trug ein blaues Wams mit gewebten Bändern besetzt, einen schwarzen faltigen Unterrock, einen Hut mit einem schmalen Streif aus Seide und einer Schleife im Nacken. Stechende, bewegliche Augen in Verbindung mit schiefen Augenhöhlen, hervorstechende Backenknochen, einer breiten Nase und einem gelbbraunen Teint gaben dem Gesichte der Berthe einen fremdartigen, asiatischen, einen fast hexenartigen Ausdruck, und man durfte sich dann darüber nicht wundern, denn sie war die erste unter den Weibern in der weiten Gegend, die sich auf Zauberkünste verstanden.

Ich wunderte mich darüber, daß sie noch nicht zu Bette war, und fragte, ob sie Fremde erwartete, da sie Feierkleider angezogen hatte.

„Nein, das thue ich nicht,“ antwortete sie, aber ich will dem Studenten sagen, daß ich oben in Ullensogn war und ein krankes mattes Weib mit einem Faden nach vorgeschriebenen Regeln abgemessen habe; und dann wurde ich zu einem Kinde geholt, das die englische Krankheit hatte, und über deren Wesen ich nach meiner Methode erst Erkundigungen einziehen mußte; und erst vor kurzem, seit ich heimgekommen, das heißt, sie führten mich nach Hause, wurde ich eure Wirthin.“

„Aber wenn ich es recht bedenke, so kannst du gewiß auch Unheil abwenden, Berthe?“ sagte ich so ernst wie möglich.

„Ah ja,“ ich kann auch Unheil abwenden; so bei Siri Rernigaarden, die ward nicht gesund, bevor ich kam, obschon der Doktor und Mutter Redigaarden an ihrem Fuße kurirten,“ sagte sie mit einem häßlichen Zug um den Mund; „und jeder Student glaubt daran,“ fuhr sie mit einem zweifelhaften Blicke fort, „daß es auch nicht schaden könnte in einem Gläschen Branntwein zu lesen und davon zu nehmen.“

„Lies du über den Branntwein, und komm damit, es wird gewiß gut thun,“ sagte ich, um, wenn es möglich war, in ein oder das andere Geheimniß der Zauberkünste eingeweiht zu werden. Berthe holte eine gebogene blaue Flasche (Lerche) und ein Branntweinglas mit einem Holzfuß aus einem mit Schnörkel verzierten Schrank, schenkte den Aquavit ein, setzte es neben sich im Schornstein, knöpfte die Schneesocken auf und half mir von den Schuhen. Dann begann sie sich zu bekreuzen und in den Branntwein zu flüstern; da sie aber selbst ziemlich taub war, sprach sie nicht so ganz leise, so daß ich ihre ganze Formel vernehmen konnte.

„Ich rettete mir einmal dadurch ein Glied;
Als meinem schwarzen Fohlen Böses widerfuhr,
Da setzte ich Fleisch gegen Fleisch, Blut gegen Blut,
Und so ward mein schwarzes Fohlen gut.“

Dann verlor sich ihre Stimme in ein undeutliches Geflüster. Das Ende vom Lied war ein wiederholtes „Zwei!“ das sie nach allen Weltgegenden aussandte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Tiroler=Biene.

Dr. Adolf Pichler ist zum Mitglied der Gymnasialprüfungs-Kommission und zwar als Examinator aus der deutschen Sprache ernannt worden.

* Professor Pius Zingerle schrieb für das dießjährige Programm des Meraner Gymnasiums einen Aufsatz: Ueber die Zulässigkeit und Behandlung der Geschichte der deutschen Nationalliteratur an Gymnasien. Der erfahrene Schulmann und in ganz Europa rühmlichst bekannte Gelehrte findet die Geschichte der deutschen Nationalliteratur an Gymnasien nicht nur zulässig, sondern sogar sehr nützlich und empfehlenswerth. Wir werden auf diese gediegene Abhandlung, die das Gerede der Gegner dieses Lehrgegenstandes glänzend widerlegt, seiner Zeit zurückkommen.

* Maler Anderlag aus Meran reist nach Amerika, wo er eine Professorsstelle an der polytechnischen Schule zu Williamsburgh erhalten haben soll. Ebenso sind vor drei Wochen auch zwei Söhne des Bildhauers Pendl aus Meran, nach Amerika ihren drei schon früher ausgewanderten Geschwistern nachgereist.

Literatur.

Belletristische Schriften von Franz Kugler. 2 Bände. „Doge und Dogaressa,“ Trauerspiel in fünf Akten. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert. 1852.

„Doge und Dogaressa“ ist Kuglers vorliegendes Drama betitelt, das eine der wohlthuendsten Erscheinungen auf dem heutigen literarischen Markte bildet. Der Stoff der Tragödie ist kein neuer, kein erst heute erfundener, sondern ein schon oft behandelter, historischer und ist zu einer tragischen Dichtung, wie geschaffen.

Der Doge ist kein anderer, als der bekannte Marino Falierl, der berühmteste unter den drei venetianischen Dogen dieses Namens, der Doge, der schon mancher Dichtung den Namen und den Stoff leihen mußte. Marino Falieri hat ja seine Literatur fast ebenso gut als Don Juan oder Faust. Lord Byron (1820, 4. April — 16. Juli) feierte in seinem Trauerspiele (Falieri) Marino und schilderte seinen Charakter treu und historisch; E. T. A. Hofmann verarbeitete denselben Stoff zu einer meisterhaften Novelle: „Doge und Dogaressa“ in seinen Serapionsbrüdern (1819); Delavigne brachte Falieri als Helden eines Trauerspiels 1829 auf die Bühne. An diese schließt sich Kugler als der fünfte, der den Stoff historisch getreu behandelt. Wir wollen, da die Geschichte Falieri's nicht allen Lesern unsers Blattes bekannt sein dürfte, dieselbe in Kürze mittheilen. Marino Falieri, geb. 1278 war schon 1346 Befehlshaber der Truppen der Republik bei der Belagerung von Zara, wo er einen glänzenden Sieg über den König von Ungarn erfocht, dann Gesandter in Rom und Genua. Im Jahre 1354 wurde er zur Dogenwürde erhoben. Gatte eines schönen, jungen, feurigen Weibes, überwachte er mit Eifersucht seine Gattin und sein Verdacht fiel besonders auf einen Patrizier Michel Steno, dessen Aufmerksamkeiten jedoch nicht sowohl der Gemahlin des Dogen, als vielmehr einer der Damen ihres Gefolges galten. Bei einem öffentlichen Feste bemerkte Falieri eine bis zur Unanständigkeit gehende Vertraulichkeit zwischen Steno und dieser Dame und wies diesen aus der Gesellschaft. Zorn- und rachesüchtig schrieb der Beleidigte auf den Thron des Dogen einige Zeilen, die hämisch auf die Treue der Dogaressa anspielten. Der Doge forderte strenge Bestrafung des Thäters; der Rath der Vierzig, dem die Sache überwiesen wurde, entschied aber mild. Nun wendete sich des beleidigten Falieri's Zorn gegen die Vierzig und die Aristokratie überhaupt. Er bildete mit dem Bürgerstande eine Verschwörung. An einem Tage — es war der 15. April 1355 dazu bestimmt — sollten alle Senatoren und Nobili gemordet und eine neue Ordnung der Dinge eingeführt werden. Dieß Vorhaben wurde jedoch verrathen, der Doge mit den übrigen Häuptern der Verschwörung wurde verhaftet, vor das Gericht der Zehn gestellt und hingerichtet. Soweit geht das streng-historische Faktum. Kugler weiß diesen tragischen Stoff durch die Einwebung erdichteter Zuthaten, durch die geniale Haltung der Charaktere zu heben und das traurige Ende noch mehr zu motiviren. Marino hatte der schönen Gliferia, die er als ein Kind zum Altare führte, ihr Leben vergiftet, und sie um alle Freuden gebracht. So lange er mit seiner Gattin auf Valdemarino wohnte und die Einsamkeit des Landlebens nie gestört war, gehörte Gliferia ungetheilt ihrem Manne. Als aber der einsame Landaufenthalt mit der Dogenstadt, das stille Schloß mit dem prunkvollen Venedig vertauscht ward, sah Gliferia auch andere Männer — und ihr Herz schlug nicht mehr ihrem Gatten. Die feurige Dalmatierin glühte für den Künstler Calendario, der den prachtvollen neuen Dogenpallast erbaut hatte und wendete sich mit Abscheu von dem Dogen, als sie erfuhr, daß er das Todesurtheil ihres Vaters unterschrieben habe. Dieser Mißehe Verhältniß ist es, welche die Argusaugen des Dogen schärft, die bissigen Reime des Steno und dessen Verbannung und endlich die Verschwörung des Dogen hervorruft. Er, der der schönsten Blume das Leben dergestalt verbittert hat, daß es ihr zum Ekel wird, geht deßhalb und wegen seiner Auflehnung gegen das Bestehende zu Grunde. Aber auch jene, die sich gegen das heilge Band der Ehe vergreifen, enden auf entsprechende Weise. Durch das Hereinziehen dieser Verwickelung und Motivirung hat der Stoff an Mannigfaltigkeit und Interesse gewonnen. Die Zeichnung der Charaktere ist meisterhaft zu nennen. Diese Wahrheit und Wärme, diese Mannigfaltigkeit bei großer Einfachheit, diese sorgfältige Pinselführung finden sich bei neuen Dramatikern äußerst selten. In gediegener, plastischer Weise treten uns die Personen entgegen und jedes Wort, das über ihre Lippen bringt, ist das nothwendige Ergebniß ihrer Individualität. Was die Ausführung betrifft, so ist jede Effekthascherei, jeder berechnete Pomp vermieden. Das Stück entwickelt ganz ungesucht und natürlich sich und dennoch macht es Effekt — aber einen wahren, der dem innern Werthe des Ganzen entspringt. Was die Form betrifft, so ist sie ausgezeichnet zu nennen. Der klare, wohlgerundete Dialog mahnt an denjenigen in Göthes Tasso und in Platens besten Dramen. Es zeigt sich überdieß in diesem Stücke eine Aehnlichkeit mit Platens Berengar, Liga v. Cambrei, indem auch hier eine grundsätzliche Scheidung zwischen Prosa und Vers waltet; die poetisch höher gestellten Figuren reden in Versen, den gewöhnlichern Individuen ist die Prosa zugetheilt. Als Muster der schönen Diktion mag der Beginn des dritten Aktes folgen.

Dritter Aufzug. Erste Scene.

Glyceria's Gemach im Dogenpallast, mit zwei Thüren. Seitwärts ein offenstehendes Fenster. Eine brennende Lampe.

Glyceria liegt, vornübergebeugt, auf einer Ottomanne.

Lied eines Gondoliers,

hinter der Scene, fern beginnend und bis zum Schluß der Strophe allmälig näher kommend.

Der Sonne Gold lag auf den lichten Wogen,
Die Winde gaben mir ein hold Geleite;
Die Boten froher Fahrt, Delphine zogen
Im Gaukelspiel der Wellen mir zur Seite.
Da plötzlich kam der dunkle Sturm geflogen,
Mein armes Schifflein trieb hinaus ins Weite,
Und einsam auf der öden Meereswüste
Blick' ich umsonst nach meiner heim'schen Küste.

Glyceria.

(Sie hat sich gegen das Ende des Gesanges horchend aufgerichtet und ist an das Fenster getreten.)

Ein Gondolier, der durch die stille Nacht
Den Kahn vorübergleiten läßt! — Beglückter,
Der du ein Lied hast, deinen Schmerz zu singen!

Lied des Gondoliers,

sich wieder allmälig entfernend.

Mein Herz ist in ein Eisenband geschlagen,
Und in den Fesseln ganz muß ich verschmachten.
Mit scharfem Zahn die Reue fühl' ich nagen,
Den Gram mit schwerem Fittig mich umnachten.
Wo ist ein Ohr, zu hören meine Klagen?
Die Hände wo, die mild mir Nahrung brachten?
Vergessen in des Kerkers tiefem Grauen,
Soll ich mein Heimatland, ach, nimmer schauen!

Glyceria.

Und wie er kam, verhallt ist der Gesang.
Doch blieb die holde Weise mir im Herzen,
Das ungeduldig, sehnsuchtskrank sich drängt,
Austönend so, so wonnig zu verbluten.
So wonnig? wonnig? Das ist nicht das Wort!
Die junge Rebe, die der Frühreif knickte,
Fühlt Wonne sie im warmen Mittagsstrahl?
Die Schwalbe, die zum alten Dache kehrt,

Digitized by Google

Weiß sie von Wonne, wenn ihr Nest zerbrochen?
Ich mag nicht blicken in mein finstres Herz! —
Noch einmal, Gondolier, noch einmal singe
Das Lied, das meinen Gram lind eingewiegt!
Er ist schon fern, ich und mein Gram, selbander
Sind wieder wir allein!

Menodora tritt durch die Thür zur Linken ein.

Dritter Band. Die tartarische Gesandtschaft. Schauspiel in fünf Aufzügen von Franz Kugler. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert.

Vorliegendes Drama, das an Lessings Minna von Barnhelm erinnert, zählt zu den besten komischen Dramen. Es athmet in diesem Stücke, das zu Stargard in Hinterpommern im Jahre 1679 spielt und dem eine historische Begebenheit zu Grunde liegt, die heiterste Laune. Die Verwicklung ist spannend bis an das Ende und die überraschende Lösung gibt einen sehr befriedigenden Abschluß. Die Durchführung ist durch und durch eine gelungene, ja köstliche zu nennen. Die Sprache trägt den Stempel des wahren Humors und fesselt durch ihre Naturwüchsigkeit den Leser. Es wäre nur zu wünschen, daß dieses ausgezeichnete Schauspiel, das unter den heiteren Dramen neuer Zeit einzig in seiner Art dasteht, die verdiente Anerkennung finden und oft auf den Theatern Deutschlands gegeben werden möchte. Ein günstiger Erfolg könnte nicht fehlen. Doch es ist ja nur von einem deutschen Dichter geschaffen und deßhalb bringt es nicht die Empfehlung des französischen Indigenats an die Herren Theaterintendanten mit und wird der Inscenesetzung nicht würdig befunden werden. Es erwahrt sich in literar. Beziehung leider allzusehr das Sprichwort:

„Wir verachten das Eigene und lieben das Fremde.“

Wir würden mit Hast nach diesem oder jenem Werke greifen, wenn es als ausländisch geboten würde. Es ist ja nicht unerhört, daß ein deutscher Dichter sein Werk, um es zu empfehlen, für Uebersetzung aus dem Französischen ausgab. Es gelten hier die Worte Simrocks, des großen Gelehrten, die er in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Edda schrieb und die den Schluß dieser kurzen Anzeige bilden mögen: „Sollten wir das mit den Juden des alten Bundes gemein haben, daß wir vor allen Götzen des Auslandes niedersinken und die heimischen Altäre unbekränzt lassen? Wenn uns dann nur nicht der Fluch dieses unseligen Volkes trifft, in alle Welt zerstreut zu werden und des Vaterlandes verlustig zu gehen! Ein Loos, das neuerdings auch ein edles europäisches Volk betroffen hat wegen eines andern Erbfehlers, der uns leider gleichfalls anhaftet, der Uneinigkeit. Dann wäre unser Schicksal beklagenswerther, als selbst der Juden und Polen, denn jene erhält in der Verbannung ihre angeborne Zähigkeit, diese die Vaterlandsliebe; die Deutschen aber, die sich beider Tugenden weniger zu rühmen haben, würden ganz aus der Reihe der Völker gestrichen und selbst ihre letzte Spur verweht werden.“ —

Perlen aus Shakespeare nach der Uebersetzung von Schlegel und Tieck. Aneinandergereiht von E. A. Frankfurt am Main. Verlag von Heinrich Zimmer.

Eine zarte Frauenhand hat die schönsten Sentenzen des größten Dramatikers ausgelesen und zu einer Perlenschnur aneinandergereiht. Es liegt in diesem handlichen Bändchen ein Schatz von Lebensweisheit und Poesie hinterlegt. Ein treues Bild Shakespeare's und seiner Dichtung wird uns hier geboten. Das Werklein ist besonders geeignet, Lesern, welche weder Zeit noch Gelegenheit besitzen, den ganzen Dichter durch gründliches Studium kennen zu lernen, mit dem in den bändereichen Werken des großen Britten verborgenen Schatz der Lebensweisheit und Dichtung einigermaßen zugänglich zu machen. Freilich kann die Bekanntschaft mit Fragmenten nicht im Stande sein, den Genuß zu ersetzen, den das Lesen eines ganzen Kunstwerkes gewährt. Herausgehobene Einzelnheiten mögen noch so schön und geistreich sein, sie sind doch nur die edelgeformten Theile eines zertrümmerten Ganzen. Das Büchlein dürfte sich zu Geschenken eignen und manchen jungen Leser zum Studium Shakespeares anregen.

Korrespondenz.

München, 31. Mai.

Vor Kurzem war in der hiesigen Glasmalerei-Anstalt ein Kirchenfenster von 26 Fuß Höhe und 19 Fuß Breite ausgestellt. Dasselbe ist ein Geschenk Sr. Majestät des Königs Ludwig, das für den Dom zu Regensburg bestimmt ist. In den fünf senkrechten Abtheilungen dieses Fensters sind in lebensgroßer Figur die Bildnisse der Stifter der vier Bisthümer: Regensburg (St. Kasharius) Freising (St. Korbinian) Eichstädt (St. Willibaldus) und Salzburg (St. Rupertus). In der Mitte ist die heilige Jungfrau als Patrona Bavariä. — Dieses Fenster ist im gothischen Style von den Herren v. Heß und Eutner entworfen und von allen Kunstkennern als prachtvoll und bisher als unübertroffen anerkannt.

Ferner wurde vor ein paar Tagen eine in der hiesigen Erzgießerei gegossene Nimphe im königl. Hofgarten aufgestellt. Diese ist von L. v. Schwanthaler modellirt und eine sehr niedliche Figur (lebensgroß in sitzender Stellung, die linke Hand auf der Lira gestützt). Ebenso sind in der königl. Erzgießerei die Statuen der Bavaria auf dem Siegesthore dahier, dann des Königs von Schweden und des Dichters Tiek bereits vollendet. Ein Grabmonument für den Geschichtschreiber Johannes von Müller vom Bildhauer Bengner wurde in Marmor ausgeführt und nach Kassel geschickt und ist ebenfalls ein Geschenk des Königs Ludwig. Herr Professor Halbig ist stets mit dem Modelliren von Büsten beschäftigt, und hat auch eine sehr gelungene des Herrn v. Mahlschedl aus Innsbruck, welcher sich mehrere Tage hier aufgehalten hat, ausgeführt. Herr Halbig ist in diesem Fache unübertrefflich.

Notiz.

Adelbert Keller, Professor der deutschen und romanischen Literatur in Tübingen hat ein deutsches Lustspiel aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes veröffentlicht. Es behandelt mit einigen Abweichungen den gleichen Stoff wie Bürgers berühmte Ballade „Kaiser und Abt.“ Keller hat bereits über 100 derartige Lustspiele aus der Zeit von Fölz und Hans Sachs gesammelt und gedenkt sie herauszugeben. Jedenfalls erhält dadurch ein künftiger Geschichtschreiber des deutschen Dramas sehr dankenswerthe Beiträge.

Berichtigung.

In Nr. 22 des Phönix wurden folgende sinnstörende Druckfehler übersehen: Im Gedichte: „An die Harfe“ lies Nr. 1 V. 7 statt: Zeugen — Jungen. Im Aufsatze: „der Danziger Werder“ lies Seite 171, zweite Spalte, Zeile 8 statt Bücher — Bürger. Zeile 9 statt Mosenthals Buche in Molly — Mosenthals Bürger und Molly.

Einladung zur Pränumeration auf das dritte Quartal des

Phönix.

(1852.) **(Juli bis September.)**

Die Zeitschrift brachte im letzten Semester Originalbeiträge von Ida von Düringsfeld in Breslau, Alexander Kaufmann in Wertheim, A. Peter, Antonie Thal, J. F. Lentner, Adolf Pichler, Josef Blumenfeld in Lemberg, J. Tandler in Wien, M. Rosenheyn in Marienburg in Preußen, Julie Gräfin Oldofredi-Hager, in Temeswar, J. Staufe in Czernowicz, E. L. Lau in Königsberg, F. Freiholz in Würzburg, Ernst Neubauer in Czernowicz, Christ. Schneller, Otto Prechtler in Wien, Joh. Nep. Vogl in Wien, Louise v. Plönnies zu Jugenheim, L. J. Semlitsch in Wien, Dr. Schuler, Dichter der Parallelen in Wien, Joh. Schöpf, Peter Moser, Joh. Pfeifer, Dr. S. H. Mosenthal in Wien, Waldburg in Czernowicz, J. E. v. Schmuck, Justinius Kerner in Weinsberg, Ronacher in Salzburg, Adolf Bube in Gotha, H. Bidermann, Vincenz v. Ehrhardt in Wien, Gisbert, Freiherr Vinke zu Münster in Westphalen, Phil. Müller in Würzburg, Pius Zingerle, Karl Oberleitner in Wien, Hermann v. Gilm in Wien, Dr. Glaser in Wien.

Der „Phönix“ erscheint wochentlich (Samstag) einmal, und kostet vierteljährig: für Innsbruck 50 kr. C. M., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M.

Die Einsendung des Betrages wolle gefälligst **franco** geschehen.

Wagner'sche Buchhandlung in Innsbruck.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 25. Innsbruck, 19. Juni 1852.

Gedichte von Adolf Pichler.

Am Achensee.

Ich schreite einsam durch die hohen Föhren,
Es rauscht der See heran mit lautem Schlage,
Als wollt er spielend die Gedanken stören,
Die mich geleiten in entschwundne Tage.

Den Pfad verschränkt der Farren dicht und dichter,
Es schwillt das Moos am bröckelnden Gesteine,
Und durch die dunkeln Zweige zittern Lichter
Am Boden hin mit ungewissem Scheine.

Der Schmetterling kost um die Blütendolden,
Mit süßem Dufte lockt die Alpenprimel,
Die Abendwolken schweben licht und golden
Von Felsenzacken auf zum blauen Himmel.

Wer könnte widerstehn dem sanften Zuge?
Allmälig sinkt der Geist in tiefes Sinnen,
Vergangenheit und Zukunft sieht im Fluge
Er schwermuthsvoll an sich vorüber rinnen.

Das Abendroth ist still dahin gezogen,
Im Walde sind verstummt der Amsel Lieder,
Wie Geister taucht es aus den dunkeln Wogen
Und schwebt im Mondesglanze auf und nieder.

An große Herzen, welche einst geschlagen
Und nicht mehr sind, mag ich dann gerne denken,
Wie jener Sänger in der Vorwelt Tagen
Die Schritte zu dem Orkus durfte lenken.

Ein finstres Räthsel ist, was einst gewesen,
Und was uns bleibt ist eine große Lüge,
Wer mag des Zufalls wirre Zeichen lesen?
Des Lebens Wahrheit bergen Aschenkrüge!

Auf den Klosterruinen im Gallthale.

Umwallt von Flechten ragt in Witwentrauer
Die alte Tanne aus des Waldes Mitte,
In Schutt zerfiel an ihrem Fuß die Mauer
Und staunend hemmt der Wanderer die Schritte.

Da fängt es an zu flüstern in den Zweigen,
Und leise gibt sie von der Vorzeit Kunde,
Die Alpenrosen still erröthend neigen
Sich auf das feuchte Moos im Waldesgrunde.

„Wo du jetzt ruhst — vor vielen hundert Jahren
Stand da ein Kloster freundlich anzuschauen,
Es dienten fromm dem Herrn der Engelschaaren
Im heiligen Verbande reine Frauen.

Nachts übertönte Gott geweiht die Mette
Des Baches Brausen unten tief im Thale
Und kam der Morgen, sangen in die Wette
Sie mit den Vögeln bei dem ersten Strale.

Im Sommer bei des Mittags dumpfer Schwüle
Da ruhten sie versammelt hier im Kreise,
In meinen Schatten lockte sie die Kühle
Und Labung bot die karg gemeßne Speise.

Wenn dann im Abendroth die Berge glühten
Sah ich sie beten, jedes Knie gebogen,
Wie Sarons Lilien und Rosen blühten
Und auf zum Himmel ihre Düfte zogen.

So manche Nonne ist dahin geschieden
Ihr folgten andre nach auf Gottes Wegen
Wer zählt die Jahre, die in Himmelsfrieden
Vorüberzogen reich an hehrem Segen!

Da kam ein Tag, ich denke sein mit Bangen,
Es zogen Knappen her mit bunten Fahnen,
Noch hör ich, wie Musik und Lieder klangen,
Nach Erzen wollten sie die Gänge bahnen.

Was mußten sie an diese Thore pochen?
Den Nonnen wards zu enge in der Zelle,
Sie haben keck Gelübd und Schwur gebrochen,
Ich mußt es sehen, hier an dieser Stelle.

Und wenn du willst, du findest eingeschnitten
An meinem Stamm aus jener Zeit zwei Herzen,
O laß mich schweigen, was ich da gelitten!
Dem tiefsten Mark entquoll das Harz vor Schmerzen.

Digitized by Google

Sie flohen fort, nicht eine blieb von Allen
Das Heiligthum zu wahren und zu hüten,
Da stürzten nach und nach die Bogenhallen,
Der Frühling deckt den Schutt mit seinen Blüten.

Der Nebel zieht, wo einst im weißen Schleier
Die Frauen gingen durch die grünen Thale,
Der Gießbach rauscht nicht mehr zur heil'gen Feier
Er eint dem Sturm sich brausend zum Chorale.

Nicht viele Jahre mehr, so sind verschwunden
Die letzten Spuren von der letzten Mauer,
Vielleicht hat mich bis dort ein Blitz gefunden,
Ich bin sie müd' die lange Witwentrauer."

Norwegische Elfenmärchen.

Nach dem Norwegischen von Karl Eberseilner.

IV.

Erzählungen einer alten Hexe.

(Schluß.)

Während der Beschwörung hatte sie sich erhoben; jetzt setzte sie sich wieder nieder in die Ecke des Schornsteins. Der kalte Spiritus, den sie über meinen heißen, angeschwollenen Fuß ausgoß, verschaffte eine angenehme Kühlung.

„Mir dünkt Berthe, daß es hilft!" sagte ich; „aber sage mir, was war das eigentlich, das du in den Branntwein hineinsprachst?" „Nein, wenn ich es sagen dürfte, so könnte er es wohl dem Priester und Doktor schwatzen," sagte sie mit einem verschmitzten Lächeln, das andeuten sollte, daß sie sich nicht wenig darauf zu Gute that; „und dem, der es mich lehrte," fuhr sie fort, „mußte ich geloben, es nie irgend einem Christen zu lehren, außer mit meinem eigenen Blute und habe ich darauf einen so fürchterlichen Eid geleistet, daß Gott mich nie einen so schrecklichen Schwur ablegen lassen wird."

„Da kann es ja nichts nützen, darum zu fragen Berthe," sagte ich, „aber es ist wohl kein Geheimniß, von wem du die Kunst erlernt hast, es war wohl ein in diesen Zauberkünsten erfahrener Mann?"

„Ja, das kann er glauben; es war ein solcher Mann; es war Mads, der Bruder meiner Mutter in Hurdalen," erwiederte sie. „Er konnte sowohl beschwören, als den Kranken mit einem Faden nach bestimmten Regeln abmessen, vor Unheil und vor Gicht bewahren, das Blut stämmen, und wieder hervorrufen, und es gab nichts, das er nicht verzaubern und dem er nichts Böses anhaben konnte. Er hat mich darin unterrichtet. Aber so klug er war, so konnte er sich doch selbst nicht vor Zauberei verwahren!"

„Wie? wurde er verzaubert? Kam er um?" fragte ich.

„Nein, das geschah ihm nicht," antwortete Berthe. „Aber es stieß ihm Etwas zu, und seit der Zeit war es mit ihm nicht mehr richtig; ja er war für lange Zeit behext. Der Student glaubt wohl nicht, daß es wahr ist," sagte sie mit einem forschenden Blick, „aber es war der Bruder meiner Mutter, und ich habe gehört, daß er es erzählt und auf die Wahrheit desselben wohl hundertmal geschworen habe."

„Der Onkel Mads wohnte in Knae in Hurdalen. Er war oft außen im Gebirge und fällte Holz, und wann er dort beschäftigt war, so hatte er immer die Gewohnheit, auch dort zu übernachten; er baute sich eine Feldhütte, machte früher ein Feuer an und legte sich dann in dieselbe und schlief über Nacht.

Einmal war er im Walde, er und noch zwei; als er einen schweren Stock umgehauen hatte, sich setzte und etwas ausruhte, da rollte dort ein Garnknäuel über einen flachen Bergabhang zu seinen Füßen nieder. Ihm erschien dieß seltsam; er durfte es nicht aufheben, und es wäre für ihn gut gewesen, wenn er es nie gethan hätte. Aber er stand auf, um zu sehen, woher es gekommen war. Ja, da saß oben auf dem Berge eine Jungfrau und nähte, und sie war so schön und so zart, daß sich von ihr ein Glanz verbreitete.

„Hebe das Garnknäuel auf," sagte sie. Ja, er that es und blieb dort lange stehen und sah sie an und konnte seine Blicke gar nicht von ihr abwenden, so schön war sie. Zuletzt aber mußte er die Axt nehmen und wieder Holz fällen; und als er so eine Weile mit dieser Arbeit beschäftigt war, und wieder verstohlen hinblickte, war sie verschwunden. Er dachte den ganzen Tag an sie; er hielt dieß für ein Wunder und wußte nicht, was er davon denken solle. Aber Abends, als er sich und die Kameraden zur Ruhe begeben wollten, verlangte er zwischen ihnen zu liegen; aber es half nicht viel, ich will es glauben, denn als die Nacht eingebrochen war, kam sie und nahm ihn mit sich, und er mußte ihr folgen, ob er wollte oder nicht. So kamen sie ins Gebirge, und war alles so fruchtbar, wie er es noch nie gesehen hatte und konnte nie genug davon erzählen. Dort verweilte er bei ihr an drei Tage. Als die dritte Nacht herbeikam, erwachte er und da lag er wieder zwischen seinen Kameraden. Sie glaubten, er sei um Speise zu holen nach Hause gegangen, und das, sagte er zu ihnen, habe er auch gethan. Aber es war seitdem nicht ganz richtig mit ihm; wenn er so saß, machte er plötzlich einen Sprung und lief er hinweg; er war behext, will ich sagen. Aber nach einiger Zeit geschah es, daß er sich im Felde aufhielt, um einen Gartenzaun zu verfertigen. Eben als er einen Keil in einen Stock hineingetrieben hatte, so daß dieser der Länge nach barst, sah er sein Weib mit dem Mittagsmahl herankommen; es war Grütze, die sehr fett war, und die es in einem so blanken Geschirre brachte, daß dieses fast wie Silber glänzte. Sie setzte sich auf den Stock, während er die Axt weglegte und nahebei auf einem Baumstumpf Platz nahm; aber da bemerkte er, daß sie den langen Schweif ihres Hintern in dem gespaltenen Stock verbarg. Jetzt kann sich wohl Jedermann denken, daß er die Speise nicht berührte; aber er saß da und lachte, denn er nahm den Keil heraus, so daß der Stock zusammenklemmte und der Schweif darin eingezwängt wurde, und schrieb dann den Namen Jesu auf den Stock. Aber da geschah es, daß sie Füße bekam; sie fuhr so schnell empor, daß der Schweif im Stocke sitzen blieb, und sie verschwunden war; er sah nicht, wohin sie kam. Das Gefäß und die Speise, die waren nichts anderes, als eine ausgehöhlte Rinde mit etwas Kuhmist darinnen. Seit dieser Zeit durfte er nie mehr in den Wald gehen, denn er befürchtete, daß sie sich rächen werde.

Digitized by Google

Aber nach vier, fünf Jahren entlief ihm ein Pferd, und er mußte selbst hinaus, um es zu fangen. Als er in den Wald ging, da trat er in eine Hütte, in der einige Leute waren; aber er konnte sich auf diese nicht entsinnen; ein altes, häßliches Weib räumte auf und hinten in einem Winkel saß ein Junge, der wohl vier Jahre alt sein mochte. Das Weib nahm die Bierkanne und ging zum Knaben mit den Worten hin: „Geh' jetzt hin und biete deinem Vater einen Trunk Bier an.“ Er erschrack so sehr, daß er reißaus nahm, und seitdem hat er weder von ihr noch von dem Jungen etwas gehört noch gesehen; aber wunderlich und eigenthümlich war er immer.“

„Ja, das war eine höchst merkwürdige Geschichte, Berthe!“ sagte ich, „und du kannst gewiß noch mehrere solche erzählen, aber willst du nicht, ehe du eine neue beginnst, mir meine Pfeife und den Tabak in der Jagdtasche geben.“ Ich stopfte die Pfeife; Berthe reichte mir einen brennenden Holzspan und begann.

Es war im Sommer vor langer Zeit, sie trieben das Vieh von Melbustad oben in Hadeland auf die Alpenweide. Aber sie hatten sich dort nicht lange gelagert, als das Vieh anfing, unruhig zu werden, daß es fast unmöglich war, es im Zaume zu halten. Es waren viele Dirnen dort, die es zu besänftigen suchten, aber es half nichts, bis eine Verlobte herbeikam, die jüngst bei der Verlobung ihr Bier mit dem Geliebten getrunken hatte. Da verhielten sich die Thiere mit einemmal ruhig und man hatte keine Sorge mehr, sie zu bändigen. Sie blieb allein oben und hatte kein anderes lebendes Wesen als einen Hund bei sich. Als sie eines Nachmittags in der Alpenhütte saß, schien es ihr, als wenn ihr Liebster käme und an ihrer Seite Platz nähme und davon zu sprechen anfinge, daß sie jetzt Hochzeit halten sollten. Aber sie saß ganz stille und antwortete Nichts; es erschien ihr dieß so seltsam. Nach und nach kamen mehrere Leute herbei und fingen an, auf dem Tisch Silbergeräth und Speisen zu stellen, und die Brautjungfern trugen die Krone und den Schmuck und ein prächtiges Brautkleid herbei, mit denen sie sie schmückten, und setzten ihr die Krone auf's Haupt, wie es der Brauch war und steckten ihr die Ringe an die Finger.

Alle Leute, die dort waren, schienen ihr auch bekannt zu sein; es waren Weiber und Mädchen von ihrem Alter und Stande. Der Hund aber merkte, daß es hier nicht ganz geheuer sei. Er setzte seinen Weg nach Melbustad fort und knurrte und bellte und gab so lange keine Ruhe, bis man ihm wieder dahin zurückfolgte.

Der Junge, der ihr Liebster war, nahm da die Büchse und ging zur Alpenweide hinauf; als er zum Stall kam, standen dort rund umher viele gesattelte Pferde. Er schlich weiter und guckte durch eine Ritze in der Thür, und sah, wie sie alle darin beisammen saßen. Es war leicht zu errathen, daß dieß Spuck und die Unterirdischen waren, und deßhalb feuerte er die Büchse über das Dach ab. In demselben Augenblicke flog die Thüre auf und graue Garnknäuel, eines größer als das andere, fuhren heraus und schwirrten ihm um die Füße. Als er hineintrat, saß sie dort im vollen Brautschmuck, und ihre Vermählung wäre bald vollzogen gewesen, denn es fehlte nur ein Ring am kleinen Finger.

„Aber im Namen Jesu, was geschieht hier?“ fragte er, als er sich umsah. Alles Silbergeräth stand noch auf dem Tische; aber alle die herrlichen Speisen waren zu Pfütze, Kuhmist und Kröten u. dgl. geworden.

„Was bedeutet dieß Alles?“ sagte er, „du sitzest ja so geputzt hier wie eine Braut?“

„Du kannst darnach fragen?“ sagte das Mädchen, „du bist ja hier gesessen und hast zu mir von der Hochzeit den ganzen Nachmittag gesprochen?“

„Nein, jetzt kam ich,“ sagte er; „aber es muß hier wohl Jemand gewesen sein, der meine Gestalt angenommen hatte.“

Da kam sie wieder zu sich; aber es war nicht ganz richtig mit ihr und es dauerte lange Zeit, und sie erzählte, daß sie deutlich sowohl ihn, als auch die ganze Verwandtschaft und Nachbarschaft dort gesehen hatte. Er nahm sie hierauf mit sich nach Hause und als sie von dem Spuck befreit war, hielten sie mit einander Hochzeit und sie war noch mit dem Brautschmuck der Unterirdischen angethan. Die Krone und der ganze Schmuck wurden oben in Melbustad aufgehangen, und sie sollen sich dort noch heutigen Tages befinden.“

„Diese Begebenheit soll sich, wie ich hörte, in Valders zugetragen haben, Berthe,“ sagte ich.

„Nein, dieß geschah so, wie ich sage, in Hadeland,“ sagte sie, „aber als ich daheim war, hörte ich in Valders etwas Anderes erzählen, das sich dort ereignete und es verhielt sich so, wie ich jetzt berichten will.“

„Dort war ein Mädchen von einem Hofe oben in Valders, die Barbro hieß und sich auf der Alpenweide aufhielt. Eines Tages saß sie und arbeitete, da hörte sie plötzlich, daß es aus einem Berge rief:

„König Haaken, König Haaken!“ —

„Ja,“ schrie König Haaken, so daß es in allen Bergen weithin erscholl.

„König Haaken, mein Sohn, willst du dich vermählen?“ rief es dann wieder im Berge.

„Ja, das will ich,“ sagte König Haaken, „wenn ich Barbro bekommen kann, die dort geht und in der Alpenhütte aufräumt — so —“

„Ei ja, das kann schon geschehen,“ hörte Barbro und wurde so von Furcht befallen, daß sie nicht wußte, was sie thun sollte. Hierauf kam dort Einer nach dem Andern mit Speise und Trank in Silbergeschirren und in silbernen Kannen herein, und mit Kleidern und Brautschmuck, mit der Krone und dem Brautgefäß, und schickten sich an, die Tische zu decken, sie als Braut zu schmücken, und ihr schien, daß sie sich dagegen nicht sträuben konnte.

Dieses Mädchen hatte auch einen Liebsten, und er war auf der Jagd im Gebirge. Aber er wurde plötzlich von einer solchen Angst befallen, daß er meinte, er müsse zur Alpenhütte zurückkehren. Bevor er hinkam fand er dort viele schwarze Hengste mit altmodischen Sätteln und Reitzeug, so daß er sich bald denken konnte, daß dort etwas vorgefallen sein mußte. Er schlich sich zu einem Loch und guckte hindurch; da sah er das ganze Brautgefolge, König Haaken war der Bräutigam und die Braut war geschmückt.

„Ja jetzt weiß ich nicht, wer es ist, der ihre Augen auf sich zieht,“ sagte eine der Brautjungfern.

Digitized by Google

Da meinte der Junge, es könnte an der Zeit sein, sich ins Mittel zu legen und nahm einen silbernen Knopf, lud ihn in die Büchse und schoß nach dem König Haaken, daß er fiel. In demselben Augenblick fuhren alle Hochzeitsgäste hinaus und nahmen den König Haaken und trugen ihn fort. Die Speisen wurden zu Schlangen und Kröten, die forthüpften und sich in den Winkeln verbargen. Das Einzige, was übrig blieb, waren der Brautschmuck und ein Silbergefäß und die soll man noch heut zu Tage auf dem Hofe finden.«

Berthe erzählte noch viele Geschichten. Endlich knisterte der Schnee unter dem Schlitten und die Pferde schnaubten vor der Thüre. Ich steckte dem Bothen und Berthen einige Schillinge in die Hand für die Kur und Pflege, und ehe eine Viertelstunde verstrich, war ich daheim. Ein leichtes Arzneimittel und kaltes Wasser hatten den Fuß bald geheilt; aber als Berthe in der Küche, auf ihre Künste pochend, sich rühmte, allein meine schnelle Genesung veranlaßt zu haben, konnten die Kinder, denen ich ihre Zauberverse gelernt hatte, sich nicht länger bezwingen, und schrien ihr sie laut in das Ohr und fragten, ob sie glaube, daß ein Gläschen Branntwein und solches unsinniges Geschwätz vor Bösem bewahren könnten. Dieß machte sie vorsichtig und mißtrauisch; obschon sie mir manche wunderliche Geschichte seit der Zeit erzählte und ich keine List und Ueberredung verschmähte, so konnte ich doch über die Mysterien ihrer Zauberkünste nichts erfahren.

V.

Das Lundegeschlecht.

Vor einem halben Jahre reiste ich nach Gudbrandstalen zurück und nahm meinen Weg über Hadeland und Toten an der Westseite von Mjösen. In Sonen, ein Gränzort in Biri, bekam ich ein faules Pferd und einen alten geschwätzigen Mann zum Skiutsbauer. Keines von beiden ging mir nahe zu Herzen. Es hatte keine Eile; Svennaes, wo ich gewöhnlich die Gastfreiheit in Anspruch zu nehmen und ein Nachtquartier zu verlangen pflegte, konnte ich zu guter Zeit erreichen, und die seltene Lebhaftigkeit des Mannes wie seine kaustischen Erzählungen von verschiedenen Leuten der Dörfer, die ich kannte, versöhnten mich mit seiner unendlichen Redseligkeit. Dazu kam, daß ein herrlicher Abend war. Die Sonnenstrahlen brachen sich glänzend und funkelnd auf der Spiegelfläche des Mjösens, färbten die Wolken und spielten mit den frischen Blättern. Die Gebirge in Faaberg, welche ferne gegen Norden die Landschaft begränzten, wurden dunkler und verloren sich in intensiv blauen und violetten Tinten, während die Abendsonne die reichen Saatfelder vergoldet.

Als wir die Landspitze vorbeigekommen waren, blieb plötzlich das Pferd auf einem Hügel stehen. Nahe vor uns lag die Biri-Kirche in kleiner Entfernung und links weiterhin sah man auf einer Anhöhe einen Hof mit einem schwarzen Bergrücken im Hintergrunde. Ich erinnerte mich nicht an den Namen desselben und fragte darum.

»Das ist Lunde,« sagte der Mann, »das ist seltsam, daß Ihr es nicht wißt, da es hier so bekannt ist. Ihr habt gewiß vom »Lundeblut und Lundetanz« reden gehört; es sind bekannte Worte in Biri, das weiß ich.«

Ich mußte meine Unwissenheit gestehen, und erbat mir eine Erklärung, da er so mittheilsam war.

»Auf Lunde,« begann er, »haben stets wunderliche Leute gehaust, sie sagen, es wären Elfen gewesen, und hätten sich von den anderen Menschen ganz besonders unterschieden; daher sind »Lundeblut und Lundetanz« hier in Biri sprichwörtlich geworden. Einmal war ein Weib, das Aase hieß. Es Es kam in Kindesnöthen, und da lag statt ihm ein Stumpf eines Erlenbaumes im Bette. Seit dieser Zeit ist hier der Brauch, Messer über alle Thüren zu stecken, wenn ein Weib die ersten Wehen fühlt, um es vor Verzauberung zu schützen. Es waren die Unterirdischen, die es nahmen, und es war schon lange vorher, als man das Bier für die Verlobungsfeier auftrug, daß sie es nahmen und auf den Kopf in eine Wasserkufe setzten, aber da dort viele Leute waren, die außen auf und nieder gingen, so kam es nicht zu Schaden, und da hieß es dort allgemein, daß es daher kam, daß das Weib keine Verlobung mitfeierte. Aber seit dieser Zeit geht jede Dirne, die einen Geliebten hat, dem sie nicht ganz vertraut, zur Verlobungsfeier.

Der Sohn dieser Aase hieß Dagfind, und es war auch ein sonderbarer Mann. So karg und geizig war er, wie es Niemand war; wenn er Holz fällen sollte, setzte er Holzblöcke vor die Thür der Küche und sagte zu den Armen: »Geht nicht hinein, denn das Weib ist so karg und geizig, daß ihr von ihm nichts bekommt.« Aber das war nicht wahr; Eli war ein gutes Weib, und es nahm mit ihr ein trauriges Ende, denn sie erhenkte sich an einer Birke außen vor der Hütte. Der Baumstumpf ist dort noch zu sehen.

Dieser Dagfind hatte drei Kinder, und sie hießen Aase, Peer und Amund, und Amund lebt noch heute, aber schlimmere Leute hat es dort nie gegeben. Aase war so mager und so häßlich, daß sie gewiß dem Teufel einen Schrecken eingejagt haben würde. Sie lag fast immer in einer großen großen Kiste mit einem Deckel, ja der Rittmeister weiß es noch, als er einmal dazukam, um den Deckel zu öffnen, wie sie ihre dürre Klaue herausreichte, die wie jene eines Sperbers aussah, und ihm den Deckel wieder vor der Nase zuschlug. — Peer war ganz behext, er ging und verwüstete auf allen Aeckern die Furchen und riß die Himbeerbüsche und Erdbeerblüthen aus, damit die Leute und Knaben nicht hinkämen, um Beeren zu suchen. Im Sommer ging er oft und trieb sich auf den Gebirgen umher und sah nach den Pferden, denn er kannte alle, die sich im Dorfe befanden und viele auch von anderen Ortschaften. Er selbst hatte immer muthige und starke Pferde, aber er zähmte sie nie früher, bis sie sechs, sieben Jahre alt wurden, da nahm er sie in den Wald mit hinaus und fällte eine große Tanne, spannte sie daran und ließ sie daheimbringen, so wurden sie zahm und schwach; und wenn er Pferde oder Kühe verkaufen sollte, so geschah dieß auf eine eigene Weise: er bohrte ein Loch in die Wand des Stalles und nahm ein Büschel des Schweifes und keilte es ein, und ließ so das Thier gehen, daß das Büschel zurückblieb; das that er, damit sie nicht das Glück vom Hofe mit fortnähmen, und die ganze Südseite des Hofes sieht

Digitized by Google

man noch heutzutage voll von hölzernen Keilen und Haarbüscheln.

Peer Lunde ging oft zur Kirche, aber nie hinein; außen hat er das Abendmahl genommen. Während die Bauern Gottes Worte hörten, ging er zu den Pferdställen und schwatzte mit den Pferden. Und wenn sie zum Abendmahl gingen, rauchte er im Keller und saß dort, bis die Uebrigen zum Altare kamen, dann trat er hinvor, und wenn er das neue Sakrament empfangen hatte, ging er wieder in den Keller, bis die Bauern die Kirche verließen. Dabei war Peer Lunde oft beschäftigt, Alles mit Theer zu beschmieren, er beschmierte sich selbst und sein hölzernes Haus, und schlug es voll mit Schuhzwecken. Als er todt war, fand sich dort ein ganzes Speisegewölbe voll mit Wolle und ungehecheltem Flachs, Fleisch und Butter, die viele Jahre alt und so ranzig und bitter wie Galle waren; die Vorrathskammer aber, die hatte er zugenagelt und an allen Ecken mit eisernen Bändern verschlossen. Ein wunderlicher Mann war der Peer, einmal, als noch der alte Schulze lebte, kam er zu ihm und gab ihm ein Hufeisen zum Dessert. Er starb dann, aber er brachte sich nicht um die Unsterblichkeit, wie das Volk glaubte. Nach ihm erhielt Amund den Hof, und er lebt noch. Er ist der geradeste von ihnen, denn er war unter den Leuten und diente als Dragoner mit guter Haltung. Er ist ein großer, starker, fetter Mann, aber er ist so blaß im Gesichte wie eine Leiche. Er ist jetzt auch ein wenig verrückt, denn einmal, als der Rittmeister kam, um Visitation zu halten, paradirte Amund auf dem Hofe mit einem Faßzapfen unter dem Arm, anstatt der Dragonermütze, und dann war er so hinfällig nach dem Branntweintrinken, er trank, wie sie sagten, ein paar Töpfe jeden Tag. Hier trank er ein Jahr rothen Wein, aber er gab es bald auf, denn er meinte, er sei zu sauer. Jetzt trinkt er vier Töpfe Kaffee fast jeden Tag, und dabei liegt er in der Badstube und heizt sie und hüllt sich in Pelze ein. Im Sommer kleidet er sich warm, und je wärmer es ist, desto mehr Jacken zieht er an.

Aber wie war die alte Aase Lunde? Einige Zeit darnach, als sie gestorben war, ging Hans Sigstad und suchte nach seinen Pferden; aber ehe er wußte, wo er war, so kam er zu den Ruinen der Kirche, und obgleich er dort einmal war, so war ihm jetzt alles fremd und es war dort so schön und prächtig, wie auf einem Schlosse. Dort ging ein Weib und brachte Einiges in Ordnung und ihm schien sie bekannt zu sein, aber er konnte sich nicht erinnern, wo er sie gesehen hatte.

„Kennst du mich nicht?“ sagte sie.

„Ja, ich glaube, ich soll dich kennen,“ antwortete er.

„Ja, ich bin Aase Lunde, die dort in Kindesnöthen war,“ sagte sie; „ich kannte dich wohl, denn du warst ein kleiner Junge und hier bin ich seit der Zeit gewesen. Hätten sie bloß ein wenig mit den Kirchenglocken damals geläutet, ich wäre fort, so war ich davongekommen; ich hatte das eine Bein über den Garten gestellt, aber da sie anhielten, mußte ich wieder zurück. — Du gehst und suchst nach deinen Pferden,“ sagte sie, „aber ich will es dir sagen, daß mein Mann und seine Nachbarn mit ihnen in diesem Augenblick fahren, und sie entkommen, wenn deine Jungen mit dem Zaume nach den Pferden schlagen, dann lassen sie sie los. Aber mein Mann kommt jetzt bald heim, und wenn er dich hier trifft, so geht es dir schlimm.“

Sigstad ging und fand bald darnach seine Pferde. Seitdem hat Niemand Aase Lunde gehört noch gesehen; aber sie ist nicht todt, sie lebt wohl noch und wohnt im Elfenschlosse bei den Ruinen der Kirche an der Sigstadmauer.“

Die Schatten breiteten sich immer mehr und mehr über Biri und Mjösen aus; die Kühle des Abends ruhte über der Gegend. Der Wind kam und brauste und flüsterte in den Kronen der Bäume und trug mit sich die Bothschaften und Grüße von den blühenden Rosenhecken und duftenden Blumen der Fluren und Wälder für die Vögel, die jüngst vom Süden heimgekommen waren und im Laub saßen und zwitscherten und die herrlichen Märchen und Abenteuer besangen, die sie auf ihren Reisen in Griechenland und Marokko vernommen und erlebt hatten. Das letzte Stück des Weges wurde schnell zurückgelegt. In Svennaes wurde mir versichert, daß es wahr sei, daß Peer Lunde dem alten Schulzen ein Hufeisen zum Dessert gegeben, seine Pferde in einem Loche der Stallwand eingekeilt habe, wenn er sie verkaufen wollte, und ich gewann auch die Ueberzeugung von der Uebereinstimmung der Erzählungen meines Skiutsbauers mit der Tradition.

Ein Ritter- und Dichterleben des 15. Jahrhunderts.

Reich und mannigfalt ist die Entwicklung der germanischen Völkerliteraturen des Mittelalters. Der Kreis, in dem sie sich bewegten, war freilich ein enger, wie die wissenschaftliche Bildung jener Zeiten kaum die rohen Elemente des Prinzipiellen zu bewältigen vermochte. Zwei Gründe, zwei Objekte bildeten das Leben, nämlich Religion und Minne. Halten wir die Entwickelung der Poesie in Deutschland und bei den romanischen Völkern, zunächst bei den Italienern gegen einander, so finden sich wesentliche Unterschiede, ohne daß diese an der Grundform und der Ausgangstendenz etwas ändern. In Italien hob sich die Volkspoesie vermittelst der Volkssprache (lingua volgare, lingua di si) auf die Stufen einer stehenden Kunstpoesie und ihr Dialekt (der toskanische) ist mit unwesentlichen Aenderungen noch heute Schriftsprache. Dante verherrlichte in der Begeisterung der Liebe die Wahrheiten der Religion, wenn auch seine subjektive Ansicht der Dinge am Ende der Brennpunkt der Stralen jener Sonne ist, die über der mittelalterlichen Welt wärmend und leuchtend stand. Ariosto, der glühende und gewandteste Dichter Italiens, schon am Anfange der neuen Zeit stehend — was ist sein Gesang anders, als Liebe? die Geschichte kleidet sich in das bunte Gewand der Sagen; der Sarazene erscheint überall moralisch und physisch gegen den Christen im dunkeln Hintergrunde und die Magie, dieses noch fortspuckende Gespenst eines längst abgestorbenen Paganismus, weicht der Kraft des Heiligen der Religion. In Deutschland anders. Erst aus der Kunstpoesie, die, epischen Charakters, ihren Stoff oft aus dem hohen Alterthume herzuholen nicht verlegen war (z. B. Heinrich v. Veldeks Aeneide u. s. w.), geschah der Uebergang zum Minnegesang mit aller Einfachheit und Natürlichkeit des Volksthümlichen. Hier

ist der Unterschied der politischen Verhältnisse Italiens und Deutschlands wohl zu beachten; dort herrschte das Bürgerthum, eine bürgerliche Aristokratie mit gemilderten demokratischen Staatsformen, hier der Adel mit den starren Formen einer Feudal-Aristokratie. Es ist ferner beachtenswerth, daß der vielseitigste und erste Minnesänger des deutschen Mittelalters, Walter von der Vogelweide, in Ehren und Besitz nicht sonderlich hoch stand, sondern bezüglich dessen, ehe er ein Lehen hatte, wie er uns selbst sagt, „so voller Scheltens war, daß sein Athem stank.“ Doch sein Wanderleben, so unstät und ruhelos, mag den Dichter im Ritter eben entwickelt haben. Es versteht sich von selbst, daß der Charakter des Minnegesanges ein rein lyrischer sei, allein auch die gleichzeitige epische Poesie hat einen gleich hohen, wenn nicht noch höhern Aufschwung genommen, ich brauche nur Wolframs von Eschenbach Parzival zu nennen. Doch das sind vereinzelnte Zweige im Vergleiche zu einem andern Ganzen — dem Niebelungenliede. Die Gestalt, in der wir es kennen, zeigt den Sprachtypus jener Zeit. Liebe und Haß, Geschichte und Zeit, Gott und Mensch tritt uns aus seinem Weltspiegel entgegen und es ist daher von einem allgemeinern Standpunkte zu betrachten, als die Ilias der Griechen, in dieser erscheint das Religiöse in anschaulich äußern Formen, in jenem nach innengekehrt, mehr als das streng waltende Schicksal. Daher das tragische Ende. Und tragisch, moralisch traurig hat auch das Ritterthum und sein Minnelied abgeschlossen — das echte geistige Mittelalter früher als das historische! Reichliche Quellen sind für die Kulturgeschichte geblieben und es ist in dieser Beziehung mehr als interessant, noch den einen oder den andern Repräsentanten der Zeit jenes Abschließens und Endens zu betrachten. Mit einem solchen haben wir es hier zu thun, nämlich mit Oswald von Wolkenstein, den man einen der Letzten, wenn nicht den Letzten der deutschen Minnesänger zu nennen wohl berechtigt ist. —

Im Hintergrunde des rhäto-romanischen Grödnerthales in Südtirol, zur linken Seite des Eisackflusses zwischen Brixen und Bozen, sieht der Wanderer auf einem hohen Felsenkopfe zwischen riesigen Dolomitbergen noch die Trümmer der Burg von Wolkenstein. In diesem Schlosse verlebte unser Oswald einen guten Theil seines Lebens; geboren wurde er auf der Trostburg am Eingange in das Grödnerthal, wahrscheinlich 1367. Er war der zweite Sohn Friedrichs von Wolkenstein und schwärmte schon sehr frühe in den damaligen Ritterromanen. Daher erwachte in ihm der Drang nach einem abenteuerlichen Leben und dieser Drang erhielt auch, wie wir bald sehen werden, die vollste Befriedigung, während der ältere Bruder Michael unbeugsamen Charakters all sein Streben nur auf die Vergrößerung der Hausmacht seines Geschlechtes richtete und der jüngere Bruder, Leonhard, nur das rauhe Kriegswesen liebgewann. Die Erziehung muß eine vernachlässigte gewesen sein, wie denn Oswald auch in seinen Gedichten bekennt, daß er

vater und muter, erenreich,
vertragen hab mit überlast.

Da er den Sommer mit seinen Eltern gewöhnlich auf der genannten Burg Wolkenstein zubrachte, so lebte er sich als Knabe mit Leichtigkeit in die romanische Volksmundart des Grödnerthales hinein. So erklärt sich, was er selbst sagt:

Franzoisch, mörisch, katlonisch und kastilian,
teutsch, latein, windisch, lombartisch, reuschich und roman
die zehen Sprach hab ich gepraucht, wann wir zeran.

Außerdem erlernte er manches Andere:

auch kunt ich fidlen, trummen, pauken, pfeiffen.

Bei einer Fastnachtfeierlichkeit verlor er durch einen Schuß das rechte Auge und wurde einäugig, wie ihn auch alle Abbildungen zeigen. Im Vortrage zeichnete ihn eine klangvolle Stimme vortheilhaft aus.

Seine Kreuz- und Querzüge durch die meisten Länder der damals bekannten Erde begann er schon in seinem zehnten Jahre; er wollte sehen, wie die Welt gestaltet wäre und lief mit drei Pfennigen im Beutel fort. Veranlassung war die Preußenfahrt Albrecht des Dritten von Oesterreich im Jahre 1377, der sich unter den Befehlen Hugo's II. von Montfort-Bregenz auch eine Schaar Tiroler anschloß. Oswald versah Knappendienste, seine Absicht war die Vorbereitung zur Erwerbung der Ritterwürde. Außer einem Verheerungszuge geschah nichts und das Kreuzheer zog bald wieder zurück. Nicht so Oswald, er blieb in Preußen als gemeiner Krieger zurück, volle acht Jahre. Nebst vollendeter Sprachfertigkeit im Slavischen, erwarb er sich die Freundschaft des nachherigen Kaisers Sigismund aus dem Hause Luxemburg, damals (seit 1378) Markgraf von Brandenburg und fast im gleichen Alter, wie Oswald. Diese Freundschaft hatte großen Einfluß auf Oswalds nachherige politische Stellung. Nach dem Verlaufe dieser acht Jahre, in denen er Gefangenschaft und Verwundungen erlitten, begab er sich an die Ostsee, das aufblühende, schon mächtig gewordene Handelsleben der Hansa zog ihn an; Nowgorod, Bergen (in Norwegen), Brügge und London wurden von ihm besucht. In Dänemark kämpfte er unter Königin Margaretha gegen Schweden. Darauf ging er nach England, Schottland und Irland und nahm thätigen Antheil am Kriege des Schottenführers James Douglas gegen England.

Nun hatte er am Norden satt; er wollte versuchen, wie sich das Leben im Osten und Süden mache. Mit Handelsleuten ging er über Polen an das schwarze Meer. Im Dienste eines Seefahrers, wo er die Geschäfte eines Schiffskochs und Ruderknechts nicht verschmähte, litt er auf einer Fahrt nach Trapezunt Schiffbruch, rettete sich jedoch an das Ufer. Von da machte er einen Ausflug nach Armenien und Persien und kehrte (bis 1391) über Kandia in das Kreuzheer seines Freundes Sigismund zurück, der indessen durch die Heirat mit Maria, der einzigen Tochter Ludwig des Großen von Polen und Ungarn, König des letztern Reiches geworden war und immerfort mit den Türken beschäftigt war. Nach der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis (29. Sept. 1396), wo er mit Mühe dem Tode entging, kehrte er nach Tirol zurück.

Tiefgefurchte Gesichtszüge, graue Haare, in einem Alter von 25 Jahren, Welt- und Menschenkenntniß besitzend — so kam Oswald zurück. Eine zufällige Bekanntschaft mit dem Edelfräulein Sabina Jäger von Tisens wurde für ihn die Quelle eines trostlosen langen Liebesschmerzes. Um seiner los zu werden, schickte ihn das Fräulein ins gelobte Land.

Digitized by Google

So wollte es die Sitte der Zeit. Mit einer rauhen Kutte angethan kam er nach Genua; hier warf er sie aber weg und segelte auf einem Kauffahrerschiffe nach Egypten, ging durch Arabien nach Jerusalem und wurde endlich zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen. Er kehrte durch Italien zurück und fand seine Dulzinea — verheirathet. Dieses Ereigniß, so wie der bald erfolgende Tod seines Vaters ergriff ihn tief.

Drei Jahre (1401—1404) befand er sich in der Lombardie. Bei seiner abermaligen Rückkehr fand er Tirol schon in Gährung; der Adel, der die Reichsunmittelbarkeit gegen die Habsburger anstrebte, schloß 1407. vorzüglich auf Betrieb Oswalds, den Elephantenbund und Oswald übernahm die Vermittelung zwischen dem Kaiser und dem Bunde. Der Landesfürst, der bekannte Friedrich mit der leeren Tasche, gab einstweilen nach und ließ sich ebenfalls in den Bund aufnehmen. Diese Zeit der Ruhe benützte Oswald zu Wanderungen nach Holland, England und Portugal und half 1411 Ceuta erstürmen. Sogar beim Herrscher des maurischen Granada fand seine Gesanggabe Anerkennung und reiche Belohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von F. P.

„Man glaubt zuweilen,“ sagt Lichtenberg, „man glaube Etwas, und — glaubt es doch nicht.“ — Ja wohl; aber oft findet auch das umgekehrte Verhältniß statt: man glaubt, man glaube Etwas nicht, und — glaubt es doch. Sagt nicht auch oft mancher Mensch, er könne eine gewisse Speise nicht essen? aber wenn er Hunger hat, ißt er sie doch. —

Deß sei gewiß, daß jener Mensch, welcher sich, ich weiß nicht rühmt oder beklagt, er habe — den „Glauben verloren,“ ihn wieder sucht, und nicht ruht, bis er ihn findet. —

Nie ist der Mensch reizbarer, als wenn er liebt. Versuche es, dich an dem Gegenstand zu vergreifen, den der Mensch liebt, und du bist in Gefahr, seinen ganzen Haß auf dich zu laden. Liebe und Haß liegen immer näher beisammen, als man gewöhnlich glaubt. Die Liebe hört oft auf Liebe zu sein, und schlägt in Haß über. —

In jenen Zeiten, wo sich der Mensch den Gemüthsaufregungen hingibt, geht in der Regel der Verstand auf Reisen. Und kehrt er wieder zurück, so erkennt oft der Verstand den Menschen, und der Mensch den Verstand nicht mehr.

Wer seinen geistigen Neigungen zu Gunsten zeitlicher Vortheile entsagen kann, der hat keine großen Neigungen. Die wahre Neigung zu Etwas ist kein bloßes Hinneigen, sondern ein Hingeneigtwerden.

Der Mensch beklagt sich gerne, daß er, um sich aus den Stürmen des Lebens zu retten, oft selbst sein „Liebstes“ über Bord werfen muß. Allein dieß würde wohl nicht geschehen, wenn sich der Mensch nicht am Ende doch selbst lieber hätte, als das, von dem er behauptet, daß es ihm das „Liebste“ sei.

Wann sind „schlechte Zeiten?“ Wenn es dem besten Menschen schwer wird, ein ehrlicher Mensch zu sein. —

Man spricht so oft von dem Mißbrauch der Freiheit, selten von dem Mißbrauch der Macht. Kann aber die Macht nicht ebenso wie die Freiheit mißbraucht werden? —

„Ihr verlangt,“ schrieb vor einigen Jahren Heinrich Heine an den alten Comunistenchef Prosper Enfantin, „einfache Kleider, strenge Sitten, wohlfeile Genüsse u. s. w.; wir aber im Gegentheil, wir wollen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, wohllüstige Düfte, Nymphentänze u. s. w.“ — Der Erfolg hat bewiesen, wie schlecht dem armen Heine dieses Götterleben angeschlagen! Der Mensch versuche die Götter nicht! —

Es ist eine alte Prophezeiung: Wenn unters Volk die Freigeisterei kommt, wird unter gewisse Freigeister wieder der Glaube kommen. —

In der ethischen Welt sollte man nur zweien Mächten das Wort gestatten: dem Glauben und dem Wissen. Jenen aber, welche beide zu vermitteln und unter einander zu vermengen suchen, sollte man schon aus sanitätspolizeilichen Rücksichten das Wort verbiethen; denn sie sind moralische Falschmünzer, welche die Aechtheit des Wissens verfälschen, und so hungernden Seelen ein Mischmasch auftischen, das, um uns so auszudrücken, den Magen des Geistes und den Magen des Leibes verdirbt. —

Man sagt, das Wissen mache den Menschen stolz und hochmüthig. Ich glaube das nicht; ich glaube vielmehr, daß das Wissen den Menschen demüthigt. Wer z. B. weiß, daß die Geistesstärke ebenso von gewissen organischen Verhältnissen abhängig ist, wie die Geistesschwäche, wie sollte der Ursache haben, stolz und hochmüthig zu sein? Demuth ist eben das Bewußtsein seiner Abhängigkeit. Je mehr der Mensch weiß, desto mehr kommt er zur Erkenntniß, wie abhängig er ist; je weniger er aber weiß, für desto unabhängiger und freier hält er sich oft. Der Stolz ist das Kind der Dummheit; die Demuth das Kind der Weisheit. —

Wer gerne den Spruch im Munde führt, „hüthet euch vor den Gezeichneten,“ vor dem muß man sich hüten; denn er ist selbst ein Gezeichneter, wenn auch nicht in körperlicher, so doch in geistiger und moralischer Beziehung. —

„Die Gravität ist eine körperliche Kunst,“ sagt ein Franzose, „die erfunden ist, um die Mängel des Geistes zu verbergen.“ Der Mann kann recht haben; man sucht oft zu scheinen, was man nicht ist. —

Wer da sagt, daß er nicht leicht Jemanden traue, gibt zu erkennen, daß er mehr sich, als Andere kennt. —

„Nur wer sich selbst genügt, kann allein leben.“ Ja wohl; aber wer sich anstellt, als genüge er sich selbst, den fliehe: denn er hat für nichts anderes mehr Interesse, als eben nur — für sich selbst. —

Digitized by Google

Die Gaben des Geistes kannst du bei einem Menschen viel leichter ergründen, als die Eigenschaften des Herzens. Eher weißt du, wie ein Mensch denkt, als wie er ist. Der Verstand versteht Vieles; aber das Herz versteht er oft nicht. Durch das Herz wird oft der beste Verstand bei der Nase herumgeführt. —

Sprüche und Scherze von Alex. Kaufmann.

Zweite Reihe.

9.

Man sagt so oft: „Sei sparsam mit der Zeit!“
Ich sage Dir: „Sei sparsam mit dem Leid!“

10.

Seh' ich um Nichts ein Aug' in Thränen brechen,
Mir ist es stets, als müss' ein Gott sich rächen,
Als müßten nun in Thälern, Schluchten, Schlünden
Des Unglücks Fluten zürnend sich verbünden.

11.

Dein Leid sei mein, Dein Lächeln sei der Welt —
So wärest Du der Sonne gleich gestellt!
Die Wolke weint — wer mag es ihr verwehren?
Die Sonne scheint und trinkt der Wolke Zähren.

12.

Das Auge, das vor Allem lockt und zieht,
Das Auge bleibt — der Wange Pracht entflieht,
Gewelkte Lippen mag der Kuß kaum färben —
Das Aug der Liebe lächelt noch im Sterben.

13.

Nicht allzuviel hat Gott gesetzt,
Woran die böse Zeit nicht wetzt —
Die nie und nimmer werden kranken,
Sind wenige, große Grundgedanken.

14.

Klassiker und Epigonen.

Welche Fülle vielgestaltig,
Welche Kraft, der stets gerieth! —
Wir bedünken uns gewaltig,
Glückt uns nur ein einzig Lied.

15.

Du willst nicht, gleich uns Andern, einsame Pfade zieh'n?
Wer liebt, wer denkt und dichtet, bleibt ewig ein Merlin.

16.

Leb wohl Romantik, schöner Jugendwahn! —
Frisch, auch das Leben schaut uns lächelnd an:
So laßt uns denn in's bunte Leben reiten,
D'rin ein poetisch Erbe zu erstreiten!

Tiroler=Biene.

Auf den Amraser Feldern wurde jüngst eine sehr wohlerhaltene Goldmünze des Kaisers Valentinian von einem Bauernknechte aufgefunden. Das Museum hat sie bereits angekauft.

* Gestern trafen die Bilder für die zweite Kunstausstellung ein. Ihre Zahl beträgt 42; darunter Ausgezeichnetes, wie so der Eber von Gauermann, die Entführung der Oreithyia von Karl Rahl. Morgen Sonntag dürfte die Ausstellung eröffnet werden, es ist wohl nicht zu zweifeln, daß sie von den so kunstsinnigen Innsbruckern sehr häufig besucht werden wird.

Korrespondenz.

Czernowitz, Juni 1852.

W—g. Hr. Eduard Linzbauer, ein Mitglied der galizischen Schulbehörde, dem unsere Gymnasial-Anstalt unterordnet ist, hat erst gestern nach einem mehrtägigen Aufenthalte Czernowitz verlassen. Der Professor **pro graeco und latino**, Herr H. E. Pöschl, geht mit dem Abschlusse des I. Schuljahres von der Gymnasial-Lehranstalt nicht ab, wie Ihnen berichtet worden.

Die theologische Lehranstalt weiset meist tüchtige Vertreter der einzelnen Wissenszweige. Obenan steht der verdiente Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes Herr K. Popowicz, dessen Leistungen sich die des Herrn Kalinczik und Herrn Janowicz würdig anreihen. Die Besetzung der Kanzel für die Pastoralberedsamkeit läßt leider viel zu wünschen übrig. — Letzthin besuchten wir auch die Seminaranstalt, zur Erziehung junger Priester griechisch n. un. Ritus. Sie hat 50 Stiftplätze, und steht unter der Leitung des umsichtsvollen Rectors Herrn Theophil Bendella, der auch in der Schönwissenschaftlichkeit die Feder nicht ohne Erfolg führt. Das Traurige des Lokals, in welchem die Anstalt unterbracht ist, wird aufgewogen durch die reizvolle Aussicht auf die Ruinen des Cècina. Wir sahen die Reste des Schlosses vom letzten Strahl der Sonne beschienen. Feierlich sahen sie aus. Unwillkürlich tauchten in uns alle Sagen auf, welche vom Cècina in des Volkes Munde leben. Eine derselben mahnt an Geibel's „Rheinsage.“ Man hat aber darum gar nicht Ursache anzunehmen, daß diese Cècinasage der Geibel'schen den Ursprung verdanke.

Finden wir doch bei unserem Landvolke Bürgers „Leonore“ als einheimische Volkssage, mit dem einzigen Unterschiede, daß Leonore nicht an Wilhelms Grabe ihr Leben aushaucht, sondern folgenderweise endet: „Wilhelm steigt in die Gruft, sein Liebchen bei der Hand nachziehend. Leonore aber läßt ihr Ueberkleid in seiner Hand und macht sich davon. In das Grab erst gelangt wird Wilhelm den Betrug gewahr, und schickt sich an, die Geflohene zu verfolgen. Leichte Beine jedoch tragen Leonore über einsame Felder zu einer Hütte, die vereinzelt dastehend, erleuchtet war. Wie groß ist aber ihr Schrecken! Leblos ist die Hütte, nur eine Leiche liegt auf dem Todbette. In die Hütte zu treten, fürchtet Leonore. Sie fällt im Vorhause nieder. Hier ereilt sie Wilhelm, aber er kann die verriegelte Thür nicht aufthun. Er fordert von dem Todten der Hütte Einlaß, den ihm diese aber nicht gewähren kann; denn Leonore wehrt es mit aller Kraft. Der Hahn krähet, beide Leichen fallen an den Thüren um, und — Leonore fand man auch todt.“ — Alterthümer wurden daselbst auch gefunden. Davon nächstens mehr. —

Sie dürften in Mozarts Lesebuch für die Gymnasien den Artikel gelesen haben, in welchem die Bukawinär gar nicht vortheilhaft geschildert werden. Der Name des Verfassers ist uns entfallen, aber der Artikel ist in dem Bande für die dritte Gymnasial-Klasse, zwischen den Seitenzahlen 300 und 400. Der Verfasser thut viel Unrecht dem Lande an. Daß dieser Herr aber ungegründet geschrieben, zeigt folgende Thatsache. Ein Huzule aus dem Dorfe Koniatin verfertigte eine Banknote, die viel Kunstsinn des Arbeiters verräth. Der Bauer kennt keine Lettern und keine Feder, und doch hat er die täuschende Nachahmung zu Stande gebracht. Ist der Huzule auch eingezogen, so zeigte er doch, daß auch Bukowinär einer Heranbildung fähig. Dadurch wollen wir dem Verbrecher nicht im Mindesten beipflichten. —

In Kürze erscheint im Verlage der **Wagner'schen Buchhandlung** in **Innsbruck:**

Die Mineralien Tirols.

Von

Liebener & Vorhauser.

Psychische Zustände

Von

Sebastian Ruf.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 26. Innsbruck, 26. Juni **1852.**

Kein Lied.

Du willst ein Lied? Du thöricht Kind!
Hast Du im Leben schon gesehen,
Daß Funken ohne Glut entstehen,
Daß Lieder kalt entsprungen sind?

Nie hat dein Aug mich angeschaut
Mit jenem heißen, tiefen Blicke,
Der wandeln könnte die Geschicke
Von zweien Seelen liebvertraut.

Hast Du gezittert, wenn ich kam,
Und färbte Sehnsucht Dir die Wange
Mit mir nach sel'gem Untergange?
Ergriff beim Abschied Dich ein Gram?

Du willst ein Lied? Wozu der Trug;
Was kann ein Lied Dir auch bedeuten?
Zu dem Genuß der Seligkeiten,
Die es besingt, bist Du zu klug.

Du willst von Liebe nicht ein Lied
Du willst ein Lied vom Leben hören,
Den losgeriß'nen Klang von Chören,
Der Räthsel tönend, lösend zieht.

Was menschlich echt, begreifst Du nie;
Den Inhalt lebenvoller Stunden,
Du hast ihn kalt nur vorempfunden
Mit eines Mädchens Phantasie.

Laß erst beleben sich Dein Herz,
Laß Sturm und Wonnen es durchwühlen, —
Dann sing ich Dir, dann wirst Du's fühlen,
Ein Lied vom Glück, ein Lied vom Schmerz.

Ludw. Aug. Frankl.

Ein Lied.

Mein Mädchen ist die Tulpe nicht,
Die stolz zum Himmel strebet,
Voll Majestät ihr Angesicht
Auf zu den Wolken hebet;

Mein Mädchen ist die Rose nicht,
Leis schaukelnd den Leib den schlanken,
Die erdwärts und zum Sonnenlicht
Ausschickt ihre Duftgedanken.

Mein Mädchen ist die Rebe nicht
Aus deren goldnen Beeren,
Der Saft entquillt, so kraftvoll und licht,
Bestimmt den Geist zu nähren.

Dieß alles ist mein Mädchen nicht,
Sie ist weit mehr wie ich glaube,
Mein Mädchen schaut als Sonnenlicht
Auf Tulpe, Ros' und Traube.

Und hat der Tulpe ihre Pracht,
Der Rose den Duft gegeben,
Der Traube den erquickenden Saft,
Dem Trinker doch Liebe und Leben.

Dichter der Parallelen.

Eine Geschichte aus Valgenair. *)

Was es nur heute beim Waldwirthe geben mag? Da ist ein Singen und Jauchzen und Gläserklingen, als wenn Hochzeit gehalten würde; ist heut doch nicht Dienstag. Nun ja die Fortgeher sinds oder besser gesagt die Heimkehrer; denn heute kommen sie aus der Schweiz in die liebe Heimat zurück, die Säcke voll Batzen und Thalern. Drum ist auch der Wirth so gefällig und munter, die blanken Münzen heimelen ihm gar zu sehr, was ihm in unserer Zeit nicht zu verargen ist, wo man die Tiroler lieber mit Versprechungen und mit Schein als mit Worthalten und Wirklichkeit abspeist. Die Kellnerin hat vollauf zu laufen; da heißt's: Grete, schenk ein, dort ist die Bouteille leer; der eine nimmt sie unter den Arm, schwingt sie in die Höh und gibt ihr einen Schnalzer, daß es patscht, als hätte man mit der Hand ins Wasser geschlagen; lautes Gelächter; Grete reißt aus und ist im Augenblick wieder da; man stichelt und spöttelt, aber 's Mädel ist nicht blöde und theilt Schnallen aus nach Noten. Heisa ist das ein Leben! Was nur dem einen dort hinterm Hangtische fehlen mag, daß er so still dasitzt, als wäre er von Lehm und könnte nicht fünfe zählen. Der Waldeler setzt sich zu ihm hin und stopft die Pfeife an. „Martli, Martli, wie hat's dusse gschlaunt?“

*) Ein Gehöfte auf einem Berge am Eingange ins Paznaun im Oberinnthale.

Digitized by Google

fragte er, ihm auf die Achsel klopfend. „Muß gut sein,“ war die Antwort, „bin schon zufrieden.“ „Nun denn lustig gemacht, es dauert ja ein rundes Jahr, bis ihr wieder heimkehrt, und wer weiß, ob so glücklich, wenigstens nicht mehr so jung.“ Martli steht auf: „Grete, eine Maß und einen Tropfen 'nen Süßen drin.“ „So ist's recht,“ lächelt der Wirth, „du wirst doch nicht der alte Knigger werden, wie dein Vater.“ Martli schaute ihn verwundert an und hatte nichts zu antworten. „Ich versteh dich schon,“ fuhr der Alte fort, „heut ists so und morgen ist es wieder anders; fahr nur so fort, dein Vater ist schon recht, er war vorigen Sonntag da mit dem Zins und hat auch ein Schöpli getrunken. Grete, potzsapperment, tummle dich.“ — Die Maurer hatten sie umstellt wie ein neues Haus mit ihren Gerüsten, das Potzsapperment des Alten aber machte Bahn — „er wird auch alle Tag älter, ich fürcht', ich fürcht', es ist bald aus; von den Jungen sterben viel und wir Alten alle, Gott geb ihm noch langes Leben, er ist ein guter Mann.“ „Da Martli, nimm,“ rief Grete. Martli nahm Grete die Flasche aus der Hand, hob sie in das Licht; „Ihr vertraut mir doch die Flasche bis Sonntag?“ „Mit sammt dem Weine,“ lächelte der Waldeler. „Was ich zahlen kann, zahl ich gern, wir stehn schon doch auf eurer Tafel genug.“ „Thut nichts, ist gut aufgehoben; wenn man auf etwas ansteht, ihr kennt mich ja.“ Martli zahlte, schob die Flasche sorgsam wie einen Schatz in die Juppentasche, warf den Ranzen über die Achsel und dem guten Wirthe dankend schlich er sich zur Thüre hinaus. „Nun haben wir den Lehmsieder vom Halse,“ riefen die Andern, „es ist, als wenns einem die Kehle zuschnürte, wenn man diesen lahmen Kerl sieht. Hellauf, Wein her! da sind Thaler, Waldeler!“ Waldeler lächelte auf die blanken Thaler, die sie auf den Tisch hinein schlugen, daß sie klingelten; aber die Burschen selbst gefielen ihm eigentlich doch nicht, indessen dachte er sich sein Theil und ließ sie gebaren, obwohl er ihnen mit einem Worte hätte das Maul stillen können. Denn die meisten gehörten gerade nicht zu den reichsten und hatten mehr Schulden als ein Bettler Flöhe. „Im Frühjahre,“ dachte er, „da sind sie schon stiller. Jetzt heißt es, noch eine Bouteille, zu Lichtmeß: ä Schoppli, um Jörge: eine Rolle Tabak und ich will sie zahlen, wenn ich heim komme.“ Nun wollen wir aber diese Burschen zechen lassen und uns um Martli wieder umsehen. Der eilt, als hätte er etwas parirt. Ein flinker, stämmiger Bursche mit breiten Schultern und fester, gewölbter Brust. Die Locken fallen ihm blond über den Nacken herab, während die hohe Stirne frei und offen erglänzt. Zwei Augen wie des Adlers so scharf und die etwas gekrümmte Nase paßt trefflich zum Ganzen. Unverdorbenheit und Güte spricht aus allen Zügen, ein kreuzbraver Kerl!

Nun aber werden die Leser doch wissen wollen, wer denn dieser Martli eigentlich ist. Ich kann aber auch nicht mehr sagen, als daß es des Stöffa's Martli ist. Und dieser Stöffa ist ein Bauer auf Valgenair und hat ein kleines Gütchen zu drei Zeitrindern und zwei Kälbern nebst einigem Kleinvieh und davon ist er noch die Hälfte dem Waldeler schuldig. Doch durch Fleiß und Arbeitsamkeit hatte er sich und seine kleine Familie erhalten, bis der Martli fortgehen konnte, und jetzt kann der Vater schon etwas nachlassen. Der Bue bringt alle Jahr einen schönen Kreuzer zum Zinsen und er und die Lena, die einzige Tochter, arbeiten das Gütchen. Nur seit dem Brennen im Burgfried haben sie eine Base angenommen, vom Narren-Thomele die Tochter, weil ihr Gut und ganze Habe in Feuer aufgegangen war. Sie heißt Christili, ein gutes, arbeitsames Mädle. Sie lebten recht friedlich und zufrieden. Gerade sitzen die drei am Kamine. Christili spinnt, Lena schürt, und der Alte mit dem Klemmspiegel auf der Nase und das tuifelstarkene Kappli auf dem Kopfe liest eine Legende von Vogl und macht scharfe Bemerkungen, denn er gehört zu der Gattung der Bibelstecher. „Mach die Lade zu, Christili,“ sagt Lena, „der Nachbarbue guckt sich sonst die Augen aus, was nur der jetzt immer, seit du da bist, zu fensterlen hat.“ Klapp! und die Lade ist zu. Da haben sie sich aber verrechnet, denn es ist Martli gewesen; wir sind vorausgeeilt, obwohl er auch nicht stehen geblieben ist. Es drängte ihn so mächtig in das liebe Stübchen zu kommen, den Vater zu grüßen, zu küssen, und vor allem die blanken Thaler ihm auf den Tisch zu leeren; sie wurden ihm so schwer, er konnte sie nicht mehr länger ertragen. Doch hielt er an sich, als er die Schwelle betrat und Licht auf dem vor dem Fenster stehenden Tannenbaume bemerkte. Er mäuselte hin und sah die drei Guten gemüthlich beisammen sitzen, wie vor Jahren, wo noch die Mutter lebte. Die fiel ihm jetzt ein, das Herz klopfte ihm laut und doppelte Rührung bewegte sein Inneres. Er wäre noch länger in dieser Rührung dagestanden, wenn man ihm nicht die Lade vor der Nase zugeschlagen hätte. Er kehrt ins Haus zurück, drückt auf die Schnalle — „Martli, Martli! Jesus, er ist's!“ ruft Lena, läßt den brennenden Span fallen und springt auf ihn zu: „Gott grüß dich, Gott grüß dich!“ Der Alte hob den Kopf, starrte durch die Gläser auf die beiden Kinder und streckte seine Hand ihm entgegen; Martli schlägt ein und der Alte sie schüttelnd lächelt: „So Bübli, weil du nur wieder da bist, ganz unverhofft, ganz unverhofft,“ seine Augen funkelten und Martli drückte ihn steinkeif aus Herz. Die Lena nahm ihm das Felleisen ab, und brachte einen Stuhl: „Da setz dich, bist so recht müd.“ „Ich will lieber zum Vater sitzen,“ sagte er, und setzte sich an seiner Seite nieder. Da ging nun ein Fragen und Plaudern, ein Erzählen und Fragen an. Er sagte ihnen, warum er so früh schon gekommen, weil es nämlich in der Schweiz unruhig werde, die Freischärler herumzögen und alle waffenfähigen Burschen aufpackten und anderes Unwesen trieben. „Für die Schweizer will ich nicht Soldat werden, noch viel weniger mich erschießen lassen, wenn es sein muß, so geschehe es für unser Landl, und drum bin ich fort wie Andere.“ Der Alte athmete tief auf, als Martli vom Soldat werden u. s. w. sprach, denn Martli, ach, der einzige Sohn (den ältesten konnte man nicht rechnen, denn das war ein Lump und schon 6 Jahre nicht mehr heimgekommen,) Martli mußte heuer zum letzten Male spielen. Wie leicht konnte er es verspielen, und der alte Vater ist allein und verlassen. Doch jetzt ist nicht Zeit zu solchen Betrachtungen. Jetzt ist nur von Freude die Rede. Lena vergaß sich ganz; den Arm um seinen Hals geschlungen horchte sie mit offenem Munde, der Vater auf der andern Seite hatte seine Rechte gefaßt und ein behagliches Lächeln leuch-

Digitized by Google

tete auf seinem Gesichte. Martli in der Mitte ist ganz glücklich. Nach langer Trennung, schwerer Arbeit und Kummer im heimischen Stübchen wieder, am Kamine von zwei Wesen umschlungen, die ihm das Theuerste sind auf dieser Welt. Jetzt konnte er es nicht mehr länger aushalten. „Lena! ei geh und trag das kleine Tischli her.“ Christili sprang hin und stellte es vor die drei Glücklichen. Christili war bei der Ankunft des Martli erschrocken, daß ihm lange noch das Herz klopfte, denn Lena hatte den brennenden Span ihr auf den Fuß geworfen und als es aufsprang, fiel 's Rädchen um, so daß beinahe der aufgebundene Flachs in Brand gekommen wäre, hätte es nicht schnell wieder darauf getreten und seitdem stand es auf der Seite, und so oft Martli herblickte, schaute es nieder und schämte sich über seine Ungeschicklichkeit. Als jetzt Martli sagte, „Lena, trag 's klane Tischli her,“ lief es voll Freude und kam der Lena zuvor. Zugleich lispelte es ihr etwas ins Ohr. „Bin ich doch ein Patscheli, vergesse Alles,“ sagte Lena aufstehend und griff nach dem Schlüsselriemen, der ihr an der Seite klimperte. „Martli, jetzt was magst du? hast gewiß recht Hunger, ei, ei! daß mir doch das nicht eingefallen ist!“ „Brauche nichts,“ erwiederte Martli, „ich habe jetzt gar keinen Hunger mehr, dafür wollen wir aber ein Gläschen trinken.“ Er fuhr in die Tasche, zog langsam die Bouteille heraus und stellte sie vor dem Alten auf den Tisch. „So Vater, a Tröpfli Wein thut euch gut.“ „Du Tunders Bue, was nicht noch alles,“ lächelte der Alte, indessen Lena nicht nach ließ, zu fragen, ob er Knöpfli wolle, oder a Rahmmüeßli oder ein Koch. Martli stimmte für das Letztere, wenn sie es schon nicht anders thue. Lena gab dem Christili die Schlüssel; denn sie selbst wollte nicht von dem lieben, lieben Martli. Erst jetzt fragte dieser, wer denn dieß Christili sei, er hatte oft darauf hingeschielt, wie es so verschämt hinterm Wikli stand und die blauen Augen nieder schlug; das gefiel ihm gar recht gut. Sie erklärten ihm abwechselnd, daß es von Weitem sein Baseli sei und dem Burgfrieder Thomele gehöre, das nach dem Tode seines Weibes in Irrsinn verfiel und durch alle Berg und Thäler pilgerte und immer auf seine verstorbene Gattin wartete oder ihr entgegen ging, ach! und ihr nie begegnete, sie nie erwartete. Gute Leute hätten die sieben Töchter, von denen es immer sagte, wenn man es spaßhalber um eine anging, daß sie schon an Englische versprochen seien, angenommen und Christili wäre noch übrig geblieben. „Wir haben zwar selbst nichts,“ fuhr der Alte fort, „aber ich habe das liebe Kind doch nicht fortschicken können, als es zu mir kam und klagte, es habe keinen Ort und bat, ich möchte es behalten bis Lichtmeß.“ „Da habt ihr wohl Recht gehabt, Vater!“ meinte Martli. „Wir haben auch keinen Schaden an dem Mädl,“ bemerkte Lena weiter, „'s Christili arbeitet für zwei und ist immer guten Muthes. Was es angreift, versteht es und geht ihm gut von Händen, ich weiß nicht, wo es das gelernt hat, es ist doch nirgends hingekommen. Ich habe das Stili so gern wie eine Schwester und wir lassen es nicht mehr fort, wenn nicht du, Martli, etwas dagegen hast.“ „Ich? ich?“ stotterte Martli; denn er glaubte, Lena scherze und sie hätte ihm seine Gedanken schon von der Stirne herabgelesen, „ich habe nichts dagegen, was du thust, ist recht.“ „Es kann vielleicht noch gut ankommen,“ setzte Lena bei, „der reiche Nachbarbue ist kreuzverliebt darin.“ „Der Bartl, der Krauskopf,“ fragte Martli, „und sie mag ihn?“ „Ich weiß nicht; es spuht freilich gewaltig davor, wenn man es damit aufzieht, aber Leute, die am meisten ob einander thun, die kommen gewiß zusammen.“ „Das wollen wir sehen,“ lächelte Martli, schenkte behaglich ein und brachte es dem Alten: „Gute Gesundheit, Martli!“ er schmatzte mit den Lippen, „gut getroffen, du weißt halt schon, wie ichs gern habe.“ Lena trank auch, „einen Süßen, da muß 's Christili doch auch kosten,“ meinte sie, und ging mit dem halbgefüllten Glas in die Küche. Da hatte das Christili Feuer aufgemacht, zwei Eier von der schwarzen Henne geholt, (diese legte nämlich besonders große, denn es war eine wälsche vom Lande herein gekauft), und rührte den Teig ab. Es rührte und rührte immer, du närrisches Kind, er wird ja viel zu hart. Die Thüre geht und Lena kommt mit dem Weine. Christili schreckt auf wie von einem Traume; was es nur gedacht haben mag bei diesem Rühren? Ich wills euch ein andersmal sagen; jetzt nippte es nur und getraute sich kaum die Lippen zu berühren, denn von Wein hatte es nur als von einem köstlichen Getränke reden gehört, gekostet noch keinen. Im Himmel, hatte ihm die Mutter gesagt, bekomme man ihn dann zu trinken, und so glaubte es jetzt wirklich droben zu sein, voller Freude, daß Martli auf es gedacht und es gewürdiget ihm das erste Nachtessen zu bereiten. Das Koch ist fertig, schön geröselet liegt er in der Pfanne, nun wird aufgetragen, die drei andern müssen mithalten und mit Wein wird das Koch hinuntergeschwenzt. Es war ¾ auf 8 Uhr und ich glaube nicht, daß in dieser Stunde in oder außer dem Thale eine Familie vergnügter und glücklicher beim Abendmahle gesessen ist, als diese da. Der Wein machte lustig, und das ganze Dorf wurde durchmustert, auch das Christili nicht vergessen mit dem Nachbarbue; besonders Lena hatte die Freude es zu necken. Sonst lachte es oder haute ihr hinauf. Aber heute that es ihm entsetzlich weh; denn vor Martli getraute es noch nicht zu reden und konnte sich so nicht vertheidigen. Es weinte und wollte fortgehen. „Du Narrli,“ sagte der Alte, „du mußt doch Spaß verstehen lernen; der Nachbarbue geht ihm halt nicht ein.“ Martli war ganz außer sich vor Freude, als er das hörte, er faßte Christili bei der Hand und zog es zu sich auf die Bank nieder, und schenkte ihm ein: „Wir wollen recht lustig sein,“ sagte er aufstehend, die Bouteille in der Hand: „der Vater soll leben!“ Lena schlägt mit ihrer Schale an (Glas hatten sie nur eins), Christili thut auch so und der Vater erwiedert behaglich: „Ihr sollt auch leben, liebe Kinder, recht lang und recht glücklich.“ Martli setzte sich, knöpfte das Leibli auf und schnallte das Ränzchen los; Alles ist still und voller Erwartung. „Hier Vater, das hab ich verdient;“ er schüttelte 100 Thaler auf den Tisch heraus, ein blendender Haufe Geldes. Ihr könnt euch selbst denken, wie zufrieden der Alte war. Nicht etwa, daß er ein so großes Gefallen an den blanken Thalern gehabt hätte, sondern ein solcher Sohn freute ihn und andererseits wohl auch das Geld, weil er damit wieder zinsen konnte und auch von der Schuld etwas abzahlen. Er drückte dem guten Martli die Hand, und sagte: „Bist recht fleißig gewesen.“ Martli genoß dabei eine große

Digitized by Google

unbeschreibliche Lust. Jetzt vergaß er das Spötteln, die Stichreden seiner Kameraden, die noch beim Waldwirthe zechten, und dort ihre Thaler herumwarfen. Der Alte strich sie andächtig über den Tisch herab in den großen Geldbeutel und legte sie in das hintere Trühelchen des Wandkastens. „Wenn du etwas brauchst, Martli, so weißst du, wo es ist. Jetzt gehn wir schlafen. Gelobt sei Jesus Christus! Steh nicht zu früh auf, Martli, schlaf wohl.“ Er ging ins Nebenstübli. Lena leuchtete dem Martli in die Kammer. Christili und Lena schlafen bei einander, von Martli durch eine Wand getrennt. Wie sie etwa schlafen mögen?

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die italienische Literatur.

Was in Deutschland gedruckt wird, wird binnen Kurzem Gemeingut für alle Deutschen, nicht bloß für die in den deutschen Bundesstaaten lebenden, sondern auch für die in den deutschen, russischen oder französischen Provinzen, selbst für die in Amerika wohnenden Sprachgenossen.

Dieß verdanken wir der Ausgabe von ein paar Gulden, welche in jedem einigermaßen bedeutenderen Orte gern gemacht wird, und die ganze Umgegend in den Stand setzt, alle 6 Monate zu erfahren, was in deutscher Sprache gedruckt erscheint. Dieß ist der Leipziger Meß-Katalog, eine Einrichtung, welche keine andere Nation besitzt, selbst nicht der systematische Engländer und nicht der industriöse Franzose.

Am meisten ist dieß bei unsern Nachbarn, den Italienern, zu bedauern, bei denen, unsern Lehrern in der klassischen Literatur, sich noch der alte Sinn für Wissenschaft erhalten halt. Von dort zu erfahren, was gedruckt wird, hält dießseits der Alpen sehr schwer, da dort das wesentlichste Erforderniß dazu, der Buchhandel, ganz fehlt. Der Buchhändler H. Franz in München hat schon mehrere Male angefangen, für die italienische Literatur diesem Bedürfnisse abzuhelfen, allein die Hindernisse sind zu bedeutend.

Dennoch verdient die italienische Literatur unsere Aufmerksamkeit, weil dort die Wissenschaft noch in den ersten Klassen der Gesellschaft heimisch ist. Wir haben in Deutschland vielleicht verhältnißmäßig mehr Gelehrte, allein die vornehme Welt besitzt in Italien deren mehr, als in Deutschland, und die Tendenzen die guten wie die schlechten, kommen von oben, nicht aus dem Proletariat. Wir dürfen nur Turin, eine Stadt von mehr als 100,000 Einwohnern, mit ähnlichen deutschen Städten vergleichen, und man wird dann nirgends eine solche Anzahl von vornehmen Gelehrten finden, deren Beispiel nicht ohne Wirkung bleibt. Wer kennt nicht den in Turin lebenden Geschichtschreiber der Kriegskunst, den Marquis Sclozzo, den dortigen gelehrten Beschreiber Sardiniens, den Fürstensohn della Marmora, den Romantiker Marquis d' Azeglio, die Antiquare Grafen Verme de Baudi und Sanquintiro, den Historiker Grafen Sauli, den Literaten Grafen Provana, aus dem ältesten Adel Ober-Italiens abstammend? Eine vorzügliche Erwähnung verdient der Graf Fried. Sclopiß, dem wir eine sehr geachtete Geschichte der Rechtsverwaltung in Italien verdanken, ein Gegenstand, den nach ihm auch der dortige Professor Albini mit vielem Glück behandelt hat. Auch die bedeutendsten Staatsbeamten beschäftigen sich mit Wissenschaften; so hat der jetzige Finanz-Minister Vittor Cibravio vor Kurzem einen Band geschichtlicher Forschungen herausgegeben. und wie ist nicht Graf Cäsar Balbo als ausgezeichneter Historiker bekannt?

Wenn aber die erste Gesellschaft den Wissenschaften huldigt, muß die Liebhaberei dafür sich weiter verbreiten, darum gehört der Dichter Ponti, der Antiquar Cossera u. s. w. zur guten Gesellschaft und statt daß man zur Ehre einer Braut einen Ball gibt, läßt man in Italien literarische Hochzeitgeschenke drucken, worüber der Unterzeichnete in den Magazin der Literatur des Auslands zu Berlin nähere Nachricht gegeben hat.

Breslau. J. F. Neigebaur.

Ein Ritter- und Dichterleben des 15. Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

In den folgenden Stürmen der Zeit, herbeigeführt durch die Kirchentrennung, bewies sich Oswald stets als Anhänger des Kaisers. Friedrich mit der leeren Tasche, bekanntlich wegen Vorschubleistung zur Flucht Johann XXIII. vom Kaiser in die Acht erklärt, siegte in Tirol mittelst der Hülfe des Landvolkes und Oswald traf mancher harte Schlag. So wurde sein Erbgut, Schloß Hauenstein, ausgebrannt, und als er es wieder wohnbar gemacht hatte, lebte er dort, nachdem Friedrich mit dem Kaiser 1418 einen Vergleich geschlossen, sehr einsam. Nur der Besitz einer jungen, schönen und geistreichen Frau, Margaretha von Schwangau, die er vermuthlich auf dem Constanzer Concil geheirathet hatte, erleichterte sein Loos. Aber nun brach der ärgste Sturm gegen ihn los. Auf sein Haupt schob der Adel mit Unrecht alle Schuld seiner mißglückten Unternehmungen. Ueberlistet wurde er gefangen gesetzt und zwar auf Betrieb — seiner frühern Geliebten Sabina Jäger, die, nach dem Tode ihres Gatten, am Hofe Friedrichs in Innsbruck großen Einfluß erlangt hatte. Sie wies nämlich Erbansprüche auf eine bedeutende Summe vor, die sie von den Wolkensteinern erheben müßte. Fehden und thätliche Feindseligkeit erfolgten; erst als vom Kaiser Sigismund Briefe bei Friedrich anlangten, wurde Oswald gegen Erlegung von 6000 fl. freigegeben. Er war so hart gefesselt worden, daß er zeitlebens hinken und an der Krücke gehen mußte. Seine Freilassung war im Jahre 1422 erfolgt. Auch seine Frau erlag den Ereignissen und starb nach einigen Jahren; sie hinterließ fünf Söhne.

Nach einer kurzen die Sache unentschieden lassender Erhebung des Adels an der Etsch 1423 wurde Oswald vom Kaiser Sigismund, der den Plan, Tirol mit Reichstruppen zu überziehen, noch einmal aufnahm, nach Ungarn gerufen und als Geschäftsleiter bei den deutschen Fürsten am Rheine gebraucht. Friedrich kam noch rechtzeitig hinter die Sache, und die Nothwendigkeit für die Behauptung Böhmens einen Halt an Oesterreich zu haben, bewog den Kaiser zur völligen Aussöhnung mit Friedrich 1424, wobei jener den neuen Rechtszustand in Tirol, wie er ein Jahr früher auf dem

Digitized by Google

Meraner Landtage endgültig festgesetzt worden war, anerkannte. Die Macht des Adels war nun für immer gebrochen.

Auf Oswald hatte der Kaiser vergessen; er wurde daher auf Vellenberg bei Innsbruck in harter Haft gehalten und verdankte nur der Großmuth Friedrichs Leben und abermalige Freiheit 1427. Nachdem er sich 1430 mit Anna von Embs zum zweiten Male verheirathet hatte, unternahm er seinen letzten Zug im Kreuzheere gegen die Hussiten. Die Unternehmung lief unglücklich ab und Oswald begleitete den Kaiser nach Rom, der dort von Eugen IV. gekrönt wurde. Auf dem Rückzuge nahmen die beiden Freunde in Südtirol für immer von einander Abschied. In freudeloser Einsamkeit verlebte er meistens auf Hauenstein die letzten Lebensjahre und starb 1445.

Das war das vielbewegte Leben unseres Dichters. Auf ihn läßt sich anwenden:

πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἴδιν ἄστα καὶ νόον ἔγνω.
πολλὰ δ' ὅγ ἐν πόντῳ πάθιν ἄλγεα . . . . . .

Der Beweggrund zu seinen vielen Fahrten und Wanderungen ist theils in der Sitte der Zeit, theils in seinem eigenen Hange zu suchen. Sie sind traurige kalte Wirklichkeit gegen jene idealen Ritterfahrten, deren schönste uns im Parzival erzählt wird. Dieser sucht, irrt und findet endlich; was Oswald gefunden, ist die Erkenntniß, daß alles nichtig und eitel sei; daher sein durch die bittersten Erinnerungen getrübtes Greisenalter. Er kannte die Länder Europas; welcher Unterschied zwischen dem Reisezwecke jener und dem unserer Zeit! Dort galt es die reine eigene Persönlichkeit, die Befestigung eines ausgeprägten Charakters, nämlich des Ritterthumes, idealisirt im Suchen des heiligen Grals ohne nähere historische Klarheit und Grundlage, erwärmt und zauberhaft beleuchtet von einem Mystizismus tiefen reichen Gemüthlebens. Eine andere Richtung riefen die dringenden Forderungen des Geisteslebens durch Entwicklung der Vernunftthätigkeit hervor. Man untersuchte den Boden, auf dem man stand, erst der Ausdehnung und dem Umfange nach, jetzt nach der Beschaffenheit und den Erzeugnissen desselben, wodurch es seit kaum einem halben Jahrhunderte möglich geworden, auch die Geschichte und außerdem todte philologische Wissenschaft zu einer lebendigen, kräftigenden und anregenden umzugestalten. Man fand den Seeweg nach Ostindien, man entdeckte Amerika, man umsegelte die Erde, man sah die glutflüssigen Ideen von Eldorado's und neuen Paradiesen an der kalten Wirklichkeit sich kristallisiren — zu Perlen und Edelsteinen der Wissenschaft; man unternahm und unternimmt Nordpolfahrten und Expeditionen in die glühenden Sandsteppen Afrika's; man durchforschte den Himmel, suchte Sonnen und Centralsonnen und lernte, da man keine letztere fand, die Unendlichkeit der Welt deutlicher empfinden *). In einem Reiche, wo der vollkommenste Absolutismus das Scepter führt, wo vor 200 Jahren noch das Skelett eines menschlichen Körpers den Anatomen in den Ruf böser Zauberei und in Lebensgefahr brachte — in Rußland folgt jeder kriegerischen Expedition in Asien eine naturwissenschaftliche in den Fußstapfen nach und wir — wir können bei Allem dem die Zukunft nur ahnen! Doch betrachten wir jetzt unsern Oswald als Dichter.

Seine Gedichte sind in drei bekannten Handschriften vorhanden, zwei davon sind in Innsbruck, die dritte in der Hofbibliothek in Wien. Beda Weber gab 1847 Oswalds Gedichte nebst Biographie des Dichters und sprachlichen Erläuterungen (Innsbruck bei Wagner) heraus. Diesem Werke folgte 1850 im Verlage der gleichen Firma eine ausführlichere Geschichte Friedrichs mit der leeren Tasche und Oswalds von Wolkenstein. *). — Was nun die Sprache dieser Gedichte betrifft, so ist sie weder die der Minnesänger, noch die der Meistersänger. Eine gewisse oft unmittelbar aus dem tirolischen Bauerndialekte in sie übergegangene Härte charakterisirt sie; dazu kommt noch Beimischung des Fremden, namentlich verdeutschter Italienismen. Ja es findet sich sogar ein Gedicht, an seine Frau gerichtet, wo in jeder Zeile eine andere Sprache ist:

Dò fraig amors, ach wärs mein lieb,
adjuva me, hilff mir,
ma lot, mein Pferd,
myn ors, mein roß,
na moy sercce, darzu mein herz.
rennt mit Gedank,
Frau, puraty nur zu dir,
Mille schenna, zartliebstes Weib 2c. **)

So geht diese Spielerei weiter, indem auch französische und spanische Reimzeilen kommen. Uebrigens ist die Schreibart einem ungeübten Auge unerträglich widrig, und meines Bedünkens hätte es weder dem Publikum noch der Sprachforschung Eintrag gethan, wenn B. Weber an die Schreibart der Wörter den Maaßstab des reinen Mittelhochdeutschen oder der spätern Sprache der Meistersänger, z. B. Hans Sachs ändernd und verbessernd gelegt hätte.

Aehnlich wie bei den ältern Minnesängern in Gottesdienst, Herrendienst und Frauendienst (Simrock's Uebersetzung Walters v. d. Vogelweide) sind Oswalds Gedichte abgetheilt in religiöse (wozu die moralischen gehören), historische (wozu die politischen) und erotische. Wir wollen den Inhalt im Allgemeinen betrachten.

Von den Gedichten erotischen Inhalts erinnern einige ganz an die ältern Tag- und Wächterlieder. So wird in Einem der Abschied zweier Liebenden erzählt, das Signal dazu ist der anbrechende Tag.

Sie wurden seufzen und klagen
das sie nu wolt verzagen
des liechten tages schein:
sie sprach, mein traut geselle,
Es gee recht, wie es welle,
du bist gewaltig mein!

Schon bläst der Wächter ins Horn, das Fräulein denkt sich:

ach sunne! was hat dich fürher bracht?

---

*) Es ist bekannt, daß das Wort Welt (werlte, englisch world, gothisch vairalts) ursprünglich „Mannesalter“ bezeichnete. Dieser enge, nominelle Begriff hat sich erweitert, wie die Menschheit, die Wissenschaft, die Zeit selbst! —

*) Außer den genannten ist mir keine Arbeit über diesen Gegenstand bekannt. Zerstreut findet sich manches; so eine Biographie Oswalds in Hormayrs historischem Taschenbuche von 1824; kurz aber treffend ist der Dichter besprochen von Adolf Pichler in dessen Skizze: „die Poesie in Tirol“ im deutschen Museum von Rob. Prutz, 1851, I. Jahrgang, 19. Heft. —

**) fraig = franz. vraie-e. — lot ungar. — ors = engl. horse. — sercce = slav. (tschech.) sdrce. — puraty = franz. pour à toi. — Mille = tschech. mily-a-e. — Schenna = slav. shena.

Digitized by Google

Nun frägt sie den Knaben, wohin denn sein Sinn stehe; dieser antwortet: nach Syrien! und bittet sie um guten Rath auf die Reise. Das thut sie denn auch, sagt ihm Alles, was er auf dem Schiffe zu thun habe, wie er sich in Bezug auf die verschiedenen Winde verhalten müsse u. s. w., als wäre sie schon jahrelang Kapitän gewesen und drückt dabei vor Liebe und Schmerz den Knaben so, daß dieser erschrocken um die Ursache ihres Zornes frägt. Sie antwortet:

ach nein, du auserweller man,
mich reut dein sorglich von mir gan,
deß bin ich muetes worden an.
höe zu den voglein wunnesan,
den tag zu melden sie nit lan
ein jedes vicht sein sundern tan (Ton)
mit heller stimm auf baumes ban u. s. w.

In der Antwort spricht der Geliebte den Wunsch aus:

ich wollt e sein ein animal,
ja wesen gleich der nachtigal,
damit deins leibes zarter sal
an schuld nicht flur (verlöre) der eren geal u. s. w.

Zum Schlusse ermuntert sie ihn mit den Worten:

gesell, dein widerkunft nicht spar,
sand Peter muß dich decken! —

Anziehend ist die Erzählnng, wie ein Bürger und ein Hofmann disputiren, wer „den Fräulein baß hohen Mut gebe.“ Obmann ist eine alte Dirne. Der Hofmann spricht:

Ich bin ein jüngling küne,
kraus, weiß ist mir das har,
darauf ein krenzlin grüne
trug ich das ganze jar.
wol kann ich singen, schallen
und schreien frischlich juh:
sollt ich nit baß gevallen
den freulin rein, wann du?

Sehr komisch erwiedert der Andere:

Ich bin ein burger weise,
Gar still ist mein gefert,
mit suessen worten leise
wird mir vil liebs beschert,
und trag ein swere taschen
die ist der pfenning vol,
darin so laß ich naschen,
das tut den freulin wol.

Vergebens zählt der Hofmann alle seine ritterlichen Künste und Vorzüge auf, der Geldbeutel des Bürgers überwiegt alle Gründe. Zornig schlägt der Hofmann die Dirne mit einem derben Fluche („der teufl mus dich schenden, das geb ich dir zu lon, du alter böser sak u. s. w.“) hinter die Ohren, aber der Bürger entschädigt sie mit fünf Pfund für diesen Stoß, daß sie Hühner, Eier, Würste und dazu guten Wein sich kaufe. Aber auch zu melken will sie haben und er kauft ihr Kuh und Kalb und wessen ihr Leib bedarf, nur muß sie, da er „ein schöne metzen da oben an dem ek“ weiß, ihm diese erschwätzen. Zum Schlusse derbe Schmähungen gegen die alten Weiber vom Dichter selbst, woraus sich schließen ließe, daß allenfalls er selbst der Hofmann gewesen. Gewiß ein hübsches, wenn auch nicht gar romantisches Genrebild aus dem Leben jener Zeit! —

Ein andersmal singt er schön:

Ir alten weib, nu freut euch mit den jungen
was uns der kalte winter hat betwungen,
das will der maie
mit geschraie
dungen
mit suesser kraft,
den wurzlin geben saft.
des kalden snee's mag er nit länger tauren,
was sich versmogen hat in krumbes lauren,
das wil er wecken,
recken
schir aus trauren
laub, blumlin, blued,
graw wurmlin, tierlin mued.
ir voglin, smirbt eur rauhe kel,
trett auf hoeher, finget hel,
ir wilden tier, vernent eur fel,
hart welgt euch in den blumlin gel u. s. w.

Diese und wenige andere Stellen klingen an den ältern Minnegesang an. Vorzüglich besungen wird seine Frau Margarethe, sein „liebes Gredl,“ außerdem viele andere Schönheiten, deren er eine große Fülle auf dem Konstanzer Concil sich entfalten sah. Manches, besonders aus seinen jungen Jahren, gränzt an Liebeswahnsinn; indessen auch nach der Vellenberger Gefangenschaft, da er schon auf Krücken gehen mußte, ist er noch nicht müde, sondern klagt beziehungsweise, daß er lahmer mit Jammer nie erreiche ein Ziel. Eine oft heftige, oft wehmüthige und weiche Stimmung spricht sich aus bei der Erinnerung an Sabina, die ihm einst sein Alles gewesen; dabei schmäht er höhnisch und derb die alten Weiber, was auf jene bezogen werden muß, die später als Witwe, ziemlich bejahrt und nicht mehr im Glanze der Jugendschönheit, dem Dichter so feindselig entgegen trat.

Man glaube aber nicht, daß ländliche Schönheiten von Oswald verschmäht wurden. Das beweisen Stellen, wie:

ain graserin durch kuelen tau
mit weissen blosen fußlin zart
hat mich erfreut in grüner au u. s. w.

oder:

ain jetterin jung, frisch, frei, fenet
auf stilelm berg, in wilder höch
die geit mir freud und hohen muet,
in einem hag mit stiller lausch:
so wart ich ihr recht als ein fuchs u. s. w.

Wirthshausscenen, Klagen über den Wirth, der nicht borgen will u. d. m. fehlen nicht. Uebrigens muß ihm sein Bart sehr zu Statten gekommen sein; denn bei der Ankündigung einer Augsburger Fahrt ruft er alle, die lange Bärte haben, gibt aber den Bartlosen den Rath, zu Hause zu bleiben, weil sie bei den Frauen kein Glück machen würden. Möglich, daß dieser Geschmack von damals sich jetzt etwas geändert hat.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wilde Xenien.

1.

Für ein Bischen Schein
Läßt Einer heut' Braten, Fisch' und Wein
Jeder schämt sich der eignen Art
Trägt Schminke, falsch Haar und Bart,
Borgt Kleider, ob sie ihn gut oder häßlich kleiden
Verbrämt seinen Rock mit fremder Woll und Seiden
Und geht frei herum in der Ballentracht
Als wäre alle Tag im Jahr Fastelnacht.

2.

Fragt ihn um den allgemeinen Verstellung Grund?
Die ganze Welt ist ungesund,
Leidet an Gicht, Flecken und anderlei Pein,
Und gebraucht gegen das Uebel — den falschen Schein.

3.

Eines nimmt mich vor allem Wunder,
Daß die Menschen der ekle Plunder
Nicht schon längst zum Speien gerecket,
Und noch immer im Schlunde stecket.

4.

Der Lüge sollte man füglich Tempel bau'n
Und Priester klüglich mit ihrem Dienst betrau'n,
Vom Kirchpfeiler reißen das Marienbild
Und bethen: Heilige Verlogenheit mild,
Denn das ist geworden ihr Meeresstern
Vor dem Jeder spricht: Ich hör' es gern!
Denn das ist geworden ihm Augentrost,
Der ihnen süßer dünkt als süßester Most.

5.

Habt ihr sie gesehen mit den rothen Mützen
Die Volkssouvränität beschützen und stützen?
Seit der Karren stecken blieb im Dreck
Sind auch die Mützen und Wämser weg.

6.

Glaubt ihr, das seien die Armen und Schwachen,
Da versteht ihr euch schlecht auf derlei Sachen
Darunter sind Herren, Ritter und auch Prälaten,
Beamte und Soldaten,
Junge, Alte, Dumme und Gescheidte,
Vielerlei Volk und mancherlei Leute.

7.

Es theilt sich die Welt in zweierlei Sorten,
Zweierlei Zünfte, zweierlei Orden,
Die Frage ist nur: Hofbühne, Theater,
Oder Schaubude und Wurstelprater?
Dort geigt, springt, trinkt und lauft man
Hier fiedelt, ringt, rennt und sauft man,
Dort ißt man Fasanen und Kapaune,
Hier begnügt man sich mit einer saftigen Kaltaune
Von Velleitäten spricht man dort,
Für Dummheiten ist hier der Ort;
Dort sucht Einen der Andere zu dupiren,
Hier strebt man sich gegenseitig anzuführen;
Die Wahrheit ist überall Keinem heilig,
Hier ist's manchmal aggreable, dort tout jours langweilig.

8.

Das beste Geschäft und die wenigsten Neider
Haben heut zu Tage die Beutelschneider,
Das ist eine Innung — Respekt!
Die ihren Mann ehrt und aber einträgt;
Das ist ein solider ehrsamer Stand,
Das ist ein fester und rechter Verband,
Das ist eine Stätte für das wahre Talent,
Das ist ein Lumen, so im Verborgenen brennt;
Da herrscht eine Gleichheit ohne Gleichen,
Nichts gelten hier Ranges- oder Standeszeichen;
Da herrscht ein ächtes Weltbürgerthum,
Keine Landschaft ist ausgeschlossen von selben Ruhm,
Und Leute wohnen hier freundlich beisammen
Von dunkelster Herkunft und edelsten Stammen,
Da trefft ihr Studenten, Soldaten und Priester,
Proletarier, Kaufleute und Minister,
Kurz jeder Stand so zahlreich vertreten,
Daß freie Verfassung nicht weiter von nöthen.

Dr. G. E. Haas.

(Fortsetzung folgt.)

Tiroler-Biene.

Bei Cotta ist neulich ein Werk erschienen: „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1348 und 1849.“ Der Verfasser desselben soll ein sehr hochstehender Militär sein. Auch von den Verdiensten Tirols in jener schweren Zeit ist im allgemeinen die Rede. Unter andern heißt es wörtlich von Haspinger: „Selbst der alte achtzigjährige Kaspar Haspinger mit silberweißem Haar und Bart, einem Barden der Vorzeit ähnlich, verließ die stillen Räume seines Klosters.“ An dieser schwungvollen Beschreibung ist leider Manches unrichtig. Der ehrwürdige Tirolerveteran war dazumal im 78. Jahre und trug sich, wie männiglich bewußt, schon seit langem völlig als Weltpriester, in welcher Eigenschaft er bereits mehrere Dezennien zu Hitzing bei Wien Dienste leistete. Das Werk ist übrigens mit Geist und in einem ausgezeichneten Style geschrieben, und es kann daher jedem Gebildeten, der für die Geschichte der jüngsten Zeit einige Theilnahme hat, empfohlen werden, wiewohl es der Verfasser nach den Worten der Vorrede zunächst nur für seine Waffengefährten berechnet hat.

• Vor Kurzem hat ein Bauer bei Castelrut tief unter der Erde mehrere mittelalterliche Waffen und Geräthe aus Eisen gefunden.

• Dem Vernehmen nach arbeitet Herr Jos. Kögl, Lehrer zu Bregenz, welcher bereits mehrere historische Werke der Oeffentlichkeit übergab, an einer Monographie über Hohenbregenz.

Kunstausstellung.

Wir werden wahrscheinlich nur dem einstimmigen Urtheile des Publikums Ausdruck geben, wenn wir der »Abendandacht auf dem Vierwaldstätter See« von Schulten in Düsseldorf den ersten Rang unter den Landschaften der gegenwärtigen Ausstellung anweisen. Es ist unmöglich diesem Gemälde gegenüber kalt zu bleiben. Ein Stück See, abendlich ruhig, eingeschlossen von prächtigen Gebirgsmassen, über welche ein Gletscher mit seinem eisigen Haupte hereinragt. Darauf ein Himmel, »so klar und feierlich, so ganz als wollt er öffnen sich.« Ueber Berge zu sprechen glauben wir einigermassen competent zu sein und wir wagen zu behaupten, daß Schulten allen Künstlern, deren Werke dieser

Digitized by Google

Art wir bisher zu sehen Gelegenheit hatten, in grosartiger Auffassung und Behandlung der Gebirge weit voransteht. Die Wahrheit und Harmonie der Töne, die wunderbare Vertheilung der Licht- und Schattenmassen sind über alles Lob erhaben. Wir haben ein gemaltes Ave der Berge vor uns und augenblicklich stimmen wir mit ein in den feierlichen, erhabenen Chore dieser wunderbar ernsten Beter. Hätte der Künstler auch nicht in den Wallfahrern unten am See, welche andächtig aus den Schiffen zu einer Kapelle heransteigen, den stummen Riesen oben Dollmetscher ihrer Gedanken beigegeben, wir würden dennoch das heilige Geheimniß aus ihren Zügen gelesen haben.

Schulten, uns schon von früher durch seine »Gebirgslandschaft aus Tirol« bekannt, ist durch dieses Werk der Liebling des Publikums, der Kenner und Nichtkenner geworden. Unter den Landschaften verdienen ferners herausgehoben zu werden »Ein Abend von Corfu« von Schmidt Max in Berlin, ein Bild voll südlicher Wärme, »Parthie aus den Karpathen,« von Holzer in Wien, mit einer herrlichen Waldparthie im Vordergrund, »Mondlandschaft« von Weber in Düsseldorf, »der Foltzberg (?) in Tirol« von Pape in Berlin. Eine eigenthümliche Aufgabe hinsichtlich der Beleuchtung stellte sich Schiffer in Wien bei seiner »Parthie« auf dem Wege von Hallstatt nach Obertraun während der Sonnenfinsterniß im Jahre 1851;« das Werk macht einen eigenthümlich fröstelnden Eindruck und wir empfinden etwas vom Unheimlichen der Naturbegebenheit. »Das Terglougebirge« von Fischer in Wien ist ausgezeichnet durch die Darstellung der höchsten Felsspitzen im Hintergrunde, hingegen der Mittelgrund ist etwas zusammengeschoben und unklar. »Der Hochkelter am Hintersee« von demselben Künstler hat einen sehr interessanten Vordergrund. Vortrefflich in Einzelnheiten, aber im Ganzen nicht ansprechend sind »Landschaft im Gewitterregen« von Happel, und »Gewitterlandschaft« von Michelis in Düsseldorf. Eine Landschaft von Nötz in Innsbruck ist gut gemalt, aber in der Composition fast zu nett und niedlich und zu überladen. Den Landschaften von Swoboda, »Heimkehr von der Alpe,« Zelger, »der Lowerzer See,« van Haanen, »Sommerlandschaft, Minjon, »Motiv aus Carden,« Etzdorf, »Landschaft,« Seiffert, »Lago di Loppio« und »Gegend von Cefalu« können wir weniger Interesse abgewinnen.

Im Genre zieht besonders »die Römerin am Brunnen« von Storch in München; das sind Augen, ein Meer von Glut, Poesie und Stolz, man könnte darauf »ein ganzes Heer von unsterblichen Liedern« dichten; dann ein Mund, den »der Barbare« zwar gerne beherrschen, von dem er aber auch nicht ungern Befehle annehmen würde. Sehr ansprechend ist ferner »die unterbrochene Verlobung« von Gonne in Dresden. Die schöne Zuverlobende, ganz betäubt von dem unerträglichen Gedanken, einem alten verhaßten Gecken geopfert zu werden, sitzt am Tische, der Spiegel ist ihrer Hand entfallen, während Mutter und Zofe beschäftigt sind die letzte Hand an ihre Ausschmückung zu legen und ihr den Myrthenkranz aufsetzen. Die zärtliche Mutter scheint sie zu trösten. Sei ruhig liebes Kind, es wird sich schon machen, man gewöhnt's, ist es mir ja auch so gegangen! Dabei hat sie den Arm der Tochter ergriffen und hält die schlaffe Hand des Mädchens dem Werber hin, welcher mit zierlichster Gebärde zwischen zwei Fingern den Verlobungsring hinzureichen im Begriffe ist. Der alte Knabe ist eine lange dürre Figur, in rothsammetnen reichen Frack, weißen Strümpfen, den Degen an der Seite. Sein Gesicht glänzt von Triumph und Lüsternheit, während er zwischen der weiblichen Gruppe und dem bedrängten, mit sich selbst noch kämpfenden Vater stehend, letzterem ein Papier überreicht, welches wahrscheinlich eine Urkunde über die Verhandlung der Tochter ist. Aber wie dem Abraham oben in dem Gemälde an der Wand des Zimmers der Engel, welcher das Opfer Isaaks in das eines Widders verwandelt, so erscheint dem Schlachtopfer unten der Geliebte aus Westindien oder sonst woher, eben im entscheidenden Augenblick, um jenen Gecken aus dem Felde zu schlagen. Das Bild hat pathetisches Interesse und ist mit vorzüglichem Fleiße gemalt.

(Schluß folgt.)

Notiz.

Der Dichter der Parallelen hat eine historische Monographie: „Die Kirchen Krakaus" vollendet. Das Werk, welches etwa 40 Druckbogen fassen dürfte, enthält interessante Beiträge zur Geschichte, Kirchen-, Gelehrten-, Kunst- und Familiengeschichte des alten Polen. Von demselben Verfasser wird noch dieses Jahr ein Bändchen Poesieen unter dem Titel: „Gemmen, erzählende Dichtungen von dem Verfasser der Parallelen" erscheinen. Die Gedichte sind sämmtlich größern Umfangs und heißen: 1. Der Letzte der Heracliden. 2. Der Preis einer Arznei. 3. Ritter Oliviers Brautnacht. 4. Die Räthe des Königs. 5. Eine Sage. 6. Die Sündenschau. 7. Der Menschheit Mai. 8. Strandbilder. 9. Der Segen des Wohlthuns.

Berichtigung.

Seite 199 Zeile 20 von oben lies: „die Aechtheit des Glaubens und die Aechtheit des Wissens verfälschen."

Einladung zur Subscription

auf die

Oesterreichische Illustrirte Zeitung.

II. Jahrgang. 2. Semester.

Jede illustrirte Zeitung ist eine wandernde Dekoration der Gegenwart, eine Camera obscura, in welche die Ereignisse der Zeit als Schattenbilder fallen und wie in einem Daguerreotyp festgehalten werden; sie ist ein Archiv der Zeit, in welchem diese Alles, was sie geschehen läßt, in Bild und Wort niederlegt, zur Benützung für künftige Geschichtsschreiber, mithin ein Erinnerungsbuch der Gegenwart und Vergangenheit. Eine illustrirte Zeitung kümmert sich um alles, erfährt alles und berichtet alles, sei es nun der Thron, der Lehr- oder Webstuhl, kurz, sie stellt alles nebeneinander und läßt jedem sein Recht widerfahren.

Die „Oesterreichische Illustrirte" ist das einzige Journal des Vaterlandes, das in seiner eigenthümlichen Weise eine Menge von Materialien zusammenträgt, die nur auf heimischem Boden wuchsen. Aus allen Gauen des großen schönen Oesterreichs bringt sie die interessantesten Ansichten von Gegenden, Baudenkmälern, Städten, Fabriken, Instituten, Kirchen, Ruinen ꝛc., ferner die Porträts und Biographien ausgezeichneter Persönlichkeiten, erzählt die würdigen Bestrebungen des Wissens, der Kunst, des Gewerbfleißes, die Triumphe des Gedankens und der Arbeit, und nöthigt auch dem Ernstesten in den beigegebenen humoristischen und launigen „Wiener fliegenden Blättern" ein Lächeln ab.

Durch unsere Preisausschreibung hat sich der Kreis der resp. Mitarbeiter auf eine bedeutende, was aber mehr sagen will, ausgezeichnete Zahl gehoben, so daß wir hier eine Reihe der geachtetsten und beliebtesten Schriftsteller aufzählen könnten, betrachteten wir ein solches „Vorreiten von Namen" nicht wie eine leere Prahlerei. — Man lese und urtheile! Daß unser redliches Streben Anerkennung findet, bekundet die täglich zunehmende Zahl unserer Abonnenten, und daß wir eine zweite Auflage dieses Jahrganges veranlassen müssen. — Jedem engeren Familienkreis können wir unsere „Illustrirte," wovon jeder halbe Jahrgang einen Band mit einigen Hundert der schönsten Xylographien bildet — als ein gutes Hausbuch gewissenhaft empfehlen, indem Ernst und Scherz, Belehrendes und Unterhaltendes ꝛc. darin zu finden ist und für die äußere Ausstattung das Ausgezeichnetste gethan wird. Die genaue Kenntniß des Vaterlandes nach den verschiedensten Richtungen hin gehört zu den ersten Erfordernissen eines jeden Bürgers, und die Geschichte desselben würdig in Bild und Wort zu verewigen bildet unsere Hauptaufgabe. Wer uns dabei mit Beiträgen unterstützt, möge sich unseres wärmsten Dankes versichert halten. Man subscribirt in Wien (bei Keck und Pierer hinter der St. Stephanskirche) jährlich mit 7 fl., ½jährlich 3 fl. 48 kr., ¼jährlich 2 fl. — In den Provinzen mit portofreier Zustellung unter Couvert, jährlich 8 fl., ½jährlich 4 fl. 24 kr., ¼jährlich 2 fl. 16 kr. Jahresabonnenten erhalten ab und zu werthvolle Beilagen. Briefe und Geld franco. Im Auslande durch die resp. Postämter oder durch Herrn H. Hübner in Leipzig zu beziehen.

Die Expedition der Oesterreichisch Illustrirten Zeitung

in Wien, Seilergasse 1093.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 27. Innsbruck, 3. Juli 1852.

Sonette.

Ich bin ein Patriot so gut wie jeder,
Der einen Spitzhut trägt und grauen Loden,
Ich hab' ein sinnig Aug für eure Moden
Und lieb' den Trotz von einer Spielhahn Feder.
Doch scheidet nicht das Land nach Zwilch und Leder
Und theilt es nicht nach Mais- und Roggen-Broden;
Mit gleicher Brunst küßt den tiroler Boden,
Olivenwälder oder Alpenmähder.
Ich sah im Süden oft das Nadelholz
Demüthig nach Orangenblüthen langen,
Und war ein solcher süßer Kelch gefangen,
So brach ein weiches Glück den harten Stolz
In diesen rauhen, nordgebornen Stangen,
Daß mir das Herz in gleicher Sehnsucht schmolz.

Es wird wohl keine Landschaft, es wird kaum
So weit du wanderst eine Fernsicht geben,
Wo nicht vereinzelt, einsam steht ein Baum
Im Feld, im Sand, im Moor, wo eben Raum,
Für dieses eine abgeschiedne Leben,
Für dieses Eremiten stillen Traum.
Hier schläft der Rabe gern, indeß daneben
Die Raupen an der Auferstehung weben,
Bis er gesucht vom Blitz, dem Himmelslichte,
Zum Himmel lodert in Gewitter-Tagen.
Sie sprach zu mir: Kommt dir auf deinen Wegen
Ein Baum vereinzelt stehend zu Gesichte,
Sollst du im Geist die Hand in meine legen
Und denken, das ist unsere Geschichte.

Was sie im Wahn den Tod der Liebe nennen,
Ist nur ein Schlaf, so leis und federleicht
Daß ihn vom Aug' ein Mückenflügel streicht
Und ihn hinweg die kalten Sterne brennen.
Selbst in dem Schmerz', in dem sich Herzen trennen,
In diesem Boden warmer Thränen feucht,
Liegt der Erinnerung Same aufgeweicht,
Daß sie sich ewig nicht vergessen können.
Wohl heilt die Zeit — und was wir einst gelitten
Ist Frevel fast vor dem Gesetz', den Sitten,
Und vor der Pflichten angewöhntem Band;
Doch jedes Wolkenbild, gefärbt, geschnitten
Der Art, wie es an unserm Himmel stand,
Hat deines Herzens Hemmen in der Hand.

Ein Volk von Kommunisten sind die Reben
Italiens, bei uns fest an der Stange
Weiß keine von dem socialen Hange,
Der ganzen Welt den Bruderkuß zu geben.
Schau dich nur um, welch zügelloses Leben!
Die einen klettern auf den Baum, die Wange
Des Pfirsichs suchend, während frei vom Zwange,
Die einen wie die Kinder schaukelnd, schweben
Und and're müde liegen an dem Bach.
Was kümmerts mich? doch jener Rebenranke
Stellt' ich vor Zeiten eifersüchtig nach,
Die sicher, daß sie niemand darum zanke,
Und die verwegener als mein Gedanke
Bei Tag und Nacht dir sah ins Schlafgemach.

Kommt dem Araber plötzlich auf den Wegen
Im Atlas Thal' ein Löwe zu Gesicht,
Steigt er vom Pferde, geht ihm kühn entgegen
Bis auf zehn Schritte, sieht ihn an und spricht:
Gewaltiger! ich bin kein feiger Wicht,
Mein Blut ist edel und mein Arm verwegen,
An keiner bessern Brust bist du gelegen
Und was dir gleich ist, das erwürgst du nicht.
Der Löwe geht ohn' ihm den Weg zu hemmen,
Hätt' er in ihm gefunden einen Memmen,
Wär' er dem Roß gesprungen ins Genick.
Dem Löwen gleicht das drohende Geschick,
Denn stolz und groß weicht es vor dem zurück
Der Muth hat ihm entgegen sich zu stemmen.

Die Lichter auf dem Wasser sind verglommen
Und leise tönt das Nachtlied der Cicade,
Nur über einen ist die volle Gnade
Des zauberreichen Himmels nicht gekommen.

Digitized by Google

Denn einsam und verdrossen und beklommen
Sieht nieder von der Brücken Ballustrade
Ein heimweh kranker deutscher Kamerade,
Als wär' ihm all sein Glück davon geschwommen.
Ich sprech ihn an: Du brauchst dich nicht zu schämen,
Denn werth der Thränen ist die Muttererde,
Doch gibt es auch Arznei für dieses Grämen:
Du sollst, daß dir ein Ort zur Heimat werde,
Und du nie Fremdling bist am fremden Herde,
Die Götter, wie Aeneas, mit dir nehmen.

Hermann v. Gilm.

Jugendtraum.

(In Bregenzer Mundart.)

A Mäddele so wundernett
Mit wälschem Oug und Hoor,
Des honi doch a gerne g'hett
I mina schönste Johr!

De junga Schäflen ist as wohl
Im Maiesunneschi;
Doch gloubet mer's, mir ist amol
No viel, viel wöhler gsi.

Der schönst Tag hot si Obedroth,
Der hellest Tag si Nacht,
Und s' Mäddele ist für mi todt;
Gott woaßt, mit wem es lacht.

D'Kinderjährle, Kindermai,
So süeß wie Alperohm! — —
Und all's vorbei, und all's vorbei
Als wie an schöne Trom!

Kaspar Hagen.

Eine Geschichte aus Valgenair.

(Fortsetzung.)

Nun sind aber schon 14 Tage vorüber seit der Heimkehr und wir haben heute Rosari. Das ist ein schönes, liebliches Herbstfest und in vielen Kirchspielen ist sogar Kirchtag, wie z. B. auch bei der Langeztaje, wohin Valgenair gehört. Wie sich Christili darauf gefreut hat! Denn da kann es ja Kranz aufsetzen und in seinen Festtagskleidern sich zeigen. Auch Martli freute sich nicht weniger, das Christili in vollem Schmucke zu sehen und putzte sich seinerseits auf, so viel als möglich. Was nur die beiden so eitel machte? früher konnte man das an ihnen nicht bemerken. Ich wills euch heimlich sagen, der Vater weiß noch nichts und sie haben es einander eigentlich auch noch nicht gesagt: Martli sieht das Christili gern und 's Christili sieht den Martli gern, das heißt: sie sind in einander verliebt. Ihr werdet schmözeln[1]) und denken, das ist schnell gegangen. Nun ja! verwandte Herzen finden sich schnell und das waren diese, zudem stammen ja beide von Eva ab. Ich kann dem Martli nur Glück wünschen zum Christili und dem Christili zum Martli. Martli ist ein schöner Bursche in den besten Jahren, arbeitsam, fleißig und versteht sein Handwerk, dazu herzensgut und voll Liebe. Christili steht ihm in keiner Beziehung nach. Viele wollten behaupten, daß es das nettste Kind im ganzen Kirchspiele sei, besonders lobten sie die schönen Augen, blau wie eine Kornblume und die Wangen wie Milch und Blut. Die gelben flachsenen Locken konnte es nur mit Mühe aufgebunden erhalten und gewöhnlich fielen sie ihm in Zöpfen bis auf die Knie herunter. Im Ganzen war es mittlerer Größe, stockelet[1]), voll Kraft und Gesundheit. Von seiner Unschuld, Sittsamkeit und Bescheidenheit, kurz von seinem Herzen will ich die Geschichte selbst reden lassen. Diese Bescheidenheit war es ja, die dem Martli an Christili schon am ersten Abend, als es hinterm Wikli[2]) stand, so gefiel und er hatte die ganze Nacht keinen rechten Schlaf, immer sah ers wie es die Augen niederschlug und am Willi zupfte. Auch das Christili empfand schon am ersten Abend ein solches Wohlwollen gegen ihn, daß es zum Koche ganz ungeheißen zwei Eier und noch dazu von der schwarzen Henne nahm und beim Abrühren wißt ihr schon, wie es ihm da ging. Christili hatte das Gefühl der Liebe für einen Mann noch nie empfunden, es wußte daher nicht wie ihm jetzt geschah. Kaum hatte es sich zusammengenommen, so waren ihm die Gedanken schon wieder entschlüpft, wohin könnt ihr euch schon denken. Die Arbeit ging ihm daher nicht mehr so gut von Händen, ja! manchmal vergaß es dieselbe ganz. Wenn es in einer Stadt im Dienste gewesen wäre und eine böse Frau gehabt hätte, würde es wohl manchen Putzer bekommen haben. Doch das bekommt es hier nicht; denn es ist ja so zu sagen allein zu Hause; Martli hatte gleich anfangs Straßenpfeiler zu hauen übernommen und war daher von 6 Uhr früh bis Abends spät auf der Arbeit. Lena konnte nähen und befand sich größtentheils im Dorfe auf der Ster und der Vater gab ihm keine Acht, denn der hatte sich zu sehr ins Pascheln[3]) und Bibelstechen vertieft. Die Andern gingen also auf den Verdienst und 's Christili that die Hausarbeit. Darin hatte es einen besondern Schick. Es gab so viel zu schaffen und doch glitzerte in der Küche alles; die Kammer, die Stube war wie ausgeblasen und selbst im Stalle schaute es wohnlich aus. Es ist das für ein Landmädchen keine Kleinigkeit. Martli ging daher immer zuerst, wenn er Feierabend hatte, in den Stall, wo Christili gewöhnlich gerade melkte. Die schwarze Zeitkalbe hatte er ungemein gern und streichelte sie oft lange Zeit. Mann konnte aber auch hinzutreten, denn sie strahlte, wie ein Spiegel; 's Christili schob ihr aber auch immer 's gute „Füeterli" zu und striegelte und kratzte stundenlang. Das gefiel dem Martli ungemein und er bekam das Christili halt auch von Tag zu Tag lieber. Da plauderten sie mit einander bis es gemolken war; dann nahm er den Eimer und Christili spritzte noch Weihwasser auf das Vieh und so gingen sie ins Stübli. Auf diese Weise verstrichen die zwei Wochen und heute haben wir Rosari und das ist ein Sonntag. Das sind auf dem Lande liebe, unaussprechlich schöne Tage, ganz anders, als in den Städten, wo ein ewiger Werktag herrscht. Er kommt mir unter den übrigen Tagen immer vor, wie ein königlich geschmückter Jüngling unter seinen Dienern. Schon

[1]) Schmunzeln.

[1]) Untersetzt. [2]) Rocken. [3]) Schnitzarbeiten.

Digitized by Google

am Vorabend ist die Natur feierlicher gestimmt und am Morgen kniet sie in stiller, heiliger, ahnungsvoller Erwartung da, bis er über die schneeigen Gipfel daher geschritten kommt. Eine Andacht ist über sie ausgegossen, wie über das Angesicht eines unschuldigen Kindes, wenn es zum ersten Male die Kommunion erwartet und empfängt. Die Sonne scheint viel schöner und der Himmel kommt mir immer blauer vor. Nun wißt ihr aber, daß das Christili verliebt ist, das erste Mal verliebt ist wo man ohnehin überall einen Himmel sieht, wo das Herz ohnehin in Seligkeit schwelget. Mit welcher Rührung mag also 's Christili heute hinausgetreten sein in die heilige Morgenfrische! Es stand schon um 4 Uhr auf, es wollte nämlich zwischen dem Füttern und dem Morgenessen beichten und speisen geben, um so der Muttergottes desto gefälliger zu sein; denn ihr sollt wissen, daß es heute beim Umgehen die Unbefleckte tragen helfen muß. Drum klapperte heute die Thüre so früh. Als es hinaus trat stieg gerade die Sonne in ihrer ganzen Herrlichkeit über dem Krahberg auf, die Amsel fing auf dem höchsten Gipfel des Tannenbaumes ihr Lied an und alle Vögel zwitscherten und alles Leben jauchzte. Die ganze Sonntagsfeierlichkeit umfloß das Mädchen wie die Morgenluft und drückte das verwundete Herz zur Erde. Es kniete nieder vor der Thüre, vergaß sich ganz und betete laut: Du lieber, guter Gott! wie schön hast du die Welt gemacht, o schenk mir noch den Martli dazu, dann, dann bin ich — Es raschelt etwas! Christili schrickt auf, blickt herum und denkt sich, es wird ein Vogel gewesen sein. Dann geht es in den Stall, treibt die Kühe zur Tränke und jodelt mit der Amsel den Kuhreigen. Darauf wird wieder alles still und ruhig, im Hause wird fortgeschlummert bis 6 Uhr; da ist der Vater auf, Martli kommt auch schon mit dem Feiertagsgewand auf dem Arm über die Stiege herab und fragt nach dem Christili. Da ist aber kein Christili; der Stall ist gesperrt, die Küche ist gesperrt und noch keine Morgensuppe. Wo es nur sein mag? Da kommt es ja durch den Lerchenwald her, das Gebetbuch mit der einen Hand an die Brust drückend, während es mit der andern den Beten wie tändelnd hin und her schüttelt. Der Friede Gottes und die Heiterkeit des Sonntags liegt auf seinem Angesichte. „Guten Morgez, Martli!“ grüßt es, „bist schon auf? ach, und noch keine Suppe, verzeih, ich hab gar so lang anstehen müssen, und die Leute sind mir noch alle vorgegangen.“ Martli hätte es gern geküßt und an die Brust gedrückt, doch er wollte noch nicht und konnte noch nicht. „Du Närli du! sagte er, laß dich das nicht kümmern, wir sind ja nicht verhungert.“ Lena hatte unterdessen die Kost bereitet und 's Christili nun nichts anderes mehr zu thun, als sich zum Kranztragen herzuputzen. Da war es heute ziemlich heikel und die Lena konnte es ihm kaum recht machen. Es muß doch recht sein, meinte es, wenn man Unbefleckteträgen will und für die Muttergottes ist doch nichts zu schön. Innerlich machte es sich aber selbst Vorwürfe, denn es merkte wohl, daß es eigentlich nicht wegen der Unbefleckten allein schön sein wollte. Endlich nach langem Zopfen und Binden, Schnüren, Abziehen und Anlegen steht es fix und fertig da und bei meiner Seel! die Kleider machen Leute, 's Christili kommt mir heute halt noch so schön vor. Ihr habt vielleicht noch keine Ländler-Kranzljungfer gesehen, wenn ihr wollt, so sag ich euch wie 's Christili war. Gfierige Schüehle mit weitem Ausschnitte und vorn mit einer blauen Masche geschmückt, umschlißen die scharlachrothen Strümpfe mit zierlich aufgenähten Bandzwickeln. Darüber wallt in etwas steifen Falten das saftgrüne kamelottene Röckli, am Rande von einer blauen Blöge umschlungen, nicht zu lang und nicht zu kurz, gerade, daß man die runden, zierlichen Wadchen noch ahnen kann. Das blendend weiße Schürzchen steht herrlich dazu. Ein silberfarbnes Mieder aus Stoff umfaßt das runde Leibchen und wird unten nur mit Mühe eingeheftelt, während es oben noch zwei Hand breit auseinander steht. Um dieses interessante Plätzchen zu verbergen ist ein künstlich mit Goldfäden gestickter Brustfleck hinuntergesteckt und mit goldgelben Schnüren die volle sprudelnde Gesundheit in gehörigen Schranken gehalten. Ein weißes oben in Spitzen sich endendes Goller deckt den Hals, um den ein schwarzer, seidener Flor gebunden ist und auf der Brust übers Kreuz geschlagen sich unterm Schnürmieder verliert. Doch nun muß ich eilen, sonst werde ich nicht mehr fertig, wie es einem gewöhnlich geht, wenn man die Sache gar zu tief, zu weit unten auffaßt. Indessen ohne das Köpfchen kann ich das Christili doch nicht lassen, denn das ist das Schönste und alles Andere dagegen nur ein Wind. Die Flachshaare schön gestrählt, in künstliche Zopfen geflochten, zweimal um die lächelnde Stirne gewunden, oben das schimmernde, zitternde Kränzchen, breite, gezähnte, rosenfarbige Bänder über den Nacken und den Rücken herabwallen, ach! wie das steht, wie das zusammenpaßt! Ich könnte euch noch sagen von den Augen, den Wangen und vorzüglich von einem gewissen Grübchen auf dem Kinn; doch ihr möchtet zuletzt glauben, ich sei selbst darin verschossen und der Martli möchte eifern, wenn ich gar nicht mehr vom Christili komme. „Potzsapperment,“ rief er, als er auch schon in vollem Staate ins Kämmerchen trat, „ich trau mir ja kaum herein.“ 's Christili lächelte und ließ sich gefällig von allen Seiten mustern und loben. Ich muß hier bemerken, daß Christili, ungeachtet sonst ein herzensgutes Kind, doch ein bischen eitel war, indessen das muß man ihm verzeihen, denn ein bischen eitel sind alle Mädchen. Lena machte ihre Spaße: „Wenn ein Pfarrer da wäre, könnte er gleich das Kreuz über euch machen, ihr steht ja da, als wolltet ihr auf die Hochzeit gehn.“ Sie lachte und 's Christili nahm Martlis neuen Hut und steckte ein frisches Dick-Nageli darauf nebst einer Stange Rosmarin und indem es ihm denselben wieder aufsetzte, sagte es: „So, hast auch einen Kranz!“ Nun läutet es aber zusammen. „Fort! fort!“ ruft Lena und stöbert sie zur Thüre hinaus. Sie und der Vater bleiben daheim; dem Christili zu lieb hatte Lena das ganze Hauswesen übernommen, denn dieses und Martli kommen vor am Abend nicht zurück; sie sind ja bei Vetter Andres zu Gaste geladen. Das wird einen Kirchtag geben!

Nun haben wir aber den Auszug der Prozession schon versäumt. Die langen Zeilen und schlängelnden Reihen sind schon im Felde drunten. Die Pöller krachen, die große Trommel donnert und die rothen Fahnen wehen im Wind. Sie verschwinden halbs, kommen dann wieder zum Vorscheine, schwenken endlich um und kehren zur Kirche zurück. Wir

Digitized by Google

stellen uns mit Andern vor die Kirchthüre und lassen den Zug vorbeidefiliren. Voran, phantastisch gekleidet, der Engel, die Schuljugend im Gefolge, hart daran schreitet in altfränkischen Kleidern gravitätisch einher Isidor mit der Schaufel. Jetzt kommen die Mädchen. Rothburg mit der Sichel führt sie an, in der Linken trägt sie eine Gilge und aus dem hinaufgeschlagenen Schürzchen hängen Garben heraus. Aber was schwankt dort herauf von einer Schaar Kranzljungfern umrungen? Es ist die Unbefleckte. Man muß fast lachen, wenn man die vier Trägerinnen betrachtet. Das Christili, das ihr schon kennt, und die drei anderen; ha! wie das absticht! Es sind ältliche Trümmer, mit gebogenen Nasen und schmalen, schneidigen Schultern. Zum Unbefleckteträgen ausschließlich privilegirt und dieses Amt schon in die 20 Jahre verwaltend, schreiten sie einher in ihrem jungfräulichen Stolze und werfen die Blicke herum. Alles schmözelt und die Buben gebrauchen sogar ihre Finger um die ehrwürdigen Jungfrauen sich einander zu zeigen; sie aber glauben, es gelte dem Christili wegen seinem altfränkischen Anzuge, indem sie, obwohl selbst aus der Modi, einige moderne Kleidungsstücke tragen, so z. B. berschene Korsetlen mit großen Blumen und andere Fetzen, die ihnen ihre Brüder oder Holdschafter in einer Schweizerfabrik gekauft haben. Auch tragen sie einen Kranz aus lauter großen lebendigen Rosen und anderes der Art, was nicht zusammenpaßt und drum lachen die Leute. Schämt sich das Christili nicht recht? O nein! Denn es sieht keinen lachen und hört keinen lachen. Mit niedergeschlagenen Augen wandlets einher wie eine Heilige und die Andacht der Seligen liegt auf seinem Gesichte. Alles blickte aufs Christili und einer flüsterte dem andern zu: Wie sich des Burgfrieders Stili heute ausnimmt, das schönste Kind im ganzen Zuge! Martli stand hinten, hörte alles, ihm lachte das Herz und er konnte sich nicht halten und mußte husten. Es schaute auf, schlug aber gleich die Augen wieder nieder; es mußte sich vergessen haben und gleich wieder besonnen, daß es die Unbefleckte trage. Der Zug ist in der Kirche und auf der andern Seite strömt es hinaus, jeder in seine Heimat. Es war schon 12 Uhr und die Knödel gewiß überall schon auf dem Tische. Die Leute machten sich auf dem Heimwege lustig über die drei Jungfern und 's Christili wurde überall angepriesen. Der Vorsteher sagte laut: da bekommt der Martli ein nettes und ein braves Weibli, er ist ein Narr, wenn er es nicht nimmt. Martli ging hintendrein und staunte, daß die Leute auf offener Gasse als ausgemacht abdiskurirten, was er sich selbst kaum zu denken getraut hatte und wovon er glaubte, daß kein Mensch auch nur eine Ahnung haben könnte. Indessen freute er sich doch unendlich, denn er war heute als das Christili in seiner Andacht und Schönheit daherschritt, mit sich einig geworden. Da war es ihm, als riefe Jemand immer und immer: 's Christili nimm, 's Christili nimm und schau dir um keine andere. Er blickte auf die Unbefleckte und sagte halblaut: Ja ich will! Seitdem suchte er eine Gelegenheit, dem Christili sein Herz zu eröffnen und diese kann sich wohl heute noch darbiethen, da er an Christilis Liebe nicht zweifeln darf, denn er hat ja heute sein Morgengebet gehört. Jetzt indessen lassen wir sie den Kirchtag fröhlich halten und begleiten sie bloß am Abend nach Hause, weil sonst die Leute Uebles vom Christili denken könnten, wenn es allein mit Martli haimginge, denn Valgenair ist von Lanzeptajen eine Viertelstunde entfernt und der Weg führt durch Felder und Wiesen, durch Birken- und Lerchenwäldchen, ein schöner, lockender Weg für ein verliebtes Pärchen. Es ist 7 Uhr Abends und wir begegnen ihnen im Blumenanger auf dem Heimgange. 's Christili hängt mit dem linken Arm in Martli ein, in der Rechten trägt es einen Korb mit Kirchtag-Krapfen für Lena und den Vater gefüllt. Wenn es eine schöne Blume sieht, läßt es aus, pflückt sie und lauft wieder zurück. Martli spöttelte: „Willst nochmal Kranz aufsetzen und haben dir die Gspaninen so gefallen?“ „Wirst's schon sehen,“ lächelte es und nahm ihm auch das Dick-Nageli und den Rosmarin vom Hute. Es wand und band und bog, während sie immer vorwärts gingen und plauderten, und endlich hats den schönsten Kranz in der Hand; siehe! da lacht ihnen aus den Lerchenschossen das Marien-Kapellchen entgegen, von der Abendsonne sparsam beleuchtet. „Ich habe gestern vergessen,“ hob 's Christili an, „die Muttergottes zu kränzen und ist doch heute ihr Tag, so ist es mir noch keinen Samstag gangen, sie wird's wohl verzeihen,“ meinte es und blickte bedeutungsvoll auf Martli. Sie bogen ein, knieten auf den Stuhl und 's Christili legte den Kranz auf das Haupt des Marienbildes. Was beide da gebetet haben, kann ich nicht sagen, nur das weiß ich, daß sie sich nach langer Andacht auf das Brett, wo ihre Kniee ruhten, niederließen und lange stumm und sinnend in die Welt hinausblickten. Es war ein stiller, lauer Sonntagsabend, die Sonne schoß ihre letzten Strahlen durch die Lärchenzweigen, und auf der andern Thalseite glänzten die Berggipfel in ihrem Lichte. Die ganze Natur lag still und sehnsüchtig da, als trauerte sie über den Abschied des Sonntags und hielte, tief aufathmend den Odem an sich; nur manchmal säuselte es in den Lärchenwipfeln, als lisple die Erde ihr Abendgebet; die Amsel flötete auf dem Tannenaste und gurgelte in wehmüthigen Tönen. „O wie schön ist es doch auf dieser Welt,“ sagte 's Christili endlich, „mir ist das Herz so voll, ich weiß nicht von Freud oder Schmerz. O könnte ich auch zu der Amsel hinauf und Alles so in die Luft hinaussingen wie sie!“ Martli blickte zum Himmel und sprach den Arm um Christili's Hals geschlungen: „Ja, guter Gott! schön hast du die Welt gemacht, o gib mir noch, gib mir —“ Christili schaute ihn mit großen Augen an, ihm fiel sein Morgengebet ein. „Sag mir, Christili,“ stotterte er fort, „sag mir, hast du mich gern und willst du mein sein?“ Das volle wonnestrahlende Auge winkte ja und Martli drückte einen Kuß auf die brennenden Lippen und preßte es steinfest an sein Herz. Christili's Busen schwoll und schwoll wie eine Knospe, wenn sie aufspringen will; endlich brach es und das bebende Kind stotterte: „Ja, Martli, ich habe dich gern und will dein gehören, ewig dein!“ —

Die Amsel flötete noch fort, aber die Sonne war gesunken und schwarze Wolken stiegen am Abendhimmel auf. Was nur die schwarzen Wolken am Himmel dort bedeuten mögen? —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Ritter- und Dichterleben des 15. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Oswalds Leben war reich an politischen Erfahrungen, die er auch in manchen Gedichten ausgesprochen. Dennoch ist sein Urtheil weniger scharf und durchdringend, als das Walters von der Vogelweide und bezieht sich oft nur auf rein Aeußeres und Zufälliges, wie auf Ungerechtigkeit der Richter, die er weitläufig auseinander setzt. Er kennt nur drei Stände und spricht sich darüber folgendermaßen aus:

got hat drey tail geordnet schon,
Darumb er geben wil den lon
do t ewiglichen sonder swer:
gaistlich, edel und arbeitter.
der gaistlich ist also bedacht
das er soll bitrn tag und nacht
fuer die zwen taile gotes kraft,
und streiten sol die ritterschaft
herl fuer die andern vorgenant.
der bauer darzu ist gewant,
das er sein arbeit teglich brauch.
umb unser nar, im selber auch.

Wäre der „burger“ auch noch vertreten, dann wären die vier Stände Tirols vollzählig; aber der liebe „burger!“ Sein voller Geldbeutel muß der verarmten und zusehends noch verarmenden Ritterschaft sehr ins Auge gestochen haben; Oswald ist sehr böse darauf zu sprechen, wenn er auch einst im Norden Deutschlands die Macht der Hansa kennen und achten lernen konnte. Da bekanntlich sein Gegner Friedrich mit der leeren Tasche das tirolische Landvolk frei und vom Adel mehr und mehr unabhängig machte, so wären von Oswald wohl häufigere Ausbrüche seines Zorns dagegen zu erwarten; daß das nicht der Fall ist, beweist seinen Sinn für Höheres und Weiteres und seine Freundschaft mit dem Kaiser erhebt ihn über seine ritterlichen Kollegen. Die Rechtsfähigkeit des Bauern will ihm nicht in den Sinn und er spricht sich darüber so aus, daß seine Ansicht, auf die jetzigen Schwurgerichte bezogen, ihn gewiß nicht als parteilos hinstellen würde. So heißt es:

Ein bauer, der nie geschrift verhoert
und mit den ochsen ist betorrt,
der sol nu baß verstan das recht,
dann ein gewanderter guter knecht
oder ein gelerter weisee man,
wo wolt er das erlesen han? —

Das wäre für gewisse Journalisten allenfalls ein passendes Motto. —

Dabei klagt er, daß Ungerechtigkeit auch bei geistlicher und weltlicher höchster Obrigkeit eingerissen habe; mehr Unfriede komme der Welt von der Priesterschaft und ihren Genossen, als von allen Laien zusammen und:

oft gaistlich väter sind so zach,
sand Peter folget keiner nach.

Wenn das Haupt durch böses Wanken sieche, würden auch alle Glieder krank:

der kaiser nimbt auch gern gut,
virl fuersten han denselben muet,

ja sie nähmen es nicht nur für sich selbst, sondern auch für Räthe, Land und Leute u. s. w. Und so viel er auch klagt, doch

noch ist der ladel ane zal,
darin das recht hat boesen fal,
. . . . das man da halt
geschcieben nach den buechen alt
und die man teglich bessern tut u. s. w.

Er ist ein Gegner der Autokratie und spricht sich darüber so aus:

wer da regiert nach seinem haubt,
wie klug er ist, er wird betaubt
besetzt er nicht ein weisen rat,
da bei fram ere wol bestal,
und folgt dem nach durch gottlich forcht,
in welchem land man das veehorcht,
so hat gewalt das recht verjagt.

In den Erzählungen von einzelnen Reisen und Zügen, die er mit dem Kaiser unternahm, läßt sich das ganze Leben jener Zeit gut kennen lernen. Gegen das Kostnitzer Concil verfaßte er eine bittere Satire, weil es zu lang dauerte und das Vermögen des Adels aufzehrte. Auch gegen Huß bricht sein Unmuth los: den Namen (tschech. husa = Gans) zu einem Wortspiel gebrauchend, schmäht er die Gans, die da „vil edel gevieh“ erwürge und allein nur krumme Hörner tragen wolle, er ruft die Falken und Adler dagegen auf, wendet sich dann an Huß selbst, dem er mit dem ewigen Feuer der Hölle droht und macht den Schluß mit Anrufung Maria's.

Von allen Ländern schmäht er allein die Lombardie; denn wer da wolle

uebel essen, ligen in dem stro,
der fueg sich in die lombardie,
da vil manger wird unfro.
tief ist das kot,
teuer das brot,
ungottlich reu
mit falscher treu
soll man da finden teglich neu,
das ist ain speis, der ich nicht keu.

Von Spanien weiß er nur zu sagen, daß man da gerne Kastanien esse. Doch preist er dafür um so öfter die Milde der zarten Königin von Arragon, die ihn mit einem messingenen Nädelein durch beide Ohren stach und zwei Ringe darein schloß, deßgleichen ihm auch ein Ringlein in den Bart band mit den Worten: non may plus disligaides! Er trug sie ihr zu Ehren lange Zeit, wenn auch Kaiser Sigismund, als er den Tand sah, herzlich lachte. Eine eigenthümliche Galanterie jener Zeit! —

Die Beschreibung der Hölle, übrigens ohne poetischen Werth, zeigt Einflüsse von Dante, nicht in äußerer Uebereinstimmung, wohl aber in der Anregung der Idee. Welcher Unterschied aber gerade in dem einzelnen Nebenumstande, daß Oswald alle Juden, Heiden und Ketzer ohne Unterschied in der dritten Höllenkeuche eingesperrt sein läßt, während Dante, wie bekannt ist, eine so schöne Ausnahme macht mit den Personen des Alterthumes, die ihn und die Welt durch ihre Poesie, ihren Heroismus und Geist angeregt! Oswald kannte vom Alterthume nur wenig, und wie mancher griechi-

Digitized by Google

sche Heros, von dem er las, mochte ihm ein Ritter der Tafelrunde erscheinen. Seinen Gedichten nach zu schließen kannte er selbst am besten die provenzalische Poesie. Das charakterisirt sowohl seine unstätige Flüchtigkeit, als auch die allgemeine Zerfahrenheit der Zeit und des deutschen Lebens insbesondere, es ist eine erdrückende Schwüle, auf die die Reformation wie ein Donnerwetter folgte; freilich haben ihre Blitzstrahlen die deutsche Erde getroffen.

Wie sehr Oswald dem astrologischen Aberglauben seiner Zeit huldigte, zeigt ein langes Gedicht, worin die Einflüsse der Sterne u. s. w. beschrieben werden. Der Eingang lautet feierlich:

des großen herren wunder
niemand volsingen mag,
doch will ich eins besunder
vast legen an den tag,
wie sich der mensch formiret
in der planeten purt, u. s. w.

Doch ist die Hingebung an diesen Glauben keine unbedingte, das beweist die Schlußstelle:

doch hat der Mensch ein adel
von got naturlich bereit,
ob in ein boeser tadel
beruert, als ich vor sait,
das er im mag entrinnen
durch tugenthafte spreutz
und fleiss sich reiner sinnen
mit hilff des heil'gen kreutz.

Um nun auf die religiösen Gedichte überzugehen, so sind sie meist von Oswald in seinem höhern Alter verfaßt worden. Die beruhigte Jugendleidenschaft der weltlichen Minne, der er jedoch den Rücken zu kehren nie vermochte, ließ ihn auf die himmlische denken und wieder ist es die Gottesmutter Maria, die er besingt, einerseits — das Leiden des Erlösers andererseits, das sein Herz tief rührt. Auch hier macht die Zeit ihren Einfluß geltend; so ist ihm z. B. Gott ein hoher König „gewaltiglich gesessen“ im Oberland, der vor Zeiten durch zwei Personen (Adam und Eva) sein ganzes Heer verlor. Da ward er nun durch seinen Vater, der ungemessen fern ist, gen Niederland gesandt, viele Abenteuer zu schauen, mit allem Hofgesind groß Elend zu tragen und geduldiglich zu leiden „durch grundlos witz.“ Nun folgt die Beschreibung des Ganzen mit manchen rührenden Stellen und oft in feierlichem Tone. Freilich erreicht der poetische Werth nie auch nur einzelne Stellen aus Walters von der Vogelweide religiösen Gesängen, wie z. B. jenen wunderschönen Ausdruck an die Mutter Gottes:

der süeze gotes geist aus dînem edlen herzen blüete.

Eine Beichte seiner Sünden übergehe ich, die Farben sind zu grell aufgetragen. Es leuchtet dabei nur die Wahrheit besser ein, daß der moralische Zustand der Gegenwart, wenn auch in mancher Beziehung düster und betrübend, doch einigen Fortschritt für sich habe.

Und so wäre ich mit meiner Schilderung zu Ende: Oswalds Grammatik so wie seine Metrik zu behandeln ist überflüssig. Nur so viel bemerke ich, daß das Sprüchlein: varietas delectat, volle Anwendung darin findet. Jeden Zug, jede charakterisirende Stelle zu treffen, wäre zu schwierig gewesen; nur ein flüchtiges Zeitbild sollte meine Arbeit sein! —

Chr. Schneller.

Die Mode in den Blumen.

Die Geschichte der Blumen zeigt eben so große Verirrungen des Geschmacks und Uebertreibungen, als je bei anderen Kunst- und Luxusgegenständen vorgekommen sind, doch ist mit Freuden zu bemerken, daß die Neuzeit sich dem wahrhaft Schönen immer mehr zuneigt, daß wenigstens eingebildete Vorzüge nicht mehr im Stande sind, eine Pflanze auf längere Zeit zu einem Gegenstand leidenschaftlichen Begehrens zu machen. Wenn auch einzelne Blumenliebhaber noch fortfahren, gewisse unbedeutende Striche, Formen und Farben ausschließlich für schön zu halten, so wird doch die bei weitem größere Anzahl sich dadurch in der Wahl ihrer Lieblinge nicht beschränken lassen, und das Schöne in seiner Gesammtheit schätzen und bevorzugen, wo und in welcher unendlichen Abwechselung es sich auch zeigen mag.

Früher war das anders. Man war nur auf wenige Arten beschränkt, an ihnen vertiefte sich das Interesse leicht bis zur Leidenschaft, und wenn der Zufall oder außerordentliche Bemühungen um die Vervollkommung einer einzelnen Pflanze dieselbe in Ruf gebracht hatten, so daß, wie bei der Mode stets der Fall ist, ausgezeichnete oder hochgestellte Personen dieselbe bevorzugten oder pflegten, dann folgte der große Hause mit sclavischer Folgsamkeit. Nicht so ist es jetzt. Botanische Reisende und sammelnde Gärtner durchziehen suchend die Erde nach allen Richtungen, und bringen von allen Seiten so herrliche neue Blumen, daß wir meinen, sie wären unübertrefflich, während doch schon das nächste Jahr neue Schätze entdeckt, welche sie in den Hintergrund stellen. Doch nicht genug, daß neue Blumen entdeckt und aus fremden Ländern eingeführt werden: eine noch größere Anzahl von Blumen entsteht auf künstlichem Wege, denn seitdem die Gärtner der Natur das Geheimniß der Pflanzenbefruchtung abgelauscht haben, ist die Bastardenerzeugung ein besonders einträgliches Geschäft geworden, und diesen schöpferischen Eingriffen in das Wirken der Natur verdanken wir die raffinirte Cultur eigentlicher Modeblumen. Kaum wird die Verwandtschaft einer neu eingeführten Pflanze mit einer schon vorhandenen erkannt, so regen sich auch schon hundert Befruchtungspinsel, welche den Blumenstaub der einen Pflanze auf die andere übertragen, um aus dem daraus gewordenen Samen neue Spielarten zu ziehen. Durch die Befruchtung der erzogenen Bastarde mit anderen Bastarden entstehen endlich so zahlreiche Mischlinge, daß an eine Uebersicht kaum mehr zu denken ist. Zum großen Leidwesen der Botaniker sind nur wenige Pflanzenfamilien gegen diese künstliche Verwirrung gesichert.

Obschon die Modeliebhaberei auch bei den Blumen bisweilen zur Lächerlichkeit und Thorheit geführt hat, so ist doch der Wechsel der Mode sowohl, als das Ansehen, welches sie ihren Lieblingen verleiht, für die Decoration der Gärten von ungemeinem Nutzen, denn ihr verdanken wir den Blumen-

Digitized by Google

reichthum unserer heutigen Gärten und die außerordentliche Vollkommenheit einzelner Blumengeschlechter. Ohne eine gewisse Einseitigkeit ist nie Vollkommenes zu erwarten, denn Zersplitterung der Kräfte führt überall zur Mittelmäßigkeit. Nur dadurch, daß man alle Kraft und Sorge an die Pflege einer bestimmten Pflanze wendete, war es möglich, gewisse Arten und Sorten zu der jetzt bewunderten Vollkommenheit zu bringen.

Bevor die verschiedenen Blumen aufgezählt werden, welche nacheinander in die Mode gekommen sind, sei vor Allem einer Blume gedacht, welche, wenn auch zu Zeiten vernachläßigt, doch stets in der Mode geblieben ist und es immer bleiben wird, der Rose. Schon Cleopatra zahlte für die zum Bestreuen des Fußbodens bei einer Mahlzeit nöthigen Rosen ein Talent, und bei den Römern wurde unter den Kaisern ein verschwenderischer Luxus mit Rosen getrieben, und man verstand schon die Kunst, die Blüthe zu verfrühen und zu verspäten. Wir aber verdanken die Vervollkommnung unsrer jetzigen Rosen vorzüglich den französischen Gärtnern. Der größte Fortschritt in der Rosenzucht war die Befruchtung unserer prächtigsten Landrosen mit den immerblühenden indischen und Bourbonrosen, woraus die roses hybrides remontantes der Franzosen, jene den ganzen Sommer blühenden herrlichen Landrosen entstanden sind. — Neben der Königin der Blumen existiren, noch unberührt von der Mode, einige andere Lieblinge des Volkes, zum Theil ganz unscheinbare Pflanzen, sie schmücken vorzugsweise die kleinen Fenster der Unbemittelten. Solche treue, bescheidene Hausfreunde sind die Balsamine, das Basilicum, das sogenannte Muscat- und Rosengeranium, Reseda, Levcoyen, Goldlack, die Calla, Oleander, Myrthen u. a. m.

Die Wiege der Blumenzucht ist Holland. Als Handel treibende Nation hatten die Holländer frühzeitig Gelegenheit, sich fremde Pflanzenschätze anzueignen, und bald verbreitete sich die Blumenliebhaberei über die ganzen Niederlande. Dem ruhigen, leidenschaftlosen Holländer zwischen Teichen und Kanälen gefällt es mehr, in gemüthlichem Behagen sitzend seine Blumen zu betrachten, als auf schnellem Rosse zu jagen oder das Wild durch Feld und Wald zu verfolgen. Er und die Blumen passen vortrefflich zusammen, beide verlangen Frieden, Ruhe, Reinlichkeit, Gleichmäßigkeit der Temperatur, Fleiß und Ausdauer. Die Blumenliebhaberei wirkte bei den Niederländern vielfach auch auf die anderen Künste und Handwerke. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die große Vollkommenheit der niederländischen Spitzen in Bezug auf künstliche Blumenmuster und die bunten Kunstgewebe der Flamländer von der allgemeinen Blumenliebhaberei herleite, denn, was man stets um sich hat, äußert seinen Einfluß überall. Noch auffallender tritt dieser Umstand in den Werken der niederländischen Maler hervor, indem im 16. und 17. Jahrhundert das originelle Genre der Blumenmalerei zu größter Virtuosität ausgebildet wurde, und wo seit Johann Breughel, dem Blumenbreughel, die Namen Seghers, van der Spelt, der beiden de Heem, Abraham Mignon, Maria von Osterwyck, Jakob Walscapele und die berühmtesten: Rachel Ruysch und Johann von Huysum u. s. w. glänzen. Aber der Holländer ist auch vor Allem Kaufmann, und so wurde der Blumenhandel bald der Gegenstand großer Geschäfte und seltsamer Spekulationen, die in der Geschichte anderer Völker kaum ihres Gleichen finden.

(Schluß folgt.)

Kunstausstellung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Gut gemalt ist »der Schuldschein« von Hagn in Berlin. Ein junger Mann mit weichen, interessanten Zügen, elegant gekleidet, dessen ganze Erscheinung einen geschwornen Feind des Sparens bezeichnet, sitzt einem alten, hagern Wucherer gegenüber, welcher mit vorgestrecktem Halse der Feder des Verschwenders folgt, der eben eine Urkunde unterzeichnet. Der alte Blutsauger gehört zur Gattung der Frommen, er leiht nur aus Barmherzigkeit, um den Mitmenschen aus Verlegenheiten zu helfen, versteht sich gegen ein christliches Profitchen. Ein Bild an der Wand des Zimmers stellt den heil. Martinus vor, welcher mit dem Bettler seinen Mantel theilt.

Treml Friedrich in Wien zeigt uns in seiner »Heimkehr von der goldenen Hochzeit« das Glück eines alten Paares in dem langen Zuge von Kindern und Enkeln, gehoben durch den doppelten Gegensatz einer jungen, trauernden Witwe und zweier Hagestolze, von denen der eine ein ganz gelungenes Bummlergesicht ist.

»Der Klosterkoch« von Schrader in Berlin ist ein Bild voll Humor; der Bruder Koch steht im Klostergarten mit dem Messer in der Hand, sein von Weinseligkeit leuchtendes Gesicht einer ober ihm hängenden Traube zugewendet, deren Anblick offenbar die süßesten Empfindungen in seiner Brust erregt.

Mit vorzüglicher Feinheit und Sauberkeit gemalt ist der »Geflügelmarkt« von van Sommers in Antwerpen.

Die »ungarische Chaussée im November« von J. Prestl in Wien hat viel komisch-tragische Wahrheit, so wie der »neugierige Feldwächter« von Colle in Antwerpen eine drollige Figur ist. Weniger bedeutend scheint die »Kindergruppe« von Eybe in Düsseldorf, und durch Mangel der Wahrheit in den Trachten und Gesichtern, so wie durch besondere Langweile fallt auf die »Wirthshausscene in Meran« von Koller in Wien.

Zwischen Genre und Historie steht Kahls großes Bild, »Boreas entführt die Orithyia;« wir können diese Auffassung des Gegenstandes nicht loben, so sehr wir die Virtuosität in Behandlung des Fleisches und das Studium der Anatomie bewundern. Das ist nicht der Boreas des Ovid, den sich der Künstler offenbar zum Muster genommen, der Boreas, welcher sich rühmt:

»Mir ist Gewalt nur gerecht. Nachtwolken verscheuch ich gewaltsam,
Peitsche das Meer mit Gewalt und drehe die knotigen Eichen,
Härte den Schnee mit Gewalt und schlage mit Hagel das Erdreich.«
Dann als er seinen Entschluß zur Entführung gefaßt,
»Schwingt er die Fittige auf, von deren Geflatter der ganze
Erdkreis spüret den Hauch und das weite Gewässer empört wird.
Ueber die höchsten Gebirg' hinschleppend den staubigen Mantel
Fegt er das Land, und die bang aufflebende Orithyia
Faßt, in Dunkel gehüllt, mit den bräunlichen Flügeln der Buhle.«

Unter den Thierstücken zeichnet sich aus Gauermann's »Eber mit Hunden kämpfend,« ein Werk, das die bekannten Vorzüge des Künstlers trägt, aber auch die graue Felswand, das graue Wasser und Anderes wieder bringt, was auf seinen Bildern oft schon da gewesen.

»Der Fuchs mit einer Ente« von Happel in Düsseldorf ist ein ausgezeichnetes Bild, der Fuchs, ein lüsterner Gourmand, der sich behaglich zu seinem delikaten Braten gesetzt hat, könnte kaum charakteristischer und wahrer gemalt sein.

Erwähnung verdienen auch zwei Marinen, »auf der Rhede von Dortrecht« von Mevius in Düsseldorf und »Windstoß im Hafen« von Claps in Brüssel, beide zeigen gelungene Behandlung des Meeres.

Eine Architektur von Tacke in Düsseldorf, »innere Ansicht des Chores im Dom zu Köln,« macht gute Wirkung, doch scheinen die Lichteffekte zu gesucht.

Digitized by Google

Im Allgemeinen müssen wir noch bemerken, daß die Wahl der vom Kunstvereine angekauften Gemälde im hiesigen Publikum ziemliches Befremden, ja man kann sagen, lauten Tadel veranlaßte. Warum, hörte man allgemein fragen, große Summen auf Bilder wie Kollers »Wirthshausscenen in Meran« verwenden, oder auf Rahls »weiblichen Studienkopf,« in welchem aller Geist unter einer unbändigen Fleischmasse erstickt? Warum wurde Schulten's »Abendandacht auf dem Vierwaldstätter-See« nicht gekauft? Werden sich die inländischen Künstler gestachelt fühlen sich zur Höhe der auswärtigen Kunstgenossen emporzuarbeiten, wenn ihre Mittelmäßigkeiten so abgehen? Wir müssen eben auch bekennen, daß wir auf diese Fragen keine befriedigende Antwort wissen. —

Unter den Werken, welche wir von hiesigen Künstlern bei Gelegenheit der Ausstellung sahen, erregten zwei Statuen, ein Christus auf dem Oelberge, und ein kreuztragender Christus von Westerreicher allgemeine Aufmerksamkeit. Besonders die erstgenannte Statue ist voll Leben, der Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes in Gesicht und Haltung, edel, der Faltenwurf voll Schwung. Bei der letzteren scheinen die unteren Proportionen etwas verletzt und die Stellung des linken Fußes unschön. Eine »Partie auf der Waldrast« von Bartinger läßt die Technik und die Ausführung des Einzelnen bewundern, weniger die künstlerische Auffassung und Composition. Der Waldrand bildet mit zwei gerade zusammenlaufenden Linien einen stumpfen Winkel und die Wipfel der ganz gleichen Fichten nehmen sich aus wie mit der Scheere zugeschnitten. Eine Idylle, Bauernhof mit Landleuten und Vieh beim Brunnen von Kirchebner ist gut gedacht und gestaltet, nur läßt die Ausführung Manches zu wünschen übrig. Weniger befriedigt ein Gemälde desselben Künstlers, Kaiser Max auf der Martinswand.

Korrespondenz.

Breslau Mitte Juni.

—g. Läge der Helikon im Riesengebirge, und wären die Musen nicht gar zu alte Jungfern, um noch einen leidlich jungen Mann begeistern zu können, so würde ich für heute die Kindheit unserer Zeit ab- und mich den Musen zu Füßen legen, um mir ihre Huld und Hülfe zu erflehen. Denn ich weiß nicht, wie ich diesen Bericht schreiben soll. Und schreiben muß ich ihn. Was würde sonst der Phönix denken, was würden die Leserinnen und Leser oder die Leser und Leserinnen des Phönix sagen, wenn Breslau gerade jetzt unter den „berichteten" Städten fehlte, wo es öffentlich mit allen Städten in die Schranken getreten ist, um sie sämmtlich zu überflügeln, wo es, wie man im berüchtigten „Jahre des Heils" 1848 sagte, die Augen von ganz Europa auf sich zieht? Nein, das darf nicht sein. Vorwärts! war die Devise des alten Feldmarschall Blücher, dessen Denkmal in Krieblowitz jetzt einen Kuppelstein bekommen soll, den 28 Pferde in 2½ Tagen kaum eine Meile weit ziehen können. „Vorwärts mit Muth und Kraft für Schlesiens Wohl!" lautet die Umschrift einer Denkmünze, welche aus Junker's Atelier in der Industriehalle selbst unmittelbar hervorgegangen, jeden Besucher derselben auf Wunsch nach Hause begleitet. „Vorwärts ohne Furcht und Scheu" will auch ich sagen. Denn nicht der Stoff gebricht mir, sondern die Masse des Stoffes überwältigt mich, so daß ich keinen Anfang finde. Es ist die Zeit der Ausstellungen, des Wollmarkts und der Feste. Am 28. v. M. fand die feierliche Eröffnung der Schlesischen Industrie-Ausstellung statt, gegen tausend Personen wohnten ihr bei, ohne das geringste Gedränge in der Halle zu veranlassen, und gegen fünftausend Menschen haben sie seitdem besucht und sie befriedigt oder unbefriedigt wieder verlassen. Im Gefolge der Hauptausstellung befinden sich die Blumen-Ausstellung des Centralgärtnervereines unter luftigem Segeltuchdach dicht neben der Halle, eine Pianoforte-Ausstellung und eine Ausstellung der schlesischen Marmorschneide-Anstalt hierselbst. Außerdem tritt einem das Bild der Industriehalle überall und auf allen Gegenständen und Stoffen, die nur bemalt werden können, entgegen, und wo man es nicht sieht, hört man die Töne der schlesischen Industriehalle. Polka von E. Dessauer erklingen. Wie aufmunternd übrigens unsere Industrie-Ausstellung schon jetzt auf das Emporblühen jedes Zweiges der Industrie wirkt, sieht man deutlich daraus, daß die Industrie der sogenannten Industrieritter bereits in der Industriehalle selbst ganz außerordentlich gestiegen ist und schon mehr als einem Besucher bedeutende Opfer gekostet hat. Auch das berühmte Londoner Schachturnier wird während der hiesigen Industrieausstellung eine Nachahmung im Kleinen erfahren. Der Breslauer Schachklubb Concordia fordert Spieler von Nah und Fern zum Kampfe um elf Parthien auf und setzt dem Sieger einen Gewinn von 100 Dukaten aus. Doch wird es nicht leicht sein, den Sieg zu erringen, wo der bekanntlich hier lebende Andersen, der „Schachkaiser" vom vorigen Jahre, mit im Spiele ist. Einen ähnlichen Wettkampf, aber um Töne, hat Liegnitz zum 27. und 28. Juli ausgeschrieben und bedeutende Belohnungen für die beste Composition und die Sieger im Sängerkampfe festgesetzt. Es sind daher zahlreiche Anmeldungen und nicht weniger als 92 Preiskompositionen aus allen Theilen unseres deutschen Vaterlandes bei dem betreffenden Comité dieses großartigen Musik- und Gesangfestes eingegangen. Extrazüge der Eisenbahnen werden den Besuch desselben erleichtern, wie sie jetzt die Bewohner der schlesischen Eisenbahnstädte der Industriehalle zuführen. Doch die Industriehalle war es nicht allein, welche Breslau zum Zielpunkte so vieler Reisenden machte. Auch der Wollmarkt hatte sein Theil daran, und keinen kleinen. Während der Woche, in welcher er stattfand, wurden 2736 Fremde, mithin 342 täglich, als angekommen gemeldet, und die 55000 Ct. Wolle, welche zum Verkaufe kamen, waren binnen vier Tagen abgesetzt. Daß dieser große Fremdenzufluß und besonders dieser rasche Geldumsatz den Verkehr im Ganzen sehr heben muß, ist natürlich. Es ist ein Drängen und Treiben in der ohnedieß schon lärmenden Stadt, daß man sein eigenes Wort nicht versteht, und die Zahl der Vergnügungen ist so beträchtlich, daß allein das Lesen aller der Aufforderungen zu irgend welchem Genuß, welche die Zeitung und die Plakate an den Ecken bringen, die Zeit ausfüllen könnte, die da der Geschäftshast ohne Ende übrig bleibt. Das ist Renz mit seinen wohldressirten Pferden im olympischen Circus, das Theater mit täglich sich folgenden Opern, und die zehnjährige Violinvirtuosin Louise Bärwolf aus Belgien mit ihren Conzerten, dort sind Panoramen von London, dem Glaspallast und einigen Schlachten der Neuzeit, von verschiedenen andern Städten und vom Riesengebirge, die Staats- und Ziegeltelegraphen, ein Modell von Paris, und das stärkste Mikroskop der Welt. Ein ungarischer Steinschläger zerklopft die ansehnlichsten Steine mit bloßer Hand, der berühmteste Bauchredner Europa's zeigt seine Kunst und eine Alpensängerfamilie läßt sich hören. Daneben war das zweitägige Provinzialpferderennen, welchem fast in allen bedeutenderen Städten und Städtchen Schlesiens kleinere Rennen und Thierschaufeste vorangingen oder folgen, und außerdem das Pfingstfest mit seinen Königsschießen, Schützenfesten, Sängerfahrten und Privatausflügen. Die Gärten und öffentlichen Lokale überbieten sich in Conzerten, Illuminationen und Feuerwerken und wie großartig die Feste der geschlossenen Gesellschaften sind, möge Ihnen das Programm zum Gartenfeste der städtischen Ressource zeigen. Es enthält nicht weniger als 26 Nummern, welche in folgender Weise vertheilt sind:

1. Doppelkonzert der Philharmonie, Beginn 3 Uhr. — 2. Chinesischer Jahrmarkt, Eröffnung desselben um 3 Uhr. — 3. Colosseumspiel von 3 Uhr an. 4. Bolzenschießen für Damen mit Prämien, von 3—6 Uhr. — 5. Taschenspieler- und Jongleur-Bühne, von 4—6 Uhr. — 6. Caroussel von 3—7 Uhr. — 7. Guckkästen von 3—7 Uhr. — 8. Kasperle- und Polichinell-Theater von 4½—6½ Uhr. 9. Armbrustschießen für Knaben mit Prämien, von 4—6½ Uhr. — 10. Gesang der Alpensänger. — 11. Darstellung humoristischer Rebus auf der Bühne, 4½ Uhr. — 12. Frühlings-Polonaise durch den Garten; mit Vertheilung von 1000 Blumensträußen und 14 Hauptprämien, Beginn 5 Uhr. — 13. Hahnschlagen für kleinere Knaben mit Prämien, Beginn 4 Uhr. — 14. Scheibenstechen für kleinere Mädchen mit Prämien, Beginn 4 Uhr. — 15. Eröffnung des Heiraths-Bureau's und der Wahrsager-Grotte, um 5 Uhr. — 16. Wettrennen, 17. Sackhüpfen, 18. Milchwette, mit Prämien, zwischen 4—6 Uhr. — 19. Produktionen des Bauchredners mit Nachtwächter-Variationen, 5 Uhr. — 20. Aufsteigen der Ballons, nach 6 Uhr. — 21. Männergesang. — 22. Gang zum Maitrank, nur für Männer, mit Prämien, die erste Prämie eine Bowle Maitrank, Beginn 7 Uhr. — 23. Ballet auf der Bühne, nach 8 Uhr. — 24. Illumination. — 25. Feuerwerk, 9 Uhr. — 26. Tanz im Freien und unter der Colonnade, von 9 Uhr an.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 28. Innsbruck, 10. Juli 1852.

Der Mutter Segen.

Karpathen - Sage.

Kniet ein Mädchen hoch am Felsen,
Trägt im Antlitz schweren Harm —
Und ein neugebor'nes Knäblein,
Festumschlungen — hält ihr Arm.

„Gott verzeihe! ich empfehle,
„Uns're Seelen deiner Huld,
„Zalen will ich mit zwei Leben
Eines Augenblickes Schuld!“

Selbst die Mutter längst verstorben!
Ruft sie an mit Schmerzenskrampf:
„Mutter! Mutter! Deinen Kindern —
„Stehe bei im Todeskampf!

„Mutter hörtest wie der Falsche
„Ew'ge Liebe mir verhieß;
„Ew'ge Treue mir geschworen,
„Und nun hilflos mich verstieß.“

Und sie schickt sich an zu stürzen,
Mit dem Kinde in die Kluft,
Sieh! da steiget lichtumflossen —
Ihre Mutter aus der Gruft.

„Dreimal küsse bloß dein Knäblein!“
Und wie dieß die Mutter spricht,
Segnet sie den zarten Säugling
Und zerfließt in Duft und Licht.

Und die Tochter hat gehorsam,
Was die Mutter hieß, gethan;
Und beim dritten Kusse lächelt
Wundersam das Kind sie an.

Kindeslächeln weckt im Herzen —
Niegeahnte Himmelslust;
Götterstrahl der Mutterliebe,
Regt sich tief in ihrer Brust.

„Dank dir Mutter — ich verstehe!“
Ruft sie händefaltend aus;
„Schuldlos Kindlein dir zu Liebe
„Will ich tragen Schmach und Graus!“

Wie sie abläßt von dem Frevel —
Und herab zur Hütte steigt;
Naht ihr reuig der Geliebte
Niederknieend, gramgebeugt.

„Edles Mädchen! mein Vergehen —
„Schuf dich um zur Schmerzensbraut;
„O vergib, vor Gott und Menschen
„Sollst du sein mir angetraut.“

Aus dem Knäblein ward ein König,
Dessen Ruhm die Sage preist;
Lebenslänglich segenspendend;
Stand ihm bei der Muttergeist.

Wo die Wunderthat geschehen,
Wo die Mutter sie erschaut,
Hoch am Felsen hat die Tochter
Fromm ein Kirchlein aufgebaut.

Und „zum neugebor'nen Kinde“
Wurde es vom Volk benannt,
Heute findet man noch Trümmer
Wo dieß Kirchlein einstens stand. *)

Lemberg. Dr. Josef Blumenfeld.

Rizzio's letztes Lied.

(Aus dem Englischen.)

Herrin, dein sterngleich Aug allein
Leiht meiner Seele Licht!
Dein Mund in süßen Melodei'n
Lieb' oder Gnade spricht.
Der Liebe Sclave knie' ich hin,
Maria!
Du meiner Seele Königin!

Die Berg' in deinem Heimatland
Sind kalt und grau und leer;
Nicht länger weil' am Nebelstrand,
Mein Haus liegt fern am Meer, —
Dort rollt die Woge blau dahin,
Maria!
Du meiner Seele Königin!

*) Der Felsen Sepetnika im Dorfe Lebmirz am Ufer des schwarzen Dunajez.
Anm. d. Verfassers.

Die Rose flicht zum Kranz sich dir,
Der Laute Klang erwacht:
Soll denn der rauhe Nordwind hier
Dir stehlen deine Pracht?
Nein, flieh' solch Loos und zieh' dahin,
Maria!
Du meiner Seele Königin!

Münster in Westphalen. Gisbert Freiherr v. Vincke.

Eine Geschichte aus Valgenair.

(Fortsetzung.)

Wir haben unser Pärchen an der Waldkapelle verlassen, wie es die Arme um einander geschlungen, in Seligkeit schwelgte und Himmel und Erde vergaß. Die Wolken waren indessen dicht und immer dichter geworden und schon fielen einzelne große Tropfen herunter, daß die Lerchzweige zitterten. „Wir haben Zeit," begann endlich Martli, „sonst könnte noch dein Kränzchen eingeweicht werden." Christili lächelte: „Du hättst mir freilich nicht einmal eine Halbe gezahlt, geh nur und nimm den Korb, ich will für mein Kränzchen schon sorgen." Es nimmt das Röckl rückwärts bei der Blöße schwingt sich und das Köpfchen ist unter Dach. Dafür sieht man freilich von den Wadchen etwas weiter hinauf, weil das Unterröckl ein wenig kurz ist, indessen es kommt ja Niemand nach. Der Abend wird noch zu Hause fröhlich zugebracht und ein Tag schwindet den Seligen vergnügter hin, als der andere. Nur Ein Gedanke verbitterte die schöne Zeit der ersten Liebe. Wie am Rosari-Abend die Wolken über der Kapelle, so stand er immer über dem Heiligthume ihres Herzens und dunkel wurde er und immer dunkler; er möchte sich wohl auch zuletzt in dichten großen Tropfen entleeren. Heute ist Simon und Judi und auf Valgenair ist alles still und traurig. Keinen Jodler hört man, kein Dröschflögel hämmert im Takte, nur die Kühe hört man bisweilen ungeduldig ihre Schellen schütteln, die Fensterladen sind zu und die Thüre verschlossen. Wo nur heute die Leute alle sind? Christili und Lena sind wallfahrten auf den rothen Weg unweit Kappeln. Sie knien vor dem Muttergottesbilde und wollen ihm fast die Füße herunterbeten. Besonders Lena kann sich nicht fassen und ganz ungestüm ruft sie: „O hilf doch, hilf! sonst wenn er es verspielt — o Gott! ich weiß mir nicht mehr zu rathen!" Christili aber betete gefaßt und mit Ergebung: „Herr! du hast ihn mir geschenkt, nimm ihn nicht wieder aus meinen Armen, doch, wenn es muß sein — wenn du willst — dann gib mir Kraft, daß ich nicht sterbe."

Martli war mit seinem Vater in Landeck zum Spielen. Er gehörte zur Kappler-Gemeinde, in der es unter 28 Spielpflichtigen 11 Mann traf. Eine bedeutende Zahl. Man kann sich denken, mit welcher Angst, mit welchem Zittern Martli in den Topf griff, wenn er an seinen alten ohne ihn hilflosen Vater dachte und an Lena und an Christili. Diese zwei Wallfahrer sind auf dem Rückwege und vor dem Kapplerwirthshause begegnet ihnen eine Schaar Spielbuben. Es zitterte ihnen das Herz, sie wollten fragen und wollten nicht fragen, aus Furcht, eine Trauerpost zu erfahren. Die Burschen trippelten die Straße daher, die Einen besoffen, die Andern vor Jubel außer sich, wieder Andere mit bedenklichen traurigen Gesichtern, je nach den Nummern, die auf den Hüten standen. „Honnes," fragte endlich Lena schüchtern einen Burschen, „was hat denn Martin Obholzer von Valgenair?" „Der — der — pelste er langsam, hats gewonnen, der ist Reserver." Wie eine Sommergegend, wenn die Sonne hinter schwarzen Wolken wieder hervortritt, so wurden die Gesichter der beiden Mädchen bei dieser Antwort. Sie wären sich gerne auf offener Gasse um den Hals gefallen vor Freude und eilten fort, ohne sich ums Weitere mehr zu erkundigen. Es sind zwei gute Stunden von Kappl nach Valgenair, der Weg ist steil und holperig, aber heute merken die beiden nichts davon, auf Flügeln der Freude werden sie hinausgetragen, 's Christili hätte jeden Baum mögen umarmen und ans Herz drücken, die ganze Welt schien ihm neu, und jeder Vogel, glaubte, es singe mit ihm über Martli's Glück und freue sich mit ihm. Bei der Marienkapelle warf es sich nieder, umfaßte, wie außer sich, die Füße des Bildes, und preßte sie an die Brust und unter Thränen des Dankes stammelte es: „Dank, gute Mutter, Dank, du hast geholfen! Ich kann es nicht mehr halten, Lena, ich muß es dir, ich darf es dir sagen, weil er es gewonnen hat, alles will ich sagen: Martli liebt mich und gehört mein und ich ihm auch!" Es hatte noch nicht ausgesprochen, so sah es Martli langsamen Schrittes herkommen und der alte Vater an der Seite. Christili flog an seine Brust, schlang zum Ersticken fest die Arme um seinen Hals und stammelte: „Hab' ich dich! gelt ich hab's erbittet!" „Was? wie?" stotterte Martli, „bist du nicht bei Sinnen?" und wand sich aus Christili's Armen. „Du schaust mich traurig an, du jauchzest nicht mit mir, Martli, was ist dir? — Du hast es ja gewonnen und bist Reserver." Martli hatte sich weggewendet, er hatte den Irrthum des guten Kindes gemerkt, und namenloser Schmerz zerriß sein Inneres. „Du hast es verspielt und der Nedri-Honnes hat gelogen? sag Martli, ich sterbe vor Angst." „Es ist noch nicht Alles verloren," begann endlich der Vater, dazwischentretend, „der Nachbarbue ist noch vor ihm, 11 müssen gehen, und Martli hat 12. Es kann sich noch alles richten." Lena schrie und weinte wie Verzweifelte. Christili starrte auf den Boden und keine Thräne wollte kommen, wie bewußtlos kehrte es in die Kapelle zurück, umfaßte nochmals die Füße der Gottesmutter, senkte sein Köpfchen darauf hin, und in großen sanften Thränen schmolz der namenlose Schmerz heraus aus seiner Seele. Da trat Martli langsam hinzu, nahm 's Christili beim Arm und es aufhebend sprach er: „Liebes Kind, fasse dich, ich bin noch nicht Jäger und wenn es sollte sein, es dauert nur vier Jahre mehr und dann komme ich wieder." Christili blickte ihn an, als wäre es aus einem schönen Traume aufgerissen worden und die großen Thränen mit dem Fürtuch abwischend, seufzte es: „Vier Jahre nur! o Gott! eine Ewigkeit ohne dich! doch — ich habe mich schon gefaßt, ich — ich will es schon tragen, wenn nur dir —" die Thränen brachen ihm neuerdings aus den Augen und es warf sich schluchzend um seinen Hals. „Kinder," unterbrach der Alte, „das Weinen hilft da nichts, es ist so der Wille Gottes und unsers lieben Kaisers, und sollt es sein müssen, so nehmet ihn (er war auf die Stufen geknieet) neh-

Digitized by Google

mer ihn, er ist mein Stab, aber ich will kriechen, bis er wiederkehret.« Er wendete sich zu den andern mit den Worten: »Alles ist noch nicht verloren, es können ja alle 11 brauchbar sein und dann ist er ja frei, seid nur still! ich, der alte Vater, muß euch noch trösten.« Langsamen Schrittes kehrten sie in das Haus zurück. In 14 Tagen mußte er nach Innsbruck. Es verflossen ihnen die Tage peinlich, langsam und doch schnell. Noch eine kurze Zeit, dachte Martli bei sich immer, bist du noch in dieser Stube, noch 8, noch 7mal sitzest du beim Kaminfeuer an der Seite deines Christili und dann siehst du es vielleicht nicht mehr, bald mußt du deinen alten Vater verlassen und weiß Gott, wer ihm hilft. Solche Gedanken marterten auch die Andern, drum saßen sie oft stundenlang am Kamin und redeten kein Wort. Martli stierte auf den Vater, die Schwester oder s' Christili und diese weinten oder lasen eine Geschichte vom heiligen Eustachius. — Nur Eine Hoffnung erhellte noch manchmal die kummertrüben Gesichter: es möchten alle brauchbar sein. Welch ein Schrecken daher, als am vorletzten Tage der Nachbarbue mit verbundenem Fuß und voller Blut nach Hause kam. Er hatte sich, wie er vorgab, im Walde beim Holzhacken den großen Zehen weggehackt und war also unfähig geworden zum Militär. Man kann sich das Entsetzen der guten Leute denken, das einzige Brett, das ihnen in ihrem Schiffbruche geblieben, war ihnen aus den Händen gerissen. Martli fuhr auf, als ers hörte: »der niederträchtige Lump hat sichs selbst gethan, ich wette bei meiner Seele; warum gerade jetzt und in den Fuß, in den Zehen, o du schändlicher Kerl!« Die Thüre ging auf und mit erheucheltem Schrecken stürzte die Nachbarin herein und weinte und klagte ihnen das Unglück ihres Sohnes. Sie standen noch alle still wie angenagelt da und wußten nicht was sagen, nur dem Martli wuhlte es in seinem Innern und mit Gewalt mußte er sich zurückhalten, seine Unberzeugung von dem Betruge Bartli's der Alten offen in das Gesicht zu sagen. Was man denke, konnte sie indessen schon doch inne werden, denn Keines schaute sie an; Martli riß die Thür auf und ging mit verbissenem Aerger davon; Christili weinte und Lena ging dem Martli nach. Der Vater sagte endlich: »geht nur heim und schaut, daß es eurem Sohne gut anschlage, es kommt Alles auf die Sonne und Allem kommt seine Zeit.« Mit den Worten »das ist das Beste,« und mit brennendem Kopfe machte sie sich wieder fort, der Alte aber rief seine Kinder zusammen und sagte: »Es ist jetzt freilich keine Hoffnung mehr übrig, Martli, aber du bist bei den Kaiserjägern auch nicht verloren und der Herrgott wird dich gewiß bewahren und auch uns erhalten, da wir so Unrecht leiden.« »Heute noch geh ich,« sagte Martli, »ich kann hier nicht mehr bleiben, wer wüßte, was ich thäte, wenn ich den niederträchtigen Menschen noch öfter sehen müßte; hol' mir den Feiertagshut, Christili, ich lieg' heut in Landeck und morgen geht's nach Sprugg.« Christili brachte ihn und indem es denselben ihm aufsetzte, schien sein thränenschweres Auge zu fragen, ob denn wirklich Ernst sei und ob er auf es nicht denke. »Unser Glück hat nicht lange gedauert, Christili,« begann Martli, »schlechte Menschen haben es uns entrissen, aber nur eine kurze Zeit und wir haben es wieder. Ich bleibe dein und werde dich keinen Augenblick vergessen; thu auch du es und bleibe so gut wie du bist. Schau mit der Lena auf den Vater und laß ihn nicht darben, ich wills euch hundertmal vergelten, wenn ich wieder da bin. Gott mit euch!« Er küßte den Vater, die Lena und 's Christili und ging. — Der Vater starrte ihm nach, Lena rang verzweiflungsvoll die Hände und warf sich auf's Bett hin und 's Christili hängte sich an seinen Arm, als wollte es ihn zurückhalten und schwankt zugleich mit ihm hinaus. Er drückte ihm noch einmal einen feurigen Kuß auf Stirn und Lippen, wand sich los und eilte durch den Roggenacker hinunter in den Wald. Christili schaute ihm nach, mit dem aufgehobenen Fürtuch die Thränen abwischend. Wie leer es nun zu Hause war kann sich jedes fühlende Herz vorstellen, leer die Kammer, leer die Stube und der Stall, überall Alles leer. Der Herbst mit seinen nassen Nebeln umzog Valgenair immer mehr und mehr, die Wälder waren ihres Schmuckes schon beraubt und Christili sammelte mit dem Rechen die traurigen Ueberreste; auch in seinem Herzen fing es an stark zu herbsteln; die nassen Nebel gingen nicht mehr von seiner Stirne und seinen Augen weg und die rothen blühenden Wangen fingen an gelblich zu werden. Acht Tage waren vorüber, da kam ein Brief von Innsbruck; mit zitternder Hand riß ihn der Alte auf und Christili las:

Innsbruck 5. Nov. 1848.

Lieber Vater!

Bei der schönen Gelegenheit kann ich es nicht lassen euch ein paar Zeilen zu schreiben, ich hoffe, sie werden euch in bester Gesundheit antreffen. Am Montag bin ich hier angekommen, am Dienstag assentirt worden und mir hat halt nichts gefehlt. In Gottes Namen, ist mir lieber, als ich wäre ein Krippel. Ich bin nun schon Soldat und trage ein grünes Jägerkappli. Mich trifft es nach Italien zur Radetzky-Armee, was mich ungemein freut; ich hoffe auch euch wird es freuen und ihr werdet euch schicken. Ich hätt euch Vieles zu sagen und zu erzähen von Innsbruck, aber ich spare es auf bis ich mündlich mit euch reden kann und das dauert nicht lang! Am 11., als am Martini-Markt, kommt meine Kompagnie nach Landeck, wo wir Rasttag haben. Wie freue ich mich euch dort wiederzusehen und die Lena und 's Christili. Tröstet das gute Kind so viel als möglich ist und saget ihm, daß ich es recht herzlich liebe und nie vergesse und immer dran denke. Lieber Vater! noch muß ich um etwas bitten, ich thu es sehr schwer aber — mit dem Geld steh ich sehr schlecht und soll mir so Vieles anschaffen und wir bekommen fast nichts; wenn ihr etwas entbehren könnt — es wäre früh genug zu Martini, weil ich hier gute Kameraden habe, die mir unterdessen aushelfen. Lebet recht wohl, Vater, und kommet ja gewiß nach Landeck, grüßt mir die Lena, die gute Schwester und das Christili recht herzlich, ich hoffe euch alle drei in Landeck anzutreffen und lege nun meine Feder zur Seite und bleibe

Ihr Martli. Lebet wohl!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Jesuiten-Ansicht für die Klassiker.

Da die Bekämpfung der Klassiker aus französischem Gebiethe in unser Land herübergenommen worden ist, so wird man es auch nicht verargen, wenn man vorderhand zur Vertheidigung derselben auch einige Waffen aus dem gleichen Rüsthause herüberholt. Für dieses Mal wollen wir uns jener bedienen, die der ehrwürdige P. Marin de Boylesve, eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der Gesellschaft Jesu uns in die Hand gibt. Diese ist sein Buch: „Principes de la Littérature;“ ein Heft des Professors, der Text, oder wenigstens der Abriß der Lektionen, die er seinen Schülern gab.

Das Buch wurde im Jahre 1841 verfaßt, und zu dieser Zeit für den Schulgebrauch autographirt. Obwohl erst im abgelaufenen Jahre gedruckt, ist es doch noch früher erschienen, als sich die in Bezug auf die heil. und profanen Auktoren erhobene Kontroverse verbreitete. Obwohl es daher die Frage geradezu und in ihrer Tiefe aufgreift, so wird man doch nicht sagen können, daß seine Meinungen durch die neuerlichen Diskussionen influenzirt seien.

Nach nur ganz technischen Einzelnheiten über den Stoff, in dem er sich mit einer merkwürdigen Schärfe und Bestimmtheit beschäftiget, gelangt der gelehrte Verfasser zum Studium der Muster; und da erhebt er sich zu Betrachtungen einer wahrhaft höhern und allgemeinen Ordnung, die wir uns hier wörtlich anzuführen erlauben:

240. Unter Muster versteht man das, was in einer Art als das Vollkommenste dasteht. Das Muster des Literarisch-Schönen ist nichts anderes, als das Ideal des wesentlich Schönen selbst, von dem das literarisch Schöne nur der Ausdruck ist.

241. Studiret daher das Schöne in Gott selbst, und in den unmittelbaren Werken seiner Hände, vorzüglich in jenen, welche am besten die Züge seiner Weisheit und seiner unendlichen Vollkommenheit darstellen. Die Natur im Allgemeinen, und der Mensch im Besondern, das Meisterwerk der Schöpfung, in dem sich allein alle andere Vollkommenheit resumirt findet, die in dem Universum ist; das sind die zwei ersten Bücher, in denen ihr studiren werdet. Dabei vergesset aber immerhin nicht, daß die Züge des Ebenbildes und der Aehnlichkeit Gottes in dem Menschen in Folge der Erbsünde halb ausgelöscht worden sind, und daß die materielle Welt selbst, verunreiniget durch die Verkehrtheit ihres Königes, tiefe Veränderungen erlitten hat.

242. Saget also nicht mit jener Schule, deren Name schon etwas Falsches bedeutet, daß kein anderes Muster existire, als die Natur, und daß alles das, was natürlich ist, eben deßwegen auch schon wahr, gut und schön sei. Diese zwei Grundsätze schließen unter einem Scheine von Wahrheit die Quelle aller literarischen Unordnungen in sich. Sicherlich würde es genügen, der Natur zu folgen und sie nachzuahmen, wenn sie so wäre, wie sie sein sollte. Seitdem aber die Sünde den Menschen degradirt hat, und in Folge auch den Palast, den er bewohnt, so muß man anderswo, als im Menschen, und in der Welt, so wie sie ist, den Typus und das ideale Muster der Vollkommenheit suchen, und seit jener Zeit bedarf man eines andern Musters als der Natur.

243. Das zweite Prinzip ist gleichfalls falsch. Es ist wohl alles das, was der Natur, wie sie sein soll, gleichförmig ist, eben dadurch wahr, gut und schön; da aber die Natur weder im Menschen noch in der übrigen Welt auch jetzt noch so ist, wie sie sein sollte, so können sich Ignoranz und Falschheit, Laster und Schlechtigkeit, Schändliches und Abscheuliches der herabgekommenen Natur gleichförmig finden, und finden sich oft wirklich so; daher ist nicht alles das, was natürlich ist, auch schon daher würdig, als Muster vorgestellt zu werden. Wo aber nun die Berichtigung dieses ursprünglichen Musters finden? Wo werden wir den idealen Typus der Natur, so wie sie nach dem Plane ihres göttlichen Urhebers sein sollte, finden?

244. Gott hatte Erbarmen mit dem Werke seiner Hände, da er im Menschen die Züge seines Ebenbildes wieder herstellen wollte, so ließ er sich herab, durch sein Wort die Finsternisse zu zerstreuen, welche Unwissenheit und Irrthum um die Vernunft herum aufgehäuft hatten; er wollte kräftige und heilige Männer erwecken, die den andern als Muster der Tugend dienen könnten. Die Gott begeisterten Reden und Gesänge der Propheten, das Evangelium des Propheten par excellence, die Schriften der Apostel, welche der Meister beauftragt hat, den Völkern die Wege der Wahrheit und des Lebens zu lehren, die Beispiele der Helden und großen Männer, welche die Ehre hatten, die gottmenschlichen Züge des Erstgebornen der Schöpfung entweder vorzubedeuten, oder nach seiner Ankunft nachzubilden; das sind die Muster, die ihr studiren müßt, wenn ihr in euren Geist die Idee des Schönen, selbst des natürlich Schönen, in all seinem Glanze und seiner Reinheit aufnehmen, wenn ihr dieses Ideal in eurer Person, in eurem Worte darstellen wollet.

245. Dieses Studium wird euch wohl, es ist wahr, weit über den Typus des Natürlich-Schönen hinaustragen, und wird euch durch die Betrachtung und die Ausübung zu einer intellektuellen und moralischen Vollkommenheit erheben, deren eure Natur aus sich nie fähig gewesen wäre; ihr werdet in die übernatürliche Ordnung eingehen. Aber ich höre schon den menschlichen Stolz brummen; man wirft uns vor, daß wir über die Gränzen der rein literarischen Ordnung hinausgehen. Lasset sie reden. Besteht wohl für den Christen eine rein natürliche literarische Ordnung, eine rein natürliche dichterische oder rednerische Schönheit. Wäre es wahr, daß keine Poesie, keine Beredsamkeit möglich wäre, wenn ihr nicht von dem übernatürlichen Range des Christen herabsteigt, um euch zu dem zu machen, was ihr nicht mehr seid, was ihr ohne Verbrechen, ohne Entwürdigung nicht mehr werden könnt, um euch einfach hin zum Menschen von reiner Vernunft zu machen? Nein, das einzige literarisch, poetisch und oratorisch Schöne, das eines Christen würdig wäre, das ist und muß über der Natur sein.

246. Das erste Muster, das wir eurem Studium und eurer Nachahmung vorschlagen, wird also die heil. Bibel sein, das Buch der Bücher, die heilige Schrift. Der treue Ausdruck des Wortes Gottes und auf diese inspirirten Seiten allein wenden wir Horazens Vorschrift an:

Vos exemplaria sacra,
Nocturna versate manu, versate diurna. (Art. poet.)

Digitized by Google

Was der heil. Hieronymus einem jungen Manne rieth, der zur Priesterwürde aspirirte, das wagen wir jedem Christen zu rathen, der Dichter oder Redner werden will, ohne aus der Wahrheit hinauszukommen:

„Divinas Scripturas saepius lege; imo nunquam de manibus tuis sacra lectio deponatur.“ —

247. Wir maßen uns aber keineswegs an, uns gegen das Beispiel der erhabensten Geister des christlichen Alterthumes zu erheben, eines Basilius, Gregorius von Nazianz, Chrysostomus, Hieronymus und Augustinus; wir werden keine so weit gehende Temerität uns erlauben, daß wir uns in Gegensatz stelleten gegen die fortwährende Tradition der katholischen Schulen, die durch die berühmtesten und gelehrtesten Päpste bevollmächtiget und ermuthiget wurden; weit von uns sei der Gedanke den Traum eines Julius zu rechtfertigen und zu realisiren, und der katholischen Jugend seine poetischen und oratorischen Quellen zu entreißen, woraus die Schriftsteller aller Zeiten zum Studium der Meisterwerke Athens und Roms geschöpft haben.

248. Unwissenheit des Verstandes, Schwäche und Bosheit im Willen, Verdorbenheit in den Sinnen und Leidenschaften, das waren die traurigen Resultate vom Falle des Menschengeschlechtes in der Person seines ersten Vaters, doch hat der Mensch immerhin noch genug Licht beibehalten, um eine gewisse Zahl Wahrheiten der natürlichen Ordnung zu erkennen, genug Freiheit um einiges Gutes zu wollen und zu thun, genug Kraft, um nicht in Allem dem Zuge der Leidenschaft und der Täuschung der Sinne zu folgen. Man hat also in Mitte der in den Finsternissen des Heidenthums verirrten und im Schatten des Todes sitzenden Nationen doch noch Männern begegnen können und wirklich begegnet, Männern von genug hohem Geiste, von genug starkem Charakter, von genug richtigen Naturanlagen, um gewisse Wahrheiten zu sehen und auszusprechen, um gewisse Tugenden zu wollen und auszuüben, um gewisse Laster und Leidenschaften zu zähmen und zu besiegen.

Und von da an haben sie in ihren Werken einige Züge des idealen Schönen der natürlichen Ordnung zeichnen können. Der Christ aber ergreift das Gute, wo er es findet. In den schönen, wie in den strengen Wissenschaften, ebenso wie in den schönen Künsten gehören die Ueberreste Egyptens uns an. Mag ich dem Wahren und Schönen unter der Feder eines Heiden begegnen, ich stoße es nicht fort, unter dem Vorwande, daß jener ein Heide war, der diese Wahrheit eingesehen, diese Inspiration empfunden hat. Die exclusiven Geister sind immer enge, und daher eben falsche. Ich bewundere die Kühnheit des Spitzbogens, aber lasset mich auch die Majestät des Rundbogens bewundern, und erlaubt uns zu denken, daß, um sich nach den Proportionen des griechischen Styles zu erheben, St. Peter zu Rom um nichts desto weniger ein erhabenes Monument der christlichen Baukunst ist.

249. Man unterscheidet mit Recht das christliche und das heidnische Element; die christliche und die heidnische Kunst, das christliche und das heidnische Erhabene. Wir müssen aber doch bemerken, daß diese Aufzählung nicht adäquat ist; es besteht ein drittes Element in der Mitte zwischen dem christlichen und heidnischen, das ist das einfach natürliche oder menschliche Element, Kunst und Erhabene. Das christliche oder übernatürliche Element, das ist der Glaube an Gott, der die Gnade zum Ursprung, die Liebe zur Frucht hat.

Das heidnische oder diabolische Element, das ist der Glaube an den Dämon, oder die Idololatrie, die das Laster zum Ursprung, den Egoismus zur Frucht hat. Das einfach natürliche oder menschliche Element, das ist die Vernunft, dessen Ursprung nicht weniger göttlich ist, als die Gnade und dessen Frucht die Uebung der moralischen Tugend ist. Nun ist es aber gewiß, daß selbst bei den Heiden, ungeachtet ihrer Irrthümer und Laster die Leuchte der Vernunft glänzende Funken wirft, und daß sich bei einigen unter ihnen die ursprüngliche Größe des Menschen durch Züge erhabener Tugend offenbart.

250. Es ist euch also erlaubt, in den heidnischen Meisterwerken die Prinzipe und Muster der Beweisführung, die Theorie und Praxis der poetischen und oratorischen Bewegung, den Adel und die Einfachheit des Styles, die Reinheit und Angemessenheit der Sprache, selbst die Weisheit, die rein menschlichen Tugenden zu studiren, welche der heil. Geist in ihnen gelobt hat. Vielleicht ist es euch nicht einmal erlaubt, mit der Geschichte und Sprache dieser zwei Völker unbekannt zu bleiben, die Gott selbst gewählt, und schon seit langer Zeit vorbereitet hatte, zuerst das übernatürliche Prinzip des christlichen Glaubens aufzunehmen, und welche nach den Auserwählten des gottesmörderischen Volkes, und an der Stelle dieses treulosen Geschlechtes, die Ehre hatten, nicht nur die ersten Schüler, sondern auch die ersten Apostel, die ersten Martyrer und die ersten Lehrer der katholischen und römischen Kirche zu werden.

Ihr werdet also Homer und Demosthenes, Virgil und Cicero, Pindar und Horaz, Xenophon und Cäsar, Thucydides und Sallust, Herodot und Titus-Livius, Plutarch und Cornelius studiren. Ich fürchte nicht, daß der heidnische Geist in euren Augen das Ideal des vom heil. Geiste eingegebenen Geistes unserer heil. und christlichen Schriftsteller verdunkle.

Nach einer gezogenen Parallele zwischen den großen Männern der Bibel und den Helden der Klassiker, zwischen den Büchern der erstern und den Werken der letztern schließt der gelehrte Mann mit folgenden Worten:

Nein, das Studium der Meisterwerke des heidnischen Genies, und die Betrachtung der Großthaten des Heroismus bei den Ungläubigen, kann nur, weit davon entfern in dem Geiste und Herzen eines Christen das Element des Heidenthums zur Herrschaft bringen, mit desto mehr Glanz die immense Oberhochheit der Inspiration und des übernatürlichen Enthusiasmus der Wahrheit und der Tugend hervorleuchten machen.

Studien.

I.

In unserm lieben Deutschland bekommt jedes Thema, jede Frage alsogleich eine eigene Literatur; Zeitungsartikel, Broschüren und Werke werden sehr zahlreich durch irgend eine

Digitized by Google

Streitfrage veranlaßt. So scheint auch im neuesten Streite, ob alte Klassiker oder nicht, — eine eigene Literaturgeschichte zu entstehen. Die Freunde des klassischen Alterthums liefern direkte Beweise für es, die Gegner aber den apagogischen für dasselbe, indem sie durch ihr Ropopery-Geschrey ihren eigenen Satz bereits ins Lächerliche, in absurdum deduzirt haben, und somit indirekt und gegen ihren Willen für das klassische Studium stehen. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit einem Werke zu, das erst heuer erschienen und theilen einige interessante Partien daraus mit. Der Auctor ist für Viele eine Auctorität, denn er ist Dr. Buß und sein Werk heißt: „Reform der katholischen Gelehrtenbildung in Deutschland an Gymnasien und Universitäten.“ Der Herr Hofrath erklärt gleich im Anfang das sprachlich-geschichtliche Studium für den Kern der Gymnasialbildung, und in der Frage, ob Humanismus oder Realismus vorzuziehen sei, steht er für erstern, d. h. lateinische und griechische Sprache und Literatur sammt der Geschichte alter und neuer Zeit müsse der Hauptstoff bleiben, hingegen dürfe Mathematik, Naturlehre und Naturgeschichte nie das Uebergewicht bekommen, ja nicht einmal mit jener Hauptsache gleichberechtiget sein. Der Verfasser verbreitet sich dann im Allgemeinen über das Studium und die Bedeutsamkeit der alten Klassiker für Gymnasialbildung. „Die Kultur der Gegenwart ist die Frucht dreier vorangegangener Weltalter, des orientalischen, des griechisch-römischen und des Mittelalters. Das morgenländische Weltalter entspricht der Kindheit, das hellenisch-römische der Jugend; dieses lebt in der Geistesform bildlicher Vorstellung, welche aber schon bemüht ist, zur Begreiflichkeit vorzudringen. In der Sprache und Literatur des Alterthums bietet sich daher den an den Gymnasien zu bildenden Knaben und Jünglingen eine Schöpfung dar, welche ganz dem psychologischen Geistesprozeß ihres Alters entspricht, indem das Alterthum, obwohl es noch unter dem Einfluß der Sinnlichkeit verharrt, doch schon der Innerlichkeit zustrebt und prophetisch das kommende geistige Weltalter verkündigt. In dem klassischen Alterthum lebt, fastet und strotzt noch eine gesunde, unverdorbene, sich klare Sinnlichkeit und Anschaulichkeit, abgewandt jeder Verschwommenheit und Schwärmerei. Die Gegenwart dagegen bewegt sich in einer Abstraktion, welche weit über die Anschauungsweise der Jugend hinaus liegt, in einer Zerflossenheit und Weichlichkeit, welche kein gesundes Denken erzieht. Gerade die die Bedürfnisse der Jugend befriedigenden Eigenschaften, lebendiger Individualismus und strenge Zucht und Regelmäßigkeit mit konkreter Anschaulichkeit, bietet die griechische und lateinische Sprache und Literatur.“ Der Verfasser geht alsdann speziell auf die lateinische und griechische Sprache ein und behauptet von der erstern, daß gerade die gesetzliche Strenge derselben für die Denkerziehung der Jugend sich eigne. „Die konkrete Anschaulichkeit tritt schon in den einzelnen Wörtern hervor. Die Menge der abstrakten Wörter, wie sie die deutsche Sprache bietet, fehlt hier.“ Es folgen dafür einige Beispiele; (wir möchten aber in dieser Beziehung auf die vortreffliche Stylistik von Nägelsbach verweisen.) Dieselbe Gesetzmäßigkeit und bildliche Klarheit wird dann auch an der Satzbildung gezeigt. Diese geht aus dem Charakter des Römervolkes hervor. Es ist ein Kriegervolk, kämpfend mit dem Schwert oder mit der Rede, auf dem Schlachtfeld oder auf dem Forum. Seine Literatur ist daher „geschichtliche oder rednerische praktische Prosa.“ „Sie rückt unverwandt und eng auf die Sache los, welcher die Sprache sich knapp anschließt, sie macht nicht mehr Reflexionen als nöthig sind, um den sachlichen Zusammenhang darzulegen; sie ist Sprache des Lebens. Gerade durch diese einfache Gesetzmäßigkeit und klare Fügung wird die lateinische Sprache für den in der Ueberschwenglichkeit seiner Phantasie schwelgenden Jüngling ein unerläßliches Temperament: sie hält die Gefühlsschwelgerei, Nebelhaftigkeit und Verdämmerung ab und verhindert zugleich die unvermeidlichen Abstraktionen, sich in Leere und Unbestimmtheit zu verlieren. Sie wird eine strenge Disciplin des Denkens.“ Der Verfasser erkennt nicht bloß den Nutzen des klassischen Studiums für die formelle Jugendbildung an, sondern erwähnt auch mit vollem Rechte den sachlichen Werth. „Die römische Literatur bildet auch sachlich die Jugend: sie zeigt ihr das einfach große Leben des Römers im Lager, auf dem Marsfeld, auf dem Forum und in der Kurie, all um im Dienst der hehren Roma. Dieselbe Strenge und Zucht, welche die Sprache der Römer zeigt, zeigt auch das öffentliche Leben Roms. Das Individuum ist hier Nichts, der Bürger ist Alles; der Bürger ist aber nur ein Organ der großen Republik (respublica ist nicht mit dem modernen Begriff Republik zu verwechseln). Ihr gehört sein Denken, Wollen, Leben. Ueberall begegnet hier der strengste Gehorsam vor dem Gesetz, im privaten, wie im öffentlichen Leben, im Haus wie im Lager eine disciplina severa, und als Krone der Selbstüberwindung die Ueberwindung einer Welt. Diese Anschauung in der römischen Literatur übt auf den Jüngling in der weichlichen Gelüstigkeit und in der Insubordination und Subjektivitätständelei der Gegenwart ein hohes moralisches Gegengewicht.“ Wir wollen uns inzwischen mit den inhaltvollen Bemerkungen des Verfassers begnügen, und seine Ansichten über hellenische Sprache und Literatur das nächste Mal anführen.

Die Mode in den Blumen.

(Fortsetzung.)

Die erste Blume, welche in Holland allgemein in die Mode kam, war die Tulpe. Sie wurde schon 1559 aus dem Orient eingeführt, und nach fünfzigjähriger Cultur besaß man eine beträchtliche Anzahl Sorten, welche von den Blumisten meist nach berühmten Personen benannt wurden. Eine ähnliche Farbenpracht und Mannigfaltigkeit hatte man an anderen Blumen noch nicht gesehen, und die Freude an den Tulpen steigerte sich nach und nach so, daß sie in die sogenannte Tulipomanie ausartete, welche von 1634—1637 ihren höchsten Grad erreichte. Es war dieß ein fieberisches Verlangen, eine förmliche Wuth, gewisse Tulpensorten zu besitzen, so daß endlich jede vernünftige Berechnung und Schätzung aufhörte und fabelhafte Preise bezahlt wurden, die bei dem damaligen Geldwerthe noch größer sind, als sie uns jetzt erscheinen. 550 Gulden für eine Zwiebel war kein ungewöhnlicher Preis. Ein Subhastationsprotokoll zum Besten des Waisenhauses der Stadt Alkmaar gibt die Summe von 9000

Digitized by Google

Gulden für 120 Zwiebeln an. Die Tulpe „Schilder“ wurde oft mit 1600 fl. berechnet. „Vicekönig“ wurde mit 4203, „Semper Augustus“ mit 10000 und „Admiral Liefken“ sogar mit 1 000 fl. bezahlt *). Ein Tulpenfreund gab 18 Morgen gutes Land für eine Zwiebel, und ein anderer 4600 fl. nebst Wagen, Pferden und vollständigem Geschirr. Diese unsinnigen Preise lassen sich zuletzt nur dadurch erklären, daß der Tulpenhandel zu einem Actienspiel geworden war. Man erbot sich, eine gewisse berühmte Tulpe bis zu einer gewissen Zeit für einen bestimmten Preis zu liefern, und der Gewinn oder Verlust richtete sich darnach, wie hoch diese Zwiebel zur Zeit der Ablieferung im Cours stand. Oft wurden Zwiebeln während dieser Zeit an den zehnten Mann verkauft, ganz wie es mit unsern Actien und Staatspapieren der Fall ist. An dem Besitz der Zwiebel selbst war den Käufern meistens gar Nichts gelegen, sondern an dem vortheilhaften Wiederverkauf. Dabei ging es höchst unredlich zu, und oft sollen die verkauften Zwiebeln gar nicht existirt haben. Endlich machte 1637 die Regierung diesem Treiben durch ein Verbot ein Ende. Pfandschaft und Schuldenhaft durften wegen Tulpenhandel nicht mehr stattfinden, und überhaupt sollten keine Scheinkäufe mehr geschehen. Als in Folge dieser Verordnung Zahlungsverweigerungen vorkamen, hörte das Geschäft auf, und der Preis der Tulpen sank schnell bis zu einem mäßigen Werth herab. — Da wendete sich die Mode der Ranunkel zu, die seit 1580 aus der Levante in Europa eingeführt und sehr vervollkommt worden war. Im Jahre 1629 kannte man schon 8 und 1665 über 20 Spielarten, bis es später auf mehrere Hundert kam. Zu gleicher Zeit wurden auch die den Ranunkeln ähnlichen Anemonen gleichfalls aus dem Orient eingeführt, mit Vorliebe gezogen, doch kam es bei diesen Pflanzen nie zu hohen Preisen, so daß diese Blumen für Jedermann zu haben waren. — Unter mehreren anderen Zwiebelarten wurden gegen das Ende des 17. Jahrhunderts besonders die Hyacinthen begünstigt, und zwar mit Recht, da sie die Tulpen in jeder Beziehung übertreffen. Lange Zeit hielten sie sich mit den Tulpen, Ranunkeln und Anemonen ziemlich gleich in der Gunst des Publikums, als aber Peter Vorhelm in Harlem zu Anfang des 18. Jahrhunderts die ersten gefüllten Hyacinthen zog, und bald viele andere in verschiedenen Farben nachfolgten, wurden die Hyacinthen allen andern Blumen vorgezogen, und man bezahlte in der ersten Zeit wieder für einige Sorten bis 2000 fl. Es entstanden Hunderte von Sorten, und die Zwiebeln wurden endlich so billig, daß sie zum allgemeinen Gartenschmuck verwendet werden konnten, doch blieben die bessern Sorten immer theurer, als die Tulpen.

Frankreich, Deutschland, England und andere Länder nahmen diese Moden an, so wie die Preise der Zwiebeln in Holland einigermaßen herabgegangen waren, und bis zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts bildeten die genannten Blumen den vorzüglichsten Gartenschmuck. Die Zwiebeln wurden fast immer aus Holland bezogen, da man entweder ihre Anzucht nicht verstand, oder der Boden nicht so geeignet war, wie in Harlem. Man hielt daher in Holland auf gute Preise, bis es den Gärtnern von Berlin gelang, durch eine großartige Entwickelung des Hyacinthenflors den Markt in Deutschland zu gewinnen. Seit den letzten Jahrzehenden sind diese Zwiebelpflanzen mehr als billig vernachlässigt worden, und nur die Hyacinthen sind die Lieblingsblumen geblieben, und werden besonders gern für den Winterflor in Töpfen gezogen.

(Schluß folgt.)

*) Auch heut zu Tage werden noch hohe Preise für einzelne Pflanzen bezahlt, wie z. B. der Umstand beweist, daß im vorigen Jahre der Erfurter Gärtner A. Topf in Vicenza eine neue Magnolia für 10,000 Franken kaufte. Allein dieß hat einen andern Grund, indem bei solchen Käufen das alleinige Eigenthumsrecht mit bezahlt wird, so daß der Verkauf der durch Vermehrung entstehenden Pflanzen dem Besitzer allein bleibt, wodurch in den meisten Fällen ansehnlich gewonnen wird.

Sprüche und Scherze von Alex. Kaufmann.

Zweite Reihe.

17.

Ach, daß wir so Vieles wissen,
Was die Väter nicht gewußt —
Thränenfeucht sind uns're Kissen,
Tag ist Nebel, Wust und Dust.

Doch in Krankheit der Gedanken
Gab ein Gott uns linden Trost —
Laß zwei Arme dich umranken,
Und das Leid ist halb vertost!

18.

Der schwärzeste Gedanke flieht,
Faßt man ihn klar in Wort und Lied;
Das sind für uns die Zauberflaschen,
Moderne Teufel d'rein zu haschen.

19.

Den Teufel faß' nur bei den Ohren
Und sag's ihm grad' aus, wie er heißt:
Gleich ist des Bösen Macht verloren,
Wenn Du ihn recht zu nennen weißt.

20.

Nur keck zur Himmelsthür gesprungen!
Hält dort der wackre Peter Wacht,
Der läßt einen frischen, frohen Jungen
Gewiß nicht in der kalten Nacht.

21.

Ein dicker Wirth in altem Schank,
Das ist das beste Gasthauszeichen;
Da wird für einen lust'gen Schwank
Man auch ein Schöpplein gratis reichen;
Ein hag'rer Wirth in neuem Haus —
Da bleibt ein weiser Mann heraus.

Tiroler-Biene.

In dem so eben erschienenen 7. Heft des „Archives für die Geschichte von Graubündten“ finden sich manche auch für Tirol nicht unwichtige Notizen namentlich über den Engadeinerkrieg, und dann eine Urkunde des Grafen Meinhard von Görz ddo. Schloß Tirol 28. März 1256.

Digitized by Google

• Die Zahl der Gattungen von Gefäßpflanzen, welche bisher in Tirol entdeckt wurden, beträgt nach der Angabe von Baron Hausmann 641, jene der Arten 2279. Laubmoose gibt Ritter v. Heufler für Tirol 352 Arten an; die übrigen Cryptogamen sind noch nicht summirt. Diese Zahlen deuten an, daß ein sehr reichliches Materiale für das Studium der Botanik in unserem Vaterlande vorhanden sei. Auch für die Pflanzengeographie öffnet sich ein weites Feld der Beobachtung, man berücksichtige z. B. nur die Gegensätze des Klimas von Hintertux und Riva. Nicht leicht dürfte sich jedoch eine Gegend finden, welche in dieser Hinsicht so günstig läge, als die von Innsbruck. Es bietet in einem verhältnißmäßig geringen Umkreise die Flora der Kalk und Schieferformation: während an den Hügeln, die sich in der Richtung gegen Thaur an die Berge anlehnen, beim Hauche des warmen Windes manche Pflanzen eines mildreren Südens gedeihen, zeigen die Kanten des Glungezers und Solsteins Pflanzenformen, welche denen des fernen Norwegen und Island ähnlich und verwandt sind. Der bekannte Botaniker Unger hat vor mehreren Jahren den Einfluß des Bodens auf die Flora im Unterinnthale in einem eigenen Werke nachgewiesen und dabei eine Menge Detail geliefert, welches nicht nur für den Botaniker von Fach, sondern auch für den Oekonomen und überhaupt für jeden Gebildeten von großem Interesse ist. Innsbruck böte gewiß reichen Stoff zu einer ähnlichen Monographie.

• Die Zahl der bisher in Tirol aufgefundenen und in dem verdienstvollen Werke der Herren Liebener und Vorhauser beschriebenen Mineralspezies beträgt beiläufig 150. Die letzten Jahre gaben manche neue Entdeckung, und so dürfen wir wohl auch jetzt erwarten, daß die angegebene Zahl nicht beständig bleiben werde.

• Der Entomolog Redtenbacher gibt für Tirol 1137 Arten von Käfern an. Das Land ist jedoch noch lange nicht hinlänglich durchsucht, wie denn überhaupt leider die meisten Zweige der Fauna von Tirol erst einer gründlichen Bearbeitung entgegensehen.

• Custos Bergmann trug am 16. Juni in der k. k. Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung vor über den Krieg, welchen Friedrich mit der leeren Tasche von 1405—1408 gegen die Schweizer führte. Besonders ausführlich behandelte er die Belagerung und den Entsatz der Stadt Bregenz am 13. Jänner 1408. Bekanntlich trug ein altes Weib, Guta genannt, wesentlich dazu bei und ihr zu Ehren ruft der Nachtwächter noch heute: „Ehrguta!“ d. h. Ehre der Guta. Sie belauschte nämlich die Appenzeller, wie sie den Angriff beriethen, und eilte mit der wichtigen Botschaft zu Pferd nach Bregenz. Das über einem Thore eingemauerte Steinbild, welches man bisher für die reitende Guta hielt, erklärt Bergmann als eine römische Epona, welche die Patronin der Pferde und Ställe war. Wir hätten also darin einen Ueberrest des alten Brigantium.

• Schon Ende dieses Monats wird im Ferdinandeum wieder eine Kunstausstellung eröffnet. Angesagt sind 28 Oelgemälde.

• M. Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum bringt im ersten Hefte des neunten Bandes Fragmente aus „dem Buche der Tugend“ von Hans Vintler *). Das Gedicht Vintlers ist nach der eigenen Angabe Vintlers im Wesentlichen eine Uebersetzung aus dem Italienischen, und enthält in der Gestalt, in welcher es uns vorliegt, verschiedenartige Bestandtheile. Es lassen sich zwei Theile deutlich unterscheiden und namentlich im ersteren ein ursprünglicher Stamm von Einschaltungen scharf trennen. Vintlers Buch ist noch in drei Handschriften, wovon sich eine in der Dipaulischen Bibliothek befindet, vorhanden. Der Augsburger Druck rührt von 1486 her.

Literatur.

Die Mineralien Tirols nach ihrem eigenthümlichen Vorkommen in den verschiedenen Fundorten, beschrieben von L. Liebener und J. Vorhauser. Oktav. (320 Seiten.) 1852. Verlag der **Wagner'schen Buchhandlung** in **Innsbruck.** In Umschlag brosch. 1 fl. 36 kr.

Wir haben bereits in Nro. 10 unseres Blattes auf das Erscheinen dieses Werkes hingewiesen. Es wird jetzt im Buchhandel ausgegeben. Alle, die es gesehen haben, sind darüber einstimmig, daß dadurch die naturwissenschaftliche Literatur unseres Vaterlandes wesentlich ergänzt und bereichert worden sei. Den Verfassern stand eine Fülle von Materialien zu Gebot, und man muß ihnen nachrühmen, daß sie es zugleich mit Berücksichtigung der Forschungen anderer, gründlich verarbeitet haben. Die Einrichtung des Buches ist sehr zweckmäßig, die Mineralien und die Fundorte sind alphabetisch angegeben, was das Aufsuchen wesentlich erleichtert. Chemische Analysen wurden nicht häufig beigefügt, was man den Verfassern natürlich nicht zum Vorwurfe machen kann, denn die Mineralien Tirols sind noch nicht alle chemisch geprüft und zerlegt, und wäre dieses auch geschehen, so läge es doch jenseits der Aufgabe dieses Buches, die zunächst darin besteht, demjenigen, der sich über die Vorkommnisse des Vaterlandes belehren will, einen durchweg verläßlichen und treuen Wegweiser an die Hand geben. Die Ausstattung ist sehr gefällig, wir können daher dieses Werk unbedingt jedem empfehlen, der sich mit Mineralogie beschäftiget, insbesondere verweisen wir unsere Studirenden darauf.

*) Konrad heißt der Dichter, nicht Hans, wie auch Gervinus ihn fälschlich nennt. „Konrad der Poet 1403, 12, 14“ in Mairhofens Genealogien. Ueber das Geschlecht des Konrad Vintler siehe den Tiroler Bothen 1824, Nr. 28 und 29. Die Red.

Einladung zur Subscription

auf die

Oesterreichische Illustrirte Zeitung.

II. Jahrgang. 2. Semester.

Jede illustrirte Zeitung ist eine wandernde Dekoration der Gegenwart, eine Camera obscura, in welche die Ereignisse der Zeit als Schattenbilder fallen und wie in einem Daguerrotyp festgehalten werden; sie ist ein Archiv der Zeit, in welchem diese Alles, was sie geschehen läßt, in Bild und Wort niederlegt, zur Benützung für künftige Geschichtsschreiber, mithin ein Erinnerungsbuch der Gegenwart und Vergangenheit. Eine illustrirte Zeitung kümmert sich um alles, erfährt alles und berichtet alles, sei es nun der Thron, der Lehr- oder Webstuhl, kurz, sie stellt alles nebeneinander und läßt jedem sein Recht widerfahren.

Die „Oesterreichische Illustrirte“ ist das einzige Journal des Vaterlandes, das in seiner eigenthümlichen Weise eine Menge von Materialien zusammenträgt, die nur auf heimischem Boden wuchsen. Aus allen Gauen des großen schönen Oesterreichs bringt sie die interessantesten Ansichten von Gegenden, Baudenkmälern, Städten, Fabriken, Instituten, Kirchen, Ruinen etc., ferner die Porträts und Biographien ausgezeichneter Persönlichkeiten, erzählt die würdigen Bestrebungen des Wissens, der Kunst, des Gewerbfleißes, die Triumphe des Gedankens und der Arbeit, und nöthigt auch dem Ernstesten in den beigegebenen humoristischen und launigen „Wiener fliegenden Blättern“ ein Lächeln ab.

Durch unsere Preisausschreibung hat sich der Kreis der resp. Mitarbeiter auf eine bedeutende, was aber mehr sagen will, ausgezeichnete Zahl gehoben, so daß wir hier eine Reihe der geachtetsten und beliebtesten Schriftsteller aufzählen könnten, betrachteten wir ein solches „Vorreiten von Namen“ nicht wie eine leere Prahlerei. — Man lese und urtheile! Daß unser redliches Streben Anerkennung findet, bekundet die täglich zunehmende Zahl unserer Abonnenten, und daß wir eine zweite Auflage dieses Jahrganges veranlassen müssen. — Jedem engeren Familienkreis können wir unsere „Illustrirte,“ wovon jeder halbe Jahrgang einen Band mit einigen Hundert der schönsten Xylographien bildet — als ein gutes Hausbuch gewissenhaft empfehlen, indem Ernst und Scherz, Belehrendes und Unterhaltendes etc. darin zu finden ist und für die äußere Ausstattung das Ausgezeichnetste gethan wird. Die genaue Kenntniß des Vaterlandes nach den verschiedensten Richtungen hin gehört zu den ersten Erfordernissen eines jeden Bürgers, und die Geschichte desselben würdig in Bild und Wort zu verewigen bildet unsere Hauptaufgabe. Wer uns dabei mit Beiträgen unterstützt, möge sich unseres wärmsten Dankes versichert halten. Man subscribirt in Wien (bei Keck und Pierer hinter der St. Stephanskirche) jährlich mit 7 fl., ½jährlich 3 fl. 48 kr., ¼jährlich 2 fl. — In den Provinzen mit portofreier Zustellung unter Couvert, jährlich 8 fl., ½jährlich 4 fl. 24 kr., ¼jährlich 2 fl. 16 kr. Jahresabonnenten erhalten ab und zu werthvolle Beilagen. Briefe und Geld franco. Im Auslande durch die resp. Postämter oder durch Herrn H. Hübner in Leipzig zu beziehen.

Die Expedition der Oesterreichisch Illustrirten Zeitung

in Wien, Seilergasse 1093.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 29. Innsbruck, 17. Juli 1852.

Der Harlekin.

Es war im Circus. Wie ein Kornfeld steht
Im Sonnenbrande, wenn kein Lüftchen weht,
So ruhig Kopf an Kopf, halbauf den Mund,
Das Aug' gewendet zu der Reitbahn Grund.
Die Zimbel tönt, es sprengt der Harlekin
In weiten Kreisen zu dem Ziele hin;
So wie der Zeiger an des Todes Uhr
Läßt auch sein Roß im Sande keine Spur.
Bald hier bald dort; — das Haar, die Mähnen fliegen,
Als gält es über Zeit und Raum zu siegen,
Er stürmt dahin im wilden Rythmustakt
Und hinten nach des Beifalls Katarakt.
Ihn kümmerts nicht, wenn lauter Jubel schallt,
Als wär er einsam, blickt er trüb und kalt:
Ein Feuerwerker, der Raketen schürt
Zur Winterszeit und selbst dabei erfriert.
Ich blickte hin, ich weiß nicht, wies geschah,
Daß ich im Traum verwandelt alles sah,
Mir kam es vor, ich sei der bleiche Reiter
Auf schwarzem Roß, im Sturmesfluge weiter
Und weiter sprengend durch ein fremdes Land;
Vom harten Hufe flog der Wüste Sand,
Leicht hintennach, bis er bald nicht mehr flog,
Weil spurlos seine Bahn mein Renner zog.
Zuerst noch sah ich Pilger mir zur Seite
Mit frohem Blicke schauend in die Weite,
Sie winkten freundlich mit der Hand zum Gruß,
Es schien, als zöge gleiche Bahn ihr Fuß.
Doch ach, wie bald schwand ihre volle Zahl,
Weil abwärts mancher da und dort sich stahl,
So manchem brach die Kraft ans ferne Ziel,
Bis einer nach dem andern niederfiel:
Sie hoben noch das Haupt dem Tod vervehmt,
Ein jedes Glied rang vorwärts halb gelähmt,
Sie seufzten tief, es wirbelt' Staub daher, —
Bald war es auf der Straße öd und leer.
Der Rappe knirschte zornig ins Gebiß,
Daß er beinah den Zügel mir entriß,
Als gält's zu kämpfen jetzt in heißer Schlacht,
Zu siegen über jene dunkle Macht,
Die aus der Wüste Schweigen furchtbar bang
Doch unsichtbar an meine Seele drang.
Mit kühnem Sinn ließ ich die Zügel fliegen,
Im Rythmus wollte jedes Glied sich wiegen,
Und rascher, rascher ging der wilde Lauf:
Hier sinkt die Sonne, dort schon wieder auf,
Die Sterne bleichen, glimmen wieder an,
Als hätte überholt sie uns're Bahn.
Jetzt Tag, jetzt Nacht — gerissen sind die Zügel,
Glutschnaubend fliegt das Roß mit Sturmesflügel,
Es glitzert fern, ich hör' das Meer schon brausen,
Die straffen Adern schwellt ein süßes Grausen,
Und adlergleich — da dringt ein Schrei ins Ohr,
Ich schau aus halbem Traume rasch empor:
Im Circus tobt das Pferd von Schaum bedeckt,
Zu Boden liegt der Harlekin gestreckt,
Und war's ein Schwank, so war's der letzte wohl,
Daß er im Staube röchelt bang und hohl,
Das Antlitz hebt er noch einmal, das bleiche,
Er seufzt, er zuckt und sinkt zurück als Leiche.

Adolf Pichler.

Es ist so schnelle weh gethan,
Und gut gemacht so schwer.

Behutsam nur und zart gefaßt
Die Blume thaubenetzt,
Denn eh du es gedacht, schon hast
Du ihren Sammt verletzt.
In jungfräulicher Reinheit dann
Entzückt sie dich nicht mehr:
Es ist so schnelle weh gethan
Und gut gemacht so schwer.

O laß den Falter, laß ihn ziehn
Durch Auen und Gehölz,
Berührst mit frecher Hand du ihn,
So weicht sein Farbenschmelz.
Und seine grauen Schwingen dann
Erfreuen dich nicht mehr:
Es ist so schnelle weh gethan
Und gut gemacht so schwer.

Digitized by Google

O tritt doch nicht so rasch zum Strauch,
Die Nachtigall singt dort,
Dein hastig Nahen scheuchet auch
Die graue Sängrin fort;
Ihr Lied hört sich so selig an
Nun hörst du es nicht mehr:
Es ist so schnelle weh gethan
Und gut gemacht so schwer.

Des Liebenden Gemüthe gleicht
Dem Falter und der Blum',
Es trübt ein leiser Argwohn leicht
Des Herzens Heiligthum.
Und eine flieh'nde Nachtigall,
Erstirbt des Dichters Lied —
Es war wohl dieß das letzte Mal,
Daß uns ein Argwohn schied?

Der Dichter der „Parallelen."

Eine Geschichte aus Valgenair.

(Fortsetzung.)

Das ist heute wieder ein Klingen und Schellen durch das Gefälle *) hinaus und ein Gedränge und Laufen. Das Vieh, in den Ställen einander entwöhnt, gibt keine Ruh und schlägt und sticht mit den Hörnern, wo nur zwei zusammenkommen können. Da steigt eine Zeitkalbe heraus mit stolzem Gange, eine große Glocke an ausgenähtem gefransten Riemen an dem Hals und sieht sich links und rechts um eine Gegnerin um. Eine Schiltle **) kommt, pump! Staub quillt auf, der Rase fliegt in die Luft und die Schiltle liegt unterm Weg im Gestände drunten. Das wäre für's 's Christili eine Freude gewesen zu andern Zeiten (dem Christili gehörte die Schwarze, dem Nachbar die Schiltle), aber heute, heute kann es nicht lachen, es muß das liebe Vieh ja hinaustreiben auf den Markt und es vor den Augen Martli's verkaufen, um ihm das nöthige Geld geben zu können. Es dachte an die schönen Stunden, die sie mit einander im Stalle zugebracht, wenn es melkte und Martli die Kalbe streichelte und sich freute, wenn es ihm das Rind recht gut fütterte und lobte. Lena ging an der Seite und half treiben, der Vater, das Querränzchen über die Achsel geschlungen, ging mit den Bekannten hintendrein. Diese sprachen von Martli, vom Krieg, vom Radetzky und wie etwa bei diesen Zeiten das Vieh gelten möchte, und unter solchen Gesprächen kamen sie ungefähr um 8 Uhr nach Landeck. Da wimmelte es schon von Menschen und Vieh. Links Laninger mit ihren Schüsseln und Häfen, rechts Marktstände und Fässer, um die ganze Schwärme von Käufern stehen, so daß sich die Straße füllt, mitten durch die Ankommenden mit ihren Kühen oder Ochsen und die Fortgehenden mit ihren Ketten und Schellen, die sie um den Leib tragen, weil sie schon verkauft haben. Was das für ein Wegen und Stoßen ist! 's Christili war mit seiner Braunen kaum auf den Platz gekommen, ha! da schmettert am untern Ende des Dorfes eine Trompete und mit dem Rufe: „die Jäger kommen!" stürzt Alles davon. Ihr könnt euch denken, wie dem Christili das Herz klopfte und doch durfte es nicht von dem Vieh. Die andern zwei aber wurden von dem Strome mitgerissen. Die Jäger spielten die wohlbekannte Arie: „Unsere lustige Kompagnie 2c." und mit einem tausendstimmigen Lebehoch wurden sie begrüßt. Martli's Vater rief auch mit, was er konnte und stand auf die Zehen, ob er den Buben, den Kaiserjäger, wie er ihn bei Andern gern nannte, nicht erblicke. Bei allem Kummer und allem Schmerz war er doch recht heiter; der jubelnde Empfang, wußte er, galt ja auch seinem Sohne. Nun wurde noch vor dem Posthause die Kaiserhymne gespielt und das Mittaggebet, dann ertönte das „Kommod" und Martli stürzte auf seinen Vater und in die Arme seiner Schwester; er hatte sie nämlich, ohne selbst gesehen worden zu sein, schon lange bemerkt; das war wieder eine Freude, die ich euch nicht beschreiben kann. „Aber wo ist 's Christili?" war die erste Frage Martli's. „Auf dem Platz," erwiederte Lena, „geh nur schnell, wir wollen es bald haben." Dem Christili war es unterdessen bei seiner Braunen gewesen, als stünde es auf Nadeln; sein Auge, sein Herz und sein Sinn war beim Posthause und links und rechts feilschten die Käufer die schöne Zeitkalbe an. Es sagte nur immer auf jede Frage „90 Gulden." „Da, die Kalbe ist mein," rief endlich einer, „heb den Hut auf." Er wollte ihm gerade die Gulden hineinzählen, da schwankte durch die Massen her ein Federbusch, Christili sieht noch das Pelzkappli des Vaters und mit einem Schrei: „der Martli!" ließ es den Hut mit den Gulden fallen und sprang ihm entgegen. Sie durften sich wegen den Leuten nicht so umarmen und küssen, wie sie es gern gethan hätten, denn auf dem Lande nimmt man es einem Mädchen nicht gut, wenn es mit einem Kaiserjäger gar so freundlich ist. Er drückte daher dem guten Kinde bloß die Hand, aber das freudige Gesicht und das strahlende Auge sprach, was sie einander so gerne zugerufen hätten. „Machst du gute Geschäfte?" lächelte Martli. „Hab schon verkauft," erwiederte es, „aber, lieber Martli, deine Braune." Sie kamen gerade hin dazu; der Käufer las das Geld auf und schimpfte auf das Christili, diese dumme Gans, wie er sich ausdrückte. Als Martli die Ursache erfuhr, sagte er schmözelnd: „Die Kalbe ist noch mein und wenn er nicht dieser lieben dummen Gans einen funkelneuen Zwanzger Trinkgeld gibt, so kommt sie nicht vom Platz." Der Käufer that es, wenn auch unwillig, und so schieden sie von dem guten Thier, das sie mit einander mit so viel Sorge und Freude gepflegt hatten. Dem Martli that es weh, auch dem Vater und dem Christili, aber was gibt ein Vater für seinen Sohn, was gäbe ein verliebtes Herz für den geliebten Gegenstand nicht alles gerne her? Martli führte die drei auf dem Markte herum und der Vater lächelte immer, wenn die Leute mit den Fingern auf Martli zeigten und sagten: „Der Obholzer Martli nimmt sich gut aus als Jäger." Er war aber auch der schönste Bursche in der Kompagnie und auch der bravste. Er erzählte ihnen von Innsbruck, vom Berg Isel, von der Schwarzmänner-Kirche, vom goldenen Dachel und andern Merkwürdigkeiten. Sie horchten ihm zu, als erzählte er Dinge aus einem

*) Eingang ins Paznaun.

**) Eine schwarz= und weißgefleckte Kuh.

Digitized by Google

andern Welttheile, besonders bedauerte Lena, die an eine Betschwester gränzte, daß es den Bußpredigern jetzt so schlecht gehe. So verging der selige Tag und das Christili fragte oft, wie spät es sei, aus lauter Furcht, er möchte schon bald zu Ende sein. Am Abend war Jägermusik. Das ist auf dem Lande eine seltsamere Sache als hier; drum strömen auch die Leute nach Feierabend haufenweis ins Dorf von allen Weilern und Thälern her. So halb im Feiertag-Gewand kommen die Burschen und die Mädeln mit schneeweißen Aermeln und schneeweißen Fürtüchern; natürlich finden sich dann die Betreffenden schon zusammen. So war es auch heute. Schon um 7 Uhr sah man alle Söller, Dächer und Dörren angefüllt. Martli hatte sich auch bei Zeiten mit den Seinen an einem netten Orte postirt und Alles erwartete sehnsüchtig den Anfang. Endlich begann es; wie gespannt waren alle Ohren! kein Plaudern der Philister war da zu hören; die unverdorbenen, noch nicht übersättigten Gemüther wurden fortgerissen auf den Flügeln der Töne und ehrfurchtsvolles Schweigen herrschte. Besonders gefiel das Flügelhorn in seinen schmelzenden, abendlichen Tönen. Christili konnte sich nicht halten und sagte, aus tiefer Brust aufathmend: „Das Horn klingt gerade wie die Amsel vor der Waldkapelle, weißt du, am Rosariabend.“ Die schönen Bilder des Glückes zogen mit den Melodien des Horns vor ihrer Seele vorüber und tiefe Schwermuth senkte sich auf ihre Gesichter. Ach! morgen,“ seufzte Christili oft, „mußt du fort und nicht werden wir mehr am Söller sitzen und dem Abendlied der Amsel zuhören. Das waren schöne Zeiten, o! sie kehren gewiß nicht mehr! gewiß, du kehrst nicht mehr heim.“ Martli schaute es starr an und schwieg. „Ich weiß nicht,“ fuhr es fort, „diese Musik schließt die ganze Zukunft vor mir auf und ich ahne und ich fürchte immer mehr.“ — Es wurde blaß und Martli hatte Zeit es wegzuführen, sonst wäre ihm übel geworden. Die Andern folgten ihnen langsam durch das Gedränge. Den Abend wollen wir sie allein zubringen lassen, es ist so der letzte auf dieser Erde; denn das Christili hatte recht, ihr werdet es noch sehen. Dafür begegnen wir ihnen aber schon in aller Frühe auf dem „Platze.“ Christili hatte nicht geschlafen; die gestrige Musik hatte sein ganzes Innere aufgeregt und ein Phantastebild war in seinem Köpfchen aufgestiegen nach dem andern, dazu noch der nahe Abschied und die trauervolle, immer stärker werdende Ahnung. Den Vater und die Lena hatte das erste Zeichen mit der Trompete geweckt und so kamen sie der Verabrede gemäß sehr zeitlich auf dem Platze zusammen. Der Vater gab dem Martli das nöthige Geld und mit schwerem Herzen schob es dieser ein; ach! er wußte ja wie sparsam es zu Hause aussah. „Sei brav und fleißig, Martli,“ begann der Alte mit zitternder Stimme, „wie bisher und vergiß uns nicht. Sei nicht zu vorschnell, denn du weißt ja wie hart wir dich entbehren, aber wenn es Zeit ist und wenn es Noth thut, dann bleibe nicht zurück und thue dein Bestes für unsern guten Kaiser. Schreibe uns recht bald, wie es dir geht und lebe wohl!“ Er drückte ihm die Hand und Martli umarmte den guten Vater; die andern zwei weinten wieder. Martli tröstete sie so gut er konnte, obwohl es ihm selbst so nahe zu Herzen ging, daß er hätte weinen mögen; von seinem Christili scheiden und es vielleicht nicht wieder sehen, eine Schwester, einen Vater hilflos zurücklassen o! nur ein gefühlloses Herz könnte da ungerührt bleiben. Christili nahm ihn bei der Hand und führte ihn auf die Seite; „Martli,“ begann es, „wir müssen jetzt scheiden; in Gottes Namen, wenn wir es nicht anders machen können; vergiß mich nicht und bleibe so gut wie du bist; wie will ich mich freuen, wenn du wieder so kommst; sei unterdessen ohne Sorge für den Vater, ich will arbeiten Tag und Nacht, daß ihm nichts fehle. Noch etwas, Martli, ich habe gehört, daß die Soldaten so lutherisch sind und fast nichts beten und nie beichten gehen; siehst, ich habe dir hier ein kleines Gebetbüchlein gekauft, nimm es und vergiß nicht unsern Herrgott und unsere liebe Frau; siehst du, auf diesem Scapulier ist sie abgebildet; ich habe auch ein Beinchen von der heiligen Philomena eingenäht; trag es, und du wirst sehen, die Kugeln treffen dich nicht; gelt, du versprichst es mir?“ Martli hatte es bei der Hand genommen und blickte mit gerührtem Herzen und Thränen auf den Wangen dem guten Kinde in die bittenden Augen. „Ja freilich,“ stotterte er, „alles thue ich, was du willst.“ „Und noch eine Bitte hab ich, aber du mußt mir sie nicht versagen,“ fuhr es fort. „Nein, nein,“ antwortete Martli, „nichts kann ich mehr versagen.“ Christili fuhr hinters Schnürmieder hinab und drückte dem Martli einen neuen Dukaten in die Hand, „das ist mein Theil von der Sammlung für die Verbrennten, ich hab es seitdem immer fleißig aufbehalten, jetzt geb ich's dir.“ Martli weigerte sich wohl, aber es wollte es nicht anders thun, und so mußte er es annehmen. Der Platz hatte sich indessen immer mehr und mehr gefüllt und gerade wollte Martli sein ganzes Innere vor dem guten Mädchen ausgießen und Worte der Liebe und des Dankes stammeln, als die Trompete zum zweiten Male tönte und die Soldaten in Reihe und Glied rief. Er mußte sein Christili, ungeachtet der Menschenmenge, nochmals küssen, sprang zum Vater und der Lena, und drückte ihnen die Hand. „Lebt wohl,“ stammelte er noch, „lebt wohl!“ und er verschwand unter der Masse. Der Kaisermarsch wurde angeschlagen, das Vivatrufen begann nach damaligem Brauch. „Marsch!“ tönte es. Die Menge drängte nach und unter Sing und Sang und dem Segensruf der Bevölkerung zogen die Jäger davon und auch Martli zog mit. Christili aber und Lena und der Vater gingen nach Hause, still, in sich gekehrt und — allein.

* * *

Am 12. März zog die Kompagnie in Mailand ein, wo ein unendlicher Jubel herrschte und tausendfaches Hoch Radetzky in vielerlei Sprache erscholl; denn gerade hatte der greise Held seiner Armee die Aufkündigung des Waffenstillstandes zu wissen gemacht und mit den Worten: „Vorwärts Soldaten nach Turin!“ sie zum Kampfe aufgerufen. Der in Martli's Seele schlummernde Funke Kampflust wurde zu heller Flamme angefacht und er wurde wie im Sturme fortgerissen. Den Vater Vater Radetzky voran zog die Armee mit klingendem Spiele durch die Porta Romana und in Kurzem stand sie den Feinden gegenüber. Bei Mortara geschah der erste Schlag. Dem friedlichen Tiroler klopfte anfangs doch das Herz, als die Kanonen zu brüllen anfingen, als

Digitized by Google

ganze Reihen von dem tödtlichen Blei getroffen niederfielen. Als sie aber näher kamen, den Feind mit Augen wahrnahmen, als die Kriegsmusik erklang und das tausendfache Hurrah! ertönte, da vergaß er auf den alten Vater, auf Lena und Christili, eine unerklärbare Wuth erfaßte ihn, und mit den andern einstürmend, haute er furchtbar um sich. Die Mauern Montara's waren gewaltig besetzt und innerhalb derselben die ganze Macht der Piemontesen vereiniget. Der Sturm wurde einigemal abgeschlagen, denn die Feinde kämpften hier mit verzweifelter Tapferkeit, aber endlich drangen die Unsrigen hinein und unter den Ersten war auch Martli. 1000 Gefangene, 5 Kanonen, 10 Pulverkarren und die ganze Kriegskasse waren die Trophäen dieses Sieges. Ihr könnt euch den Jubel denken, als der greise Held durch die siegreichen Reihen ritt, diesem und jenem auf die Achsel klopfte, seine Tapferkeit anrühmte und die Brust mit silbernen und goldenen Medaillen schmückte. Auch Martli bekam eine mit den Worten: „So Tiroler, hast brav geschossen!“ Am andern Tage war Martli Unterjäger. Voll Freude und noch ganz im Siegesrausche schrieb er einen Brief in die Heimat an seine Lieben und verkündete ihnen sein Glück. Dann ging es wieder vorwärts nach Novara, wohin sich der Feind zurückgezogen, koncentrit und mächtig verschanzt hatte. Da mußte die Entscheidung geschehen, daher ließ der Feldmarschall sogleich angreifen. Die Stadt liegt auf einem Hügel, die Piemontesen gebrauchten sie daher als Rücken und Stützpunkt. Alle kleinen Erhöhungen und Terrains hatten sie benützt und ihre schweren 16pfündigen Batterien dort aufgestellt. Die Unsrigen rückten an, aber unter einem fürchterlichen Kreuzfeuer rissen die Batterien ganze Reihen derselben nieder, ohne daß die andern deßhalb einen Fuß breit gewichen wären. Immer vorwärts gehts und immer neu beginnt der Sturm. Es ist ein schreckliches Gemetzel, Menschen in voller Lebenskraft sinken dahin, hier bricht einer von dem tödtlichen Blei getroffen lautlos zusammen, dort springt ein anderer mit entsetzlichem Todesschrei einen unglaublichen Sprung, überschlägt sich und liegt starr und todt, ein dritter wankt, die Kugel in der Stirne, an sein Gewehr gestützt wie ein Betrunkener langsamen Schrittes näher, flüstert leise ein paar Worte von seiner Heimat und stürzt zusammen. Aber das alles schreckt den Martli nicht, er denkt wohl auch der Heimat, aber er denkt auch nicht daran. Die Jäger, an deren Spitze Martli stand, drangen wie die bösen Geister vorwärts, behend von Baum zu Baum springend, sandten sie ruhig und sicher die Kugeln in die Reihen der Piemontesen. Endlich ertönt der Befehl zum Bajonnetangriff. Das ist nun ein gräßliches Morden, ein Wimmern und Heulen! Martli stach alles nieder ohne Pardon, er glich sich selbst nicht mehr, er war ganz rasend und viel ärger, als alle andere. Schon sind die feindlichen Reihen durchbrochen, die Batterien genommen, nur unter den Mauern wüthet noch der Kampf; die Jäger morden noch fort, aber den Martli — sehe ich nicht mehr. Ist er so weit unter den Feinden, oder ist er schon, weil er überall unter den Ersten sein muß, in die Stadt gedrungen? denn eben seh ich eine Schaar Kroaten hineinstürmen. Armes Christili, armer Vater! wenn er gefallen ist. Der österreichische Adler hat gesiegt; zwar grollen noch hie und da einige Kanonenschüsse durch die Dämmerung und man sieht deutlicher als früher die großen Bogen der Raketen. Das ist aber nur ein kleines Nachspiel; es beginnt dunkel zu werden, vom Himmel hängen die Wolken schmutzig und grau wie lange Schleier herab auf die blutgetränkte Erde, leise und gleichförmig fällt der Regen hernieder und wäscht, die Pflichten weit entfernter Lieben übernehmend, manchem Todten mitleidig das wachsbleiche Angesicht. Ob er vielleicht auch Martli's wachsbleiches Antlitz wäscht? Wir wollen morgen bei der Musterung sehen, ob er nicht mehr unter den siegenden Schaaren steht, unterdessen aber wollen wir aus dem Schlachtfelde, wo wir nur Wimmern, Stöhnen und Röcheln sterbender Soldaten hören, uns wegwenden und zu den drei Getreuen Martli's begeben und schauen, wie es in der Hütte zu Valgenair aussieht. Die armen Leute! wenn sie bei Novara zugeschaut oder den Kanonendonner gehört hätten, wie würden sie um Martli bekümmert gewesen sein, wie würden sie gebetet haben!

(Fortsetzung folgt.)

Die Mode in den Blumen.

(Schluß.)

Von Anfang des 18. Jahrhunderts an begünstigte die Mode die Nelken, Aurikel und Primel ein ganzes Jahrhundert lang, ohne daß es den Blumenfreunden eingefallen wäre, ihre Blicke auf andere, viel schönere Pflanzen zu richten. Das Vaterland der Nelken ist nicht genau bekannt, vermuthlich ist es das gebirgige Südeuropa. Gewiß ist, daß einige Sorten von Nelken schon zur Zeit des Ritterthums, vielleicht noch früher bekannt und allgemein beliebt waren *). Ein Verzeichniß von 1629 gibt schon 20 verschiedene Sorten an, doch zu Modeblumen wurden sie erst im 18. Jahrhundert, als man der holländischen Zwiebelblumen überdrüssig war. 1702 zeigt ein englisches Verzeichniß schon 360 Sorten an. War die Nelke schon vorher ein Liebling des Volkes, so wurde sie es noch viel mehr, als immer schönere und vollkommenere Blumen zum Vorschein kamen. Am eifrigsten wurde die Nelkenzucht von der Vlämischen Bevölkerung in Flandern, Brabant und Hennegau betrieben, und von dort verbreiteten sich die schönsten Sorten über ganz Europa. Es wurde den Nelken eine solche Wichtigkeit beigelegt, daß bis gegen 1820 Hunderte von Büchern bloß über Nelken geschrieben wurden **). Man stellte förmliche Systeme über Farbe, Zeichnung und Form auf, und hielt sich so streng an diese willkürlich angenommenen Gesetze der Schönheit, daß jede noch so schöne Ausnahme aus den Sammlungen verbannt wurde. Das Lächerliche einer solchen Liebhaberei und einer so reichen Literatur über eine einzige Pflanze fällt uns um so mehr auf, da wir eigentlich schöne Sammlungen nicht mehr besitzen. Die Nelkenliebhaberei verbreitete sich schon deshalb mehr, als die der früheren Blumen, weil die Nelke die erste im Sommer und längere Zeit blühende

*) Nach „**La Belgique horticole**“ brachte Ludwig der Heilige die Gartennelke 1270 aus Tunis nach Europa.

**) Selbst der „Große Condé“ (Louis II., Prinz von Condé) gab 1680 „Vorschriften zur Erziehung schöner Nelken“ heraus.

Digitized by Google

Blumistenpflanze war, und da die Nelkenzucht vor dem Blumenfenster, also auch von dem Besitzlosen, betrieben werden konnte. Auch der Unbemittelte wußte sich einige schöne Nelken zu verschaffen, und brachte es durch Tausch und Samenzucht zu einer hübschen Sammlung. Als aber die Auswahl der Blumen in Folge botanischer Reisen immer größer wurde, verlor sich die Nelkenliebhaberei immer mehr und mehr, und schon in den zwanziger Jahren waren gute Sammlungen eine Seltenheit. Von den Gärtnern werden die Nelken gerade jetzt mehr als billig zurückgesetzt, und man findet jetzt zahlreiche große Gärten, wo nicht eine Nelke zu finden ist. Dagegen blieben sie Lieblinge der Armen, und werden häufig in Gebirgsgegenden und wo eine Fabrikbevölkerung vorherrschend ist, gehegt und hochgeschätzt, z. B. in der Gegend von Verviers *) in Belgien, Paisley in England und mehreren Landschaften in Deutschland und der Schweiz. Wenn der Bergmann aus seinem dunklen Schacht heraufsteigt, und der Fabrikarbeiter und Handwerker aus seiner kleinen düstern Stube heraussieht, so erfreut ihn die stolze Pracht und der starke Duft dieser Blumen und er sucht sein Fenster so reich wie möglich damit zu schmücken. Uebrigens nimmt in neuester Zeit, seitdem es gelungen ist, mehrmals und auch im Winter blühende Nelken zu erziehen, die Liebhaberei wieder zu, und auch einige Gärtner beschäftigen sich wieder eifrig mit ihrer Kultur. — Nicht viel weniger war die Mode den Aurikeln günstig, deren einfach gelb blühende Stammpflanze schon im 16. Jahrhundert von den Alpen in die Gärten verpflanzt wurde, wo sich sehr bald eine Menge Spielarten bildeten, so daß es 1620 schon über 20 gab. Zu ihrer größten Ausbildung gelangten sie zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts. Auch die Aurikel hatte ihre besondere Literatur, und mit Farbe, Zeichnung und Form wurde es eben so genau genommen, wie bei den Nelken. Man unterschied hauptsächlich zwei Abarten, die sogenannten englischen, welche sehr verschiedenfarbig, obschon matt von Farbe und sämmtlich mit Puder überzogen sind, und die in der Gegend von Lüttich gezogenen Luycker Aurikel mit großen sammetartigen, meist einfarbigen oder schattirten Blumen. Letztere sind genau genommen viel schöner, aber weil sie nicht so selten und leichter zu ziehen waren, so wurden sie von eigentlichen Aurikelkennern nicht geschätzt. Die Aurikel fand nie so allgemeine Verbreitung wie die Nelke, vermuthlich, weil die Kultur nicht so lohnend und schwieriger ist. — Die Primel oder Gartenschlüsselblume wurde gleichzeitig mit den Aurikeln bevorzugt, jedoch nicht in so hohem Grade.

Die genannten Pflanzen hatten auf die Verzierung der Gärten nur wenig Einfluß, da sie entweder in Töpfen, oder ohne Rücksicht auf gefällige Anordnung bloß der Sammlung wegen, auf Gartenbeeten zwischen Gemüse gezogen wurden. Auch blühten die meisten zu gleicher Zeit und zeitig im Frühling. Nur bei den Holländern bewirkte die massenhafte Anzucht der Zwiebelgewächse, daß die früher ganz blumenlosen, regelmäßigen Gärten ein Sammelplatz derselben wurden, und ein holländischer Garten mag in den Monaten April und Mai allerdings prächtig ausgesehen haben. —

*) Die Nelkenliebhaberei erstreckt sich bis Lüttich, Spa und an die Ardennen. Man zieht besonders zwergartige Nelken, die so reich blühen, daß oft 200 Blumen an einem Stocke p angen: eine Vollkommenheit, die sonst nirgends erreicht wird.

Unter den vielen Modeblumen der Neuzeit will ich zuerst der Dahlien oder Georginen gedenken, da dieselben mehr als andere Pflanzen Aufsehen gemacht und das Ansehen der Gärten ganz verändert haben. Die Stammpflanze mit hellrother einfacher Blüthe wurde 1789 aus Mexico an den Direktor des botanischen Gartens in Madrid, Cavanilles, geschickt, von wo sie in den Pflanzengarten von Paris den jardin des plantes überging. Sie wurde nur als botanische Pflanze betrachtet, und Anfangs im Treibhause gezogen, wo sie wieder verloren ging. 1804 kam Samen aus Mexiko nach England, und 1814 wurden Knollen einer dunkelrothen Art nach Paris gebracht. Aus diesen Samen und Pflanzen sind nach und nach unsere jetzigen Dahlien entstanden. Die ersten gefüllten Blumen sah man schon vor 1820, aber gegen das Ende der zwanziger Jahre gab es schon überall zahlreiche Sorten von allen Farben, welche vorzüglich in England und Norddeutschland gezogen wurden. Die Leichtigkeit der Kultur, die Pracht und Mannigfaltigkeit der Farben, die herrliche Wirkung, welche diese Blume in den Landschaftsgärten hervorbringt, macht sie, wenn auch nicht zu Lieblingen, wie die Rose, Nelke, Levcoye u. s. w., doch für alle größeren Gärten unentbehrlich. Recht eigentlich in die Mode kamen sie nach 1830, und es wurden aus Deutschland große Summen dafür nach England geschickt. Hundert Thaler für eine neue Blume war noch vor einigen Jahren kein ungewöhnlicher Preis, während jetzt die theuersten nicht über 5 Thaler kosten. Die meisten und besten Dahlen werden jetzt in Deutschland gezogen, und vorzüglich zeichnet sich der kleine Ort Köstritz bei Gera im Fürstenthume Reuß darin aus. Gegenwärtig ist die Dahlia zwar als vortreffliche Dekorationspflanze überall gesucht und selbst bevorzugt, aber die eigentliche Sammelwuth hat sich verloren, obschon die Blumen auch in der letzten Zeit noch vollkommener geworden sind. Man ist der Meinung, daß die Dahlienzucht ihren höchsten Punkt erreicht habe, und gegenwärtig ist das Bestreben der Züchter auf Erzeugung von Zwerggeorginen und ihre Hoffnung auf die ersehnte blaue Blume gerichtet, für deren Erzeugung in England ein Preis von mehreren Tausend Pfund gesetzt worden ist. Die Dahlien sind besonders für große Gärten geeignet, und bilden die beste Vermittelung zwischen Gehölz und niedrigen Blumen, eignen sich aber ihrer steifen Form wegen auch sehr gut in regelmäßige Anlagen.

Unter den seit 50 Jahren eingeführten Topfgewächsen ist keins so allgemein verbreitet worden, als die Hortensie, welche Sir Joseph Banks 1790 aus China oder Japan, wo sie ebenfalls in den Gärten gezogen wird, nach Europa brachte. Obschon steif und ohne Wohlgeruch und Mannigfaltigkeit ist sie doch eine Prachtblume ersten Ranges, erfreut durch lange Blüthezeit, ist leicht zu behandeln und ist daher sehr schnell eine Zierde aller Gärten und Blumenfenster geworden. Ihr Erscheinen machte wahrhaft Aufsehen, welches sich noch steigerte, als man durch Anwendung eisenhaltiger Erden blaue Blumen erzielte. Da auch in größern Gärten die Hortensie als Dekorationspflanze unersetzlich ist, so ist ihr Fortbestand jedenfalls gesichert.

Digitized by Google

Die Pelargonien oder Geranien, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts vom Cap eingeführt wurden, haben sich durch die Kultur so verändert, daß nur noch die Blätter an die Stammpflanzen erinnern. Von 1825—1835 machten sie sich in den Gärten über die Gebühr breit, so daß andere bessere und eben so gute Pflanzen darunter litten. Später verlor sich die Lust daran ganz und gar, aber seitdem aus England wieder so ausgezeichnet schöne und auch in Bezug auf reiche und lange Blüthe die früheren Sorten übertreffende Pelargonien gekommen sind, haben sie den Beifall aller Blumenfreunde wieder erhalten. — Noch wichtiger sind die Camellien, welche schon seit 1739 aus China eingeführt wurden, aber erst nach 1820 in die Mode kamen und Florblumen wurden. Die Liebhaberei zu diesen Blumen steigert sich mehr und mehr, und schon wird sie hie und da mit Glück im Zimmer gezogen. Unter allen Blumen verdient auch keine mehr eine solche Begünstigung, denn, an Schönheit der Form und Farben mit den Rosen wetteifernd, ja, sie übertreffend, haben sie die schönste Belaubung und die vortreffliche Eigenschaft, daß ihre Blüthen während der ganzen Wintermonate erscheinen. Die Camellie hat ihre eigene Literatur, wozu indeß die Deutschen nicht viel beigetragen haben. Die meisten neuen Sorten werden in Italien gezogen, außerdem noch in Belgien, Frankreich und Nordamerika. Deutschland hat nur an einzelnen Orten zur Veredelung dieser Pflanzengattung beigetragen, z. B. in Dresden. — Auch die indischen Azaleen und die Alpenrosen (Rhododendron) haben viele Freunde, und gehören zu der schönsten Zierde der Gewächshäuser, sie sind beliebte Zierpflanzen geworden, ohne daß die Leidenschaft sich ihrer bemächtigt hat. — Weit gesuchter, bereits in Palästen und Hütten einheimisch, sind die Fuchsien. Einige klein blühende Arten wurden schon in früherer Zeit eingeführt, aber erst nach 1830, als mehrere sehr großblumige Arten nach Europa gebracht worden waren, entstanden durch gegenseitige Befruchtung die Hunderte von köstlichen Spielarten, welche jetzt in den Gärten und Fenstern prangen. — Dasselbe gilt von der Verbena, wovon lange nur eine einjährige, blaßrothe und eine ausdauernde, hochrothe Art vorhanden war, bis gegen 1834 mehrere großblumige mit hellen Farben dazu kamen, durch deren Vermischung die prachtvollen Sorten der Neuzeit entstanden sind. Seit 1848 haben sich die Verbenen so vervollkommnet, daß ihre Pracht wahrhaft in Erstaunen setzt. — Die köstlichen Sammtveilchen oder Pensées (Stiefmütterchen) sind ebenfalls ein Produkt der Neuzeit und nur wenige Blumen verdienen so den Vorzug, der ihnen zu Theil wird. Unsere sogenannten Pensées sind aus der Vermischung des allbekannten kleinen Stiefmütterchens mit dem großblühenden Sammetveilchen vom Altai (Viola altaica) hervorgegangen, und durch außerordentliche Bemühungen der Gärtner sind sie zu einer solchen Vollkommenheit gelangt, daß Blumen von der Größe eines Zweithalerstückes nicht selten sind, und die Natur sich in der Zartheit und reizenden Mischung der Farben erschöpft zu haben scheint. Anfangs waren die Grundfarben violett und gelb, allmälig ist aber weiß, kastanienbraun und kupferroth dazu gekommen. — Von den übrigen, durch Kunst verwandelten Blumen kann ich nur die Namen anführen. Es sind hauptsächlich: Petunien, Phlox, Antirrhinum (Löwenmaul), Gladiolus, Amaryllis, indische Wucherblume (Chrysanthemum), Heliotropium, Lobelien, Cupheen, Lilien, Pentstemon, Iris, Tausendschönchen (Maaßliebchen, Marienblume), Achimenes, Glorinien, Calceolarien, Epacris, Haiden u. a. m.

Außer den genannten Florblumen sind noch einige seltsame Pflanzenfamilien in den Gewächshäusern bevorzugt worden. Ich meine die Familie der Cacteen und die Orchideen.

Die Cacteen haben ihre besondere Literatur erhalten, und ihre gnomenhaften, barocken Formen haben fast zehn Jahre lang in den Gewächshäusern die Seelen der Gärtner tyrannisirt. Zu allen Zeiten zieht neben der Freude an dem Schönen ein gewisses unheimliches Behagen an dem Barocken und Abenteuerlichen durch das Gemüth der Menschen. Schon zur Zeit der Tulpen und Hyacinthen hatte man verwachsene krüppelhafte Formen neben den regelmäßigen gezogen; an den Cactusformen fand diese Richtung der Menschennatur eine besondere Gelegenheit, sich geltend zu machen. Diese Gnomen der Pflanzenwelt spreizten überall ihre dicken Leiber, streckten ihre schlangenartigen Arme aus, und hielten mit ihren Stacheln die Anstreifenden fest; sehr zahlreich wurden ihre Arten, und eben so zahlreich die Formen, eine immer auffallender als die andere. Doch das allgemeine Interesse verlor sich, als das Seltsame aufgehört hatte neu zu sein, und auch die lebhaften Farben ihrer Blüthen vermochten nicht, sie in der Gunst der Modernen zu erhalten. Doch sind einzelne auffallende Formen an den Fenstern der Gartenlosen bereits eingebürgert, und werden sich dort lange erhalten. — Noch auffallender ist die noch herrschende Mode, Orchideen zu cultiviren. Obgleich es unter diesen schmarotzenden Pflanzenwundern der Tropenwelt die herrlichsten Blumen gibt, und schon die seltsamen Pflanzenformen das Interesse des Naturfreundes erregen, so sind doch jedenfalls die Kosten, welche die Kultur dieser Pflanzen verursacht, gegen den Genuß — wenn es nur auf diesen und nicht auf Naturstudium abgesehen ist — zu bedeutend.

Mehr und mehr kommt die Dekoration der Zimmer mit Pflanzen in Aufnahme. Hier hat sich die Mode gerade jetzt den Pflanzen mit schönen Blattformen zugewendet, seit die steifen Gestalten der Cacteen bei dem Publikum in Ungnade gefallen sind. Lauben, Wände und Gewinde von Epheu sind fast in jedem behaglich eingerichteten Hause anzutreffen, und in eleganten Wohnzimmern und Sälen prangen kleine Palmen, monocotyledonische Pflanzen mit üppigen, schilfartigen Blättern, saftiggrün glänzende Gummibäume, gefiederte Acacien, besonders aber die zierlichsten, ausländischen Farrnkräuter und Farrnmose (Lycopodien). Obschon der wahre Freund und Verehrer der Natur schon längst diese schönen Pflanzenformen bewundert hat, so muß man sich doch wundern, daß sie bei dem größern Publikum so in Gunst gekommen sind, und glänzendere Blumen verdrängen konnten.

In der neuesten Zeit scheint sich die Blumenmode in Extremen zu bewegen, sie hat sich zugleich der größten und der kleinsten Pflanzen bemächtigt. In den Liliput- oder Zwerg-

Digitized by Google

blumen ist die Blumenliebhaberei zusammengeschrumpft zu einem unscheinbaren Minimum, und in der Victoria regia, der riesenhaften Königin der Gewässer, deren schwimmende Blätter auch in dem europäischen Gefängniß dieser Pflanze die Größe von 7 Fuß Durchmesser erreichen, und einen erwachsenen Mann zu tragen im Stande sind, sehen wir die Mode einen Anlauf nehmen, wie noch nie vorher. Oder soll man es nicht für eine Wirkung der Mode erklären, wenn man nun auch in Deutschland an 4—5 Orten für eine Pflanze, welche schon hinlänglich beobachtet worden ist, besondere kostspielige Gewächshäuser baut, deren ganzer Raum ein mit tropischen Wasserpflanzen angefülltes Bassin einnimmt? — Die **Liliputgärtnerei** aber ist eine Verirrung des Geschmackes, die nicht lange Stand halten wird. Wahrscheinlich stammt die Mode aus China, wo die größte Mühe darauf verwendet wird, die Blumen und sogar Bäume zwergartig zu ziehen. Daß dieß auch bei uns geschieht, hat wohl zunächst seinen Grund in dem Wunsche, sich auch im kleinsten Raume ein Stück Natur zu verschaffen. Noch mehr aber in der alten Neigung der Frauen, sehr kleine Gegenstände von zierlicher Form mit Liebe zu betrachten.

Im Allgemeinen kann man aber auch solche Verirrungen des Schönheitssinns jetzt leichter ertragen; denn das Leben der Gegenwart ist so reich geworden, daß eine einzelne falsche Richtung des Geschmacks viel eher corrigirt oder durch andere Richtungen beschränkt werden kann. Allerdings aber hat auf der andern Seite die Hast, mit welcher täglich Neues gesucht, aufgegriffen und verbreitet wird, auch in der Blumenwelt ihre Uebelstände. Zunächst den, daß vieles wirklich Schöne als veraltet bei Seite geworfen wird, um Neuem Raum zu machen. (A. d. Gränzboten.)

Tiroler-Biene.

Die belgische Regierung hat sich an das hiesige Museum gewendet, um Auskunft über den berühmten Bildhauer Collin zu erhalten, welcher am Monument des Kaisers Maximilian in der Franziskanerkirche zwanzig Tafeln meisselte.

• A. Sprenger, zur Zeit Professor am Kollegium zu Fort William in Calcutta, gab ein Werk über Saadis Rosenhain heraus, unter dem Titel: **The Gulistan of Saadi, edited in Persian with punctation and the necessary vowelmarks.** Dieser berühmteste Orientalist ist ein Tiroler, wenn wir nicht irren aus dem Oberinnthale, er studirte in Wien Medizin, von wo er sich in den Orient begab.

• Pius Zingerle, als Orientalist rühmlichst bekannt, hat eine syrische Chrestomathie vollendet. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses ausgezeichnete Sammelwerk, die Frucht vieljähriger Studien, bald veröffentlicht werde.

Literatur.

Der poetische Pilger durch Deutschland und die Schweiz.

Herausgegeben von Jos. Rank.

K. Levin Schücking hat mit seiner Italia bedeutenden Erfolg gehabt, und man muß gestehen, daß Auswahl und Zusammenstellung der Gedichte wirklich vorzüglich sei. Es ließ sich nun leicht absehen, daß dieser glückliche Erfolg auch andere verlocken würde, den gleichen Weg zu betreten. Herr Jos. Rank, der bekannte Novellist aus Böhmen, hat nun dieses gethan. Man kann erwarten, daß bei der großen Menge deutscher Gedichte, deren Inhalt sich an eine bestimmte Oertlichkeit knüpft, gar leicht ein Band zusammengestoppelt werden könne, worunter immerhin sehr viel tüchtiges zu finden ist. Dieses Verdienst jedoch wäre nicht größer, als das eines Blinden, der in einen Sack Edelsteine hineinfährt und sich eine Handvoll herausnimmt. Derlei Werke erhalten ihre Bedeutung durch die Anordnung, und hier kommt es wohl vorzüglich darauf an, daß gerade jene Gegenden, welche von Reisenden vorzüglich besucht werden, besonders beachtet werden. Darunter gehört Tirol gewiß vor allen. Sehen wir nun zu, wie Herr Rank dieses Land abfertiget. Er bringt acht Gedichte, darunter zwei von Seidl, eines von Ebert, eines von Grün, eines von Körner und zwei von der Stolterfoth. Damit ist alles abgethan. Wer als Pilger durch ein Land geht und sich sogar andern als Wegweiser voranstellt, der sollte denn doch sich um das Lokale mehr kümmern. Tirol steht jetzt nicht mehr so ganz als Aschenbrödel im Winkel, im Lande selbst ist manches Lied erklungen, welches sich gar wohl neben denen die in andern Gegenden des weiten deutschen Liederhaines ertönen, hören lassen darf. Wir legen auf Beda Weber wenig Gewicht, indeß wäre doch Einiges brauchbar gewesen. Senns Tiroleradler, der in der Sammlung seiner Gedichte steht, hätte wohl auch Aufnahme verdient, vielleicht auch das Tirolerschützenlied von Meßmer, welches, wenn auch keine Perle der Poesie, doch immerhin für das Land charakteristisch ist. Manches Schöne hätten auch die „Alpensträuße" geboten, von dem was durch einzelne Zeitschriften zerstreut ist, gar nicht zu reden, denn diese strenge Gewissenhaftigkeit darf man billigerweise wohl nicht fordern, wenn sie auch wünschenswerth wäre. Doch wir wollen nicht von den Tirolern reden; es gibt ja noch manche Dichter außerhalb Tirols, in deren Werken, welche der deutschen Literaturgeschichte angehören, sich manches schöne Gedicht gefunden hätte, das der poetische Pilger am gehörigen Platze hätte einreihen können. Wir erinnern nur an Jul. Mosen, Rückert, Zach. Werner. Auch die Volkspoesie hätte Stoff gegeben, so daß alte Vienzenauerlied oder jenes tief innige: Innsbruck ich muß dich lassen. — Doch wozu eine weitläufige und strenge Beurtheilung? Das Werk des Herrn Rank sieht auf das Haar einer oberflächlichen Buchmacherei ähnlich, wir wollen uns dabei nicht länger aufhalten, um so weniger, da unser Alpenland durch das neu erscheinende mit gründlichem Fleiße zusammengestellte Werk Zingerle's: „Tirol im Gewande der Dichtung" jene Vertretung erhält, die es mit Ehren verdient.

Lebensspiegel. Ein deutsches Lesebuch für Schule und Haus von Dr. R. Sartorius. Breslau bei Leuckart.

Dieses Werk erscheint in Abtheilungen, von denen jede ein Ganzes für sich darstellt. Die zweite, welche die Aufschrift trägt: „das Buch der Natur" liegt uns vor und wir können es nicht unterlassen, unsere Leser darauf zu verweisen. Unter der Masse von Sammelwerken, mit denen die Presse fast allmonatlich die Tische der lieben Jugend überschüttet, zeichnet sich dieses vortheilhaft sowohl durch die Gediegenheit des gebotenen Stoffes, als auch durch die verständige Anordnung und Zusammenstellung desselben aus. In 10 Abtheilungen wird uns die Erde mit ihren Gewässern, der Luft, welche sie umgibt, den belebenden Phänomenen des Lichtes und der Wärme und den drei Naturreichen vorgeführt, und zwar in Bruchstücken aus den Schriften von Männern, die nicht nur jeder in seinem Fache als Gelehrter das Ausgezeichnetste leisteten, sondern auch größtentheils für die deutsche Stylistik als mustergiltig betrachtet werden müssen. Wir begegnen Aufsätzen und Gedichten von Herder, Uhland, Alex. v. Humboldt, Schiller, Grün, Novalis, Göthe, Tieck, Rückert, Oken und anderen. Dieses Buch eignet sich vorzüglich zu Festgeschenken für die reifere Jugend, welche bereits einigen Unterricht aus der Naturgeschichte genossen hat, und ist bei einem verhältnißmäßig geringen Preise auch dem minder Bemittelten zugänglich.

Beschreibung der Diözese Brixen. Von G. Tinkhauser, Regens der f. b. Domschule zum heil. Kassian. Brixen, Al. Weger's Verlag. 8. 1852.

Noch ragen in mancher deutschen Stadt Dome zum Himmel empor, in deren Hallen es Einem entgegenwehen mag, wie ein Geisterhauch des Alterthumes. Man fühlt sich unmittelbar angeregt, Blicke — tiefe, geheimnißvolle Blicke in die dunkelnde Zeit ihres Entstehens und des mittelalterlichen Lebens zu werfen. Diese himmelstürmende Bauten, die nicht ein schwaches, entartetes Geschlecht gebaut mit Blut und Schweiß, sondern Thatkraft und Stärke mit dem träumerischen seligen Blicke nach oben — in den blauen Himmel des Glaubens und das Eden des Gemüthes hinein, — diese Hallen mit ihrem buntfarbigen Dämmerlichte erzählen ihre Geschichten dem Dichter und — Geschichtschreiber.

Obiges Werk unsers verdienstvollen Landsmannes **Tinkhauser** liegt in

Digitized by Google

mehreren Heften vor uns. Es behandelt die Geschichte der Brixner Diözese, die den eigentlichen deutschen Kern des Landes Tirol umfaßt. Wie manches Kreuz an Straßen und Feldwegen, wie manche Kapelle auf Feldern und Waldhöhen, wie manches Zeichen religiösen Sinnes an Bauernhäusern geben Zeugniß von der tief religiösen Färbung unsers Volkslebens! Mag man dagegen sagen, was man will, mag man beklagen, daß die Volksbildung nicht mit der Zeit gleichen Fortschritt eingehalten, Eines wird und muß man höchst bedeutsam und wichtig finden: das Volk von Tirol ist ein Kernvolk, dem vielleicht eine nicht unwichtige geschichtliche Mission für die Zukunft aufbewahrt ist, eben weil seine Kräfte dazu mehr als hinreichend sind. In diesem Sinne erscheinen patriotische Unternehmungen, wie Tinkhausers Werk, in nur noch vortheilhafterm Lichte und diese Beschreibung der Brixner Diözese ergänzt und füllt manche bisherige Lücke aus. Die gewissenhafte Benützung der vorhandenen Quellen, die erste Bedingung für die Wahrheit der Geschichtschreibung, und eine mehr allgemeine faßliche Darstellung tragen nur zum Werthe des Werkes bei. Das erste Heft behandelt die allgemein geschichtlichen und liturgischen Momente des Bisthums, so wie die Bischöfe von Säben und Brixen; das zweite und dritte die f. b. Residenz, Kathedrale (mit Beigabe eines schön lithographirten Planes der alten Domkirche), die Studienanstalten und noch theilweise das Dekanat Brixen. Möge der geehrte Herr Verfasser recht bald auch die übrigen Hefte nachfolgen lassen und in seiner Arbeit nicht ermüden. Wir geben als Probe unsern Lesern einen statistischen Ueberblick über das aus der alten Domschule erwachsene und im Anhange des 17. Jahrhunderts durch Einführung von fünf Klassen umgestaltete Gymnasium von Brixen aus dem dritten Hefte Seite 180—183.

Das fürstbischöfliche, nun k. k. Gymnasium zu Brixen.

Fürst-Bischof Daniel vermachte mit Testament vom 20. Sept. 1628 den Jesuiten 10,000 Gulden, daß sie in Brixen ein Collegium für den Unterricht der Jugend errichten sollten. Allein ein weiterer Erfolg ist nicht bekannt. Im Jahre 1663 wird ein kräftiger Versuch angeregt, das Gymnasium durch Hinzugabe der Poetik und Rhetorik zu ergänzen. Schon waren auch zwei Lehrer berufen. Ob diese jemals nach Brixen gekommen und was weiter geschehen ist, weiß man nicht. Fürst-Bischof Paulin hat in seinem Testamente vom 21. Okt. 1683 den Jesuiten 20,000 Gulden geschenkt, mit dem, daß sie in Brixen den Unterricht der studirenden Jugend übernehmen sollen, und das Domcapitel nachdrücklich ersucht, diesem seinen Antrag nicht hemmend entgegen zu treten. Caspar Ignaz wollte die letztwillige Anordnung seiner Vorfahrer Daniel und Paulin im Jahre 1721 ausführen, und machte dem Domcapitel die betreffenden Vorschläge. Weil dieses die Einwilligung standhaft verweigerte, ließ er im J. 1737 wirklich durch einen Jesuiten den ersten Curs der Humaniora eröffnen. Aber auch dieses Mal brach sich der eiserne Wille des kräftigen Mannes an der Widersetzlichkeit des Domcapitels. Dieses fand zwar gegen die Ergänzung des Gymnasiums nichts einzuwenden, aber die Berufung der Jesuiten als Lehrer wollte es um keinen Preis gestatten, und konnte sie auch nicht gestatten, ohne seinen Einfluß und sein altes Recht auf die Domschule einzubüßen. So mußten noch mehrere Jahre verfließen, bis Brixen ein vollständiges Gymnasium erhielt. Der Wohlthätigkeit des Fürst-Bischofes Leopold, dem guten Sinn des Domscholasters Gr. v. Füeger und der unverdrossenen Bemühung des damaligen Präfekten Joseph Resch gebühet die Ehre. Die Rhetorik war bereits schon 1730 eingeführt worden, Resch lehrte in demselben Jahre aus freiem Willen auch die Poesie. Die endliche Bestimmung erfolgte 1733; die beiden Curse der **Syntaxis** wurden in Einen zusammengezogen und das Gymnasium mit sechs Classen organisirt. Diese heißen: **1) Principia, 2) Rudimenta, 3) Grammatica, 4) Syntaxis, 5) Poëtica, 6) Rhetorica.** Im Uebrigen war der Jesuitische Lehrplan beibehalten. Als Lehrgegenstände hat Resch vor der Ergänzung des Gymnasiums aufgezeichnet: lateinische und griechische Sprache, Briefe- und Versekunst, Geschichte und Religionslehre; nun hatte man auch Geographie und etwas wenig Mathematik und zwar in den Humanitätsclassen aufgenommen. Unter der Regierung des gelehrten Fürst-Bischofes Joseph Gr. v. Spaur wurde 1784 der österreichische Studienplan eingeführt, da kamen zweckdienlichere Lehrbücher, die Classen wurden mit Ausstoßung der Rudimenta auf fünf beschränkt, ohne ihre Namen zu verlieren. Die Poëtik ward der Rhetorik schon im Jahre 1778 nachgesetzt. Zum Gottesdienste wurde den Studenten ein eigener Saal angewiesen — das ehemalige Refectorium des Domcapitels. Um Frömmigkeit und zarte Andacht unter ihnen zu befördern, hatte Resch die schon im J. 1663 errichtete, nachher aber verfallene Marianische Congregation neu belebt (1743) und die Vereinigung derselben mit der großen römischen vom Papst Benedict **XIV.** erhalten (1754). Professoren lehrten in der Anstalt sechs oder fünf, je nach der Zahl der Classen: einer unter ihnen versah auch das Amt des Präfecten. Das Gymnasium stand unter der Protection des jeweiligen Fürst-Bischofes: die Direction aber führte auch noch nach der Ergänzung das Domcapitel eben so wie über die Domschule aus eigener Machtvollkommenheit und behauptete sie strenge gegen die Ansprüche des Fürst-Bischofes Caspar Ignaz. Vom Capitel wurde die Anstalt überwacht, die Lehrmethode gebilligt; von demselben wurden Vorschriften ertheilt und der Präfekt und die Lehrer gesetzt. Der Scholasticus führte die Aufsicht im Namen des Domkapitels und präsentirte diesem zur Bestätigung sowohl den Präfekt als auch die Lehrer. Nur in den wichtigsten Angelegenheiten, wo es sich um wesentliche Veränderungen und um allfällige Beiträge handelte, findet man die Capitularen gemeinschaftlich mit den Fürst-Bischöfen berathend.

In dieser Verfassung blieb das Gymnasium bis zur Säcularisation (1803). Auch die österreichische Regierung machte keine wesentliche Aenderung, außer daß sie die Anstalt ganz in ihr Bereich zog, und für die Religionslehre und griechische Sprache einen eigenen Professor anstellte. Aber unter der baierischen Regierung übereilte eine Anordnung die andere. Darüber nur weniges. Im J. 1807 wurde das Gymnasium ganz neu nach den königl. baier. Normativen organisirt — nun genannt eine Mittelschule. Es entstanden sieben Classen ohne besondere Namen, es kamen neue Lehrbücher und fast durchgehends neue Professoren. Man bemerkt in der Zahl und Wahl der Lehrgegenstände einen großen Fortschritt und viele Aehnlichkeit mit dem jetzigen österr. Studienplan. Die Ereignisse des J. 1809 hatten die schlimmsten Folgen, die Mittelschule wurde nach dem indessen wieder geänderten Studienplan mit dem Schuljahr $18^{10}/_{11}$ in eine sog. Studienschule mit drei Classen und jede Classe mit zwei Cursen umgewandelt. Damit mußte man sich begnügen, bis Kaiser Franz I. am 23. April 1816 die Restauration des Gymnasiums angeordnet hat. Im Herbste desselben Jahres kam nun die erste Humanitätsclasse, auf welche 1817 um dieselbe Zeit auch die zweite folgte. So war in Brixen nun wieder ein vollständiges Gymnasium nach österr. Einrichtung mit fünf und seit $18^{19}/_{20}$ mit sechs Classen. Die Kosten und Auslagen für dasselbe wurden dem wiederhergestellten Chorherrnstifte Neustift mit a. h. Entschl. v. 16. Juli 1816 auferlegt, mit dem, daß es entweder geeignete Professoren aus seiner Mitte stelle oder die ordentlichen Besoldungen für andere bezahle. Das Stift fing auch wirklich im Jahre 1836 die Kanzeln selbst zu besetzen an.

Das Jahr 1849 brachte eine neue Organisirung der österreichischen Lehranstalten und für Brixen auf Verwendung des Fürstbischofes und des Stadtmagistrates ein Obergymnasium mit 8 Classen.

Am 1. Okt. 1849 wurde die siebente und das Jahr darauf die achte eröffnet. Bedeutende Auslagen von Seite des Magistrates, ergiebige Beiträge edler Wohlthäter und insbesondere die Opferwilligkeit des Stiftes Neustift haben nicht nur die Errichtung des Gymnasiums möglich gemacht, sondern auch ansehnliche Lehrmittel geschaffen. Die Bibliotheken und naturgeschichtlichen Sammlungen des f. b. Priesterseminars und des Klosters Neustift stehen zum Gebrauche des Gymnasiums bereit. Unter den 12 Professoren stellt Neustift neun aus seinen Mitgliedern und auf eigene Kosten; zwei stellt die Kapuziner-Ordensprovinz zeitweilig zur Disposition und im Nothfalle oder je nach Verhältnissen wird auch das f. b. Consistorium für Ausfüllung allfälliger Lücken durch Weltpriester sorgen. Die Zahl der Studirenden beläuft sich jetzt nahe auf zweihundert. Für den Gottesdienst dient die Kirche des aufgehobenen Collegiatstiftes im Kreuzgang, welche schon im Jahre 1810 den Studenten eingewiesen ward. Dahin ist nun auch die marianische Congregation übersetzt worden.

Berichtigung.

v. H. Im Phönix Nr. 28 Pag. 224 steht ein erheblicher Irrthum und Druckfehler. Es soll nämlich statt Redtenbacher Rosenhauer stehen, statt 1137 2137 Arten. — Würde die Entomologie in Nordtirol, Vorarlberg und im italienischen Tirol so cultivirt, wie im deutschen Südtirol, so könnte man in nicht allzuferner Zeit sich wohl an die Bearbeitung der Käfer-Fauna Tirols machen. Bis dahin können wir anführen, daß seit dem Erscheinen von Rosenhauers Werkchen: „die Käfer Tirols" das Gebiet von Bozen allein zu obiger Summe von 2137 Arten bereits eine Mehrzahl von circa 500 Arten geliefert hat.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 30. Innsbruck, 24. Juli 1852.

Hienieden — nicht!

(Auf Seben.)

Das Glöcklein ruft, die Nonne schwebt
Zur Hore durch den Gang,
Die geisterzarte Stimme bebt
Im nächtlichen Gesang,
Dann geht auf ihren leisen Druck
Die Thür der Zelle auf:
Ein Todtenkopf als einz'ger Schmuck,
Ein Kruzifix darauf;
Als Gruß von jener Welt bescheint
Ein Mondstrahl ihr Gesicht,
Sie küßt das kalte Bild, sie weint
Und seufzt: »hienieden nicht!«

Die graue Felsbraut kniete hier
Am Ufer manches Jahr,
Die schwarzen Raben ober ihr
Umflatterten ihr Haar,
Ein Veilchenstrauß mit süßem Duft
Entkeimt der Brust von Stein,
Aus Felsen lockt die Frühlingsluft
Viel hundert Wässerlein.
Es kollert durch den Berg herab,
Der mürbe Felsen bricht,
Es rollt wie Steine auf ein Grab
Und tönt: »hienieden nicht!«

Vom Vollmond ist das Hoffnungsgrün
Der Eisackfluth gebleicht,
Sie hat dem Fels im Weiterziehn
Den Geisterkuß gereicht.
Die Klostermauer spiegelt sich
Noch einmal in der Fluth,
Die geisterbleich und feierlich
Im Bann des Zaubers ruht.
Sie lauscht, was an der Felsabtei
Der große Christus spricht —
Dann zieht sie wieder rasch vorbei
Und rauscht: »hienieden nicht!«

Kaspar Speckbacher.

Des Mädchens Schmerz.

Durch's Thal ein Mädchen wallet
Mit aufgelöstem Haar.
Nicht, wie am Morgen, schallet
Ihr Lied so frühlingsklar.
Sie ziehet still und leise
Mit trübem Thränenblick.
Nicht tönt die heit're Weise:
Hin ist der Unschuld Glück.

Verloren, ach! auf immer
Ist der geliebte Kranz.
Nicht freut sie mehr der Schimmer,
Der Blüthen reicher Glanz.
Sie sucht im Thal vergebens;
O arme, arme Maid,
Die Wonne deines Lebens
Ist nun dein tiefstes Leid.

Scheu fliegt, wie aufgeschrecket,
Ein Täubchen dort waldein,
Und, wie zum Leid erwecket,
Klagt fern ein Vögelein.
Im Lilienkelch erscheinet
Der Thränen lichter Thau:
Dein Engel hat geweinet
Um dich auf stiller Au.

Wilhelm Kilzer.

Eine Geschichte aus Valgenair.

(Fortsetzung.)

Still und in sich gekehrt, wie schon gesagt, kehrten die drei nach dem Martini-Markt nach Hause und der Vater schaute sich am Eingange des Thales um und betrachtete die Gegend und die Berge, hinter welchen sein Sohn schon weilte und dachte sich, er werde sie wohl zum letzten Male sehen und bald sterben. Aber der Himmel hatte es anders beschlossen und noch viel Unglück auf die Schulter des gebeugten Mannes gelegt. Zu Valgenair ging anfangs noch alles im alten Gange und erst allmälig fühlten sie, wie sehr ihnen Martli in Bezug auf den Haushalt abging; indessen diese Stelle hätten Lena und Christili schon ersetzt durch doppelte

Digitized by Google

Arbeit, aber in ihren Herzen war eine leere Stelle, die sich nicht ausfüllen ließ, die Lebensfreude fehlte ihnen, von der sie zu Landeck geschieden waren und ihr ganzes Leben war nur mehr ein Warten und Dahinschleppen der Stunden und Tage und Jahre, bis Martli wieder käme. Der Winter hielt die kleine Bevölkerung eingeschlossen und langsam verstrichen die kurzen Tage und noch langsamer die Nächte. Schon um 5 Uhr wurde Christili im Stalle immer fertig; denn es hatte ja nur vier Stücke mehr, die braune Zeitkalbe war mit Martli fortgegangen. Wie oft wünschte es nur diese noch zu haben und oft stellte es sich vor, wie es sie füttern wollte, daß sie als stattliche Kuh dastünde, wenn Martli heaimkehrte. Der saß nun nicht mehr bei ihm, wenn es melkte und der Paren, bei dem er so oft gestanden, war leer, drum hatte es auch keine rechte Freude mehr im Stalle und blieb daher so viel es konnte in der Stube beim Vater. Von diesem wußte es, wie Martli ihn liebte und darum war es so gern dabei. Lichtmeß kam auf diese Weise her, eine ziemlich herbe Zeit für den Oberinnthaler-Bauern, der ohnehin nichts in der Hütte hat. Auch bei dem Alten schaute es im großen Geldbeutel im Wandkastentrühchen nicht gar gut aus, denn was Martli gebracht, war gezahlt oder verzinst worden und das Lösegeld von dem Rinde hatte Martli gebraucht. Mit schwerem Herzen ging er daher dießmal zum Waldeler hinab. An Genauigkeit und Akurateß gewöhnt, wollte er es gar nicht über sich bringen, schuldig zu bleiben. Wie saß er sonst so gemüthlich hinterm Tische, trank ein Schöppli Veltliner, und zahlte dem Waldeler den Zins vor. Das kann er heute nicht thun, er muß um Vorschub bitten und getraut sich deßhalb auch kein Schöppli anzuschaffen. Der Waldeler aber ist ein braver, guter Mann, und weil er ja Alles weiß, kann er sich schon das stille Wesen des Alten erklären und nimmt ihm daher das Wort ab der Zunge. „Ihr werdet wohl hart thun mit dem Zins, Thomas, ihr habt halt auch Unglück gehabt. Wenns nicht leicht geht, so wüßt ihr schon, daß ich nicht treibe.“ „Ja,“ versetzte dieser schnell, „ja, ich thät schon bitten.“ Waldeler drückte ihm die Hand und ließ ihm ein Schöppli Veltliner bringen. Zugleich überreichte er ihm einen Brief mit den Worten: „Padua! der wird wohl vom Martli kommen.“ Der Alte faßte ihn mit Hast, „vom Kaiserjäger, ja,“ stotterte er, „ich kenne die Schrift.“ Er dankte dem Wirthe und eilte nach Hause, um ihn lesen zu lassen, denn er selbst kann nicht Schrift lesen, aber Christili ist gut geschult und hat alle Inventuren, die der Schullehrer zu Burgfried bekommen konnte, gelesen. Ihr könnt euch die Freude Christili's und Lena's vorstellen, als sie den Brief erblickten und Martli's Schrift sahen. Der Martli geschrieben, der Martli geschrieben! und rissen ihn auf und 's Christili las:

Padua 24. Jänner 1849.

Lieber Vater!

Bei der schönen Gelegenheit kann ich es nicht lassen, euch ein paar Zeilen zu schreiben, ich hoffe, sie werden euch in bester Gesundheit antreffen. Gestern sind wir in Padua angekommen und ich bin endlich an einem Orte, wo ich wenigstens einige Tage bleiben kann; das war ein Marsch durch die kluftige Finstermünz, durch das Vintschgau und das Etschland! Ueberall wurden wir mit Jubel begrüßt und wie die Herren verpflegt. Das Etschland ist aber auch ein schönes Land; da sind Wiesen und Aecker und Hügeln, auf denen der süße Etschländer wächst, wie ich euch einen gebracht habe, als ich aus der Schweiz kam; da sind Berge ganz grün überwachsen, das wären Alpen für unsere Kalben, nur schade, daß so dürre Gremsen *) darauf gehen. Die Leute selbst gefallen mir nicht ganz gut; diese braunen hagern Gestalten mit ihren schelmischen Augen kommen mir ganz unheimlich vor und ihr Wälschen, von dem ich freilich noch kein Wort verstehe, kann ich gar nicht leiden. Je weiter man hinein kommt, desto schöner wird die Gegend; vor dem Kriege muß es wie im Paradiese ausgesehen haben; die zerstörten Städte, die niedergehauenen Rebenstöcke und Baumreihen reuen recht mich noch: ach! was die Menschen doch einander thun! Wären die Leute nicht so böse mit einander, so wäre ich auch noch bei euch auf Valgenair und hätte statt dem Säbel, den ich noch nie recht zu führen weiß, die Holzart in der Hand. Wie viel lieber wollte ich Bäume umhacken, als Menschen niedersäbeln. Es könnte zu diesem letztern wohl bald kommen, denn immer lauter wird das Gerede, es gehe mit den Piemontesen wieder an. In Gottes Name! ich will eure Worte nicht vergessen, Vater, und auf mein Leben schauen, so viel, als es möglich ist, um gewiß wieder zu euch zurückkehren zu können. O wenn der Tag schon heute da wäre, die Sehnsucht zurück in die Berge, in die Heimat wird immer größer; ach! wenn ich nur Valgenair wieder einmal sehen könnte und euch vor der Hütte auf der Bank sitzen und 's Christili mit dem vollen Melkeimer aus dem Stalle kommen. Doch vergeblich ist mein Wunsch, die Trompete ruft schon wieder in Reih und Glied und ich muß schnell meinen Brief schließen. Seid nicht untröstlich über mich, es geht mir sonst gut und bleibet auch recht gesund! Lebet wohl, lebet wohl!

Den eingeschlossenen Brief gebet dem Christili und grüßt mir recht herzlich die Lena; nochmals lebt wohl! ich verbleibe

Ihr dankbarer Sohn M. Obholzer.

Dem Alten waren gegen Ende hin Thränen über die Wangen herabgefallen und auch Christili hatte mit stotternder Stimme gelesen. Dann gab es den Brief dem Vater und lief mit dem seinigen in sein Kämmerlein und vor dem geöffneten Gewandkasten, wo ihm manches Angedenken von Martli hing, erbrach es ihn und las. — Seine Wange braunte und vor Eile, Erwaatung und Freude mußte es oft tief aufschnaufen. Es stand darin, wie hart Martli von Landeck weggegangen sei, wie 's Christili ihn immer begleite, wie er jetzt einen Augenblick bei ihm sein zu können, gerne mit Stunden und Tage erkaufen möchte, die er früher so unerkannt und unbenützt habe vorüberstreichen lassen und vieles Andere, was verliebte Herzen sich zu sagen haben. Am Ende empfahl er ihm noch den Vater an und darunter standen einige Verse, die er in einem Buche gelesen und die ihm gerade auf sein Christili paßten. Ich will euch, weil das Christili mit die-

*) Dürre Kühe.

Digitized by Google

sen Versen eine solche Freude hatte, sie nicht vorenthalten, sie lauteten:

Wenn dort in blauer Ferne
  Die Abendsonne blinkt,
Wie schau ich dann so gerne
  Wie sie hinunter sinkt.

Und ist sie nun gesunken,
  So schau ich lang ihr nach,
Von Schmerz und Freude trunken,
  Da seufz' ich manches Ach.

Die Wölkchen, die noch schweben,
  Verweben sich so mild,
Bekommen Geist und Leben
  Und weben mir ihr Bild.

Vom Abendroth umgossen
  Erglänzt das gold'ne Haar,
Von dem sie sanft umflossen
  So reitzend immer war.

Das Auge möcht wohl scheinen
  Es sei des Himmels Blau
Und ist's gefüllt vom Weinen
  Ein Veilchen voll vom Thau.

Die Ros' auf weißem Grunde,
  Wenn sie der Knosp' entbricht,
Vergleich ich mit dem Munde,
  Wenn er von Liebe spricht.

O Hauch aus solchem Munde,
  Wie lieblich kühlest du,
Wie heilet jede Wunde
  Durch dich so gerne zu!

O Blick voll Geist und Milde,
  Du seelenvoller Blick,
O send' aus diesem Bilde
  Mir oft noch Trost und Glück!

Es sagte zu Lena, die auch gekommen war und das Lied mitgelesen hatte, „das ist schön nicht wahr? aber es paßt halt nicht für mich.“ Eine brennende Röthe überflog sein Gesicht bei diesen Worten; wenn er mir nur etwas geschickt hätte, was ich verstünde und nicht zu hoch wäre, das ist gewiß auf eine hohe Person gemacht. Der Lena kam es auch vor, als wäre es übertrieben. Diese hatt übrigens eine Reliquie vom heil. Antonius erhalten und damit ist sie zufrieden. Mann braucht sie zwar keinen, aber doch verehrt sie diesen Heiligen mit besonderer Andacht.

Zuletzt steckte der Vater den Brief hinter den Spiegel, Christili aber den seinigen hinter sein Schnürmieder hinab auf seine Brust und jubelte und freute sich. Das war nun wieder ein Tag, den man einen Tag nennen konnte und die drei Herzen waren wieder gestärkt, zu neuem Kummer und Schmerz und Arbeit, die ihnen auch nicht ausbleiben, denn immer bedenklicher gestalteten sich die Dinge. Es kam der Mitfastenmarkt daher und sie hätten ein junges Rind kaufen sollen, um einen Zügel *) zu haben, wovon sie dann am Herbste wieder eine schöne Lösung gemacht hätten, aber es fehlte das Geld zum Ankaufe und so waren sie ganz auf die harte Arbeit angewiesen und dazu ist das Christili fast allein, denn der Vater, könnt ihr euch wohl denken, ist für nichts mehr, die Lena bekam bei ihrem beständigen Sitzen und Nähen die Bleichsucht und mußte noch manchen Kreuzer dem Bader geben. Das Christili stack daher bis über den Kopf in Arbeit, aber es war doch immer noch heiter und zufrieden, es wußte ja, es thue es für Martli, der ihm so viel Schönes und Liebes geschrieben und ihm so herzlich seinen Vater anempfohlen hatte, zudem sieht es nun, daß diese vier Jahre doch herumgehen würden, denn es ist ja schon ein halbes vorbei und dann, dann kommt ja Martli und Alles wird anders. Dieser Gedanke umschwebte es immer und oft stand es vor dem geöffneten Gewandkasten, beschaute das zitternde Kränzchen, das ihm Martli gekauft hatte und den Brief und die „Verslen“ und ging dann wieder getrost an die Arbeit.

Es war am 26. März, da kam die Böthin mit einem Brief. Christili kab gerade aus dem Stall mit dem Melkeimer. Als es den Brief sah, ließ es die Milch und Alles auf dem offenen Wege stehen, schlug das Fürtuch über die linke Hand, weil sie etwas feucht war und eilte mit dem Brief in das Stübli. Sein Inhalt war wie folgt:

Mortara 22. März 1849.

Allerliebste!

Ich bin in einer Schlacht gewesen, wir haben die Piemontesen geklopft, wir sind Sieger. Ich habe eine goldene Tapferkeitsmedaille und bin Unterjäger. „Was nicht noch alles,“ lächelte der Alte, „der tunders Bue.“ „Wie hoch ist denn das,“ fragte Christili mit leuchtenden Augen. „Lies weiter, lies weiter,“ drängte die Lena.

Das ist ein Schießen, ein Säbeln und ein Stechen gewesen. Mir war, als wüßte ich nicht mehr, was um mich vor gehe, nur vorwärts riß es mich; kein Heimweh hatte ich mehr, alle Vorsätze mich zu schonen waren dahin und verzeiht mir, selbst euch hab ich vergessen. Ich hätte nie geglaubt, daß mir so werden könnte. Aber es ist schon auch etwas ganz anderes, wenn man in der italienischen Armee ist, wenn man diese schwarzen Kroaten sieht, die wie die Teufel ausschauen, die Ungarn mit ihren Schnurrbärten, die wie Rattenschwänze heraussiehen, wenn man endlich die Hauptleute sieht, denn D'Aspre, den Heß, den Schönhals und vor allen den Feldherrn Radetzky. Das ist ein Mann, Vater! ein ganz anderer Geist ist in mich gefahren, als ich ihn erblickte. Wir heißen ihn immer Vater. Ihr könnt euch denken, wie stolz ich war, als er auf seinem Schimmel auf mich zukam, den Hut in der Hand, abstieg und mir auf die Achsel klopfend eine Medaille aufheukte mit den freundlichen Worten: „So Tiroler! hast brav geschossen!“ Ich kann euch von diesem Radetzky jetzt nicht genug sagen, aber wenn ich heimkomme will ich euch dann beim warmen Ofen, am Kaminfeuer, noch manches schöne Geschichtchen erzählen. Jetzt lebt wohl, ich kann nicht mehr schreiben, denn es ruft der

*) Nachwuchs.

Digitized by Google

Dienst; morgen geht es wieder dem Feind nach, vielleicht gibt es bald wieder eine Schlacht. Bethet für mich, daß ich Glück habe und seid mir alle herzlich gegrüßt Vater, Lena und Christili! Christili! dir hoffe ich bald allein schreiben zu können, vergiß mich unterdessen nicht und schau auf den Vater.

Euer Sohn

Martli, k. k. Unterjäger.

(Schluß folgt.)

Bedenken über den Ursprung der Faustsage.*

Von Karl Simrock.

Zauberer, die sich die Geisterwelt unterwürfig gemacht, finden sich seit Salomon und Zoroaster in allen Jahrhunderten; aber das Charakteristische der Faustsage ist das Bündniß mit dem bösen Geiste, dem für seine Dienste Leib und Seele verschrieben wird. Davon weiß noch das Volksbuch vom Zauberer Virgilius nichts, selbst Merlin ist zwar vom Teufel gezeugt, aber seine Seele war ihm nicht verpfändet. Am nächsten steht die Sage von Theophilus; aber dieser wird durch Mariens Vermittlung gerettet. Der Sage von Faust, die zum Protestantismus neigt, ist die Höllenfahrt wesentlich und nur Goethe durfte ihn wieder bei Gott zu Gnaden bringen. Mit der faktischen Unwiderruflichkeit der Verschreibung, die sich erst in der Faustsage findet, vollendet sich die christliche Zauberersage. Auch der Wissensdrang als Motiv zur Eingehung des Bündnisses erreicht in der Faustsage den Gipfel; bei Gerbert ist es noch mehr Eitelkeit als inneres Bedürfniß.

Weil nun Faust der jüngste namhafte Zauberer ist, so durfte er das Erbe aller frühern Zauberersagen antreten. Die Faustsage hat aber nicht allein Vieles in sich aufgenommen, was ursprünglich andern Zaubersagen angehörte, sondern sich auch Manches angeeignet, das mit der Zauberei von Haus aus in keiner Verbindung stand: Mythisch-Wunderbares aus der griechischen und deutschen Götter- und Heldensage, wie denn selbst das Verhältniß zu Helena, nach Emil Sommers Bemerkung, von Simon Magus auf Faust übertragen ist.

Woher entlieh aber die Sage den Namen Faustus? Hat sie ihn selber erfunden oder sich aus der Geschichte angeeignet? Wer das Erste annehmen wollte, dürfte sich auf die lateinische Bedeutung des Namens berufen, die ihn dem Erfinder der Sage, wenn sich Sagen erfinden lassen, empfehlen mochte. Faustus wäre dann ein anderer Fortunatus, und sein Wundermantel ließe sich neben Fortunats Wünschhütlein stellen, und neben dessen Säckel die Schätze der Erde, die sich Faust, wenigstens im Puppenspiel, zugänglich macht. In dem Geißelbrecht'schen Manuskript bedingt sich Faust geradezu einen Beutel, der nie leer wird. Die Aehnlichkeit zwischen Faust und Fortunat läßt sich in der That nicht verkennen; aber sie führt nur zu einer Vermuthung, die im Folgenden wenig Bestätigung finden wird.

Auch haben diejenigen, welche die historische Existenz eines Zauberers Faustus leugneten, zu dieser Parallele nicht gegriffen. Sie leugnen entweder schlechtweg oder geben zwar die Existenz eines Johannes Faustus zu, halten ihn aber für den Miterfinder der Buchdruckerkunst, Johannes Fust oder Faustus von Mainz. Ich gestehe, daß ich selbst dieser Meinung nicht ungünstig wäre, wenn erwiesen werden könnte, daß den Buchdrucker jemals der Verdacht der Zauberei getroffen hätte, wie die Anhänger dieser Ansicht behaupten und selbst die Gegner derselben bis jetzt nicht bezweifelt haben. Einstweilen ist aber nur so viel gewiß, daß der Buchdrucker am Schluß seiner Bücher ausdrücklich sagte, sie seien nicht durch die Feder, sondern durch eine neue schöne Kunst zu Stande gebracht worden, welche Erklärung er wohl aus keinem andern Grunde von sich gab, als um dem Geruch der Zauberei zu entgehen. Gleichwohl müßte es uns wundern, wenn er diesen Verdacht gänzlich von sich abgewandt hätte in einer Zeit, die so geneigt war, alles Unerhörte, ja schon das Ungewöhnliche übernatürlichen Einflüssen zuzuschreiben.

Die Ansicht, daß der Name Faustus durch einen geschichtlichen Wunderer oder Schwarzkünstler des Namens in die Sage gekommen sei, ist seit Neuman (Disquisitio historica de Fausto praestigiatore 1683) vorherrschend geworden und ist jetzt die allein gültige, nachdem die von ihm beigebrachten Zeugnisse von Tenzel und andern noch beträchtlich vermehrt worden sind. Gleichwohl schlagen diese Zeugnisse, von welchen wir die vornehmsten jetzt besprechen wollen, die Hypothese, daß die Entstehung der Faustsage an die Erfindung der Buchdruckerkunst zu knüpfen sei, noch nicht so gänzlich aus dem Felde, als man zu glauben geneigt ist.

Einen Schwarzkünstler, der sich Faustus, und zwar den jüngern nannte, sonst aber Georg Sabellicus hieß, erwähnt zuerst (1507) Trithemius, der gelehrte Abt von Sponheim, der später selbst in den Ruf der Zauberei gekommen ist. Nach ihm trieb dieser Schwarzkünstler in Gelnhausen, Würzburg und Kreuznach sein Wesen; an letzterm Orte machte man ihn auf Franz von Sickingens Empfehlung zum Schulmeister; bald aber mußte er wegen Knabenschänderei die Flucht ergreifen.

Von einem Georgius Faustus schreibt auch Mudt (Conradus Mutianus Rufus, Canonicus zu Gotha), daß er 1513 zu Erfurt die Chiromantie getrieben habe.

Nehmen wir an, daß beide Zeugnisse von einem und demselben Manne sprechen, was höchst wahrscheinlich ist, so hat sich Mudt wohl nur ungenau ausgedrückt, indem er dem Georgius Sabellicus, der sich auch Faustus junior nannte, geradezu den Namen Georgius Faustus beilegte. Georgius Sabellicus konnte sich aber nicht den jüngern Faustus nennen, ohne auf einen ältern Faustus anzuspielen, der schon damals im Volksglauben für einen Zauberer gegolten haben muß. Die Sage von dem Zauberer Faustus war also schon damals vorhanden, als Sabellicus auftrat, mithin kann sie von ihm nicht abgeleitet werden. Wer dieser ältere Faustus gewesen sei, wissen wir nicht, aber an den Buchdrucker dabei zu denken, erlaubt wenigstens die Uebereinstimmung oder doch die Aehnlichkeit des Zunamens; des Vornamens müssen wir hier noch geschweigen.

Die nächsten Zeugnisse führen uns nicht viel weiter, da Begardi (1539) und Gast (1543) keinen Vornamen nennen. Wenn aber Begardi von Faustus sagt: „Hat auch selbst bekannt und nicht geleugnet, daß er sei auch hieß Faustus," so deutet dieß wieder darauf, daß schon vor dem Auftreten

Digitized by Google

des Schwarzkünstlers Faustus, von welchem er spricht, ein Zauberer dieses Namens dem Volk durch die Sage bekannt gewesen ist. Denn wollte man bei Erklärung dieser Stelle die Bedeutung des lateinischen Wortes Faustus herbeiziehen, so daß es hieße, er habe nach seiner Aussage nicht bloß Faustus geheißen, sondern sei auch Faustus, d. h. glücklich gewesen, so würden darauf Begardis Worte: hat auch selbst bekannt und nicht geleugnet, weniger passen.

Erst bei Manlius (1562), dessen Gewährsmann Melanchthon war, erscheint der Vorname Johannes. Dieser Faustus war aus Kundlingen (Knittlingen bei Bretten?) gebürtig, und hatte zu Cracau studirt; aus Wittenberg und Nürnberg war er entflohen und zuletzt in einem nürnbergischen Dorfe von dem Teufel, den er in Gestalt eines Hundes (nach Gast auch eines Pferdes) bei sich führte, umgebracht worden.

Hier tritt uns also der Vorname Johannes, welchen auch der Buchdrucker führte, entgegen. Doch wir wollen an diesen noch nicht denken, sondern erst die folgenden Zeugnisse betrachten.

Des Manlius Zeugniß hatte Wier (1583) vor sich; jedoch fügt er einiges Neue hinzu. Aus ihm wird jenes zu Baterburg an der Maas spielende Stück des Volksbuchs geflossen sein. — Auch Philippus Camerarius, der die Geschichte von den Trauben und Nasen beibringt, hatte den Mantius oder Wier vor sich, und so wird man von Augustin Trochesmer von Teinfelden (1586, also unmitelbar vor dem ersten Druck des Volksbuchs, in welches mehrere der von ihm erzählten Geschichten übergegangen sind,) annehmen dürfen, daß er den Vornamen Johann, so wie den Geburtsort Knüttlingen aus seinen Vorgängern schöpfte. Wenn wir daher hier von Zeugnissen sprechen, so darf man nicht vergessen, daß diese Zeugen aus eigener Wissenschaft nichts bekunden, ja daß sie meist unglaubliche und fabelhafte Dinge berichten, die nicht sowohl der Geschichte als der Sage entnommen sein werden. Da dieß schon den Gast trifft, so bleiben uns als eigentliche historische Zeugen nur Tritheim, Mudt, Mantius und etwa noch Wier übrig. Aber selbst Manlius oder sein Gewährmann Melanchthon kann nur in so weit als historischer Zeuge gelten, als er aus eigener Wissenschaft und Wahrnehmung spricht. Wie weit diese reichen, läßt sich nicht genau entscheiden. Daß Faustus vom Teufel umgebracht worden, den er in Gestalt eines Hundes bei sich führte, wird man wohl geneigt sein für fabelhaft zu halten. Dagegen die Notiz, daß Faustus aus Kundlingen gebürtig gewesen, kann wenigstens geschichtlich sein.

Ist aber wohl ein Grund anzunehmen, daß der Johannes Faustus, von welchem Manlius und seine Nachfolger sprechen, ein anderer gewesen sei, als eben jener Georgius Sabellicus, von welchem Trithemius spricht und den auch Mutianus gemeint haben wird? Der Faustus des Manlius war aus Kundlingen gebürtig; der Faustus des Mutianus aber nannte sich Helmitheus Hedebergensis. Dieß widerspricht sich nicht, denn Niemand weiß aus diesen Beinamen etwas Vernünftiges zu machen, vielmehr würde es stimmen, wenn man mit Heumann Hedebergensis als Wirtenbergensis erklären dürfte. Der Beiname Johannes aber widerspricht dem Beinamen Georgius nicht; denn Georgius Sabellicus hieß nicht Georgius Faustus, wie ihn Mudt ungenau nennt, sondern eben Sabellicus, zu deutsch etwa Sabels oder Savels und wenn er sich Faustus den Jüngern nannte, so muß er es in Bezug auf einen ältern gethan haben, dem der Vorname Johannes zugestanden haben kann. Die Rolle des Johannes Faustus der spätern Zeugnisse kann gar wohl derselbe Georgius Sabellicus gespielt haben, von dem wir wissen, daß er sich für Faustus auszugeben pflegte.

Allerdings mag man einwenden, Sabellicus habe nicht Faustus geheißen, sondern sich nur den Namen des jüngern Faustus beigelegt, der Faustus des Manlius und seiner Nachfolger aber habe wirklich Johannes Faustus geheißen, ja Begardi berichte, Faustus habe von sich ausgesagt, er sei und heiße Faustus. Aber Begardis Zeugniß, das keinen Namen nennt, kann eben sowohl auf den Georgius Sabellicus, als auf den Faustus des Manlius bezogen werden, Manlius aber hatte schwerlich Gelegenheit den wahren Vornamen des Mannes zu ermitteln, und dieser Theil seiner Aussage kann eben so gut aus der Sage als aus der Geschichte geflossen sein. Wenn sich aber Georgius Sabellicus in Bezug auf einen ältern Johannes Faustus, dieser sei nun der Buchdrucker gewesen oder nicht, den Namen des jüngern Faustus beigelegt hätte, so würde es nicht befremden, wenn er sich anderwärts mit Verschweigung seines Namens Georgius Sabellicus geradezu Johannes Faustus genannt haben würde, oder wenn das Volk, bei dem ein älterer Johannes Faustus als Schwarzkünstler im Rufe stand, den ihm nichtssagenden Namen Georgius Sabellicus fallen ließ, und sich an den bekanntern Namen hielt.

Doch auch den andern Fall, wenn Georgius Sabellicus von dem Johannes Faustus verschieden gewesen, dürfen wir nicht unerwogen lassen. Ein Schwarzkünstler Georgius Sabellicus rühmt sich der jüngere Faustus zu sein, weil ein älterer Faustus als Schwarzkünstler berühmt war. Bald darauf tritt ein anderer Schwarzkünstler auf, der sich Johannes Faustus nennt. Ist es nicht wahrscheinlich, daß auch dieser andere Schwarzkünstler den Namen Faustus sich nur beigelegt, und aus demselben Grunde beigelegt, warum es der erste that? Und wenn dem so ist, dürften wir dann nicht schließen, daß jenem ältesten Faustus, für den sich die beiden neuern nur ausgeben, der Name Johannes zustand? In einer Zeit, wo schon ein Faustus als Zauberer so berühmt war, daß sich ein Schwarzkünstler bewogen finden konnte, sich den Namen dieses Faustus in der Art zu Nutze zu machen, daß er sich den jungen Faustus nennt, könnte es nur durch einen sehr seltsamen Zufall geschehen sein, wenn einem dritten Schwarzkünstler der Name Faustus wirklich zugekommen wäre.

(Schluß folgt.)

Studien.

II.

Gegenüber römischer Strenge und Gesetzmäßigkeit, die oft in Gleichförmigkeit und Starrheit übergeht, ist die freie Persönlichkeit, die Subjektivität, das vorherrschende Prinzip der germanischen Welt, welches gar sehr entarten kann. Es muß also erzogen, mit der Gemeinschaft versöhnt und ausge-

Digitized by Google

glichen werden, darf aber nie und nimmer erdrückt werden. Es ist nun im großen Bildungsprozesse germanischer Natur ein Ausgleichungsmittel zu suchen. Da ist Dr. Buß der Ansicht: die griechische Natur, Sprache und Literatur gebe das schönste Vorbild, und somit auch Mittel dieser Ausgleichung. Um dieses zu zeigen, zieht der Verfasser der »Reform u. s. w.« mit kräftigen Strichen eine Parallele zwischen römischer und griechischer Sprache, zwischen römischem und griechischem Leben. »Theilt die griechische Sprache auch mit der römischen als Gewächs des Alterthums die konkrete Anschaulichkeit, so läßt sie dieselbe doch nur so weit zu, als sie nicht die Freiheit der Entwicklung und den Reichthum der Formen schädigt. Die typische Gesetzmäßigkeit der römischen Sprache ist der griechischen so fremd, daß in dieser die Ausnahmen die Regeln überwuchern, und das Satzgefüge das verwickeltste wird, und über dieser üppigen Vegetation der Sprachgebilde ruht in lichter Lebendigkeit der tintenvolle Duft der den Sinn vergeistigensten Partikeln.« — Wenn wir nun fragen, was hat diese Freiheit und diese vollsaftige Lebendigkeit in der griechischen Sprache geschaffen, so müssen wir uns antworten, das hat die göttliche Providenz, waltend in hellenischer Natur, und der letztern eigene Geschichte gethan. Der Verfasser vergleicht dann römisches und griechisches Staatsleben auf folgende Weise: »Während im Römerreich die allgewaltige Stadt jede Stammessonderheit niederwarf und niederhielt und eine starre Gleichförmigkeit errichtete, spielte und schillerte das ungebundene griechische Stammesleben in allen Tönen und Farben. Während in Rom der praktische Verstand alles überherrschte, drängen sich in dem hellenischen Naturell alle Fähigkeiten zur heitersten Wirksamkeit. So weit das Heidenthum eine Vollendung des menschlichen Wesens zuließ, hat sie Griechenland zur Selbstvollendung, zur künstlerischen Saturation gebracht.« In Rom stand der Staat wie ein eisernes Schicksal über dem Bürger, anders gestaltet sich derselbe im Leben der geistbegabten Hellenen.

»In allem, was der Grieche für das Gemeinwesen denkt, spricht und thut, bethätiget er es nur als sein eigen. Jeder lebt in sich und zugleich im Staate, und so durchgängig, daß, wer nicht an den Geschäften des Gemeinwesens Theil nimmt, ein Ἰδιώτης ist, zugleich als Ungebildeter gilt. So ist der Einzelne durch den Willen des Staates geleitet und wirkt auf die Staatsleitung zurück. Der Staat ist hier ein Kunstwerk, welches die harmonische Verschmelzung der Einzelnen und der Gemeinschaft darstellt. Und solche künstlerische Schöpfungen sind auch die Schriftwerke der Griechen, sei es Prosa, sei es Poesie, in allen leuchtet heitere Einheit zwischen dem Geistigen und der Sinnlichkeit. Sie sind der gemessenste Weg, das subjektive Prinzip in seiner rechten Geltung und Versöhnung mit dem objektiven kennen zu lehren, und so bildet die griechische Literatur für die Jugend in der Zeit, wo ihr die Schwinge der Phantasie wächst, die gemäße Diät.« So geben römische und griechische Natur, Sprache und Literatur die gesündeste Grundlage germanischer Natur, Sprache und Literatur, und zwar, wie der Verfasser sagt, »unter der Vergeistigung des Christenthums.« Dieses letzte Wort wollen wir ein andersmal aufgreifen; inzwischen heben wir vor allen hervor, daß die klassischen Studien eine strenge Disciplin, eine echte Zucht, eine gemäße Diät auf das geistige Leben des Jünglings ausüben, und ganz psychologisch dem Entwicklungsprozesse der Jugend entsprechen, Momente, welche gerade in unserer verschwommenen Zeit besonders zu beachten sind.

Aber noch eines muß ich hervorheben, nämlich das große und ernste Ethos der antiken Welt. Diese ist eine durch und durch ethisch bewegte Menschenwelt, und das »Nichts ohne Gott« zieht sich durch diese Geschichte ganz deutlich hindurch. Unter allen Fabeln der Götter sehen wir dennoch bei Poeten und Historikern die waltende Macht der Gottheit; das »quid jove majus habemus« oder das: τοῦ (Διός) γάρ κράτος ἐστὶ μέγιστον, ist doch die leitende Hauptidee der klassischen Geschichte und der klassischen Schriftwerke, und die jetzige entsittlichte und Gott — lose Zeit mag vor jenem ernsten Ethos der antiken schamroth werden. Es ist das natürlich nicht die Vollendung und der Abschluß aller Sitte und Religion, das sucht man aber auch nicht in den Klassikern. Wir müssen also jedenfalls ein doppeltes Heidenthum unterscheiden, ein Heidenthum mit Gott und ein Heidenthum ohne Gott, das letzte ist das Heidenthum unserer Zeit und hat nicht seinen Ursprung in den Klassikern. Ich fürchte, Mefisto lacht sich ins Fäustchen, da er sieht, wie man ihn todtschlagen will, aber den Versteckten am falschen Orte sucht, und es freut ihn gewiß sehr, daß man selbst über die früher so verrufenen Philosopheme der neueren Zeit das »nicht schuldig« ausspricht, und dieß aus dem einfachen Grunde, weil sich der Paroxismus jetzt nach einer andern Seite hingewendet hat.

Classica.

Wenn man anfänglich gar zu stark in die Posaune bläst, so läuft man Gefahr, daß einem später der Athem ausgehe. So etwas scheint der Tirolerzeitung passirt zu sein in ihrem Feldzuge gegen die Klassiker. Und das nimmt uns nicht wunder, denn es muß wirklich nicht eine leichte Aufgabe sein, eine so schwertraktables Instrument fast allein zu handhaben, nachdem die Vorblaser über dem Rhein so ziemlich verstummt, manche gehoffte Bundesgenossen sich gar nicht oder in anderer Richtung gerührt, Andere aber ringsum einen ganz diversen Ton angestimmt.

Das aber wundert uns, wie unsere Mitschwester behaupten kann, sie blase noch immer aus dem gleichen Tone, und mit gleicher Kraft, wie anfänglich, und es wundert außer uns noch viele andere Leute, und vielleicht alle, die in der Lage sind, den ersten hieher bezüglichen Artikel mit den folgenden zu vergleichen. In Nro. 146 sagte die Tirolerzeitung über »Unser Erziehungs- und Unterrichtswesen« wörtlich Folgendes:

Wir haben vor längerer Zeit schon den Satz ausgesprochen: die eigentliche Starke der Revolution in unsern Tagen liege in unserm Wirthschafts- und in unserm Erziehungssysteme. In Beziehung auf das Wirthschaftssystem glauben wir den Ausspruch in den sieben Aufsätzen unter dem Titel: Volks- und staatswirthschaftliche Studien, wenigstens so weit gerechtfertiget zu haben, daß man ihn nicht geradezu nur als den Ausfluß blinder oder beschrankter Parteileidenschaft wird beiseite schieben konnen. In Bezug auf das Erziehungssystem aber haben wir ihn erst noch zu rechtfertigen, und wir betrachten diesen Theil der Aufgabe als den schwereren, weil die literarische Bildung eigentlich eine Sache des Geschmacks und über den Geschmack bekanntlich nicht gut zu streiten ist. Wenn es uns indessen gelange, das Gewissen auf unsere Seite zu bringen, so dürften wir selbst an dieser schwierigsten aller Aufgaben: einen verirrten Geschmack zurechtzuweisen, nicht gänzlich verzweifeln.

Digitized by Google

An Leser, die kein Gewissen haben, oder demselben im Erziehungswesen keine Stimme einräumen, wenden wir uns also gar nicht, denn mit solchen wäre jede Erörterung überflussig. Bei den Anderen aber dürfen wir wohl von vornherein annehmen, daß sie mit uns als erste Aufgabe der Erziehung die betrachten: gute Christen, d. h. Menschen heranzubilden, welche die Ehre Gottes und ihr eigenes Seelenheil als ihre erste und eigentliche Lebensaufgabe betrachten und mithin nichts als gut und wünschbar anerkennen, was ihnen in der Verfolgung dieses Zieles hinderlich wäre. Solchen Lesern gegenüber dürfen wir aber nicht erst die Frage aufwerfen, ob das in den sogenannten civilisirten Staaten, d. h. in ganz Europa und besonders in Deutschland, gegenwärtig befolgte Erziehungs- und Unterrichtssystem seiner Aufgabe entspreche? denn die Erfahrung spricht leider nur allzulaut und kein Mensch kann sich mehr darüber täuschen, daß unser gesammtes Erziehungs- und Unterrichtswesen, zumal in seinen höheren Stufen, nur dahin führt, den Glauben zu schwächen, den Geschmack an allen christlichen Tugendübungen zu zerstören, und ein ganz anderes Streben als das nach der Ehre Gottes und dem eigenen Seelenheile in den Gemüthern zu wecken und herrschend zu machen.

Man wirft die ganze Schuld dieses traurigen Resultats gewohnlich auf die Schulpläne und auf die Persönlichkeit der Lehrer, welchen die Ausführung derselben übertragen ist. Aber wohl mit Unrecht. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß an der Persönlichkeit der Lehrer unendlich viel liegt; aber wenn dieselbe häufig nicht entspricht, so kommt dieses eben größtentheils wieder auf Rechnung der Anstalten, in welchen sie selbst gebildet wurden; und wenn man bedenkt, daß diese im Laufe der Zeit vielfältig gewechselt haben, daß sie bald unter geistlicher, bald unter weltlicher Leitung, ja oft und lange Zeit sogar in den Händen religiöser Orden waren und das Resultat im Ganzen und Großen doch immer dasselbe blieb, so muß man den Hauptgrund des Mißlingens doch wohl anderswo suchen. In den Schulplanen können wir ihn auch nicht finden, wenigstens nicht, insofern diese bloß die Eintheilung und die Ordnung in der Mittheilung des Lehrstoffes bestimmen.

Allerdings ist die Methode des Unterrichtes nicht ohne sittlichen Einfluß und wir getrauen uns zu behaupten, daß die in neuerer Zeit herrschend gewordene abstracte und sogenannte philosophische Methode des Sprachunterrichts, außerdem daß sie das Erlernen der alten Sprachen erschwert, auch noch den Nachtheil hat, den Dünkel im Schüler ganz außerordentlich zu wecken und zu nähren; aber die Mißgriffe, die in dieser Beziehung vorkommen können, reichen doch wohl nicht aus, um die vor uns liegenden traurigen Erziehungsresultate der neueren Zeit im Ganzen und Großen zu erklaren. Der Grund liegt offenbar tiefer, und wer immer aus einer christlichen Familie zur Bildung an ein Gymnasium gekommen ist und sich des Eindrucks erinert, den er von den Classikern und der Art, wie sie behandelt wurden, damals empfangen hat, der wird nicht anstehen, mit uns zu erkennen, daß jener Grund vorzüglich in der verkehrten Richtung des Geschmacks zu suchen ist, die uns in den Schulen von der frühen Jugend an gegeben und mit allem möglichen Nachdruck eingeprägt wird. Diese Richtung datirt von dem sogenannten Wiedererwachen der classischen Studien im fünfzehnten Jahrhundert: sie offenbarte sich zuerst als eine narrische Begeisterung für das heidnische Alterthum, die Alles mit dem Prädicate: »Barbarisch« brandmarkte, was nicht in Sprache und Styl sich als eine genaue Nachbildung der classischen Werke aus den Zeiten des Perikles und des Augustus zu legitimiren vermochte. Sie hat nach und nach unsere Kirchen mit nackten und halbnackten Götterbildern unter dem Namen von Heiligen, und mit geistlosem Schnörkelwerk und Verzierungen, an Säulen und Gewölben, an Altaren und Grabmalern voll der üppigen luxurirenden Embleme des Heidenthums angefüllt; sie hat den Göttern Griechenlands und Roms das ganze Gebiet der Poesie zur ausschließlichen Herrschaft überantwortet; sie ist bis in das Brevier der Geistlichen eingedrungen und hat die Hymnen und Psalmen aus den Schriften des alten Testamentes und aus den Schriften der Kirchenväter und Kirchenlehrer mit hohlen und hochtrabenden Schriftstücken in Horazischem und Ciceronianischem Latein verdrängt. Sie hat nicht geruht, bis sie auch dem Staate und dem öffentlichen Leben ihr Gepräge aufgedrückt und an die Stelle des germanischen Königthums das Regiment der Consuln, an die Stelle des Gekreuzigten und seines hochheiligen Sakramentes die Priesterinnen der Unzucht als Göttinnen der Vernunft auf die Altäre gesetzt hatte. In diesem Aberwitz hat der Cultus der antiken Formen seinen Höhepunkt erreicht und sich erschöpft. Man ist seiner satt geworden; aber man hat die endlich zur Fratze gewordene und zur Lächerlichkeit herabgesunkene sklavische Nachahmung der Antike in den Formen nur aufgegeben, um sich desto tiefer in den Geist derselben zu versenken und aus dem Geiste der Alten heraus das Heidenthum in der Gesellschaft und im Staate, in Kunst und Literatur recht eigentlich zu repristiniren, d. h. in neuen originellen Gestaltungen wieder zur vollen und ausschließlichen Geltung zu bringen. Das ist die Aufgabe und das Streben der sich selbst so nennenden Schule der Jungen in allen Ländern und der eigentliche Kern des fanatischen Nationalitätscultus unserer Tage. Es war also ein Fortschritt und machte sich als solcher geltend, daß nicht mehr so sehr auf die technische Bewältigung der alten Sprachen, als vielmehr auf das Eindringen in den Geist der alten Classiker bei unseren Studirenden und in unseren Schulen gedrungen wurde; daß man gerade die anstößigsten Stellen, welche die Jesuiten in ihren sog. castigirten Ausgaben der Classiker ausgemerzt hatten, als die gewürzigsten den in den Geist des Heidenthums einzuweihenden Knaben zu genießen gab; daß man, ohne alle Schonung und Rücksicht, sie mit allen classischen Lastern des Heidenthums vertraut machte, bis sie gelernt hatten, die Unschuld zu verachten, die Scham als eine kindische Befangenheit abzustreifen und die antike Nacktheit als das Ideal des Schönen, den besonnenen Genuß aller Sinnenreize als die wahre Weisheit des Lebens, die Unbeugsamkeit des Trotzes als den Adel männlicher Tugend zu bewundern und zu erstreben. Das ist der Punkt, auf dem wir stehen, und nun fragen wir, ob es, auf diesem Punkte der Entwicklung angelangt, nicht dringend nothwendig ist, mit dem ganzen Unterrichtssysteme, wie es sich seit dem fünfzehnten und noch mehr seit dem sechzehnten Jahrhundert unter uns ausgebildet hat, eine radikale Reform vorzunehmen?

Alle Gegengewichte und Gegenwirkungen, welche früher im Geiste und in der Sitte der Familien und der Gesellschaft, in den Gewohnheiten und Vorurtheilen der verschiedenen Stände, in den Institutionen der Kirche und des Staates diesem Geiste der Schule entgegenstanden und seine Wirkungen dämpften, wenn nicht verwischten, sind im Sturme der Revolutionsperiode verschwunden; das öffentliche und das Privatleben, die Kunst und die Literatur, die Theater und die Museen, Alles ist vielmehr jetzt von ihm erfüllt, Alles wirkt zusammen, um ihn zu nähren, zu ermuntern und anzufachen, und wenn wir nicht den Sumpf, aus dem sich diese mal' aria entwickelt, schleunigst trocken legen, so steckt sie auch noch die Heere an, und es sinkt der letzte Damm zusammen, der die Fluthen der wahren Barbarei von Innen und Außen über unsern Häuptern zusammenzuschlagen verhindert.

Hier handelt sich's aber nicht mehr bloß um eine gelinde Neutralisirung des Giftes, das uns und unsere Väter angesteckt und an den Rand des Verderbens geführt hat; es muß eine förmliche und noch dazu eine recht kräftige **Reaction** gegen den Geist unserer heutigen Gesellschaft in der Jugend geweckt werden, wenn nicht in kürzester Frist sie selbst und Alles, was gut und schön und edel ist, mit ihr zu Grunde gehen soll.

Wo dieser Artikel nun gelesen wurde, rief er wie natürlich, Einen Schrei des Erstaunens und Widerwillens hervor, der in allen Blättern Tirols, religiösen wie politischen und literarischen, wiederhallte. Auch der Phönix erachtete es für seine Pflicht, seine bescheidene Stimme zu erheben. Das war wirklich nichts so leichtes. Denn die Tirolerzeitung hatte mannhaft das Dilemme hingestellt: Entweder hat man ein Gewissen, und räumt demselbe eine Stimme ein; und dann hält man offenbar mit uns; oder man hat keines — und dann haben wir keine Worte zu verlieren; oder höchstens nur um Bekehrung zu beten. Die meisten Tirolerblätter nun, und mit ihnen auch der Phönix, hatten ein Gewissen, um aber nun nicht gerade so schlechterdings dem ausgesprochenen Bannspruche zu verfallen, benützten sie den Ausweg, sich hinter Auktoritäten zu stellen, hinter heil. Kirchenväter, Kirchenfürsten, die Gepflogenheit der ganzen Kirche, oder hinter Auktoritäten des Jesuitenordens; indem sie hofften, die Tirolerin möchte denn doch etwas Anstand nehmen, sie mit diesen der Gewissens- und Geschmackslosigkeit anzuklagen. Das that sie auch wirklich, ja noch mehr, sie wollte sogar „die psychologischen Gründe dieser Erscheinungen hier nicht näher untersuchen,“ wofür ihr sicherlich die andern Zeitungen dankbar sein, und Gegenrecht erweisen werden.

Sie beklagt sich dann, daß man sie mißverstanden habe, und mit Windmühlen kämpfe; indem man ihr unterschiebe, sie wolle alle Klassiker verbannen, da sie doch nur anstrebe, daß unsre Jugend „außer den Schönheiten der alten Heidenwelt auch mit den Blüthen der christlichen Jahrhunderte bekannt gemacht und neben der Geschichte Griechenlands und Roms mindestens auch mit der Geschichte des christl. Heldenalters und der großartigen Kämpfe und Wunder der Kirche vertraut werde.“

Wäre dieses Letztere im ersten Artikel gesagt worden, so würde sich sicher Niemand dagegen erhoben haben, da ja das nämliche, wenn auch auf andere Weise an den österreichischen Gymnasien schon geschieht.

Wir verweisen da nur auf das empfohlene Religionsbuch für die IV. Klasse, wo recht schöne „Denkwürdigkeiten aus der Kirchengeschichte“ behandelt werden, und auf den Umstand, daß die Kirchengeschichte selbst vorgetragen wird.

Wenn aber im Artikel I. die Folgen des klassischen Un-

Digitized by Google

terrichts geschildert und zur Reaction dagegen aufgefordert wird, wenn im Artikel II. gesagt wird: »In keinem Falle können also Sprache und Styl der Alten unserm Schönheitssinne als Christen genügen; denn sie sind nicht der Ausdruck unserer Gefühls- und Anschauungsweise, haben für uns keine Wahrheit und es kommt fast ebenso sehr nur Manier und rokokomäßiges Geschnörkel heraus, wenn christliche Ideen in antike Sprache und Formen sich zwängen müssen, wie wenn heidnischer Sinn im christlichen Gewande sich produziren will; so finden wir die später gestellte mildere Anforderung nicht heraus, wenn aber gesagt wird, auch die Vorläufer in Frankreich hätten nur dieses verlangt, so müssen wir solches geradezu in Abrede stellen, indem es nur zu bekannt ist, daß eine Parthei nicht nur alle Klassiker ausmerzen wollte, sondern sogar noch einige Kirchenväter ausschließen, weil sie, wenn auch christlich in der Idee, doch heidnisch in der Form wären rc. und wenn man für obige Behauptung den Brief von Mgs. Parisis, Bischofe von Arras zitirt, so wäre vielleicht nicht unbekannt gewesen, daß von ihm früher ein anderer (Er selbst nennt ihn einen alten) an sein kleines Seminar in Langres, und einer vom letzten Jahre an Hrn. Gaume auch veröffentlicht worden war, und der zitirte letzte erst vom 2. Juli 1852 ist, wo der Streit in Frankreich schon wie beendet war. Glaubte vielleicht die Tirolerzeitung eine französische Outrance nachahmen, und in Worten Außermäßiges verlangen zu sollen, während dem man sich im Innern mit der Erreichung eines keinen Theiles begnügete, so möchte es vielleicht zweckmäßig sein, solches in Tirol, wo man das noch nicht gewöhnt ist, anzukündigen, damit man wüßte, woran man sich zu halten hätte. Uebrigens jederzeit und vor Allem fair play!

Sprüche und Scherze von Alex. Kaufmann.

Zweite Reihe.

22.

Eine Kneipe seh' ich winken,
Seh zwei helle Aeuglein blinken —
O, du Magd, so voll und rund,
Glut die Wange, Glut der Mund!

Könnt Ihr doch das Gastschild sparen,
Das der Mond seit langen Jahren,
Da Ihr selber aus der Thür
Als ein Vollmond geht herfür!

23.

Ihr wißt doch, was man Backfisch nennt?
Ein frisch und fröhlich Element,
Halb sinnend Mägdlein, halb noch Kind,
Unartig oft, launisch gesinnt.

Die Backfischtage zieh'n vorbei —
Reich blüht der Jungfrau'n holder Mai:
Die haben wir nicht ungalant
Einstmal die Maifische benannt.

Schlimm aber, wenn zur Maienzeit
Kein Bursch das Jüngferchen sich freit —
Nur allzuleicht wird aus dem Maifisch
Ein beutegier'ger, wilder Haifisch.

24.

Knapper Sinn in knappem Reim,
Ist der Spruch des Liedes Keim;
Fehlt zu Größerm voller Trieb,
Wird auch Kleines werth und lieb.

Tiroler-Biene.

Der als Geognost rühmlich bekannte Professor Blasius aus Braunschweig, der, einem Rufe der russischen Regierung folgend, vor einigen Jahren das Kaukasusgebirge und die Steppen Sibiriens zu wissenschaftlichen Zwecken durchforschte, befindet sich eben in gleicher Absicht auf einer Reise durch Tirol. Seine Aufmerksamkeit vorerst den Dolomitgebilden des Fassathales widmend, gedenkt er bei Gelegenheit der Rückkehr in seine Heimat Innsbruck zu berühren.

• Auf dem Glungezer wurde jüngst ein Strauch Alpenrosen gefunden, an welchem sämmtliche Blüthen gefüllt waren. In den eingerissenen Thälchen gegen den Gipfel des Berges blüht gegenwärtig der blaue Speick in großer Menge, deßgleichen die gewürzhafte und zierliche **Achillea moschata** und das aromatisch scharfe **Doronicum scorpioeides** (Gamswurz). Brunel und Alpenrosen sind fast ganz abgeblüht.

• Gegenwärtig befindet sich der italienische Dichter Fusinato aus Schio im Bade Heiligen Kreuz.

• Ende Juli beginnt wieder eine Kunstausstellung. Sie enthält 28 Nummern, worunter eine Landschaft aus Norwegen von Gude.

Korrespondenz.

München 19. Juli.

Im Atelier des rühmlichst bekannten Bildhauers Leeb dahier sind einige Werke zur Vollendung gelangt. Fünf vergoldete Statuetten, Christus mit den vier Evangelisten, sind für eine Kanzel in Memmingen bestimmt, und im altdeutschen Style ausgeführt. Ein Monument in Sandstein gemeisselt, gehört für den Kirchhof in Kempten. Dasselbe läßt die Stadt Kempten zum dankbaren Andenken dem Subrektor Otto Philipp Mündler errichten. Das mittlere Feld der Architektur über der Inschrift nimmt ein Hochrelief ein. Die Stadt Kempten, eine weibliche Gestalt in landesthümlicher Gewandung und mit der Mauerkrone, bekränzt die Büste des Greises auf einer Herme stehend, an die sich auf der andern Seite ein trauernder Zögling lehnt. Dieses Monument, so wie die vorgenannten Statuetten sind bereits an den Ort ihrer Bestimmung abgegangen. Außerdem befinden sich in diesem Atelier acht 5' hohe Statuen, zu je zweien, immer eine männliche und eine weibliche, die vier Jahreszeiten darstellend. Diese Statuen sind aus gebrannter Erde, **terra cotta**, welche sich in jeder Witterung als dauerhaft erprobt hat, daher die Gebilde daraus, gleich denen von Marmor und Erz, in Gärten oder Salons frei aufgestellt werden können, aber die Billigkeit vor jenen voraushaben, und also auch von minder Bemittelten angeschafft werden können. Der Farbenton ist schönes, sandsteinähnliches Blaßgelbgrau, und diese erste Partie der acht Statuen ist für England bestellt, wo Leeb bei der Industrie-Ausstellung zu London wegen mehreren Marmorstatuen Anerkennung und Auszeichnung fand. Ferners befinden sich dortselbst seine Nioboiden zu Pferd, seine Amoretten-Statuen und Brunnenmodelle, so wie zwei 18 Fuß hohe Genien, welche in Tiroler-Marmor ausgeführt für die Ruhmeshalle nach Kehlheim bestimmt sind.

Die hiesige königl. Glasmalerei-Anstalt hat abermals drei schöne Kirchenfenster ausgestellt, welche der Herr Pfarrer von Dachau für seine Pfarrkirche anfertigen ließ. Die billigen Preise, welche nunmehr diese Anstalt zu stellen im Stande ist, machen es sehr wünschenswerth, daß obiges Beispiel auch anderwärts Nachahmung finden möchte. Die genannten Fenster zeigen uns in einem Bilde Christus als Heiland der Welt, in einem andern die heil. Maria als Himmelskönigin, und in dem dritten ein reichverziertes goldenes Kreuz mit den Attributen der vier Evangelisten in den Enden der Kreuzbalken und in der Mitte die Zeichen: „**In hoc signo.**" Dasselbe tritt auf weißem Grund mit goldenen Sternen, von einer reichen Einfassung der Passiflora umgeben hervor und gehört für eine Seitenkapelle der genannten Kirche.

Herr Professor Halbig vollendete soeben eine 1½ Fuß hohe Statuette, Se. Majestät den König Max als Gemsenjäger in sehr kleidsamem königlichem Jagdkostüme darstellend. Den Bergstock in der linken Hand und den Doppellauf auf der rechten Schulter mit einer erlegten Gemse zu seinen Füßen steht König Max in kühner Stellung auf einem Felsen. Halbig ist übrigens stets im Auftrage Sr. Majestät des Königs Ludwig mit Modellirung der Büsten verdienstvoller Männer beschäftigt, welche immer ihrer ausgezeichneten Aehnlichkeit wegen im hiesigen Kunstverein großen Beifall finden.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 30 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 31. Innsbruck, 31. Juli 1852.

Auf der Eisenbahn.

Herrlich — herrlich! wild im Sturme
Fliegt die lockig schwarze Mähne:
Herz und Pulse toben rasen,
Lüstern spannt sich jede Sehne,
Und durch alle Himmel donnert's:
Schnell vorüber, schnell vorüber!

Seht ihr dort die steifen Männer,
Die mit ausgestreckten Armen
Euch „nur vorwärts“ stumm bedeuten,
Bleich und hager zum Erbarmen?
Ernste Mahner sind's, sie murmeln:
Schnell vorüber, schnell vorüber!

Wie der Rauch empor sich wirbelt,
Riesengroß und vielgestaltig,
Gleich als wär's ein schwarzer Dämon,
Funkensprühend und gewaltig,
Gleich als wär's ein Fluch der Rache . . .
Schnell vorüber, schnell vorüber!

Horch! die Flammen knistern, prasseln,
Wimmern laut in dumpfen Tönen;
Sind es Teufel, die da heulen,
Oder ist's das bange Stöhnen
Armer Seelen, schmerzlich flehend:
Schnell vorüber, schnell vorüber? —

Schnell vorüber! laßt die Furien
Laßt sie los aus ihren Ketten,
Daß wir mit dem Adler fliegen,
Selbst mit Sturm und Blitzen wetten,
Um auch dann noch laut zu rufen:
Schnell vorüber, schnell vorüber!

Blumen, Bäume, Bach und Wildniß
Kaum geseh'n und schon gemieden;
Immer wilder, immer wilder,
Kein Ermatten, kein Ermüden —
Unsichtbare Geister flüstern:
Schnell vorüber, schnell vorüber!

Hier ein Kreuz und dort ein Bettler,
Jetzt ein Abgrund, schaurig gähnend,
Jetzt ein Thal, ein Blumeneden,
Jetzt die Haide, wild sich dehnend,
Jetzt ein Friedhof — nichts von Friedhof . . .
Schnell vorüber, schnell vorüeer!

Wälder, Flüsse, Himmel, Erde,
Alles flieht im Sturmorkane,
Schwindelnd wie die schönen Träume
In dem ersten Lebenswahne,
Wie die L i e b e — nichts von Liebe . . .
Schnell vorüber, schnell vorüber!

Cajetan Cerri.

Die Myrthe im Mondlicht.

Myrthe, die du blühest
Mir am Fensterlein,
Wie du lieblich glühest
In dem Mondenschein!

Mag der Mond verbleichen,
Mag der Strauch verblüh'n,
Mir ist frohes Zeichen
Dieses Blüh'n und Glüh'n,

Zeichen künft'ger Tage,
Da mit neuer Lust,
Da mit frischem Schlage
Liebe regt die Brust;

Liebe treu getheilet,
Liebe fromm und traut,
Die versöhnt und heilet,
Drauf der Himmel schaut,

Drauf sich mild und milder
Senkt des Friedens Schein —
In so froher Bilder
Vorgenuß schlaf' ein!

Alex. Kaufmann.

Digitized by Google

Eine Geschichte aus Valgenair.

(Fortsetzung.)

„Ach Gott, noch eine Schlacht!“ seufzte Christili, „ich habe geglaubt, jetzt sei es schon aus und er könne heim; o dann kann ihm noch leicht etwas geschehen, wenn er so tapfer ist.“ „Ohne Gottes Wille,“ versetzte der Vater, „geschieht ihm nichts und drum ist es mir halt doch lieber so, als wenn er immer der Letzte wär; er schlagt halt doch mir nach.“

Das Christili aber freute dieser Brief gar nicht; Martli hatte von ihm fast gar nichts geschrieben und die Bekenntnisse, die er darin gethan, ließen das zarte, empfindliche Herz des guten Kindes nichts Gutes ahnen; es wurde daher immer trauriger. „Und er stürzt sich gewiß in das ärgste Gedränge,“ seufzte es oft, „er stürzt sich gewiß in den Tod.“ Die Ahnung ließ ihm keine Ruhe, darum machte es mit der Lena eine Wallfahrt auf den rothen Weg, um für Martli zu beten. Darauf war es wieder besser. Nur etwas machte ihm immer noch Kummer. Die Kammerthür war nämlich in der Nacht zweimal, wie von einer Hand geöffnet, aufgegangen. „Das,“ meinte es, „möchte eine Vorbedeutung gewesen sein.“ Uebrigens kam ihm gegen solche Gedanken immer wieder die Arbeit zu Hülfe, die sich jetzt verdoppelte, denn es nahte der Frühling und Ostern war nicht mehr weit. Die Lerchbäume fingen wieder an zu grünen und die Wiesen um Valgenair herum säumten nicht auf Ostern ihr neues Festtagkleid anzulegen. Die Amsel ließ sich auf dem Tannenbaume wieder sehen und gurgelte ihr Lied wie am Rosariabend, alles wurde wieder schön und freute sich über sein Leben. Nur Christilis Wangen wollten nicht mehr blühen, in seinem Herzen wollte es nicht mehr grünen, ja! die süße Hoffnung, Martli wieder zu sehen, schwand ihm immer mehr, je schöner es alles um sich herum sah, und darum malte sich allmälig auf seinem Gesichte eine träumerische, hoffnungslose Melancholie ab und es wußte doch nicht warum und konnte sich von seiner Trauer keine Rechenschaft geben. Aber das unverdorbene, ahnungsreiche Herz hat schon recht, denn mit Martli mag es wohl nicht auf das Beste stehen, sonst hätte er wohl doch geschrieben. Von Tag zu Tag erwartete Christili sehnsüchtiger einen Brief. In der Charwoche kam es jeden Tag nach Langeztaie in die Kirche und jedesmal kehrte es bei der Böthin zu und fragte, ach! und immer war es nichts. Am Samstag Abends aber, nach der Auferstehung, auf die es sich so gefreut hatte, ging es von der Kirche herab hinter einem Haufen Leute und wollte eben bei der Böthin wieder zukehren, da sagte Einer: „Geltet der Obholzer Martli sei auch gefallen.“ Christili sank in die Knie auf die Thürschwelle nieder und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht. Die Leute hatten es früher nicht bemerkt, weil es schon spät Abend war. Mit Schrecken sahen sie daher das blasse Christili, Martli's Verlobte, wie wohl Jedermann wußte, in Ohnmacht auf der Schwelle liegen, das blasse Köpfchen an die Thüre gelehnt. Sie strichen es mit Wasser an und die Seele kehrte dem armen Kinde wieder zurück. Mit großen Augen schaute es herum, als wüßte es nicht, wo es sei. „Martli Obholzer gefallen,“ seufzte es vor sich hin. „Ist es wahr, Stille-Honnes, hast du nicht gelogen?“ „Nein, Stili,“ erwiederte dieser, „gewiß nicht, mein Bruder hat es geschrieben, in der Schlacht bei Novara sei er an seiner Seite gefallen und am andern Tag bei der Musterung sei Martli abgegangen.“ „O ich habe es ja gesagt,“ er ist gewiß wieder der erste gewesen. Mir ist es immer vorgegangen, o jetzt hab ich nichts mehr auf dieser Welt.“ Die Leute hatten wohl Erbarmen, aber sie konnten nichts machen. Christili schwankte daher langsam nach Hause. Was soll es nun der Lena und dem Vater sagen? Sein Herz blutet selbst und nun soll es noch den alten Vater trösten. So traurig war es noch nie durch den Lerchenwald gegangen, außen alles so maienhaft und innen so herbstlich! Die Kapelle war wieder sein Trost; da weinte es sich aus und Kraft und Fassung floß wie Balsam in sein wundes Herz. Es ging daher nach Hause und erzählte dem Vater und Lena alles in ruhiger Fassung. Ihr erlaßt mir den Schmerz zu schildern, der bei einer solchen Nachricht ein Vaterherz, ein Schwesterherz durchbohren muß. Aber Christili sprach so schön und machte es ihnen so leicht, daß auch sie sich allmälig in den Willen Gottes ergaben und ihre Thränen trockneten. Das war ein trauriger Ostersonntag für Valgenair, während sonst jedes Herz sich freut an diesem Tage. War Christili allein, that es nichts anderes, als weinen oder beten, bei den andern aber zwang es sich heiter zu sein. Am Montag rief die Böthin das Christili in die Stube und zeigte ihm einen Brief. Ihr könnt euch das Zittern, das Herzklopfen des Mädchens denken. „Ist er schwarz petschiert,“ rief es mit halberstickter Stimme und riß ihn der Alten aus der Hand. „Nein, nein,“ jauchzte es und öffnete: „Theurer Vater, theure Lena, liebes Christili! Er lebt noch, er lebt noch,“ ruft es und fällt der Böthin um den Hals, eilt mit dem Brief nach Hause zum Vater und zur Lena, ohne daß es sich unterwegs vor Freude, dem Vater die Nachricht bringen zu können, Zeit genommen hätte, ihn zu lesen. Als es den Vater erblickte, zeigte es ihm den Brief schon von ferne in erhobener Rechte; „er ist nicht schwarz, Martli lebt noch!“ „Die Todten stehen nicht mehr auf,“ seufzte dieser und schüttelte den Kopf. „Ja seht nur,“ erwiederte Christili, „hört nur, hier steht es ja, es ist ja seine Schrift, ich kenne sie ja, jeden Buchstaben kenne ich.“ Es las wie folgt:

Novara 5. April.

Theurer Vater, theure Lena, liebes Christili!

Mit zitternder Hand ergreife ich die Feder, um euch ein Unglück zu verkünden, das euern Sohn getroffen. Nicht mehr vom Schlachtfelde aus kann ich euch schreiben, denn ich liege — fasset euch liebe gute Herzen — ich liege schon 14 Tage im Spitale der Kapuziner zu St. Rosalia. Ich war gewiß nicht Schuld, ich stürzte mich gewiß nicht tollkühn ins Gedränge, ich that nur meine Pflicht und dabei hat mich die feindliche Kugel getroffen. Das ist mein einziger Trost, daß ich es aus Pflicht, aus Treue gegen meinen Kaiser erlitten habe. Aber, ach Vater! was soll ich zu eurem Troste sagen? Ihr habt einen Sohn mit Einem Fuße mehr, der andere liegt begraben auf dem Schlachtfelde, aber ich hoffe doch bald wieder gesund zu werden, dann komme ich haim und gewiß Vater, ich will mit Einem Fuß noch für euch arbeiten, daß ihr nicht darben dürft; Steinhauen kann ich ja doch noch,

Digitized by Google

und vom Kaiser bekomme ich auch eine kleine Unterstützung. Ich meinerseits will mein Unglück geduldig tragen, o fasset auch ihr euch und dann wird es mir doppelt leicht. Schreibet mir auch bald, daß ich weiß, daß ihr nicht trostlos seid oder in Noth. Der Himmel wird die Sorge für uns übernehmen, er hat die Wunde geschlagen, er muß sie wieder heilen. Ich werde schwach und muß mich legen. Lebet wohl und betet für mich, wie es auch ich thue für euch, denn ein Pater liest uns immer Messe vor unserm Lager. Gott empfohlen Allerliebste!

Euer Martli.

Lena war schon früher weggegangen und weinte, Christili aber seufzte: „Einen Fuß, einen Fuß, der arme Martli!“ Der Alte aber konnte es fast nicht glauben, daß Martli noch lebe, wie gern er es auf der andern Seite doch wieder glaubte. „Weil er nur noch lebt, sagte er, mit einer Freude, die ein Vaterherz durchschauern muß, wenn es den verloren geglaubten Sohn wieder an sich drückt, weil er nur noch lebt! freilich im Spital, ein Fuß! Freudenthränen vermischten sich mit Thränen des herbsten Schmerzes. Wenn wir ihm nur helfen, ihm etwas schicken könnten. Sie hatten, weil die Zeitkalbe schon am Herbste verkauft worden war, ein Heu erübriget, das mußte nun herhalten und das Geld für Martli bestimmt. Christili versprach, wenn sie zu kurz kämen, in die Bergwiesen zu gehen und dort zu wildheuen. Nun war aber in diesem Briefe noch ein kleineres mit der Ueberschrift an Christili. Diesen nahm es und ging damit wieder zu seinem Kästchen und las. Helle Thränen fielen auf das Blatt, und einigemal seufzte es, als würde sein Herz durchstochen. Weil es wahrscheinlich der letzte ist von Martlis Hand, so soll das Christili euch den Inhalt vorlesen.

Liebes Christili!

Ich habe dir im letzten Briefe versprochen, daß ich dir allein schreiben wolle. Nun halte ich mein Versprechen. O hätte ich es früher gethan! dort hätte ich dir noch Erfreulicheres sagen können. Nun bin ich nicht mehr der gesunde, frische Martli, der kühne Jäger. Verwundet liege ich hier und harre — harre. Liebes Christili, ich habe dem Vater geschrieben, daß ich bloß Einen Fuß verloren. Dir muß ich die Wahrheit sagen, denn du kannst sie ertragen, du warst ja immer die Starke und hast die Anderen getröstet. Auch der linke Fuß ist verwundet und man wird ihn abnehmen müssen. Ob ich es aushalte, weiß Gott. Liebes Christili, weine nicht und fasse dich. Es war freilich eine schöne Zeit, die wir mit einander zubrachten und wie glücklich wären wir gewesen, hätte die Hand des Herrn uns nicht getrennt, hätte seine Hand mich nicht verwundet. Aber wir dürfen gegen seine Fügung nicht klagen. Tausende müssen bluten, daß Millionen sich freuen. Uns hat das Loos der Erstern getroffen, in Gottes Name, sein Wille geschehe. Ich bin auch nicht der einzige, den dieses Loos traf, ich habe viele Genossen. In der Kirche rings herum liegen sie, von Wunden überdeckt, und du bist nicht die einzige, die ihren Martli verliert; viele Mädchen kommen herein, und weinen an dem Bette ihrer Geliebten. An meiner Seite liegt ein Piemontese, der beide Füße durch einen Schuß verloren. Sein Mädchen kam gestern und fragte ihn unter Thränen: Carlo, wo fehlt es dir? sag mir's doch! gib mir deine Hand — er zog die Rechte unter der Decke hervor — so! das ist die rechte, jetzt die linke, lieber Carlo! er gab sie ihr; Gelobt sei die Mutter Gottes, sagte das Mädchen, wir haben geglaubt, sie hätten dir einen Arm abgeschossen. Aber Carlo, fuhr es fort, warum ziehst du dich denn so zusammen? du mußt dich ausstrecken. Ich kann nicht, gab er mit dumpfer Stimme zur Antwort, eine Kugel hat mir meine Füße weggerissen. Siehst du, Christili, das ist Ein Beispiel und so geht es Tausenden. Das ist freilich kein großer Trost, aber leichter ertragen wir es doch. Ich habe den zweien auch von dir erzählt und das wälsche Mädchen läßt dich grüßen und heißt dich Schwester, der Ring ist von ihm; trage ihn und denke an dasselbe und an mich jetzt und wenn ich nicht mehr bin. Ich habe immer gehofft, ein solcher Ring werde einstens auch uns verbinden, ach! unser schönes Hoffen ist vorbei, drüben in einem bessern Land soll ein Brautring auf ewig uns vereinen, wo uns dann nicht mehr Tücke, Aufruhr und Krieg von einander trennt und die Mordwaffe auf immer uns einander entreißt. Ich werde dich nicht mehr sehen und weiß Gott, ob ich nochmal schreiben kann, drum lebe wohl für dieses Leben, in einer bessern Welt sehen wir uns wieder. Noch etwas, tröste den Vater, thu für ihn, was du kannst, was du ihm thust hast du deinem geliebten, sterbenden Martli gethan und kommet bald nach. Betet für mich, und wenn ihr hört, daß ich gestorben bin, errichtet mir einen Grabhügel auf unserem Gottesacker und setzt mir ein Kreuz darauf. Ich drücke dir noch einen Kuß auf deine Lippe und scheide. Lebe wohl, Christili! Lebe wohl!

Dein Martli.

(Schluß folgt.)

Bedenken über den Ursprung der Faustsage.

Von Karl Simrock.

(Schluß.)

Vorstehendes sollte nur darthun, daß die Hypothese, als sei die Faustsage durch die Erfindung der Buchdruckerkunst veranlaßt, von den Zeugnissen über einen oder mehrere Schwarzkünstler des Namens Faustus nicht widerlegt wird. Ja wir scheuen uns nicht zu gestehen, daß wir sie noch immer für das Wahrscheinlichste halten, und sie für erwiesen achten würden, wenn wir mit unsern Gegnern überzeugt wären, der Buchdrucker Johannes Faustus von Mainz habe sich durch seine Erfindung den Verdacht der Zauberei zugezogen. Wenn daher J. G. Neuman sagt (§. 6 der deutschen Version): „Welche aber vorgeben, daß der Hexenmeister Faust niemals gelebt habe, die nehmen den Ursprung dieser Fabel von Johann Fausten, dem Buchdrucker. Denn nachdem Guttenberg den ersten Grund zur Drucker-Kunst geleget, soll er zu seinem Gefährten oder Nachfolger diesen Johann Fausten gehabt haben, durch dessen Hülfe die Sache ziemlich befördert worden. Darüber wurden nun die Mönche, als welche bisher den größten Profit von Abschreibung der Bücher gehabt, ungehalten, und gaben vor, dieser Künstler wäre ein Zauberer. Allein diese Muthmaßung mag so wahrscheinlich sein,

Digitized by Google

als sie will, so ist sie doch so wichtig nicht, daß ich deßwegen alle Zeugnisse der angezogenen Autoren verwerfen sollte, welche nicht allein zu der Zeit gelebt, sondern auch einmüthig bekennen, daß er ein Würtenberger von Kundling gewesen; hingegen Faust der Buchdrucker, welchen etliche Fust nennen, ist ein Bürger von Mainz gewesen, und muß deßwegen mit dem Zauberer keineswegs confundirt werden" so verwechselte er selber den jüngern Faustus mit dem ältern, welchen jener nachbildete oder vorstellte. Allerdings mag der jüngere, mag Georgius Sabellicus, oder der Johannes Faustus des Manlius aus Knittlingen gewesen sein; das hindert nicht anzunehmen, der ältere, für welchen jener oder jene sich ausgaben, sei aus Mainz gewesen. Wenn wir daher dem Neuman für den Nachweis dankbar sein müssen, daß es einen, vielleicht mehrere Schwarzkünstler des Namens Faustus gegeben habe, so ließen sich doch die spätern Forscher nach dem Ursprung der Sage ohne Grund durch ihn bestimmen, den Gedanken an den Buchdrucker gänzlich aufzugeben. Denn Neuman konnte nicht anders als diesen Gedanken fahren lassen, da ihm das Zeugniß des Trithemius noch nicht bekannt war; aber seit Tenzel es ans Licht zog, hätten seine Nachfolger nicht in sein Urtheil einstimmen sollen, das wahrscheinlich anders ausgefallen wäre, wenn er es gekannt hätte.

In Schaabs Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst Seite 236 heißt es: „Ich kann hier nicht ganz das Märchen übergehen, daß Fust bald darauf, als die Bibel die Presse verlassen, damit nach Paris gereist, sie dort für Manuskript ausgegeben, anfangs zu 60, dann zu 50, endlich zu 30 Kronen, jede zu einem kleinen Thaler gerechnet, verkauft habe, während die Manuskriptschreiber 500 Kronen forderten, daß der letztere geringe Preis, um welchen nie ein Manuskript einer Bibel im Kauf war zugeschlagen worden, und der Umstand, daß Fust so geschwind, als man es begehrte, neue Exemplare beizuschaffen vermochte, die Käufer aufmerksam gemacht, und sie nun bemerkt hätten, daß alle Exemplare vollkommen gleich und nicht ein Strich in Einem fehlte, der im anderen stehe, diese Vergleichung sie nun überzeugt habe, daß diese Exemplare nicht geschrieben, sondern auf eine Art gefertiget seien, welche weniger Zeit, weniger Mühe und weniger Kosten erfordere, daher geglaubt hätten, von Fust betrogen worden zu sein oder es mit nicht gerechten Dingen hergehe und Fust ein Zauberer seie. Allgemeines Aufsehen habe die Sache zu Paris erregt, man habe Fust's Wohnung durchsucht, und alle noch vorräthigen Exemplare der Bibel in Beschlag gelegt. Um sich von dem Feuertode zu retten, habe er die neue Kunst dem Parlament entdeckt, und sei von der Anklage frei erklärt worden.

So erzählen diese Geschichte als reine Wahrheit Daniel Maichel und noch im Jahre 1816 die leichtgläubigen Vorsteher des Bibel-Commissions-Instituts zu Basel, welche zugleich die Vermuthung, daß die Buchdruckerkunst von Laurentius Koster zu Haarlem erfunden und von Gutenberg Faust und Schöffer vervollkommnet worden, für die wahrscheinlichste hielten. Sogar Baring, der die Sage für ein Märchen erklärt, glaubt, daß die Fabel vom Hexenmeister Faust von dem Buchdrucker dieses Namens herrühre. Auch Herr von Aretin war dieses Glaubens aus dem Grunde, weil in den meisten Schriften über die Erfindung der Buchdruckerkunst diese Geschichte also angenommen werde und man urkundliche Nachrichten von Fausts Prozeß in französischen Schriftstellern finde, doch gesteht er selbst, man habe keine eigentlichen Beweisstellen für diese Erklärung.

Das Ganze ist eine Fabel, welche Walch zu Straßburg im Jahre 1604 zuerst bekannt machte (Decas fabul. Argent. 1604. 29—30) und die er von einem alten Niederländer mit Namen Heinrich Schorus will gehört haben, dem sie zu seiner Zeit von andern Greisen wäre erzählt worden. Dieses Märchen ist also ein getreues Gegenstück von der Lorenz'schen Erfindung zu Haarlem. Bei diesem wie bei jenem spielen niederländische Greise die Hauptrolle. Mit der größten Sorgfalt hat man Nachsuchungen in den alten Pariser Parlamentsakten und Registern gemacht; aber keine Spur von einem solchen Prozesse entdeckt. Herr von Aretin hätte die französischen Schriftsteller nennen sollen, worin er urkundliche Nachrichten von Fausts Prozeß gefunden. Ich kenne keine; die Legende von Doktor Fausts Teufelsverschreibung und Höllenfahrt, welche Goethe als Meisterwerk dargestellt und Klingmann zur unsittlichen Farce verunstaltet hat, ist eine alte Volkssage im poetischen Kleide des Zauberglaubens, die nur Unwissende von unserem Fust ableiten können."

Auf die Gefahr hin von Herrn Schaab zu den Unwissenden gezählt zu werden, hätte ich zu dieser Ableitung immer noch Lust. Mag Fusts Prozeß in Paris eine Fabel sein, die erst Walch erfunden hat, wenn sie nicht älter ist und wirklich von niederländischen Greisen herrührt, die Herrn Schaab so fatal sind, weil sie seiner Vaterstadt Mainz die Ehre der Erfindung abwendig machen sollen. Schwerlich konnte doch wohl diese Fabel so ganz ohne Veranlassung erfunden und aus der Luft gegriffen worden sein. — Wir sind es bei der Sagenbildung gewohnt, daß ein fester Kern ursprünglich vorhanden war, um den sich späterhin allerlei Beiwerk herum legt. Der feste Kern, um den der Prozeß zu Paris späterhin angeschossen sein sollte, ließe sich hier wohl nachweisen. Und wenn die Fabel von dem Pariser Prozesse so alt nicht wäre, wie uns Walch glauben machen will, so dürfte man doch die Sage, daß Fust in den Verdacht der Zauberei gekommen sei, für älter halten, eben weil sie in sich wahrscheinlich ist.

Die Thatsache, woraus die Vermuthung, daß Fust in den Verdacht der Zauberei gekommen sein müsse, sich ergibt, stellt Schaab selber fest, indem er S. 236 ausdrücklich sagt: Sie (Fust und Schöffer) wollten die neue Kunst noch geheim halten, um das Werk in den hohen Preisen der geschriebenen Bibeln verkaufen zu können. Wer hätte aber, ohne Zauberei, eine solche Menge Bibeln zu schreiben vermocht?

Den Henricus Schorus, den Gewährsmann Walchs, nennt Schoepflin Vind. typograph. S. 60: „Suburgensis in Alsatia Collegiatae praepositus, vir alias fide dignus; „er habe die Fabel in dem Hause Michael Theurers erzählt. Uebrigens glaubt auch er die Meinung, daß der Buchdrucker und der Schwarzkünstler Faust zusammenhiengen, damit bündig widerlegen zu können, daß der Schwarzkünstler in Würtemberg wirklich gelebt und mit dem Mainzer nichts gemein habe.

Digitized by Google

Daß übrigens Fust 1466 in Paris gewesen sei, geht aus einem Zeugniß hervor, das Schöplin S. 61 beibringt. Schaab selbst nimmt an, er sei 1466 daselbst an der Pest gestorben. Schöplin hält es nicht für nöthig, daß ein gerichtliches Urtheil den Fust von dem Verdacht der Zauberei freigesprochen hätte, da er selbst am Schluß seiner Bücher gesagt habe: quae artificiosa adinventione imprimendi seu characterizandi absque calami exaratione sic effigietur et consummatur.

Studien.

III.

Bogumil Golz. Der schon durch „das Buch der Kindheit“ bekannte Verfasser hat vor zwei Jahren die Welt wieder mit einem Buche beschenkt; dasselbe führt den großartigen Titel: „das Menschen-Dasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen.“ Dieses sonderbare Werk gleicht wirklich einer englischen Anlage, voll Baum und Wald, es will eine mächtige Weltsymbolik sein, phantastisch und geistreich, aber geistreich bis zum Wahnwitz. Schon die Sprache dieses Buches ist ein ungeheures Gewächs; alle möglichen Figuren sind zusammengehäuft, und die Lieblingsworte kehren hundertmal wieder. Ich gebe ein Beispiel zum Besten. Der Verfasser will mit großem Pathos und allem Aufwand von Wörtern das Menschenschicksal beschreiben: „Es ist das Menschenschicksal: hin und her gewiegt, geschaukelt, gestoßen, geprellt, geschleudert, gerissen, gezwickt, gefoltert und zerrissen zu sein zwischen allen Lebenspolen und Faktoren, zwischen allen Mächten dieses Daseins, zwischen Idealismus und Realismus, Glauben und Wissen, Schrift und Geist, zwischen Seele und Verstand, Herz und Vernunft, zwischen Spieß- und Weltbürgerlichkeit, zwischen Absolutismus und Liberalismus, Festem und Flüssigem, Konsequenz und Inkonsequenz, Punkt und Peripherie, zwischen Himmel und Erde, Jenseits und Dießseits, zwischen dem alten und neuen Testament, Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen den Flüsterstimmen der Natur und der Uebernatürlichkeit, dem inweltlichen und außerweltlichen Gott, zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Leben und Tod, zwischen Fortschritt und Stillestand, zwischen der Donnerstimme der Ewigkeit und ihrem tausend- und abermal tausendfältig gebrochenen Echo, das von den irdischen Zeiten und Moden, von all den sinnverirrenden Lebens- und Redensarten, von dem red- und schreibseligen Ungeheuer — Menschenwitz — zurückerschallt.“ Aehnliche Anhäufungen und Synonima kommen im Buche in großer Anzahl vor und werden sehr bald ekelhaft. Wir gehen nun auf die behandelten Materien näher ein. Wenn wir den Verfasser von Unschuld und Kindheit, von Sünde und Tod, von der Erlösung, von Keuschheit, Heiligkeit der Ehe, von Frömmigkeit reden, und ihn gegen den Zeitgeist und die elende, prosaische Welt eifern hören, so möchte man glauben, er habe den Gipfelpunkt der christlichen Aszese erreicht. Viele Gutgesinnte aber Nichtgutverständige werden an manchen Sätzen große Freude haben; wenn es heißt: der Verstand und die Schule erzeugt die Sünde und ist selbst Sünde, so ist das gewiß Vielen aus der Seele geschrieben. Gehen wir aber auf die Prinzipien los, aus welchen alle diese schönen Sätze fließen und sich erklären, so heißt es: das Allgemeine und das Allleben ist das Wahre, Heilige und Schöne, die Besonderung aber, das Bewußtwerden ist Abfall von dem Allgemeinen, von der Einheit, ist Sünde; daher die Kindheit, weil noch unbewußt im Allleben und in der Natureinheit beschlossen, so heilig, so unschuldsvoll ist. Verstand und Schule ist Sünde, weil damit das Bewußtwerden recht beginnt und vollendet wird, und das Bewußtwerden, das Innewerden der eigenen Persönlichkeit ist Abfall vom unbewußten Allgemeinen, also Sünde. Kennt ihr jetzt den Vogel und seinen Gesang! Wenn der Verfasser von Keuschheit spricht, so bringt er Grundsätze vor, die den sensus communis und das christliche Bewußtsein von dieser Tugend total ruiniren, und nur die neuere und neueste Naturbesessenheit ist im Stande solchen Wahnsinn auszuhecken. Was dem Verfasser Erlösung ist, wag ich nicht zu berichten; denn es würde das christliche Gefühl zu sehr empören. — Der größte Theil des ersten Bandes dieser Schrift bespricht die Ehe, daß es manchem Sanscoulotten unserer Zeit bange werden muß. Die Grundsätze sind diese: die Ehe ist das heiligste, größte, erhabenste Band auf Erden, sie ist irdisch und überirdisch, sie ist die Tugend, die Sittlichkeit selbst. Jeder Mensch ist ohne die Ehe ein halber Mensch; denn sie ist die Kompletirung des vollkommenen Menschenindividuums. Ehe ist also Pflicht des Menschen und zwar die erste und einzige Pflicht, und das sei sogar sehr christlich, denn die Hauptpflicht des Christenthums ist Liebe und Ehe ist Liebe. In Folge dessen ist der Caelebs, dieser halbe Mensch, eine lebendige, herumwandernde Sünde. — Es sind in diesem Buche alle Irrthümer der neuern Naturphilosophie phantastisch zusammengetragen und aufgehäuft, und sie alle wurzeln im Prinzipe des sogenannten Monismus: „es ist nur Ein Prinzip, Ein Leben, Ein Sein.“ Dieser Monismus ist die reiche Quelle alles Wahnsinns unserer Zeit, er ist die Quelle des neuen Heidenthums; der Monismus schleicht sich in die Kabinette und Bureau's, er geht in die ganze Literatur über, und reißt ganze Lücken in den Reihen der Gläubigen.

Was sollen wir aber sagen, wenn selbst katholische Schriftsteller von diesen Zeitirrthümern befangen sind. In einer Schrift „von der Ehe und“ &c., Landshut 1830 heißt es: „Folgen wir den Aussprüchen einiger tiefer Denker, die sich in Deutschland mit diesem Gegenstande beschäftiget haben, namentlich Fichte's und Hegel's, — so ist der Grund der Ehe in dem Gefühle einer gewissen Mangelhaftigkeit, gleichsam einer Zerrissenheit zu suchen, welche — in der Getrenntheit der Geschlechter — der Mensch in seinem Innern empfindet, und welche jeder Theil auf gleiche Weise durch wechselseitige Annäherung und Vereinigung zu ergänzen strebt, um in dieser Vereinigung die Totalität zu erlangen und ein vollständiges Menschenindividuum, eine vollkommene Person darzustellen.“ Daß diese idealisirende Anschauung auf dem Boden des Pantheismus gewachsen ist, ist leicht einzusehen. Solang aber katholische Schriftsteller von den Brosamen des Vaters Pan sich nähren, nützt wirklich alles Reden vom Besserwerden und Anderswerden unserer Zustände gar nichts. Daß das Christenthum, im Gedanken und in der That ausgeprägt, das Hauptmittel gegen dieses neue Heidenthum sei, ist gar nicht zu bezweifeln. Aber auch auf Erden ist ein Kräutlein,

*) I. Band. Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Zimmer.

Digitized by Google

woraus das Gegengift zu gewinnen ist, gewachsen, den gefährlichsten und allgemeinsten Feind zu vernichten, und dieses Kräutlein ist jene Spekulation, die im Stande ist, ganz nach christlichen Prinzipien, Natur und Geist, Kreatur und Kreator nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch im Besondern und Einzelnen wohl zu unterscheiden. —

Gedanken über das Werk: Psychische Zustände von S. Ruf.

(Innsbruck bei Wagner.)

Weise dünkt sich unsere Zeit, weil sie reich an Gelehrsamkeit und Wissen. Was aber die Grundbedingung tieferer Einsicht und richtigen Verständnisses ist: die Unbefangenheit der Anschauungsweise, die Klarheit des Denkens mangelt ihr.

In dieser Beziehung steht sie hinter den Anforderungen wahrer Wissenschaftlichkeit noch weit zurück und bloß hie und da glimmt ein Strahl der Hoffnung auf eine befriedigendere Zukunft. Wenigen nur ist es verstattet, nachdem sie einen guten Theil ihres Lebens in Collegien und mit Erlernen zugebracht, frisch und frei von Vorurtheilen mancher Art, gesund an Leib und Seele der Betrachtung dessen sich zu widmen, was sie umgibt und auf Grundlage der also gesammelten Daten selbstständige Urtheile zu fällen. Zu diesen Wenigen zählt Sebastian Ruf.

Obgleich als Priester der Versuchung zur Gleichgültigkeit gegen rationelle Forschungen mehr als Andere ausgesetzt, wußte er sich doch im Einklang mit seinen Standespflichten und den Dogmen der Kirche die Gabe origineller Wirksamkeit zu bewahren und in seiner Stellung als Seelenarzt in Mitte Geisteskranker seltene Kenntnisse sich zu erwerben, die, in kurzen Umrissen gesammelt, er jüngst dem Drucke übergab. Wie dankenswürdig auch die Zusammentragung der Aussprüche medizinischer Autoritäten ist, der wir in dem Büchlein begegnen: so liegt doch nicht so sehr in diesen zahllosen Citaten, als vielmehr darin, daß ein vollends competenter Mann ihnen dort die Bestätigung ihrer Richtigkeit beigefügt und in den fürs praktische Leben daraus zu ziehenden Schlüssen dessen eigentlicher Werth. —

Die geistige Richtung, welcher die vorliegende literarische Conception angehört, verdient überhaupt eine nähere Würdigung vom culturhistorischen Standpunkte aus, und ich kann mir das Vergnügen eines derartigen Versuches um so weniger versagen, als Behelfe dazu mir eben zur Hand sind und selber das geeignetste Mittel scheint, das Wirken Sebastian Rufs verdientermaßen im Lichte höheren Bedeutsamkeit darzustellen.

Die Frage der criminellen Strafbarkeit gehört ohne Zweifel zu den in praktischer Hinsicht wichtigsten, aber auch bestrittensten der gesammten Politik. Die verschiedenen Gesichtspunkte, unter welchen sie von jeher in Betrachtung gezogen worden, charakterisiren treffend die wechselnde Denkungsart und die veränderlichen Elemente der Bildung.

So lange noch der Teufelsspuk der Juristerei in Deutschland nicht begonnen, waren all' die rigoristisch-zärtlichen Rücksichten, die man aus mißverstandener Gerechtigkeitsliebe heutzutage den Verbrechern gegenüber bethätigt, eine ungekannte Sache.

Einzelne Distrikte ausgenommen, wo die eitle Anmaßung eines übermenschlichen Berufes Seitens der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt schon früher sich bemerkbar machte, galt bei den Schöffenstühlen und sonstigen Kriminalgerichten bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts die erwiesene Gemeingefährlichkeit eines Individuums für hinreichend zu dessen peinlicher Behandlung.

Wie der Einzelne diesen bedrohlichen Charakter erlangt, ob durch eigenes Verschulden oder durch äußeres Verhängniß: darum kümmerte sich der Schöffe und Bannrichter nicht. Die größere Abscheulichkeit einer Missethat hatte höchstens eine strengere Procedur; der gänzliche Mangel des moralischen Verschuldens hingegen keineswegs Straflosigkeit zur Folge. — Um was es sich damals in der Regel handelte, war nächst der Repreßnahme für den durch vollbrachte Verbrechen angerichteten Schaden einzig und allein die Hintanhaltung künftiger und Rossis unlängst ausgesprochene, von Vielen getheilte Ansicht: daß der Gesetzgeber nur jene Handlungen in den Bereich seiner Strafgewalt ziehen dürfe, die außer der materiellen auch die moralische Ordnung störend berühren, würde einem Gaugrafen oder germanischen Vogt vermuthlich ein spöttelndes Lächeln abgelockt haben. —

Die nüchterne Auffassung der Kriminaljustizpflege während der mittelalterlichen Zeit tritt uns besonders deutlich in den Gesetzen entgegen, die wir von tirolischen Landesfürsten überkommen haben. Dort ist durchgehends von „schädlichen," nirgends von „strafwürdigen" Menschen die Rede. So heißt es in der Pfundser Gerichtsordnung vom Jahre 1303 bei Bezeichnung der Förmlichkeiten, unter welchen die aufgefangenen Verbrecher an das Gericht Laudeck zur Amtshandlung abgeliefert werden mußten: „drei stund ruffe man her Richter, nempt ihn den schedlichen, der Land und leuth ein schedlich man ist, vnnd (auf das) Land vnd Leuth davon gerichtet werde." Nach einem Freibriefe Ludwig des Baiern (ddo. Innsbruck 1349) sollte Jemand nur dann als „schedleich" überwiesen erachtet und berechtet werden, wenn ein Anderer in dessen Schopf oder Scheitlein zwei Finger schwörend legte und sagte: er wisse wahr, daß dieß ein schedleich Mann oder Weib sei u. s. w.

Dieselbe Ausdrucksweise findet sich mehrmalen in der tirolischen Malefizordnung vom Jahre 1499*) und die gleiche Tendenz in vielen älteren Rechtsurkunden, aus welchen ich den Sachsenspiegel, das ennser Stadtrecht von 1212, das Augsburger von 1276, das Egerer von 1279 und das Frankfurter von 1279 bloß beispielsweise hervorzuheben finde.

Gegen Anfang des 17. Jahrhunderts ward jedoch die bis dahin in Geltung gestandene, anspruchslose Praxis von einer hochmüthigen Theorie und zwar in dem Maße vom Richterstuhle verdrängt, als die Justizpflege aus den Händen ungelehrter Leute in die des Doktrinarismus überging. Es ist hier nicht der Ort, diesen belangreichen Umschwung der Dinge ausführlicher zu schildern; es genügt zur Andeutung der dabei wirksam gewesenen Motive auf die Worte hinzuweisen, mit welchen Erzherzog Carl von Steiermark die von ihm proklamirte „Peindlich Gerichts-Ordnung" im Jahre 1583 eröffnete.

*) Siehe Zeitschrift für Tirol und Vorarlberg V. Band, S. 131—142.

Digitized by Google

„Die Obrigkeit — so lauten sie — ist von Gott eingesetzt die Uebelthäter zu strafen, auf daß die Seel zum ewigen Leben erhalten werde, dann sie tragt nit das Schwert vergeblich; (sondern) damit sie Gott dienet, wie Paulus sagt zu den Römern am Dreyzehnten.“

Zumeist waren es wie in diesem speziellen Falle Stellen der Bibel, worauf die Selbstüberschätzung zur Rechtfertigung ihres distributiven Wirkens sich berief, und das altmosaische Recht wurde gleichsam eine Subsidiarquelle des geltenden Kriminalrechts, wie dieß aus den mannigfachsten mitunter wirklich erstaunlichen Beispielen erhellt.

Texte, die man eben nicht nach Verlangen zu deuten und zu benützen vermochte, ignorirte man schlechthin. Die ganze Strafgesetzgebung erhielt dadurch einen theologisch-mystischen Anstrich und behielt denselben bis vor wenigen Jahrzehenden. Ja es fehlt selbst gegenwärtig nicht an gewichtigen Stimmen, die rühmend dessen gedenken, und ganz ernstlich glauben, „daß wer über Seinesgleichen richte, ein Mandat erfülle, das die Vorsehung in seine Hand gelegt *).“ Vertreter solcher Ansichten werden gut thun, **Ruf's Büchlein** zu durchlesen. Vielleicht, daß sie dann zu derlei Prätensionen den Muth verlieren. Mindestens ist dadurch zur Bekehrung Gelegenheit geboten, und hierauf eben gründet sich das Interesse, das es in cultur historischer Beziehung einflößt; denn unermeßlich wichtig sind die praktischen Konsequenzen der von Ruf zum Zwecke allgemeiner Anregung faßlich verkündeten Lehre. Von Gesetzgebern adoptirt, würde sie im Strafwesen alsbald wesentliche Reformen herbeiführen, deren nur eine hier flüchtig zu skizziren verstattet sein mag.

„Sehr vernachlässigte Erziehung“ gilt nach dem österr. Strafgesetze für einen Milderungsgrund, auf welchen der Kriminalrichter bei Strafzumessungen zu reflektiren gehalten ist. Die Ursache davon liegt offenbar in der Betrachtung, daß schlecht erzogene Menschen für Frevelthaten vom moralischen Standpunkte aus weniger verantwortlich gemacht werden können, als gut oder vorzüglich gebildete. Hielte man nun aber an dem Grundsatze fest, daß Erwägungen dieser Art Sache Gottes und nicht Sache weltlicher Tribunale sind, welch' letzteren vielmehr einzig die Aufrechthaltung des öffentlichen Rechtszustandes mit bloß **zweckmäßiger** Schonung der Integrität des Privaten obliegt: so wäre eine gesetzliche Bestimmung der oberwähnten Beschaffenheit geradezu unmöglich, wie sie denn auch aus den neueren Strafbüchern der meisten Staaten Europas in Anerkennung dieses Prinzipes bereits geschwunden ist.“ —

An Energie **gewinnen** und nicht **verlieren** würde also die Strafjustizpflege bei Bedachtnahme der Codificatoren auf die Grundsätze, zu deren Fürsprecher Seb. Ruf durch die Unbefangenheit seiner ideellen Anschauung geworden und die — wie im Vorstehenden nachzuweisen versucht wurde — eigentlich nur dieselben sind, nach welchen einst in Deutschlands Gauen gegen Friedensstörer verfahren wurde. —

Andererseits würde daraus freilich auch manche zwecklose Grausamkeit verbannt, deren Verübung man jetzt nach der gemeinüblichen Denkungsart den Anforderungen der Gerechtigkeit schuldig zu sein glaubt. Humaner würde sie werden und der öffentlichen Sicherheit förderlicher zugleich.

Dieß hat selbst eine der juridischen Autoritäten Oesterreichs, der k. k Appellationsrath Josef Stitka vor noch nicht langer Zeit in einer längeren Abhandlung über Geisteskrankheiten *) anerkannt und damit zu erkennen gegeben, wie ungegründet das Gerede Jener ist, welche Unternehmungen der Ruf'schen Art im Voraus schon jeden gedeihlichen Erfolg abzusprechen pflegen. Möge sich Seb. Ruf durch dasselbe nicht entmuthigen lassen, seine auf dem Gebiete der Psychologie gesammelten, eigenen Erfahrungen späterhin der Oeffentlichkeit zu übergeben!

H. Bidermann.

*) Aus der Rede eines Schwurgerichtspräsidenten, gehalten im Jänner 1851.

*) Erschienen zu Wien 1839 bei J. P. Sollinger.

Tiroler=Biene.

Mit dem heutigen Tage beginnt die letzte Kunstausstellung vor der heurigen Verlosung. Sie enthält manches Ausgezeichnete, wir nennen das mit doppeltem Lichte auf den Effekt gemalte Bild von Gude: norwegische Fischer, die beschneite gothische Ruine Wolkenried von Hasenpflug, das Innere einer Judenwohnung zu Tetuan, und endlich vor allen Benno Adams Fuchsfamilie, ein Thierstück voll Leben und Bewegung mit meisterhaftem Pinsel ausgeführt. Das Cruzifix unter den Blumen von Lach ist recht niedlich, fast wie eine Stelle aus Amaranth, damit ist aber auch alles gesagt. Unter den Genrebildern könnte man die kleine Blumenverkäuferin nennen. Historische Bilder fehlen leider gänzlich, wie wenn überhaupt diese Kunstausstellung gar manche pia desideria erwecken dürfte. Nachträglich kamen zwei fleißig gemalte Landschaften von Nötz dazu und eine dritte von Bartinger, auf der eine nicht uninteressante Parthie des Schönberges dargestellt ist.

* Es ist längst anerkannt, welcher Reichthum alter Ueberlieferung, wenn auch oft in unscheinbarer Gestalt, sich im Volksleben erhalten hat. Es gilt dieß nicht nur von der Sage, sondern auch von Sprachdenkmalen und Sprüchwörtern. Als Beispiel gelte die Stelle aus dem mittelalterlichen Dichter Vridank, welche dieser wahrscheinlich seiner Zeit aus dem Munde des Volkes entlehnte:

Der nebel vüllet witiu lant,
und wirt ein niemer volliu hant.

Dieser Spruch hat sich im Alpbach als Räthsel erhalten:

Ein Thal voll und ein Land voll,
und am End ists keine Hand voll: = Der Nebel.

* Das Programm des hiesigen Gymnasiums bringt ein mittelalterliches Himmelfahrtsspiel aus dem Sterzinger Archive mitgetheilt von Dr. Adolf Pichler. Der Herausgeber hat damit einen Baustein für die künftige Geschichte des deutschen Dramas geliefert. —

Literatur.

Moderne Classiker. Cassel bei E. Balde.

Vielleicht nirgends in der Welt wird so viel gelesen als in Deutschland, aber nirgends vielleicht werden verhältnißmäßig so wenig Bücher gekauft, als eben in Deutschland **). Der Gelehrte deckt seinen Bedarf aus Bibliotheken, manche Fachwerke muß er sich dennoch anschaffen; in der schönwissenschaftlichen Literatur zehren jedoch an einem Exemplare oft hundert Leser, bis es endlich so zerlesen ist, daß man auf den schmutzigen Fetzen kaum mehr einen Buchstaben sieht. Diese Thatsache wurde oft und in den besten Blättern gerügt, man verwies auf das Muster Englands, das hat jedoch unsere sogenannten Gebildeten in Nichts gebessert. Der Pfenningfuchserei solcher Leser, welche es dann doch für nothwendig halten, gewisse Dichter, die vielleicht gerade in Mode sind, zu kennen, oder vielmehr flüchtig zu benaschen, kommen nun die Miniaturbibliotheken ganz erwünscht. Mag man indeß auch gegen derlei Unternehmungen aus Gründen, die sich aus dem oben Gesagten leicht ergeben, eingenommen sein, so bieten sie dennoch, wie jetzt leider die Verhältnisse zwischen Verleger und Publikum stehen, manchen Vortheil. Es wird eine gewisse Kenntniß der Literatur in weitere Kreise verbreitet, und manches Werk selbst dort, wo kaum sein Ruf hingekommen wäre, wenigstens oberflächlich bekannt, abgesehen davon, daß auch dem Unbemittelteren, der wahre und ernste Liebe für die schönen Wissenschaften in sich trägt, dadurch eine wenigstens theilweise Kenntniß des Neusten, was deutsche Muse hervorbringt, verschafft wird.

Das in der Aufschrift genannte Unternehmen verdient in manchem Sinne Anerkennung, sowohl was die Auswahl des Materiales, als auch die Zusammenstellung desselben betrifft. Es werden ziemlich ausführliche Biographien der Dichter und Schriftsteller geboten, die kritischen Abhandlungen deuten wenigstens in flüchtigen Umrissen dem Leser einen Standpunkt

**) Insbesondere in Tirol, wenn es nicht Bücher eines gewissen Calibers und einer gewissen Richtung sind.

Digitized by Google

bei Beurtheilung der Werke an, ergänzt werden sie durch die beigefügten zahlreichen Proben. Das Format ist handlich, die Poeträte sind zwar ohne Kunstwerth, jedoch gut ausgeführt, Druck und Papier anständig, jedoch wäre eine genauere Correctur zu wünschen. Der Preis ist sehr gering. Diesen Umständen verdankt das Unteenehmen die günstige Aufnahme, welche es allerwärts findet. Bereits liegen drei Hefte vor: das erste von Lenau, dem, wie wir hoffen, bald das ergänzende zweite folgen wird, das erste von Kinkel, zwei Reden darin können als wahre Kunstwerke der Rhetorik gelten; — und ein Heft von Börne. Die bis jetzt erschienenen Hefte mußten bereits das zweite Mal aufgelegt werden. Auf die nachfolgenden Lieferungen werden wir unsere Leser, sobald sie erscheinen, aufmerksam machen; wir hoffen Günstiges darüber berichten zu können.

Trösteinsamkeit in Liedern. Gesammelt von Philipp Wackeenagel. Zweite vermehrte Auflage. Erlangen bei Heyder & Zimmee 1851.

M. Es scheint eigentlich ein Widerspruch von einer „Trösteinsamkeit" in frischen lauten Liedern zu reden, die aus dem vollen, freien Leben heraus sind und mitten in dasselbe hineingehören. Folgen wir aber ein wenig dem Gedankengang, den der Sammler in einer donnernden Vorrede einschlägt. Wohl war eine Zeit da alles Volk sang, und zum Letztenmal, als die Flamme der Freiheitskriege hoch schlug. Aber seitdem sind durch Schuld jener, die Schule und Leben lenken, diese Lieder sammt der lebendigen Erinnerung an diese letzte Heldenzeit verschwunden. Aber leider hat die Abnahme guter Lieder in noch größerem Umfange statt — das Volk singt nicht mehe, es liegt ihm ein Stein auf dem Herzen. Was aber ist dieser Stein? Mit Einem Worte — sein Bankerott. Es ist durch seine Führee und Verführeer und eigne Schuld zur — Voltlosigkeit und Gottlosigkeit gebeacht worden. Verloren ist sein edles Volksthum, seine Geschichte, sein Branch, sein Recht, sein Leben in wohlgewachsenee Gliederung, es wandelt ohne Erinnerung und Erbe in wesenloser Gegenwärtigkeit. Und wieder lenkt man es nicht zu seinem Gott und Glauben zurück, sondern hinaus zu den dürren Steppen der voraussetzungslosen Philosophie. Was sie an die Stelle des Verlornen zu pflanzen suchten, sehen wir wohl: Schule, Litteratur und Polizei. Und da wollten sie im Zeitalter der sogenannten Errungenschaften nun den Polizeistaat abtragen, um einen andern an seine Stelle zu setzen — nicht darnach strebte man, daß wieder ein Volk der Treue, ein Volk fester Sitten, ein Volk Gottes werde! Was kam heraus? Statt der echten Revolution odee Umkehr die mißlungene Nachahmung der französischen Fratze — ein Teufelsspaß wie in Auerbachs Keller. — Da nun solcher statt hat, so ist alles öffentliche Leben nichts als öffentlicher Tod. Und da bleibt denn nichts übrig, als in die Einsamkeit zu gehn, und sich zu erbauen an allem Großen und Schönen, das der Vergangenheit des Volkes angehört. „Alle Bücher und Bilder von deutscher Art und Kunst, von Treue und Glauben, die so lange unser Volk geschmückt, von seiner wunderbaren Geschichte — es ist alles Trösteinsamkeit." Und da man nicht jeden Augenblick vor ein Münster hintreten, an den Denkmälern einer alten Stadt hin wandeln, herrliche Bilder betrachten — wohl abee Lieder singen kann, in unmittelbarer Gemeinschaft mit jenen, die sie vor und mit uns gesungen, so sind besonders sie geeignet, die Einsamkeit tröstlich zu beleben. Daher Name und Bestimmung dieser Sammlung.

Fassen wir die Sammlung selbst ein wenig genauee ins Auge, so besteht sie aus 264 vortrefflichen weltlichen und geistlichen Liedern, die allerdings nicht alle Volkslieder im eigentlichen Sinne zu nennen sind, aber singbae und vielfach gesungen und voll dee herzerhebendsten Gewalt. In den weltlichen gehen die erzählenden, balladenartigen Lieder voran; es folgen dann Lieder der Liebe mit jenem Sehnen und Hoffen, Freuen und Klagen, das nur aus deutschen Gemüthern so voll ertönen konnte. Daran reihen sich Lieder der Nature, wenn ich so sagen soll, der Wiederhall der Jahres- und Tageszeiten; Wanderlieder, Gesellschafts-, Burschen- und Trinklieder. Endlich erhebt sich jener herrliche Chor der Kriegslieder aus dem Beferiungskampfe, die auch jetzt noch die Herzen dee Jugend begeistern und wills Gott nie völlig erkalten lassen. Den Kranz schließen als die höchsten und gewaltigsten die geistlichen Lieder, der Chor des Glaubens, der Hoffnung und dee Liebe im ernsten Kampfe dieses Lebens. — Weil sie nicht als Lieder der Einzelnen, sondern als Volksschatz sollen betrachtet und genossen werden, so wird mans ganz gemäß finden, daß der Sammler die Namen der Dichter nicht darunter schrieb; der Freund der Literatur findet sie am Ende beigesetzt. Aus demselben Gesichtspunkt ist es ohne Zweifel geschehen, daß der Sammler die Titel wegschnitt und nur Nummern aufsetzte. Das wird man jedoch nicht unbedingt loben, denn mit dem Titel verliert manches Lied sein individuelles Gepräge, ich möchte sagen, seinen buchstäblichen Sinn. Sollte noch etwas ausgestellt werden, so wär's in der Sammlung der geistlichen Lieder, wo fast ausschließlich das protestantische Kirchenlied berücksichtigt worden ist, während doch anerkanntermaßen auch das katholische einen reichen Schatz von Tiefsinn, Zartheit und Kraft in sich birgt.

Mögen also diese Lieder, wie der Sammler es wollte, in der Einsamkeit trösten, Glaube und Hoffnung an unsere Zukunft aus den Wurzeln der Vergangenheit nähren und möge die Stunde wiederkehren, da diese oder neue Lieder werth des Sanges, aus der Heimlichkeit heraustreten und die Herzen von Tausenden e heben.

Einladung zur Subscription

auf die

Oesterreichische Illustrirte Zeitung.

II. Jahrgang. 2. Semester.

Jede illusteirte Zeitung ist eine wandernde Dekoration der Gegenwart, eine Camera obscura, in welche die Ereignisse der Zeit als Schattenbilder fallen und wie in einem Daguerrotyp festgehalten werden; sie ist ein Archiv der Zeit, in welchem diese Alles, was sie geschehen läßt, in Bild und Wort niederlegt, zur Benützung für künftige Geschichtsschreiber, mithin ein Erinnerungsbuch der Gegenwart und Vergangenheit. Eine illustrirte Zeitung kümmert sich um alles, erfähet alles und berichtet alles, sei es nun der Thron, der Lehr- oder Webstuhl, kurz, sie stellt alles nebeneinander und läßt jedem sein Recht widerfahren.

Die „Oesterreichische Illustrirte" ist das einzige Journal des Vaterlandes, das in seiner eigenthümlichen Weise eine Menge von Materialien zusammenträgt, die nur auf heimischem Boden wuchsen. Aus allen Gauen des großen schönen Oesterreichs bringt sie die interessantesten Ansichten von Gegenden, Baudenkmälern, Städten, Fabriken, Instituten, Kirchen, Ruinen etc., ferner die Porträts und Biographien ausgezeichneter Persönlichkeiten, erzählt die würdigen Bestrebungen des Wissens, der Kunst, des Gewerbfleißes, die Triumphe des Gedankens und der Arbeit, und nöthigt auch dem Ernstesten in den beigegebenen humoristischen und launigen „Wiener fliegenden Blättern" ein Lächeln ab.

Durch unsere Preisausschreibung hat sich der Kreis der resp. Mitarbeiter auf eine bedeutende, was aber mehr sagen will, ausgezeichnete Zahl gehoben, so daß wir hier eine Reihe der geachtetsten und beliebtesten Schriftsteller aufzählen könnten, betrachteten wir ein solches „Vorreiten von Namen" nicht wie eine leere Prahlerei. — Man lese und urtheile! Daß unser redliches Streben Anerkennung findet, bekundet die täglich zunehmende Zahl unserer Abonnenten, und daß wir eine zweite Auflage dieses Jahrganges veranlassen müssen. — Jedem engeren Familienkreis können wir unsere „Illustrirte," wovon jeder halbe Jahrgang einen Band mit einigen Hundert der schönsten Xylographien bildet — als ein gutes Hausbuch gewissenhaft empfehlen, indem Ernst und Scherz, Belehrendes und Unterhaltendes etc. darin zu finden ist und für die äußere Ausstattung das Ausgezeichnetste gethan wird. Die genaue Kenntniß des Vaterlandes nach den verschiedensten Richtungen hin gehört zu den ersten Erfordernissen eines jeden Bürgers, und die Geschichte desselben würdig in Bild und Wort zu verewigen bildet unsere Hauptaufgabe. Wer uns dabei mit Beiträgen unterstützt, möge sich unseres wärmsten Dankes versichert halten. Man subscribirt in Wien (bei Keck und Pierer hinter der St. Stephanskirche) jährlich mit 7 fl., ½jährlich 3 fl. 48 kr., ¼jährlich 2 fl. — In den Provinzen mit portofreier Zustellung unter Couvert, jährlich 8 fl., ½jährlich 4 fl. 24 kr., ¼jährlich 2 fl. 16 kr. Jahresabonnenten erhalten ab und zu werthvolle Beilagen. Briefe und Geld franco. Im Auslande durch die resp. Postämter oder durch Herrn H. Hübner in Leipzig zu beziehen.

Die Expedition der Oesterreichisch Illustrirten Zeitung
in Wien, Seilergasse 1093.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 30 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 32. Innsbruck, 7. August 1852.

Stille Fracht.

(In Tarnopol.)

Womit ist denn beladen
Der Bretterkarren dort?
Zwei müde Bauernpferde
Zieh'n langsam ihn nur fort!

Jetzt hält er vor dem Kloster,
Es steigt der Bauer ab,
Läßt stehen Pferd' und Karren,
Holt Jemand wohl herab?

Da seh' ich bei den Rädern
Zwei arme Kinder knie'n, —
Sie ringen ihre Hände
Hinauf, zum Karren hin!

Auf diesem steht gezimmert,
Aus morschem Holze bloß,
Ein Sarg — d'rauf liegen Blumen,
Doch welke, blätterlos!

Er wird die Mutter bergen,
Der morsche, flache Sarg —
Weil Kinder ihn umjammern,
Die sie wohl treu einst barg!

Die sorgsam sie gehalten,
Mit Mühe hat ernährt,
Die ihnen Brod und Liebe
Und Kindesglück beschert!

Doch schweigsam und erstarret
Den letzten Weg jetzt fährt,
Und zu Euch, arme Kinder,
Ach! nie mehr wiederkehret! —

Da kömmt zurück der Bauer,
Mit ihm ein Priester auch;
Der spricht der Leiche Segen
Im Freien, wie's der Brauch!

Denn stets wird so in Polen
Ein Armen-Sarg besprengt; —
Nur vor der Kirchenthüre
Die Weih' er schnell empfängt.

Der Bauer setzt sich fühllos
Dann auf den Sarg, wie vor;
Der Karren geht still weiter,
Zum fernen Friedhofsthor . . . .

Ganz einsam das Begräbniß,
Schleicht in der Dämm'rung hin, —
Bloß hintennach, laut weinend,
Die beiden Kinder zieh'n! — —

Julie Gräfin Godofredi-Hager,
Sternkreuzordens-Dame.

Elegie.

An Alexander Kaufmann.

1849.

Mondhell schimmert die Nacht, und es weilt am Ufer des Stromes,
Sinnenden Ernst im Gemüth, dein Freund und denkt der Geliebten,
Welche der strudelnde Tag fortriß aus trauter Umarmung,
Emsigem Forschen in Kunst und strengeren Wissensgebieten,
Daß er sie führe zum Kampf mit den gleißenden Götzen der Scheinwelt. —
Wer kehrt sicher zurück zu dem heimischen Heerde der Freundschaft?
Antwort fleh' ich umsonst. — Rastlos drängt zwischen den Bergreih'n
Tief im Thale der Strom sich dahin, bald offen dem Lichtglanz,
Daß des zerrissenen sich die geschwätzige Welle erfreue
Und mit verliebtem Gekicher die Nachbarin lade zum Tanze;
Bald um schattige Felsvorsprünge versteckt hineilend,
Bis es den Wanderer graust, als gähn' entgegen der Tod ihm.

Heimliche Nacht, dir beichtet das Weltall, still und erhaben
Bist du, es labt dein Athem die Brust mit köstlichem Balsam,
Mächtig, als schwellte sie Fülle des Ruhms und verschwiegene Liebe.

Fern am anderen Ufer indeß, wo blühende Wiesen
Säumen den Bergwald, tönt klangrein die melodische Unke,
Treu in gedrittelten Tönen die schnellen Secunden bezeichnend
Oder begleitend — gefällt der Gedanke — mit ernstem Geklingel
Meines gemessenen Feiergesangs langathmige Rythmen.

Digitized by Google

Wohl schilt Mancher ihr nächtliches Lied wehklagend und zu ernst,
Welcher den grünlichen Leib, den schlanken, beschuppten, geseh'n hat,
Wenn sie Tags ihn gesonnt und geübt in gelenker Bewegung;
Aber sie liebt's nur so in den Stunden begeisterter Sanglust,
So nur hörte sie selbst es zuvor im pochenden Herzchen.

Zürne der Sängerin nicht und verzeih' dem dichtenden Freunde,
Wenn er dem sonnigen Tage sein Recht nicht kürzt und das Leben
Faßt mit kräftiger Hand und den rosigen Scherz mit gewandter,
Während die Lippe, des Sanges gewohnt, die freiere Nacht wählt,
Klagend zu singen den Schmerz aufzehrender, heiliger Sehnsucht.

Hermann Schauenburg.

Eine Geschichte aus Valgenair.

(Schluß.)

Die Thränen trockneten auf Christilis Wangen und ein unendlicher, trockener Schmerz schnürte seine Brust zusammen. Es blickte auf das Kruzifix, das an der innern Seite der Kastenthüre hing, von vielen Heiligen umgeben, und seufzte: „Warum hast du das gethan — o mach ihn wieder gesund, oder laß mich auch bald sterben! — Beide Füße ab — gesund, gesund kann er nicht mehr werden,“ dachte es bei sich, „laß mich auch bald sterben,“ sagte es halblaut und kniete davor nieder. So traf es Lena an und der Jammer begann von Neuem. Endlich aber wurde die Hülfe für Martli berathen und auf obengesagte Weise auch zwischen Christili und Lena verabredet, die auch noch den letzten Kreuzer dazu hergab. Wie oft wünschte sich 's Christili nach Novara an Martli's Bett, wie beneidete es das wälsche Mädchen! Ein ew'ger Kummer, man möchte ihm nicht recht anthun, nagte an seinem Herzen und blaß und immer bläßer wurde das Kind. Vor der Böthin, die ihm früher wie ein Engel vorgekommen war, floh es jetzt immer, wenn es in die Kirche kam und erschrack, wenn es sie sah, aus Furcht, sie möchte den Todtenschein bringen, dazu kam noch die Sorge für die Erhaltung des Hauswesens, das sich immer schwerer halten ließ. Der alte Waldeler war gestorben und sein Sohn war nicht mehr der edle Mann, dessen Wahlspruch gewesen: Leben und leben lassen. Als er hörte, Martli sei gefallen, wurde er gleich um sein Geld besorgt, und kündete daher dem Alten auf Jörgi auf. Das war in dieser Lage ein harter Streich und alle die Unglücksfälle, die in so kurzer Zeit auf den alten Mann einstürmten, hätten einen Stärkeren niederbeugen müssen. Er ging daher allmälig ganz gebückt und neigte sich, wie es schien, dem Grabe zu. Was Christili in dieser Noth gelitten, kann Jeder selbst wissen, der Martlis letzten Brief gelesen. Der Noth konnte nur auf einem Wege abgeholfen werden: sie mußten ihre einzige Wiese verkaufen. Um nun doch noch eine Kuh halten zu können, mußte Christili wildheuen. Im heißen Sommer, die Füße mit Kreuzeisen bewaffnet, hing es den ganzen Tag auf den glühenden Abhängen und mähte das Gras aus allen Klüften und Gestrippen heraus. Dann band es das gedörrte zusammen und trug es in großen Föhrten *) nach Hause. Einmal hatte es gar so schwer, es schlof unter die Föhrt hinein, schon war es auf den Knien, da bekam die Last das Uebergewicht und fiel ihm über den Kopf vorn herunter. Es gab ihm einen Stich im Innern und seitdem fühlte es immer Schmerz auf der Brust. Doch achtete es anfangs nicht darauf und arbeitete wie früher. Aber alles Arbeiten vermochte nicht die Zinsen zu erschwingen, zumal da nun auch die großen Steuern kamen und hundert andere Ausgaben. Alle Sonntag hatten sie den einen oder den andern Steuerzieher im Hause und was Lena und Christili unter der Woche erspart hatten, verzehrten diese Schreier am Sonntag mit Heißhunger. „Ich glaube doch, ich hätte beigesteuert genug,“ sagte der Alte oft, „wenn einer seinen Sohn opfert, sollte der Kaiser wohl zufrieden sein und das lumpige Geld von Andern fordern. Wie gern wollt ich alles verkaufen und hergeben, wenn mein Martli wieder käme.“ Aber die Steuerzieher achteten auf das nicht und trieben und trieben den alten Mann bis aufs Blut. Ach! und das arme Christili, wie gehts etwa dem? Nicht auf das Beste. Sein Schmerz wird immer größer, die Farbe wechselt, es fangt an zu hüsteln. Auch mit Martli stand es nicht gut; den Fuß hatte man ihm abgenommen und es war zu Martlis Trost der Brand dazu gekommen. Er konnte hoffen bald der Leiden überhoben zu werden, wie weh es ihm andererseits that, seinen Vater in solcher Noth verlassen zu müssen, von einem Herzen scheiden zu müssen, von dem er wußte, daß es über seinen Tod brechen werde. Das Geld mit einem lieben Briefe von Hause hatte er wohl bekommen, aber er konnte es nicht genießen, denn man ließ ihm nichts, als was im Spital vorgeschrieben war. Wie oft wünschte er den Vater noch einmal zu sehen und seinen Segen zu empfangen, die Lena noch einmal zu küssen und das Christili zu umarmen. Aber umsonst sind seine Wünsche, der Tod kommt dafür und nimmt ihn bald in seine Arme, aber auch der ist ihm ein erwünschter Gast. Wie hart wäre er gestorben, wenn er gewußt hätte, wie traurig es auf Valgenair aussehe. Der junge Waldeler hatte sie auf Jakobi auch um die andere Hälfte aufgekündet; Wo wollen sie das Geld hernehmen, zumal da Christili nun nicht mehr arbeiten kann und doktern muß? Es blieb nichts übrig, als auch das Haus zu verkaufen. Der Nachbarbue hatte sich wohl verlauten lassen, er wolle ihnen aushelfen, wenn Christili herwärtsschaue und seinem Sohne die Hand gebe. Aber dieses wies den Antrag mit Entrüstung zurück und sagte: denn Nachbarbue möcht ich nicht, wenn er in Gold gefaßt wäre und alle zehn Zehen hätte, ich will lieber mit Martli sterben. Sie mußten also das Haus verlassen, und zogen zum Vetter Andres nach Langeztair. Es war ein schwerer Abschied für den Alten, die Hütte verlassen, wo seine Eltern und Voreltern gelebt, wo er erzogen worden, wo jedes Plätzchen ihm hundert Andenken an schöne und bittere Zeiten hervorrief und jetzt in den alten Tagen, mit grauen Haaren. Auch dem Christili that es weh und traurig wanderten die drei durch

*) Bürden.

den Lerchenwald an der Kapelle vorbei in das Dorf. Sie gingen übrigens nicht allein, auch der Nachbarbue kam nach, denn er war im Wald beim Holzhacken verunglückt. Christili kniete an seiner Leiche nieder, verzieh ihm und indem es an Gottes strenge Gerechtigkeit dachte, betete es ein andächtiges Vaterunser für seine Seele. Zweihundert Gulden waren ihnen geblieben, von denen müssen sie leben bis der Tod kommt und sie erlöst. Christili wurde immer blasser, die schönen vollen Wangen ganz verschwunden, die Lippen blaß und die matten Augen blickten wehmüthig, der nahe Tod schaute aus ihnen heraus. Oft saß es stundenlang vor der Bank an der Sonne und wärmte sich, seine Gedanken waren zu St. Rosalia am Bette Martlis oder im Himmel, wo es ihn recht bald wieder zu finden hoffte; der Haushund saß bei ihm und leckte seine Füße, dann lächelte es leise und streichelte seinen getreuen Wärter. Einmal kam auch sein Vater, das Narre-Thomeli. Der Vetter gab ihm zu essen und der junge Bue ging ihn ums Christili an. Da sagte es wieder: sie ist schon an einen Englischen verlobt und er wird sie bald abholen. Christili lächelte, fiel seinem Vater um den Hals und sagte: „Ja Vater, er wird bald kommen!“ Am Schutzengel-Sonntag saß es wieder vor der Thüre an der Sonne und starrte vor sich hin; es wird wohl wieder an Martli gedacht haben. Das ganze Dorf war leer und still, wie ein Gottesacker, nur ein leiser Nachmittagwind bewegte manchmal die aufgelösten Flachshaare des Mädchens, da läutete es das Sterbeglöckchen; Christili kniete nieder und betete, und wußte nicht, wer gestorben sei und für wen es bete. Es kniete noch, da kam der Herr Pfarrer die Gasse her auf Christili zu. Es ging ihm entgegen und küßte ihm die Hand. Nach langem Hin- und Herreden und Umschweifen kam endlich heraus, daß Martin Obholzer am 26. August zu St. Rosalia selig im Herrn verschieden und heute der Todtenschein gekommen sei. Den letzten Nerv, an dem Christilis Leben noch hing, hatte ihm diese Nachricht abgeschnitten. Todtenblaß schwankte es mit dem Pfarrer in das Haus, um auch den Vater davon zu benachrichtigen. Einem fühlenden Herzen darf ich nun diesen Jammer, diese Trauer nicht mehr schildern. Alle drei schwankten auf den Kirchhof, beteten dort für Martlis Seele und machten ihm, nach seinem letzten Willen, einen Grabhügel auf. Christili setzte seinen großen, schönen Rosmarinstock drauf ein und jeden Morgen und Abend ging es hin und begoß ihn mit seinen Thränen. Aber das dauerte nicht lang, bald konnte es das Bett nicht mehr verlassen. Die langen Sommertage lag es allein in seinem Kämmerlein; denn alles, was sich regen konnte, war auf dem Felde; nur der Vater blieb bei ihm, reichte ihm mit zitternder Hand die Medizin oder was es sonst brauchte. Es hatte Martli versprochen, es welle für den Vater recht sorgen, ach! und jetzt muß das Umgekehrte geschehen, wie das dem Christili weh that! Außer dem Vater und Lena, die Tag und Nacht wachte, hatte es nun gar keine Freude mehr auf dieser Welt, als an seinem Kränzchen, das ihm Martli gekauft hatte und an seinen Briefen. Diese ließ es sich oft aus dem Kasten bringen, durchlas sie und drückte sie an das Herz. Zuletzt ließ es sie nicht mehr in den Kasten thun, sondern legte sie unter sein Kopfkissen. Es nahm aber immer mehr ab, oft schien es stundenlang nicht bei sich selbst zu sein, sondern mit seinem Geist im Himmel an Martlis Seite zu weilen. Sein Auge wurde immer geisterhafter. Am Rosarisonntag ließ es sich noch einmal sein Kränzchen bringen und sein ganzes Gewand, in dem es vor einem Jahre Unbefleckte getragen hatte und ein leises Lächeln überzog sein Gesicht, wie Erinnerung schöner vergangener Zeiten. Es legte sich auf die Seite, nahm das Kreuz, das vor ihm auf dem Bette lag, küßte es und blickte sehnsüchtig zum Himmel. Sein Auge blickte starr aufwärts, immer aufwärts — und die Wimpern senkten sich nicht mehr — es war verschieden. Der Vater hatte es kaum bemerkt und drückte ihm mit bittern Thränen die Augen zu. Es war 3 Uhr Nachmittag und Christili im 18. Jahre seines Alters. Die Nachbarmädeln kamen noch in ihrem Kranzgewand und putzten das Christili auf. Wie ein Engel lag es auf dem Richtbette, von einem Rosenkranze umgeben, und sein geliebtes Kränzchen auf der Wachsstirne. Die Leute, die kamen, um zu beten, benetzten den Boden nicht nur mit Weihwasser, sondern auch mit ihren Thränen; denn Jeder mußte weinen. Auch für Martli hörte man manches: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe. Das hätte ein schönes Pärchen gegeben,“ meinten viele, aber der Vater antwortete ihnen mit Ergebung: „Im Himmel sind sie wohl vereint, ich hätte ihnen kein so schönes Erbgut geben können.“ Am Dinstag wurde es begraben und alle Leute, auch die sehr in der Arbeit stacken, ließen die Arbeit ruhen und gingen dem Christili kirchen, weil die ganze Gemeinde es so gern gehabt hatte. Als die Steine und Schädel auf die Truhe hinunter polterten, war es dem Alten als bräche sein ganzes Inneres zusammen. Wie gern hätte er und Lena sich mit begraben lassen. Darauf wurde für Christili eine Seelenmesse gelesen und auch für Martli Obholzer, die der Kaiser für jeden Gefallenen gestiftet hat. Traurig gingen die Leute aus der Kirche und spritzten reichlich Weihwasser auf das frische Grab.

Nun sind seit jener Zeit bereits zwei Jahre vorüber und der Alte und Lena leben noch. Täglich gehn sie auf den Gottesacker und putzen die Gräber auf. Das ist noch die einzige Freude des alten Mannes. Als ich in der letzten Vakanz durch Valgenair ging, traf ich ihn gerade bei dem Grabe. Barärmel war er und trug ein rothes Leibli mit großen Taschen, kurze manchesterne Hosen und blaue Strümpfe. Sein Gesicht war weiß wie Mehl, nur von graulichen Furchen durchkreuzt. Seine Haare, schneeweiß und lang, umgeben nur mehr den äußern Rand des Hauptes. Er stützte sich auf die Schaufel und blickte mich starr an, wie alle Oberländer-Bauern, wenn ein Fremder kommt. „Gelobt sei Jesus Christus,“ grüßte er mich und ich erwiederte ihm den Gruß in gehöriger Weise. Ich hatte die traurige Geschichte schon im Wirthshause erzählen gehört *). Ich ließ ihn daher an und fragte ihn, wer hier liege. Er erzählte mir mit Wehmuth die traurige Begebenheit und sein Unglück. „Wenn ich endlich nur, schloß er, wenn ich nur den guten Kindern ein Kreuz setzen könnte, das wäre noch mein letzter Trost, aber ach! ohne Geld thut man einem jetzt nichts mehr auf der

*) Nur in Bezug auf Italien hat mir Einiges Herr Hackländer erzählt.

Digitized by Google

Welt und Geld hab ich keines mehr. Ich versprach ihm, diese Geschichte den Innsbrucker Herren zu erzählen, vielleicht könnte sein Unglück manches gute Herz rühren und ich wollte sie dann bitten um eine milde Beisteuer zu einem Kreuze für die zwei Verblichenen. Die matten Augen des Greisen glänzten vor Freude und indem er meine Hand faßte, sagte er in seiner Weise: „Ja ich thät schon herzlich bitten!“

Mein erstes Versprechen habe ich nun gehalten und will nun auch mein zweites erfüllen, indem ich jedes gerührte Herz um eine milde Beisteuer bitte zu einem Kreuze für den Kaiserjäger Martli Obholzer und für Christili. Die Gabe würde von der Redaktion in Empfang genommen und von mir dem alten Manne eingehändiget. Ich wollte ihm, weil ich arm an Geld bin, ein Grabgedicht machen und es in einer der nächsten Nummern des Phönix den Wohlthätern zur Probe vorlegen. Der persönliche Dank des Mannes würde der Beweis sein, daß ihm die ganze Gabe richtig zugekommen sei.

Ihr ergebener

Isid. Müller.

Der Meistergesang.

Kein Abschnitt ist mit mehr Gründlichkeit und tiefer eindringendem Studium, mit einer Vorliebe behandelt worden, die bei Vielen an einen exaltirten Enthusiasmus gränzt, als das Mittelalter. Dank den angestrengten Bemühungen einzelner Gelehrten wie ganzer Schulen, die Verhältnisse jener Zeiten sind auf allen Provinzen und Gebieten, auf dem Felde der Politik und Kirche, der Wissenschaft, Kunst, Poesie u. s. f. hinlänglich erläutert und in das rechte Licht gesetzt worden. Namentlich hat die mittelalterliche Poesie unter den Gelehrten wie Nichtgelehrten so viele Bewunderer und Verehrer an sich gelockt, daß sie, wenn wir ein Bild gebrauchen wollen, jenem beliebten und berühmten Heiligen gleicht, dem Fackel auf Kerze, Licht auf Lampe anzuzünden man sich im wogenden Gewühle stoßend drängt.

Die Wirkung und Folge ist zwar nicht im Ganzen und Allgemeinen, aber doch im Einzelnen und Speziellen, Dunkelheit als nothwendiges Produkt des übertriebenen Lobqualms und Rauches.

Das Einzelne und Spezielle, das wir uns dießmal ausgesucht, ist ein Theil der lyrischen Poesie, der sogenannte Meistergesang. Unsere Arbeit hat mit dem sonst wohl üblichen Geschäft des Kopirens nichts gemein, wir lassen daher die Namen jener so oft genannten und verdienten Literarhistoriker und Kritiker fort, die gerade auf dem Gebiete der mittelalterlichen Lyrik ihre Lorbeeren gepflückt, und bemerken nur, daß während der Minnegesang zur Zeit der Hohenstaufen und das Volkslied in einer etwas spätern Fase die ausgedehnteste Beachtung gefunden, dem Meistergesang, dessen Blüthezeit darauf folgt, eine gleiche Würdigung bisher nicht zu Theil geworden ist.

Die folgende Abhandlung wird sich mit ihm beschäftigen. Wir werden seine früheste genetische Entstehung und weitere Fortentwickelung aufsuchen, seine Charakteristik und eigenthümliches Wesen und schließlich sein Verhältniß zu den übrigen Dichtungsgattungen, insbesondere aber zum Volksliede auseinandersetzen.

Man nenne es nicht einen grillenhaften oder chimärischen Anfang ab ovo, wenn wir um den frühesten Ursprung des Meistergesanges zu entdecken, tief in das Alterthum, bis auf Domitian zurückgehen, oder wenn wir noch gründlicher sein wollen, bis auf Nero. Obgleich Domitian in der literarischen Welt übel berüchtigt ist durch jenes famose Edikt de pellendis philosophis und durch die häufigen Hinrichtungen freidenkender Schriftsteller wie des Junius Rusticus und des Herennius Senecio, so hat dieser Kaiser dennoch um die Wissenschaften unläugbare Verdienste und gerade für unsere Untersuchung ist seine Regierungsgeschichte von besonderer Wichtigkeit. Abgesehen davon, daß er für den Wiederaufbau der Bibliotheken sorgte, die Nero bei dem Brande Roms angezündet hatte, erneuerte und erweiterte er auch den von dem letztern Kaiser gestifteten agon Capitolinus, auch quinquennalia Neronea genannt. Die fragmentarischen Nachrichten, die Tacitus im 4. Reich seiner Historien und Sueton im 2. Capitel über diesen Gegenstand beibringen, sind überaus dürftig und lassen kaum ein flüchtiges, äußeres Verständniß erzielen. Unter Nero war der agon Capitolinus eine schlechte Kopie der Olympien; er wurde alle 5 Jahre gefeiert und nach ihm sollte man die Jahre zählen, statt der lustra. Domitian hob diese für das Gedeihen des Institutes höchst unbequeme Periodicität auf; Zu jeder Zeit sollten Tonkünstler und Schauspieler auftreten dürfen, bestimmte er, und poetische wie prosaische Aufsätze recitiren. Der von den zwölf Kampfrichtern bezeichnete Sieger erhielt als Preis einen Eichenkranz quercus Capitolina, woher die poetae laureati des ehemaligen deutschen Reiches. Wir werden später sehen, wie diese zwölf Richter und der Eichenkranz stets und überall wiederkehren. Einige Andeutungen über diese Spiele finden wir außerdem noch bei Dio Cassius und in der ersten Satire des Persius.

Der dämonische Despotismus der folgenden römischen Kaiser verhinderte die Fortentwickelung des Instituts, das endlich in Rom — wir wissen nicht genau wann — ganz einging und nach Marseille verpflanzt wurde.

Bei der allgemeinen Verwirrung, die in Folge der rastlosen Völkerbewegungen bald hernach Europa zu erschüttern begann, ist es eine factische Unmöglichkeit, die Spuren jener literarischen Wettkämpfe weiter zu verfolgen. Genug, daß wir etwas Aehnliches am Ende des 12. Jahrhunderts in Burgund und den Wallonischen Provinzen der Niederlande wieder finden, die Rhetoriker rederikers oder kamers van Rhetoryke. Der Name, unfehlbar aus rhétoriciens entstanden, und dann auch der Umstand, daß man die Rhetoriker zuerst in den südlichen Theilen antrifft, die unmittelbar an Gallien stoßen, machen es unzweifelhaft, daß man in Holland die ganze Sache Frankreich verdankt, was wiederum ein Beweis dafür ist, daß jener aus Rom nach Marseille herübergekommene agon sich auch allmälig nach dem nördlichen Gallien verbreitet haben muß. Endlich von den Niederlanden entlehnte man in Deutschland das Institut, das natürlich hier, durch Locale und andere Verhältnisse bedingt, eine andere Form annahm und den Namen Meistergesang erhielt, womit zugleich eine Annahme widerlegt ist, die man

Digitized by Google

zwar aufgestellt, aber durch Nichts hat beweisen können, als seien nämlich diese Singschulen ein echt germanisches Eigenthum und schon unter Otto I. entstanden. Die ersten dichterischen Zünfte dieser Art in Deutschland, von denen wir sichere historische Kunde haben, in Collmar und Ulm, gehören einer viel spätern Zeit an.

Bevor wir in die Details des Meistergesanges selbst eingehen, wie derselbe in Deutschland sich manifestirt, dürfte es es nicht undienlich sein, zunächst noch einen Blick auf jene Rhetoriker der Niederlande zurückzuwerfen.

Ueber die organischen Einrichtungen in den Rhetorschulen ist die Verhandlung über den Einfluß der fremden Literatur auf die niederländische von Wilhelm de Clerq, Amsterdom 1824 zu vergleichen, der einen guten Theil seiner Mittheilungen Mathys de Casteleyn Künsten von Rhetorike verdankt, was er unredlich verschweigt. Weiteren Aufschluß gibt außerdem Hooft Ned. Historien I. P. 37 und 38, von neuern Bearbeitern nenne ich Robert Prutz in seinen kleinen Schriften. B. I. Art. 2. Aus den zitirten Quellen erhellt, daß man sich auch mit theatralischen Darstellungen beschäftigte; als das älteste 1418 zu Utrecht aufgeführte Stück wird König „Herodes und seine Thaten“ genannt. Man hatte mythologische Studien, Allegorien, Moralitäten, ferner durch sinnliche Darstellung einer sittlichen Wahrheit, biblische Vorstellungen, ein Ueberbleibsel der durch die Geistlichkeit angefangenen Mysterien, Lustspiele, Esbatementen, Possen, Pluiten und Facetien und Prologe. Mehrere dieser Stücke wurden bei feierlichen Aufzügen der Rhetoriker mit großem Pompe und vieler Pracht gegeben, und solche ausgewählte Stücke hießen Landjuweelen und Hagspelen. Als der großartigste dieser Aufzüge wird der von Antwerpen im Jahre 1561 genannt, um welche Zeit die Kammern den Gipfel ihrer Größe erreicht hatten. Von 11 brabantischen Städten erschienen dort 14 rhetorische Kammern, die zusammen 1475 Personen ausmachten; das Fest soll 8 Tage gewährt haben.

Die Kammern hatten ihre bestimmten Formen. Die verschiedenen Dichtarten oder Reimformen trugen den Namen der Refereinen (mit Wiederholung der nämlichen Zeile am Ende jeder Stanze; gewiß wie das Wort andeutet von französischem Ursprunge) der Balladen, der Rondellen, Retrograden u. s. w. Die Häupter und Vorsteher führten den stattlichen Namen eines Kaisers, Prinzen, aber auch den mehr bürgerlichen eines Oberdekans, Faktors, Hauptmanns. Es bestand ferner ein Fiscal für die Geldbußen; außerdem hatte man einen Fahnenträger bei öffentlichen Aufzügen und einen Clown, der die Kammer selbst und Publikum belustigen und unterhalten mußte. Die ganze Einrichtung bekam 1493 ihr festes Band durch Philipp den Schönen, der in einer Versammlung aller Kammern deutscher Zunge in Mecheln eine souveräne Oberkammer von 15 Mitgliedern unter dem Namen „Jesus mit der Balsamblume“ einsetzte und seinen Kaplan zu ihrem Oberhaupte ernannte. 1505 wurde diese Behörde, deren Autorität in literarischen Angelegenheiten verbindende Kraft besaß, nach Gent verlegt; Maximilian bestätigte sie 1510. Am häufigsten waren die Kammern in Brabant und Flandern, am wenigsten zahlreich in Holland und Seeland, wo in Middelburg eine von allen übrigen abgesonderte Kammer „das Blümlein Jesse“ bestand. Es gab übrigens freie, von der Regierung begünstigte und unfreie Privatkammern.

Poetisch und vom künstlerischen Standpunkt betrachtet dürfen die Rhetoriker nicht vielen Werth beanspruchen, ja sie haben, wenngleich in der völlig entgegengesetzten Absicht gegründet, ebenso wie später in Deutschland der Palmoriden und die andern linguistischen und puristischen Gesellschaften bedeutend zum Verfall der Sprache beigetragen. Der neuburgundische Hof, der sie protegirte, sprach französisch (man wird sich erinnern, daß diese Linie von Philipp dem Kühnen, einem jüngern Sohne Johann des Guten, sich herleitete); die Rhetoriker mengten jetzt in die Nationalsprache eine ungeheure Menge französischer Wörter, um vornehm zu erscheinen. Manche ihrer Produkte sind geradezu unsinnig. So findet sich in einem der häufigen Lobgedichte auf die heil. Jungfrau 24 Epitheten, alphabetisch geordnet, die den elendsten Geschmack verrathen. Dagegen war ihr Einfluß auf die Politik sehr bedeutend und Philipp der Gute sah sich genöthigt, ihre Spottlieder zu verbieten. Sie waren das Organ der öffentlichen Meinung, in so weit es damals eine solche gab, und die Stellvertreter der spätern periodischen Presse; sie rügten herbe und schonungslos die Mißbräuche der Regierung sowohl, als der entarteten Geistlichkeit. Unter Anderen waren Johann von Leyden und David Jorisz, der sich in Delft für den Messias ausgab, Rhetoriker. In dem langjährigen berüchtigten niederländischen Guelfen- und Ghibellinenkampfe, in dem Kriege zwischen den Kabbeljauern und Haeken, oder wie die Parteien in Friesland hießen, Vetkoopern und Schieringern spielten sie eine sehr hervorragende Rolle und gaben der Seite, zu der sie sich neigten, den Ausschlag.

Damit verlassen wir die Rhetoriker, um am Schlusse noch einmal auf sie zurückzukommen. Kenner der niederländischen Literatur werden wissen, daß sie ein Weiteres in Wilhelm von Hillegaersberg: hoe de erste partien in Hollant quamen finden.

Die ersten deutschen Städte, in denen wir den Meistergesang antreffen, sind Colmar und Ulm. Von da aus verbreiten sie sich meistens schnell; zu Mainz, Augsburg, Nürnberg, Straßburg und überhaupt den größern freien Reichsstädten, die im Süden und Westen gelegen waren, entstanden dergleichen dichterische Zünfte. Nachdem seit dem Untergange der Hohenstaufen sich die kaiserliche Macht gegenüber dem Ritterthume immer mehr erhob, ward auch der Charakter dieses Standes ein anderer, indem statt der idealen Richtungen nur mehr Gesetzlosigkeit und Rohheit meistentheils die Präpotenz bei ihm erhielt. Da gleichzeitig auch die Mehrzahl der Geistlichkeit in Sinnlichkeit und Unwissenheit ausartete und die Universitäten, welche seit 1348 (Prag ist die älteste deutsche Hochschule) bestanden, durch die einseitigen theologischen Händel und die Aufnahme der unfruchtbaren Aristotelischen Scholastik vollkommen beschäftigt waren, so war der Bürgerstand, dessen ganze Kraft bis dahin zur Begründung seiner staatlichen Existenz, seiner Sicherheit und des materiellen Wohlstandes erforderlich gewesen, der einzige, von dem für die geistige Bildung und namentlich für die Entwickelung der Poesie Etwas geschehen konnte. Der Meistergesang ist

Digitized by Google

diese erste Frucht der wissenschaftlichen Bestrebungen des deutschen Bürgerthums.

Es ist im höchsten Grade interessant und lohnend zugleich zu sehen, mit welchem regen Eifer und mit wie großer Liebe die schöne Literatur damals von dem Bürgerstande gepflegt wurde. Die großen Ritterepopöen wurden in cyklische Romane ausgearbeitet; Caspar v. d. Rhön behandelte 1472 die Sagen von Ditrich und der Maler Ulrich Fürstner zu München die Graalsage und den trojanischen Krieg. Ebenso beliebt wurden die Volksbücher, die tragischen noch mehr als die komischen, und die andern Novellen und kleinen Erzählungen, wie die Gesten und die sieben weisen Meister. Bei weitem aber der meisten Anerkennung erfreuten sich das Volkslied und der Meistergesang.

Gervinus, Hildebrandt und Villmar geben unter den neuern Literarhistorikern über den letztern die besten Aufschlüsse, als ältere Autoritäten sind das altdeutsche Museum 1 und 2 über Muscatblüt, und v. d. Hagen Samml. für altdeutsche Literatur S. 75 nachzusehen, wo eine Anzahl Gedichte von dem berühmten und gefeierten Meistersänger Michel Beheim abgedruckt ist.

Nach Angabe dieser Quellen, wenn man will (der eigentliche Historiker wird sie nur für Hilfsmittel gelten lassen,) können wir uns über die Art und Weise der Einrichtung des Meistergesanges kurz fassen. Der Vorstand hieß Gemerk und bestand aus dem Büchsenmeister oder Kassier, dem Schlüsselmeister oder Verwalter, dem Merk- und Kronmeister. Sie vertheilten an den durch die zwölf Merker (Kritiker, Richter) bezeichneten Sieger, König Davidgewinner genannt, jenen bereits früher erwähnten Eichenkranz. Bestimmende Norm sowohl für den Bewerber als für die Merker war die Tabulatur, d. h. man sah streng und genau, daß Worte und Silben nicht gegen die 32 Strafregeln verstießen. Der Strofenbau war dreitheilig, und ein Seitenstück zu jener Spielerei in den Niederlanden, von der wir als Beispiel ein Loblied auf die heil. Jungfrau angeführt haben. Die Strofen wurden oft bis zu hundert Reimen ausgedehnt, und mit den sonderbarsten Namen bezeichnet. So gab es einen blauen und rothen Ton, eine warme Winterweis, eine kurze Affenweis, eine Fett-Dachsweis und in Nürnberg sollen 222 solcher Weisen in Uebung gewesen sein.

Was den Inhalt der Gedichte betrifft, so ist es ein gewöhnlicher Irrthum, den besonders Vilmar aus leicht zu erklärenden Gründen bestärkt hat, derselbe sei stets ein biblischer, religiöser gewesen. Wir sagen, diese Annahme ist ein Irrthum, dem freilich allerdings etwas Wahres zum Grunde liegt. Gewöhnliche Publicisten nennen das Jahr 1848 das Jahr der Revolution und 1849 das der Contrerevolution, obwohl tiefer gehende Historiker wie Prutz das bloß scheinbar Richtige dieser Bezeichnung schlagend nachgewiesen haben. Ebenso hat man bei einem Vergleich der Kammer mit dem Meistergesang die Charakteristik der Rhetoriker, ganz angemessen der Individualität der beiden Völker, dahin feststellen zu können geglaubt, daß man die erstern politisch, den zweiten religiös nannte. Man hat sich sogar bei dieser Gelegenheit veranlaßt gefühlt, dem ehrbaren frommen Gemüthe des deutschen Bürgers eine unverdiente Apologie zu halten und es anderseits nicht verabsäumt, den Niederländer zu verketzern, der Wohlgefallen fand an den hämischen, politischen Satyren und Invektionen der Rhetorik, deren Produktionen man sich nicht bloß begnügte, unpoetisch und unorganisch zu schelten, die man auch revolutionärer und destruktiver Tendenzen anklagte, wobei man auf den Wiedertäufer Johann von Leyden und den Messias von Delft hinwies.

Eine unbefangene Untersuchung ergibt augenblicklich, wie haltlos und unbegründet derartige, durch die Parteileidenschaft getrübte Urtheile sind.

Der Charakter dieser Dichter und Singschulen war derselbe in Deutschland, derselbe in den Niederlanden, weder ausschließlich politisch, noch peremtorisch religiös, sondern ein rein socialer (wir müssen in unserer Zeit der Begriffsverwirrungen ausdrücklich hinzufügen, nicht socialistisch). Wir haben es bereits bemerkt, in ihrer Zeit vertreten die Rhetoriker und Meistersänger die Funktionen der Presse, sie waren der Ausdruck der öffentlichen Meinung; daß sie als solcher bisweilen allerdings in die Domäne der Politik oder die Provinz der Kirche übergriffen, erklärt sich leicht, berechtigt aber keineswegs zu der absurden Behauptung, der Meistergesang sei katexochen religiös gewesen. Vilmar hat diese seine Lieblingsidee, die von mehreren Literarhistorikern adoptirt ist, weil ihnen selber die erforderliche Sachkenntniß fehlte, dadurch zu stützen gesucht, daß er auf die Stoffe hinwies, die man bearbeitete, von denen es freilich feststeht, daß eben nicht wenige der Bibel entlehnt sind. Allein Vilmar verwechselt die Zeiten. In der Periode der Entartung, während und nach dem 30jährigen Kriege fing man erst an, die biblischen Stoffe mit Aufgebung der weltlichen zu bevorzugen, und eine Folgerung von diesem nicht normalen Zustande auf die Allgemeinheit muß selbstredend falsch sein.

Es bleibt noch übrig, über das Verhältniß des Meistergesanges zum Volksliede zu sprechen.

Das Volkslied wird insgemein als ungleich frischer und unmittelbar aus dem Leben hervorgegangen, höher gestellt. Mit Unrecht. Oder hat etwa der Meistergesang seine wurzelnde Basis nicht im Volke, und was die gepriesene Frische des Volksliedes betrifft, so möchten wir rathen, nicht zu sehr auf sie zu pochen; denn sie war, wenngleich von poetischem Inhalt, doch immer nur eine rein naturwüchsige und kann als solche mit sehr wenigen klassischen und vollendeten Ausnahmen eine bloß secundäre Bedeutung in Anspruch nehmen. Dagegen erblicken wir im Meistergesang den Anfang, durch die Vermittelung der Kunst, eine höhere, und vor allen Dingen — wir legen hierauf den vollen und ungetheilten Accent — eine sich selbst bewußte Stufe der poetisch-künstlerischen Vervollkommnung zu erreichen. Daß den Bemühungen das Resultat nicht entsprach, daß aus der Kunst eine Künstelei ward, kann hiebei schlechthin nicht in Betracht kommen. Man thut übrigens den armen Meistersängern schmähliches Unrecht, wenn man ihnen nachsagt, daß sie sammt und sonders mit Stolz und Vornehmheit auf das Volkslied als nicht ebenbürtig herabgesehen: wir erinnern einfach an Hans Sachs.

Wir brechen hiemit ab, um einer andern Abhandlung über das Volkslied des Mittelalters nicht vorzugreifen, die zu schreiben uns die Untersuchung über dieses Thema Veranlassung gegeben.

Königsberg in Altpreußen. Thaddäus Lau.

Digitized by Google

Neugriechische Märchen von Kalliopi.

I. Das Töpfchen.

Es war einmal ein alter Mann, der hatte einen schönen Johannesbrodbaum, von dem er alle seine Kinder ernährte. Nun, der Baum wuchs und wuchs so hoch, daß er zuletzt beinahe an den Himmel stieß, und der alte Mann pflegte hinaufzusteigen, Schoten zu pflücken und sie seinen Kindern zum Essen hinunterzuwerfen. Eines Tages stieg er hinauf bis in den Gipfel: da hörte er in der Luft Winter und Sommer sich streiten, wer von ihnen der beste sei? Winter sagt: ich bin der beste; Sommer sagt: nein, ich bin der beste. Endlich sahen sie den alten Mann auf seinem Brodbaum und kamen überein, sie wollten ihren Streit vor ihn bringen. Das geschah. Der alte Mann antwortete ganz verwirrt: „ja, ja, Winter und Sommer sind beide so gut, daß es sehr schwer ist, zwischen ihnen zu wählen. Winter bringt uns Regen und erweicht den Boden, daß wir säen können, und Sommer kommt und bringt uns Hitze und reift unser Korn.“ Die Streitenden waren sehr zufrieden mit dieser weisen Antwort, schenkten dem alten Manne aus Dankbarkeit ein irdenes Töpfchen, und sprachen: „es wird dir alles bringen, was du bedarfst, nur verrathe Niemanden dein Geheimniß.“ Der alte Mann war sehr froh, kletterte herunter und befahl dem Töpfchen, daß es ihm einmal ein Mittagbrod bringen solle. Da im Augenblick war der Tisch mit herrlichen Speisen besetzt und die ganze Familie setzte sich daran und wunderte sich, woher das käme. Den folgenden Tag wurde von dem Töpfchen ein ähnlicher Schmaus gebracht. Nun aber quälte den alten Mann seine Frau: er möchte ihr doch sagen, wie ers nur anfange, so gut Mittag zu kochen, bald bat sie, bald drohte sie: er konnte zuletzt nicht mehr widerstehen und verrieth ihr sein Geheimniß. Einige Tage darauf begab es sich, daß ihr Sohn eine schöne junge Prinzessin sah, welche in ihrer Nähe wohnte, und er verliebte sich sterblich in sie. Als er nach Hause kam, bat er seine Mutter: sie möchte zur Königin gehen, die sollte dann den König bitten, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Diesen Wunsch hielt die Mutter für sehr vernünftig, der Vater aber lachte und wollte sie davon abbringen, doch vergebens. So ging die Mutter fort, und der König erfuhr den Wunsch ihres Sohnes: „Was bedeutet das?“ sagte der König, „welcher Bettler hat die Frechheit meine Tochter zu begehren?“ Aber die Mutter blieb bei ihrer Bitte. „Wohlan denn,“ sagte der König, „ich will sie geben, wenn ihr morgen früh einen Pallast habt, aber der muß viel schöner sein, als der, in welchem das Mädchen jetzt wohnt, und meinem Königsschlosse gegenüber stehen.“ Die Mutter ging fort, nahm das Töpfchen und befahl ihm, den Pallast zu bauen. Den folgenden Morgen sah der König aus seinem Fenster: siehe, da stand ein Pallast seinem Schlosse gegenüber, strahlend von Silber und Gold. Da verweigerte er seine Tochter nicht länger und sie wurde denselben Abend dem Sohn des alten Mannes verlobt. Das war ein großes Fest, zu dem auch der alte Mann und seine Frau geladen wurden. Der König aber und seine Diener brachten es dahin, den alten Mann trunken zu machen und ihm sein Geheimniß zu entlocken. Dann nahmen sie sein Töpfchen aus seinem Busen und legten ein anderes hinein. So ging der alte Mann, ohne etwas von seinem Verlust zu ahnen, nach Hause. Als er aber des andern Tages sein Mittagsbrod forderte, rührte sich kein Töpfchen, und er entdeckte nun den Streich, den man ihm gespielt hatte. In seiner Verzweiflung ging er zum Könige und flehte ihn an, das Töpfchen wiederzugeben, aber der war unerbittlich. Es war nur ein Mittel übrig; er kletterte auf seinen Brodbaum und fing wieder an Schoten hinunter zu werfen. Aber es waren nur zwei oder drei daran, und er stieg bis in den Gipfel, indem er umsonst nach mehr suchte. Während er da oben saß, hörte er wieder Winter und Sommer sich streiten. Er rief ihnen zu und flehte sie an um des Himmels Willen ihm wieder zu seinem Töpfchen zu verhelfen. Aber sie antworteten: „haben wir es dir denn nicht gesagt, daß du Keinem dein Geheimniß ausplaudern solltest? Das ist die verdiente Strafe für deine Thorheit.“ Da sagte der alte Mann: „so habt doch um meiner Kinder willen Erbarmen.“ „Gut,“ antworteten sie, „nimm diesen Knittel und diesen Strick, wen du befiehlst, den werden sie prügeln und binden.“ Der alte Mann kletterte schnell von seinem Baum herunter, und ging in den Pallast, wo er die ganze Familie des Königs versammelt fand. Sogleich befahl er seinem Strick alle zu binden, und dann seinem Knittel sie zu prügeln. Knittel und Strick gingen und erfüllten ihre Pflicht so gut, daß in kurzer Zeit alle um Gnade schrieen. Er erhielt sein Töpfchen wieder, der junge Mann heirathete die schöne Prinzessin und der alte Mann lebte mit seiner Frau in Frieden und Ueberfluß, bis sie starben.

II. Der närrische Knecht.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen närrischen Knecht, den er aufs Feld schickte, die Schafe zu hüten. Aber statt die Schafe zu hüten, stieg er auf einen wilden Birnbaum, und fing an, die Holzbirnen herunter zu schütteln. Sogleich versammelten sich die Schafe unter dem Baum, um die gefallenen Birnen zu fressen. Der närrische Knecht rief ihnen zu: „Schafe, Schafe, freßt mir nur die reifen nicht, laßt die besten für mich.“ Aber die Schafe hörten auf seinen Befehl nicht, und als er vom Baume gestiegen war, fand er nur noch einige schlechte und ungenießbare Birnen. Da nahm er sein Messer heraus, und schlachtete wüthend alle Schafe, ausgenommen einen alten Widder, auf dessen Horn gerade eine reife Birne hängen geblieben war, die er aß. Darauf ging der närrische Knecht nach Haus zu seinem Herrn. „Wo sind die Schafe?“ fragte der Herr. „O, die habe ich alle todt gestochen außer diesem Widder, weil sie mir meine Holzbirnen gefressen haben.“ „Bist du toll oder ein Spitzbube?“ rief der zornige Herr, ließ einen Soldaten kommen und schickte ihn ins Gefängniß. Als der närrische Knecht darin saß, hob er die Thüren aus ihren Angeln, nahm sie auf den Rücken und ging fort. Nun waren aber die Thüren von Eisen, so daß er müde wurde; darum stieg er auf einen Baum, die Thüren immer in den Händen, und war bald fest eingeschlafen. Da begab es sich, daß gerade etliche Kaufleute kamen, sich unter denselben Baum setzten, und da ihr

Digitized by Google

Abendessen hielten. In seinem Schlaf ließ er die Thüren los und sie fielen donnernd hinunter mitten unter die unglücklichen Kaufleute, die sprangen auf, machten sich auf die Beine und liefen davon, indem sie im Schrecken all ihre Waare im Stich ließen. Der Narr war höchlich erfreut über diesen Zufall, kam hinunter und nahm von seiner Beute Besitz. Es war eine große Menge Weihrauch. Unser Narr nahm ihn auf den Rücken und trug ihn auf die Spitze eines hohen Berges. Dann machte er hier ein großes Feuer an und warf allen Weihrauch mitten in die Flammen. Nun traf es sich gerade, daß die allerheiligste Jungfrau im Himmel krank war, als sie aber den Weihrauchduft roch, wurde sie sogleich gesund und sandte einen Engel zu dem Menschen herab, der das für sie gethan hatte. Also flog der Engel herab an den Ort, wo unser Narr saß und dem Rauch nachsah, wie er so schön in die Luft wirbelte und sprach zu ihm: „Die Allerheiligste hat mich gesandt, dich mit in den Himmel zu nehmen, damit du dort für dich nehmen kannst, was dein Herz begehrt.“ „Ich brauch nicht in den Himmel zu gehen,“ sagte der Narr, „gib mir nur eine Pfeife, die, wie ich darauf pfeife, alle Welt, die sie hört, zum Tanzen bringt.“ Der Engel gab ihm die Pfeife und verschwand. Der Narr verließ den Berg und vermiethete sich als Sauhirt an einen alten Priester. Den andern Morgen trieb er seine Schweine in den Wald, nahm seine Pfeife heraus, pfiff und ergötzte sich bis auf den Abend an den brodlosen Sprüngen der borstigen Gesellen. Die armen Schweine! sie tanzten immerfort bis ihnen die Beine vor Ermattung anschwollen, daß sie am Abend zweimal so dick als am Morgen waren. O, dachte der alte Priester, als er sie heimtreiben sah, das ist einmal ein guter Sauhirt, den ich mir da gedungen habe, meine Schweine sind schon zweimal so fett, als sonst. Den andern Morgen fing der Narr aufs Neue dieselbe Geschichte an, und brachte Schweine, Büsche und Bäume zum Tanzen, so weit um ihm her, als es gehen mochte. Einige Menschen, welche näher kamen, um zu sehen, was es da gab, wurden auch angesteckt und der boshafte Narr, der sich herzlich über ihr Unglück freute, spielte fort und fort, bis er vor Müdigkeit aufhören mußte. Einer von den Männern aber entfloh glücklich, lief nach Haus zum Priester und erzählte ihm, was sein vortrefflicher Knecht machte. Der alte Priester lief eilig dahin, verbarg sich hinter die Büsche und sah dem Narren zu. Kaum aber war er da, als der Narr wieder anfing zu pfeifen, die Schweine zu tanzen und die Büsche, zwischen denen der arme Priester stack, es ihnen nachmachten. Umsonst schrie er ihm zu, daß er aufhören sollte, er triebs nur um so ärger, daß zuletzt die Dornen den Bart des alten Mannes faßten, sein Gesicht zerkratzten und seine Kleider zerrissen. Als der Narr von seinem Spaß genug hatte, nahm er seine Pfeife und ging im großen Jubel davon. Der arme Priester entkam dem Unheil so gut er konnte; und so endet die Geschichte von dem närrischen Knecht.

Tiroler-Biene.

In Kurzem wird die erste Abtheilung (12 Blätter) der fliegenden Blätter des „Radetzkyvereines“ herausgegeben werden, welche beim Verein selbst, wie auch bei Kunsthändler Unterberger in Innsbruck und Bermann in Wien im Verlage zu haben sind. Der Zweck ist für eine projektierte Reiterstatue von Radetzky: denn jenes Denkmal im Museum ist nur ein kleines Geistiges (das Album) und dem Lande wäre es lieb eine großartige materielle Statue zu besitzen, wozu schöne Hoffnungen berechtigen.

Literatur.

Die Söhne des Waffenschmiedes. Ein lehrreiches Lebensbild aus den Zeiten des Mittelalters. Von Ludw. Mittermaier. Donauwörth. Veith 1852.

Bei vorliegendem Büchlein müssen wir die edle Tendenz „einen thätigen Christensinn“ zu feiern und dafür zu begeistern, lobend anerkennen. Weniger empfehlend ist die Erzählung selbst. Ein Lebensbild soll uns die Zeit in ihrem charakteristischen Leben und Treiben vorführen. In diesem Buche finden wir kein Stück der Zeit, die uns in alten Chroniken, Liedern und Ritterdichtungen so reizend anspricht. Herr Mittermaier nehme sich die Mühe, die Werke des Mittelalters zu studiren, und dann wird sein Bild gelungener und entsprechender werden.

Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel. Von Dr. C. Collmann. Frankfurt a. M. bei Ludwig Brönner, 1852.

C. 8. Dieses Büchlein verdient eine ehrenvolle Stelle in der Zahl unserer Jugendschriften. Sehr viel ist auf diesem Felde schon geschehen; das deutsche Ritterleben und deutsche Frömmigkeit im Mittelalter hat Keiner besser und mit zartern Linien zu zeichnen verstanden, als Christoph Schmid. Selbst der reifere Mensch, den der Ernst der Zeit und des Lebens auf das stürmische Meer des Denkens und Strebens hinausgeworfen, flüchtet in der Erinnerung so gerne noch zurück zu den verschiedenen Gestalten jener Erzählungen mit ihrem Reize und ihrer kindlich zarten Wahrheit. Die vorliegende Schrift ist für die reifere Jugend berechnet. Der wackere Verfasser Herr Collmann bemerkt dabei ausdrücklich, daß nicht bloß für die Belebung der Phantasie und die Bildung des Herzens, sondern auch für die Weckung der Thatkraft und das Gedächtniß zugleich müsse gesorgt werden, wozu er gerade Biographien für besonders geeignet halte. Und wir müssen damit vollkommen übereinstimmen. Man muß im frühen Jugendalter eine ähnliche Biographie gelesen haben, um zu wissen, welche Fülle und welcher Reiz in solchen Schriften liegt. Man folgt dem Helden der Geschichte von einem Verhältnisse zum andern, man freut sich und trauert, man kämpft und ringt zugleich wie er: man geht in seine Pläne ein und macht eigene auf eigene Rechnung, kurz, man lernt im Menschen sich als Mensch fühlen. Dadurch wird der Wille eines jungen Menschen gekräftigt und seine Thatkraft geweckt. Die Lektüre der großen Welt, der Roman, hat hie und da auch schon unheilvoll in unserer Jugend sich Platz geschafft; wenn überhaupt Reife erfordert wird, so ist es beim Lesen eines Romanes der Fall. Wie wenige Romane hat die gesammte Literatur aufzuweisen, die würdig sind gelesen zu werden! Referent getraute sich, alle solche in den beiden Händen zu tragen. Woher die geistige Versunkenheit, woher das düstere Leben ohne Idee Gottes — um nicht zu sagen das gottlose Leben — in unsern Tagen? Die frostige, schlüpfrige Romanlektüre trägt einen gar großen Theil der Schuld. Darum ist uns dieses Büchlein so willkommen und ist es auch eine vereinzelte Gabe, so hoffen wir, der geehrte und unsers innigen Dankes werthe Verfasser werde noch mehrere solche aneinander reihen. Und so mag es denn eher geschehen, daß das elende Geschmeiß eines Dumas und Sue & Kompagnie zu Hause bleibt jenseits des Rheines im gesegneten Franzosenreiche, selbst auf die entsetzliche Gefahr hin, von jenen Hyänen verschlungen zu werden, die erst unlängst die Gräber des Alterthums aufgescharrt und ihre Zähne an den harten Gebeinen der Todten abgewetzt haben. —

Berichtigung.

In dem Aufsatze der Nummer 31 „Gedanken über das Werk: Psychische Zustände von S. Ruf“ soll es heißen statt: Repreßnahme — Regreßnahme; statt: Appellationsrath Stitka — A. R. Kitka.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 33. Innsbruck, 14. August **1852.**

Edigna.

I. *)

Vom hohen Schlosse rollt ins Land
Edignas goldner Wagen,
Ein Täublein sitzt ihr auf der Hand,
Kein Falke mags erjagen.
Ins Auge blickt es ihr so traut
Und schnäbelt wohl die süße Braut,
Und schmiegt sich ihren Wangen.

Die Sonne lacht sie lieblich an,
Ihr kosen sanfte Winde,
Mit Blumen schmückt sich rings der Plan
Und Düfte haucht die Linde,
Willkommen rauscht ihr Saat und Wald,
Der Vögel Feierlied erschallt
Aus Lüften und aus Zweigen.

Sie ist so schön, sie ist so rein,
Was mag die Reise hemmen?
Will dort vielleicht das Felsgestein
Sich ihr entgegen stemmen?
Nein, schon erschließt sich ihr der Berg,
Durch seine Hallen sieht der Zwerg
Den Gast verwundert fahren.

Und jenseits, da sie taucht ans Licht,
Sieht sie den Strom erblinken,
Die Fähre fehlt, das schreckt sie nicht,
Sie braucht ja nur zu winken,
Die feste Brücke hebt sich gleich
Und sinkt zurück ins Wellenreich,
Als sie das Ufer grüßte.

Doch dort, was drängt das Volk der Stadt
Sich um den armen Schächer?
Sagt an, was er verbrochen hat?
„Ein Mörder ist's, ein frecher,
Sein Weib und Kinder bracht' er um;“
Das hörte sie und dachte stumm:
„So geschieht ihm recht, dem Argen.“

Bei dem Gedanken regt sofort
Die Taube das Gefieder,
Schwingt sich empor zum Himmelsport:
Wann kehrst du, Liebling wieder?
Schon birgt sie schwerer Wolken Grau
Und Nebel hüllen Wald und [illegible]
Und kälter wirds und [illegible]

Da lenkt sie heim, doch aus der Flut
Will keine Brücke steigen,
Der Felsen wie sie winkt und thut
Die Pforte nicht mehr zeigen,
Das eine Wort, das sie gedacht,
Hat sie um alles Heil gebracht,
Verwirkt sind Gottes Gnaden.

*) Panzers Beiträge zur deutschen Mythologie Seite 160.

Edigna.

II. *)

Edignas Wagen fährt ins Land
Gemach vom hohen Schlosse,
Zwei Kühe sieht man vorgespannt
Statt jener stolzen Rosse.
Sie hat sich abgethan der Pracht
Und auf den Knien verweint die Nacht;
Doch labt sie jetzt der Schlummer.

Das ist ein wunderbar Gespann
Und seltsam das Gefährte!
Den hieß' ich einen weisen Mann,
Der mir es recht erklärte:
Die heil'gen Thiere lenkt kein Zaum;
Wer lehrt sie durch des Waldes Raum
Die Weg' und Stege finden?

Soll das der Kutscher sein, der Hahn,
Der auf der Glocke sitzet?
Er hebt wohl gleich zu krähen an,
Sein Halsgeschmeide blitzet.
Nein, wie er Flaum und Federn bläht,
Nicht eh erkühnt er sich und kräht,
Bevor die Glocke läutet.

*) Panzers Beiträge S. 60.

Digitized by Google

Die Glocke schwebt im Bogengrund,
Wann wird sie wohl erklingen?
Wer thut ihr Zeit und Stunde kund,
Sich mahnend zu erschwingen?
Noch gehn die Kühe durch den Wald,
Doch stehn sie still, gebt Acht, sie schallt
Und gibt dem Hahn das Zeichen.

Der Wald hat hoher Bäume viel,
Der Eichen und der Buchen;
Bei ihrer keinem ist das Ziel
Gefunden, das sie suchen.
Die hohe Linde wölbt sich dort;
Sie nahen ihr, das ist der Ort,
Da halten sie und knieen.

Sogleich erklingt die Glocke laut,
Der Hahn beginnt zu rufen:
Vom Schlaf erweckt der Taube Braut
Tritt vor des Wagens Stufen,
Kniet selber auf das weiche Moos,
Da öffnet sich der Linde Schooß
Und zeigt das Bild der Jungfrau.

Die Andacht nahm sie ganz dahin,
Bis sich der Abend senkte,
Wo ihr die Himmelskönigin
Im Baum ein Obdach schenkte.
Im Baume war sie nun daheim
Und lebte von der Bienen Seim,
Die aus der Linde schwärmten.

Und Monden schwanden, Jahre floh'n,
Ihr Herz blieb reich an Frieden.
Doch endlich war des Himmels Lohn
Der Büßerin beschieden.
Die Taube, die vom Himmel kam
Und ihre reine Seele nahm,
Ein Täublein wie sie selber.

K. Simrock.

Die Rückkehr.

Von Cesare Cantù.

„Ist ers?“

„Ach nein!“

„Sieht man noch nichts von Weitem?“

„Noch Nichts!“

„Warum verspätet er sich nur so? Die Eilpost muß doch bereits seit Mittag vorbeigekommen sein; von dort bis hieher hat er ein paar Schritte und nun wird's schon Abend. Was diese Stunden lang sind!“

So redete ein alter Mann zu einem lieblichen Mädchen, das, gewiß nicht minder unruhig als er, jeden Augenblick an das Fenster ging, die offene Ebene mit dem Blicke durchflog, und in die Ferne spähte, deren Gegenstände in der Dämmerung zu zerfließen begannen. Dann schüttelte sie traurig den Kopf, zog sich zurück, seufzte schwer, sagte zu dem gedankenvollen Alten: „man sieht ihn noch nicht,“ und war in der nächsten Sekunde wieder am Fenster, um abermals hinauszuspähen, abermals den Kopf zu schütteln und abermals zu seufzen.

Endlich that sie auf einmal einen Freudenruf, schlug die Hände zusammen, rief jauchzend: „er ist's! er ist da!“ nahm den Alten, der selbst mit Flügeln ihr noch langsam gedünkt hätte, hastig an die Hand und eilte dem heimkehrenden Giulio entgegen. „O mein Sohn! O mein Vetter!“ so riefen beide, als sie ihn erreichten, und der Vater warf sich an seinen Hals, ihn drückend, ihn liebkosend. „Wie hab' ich dich erwartet, mein Giulio, wie gerufen! Zwei ganzer Jahre! O aber nun ist's aus damit, nun gehst du nicht wieder fort, nein, nicht wieder; nun bleibst du und tröstest mich in meinen alten Tagen. Auch die Felicia — o wie hat sie nach dir verlangt!“ Und er zeigte auf das junge Mädchen, welches im Ueberströmen des Glückes noch schöner als sonst in der einen Hand die Rechte des Vetters hielt und sich mit der andern auf seine Schulter lehnte. Wenn sie auch in Gegenwart des Onkels nicht die ganze Lebhaftigkeit ihrer Neigung zu zeigen wagte, so verrieth diese sich doch genug in den freudigen Thränen, welche aus den an Giulio hängenden Augen leise auf die glühenden Wangen hinabrollten.

Giulio nahm alle diese Liebkosungen wie in halber Betäubung hin; er suchte mit gleicher Liebe zu antworten, aber sein Auge starrte wie gebannt, sein Gesicht war entstellt, seine Kleidung unordentlich und triefend vom Schweiß, und das Lächeln, welches er zu erzwingen suchte, glich mehr einer Verzerrung des Mundes.

„O mein Gott, was ist dir, Giulio?“ fragte ihn der Vater, sobald die Freude der Beobachtung Raum ließ. „Dir ist doch nichts Schlimmes widerfahren? Bist du unter Spitzbuben gerathen? Komm herein, setz' dich, erzähle mir.“

Giulio suchte des Vaters Aengstlichkeit zu beschwichtigen: es sei Nichts. Auch zu Felicia, deren kaum so klares Gesicht sich bis zum Weinen getrübt hatte, sagte er: „Beunruhigt euch nicht, Felicia, seid unbesorgt; es ist nichts, gar nichts.“ Und er suchte seine Züge mit seinen Worten in Uebereinstimmung zu bringen.

„Die,“ fing der Vater wieder an, „die hat dich noch lieb, o ja, wahrhaftig; nichts als dich hatte sie im Herzen und auf den Lippen. Sie zählte die Tage, ja selbst die Stunden bis zu deiner Rückkehr. Nun jetzt sollt ihrs haben. Erinnert ihr euch, wie wir, ich und mein armer Bruder, euch miteinander verlobten, damals, als ihr zehn Jahre alt waret, und mit welchem Jubel ihr da die scheinbare Hochzeit feiertet! Jetzt sollt ihr die wirkliche feiern, sollt euch heirathen, und wir Alle zusammen werden im vollen Glücke leben.“

Giulio hörte zu, den Kopf vorgebeugt, den Mund halb offen, die Augen, aus denen große, heiße Thränen tropften, weit hervortretend. Von Zeit zu Zeit brachte er die Zunge heraus, wie um die brennenden Lippen zu befeuchten oder die Erfrischung der Luft zu erhaschen. Felicia fragte: „ihr habt euch unterwegs erhitzt, nicht wahr? Soll ich euch nicht ein Glas frisches Wasser eingießen?“ Und ohne seine Zustimmung abzuwarten, lief sie, holte es und bot es ihm an.

Digitized by Google

Giulio schnellte schnaubend empor, schleuderte mit einem Faustschlag das ihm gebotene Glas um und stürzte aus der Thür und in den Garten, wo er sich in ein dichtes Gebüsch warf.

Zwischen Erstaunen und Entsetzen wortlos einander ansehend blieben der Vater und die Cousine. Dann eilten auch sie mit einer Bewegung hinaus, spähten, suchten, riefen: „Giulio! Giulio!“ Niemand antwortete, aber ein Windstoß trug ihnen ein Geheul zu, ein Geheul, das sie beide schaudern machte.

„Was ist das, Felicia? hast du's gehört?“

„Ja, es ist, als ob ein Hund bellte.“

„In dieser Hitze laufen tolle Hunde herum, man hat einen in der Gegend gesehen. Wäre etwa einer hier in der Nähe?“

Aber das Mädchen hatte weder Gehör noch Antwort, versunken war sie in den Gedanken an Giulio, dessen seltsames Betragen sie sich nicht zu erklären vermochte.

Bald darauf erschien er wieder, ruhiger im Gesichte. Die Hand des Vaters fassend, war er im Begriff sie an den Mund zu führen; dann zog er sie zurück, drückte sie an sein Herz und benetzte sie mit vielen Thränen. „O entschuldigt Vater, sagte er, ich habe euch Unruhe verursacht, nicht? vergebt mir; ihr seht, es ist nichts. Ich habe etwas im Kopfe; ich fühle mich nicht ganz wohl.“

„Du fühlst dich nicht wohl? nun, das hab ich wohl bemerkt. Weißt du was, leg dich zu Bette, morgen früh ist Alles vorbei.“

„Wollt ihr,“ fiel das Mädchen ein, „daß wir nach dem Arzte schicken sollen?“

„Nach dem Arzte,“ antwortete der junge Mann mit einem Zucken der Lippe, welches ein Lächeln schien, „nach dem Arzte? Arme Felicia, dank — nein. Der Arzt? der nutzt nichts. Es ist kein Uebel, welches der Arzt heilen kann.“ Und er seufzte und warf ihr einen Blick zu, in welchem sich mit der Leidenschaft etwas Wildes, Verzweifelndes mischte.

„Wohl, so geh und leg dich,“ fuhr der Vater fort, „und morgen — was haben wir da nicht Alles dir zu sagen und von dir zu hören! du wirst mir die Abenteuer dieser zwei Jahre erzählen. Du hast doch welche erlebt? Was magst du alles Neues gesehen haben! Ach Italien! Es ist doch schön, köstlich zu sehen. Und du bist es ganz, ganz durchreist? Bist du auch bis nach Sicilien gekommen?“

„Ja, lieber Vater, ja, auch bis nach Sicilien.“

„Und das Meer, was muß das Meer für ein erstaunlicher Anblick sein! Diese endlose Ebene von gleichsam lebenden Wassern und so zwischen Himmelblau und Grün“ —

„Vater, Vater,“ unterbrach ihn der junge Mann mit einem Tone des Schreckens, „auf morgen das Alles.“

„Gut, gut, auf morgen. Dann werd ich dir auch zeigen, was ich Alles auf unsern Feldern gethan habe. Ein prächtiges Brachfeld ist fertig, eine große Wiese hab ich ebnen lassen; auf der einen Seite ist eine ewiglange Pappelwiese, auf der andern sind die Weiden, und an diesen haben wir das schönste fließende Wasser auf viele Meilen im Umkreis.“ —

„Vater, leb wohl, leb wohl!“ Damit sprang der junge Mann auf, drückte dem Alten nochmals gewaltsam die Hand, stürzte die Treppe hinauf und wollte in den kleinen Gang, der zu seinem Zimmer führte. Aber ehe er noch an dieses kam, flüsterte eine sanfte Stimme: „Giulio! Giulio!“

Er drehte sich um — es war die Cousine, welche leicht wie ein Reh auf ihn zulief, und nicht länger gehemmt im Ausströmen ihrer Liebe war. „Hast du denn das Herz, dich zu Bett zu legen, ohne mich allein begrüßt zu haben?“ fragte sie, umfaßte ihn und fuhr fort: „Giulio, bist du nicht mein Herz, bin ich nicht deine Felicia? Sag, bist du noch derselbe? O ich habe dir meine ganze Liebe aufgehoben. Erinnerst du dich an jener Cypresse, dort unten am Ende des Gartens, den Abend, ehe du abreistest — es war ein Abend, schön wie heute, ebenso klar und luftig. Du saßest auf dem Rasenflecken und ich — ich saß auf deinen Knieen, und du hattest deinen Arm so um meinen Hals. Was versprachst du mir da? Sag, ob du dich erinnerst?

„Ja, Felicia, ja, ich erinnere mich, antwortete Giulio, mit heißen, gebrochenen Seufzern.

Und in der Fülle der Wonne, der Wonne eines jungen Herzens, das nach langer Trennung endlich das andere Herz wiederfindet, welches es versteht, welches ihm antwortet, fuhr sie fort: „in diesen zwei Jahren, die mir eine Ewigkeit schienen, ist kein Tag vergangen, das Wetter mochte sein wie es wollte, daß ich nicht zu jenem Baume ging, mich darunter setzte und mir den Abend, den seligen Abend zurückrief, nur du warst nicht mehr da. Aber ich dachte dort an meinen Giulio — ach, den ganzen Tag und die Nacht auch, überall that ich nichts, als an dich denken, deine Rückkehr herbeiwünschen, mir diesen glücklichen Tag vorstellen. O dieser Tag und diese Stunde sind wohl zwei Jahre der Aengste, der Vereinsamung werth. Und die Briefe, die du mir geschrieben hast, in denen so ganz deine reine, warme Seele war, weißt du, wo sie sind? Siehe!“ Sie machte den Kragen ein bischen auseinander, zog sie hervor, küßte sie und rief: „o, die lieben Worte!“ Dann schob sie das Päckchen wieder zurück und sprach weiter: „hier hab ich sie, hier sind sie immer gewesen, jeden einzelnen Schlag meines Herzens haben sie gefühlt; ich nahm sie nur hervor, um sie wieder zu lesen und wieder zu küssen. Ach! wie hab ich sie oft mit Thränen des Schmerzes, des Verlangens, der Hoffnung benetzt! Und du, Giulio, dachtest du an mich?“

„Ob ich an dich dachte? O und wie!“ Er schlug die Augen zum Himmel auf.

„Nun wohl,“ fuhr das liebende Mädchen fort, glücklich, Alles, was sie seit zwei Jahren in sich verschlossen hatte, einmal ausschütten zu können, „nun wohl, jetzt können wir selig sein.“

„Selig!“ wiederholte er mit dumpfem Tone.

„Ja, selig. Was wird uns noch fehlen? Der Onkel wartet nur auf die Stunde, wo wir uns verheirathen — er hat es mir so oft gesagt, du wirst mein, ich werde dein sein, dein auf immer, auf immer. Und Allen werd ich sagen dürfen, wie sehr ich dich liebe, und meinen Freundinnen werde ich zeigen können, was für einen Schatz ich besitze. Und wenn wir Kinder haben werden, die dir ähnlich sein werden — aber warum siehst du mich so starr an? Giulio, was ist dir? Hab ich dich vielleicht beleidigt? Worin mißfiel ich dir, da

Digitized by Google

ich doch an nichts denke, nichts wünsche, als deiner werth zu sein? Sag, liebst du mich, liebst du mich wirklich wie früher?«

»Wie sollt ich dich nicht lieben, Engel meiner Tage!« brach der Unglückliche aus. Dann verbarg er das Antlitz in den Händen und stöhnte: »arme Felicia!«

»Warum nennst du mich denn da arm? Wenn du mich liebst, bin ich da nicht das glücklichste Geschöpf? Warum umfassest du mich nicht? Warum küssest du mich nicht? Einen Kuß deiner Cousine, Giulio, einen Kuß.«

Sie umschlang seinen Hals und erhob sich auf den Fußspitzen, um mit ihren Lippen die des Geliebten zu erreichen. Aber er hielt schnell seine Hand vor seinen Mund, riß sich aus der Umschlingung des Mädchens los, eilte ungestüm in sein Zimmer und schloß sich ein.

Auf diese Weise zurückgestoßen, brach die arme Felicia in bittere Thränen aus, und lehnte sich an die Wand. So blieb sie lange, beschämt, wie außer sich, unfähig irgend eine Erklärung zu finden. Ein Ton schreckte sie empor, sie schlich sich leise, leise an die Thür des Geliebten, horchte, hörte ein Gestöhn, ein Geheul, aber schwach, wie von Jemand, der den Kopf in das Bett gesteckt hatte. Von Furcht ergriffen, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, aber obwohl sie dem Himmel den Geliebten und sich selbst inbrünstig empfahl, konnte sie doch die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Mit dem ersten Morgendämmern war sie wieder auf, und an Giulio's Thür. Sie hörte nicht das Mindeste und dachte beruhigter: »er schläft.« Dennoch konnte sie sich nicht entschließen, an ihre gewöhnlichen Geschäfte zu gehen. Immer schlich sie wieder an die Thür und von da an das Fenster, um zu sehen, ob es nicht bald Tag sein werde. So kam die Stunde, wo sie ihn wiedersehen sollte, ihn, für den sie seit so langer Zeit einzig lebte, der ihre Sehnsucht mit dem höchsten Glück erfüllen sollte.

Inzwischen war auch der Vater aufgestanden und fragte nach Giulio. Aber noch hatte Niemand ihn gesehen. Die Sonne stieg höher und Giulio erschien nicht. Sie gehen an sein Zimmer, rufen und erhalten keine Antwort. Sie machen auf, Niemand ist darinnen. Das Bett durchwühlt, die Bezüge sind zerrissen, die Möbel umgeworfen, Kleidungsstücke hin und her verstreut. »Was ist, o Gott, was ist?« Sie eilen zu suchen und finden am Ende des Gartens unter der bewußten Cypresse den jungen Mann halbnackend ausgestreckt. Sein Körper war ganz mit Blut und unterlaufenen Flecken bedeckt. Die Zähne hatte er in die Hände geschlagen, aus dem Munde quoll ein Schaum. Ein Biß im rechten Schenkel zeigte, wie er gestorben war.

J. v. Düringsfeld.

Zur modernen Baukunst.

Professor Eisenlohr aus Karlsruhe, welcher sich durch verschiedene Bauten einen allgemein geachteten Namen erworben, hat bei Anlaß der Architektenversammlung zu Braunschweig, auf einem fliegenden Blatte einen Aufsatz veröffentlichet, dem wir einige Stellen entnehmen, weil wir glauben, daß sie auch in Tirol volle Beachtung verdienen. Fortwährend baut man bei uns neue Kirchen, das Land hat eine Menge schöner Gotteshäuser, die auf Hügeln und in Ortschaften zerstreut, meist mit frommem Sinn erhalten und restaurirt werden, nur zu häufig jedoch in einer Weise, daß dem Kunstfreunde vor dieser modernen Rococobarbarei grauen möchte, manches wird völlig zerstört, wie leider jüngst erzählt wurde, daß nach einem Brande das wohlerhaltene Kreuzgewölbe einer gothischen Kirche von rohen Vandalenhänden zerstört worden sein soll. — Vielleicht sind die hier mitgetheilten Kernworte nicht in den Wind geredet.

„Der gegenwärtige Zustand der Zerrissenheit der Baukunst, nach welchem in den verschiedenartigsten und in ihrem Wesen sich widersprechendsten Baustylen gebaut wird, ist trotz des einzelnen Trefflichen, welches die neuere Zeit hat entstehen sehen, doch ein abnormer und unbefriedigender, weil er einer harmonischen Einheit ermangelt, weil der reale Boden des Lebens schon seit lange her verlassen, und unsere Kunst so zu sagen auf die Stelzen abstrakter, falscher, ästhetischer Theorien und Schulregeln gestellt worden war, und verkehrte Zeit- und Geistesrichtungen auch bei ihr sich geltend gemacht hatten, wodurch sie in vielfache Widersprüche mit dem Leben gerathen und auch dem Volke entfremdet, ihm unverständlich, unvolksthümlich geworden ist.

Offenbar ist aus dem Gesicht dieses Mangels der Zustand (etwa seit den zwanziger Jahren) vielfach ein suchender und noch kein besitzender und darum auch noch kein befriedigender geworden, der immer die Frage „in welchem Style wir bauen sollen,“ noch in sich schließt.“

Die äußere Ursache des Verfalles und der Zerfahrenheit der Baukunst findet Eisenlohr in dem Ueberwuchern des Subjektiven, so daß oft mehr launenhafte Zu- oder Einfälle und oberflächliche Neigungen, als feste Grundsätze über das Geltende entscheiden. Er glaubt, daß die Architektur eine harmonische Einheit, jedoch ohne Beeinträchtigung einer wahren Mannigfaltigkeit, nur allmälig dadurch erringen könne, wenn sie nicht nur den realen Forderungen, die in dem wirklichen Leben dem Klima, dem Baumaterial u. s. w. liegen, sondern auf den höhern idealen Grundkräften, welche in dem Leben aus Gott, so wie in der Volksthümlichkeit wurzeln, sich unbedingt hingibt.

„In der Verläugnung, Abschwächung und Zerrüttung dieser beiden Grundkräfte müssen auch in der Baukunst die tieferen geistigen Ursachen des vor Jahrhunderten schon eingetretenen Verfalles, der heutigen Zerfahrenheit und ihres trotz aller etwaigen technischen Fortschritte, dennoch in den höhern Beziehungen unbefriedigenden Zustandes anerkannt werden.“

Nur durch unbedingte Hingabe an jene zwei idealen Grundkräfte äußert Herr Eisenlohr, könne Wahrheit des Ausdruckes und Einklang der Kunstformen gewonnen werden.

„Das fremde Wesen, dessen so häufige Ueberschätzung und das moderne, meist sehr wenig klassische Heidenthum mit all seinen Anhängseln, was alles unser nationales Leben so vielfach überwuchert und zerfressen hat, müssen theils in die ihnen gebührenden Schranken zurückgewiesen, theils gänzlich abgethan werden. Es gilt aber auch in der Baukunst der christlichen Welt der paulinische Ausspruch: „Einen andern Grund kann Niemand legen, als der gelegt ist, Jesus Christus.“

„In eben dem Maaß, als das Christenthum berufen ist, das Leben und alle seine Verhältnisse zu durchdringen, zu gestalten und zu heiligen, also hat auch die Kirchenbaukunst vermöge ihrer über alles erhabenen Aufgabe naturgemäß das Bauprinzip aufzustellen, mit einer die Gesammtbaukunst regelnden Wirkung und ebenso, wie nichts im Leben eine Berechtigung für die christliche Zeit haben kann, was sich mit dem christlichen, das heißt mit dem Leben in und aus Christo nicht verträgt, oder damit gar in Widerspruch steht: ebenso kann auch überhaupt diejenige Kunst keine Berechtigung bei einem christlichen Volke haben, deren Formen, Gesammtcharakter und Zielpunkt aus einem ganz verschiedenen Geist geboren, sich nicht vertragen oder im Widerspruch stehen mit den aus dem christlichen

Digitized by Google

Geist und Gemüth und seinen Anschauungen entstandenen Kunstformen namentlich also mit denen der kirchlichen Kunst."

Bei einem christlichen Volke, fährt der Verfasser fort, solle alles vom Lichte und der Kraft des Evangeliums durchleuchtet und beherrscht sein, dadurch allein komme Einheit und Harmonie ins Leben, also auch in die Architektur.

„In einem solchen alleinrichtigen Verhältniß wird die weltliche Kunst so zu sagen ein Abglanz der religiös kirchlichen und gewiß — bedarf eine Kunst zu ihrer glücklichen Entfaltung und Erhebung der kirchlichen, so ist es vor allen die Baukunst. Schließt aber die Kirchenbaukunst die antike aus, so ist diese also überhaupt für unsere Baukunst ausgeschlossen."

„Das Christenthum hat in inniger Verbindung mit dem germanischen Volksgeist in der germanischen (gothischen) Baukunst geschichtlich bereits einen Ausdruck, eine Ausprägung gefunden." —

„Ist aber das Wesen des germanischen Styles als eine Ausprägung des Christlichen und Nationalen, spezieller des christlich deutschen Gemüths zu erkennen, so hat dieses Wesen auch eine Giltigkeit und Berechtigung, so lange es ein Christenthum und eine Kunst unter den Deutschen gibt, und damit wäre also auch der geschichtliche Anknüpfungspunkt für uns gegeben, nämlich da, wo die große Entwicklung ihren Gipfelpunkt in der Aufstellung dieses Systemes erreicht hatte, über welches hinaus kein wesentlich anderes und neues aufgefunden werden wird."

„Jede neue Entwicklung, von einem früheren geschichtlichen Stadium ausgehend, wird keinen wesentlich anderen Zielpunkt finden und so lange unbefriedigt bleiben, bis sie ihn wieder erreicht hat." —

Der Verfasser fährt nun fort, daß bei dem allen die große Beugsamkeit und Bildsamkeit der gothischen Architektur, welche sie befähigt, den verschiedensten Bedürfnissen, realen und idealen Forderungen ohne Zwang zu genügen anerkannt werden müssen, dieses beweise sowohl ihre geschichtliche Entwicklung in der Zeit, als auch ihre räumliche bei den verschiedenen Nationen, so daß sie in diesem und in jenem Sinne mit dem Reichthume ihrer Gestaltungen stets dem Leben genügt habe. Wir schließen nun mit den beherzigenswerthen Worten:

„Mit all der großen Menge und Mannigfaltigkeit, welche zur Ausfüllung des allgemeinen Begriffes dieser Architektur gehört, ist aber diese selbst noch lange nicht erschöpft, und hat die in ihr möglichen Bildungen noch lange nicht alle durchlaufen. Sollte ihr das nicht noch für die Zukunft vorbehalten sein? Einer Wiederaufnahme dieser Architektur im streng archäologischem Sinne soll hier keineswegs ausschließlich das Wort geredet sein, wohl aber einem künstlerischen Schaffen innerhalb ihres Prinzips und urbildlichen Wesens, von einer Wiedergeburt und Erneuerung im Sinne freier Entfaltung des Prinzipmäßigen, wobei aber auch die Freiheit dem Einzelnen gewahrt bliebe, sich mehr oder weniger streng an das vorhandene Alte zu halten."

Ein glücklicher Abenteurer.

Märchen aus der Bukowina.

Vor langen Jahren lebte in einem kleinen Dorfe eine alte Witwe, die in ihrem Vermögen nichts anderes hatte, als eine halbzerfallene Hütte, ein Stückchen Ackerfeld, und als Familienglied einen hübschen, blondlockigen Knaben. Der Junge versah alle nöthigen Hausgeschäfte, und war seiner Arbeiten auf das Beste belohnt, wenn ihm sein altergraues Mütterchen, das ihm täglich nur mit derben Maulschellen zu begegnen pflegte, einen zufriedenen Blick zuwarf.

Eines Tages schickte ihn seine mütterliche Schutzbefohlene in eine kleine benachbarte Stadt, damit der schmucke bausbäckige Hauswirth um einige Groschen ein Huhn ankaufe, da solches zufällig im ganzen Dorfe nicht zu finden war. Der Junge machte sich sogleich auf den Weg, um dem Befehl seines lieben Mütterleins gebührend nachzukommen. Mit den wenigen Groschen in dem wollenen Gürtel, und einen saftigen Birkenstock in der Rechten, zog er lärmend und polternd über die einsamen Pfade der Felder einher, wo dann er zu einer Brücke gelangte, die über einen breiten Fluß der nahen Stadt zuführte. Hier pflegte der Kleine während seinen Wanderungen immer den kargen Brodvorrath zu verzehren, und sich an dem prächtigen Brückenwerk zu ergötzen. Das that er denn auch jetzt, und als ihn seine jugendliche Neugierde noch unter die Brücke führte, um das sonderbare Gebäude in Augenschein zu nehmen, gewahrte er daselbst einige Burschen seines Stammbaumes, die im bösen Muthwillen nichts mehr und nichts weniger als ein schwarzes Kätzchen in den Fluthen zu ertränken beabsichtigten. Als dieß unser kleiner Wanderer erblickte, vergaß er alsbald des prächtigen Bauwerks, und eilte zu den muthwilligen Burschen heran, um das arme Thierchen aus ihren Händen zu befreien. Diese jedoch wollten sich ihren Spaß nicht verderben lassen, es sei denn, daß sich der Junge entschlöße, ihnen dafür eine bare Bezahlung zu verabfolgen. Darein mochte er sich für den ersten Augenblick nicht verstehen, und bat nochmals flehentlich die unschuldige Katze freizugeben. Doch als seine Bemühungen, die kleinen Bösewichter eines Besseren zu überreden, nichts fruchteten, erklärte er sich bereit, Einen Groschen von den sieben seines guten Mütterchens abzutreten. Als aber auch dieses nichts half, zog er denn seine ganze Barschaft hervor, reicht sie ihnen hin, und erhielt dafür das schwarze Kätzchen. Jubelnd vor Freude, im Besitz eines so artigen Thierchens zu sein, vergaß er der Befehle seines Mütterchens und des fetten Huhns und zog wieder lärmend und polternd, wie er gekommen, nach Hause zurück.

Daselbst angelangt, befragte ihn sein Mütterlein, wo er denn das Huhn hätte. Der Junge sprang ihr voll Freuden entgegen, erzählte den ganzen Vorgang, und zeigte endlich die Katze, die ganz erbärmlich unter seinen Armen miaute und der Alten erschreckt die Krallen geöffnet entgegen wies. Der Junge hatte den Tag über nichts als harte Schläge und herbe Schmähungen einzuernten. Das alte Mütterchen überhäufte ihn noch mit allerlei Drohungen, die theuere Katze mit eigener Hand zu erdrosseln, oder sie auf eine andere Weise zu tödten. Das verdroß den guten Knaben sehr, und er verwahrte seinen Schatz an einem ganz entlegenen Ort, der von Niemanden entdeckt werden konnte. Hier theilte er mit dem armen Thierchen seinen kargen Bissen, und freute und ergötzte sich höchlich an den artigen Manieren des Kätzchens.

Nach einer langen Zeit schickte ihn sein Mütterchen wieder in die Stadt, um daselbst für einige Groschen den Ankauf von Garnwolle zu besorgen, da die Alte solche nicht zu spinnen vermochte und überdieß von ihren feindseligen Nachbarn dieselbe nicht bekommen konnte. Der bausbäckige Hauswirth machte sich neuerdings auf den Weg, und als er in der Stadt angelangt, bei einem Garnhändler sich das Gewünschte vorlegen ließ, hörte er ein schmerzhaftes Gewinsel eines Hundes, der an einer dünnen Schnur festgehalten, von einem böswilligen Knaben mißhandelt wurde. Der junge

Digitized by Google

Käufer vergaß des Kaufes und eilte herbei, das klagende Hündchen von seinem Tirannen zu befreien. Es wollte jedoch auf leichtere Weise nicht gehen, das arme Thierchen zu erretten, deßhalb besann er sich gar wenig und both dem kleinen Bösewicht seine Barschaft an, wenn er nur Willens wäre, ihm das Hündchen zu verkaufen. „Ja,“ sagte der Tirann, „das bin ich zufrieden,“ gab ihm das Thier, und ging lachend davon.

Voller Freuden eilte nun wieder der Junge lärmend und tobend nach Hause zurück, und zeigte, daselbst angelangt, das artige Hündchen seiner alten Mutter. Diese über die Dummheit ihres Sohnes schrecklich erzürnt, schalt und schlug ihn derart, daß unser gutmüthiger Hauswirth in lautes Weinen ausbrach, und den Entschluß hören ließ, sein altes Mütterchen zu verlassen. „Geh in die Hölle,“ schrie die Alte mit tiefem Ingrimm. „Ich schicke dich um ein Huhn, du bringst eine Katze, die uns zu nichts frommt; ich schicke dich um Garn, und du bringst ein schreckliches vierbeiniges Thier, das nur in schwarzer Nacht selbst Höllengeister an das Grab mahnt.“

Der arme Junge nahm seine Katze und seinen Hund, schnitzelte in aller Eile Armbrust, Köcher und Pfeile, und machte sich auf den Weg.

Nachdem er so mit seinen beiden vierbeinigen Kompans durch mehrere Jahre verschiedene Länder durchzog, kam er in eine sehr schöne Gegend, in der von Ferne die stolzen Thürme und Zinnen einer vornehmen Stadt zu entnehmen waren. Er fand eine bequeme Fährte, und so zog er denn auch nach der riesigen Stadt, in der, wie er alsbald vernahm, ein reicher König seine Residenz habe. Dessen freute er sich ganz besonders, und wandelte von den milden Strahlen der Morgensonne angefächelt, immer rüstiger der Stadt zu. Als er von einer geringen Höhe in die weite Thalebene hinunterblickte, und vor der majestätischen Königsstadt eine große Menge zusammengelaufenen Volkes gewahrte, stutzte der junge Wanderer und verwunderte sich schier, was es denn hier geben möchte, da noch überdieß die große Volksmenge in laute Klagen, Gebeten und Verwünschungen ausbrach. Er ging näher, und als er sich um die Ursache dessen erkundigte, ward ihm bedeutet, daß seit langen Jahren sich in der Gegend ein vielköpfiger Drache befinde, der bedeutende Schäden dem Volke und selbst der Königsstadt zufüge, und der nur dadurch besänftigt werden könne, wenn ihm alljährlich eine der schönsten Jungfrauen der Stadt als Opfer dargebracht wird. Dießmal traf das schreckliche Loos die Königstochter selbst, und obgleich der König sein ganzes Reich, so wie die Hand seiner Tochter demjenigen zu geben bereit sich erklärt, der das vielköpfige Ungethüm zu erlegen im Stande wäre, so hat sich bis nun zu noch kein Held gezeigt, dieses Wagniß zu unternehmen.

Der wandernde Bursche, der stets ein gutes Herz besaß, und einen nicht geringen Hang zu allerlei Abenteuerlichkeiten in sich verspürte, besann sich nicht lange und eilte, von seinen vierbeinigen Kompans begleitet, zu einem fernen See, an dessen Ufern, wie ihm bedeutet worden, die holde Königstochter als Opfer ausgesetzt worden war. Daselbst angelangt, warf sich der bausbäckige Hauswirth, der inteß zum schönsten Jüngling herangewachsen war, zu den Füßen der weinenden Königstochter und rief von Schmerz und Mitleid überwältigt der holdseligen Jungfrau zu: „O Königstochter! Dich hat ein böses Schicksal getroffen. Zürne mir nicht, da ich für Dich einen Kampf zu unternehmen wage, der Dich, o Holde! den Klauen des Ungethüms, dem Rachen des Teufels entreißen soll.“

Von seiner weiten Wanderschaft ermüdet, warf er Armbrust und Köcher auf die Seite und lagerte sich auf die grünenden Ufer des Sees, während die holdselige Fürstentochter das Haupt ihres künftigen Erretters auf ihren Schooß nahm, um dem Ermüdeten ein weicheres Kissen zu bereiten. Hund und Katze, wie längst befreundete Buhlen, nahmen keinen besonderen Anstand sich auf die gekreuzten Beine ihres Herrn zu lagern, und entschliefen mit ihm in einen wohlthuenden, erquickenden Schlaf.

Kaum war dieß geschehen, als die alleinwachende Königstochter ein furchtbares Tosen und Donnern in dem untersten Wasserstande des Sees vernahm, aus dessen weiter Spiegeldecke ein gewaltiger Rauchqualm emporwirbelte, der mit einem Male die ganze Gegend verfinsterte. Der ganze See gerieth in eine tobende Bewegung und warf seine Fluthen wie ein empörter Ocean klafterhoch empor. Tief erschreckt, in der ahnenden Gewißheit, daß das Nahen des vielköpfigen Drachen die schnelle Scenenumwandlung bewirke, weckte die zitternde Jungfrau den ruhig Schlummernden leise wach, der alsbald nach der Armbrust und dem Köcher griff, und sich zwölf Pfeile, für jeglichen Kopf des Ungeheuers bestimmt, bereit machte. Urplötzlich hob es sich aus den tosenden Fluthen empor und warf sich mit lärmendem Gekräusch und weitschallenden Flügelschlägen auf die klagende Jungfrau heran; doch des Wackeren spitzige Pfeile durchbohren schier des blutdürstigen Ungethüms feuerrothe Köpfe. Hund und Katze gesellen sich ihrem Herrn auch im gewagten Kampfe und reißen von dem befiederten Leib des Drachen wundersam mehrere zentnerschwere Fleischstücke herab. Zahlreich verwundet, verröchelt in seinem Blute schwimmend das schreckliche Ungethüm, indeß der wackere Besieger sich daran macht, die blutigen Zungen aus dem Rachen des Ungeheuers herauszuschneiden. Vor Jahren hätte am See eine großartige Kapelle errichtet werden sollen, doch da wegen der furchtbaren Nähe des Drachen der Bau derselben nicht vorgenommen werden konnte, so blieb das ganze Material unbenutzt liegen. Es befand sich denn auch an demselben Orte eine zwölfzentnerschwere Glocke, die von Niemanden gehoben werden konnte, da die ungeheuere Last derselben sich tief in den Boden senkte, und mit dem Erdreich versteint zu sein schien. Deßungeachtet sprang der Jüngling herbei, riß mit einem Finger die Glocke hervor, verwahrte in das Innere derselben die blutenden Zungen des Drachen und trat wieder von seinen Mitkämpfenden begleitet zur Königstochter heran. Diese, vor Angst und Entsetzen während des Kampfes in ohnmächtige Bewußtlosigkeit versunken, gab keinen Laut von sich, und als der Jüngling, der vielen Versuche, die Jungfrau der Ohnmacht zu entreißen, endlich müde wurde, trug er kein Bedenken mehr, die gefahrvoll errungene Beute in das königliche Schloß zu bringen. Dieß that er denn auch; doch als er kaum eine

Digitized by Google

Strecke Weges mit der reizenden Jungfrau gekommen war, befiel ihn eine seltsame Mattigkeit, welche ihm seine fernere Wanderung ganz und gar unmöglich machte. Nachdem er sein errungenes Kleinod sachte auf den Wiesenboden niederließ, warf er sich auch zur Erde, um nach langer Ermattung an der Seite der holdseligen Königstochter eines erquickenden Schlummers genießen zu können.

Aber des Königs Koch, ein wildbärtiger Zigeuner, der gerne die reiche Königstochter in seinem Besitz gewußt hätte, und der von ferne den ganzen Vorgang am See mit gespanntem Auge belauschte, trat, nachdem er dem erschlagenen Thiere alle Köpfe abgehauen und dieselben in sichere Verwahrung gebracht hatte, leisen Schrittes zum Schlafenden, indem er sein breites Gürtelmesser hervorzog, um mit diesem den wackeren Kämpen zu durchbohren. Die wüthenden Ausfälle des Hundes, so wie das schreckliche Miauen der Katze bewirkten weder das Erwachen ihres Herrn, noch das Zurücktreten des feindlichen Räubers, der keckeren Muthes sich immer näher schleicht, und mit kunstgeübter Hand das Haupt des schlafenden Helden vom Rumpfe trennt. Doch daß der Leichnam des Ermordeten unverscharrt in seinem Blute liegen bleiben sollte, schien dem königlichen Koche gefährlich, da dieser seine schwarze That recht leicht verrathen könnte, wodurch ihm statt der jungfräulichen Hand, eher der unliebsame Aufenthalt im Schloßthurm beschert werden würde. Der Koch versuchte den Leichnam bis an den See zu ziehen, um mit ihm dort das schwarze Geheimniß seiner schaudervollen That der dunklen Tiefe anzuvertrauen. Doch seine Versuche mißlangen, indem der todte Körper allmälig eine solche Schwere erhielt, daß auch vier Rosse nicht im Stande gewesen wären, ihn von der Stelle zu schaffen. Entsetzt über das Mißlingen seines Versuches, geräth er auf den Gedanken unmittelbar in der Nähe des Leichnams eine Grube zu graben, was ihm denn auch alsbald gelang, und ihn bestimmte sein zweites Vorhaben auszuführen. Schnell wurde der Leichnam verscharrt, und damit der Held seinen Kopf nicht mehr finden könnte, wenn es ihm einmal gelüste, aus der Unterwelt ans Licht zu steigen, rollte ihn der königliche Koch in eine entferntere Vertiefung, die er auch in toller Eile mit einigen Erdschollen bedeckte.

Lauter Jubel begrüßte den königlichen Koch, als er mit seiner eroberten Beute in das glänzende Schloß des Königs kam. Hier gab er sich für den wackeren Erretter der holdseligen Jungfrau und für den Besieger des Drachen aus und wurde alsbald vom Könige selbst, so wie dessen Gemahlin auf das Fürstlichste empfangen. Ein Fest folgte rasch nach dem andern, und in allen weiten Landen widerhallte der Posaunenschall von des wackern Zigeuners heldenmüthigen That, so daß Fürsten und Prinzessinnen in Menge dem königlichen Schlosse zuströmten, um dem wackern Erretter der Unschuld, dem kühnen Vertheidiger des stolzen Ritterthums zahlreiche Huldigungen darzubringen. Mit vornehmer Königsmiene sah er den Ehrenbezeigungen der fürstlichen Großen entgegen und nährte im Geheimen den sehnlichen Wunsch, recht bald die Königstochter vor den Altar zu führen und die Zügel des Reiches zur langjährigen Regierung in die Hände zu bekommen. Jede Stunde, ja jede Minute, wuchs der stolze Hochmuth des Zigeuners derart, daß alsbald die Königin-Mutter der frechen Begegnungen ihres zukünftigen Sohnes überdrüssig ihrem vornehmen Gemalen weise Vorstellungen that, seine gegebene Erklärung zurückzunehmen, und dieser unnatürlichen Heirath seine Einwilligung zu verweigern. Sein gegebenes Versprechen wollte jedoch der alte König nicht ungelöst wissen, und ließ sich keineswegs eines Andern überreden, trotz den vielen Gegenvorstellungen, die die Königin-Mutter dabei anzuwenden bemüht war.

Indessen ereignete sich ein Umstand gar wunderlicher Art, welcher ganz besonders geeignet war, die Aufmerksamkeit der alten Königin zu fesseln. Seit dem schrecklichen Vorgang am See überfiel die holdselige Königstochter ein heimliches Bangen und wie im Traume gedachte sie ihres eigentlichen Erretters, der in seiner jugendlichen Schöne vor dem Gegenangriff des furchtbaren Ungethüms sein blondgelocktes Haupt auf ihrem schwellenden Schooße wiegte. Allabendlich wandelte sie einsam zu den Gräbern des Jünglings, an denen seine einstigen Schicksalsgefährten: Hund und Katze, treue Wache hielten. Dieß war der Königin-Mutter nicht entgangangen, und stellte der holdseligen Jungfrau eines Tages nach, um doch endlich die Bedeutung dessen zu erforschen, was sie so lange nicht begreifen konnte. An den geheimnißvollen Ort angelangt, erblickte sie mit steigender Ueberraschung und Verwunderung auf zwei blumenbesäeten Grabeshügeln einen winselnden Hund und eine miauende Katze, welche beide in ihrem kläglichen Gewimmer bei der Ankunft der alten Königin sich sachte erhoben, und den vornehmen Gast mit trauriger Miene begrüßten. Die Königstochter weinte und betete in andächtiger Frömmigkeit, und bemerkte nicht das stille Nahen der Mutter, die indeß näher trat und die überraschte Tochter um den Zusammenhang dieser Scene befragte. „Wenn es sein muß,“ antwortete die Jungfrau, „so will ich euch sagen, was mich allabendlich an diesen Ort zieht,“ und sie begann den ganzen Vorgang vom düstern Seegestade, so weit sie sich dessen nur entsinnen konnte, der lauschenden Mutter mitzutheilen. „Mir däucht immer,“ schloß die Jungfrau, „daß der Jüngling, der mich dem Leben wieder gegeben, wohl hier, wo Hund und Katze, seine steten Begleiter, treue Wache halten, in der Erde ruhen müsse und daß mein jetziger Freier nur durch dessen Blut sich meine Hand und den Königsthron erworben habe.

Die alte Königin zögerte keinen Augenblick das Grab öffnen zu lassen, und fand zu ihrem Erstaunen den halbverwesten Leichnam des gemordeten Helden, ohne jedoch den oberen Körpertheil, den Kopf, daran wahrzunehmen. Ein neues Mirakulum für die Anwesenden alle! Die Bestürzung war allgemein, doch nur von momentaner Dauer, da das Kätzchen von dem zweiten Grabe im geisterhaften Tone sang:

Königin Mutter! Königin Tochter!
Drei Spannen unter mir,
Da hält der schmucke Held vom See
Sein stilles Schlafquartier,

und sprang lustig um den Hügel herum und kratzte die Erde weg, um andeuten zu können, daß die Anwesenden auch dieses Grab öffnen sollten. Nachdem drei Spannen tief die Erde weggeschafft worden war, fand sich denn auch wirklich

Digitized by Google

der Kopf des Helden vor, der alsbald zum andern Körpertheil gerollt und demselben in seiner ursprünglichen Lage angepaßt wurde. Die Königstochter übermannte ein furchtbares Weh, als sie die einst so wonnige Gestalt des Jünglings in kalter Verwesung gewahrte, stürzte auf den Leichnam nieder, und benetzte mit heißen Thränenströmen die eisige Wange des todten Ritters. Nachdem sie in ohnmächtiger Bewußtlosigkeit fortgeschafft worden war, kam wedelnd und knurrend ein vierbeiniger Gefährte nach dem andern, liebkoste den todten Herrn und leckten mit milder Zunge dergestalt Rumpf und Kopf desselben, daß sich alsbald ein Theil an den andern klebte, und nach einem Viertelstündchen so fest zusammenhielt, als wäre der Kopf vom Rumpfe nie getrennt gewesen. Ehe man sichs versah, zuckte der ganze Leib des Gemordeten und Hund und Katze begannen ein so gewaltiges Toben und Lärmen anzuschlagen, daß in wenigen Momenten der erschlagene Ritter wie nach einem schweren Traume vom Tode erwachte. Eines solchen Wunders, das der Allmächtige an dem Ritter ausgeübt haben mußte, konnte sich keiner der Anwesenden entsinnen, und mit frohem Jubel ward der vom Tode Erstandene in das königliche Schloß gebracht, in welchem ihm der melodische Geigenton und Trompetenschall die Hochzeit der schönen Königstochter mit dem räuberischen Zigeuner verkündigte. Nachdem der Jüngling in Erfahrung brachte, wofür sich der neue Brautbewerber ausgegeben, eilte er in einem schnellen Ritt an die fernen Seeufer, holte die Drachenzungen aus ihrem sicheren Versteck und sprang wieder in das königliche Schloß zurück, wo er sich unter den versammelten Hochzeitsgästen verlor. Hier sah er stolz und hochmüthig den wildbärtigen Zigeuner auf dem hohen Königsthron, den zwölf purpurrothe, mit Gold und Silber reich durchwirkte Sammtkissen um ein Bedeutendes erhöheten. An seiner Seite saß im reichen Purpurgewande die bleiche Königstochter, auf dem Haupte ein goldenes Diadem tragend, darin der kostbarsten Diamanten so viele hervorstrahlten, als meilenweite Landschaften zu ihrem königlichen Besitz gehörten.

(Schluß folgt.)

Tiroler-Biene.

Das Ferdinandeum gelangte neulich in den Besitz eines sehr interessant scheinenden Manuskriptes. Es ist eine philosophische Naturgeschichte, geschrieben von dem sehr verdienten Landsmann P. Egidius Sprenger aus dem Orden der Franziskaner in Salzburg. Mit rastlosem Eifer mag er die siebzehn Jahre, in welchem Zeitraume er dieses Werk geschrieben, sich abgemüht haben, um so Erstaunliches zu leisten. Ein kurzer Ueberblick genügt, um zu zeigen, wie unermüdet er mit Benützung älterer und neuerer Werke die Naturreiche ins Detail verfolgte, sie aber auch bald mit philosophischen Betrachtungen, bald mit lieblichen Gedichtchen würzte. Auch an mathematischen Beweisen, durch zierliche Punktirzeichnungen anschaulich gemacht, fehlt es durchaus nicht, das Ganze aber in einer Schrift geschrieben, die man wenigstens um drei Jahrhunderte älter, als sie des Datums nach ist, halten würde. Wir werden später wieder darauf zurückkommen.

• Nächsten Montag endet die dritte diesjährige Kunstausstellung. Obwohl dießmal nicht allseitig befriedigend vertreten, bietet diese Ausstellung doch manches Ausgezeichnete und Effektreiche, und wir glauben unsere Leser auch auf den Umstand aufmerksam machen zu sollen, daß man nun für einige Zeit einen Kunstgenuß dieser Art wird entbehren müssen, da dieß wahrscheinlich die letzte Kunstausstellung ist, die in diesem Jahre stattfindet.

Korrespondenz.

Czernowitz, Juli 1852.

(W—g.) Unter andern Alterthümlichkeiten, welche den Ruinen des Cécina angehören, ist ein Schwert, welches in der Direktoriatskanzlei unseres Gymnasiums die Wand ziert. Es wurde vor mehreren Jahren von einem Studirenden in dem Prutflusse gefunden. Sein ganzes Aussehen spricht deutlich dafür, daß es der greisen Vorzeit angehöre. Auch besitzt, wie wir aus sicheren Quellen wissen, Herr E. v. Wassilko in Stanestin einen Dolch, dessen Griff mit kostbaren Steinen besetzt ist. Er wurde einem Landmanne, der ihn auf dem Cécinaberge gefunden, um hohen Preis abgekauft. Denksteine mit römischen Inschriften sollen vor längerer Zeit in Menge anzutreffen gewesen sein, wurden aber — zum Häuserbaue verwendet. Wir haben uns in der „obern Herrengasse" ein Haus zeigen lassen, dessen Grund aus solchen Denksteinen gebaut worden. —

In Bälde beginnen an unserem Gymnasium die schriftlichen Maturitätsprüfungen. Wohl bekomm's Octava! —

Was schon längst und so vielseitig gewünscht worden, scheint ins Leben treten zu wollen, nämlich eine Reform des Schulwesens an der theologischen Fakultät. In dieser Beziehung verdient der Professor Herr J. Kalinczuk würdige Anerkennung, wegen besonderer Ansicht und Konsequenz, wovon er im Sinne dieser Umstaltung täglich neue Proben liefert.

Der II. Jahrgang von „Stanfe's Album neuester Dichtungen" ist bereits angekündiget. Wir freuen uns herzlich auf das Gedeihen dieses schönen und in jeder Beziehung trefflichen Buches, umsomehr, als verjährte Brauseköpfe das inhaltvolle Album eine ephemere Erscheinung wissen wollten.

In Karlsburg erscheint eine politische Zeitschrift in romanischer Sprache, **„Gazeta Transilvanici"** betitelt, redigiert von Herrn Jakob Muresian. Das Feuilleton ist geistreich und gut gehalten. Das Beiblatt „für Verstand, Herz und Literatur" bringt unter Anderen gelungene Poesien.

Im Verlage

der **Wagner**'schen Buchhandlung in Innsbruck ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Mineralien Tirols

nach ihrem eigenthümlichen Vorkommen in den verschiedenen Fundorten beschrieben von Leonhard Liebener, k. k. Oberbau-Inspektor und korresp. Mitgliede des naturhistorischen Vereines „Lotos" in Prag; und Johann Vorhauser, k. k. Bau-Inspektor.

Octav. (320 Seiten) Im Umschlag brosch. 1 fl. 36 kr.

Flora von Tirol.

Ein Verzeichniß der in Tirol und Vorarlberg wild wachsenden und häufiger gebauten Gefäßpflanzen. Mit Berücksichtigung ihrer Verbreitung und örtlichen Verhältnisse verfaßt und nach Koch's Synopsis der deutschen Flora geordnet

von

Franz Freiherrn v. Hausmann.

Complet in 3 Heften. brosch. 6 fl. (Das dritte (Schluß-Heft) ist unter der Presse und wird baldigst ausgegeben werden können.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 34. Innsbruck, 21. August 1852.

Was hätt' ich noch, hätt' ich nicht Dich.

Ich schwieg! da perlt mir wieder heut vom Munde
Ein Lied an Dich, wie Thau in kühler Nacht,
— Ein Stern an eines Blüthenkelches Grunde —
Die Blum' erquickend und sie schmückend, lacht.
Es ist ein Gruß an Dich, Du anmuthreiche,
Von Dir zu singen, wie beseligts mich;
Mondlicht quillt so durchs Laubwerk einer Eiche;
„Was hätt' ich noch, hätt' ich nicht Dich!"

Hoch auf dein Wohl! und nun das Glas zu Scherben,
Aus tausend Trümmern lach' Dir zu mein Glück!
So ließ' ich mich durch deine Hand verderben
Und lächelte im Jammer Dir zurück.
Komm Mädchen, nahe mir, Du Fee Du luft'ge!
Schau' wie ins Aug' mir eine Thräne schlich,
Als Rosenblatt drauf Deine Hand, die duft'ge;
„Was hätt' ich noch, hätt' ich nicht Dich!"

Zu Deinen Füßen stürz' ich, mich begebend
All meiner Freiheit, will ich sein Dein Knecht;
Im Sonnenstrahle Deines Geistes lebend
Lern' ich in Dir vergöttern Dein Geschlecht;
Ach was ist Königsmacht gen Macht des Weibes
In einem Flammenblick entfaltend sich
Birgt sie sich klug in zarter Form des Leibes;
„Was hätt' ich noch, hätt' ich nicht dich!"

Hinaus in alle Welt will ich frohlocken:
Was Du mir bist; wie Sonnenlicht im Thal
Die aufgesprung'nen duft'gen Blüthenglocken,
So meinen Geist nährt Deines Geistes Strahl;
Wie Labung, Licht, mein Leben Du, mein Segen,
Wie dunkle Nacht mich träfe, flöhst du mich,
Wie wo du wallst, das Glück mir kommt entgegen;
„Was hätt' ich noch, hätt' ich nicht Dich!"

Vom Baum der Poesie ein Blatt zu pflücken
Wie wird mir dieß so leicht, pflück' ich es Dir,
Ich gieß in Lieder Sehnen und Entzücken,
Du lebst in mir und wirst zum Lied in mir;
Du schönster Reim in meines Lebens Dichtung
In Dir löst meine ganze Seele sich,
Mit Dir zum Leben, ohne Dich Vernichtung:
„Was hätt' ich noch, hätt' ich nicht Dich!"

Der Dichter der „Parallelen."

Ach denn ich war zu spät gekommen.

Mir lächelte das Leben einst so mild,
Wie eine Braut, die halb von Sehnsucht trunken
Mit Thränen dämpft der Liebe goldne Funken,
Mit Phantasien ihrer Kindheit spielt;
Ich nahte seinem Saal, ein Flammenmeer
Den Zauber weisend, war darin erglommen —
Ich trat hinein — Nacht ward es um mich her —
„Ach denn ich war zu spät gekommen."

Es zitterte die keimende Natur,
Im Strahl der Sonne, und die Düfte stoben
Von tausend Wunderblumen reich nach oben;
Nur eine dieser Blumen von der Flur,
Nur eine einz'ge, zart getränkt vom Thau,
Hätt' ich vom Schooß der Erde gern genommen!
Ich kam — welk, thaulos lag sie auf der Flur —
„Ach denn ich war zu spät gekommen."

Dort in dem knospenvollen Blüthenstrauch
Haucht eine Nachtigall ihr heißes Drängen
Hinaus in bangen, schmetternden Gesängen,
Als sollt sie sterben mit dem letzten Hauch;
O singe noch bis ich in mein Gemüth
Ganz Deine Liederklage aufgenommen —
Ich nah', da war ihr letzter Ton verglüht —
„Ach denn ich war zu spät gekommen."

Dort trinken sie den gold'nen Labewein,
Die Perlen im kristall'nen Glase stiegen,
Als Blasen auf der Höhe zu versiegen,
Ein traurig Bild von manchem Menschensein;
Schenkt noch die Gläser voll, ich bin euch nah!
Doch hatten meinen Ruf sie nicht vernommen,
Ich kam, in Scherben lag der Becher da:
„Ach denn ich war zu spät gekommen."

O fasse Dich, beschwichtige Deinen Schmerz,
Der Schleier Deines Jammers wird sich heben,
An Freundesbrust für dein betrognes Herz
Find' nun Ersatz, hoch soll die Freundschaft leben! —
Ich riefs — wir schieden — da schwand mir der Muth —
Ein mahnend Wort hab' innen ich vernommen,
Ich eil' zu ihm, schon lag er da im Blut —
„Ach denn ich war zu spät gekommen."

Digitized by Google

Geächtet vom Geschick, stand ich Genoß
Des Leids und schaute Sie im goldnen Strahle
Des Glücks, Ihr Bild ich in mein Herz verschloß,
Wie ihre Perle birgt die Muschelschaale;
Sie schien mir hold, ach allen, allen Harm
Hätt' dieses Weib vom Herzen mir genommen —
Da fand ich sie in eines Andern Arm —
„Ach denn ich war zu spät gekommen."

Der Dichter der „Parallelen."

Des Lebens fünfte Wesenheit.

Erzählung von Philipp Will.

Träume diesseits keinen Seelenfrieden,
Hoff hier unten keine sichre Rast.
Karoline Rudolphi.

Macht, Uebermacht, Verlöbniß, Tod.

Es war Abend und Alles folgte der freundlichen Einladung zur Ruhe für Geist und Körper. Anders ist die Abendfeier des Gelehrten. Die geräuschlose Stille winkt ihm zur Ausbeute im Lichtreiche der Wissenschaft.

So war es auch bei Don Alonso. Er war einer der reichsten und angesehensten Granden in Madrid, und hatte einst Sitz und Stimme im hohen Rathe von Castilien. Aber bald zog er sich zurück, lebte nur seiner Tochter, Donna Maria, und der geheimen Wissenschaft, die ihm die heiligste dünkte, der Theosophie.

Prometheus hatte das Feuer vom Himmel den Menschen gebracht, sie den Göttern gleich zu machen, aber die Götter schmiedeten ihn an einen Felsen. Faust hatte das Geheimniß der Unsterblichkeit entdeckt, aber erst mußte er im Grabesbette ruhen, ehe er mit verherrlichtem Leibe hervorgehen konnte zu einem unvergänglichen Leben auf Erden. Doch der neugierige Diener öffnete den Sarg noch vor der Zeit der heiligen Verwandlung. Die Hülle war Staub geworden, aber der Staub hatte sich noch nicht gefestigt. Die Zerstörung war eingetreten, aber aus der Zerstörung das neue Leben noch nicht entkeimt. Jetzt wollte Don Alonso den Schleier der Unsterblichkeit lüften. „Kämpfe nicht mit den Menschen, sie sind deine Brüder; kämpfe mit der Natur, der Mutter alles Elends, erforsche ihre Geheimnisse, besiege ihre Wunder, und du hast die Unsterblichkeit errungen." Dieß waren die weisen Erkenntnißsätze eines zwanzigjährigen Nachdenkens, welches Don Alonsons Haare gebleicht hatte.

Es war Abend und Alles dämmerte, aber in des Weisen Seele war es Licht geworden. Einsam harrte er in seinem geheimen Gemache, nur die Wissenschaft hatte ihn begleitet. Aus einem Kessel stiegen blaue Flämmchen empor, die immer matter im Dunstkreise dahinstarben. Jetzt flammte es noch einmal auf, es war das Todeszucken des verlöschenden Feuers. Der Theosoph nahm eine Flasche, füllte sie mit des Kessels siedender Flüssigkeit, kühlte dieselbe ab und trank mit wohllustschlürfenden Zügen.

Jetzt fiel er auf die Kniee, Freude im Herzen, Freude auf dem Angesichte. Er betete: „Geist, überirdisches Wesen! Leuchte auf des Wissens verborgenen Pfaden! Dank dir und Ruhm! ich habe den Sieg erfochten. Ihr feindlichen Mächte, ihr Urquellen der Sterblichkeit! Beugt Euch unter die Erde, denn auf ihr ist Eures schadenbringenden Bleibens nicht mehr! Die weise Hand der Unsterblichen wird Euch fürder zum Segen und Heile leiten. Wo, Feuer! sprudeln Deine todtspeienden Gluten, daß sie den Blutquell des menschlichen Herzens vertrockneten? Wo zischt ihr wild aufschäumenden Wogen der Gewässer, daß ihr verschlänget das menschliche Leben, wie Sandkörner am Meere? Welche Luftwelle darf ihre Strömung verlassen und dem Menschen, ihrem Herrn, das beseelende Leben entziehen? Welche Schlünde begraben den zur Unsterblichkeit Geläuterten? Welche Berge überschütten ihn? Feuer, Wasser, Luft, Erde! Beugt euch, ihr Wesenheiten! Der fünften, höchsten Wesenheit, dem Geiste der Unsterblichkeit! Er wird euch eine geregelte Bahn anweisen, und eurer Wirksamkeit den Damm des menschlichen Willens setzen."

Da pochte es leise an der Thüre. Don Alonso nahte vorsichtig derselben.

„Vater!" rief eine zarte und gedämpfte Stimme. Er öffnete und eine Jungfrau schwebte herein von bleichem Aussehen mit fast geisterartigem Blicke. Ein schwarzes Gewand verhüllte die Reize der schlanken Gestalt, die Locken, abgetheilt nach der Sitte des sechzehnten Jahrhunderts, beschatteten ein düsteres Gesicht, welchem der Ausdruck stillen Leidens unaussprechlichen Liebreiz verlieh. Tiefes Nachdenken hatte die jugendliche Stirne gefaltet, und ein mildes Lächeln umspielte ihre Lippen.

Donna Maria war eine Doppelweise. Ihre Mutter hatte sie nie gekannt. Ihr Vater war für sie todt, und nur zuweilen begegneten sie sich in ihren überirdischen Träumereien. In solchen Augenblicken durchbebten wonneselige Gefühle ihr Inneres. Kehrte aber ihr Geist von solchen schwärmerischen Irrfahrten in das Reich der kalten Vernunft zurück, schaute ihr Blick nicht mehr gefesselt von höheren Ahnungen, die nackte Wirklichkeit; sie hätte sich doppelt einsam fühlen müssen, wäre nicht Waldrams Seele ihre Seele, sein Herz der Wiederspiegel ihres Herzens gewesen.

Waldram, ihr Begleiter, war der Vertraute ihres Kummers, der Auserwählte, dessen Liebe ihr ein Stab sein sollte auf dem Pilgergange durch das Leben, an dessen Seite sie einst hinüberschlummern wollte in das Thal des Wiederfindens.

Waldram war ein Jüngling voll frischer Lebenskraft. Er weihte Herz und Hand der heiligen Malerkunst, aber man machte seinen Bildern oft den Vorwurf, daß sie zuviel durchdacht, zu wenig gefühlt wären. Sollte er die göttliche Jungfrau, umstrahlt von ihren sieben Wonnen, malen, so entsank der Pinsel der angstgelähmten Hand. Anders waren die Gemälde der schmerzverlorenen Gottesmutter. Die Leinwand schien Leben zu athmen. Andachtversunken betete der Gläubige, und manche trostverlassene Mutter, deren Liebling unter der Erde ruhte, fand himmlische Stärkung vor dem Bilde des Malers. Waldram kannte keine Freude, und die Kunst war der treue Spiegel seiner Seele.

Maria hatte keine Freundin, Waldram keinen Freund. Liebe und Freundschaft umschlang im süßen Doppelbande ihre Seelen. Ihr gegenseitiges Verhältniß war ein heiliges, gehoben durch strenge Tugend.

Digitized by Google

Donna Maria schwebte durch die geöffnete Thür, gestützt auf Waldrams Arm. Ungewöhnliche Blässe bedeckte ihre Züge. Ihr Vater konnte den Verdruß über die unwillkommene Störung schlecht verhehlen. Krampfhaft suchte er den Gedanken festzuhalten, der seinen Geist beschäftigte, und begann mit möglichst mildem Tone:

„Mein Kind hat vergessen, daß sein Vater für das Wohl der Menschheit arbeitet, und sein Geist in so geheimen Augenblicken“ —

„Der Einsamkeit bedarf,“ vollendete Maria den Satz, indem sie sich matt auf einem Stuhle niederließ. „Vater! Während du auf das Wohl der ganzen Menschheit sinnst, vergissest du die Ruhe deines einzigen Kindes.“

„Alle Menschen sind meine Kinder und allen meinen Kindern will ich Glück und Ruhe bringen.“

„Wohl fühle ich es, daß ich dir nur am Herzen liege, weil ich ein Glied jener großen Kette bin, welche Menschheit heißt. Du willst den Menschen Glück und Freude bringen. Sie segnen es dir mit der Entehrung deines Kindes.“

„Was sagst du?“

„Schließen sich meine müden Augenblicke zur Ruhe, die sündhaften Lieder des unbekannten Ritters stören mich aus dem Schlummer. Will ich beten im Tempel Gottes, seine Frevlerhand bietet mir die Tropfen des geweihten Wassers dar. Wandle ich in den dunklen Laubgängen des Gartens, in stiller Einsamkeit zu trauern, belauscht bin ich und verrathen. Dürfte ich ausweinen meinen Schmerz an der Brust meines Vaters, kein Schändlicher drängte sich an dieses Heiligthum. So saß ich vor kaum zwei Stunden unter dem Dache des Olivenbaumes, welcher seine von der untergehenden Sonne verkürzten Schatten auf die nahe Gartenmauer warf. Allein mit meinem Schmerze glaubte ich mich, und weinte, und betete, mit geistigem Kusse meine gute Mutter umarmend, die mit ihrem Leben das erste Werk der Mutterliebe zahlte. „Maria!“ lispelt es vor meinen Füßen. Begünstigt von den überhängenden Zweigen des Baumes, in Verborgenheit gehüllt durch das Dunkel der herannahenden Nacht, war der Arglistige vorsichtig herabgestiegen auf den Vorschüssen der schadhaften Mauer und hatte sich zu meinen Füßen niedergestürzt. Angstverwirrt wollte ich entfliehen. Aber er hatte meine Rechte gefaßt. „Höre mich!“ rief er in verführerischem Tone. Da nahte Waldram und ich war gerettet.“ Ein liebevoller Blick gegen den Maler begleitete die letzten Worte.

Der Gottesweise war mit wachsender Theilnahme der Erzählung gefolgt. Eine dunkle Zornesröthe flammte in seinem Antlitze. Aber bald übergoß wieder die Ruhe des Gerechten seine Züge. Er drückte auf die Stirne seines Kindes einen väterlichen Kuß, und sprach mit verklärter Stimme: „Ueber eine Weile, mein Kind! werde ich abwesend sein, und wieder eine Weile! und ich werde ewig bei dir bleiben, denn bald — ich fühle es — wird die große Verwandlung vor sich gehen, zu der wir Alle berufen sind. Erfülle also das Vermächtniß deines scheidenden Vaters! Waldram! Ich habe in deiner Seele gelesen. Sieh hier deine Auserwählte; Maria! sieh hier deinen Verlobten. Reicht euch die Hände zum ewigen Bündnisse! Seid ein Herz und eine Seele! Du, Waldram! kehre nicht in dein Vaterland zurück, sei meinem Kinde ein rettender Engel vor den Fallstricken der Arglistigen, sei ihr Vater, Bruder, Freund, und fürder wird sie sich gesichert fühlen. Maria! gib dich ihm ganz hin, denn er ist deiner ganz würdig. Jetzt segne ich euch nicht, aber wenn ich wiederkehre, werde ich meinen Segen über euch ausbreiten, der kein Ende nehmen wird, den Segen der Unsterblichkeit.“

Maria und Waldram hielten sich freudig umarmt. Zum ersten Male hatte die Liebe ihre Rechte gegen die Freundschaft geltend gemacht. Aber wie vom Zauber gerührt, rissen sie sich bei diesem Worte von ihren gegenseitigen Umarmungen los. Auf des Malers Angesicht lagerte sich eine trübe Wetterwolke, während verzückende Gottbegeisterung Marien bis zum Himmel zu erheben schien.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tag von St. Jakob.

Ein Gedicht von Otto Roquette.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung unserer Zeit, daß neuerdings in der Dichtung das Epos und zwar nicht in der antiken, sondern romantischen Form zu einer fast überwiegenden Geltung kommt. Wenn einmal die Literaturgeschichte die Ursache davon erforschen wird, so kann sie schwerlich darin liegen, daß auf diesem Gebiete die Muse die trefflichsten Blüthen zur Entwicklung gebracht, man wird sie wohl mehr von ganz äußerlichen Bedingungen ableiten müssen. Man ist der Lyrik großentheils satt, denn sie läßt nur selten einen neuen Ton anklingen. Jedoch das Drama, welches erst noch vor kurzem von den Brettern herab die Welt beherrschen wollte? — Es liegt zu sehr in den Banden der Convenienz gefangen, das Bedeutende wird überall von jenen rohen Fäusten, die den Geist mit der Hellebarde zu bändigen wähnen, hintangehalten, wie wäre es sonst zu erklären, daß ein Genius von so großartiger Energie wie Hebbel überall in den Hintergrund gedrängt, ja von der Sphäre seines Wirkens, der Bühne fast ganz verdrängt wird. Der Strom der Literatur in der Presse läßt sich freilich nicht so leicht stauen, aber das Schauspiel gewinnt erst Körper durch die Aufführung. Wie selten gelangt ein Drama zur zweiten Auflage, betrachten wir dagegen die erzählenden Gedichte, welches Erfolges erfreuen sich nicht diese! Lenaus Savonarola und die Albigenser, welche Alfred Meißner als Vorbild für seinen Ziska dienten, Hartmanns Adam und Eva, wo ein großer Stoff an der elenden Ausführung verdarb, Grüns Pfaff von Kahlenberg und Marmilian, Frankels mit vollendeter Technik bearbeiteter Don Juan, Otto der Schütz das liebliche Meisterwerk des unglücklichen Kinkel, die schwarzweißen Heldenlieder Scherenbergs, denen wohl nur für Norddeutschland Geltung zukommt, und endlich die Amaranth, das süßliche Produkt des Herrn von Redwitz, der seinen Ruf weniger dem Reichthum an ächter Poesie, sondern vielmehr der Tendenz verdankt; alle diese Gedichte, an die sich noch manches reihen ließe, wurden in kurzen Zwischenräumen veröffentlichet und fanden weit über das Maaß ihres Werthes hinaus Anklang und Verbreitung.

Digitized by Google

Das jüngste Werk dieser Gattung ist der Tag von St. Jakob von Roquette. Der Dichter hat durch sein Blumenepos „Waldmeisters Brautfahrt“ schnell einen Ruf erreicht, man sah sein Büchlein überall auf den Putztischen der Damen, welche ja das Niedliche lieben und gerade für derlei Nippessachen ein vorzügliches Verständniß haben. Doch abgesehen von dem Gezierten was die Brautfahrt oft begleitet, muß man gestehen, daß hie und da in der Art niederländischer Blumenmalerei, wenn man diese doch einmal in der Poesie und für Poesie gelten lassen will, sehr gelungenes geleistet wurde, man konnte die Erwartung aussprechen, daß der Verfasser, sobald er einmal zu männlicher Reife gediehen wäre, Tüchtigeres hervorbringen würde, dazu berechtigte die frische Kraft, welche trotz der lauen Sentimentalität mancher Stellen häufig vorbrach. Roquette hat diese Hoffnung erfüllt. Er behandelt im Tag von St. Jakob einen historischen Stoff, und läßt dabei, wenn er auch nicht immer befriediget, doch einen gewaltigen Fortschritt in jedem Sinne bemerken, so daß wir bei ihm noch eine schöne dichterische Zukunft erwarten, während sein Nebenmann Redwitz jach fast unter das Niveau des allergewöhnlichsten abstürzt. Das Objekt der Dichtung biethet der Kampf von St. Jakob, wo gleich den Spartanern bei Thermopyle alle Eidgenossen, welche sich dem Dauphin von Frankreich und den wilden Armagnaken entgegen geworfen, im heldenmüthigen Kampfe unterlagen. Diese Episode der Schweizer Geschichte hat für den Dichter zwei sehr wichtige Vortheile: sie ist einerseits eng in sich abgeschlossen nach Raum und Zeit, andererseits öffnet sie eine weite Perspektive in die Vergangenheit und noch mehr in die Zukunft. Wie faßte nun der Dichter diesen Stoff? — Er hält den historischen Thatsachen gegenüber an den Traditionen fest, er spricht z. B. von Tell, der der Tyrannen Macht und Oesterreichs Vögte aus den Fluren der Schweiz trieb. Damit sind wir nicht einverstanden. Die Geschichtsforschung der Gegenwart hat den Thatbestand ganz anders festgestellt, dieß konnte Roquette wissen, er sollte es wenigstens wissen, und dann durfte er es nicht einmal einem Schweizer jener Zeit, wo diese Fabeln wohl schwerlich gang und gäbe waren, in den Mund legen. Die Befreiung der Schweizer ist eine Thatsache und darin liegt ihr Recht, dieß mochte auch dem Dichter völlig genügen, und die abgedroschenen Phrasen hätten füglich wegbleiben können, ohne daß man ihn deßwegen der Theilnahme an dynastischen Interessen verklagen dürfte. Er hat seinen Stoff nicht in epischer Breite entfaltet, sondern dadurch ins Enge gezogen, daß er ihn an einer Episode wie an einer Spindel ablaufen läßt. Diese ist völlig romantisch: ein Liebesverhältniß zwischen Valentin, einem jungen begüterten Schweizer, und Verena, die im Hause seiner Eltern als Waise erzogen wurde. Dieses Verhältniß, durch gegenseitigen Trotz nie zu klarer Entwicklung gekommen, findet endlich mit etwas Theatereffekt seinen Abschluß auf dem Friedhof von St. Jakob, wo Valentin der gewaltigste im Kampfe zum Tode verwundet unter einem Hollunderbusche auf dem Grabe liegt. Origineller oder besser gesagt pikanter gestaltet sich dadurch das ganze freilich, jedoch ehrwürdiger steht jener Hektor, der für den heimischen Herd streitend, in den Hades sinkt. Um Verena und Valentin gruppirt sich der übrige Stoff, indem diese oder jene Parthie desselben in meist gelungener Darstellung mehr oder weniger selbstständig hervortritt.

Fragen wir nun nach Form und Behandlung, so muß man sagen, daß diese im Allgemeinen skitzenhaft ist und oft der festen Durchbildung nur zu sehr ermangelt. Wir führen als Beispiel den Eingang des zweiten Gesanges an:

Der volle Mond steht träumend überm See,
In tiefer Ruhe liegt die Flut und spiegelt
Zurück der Alpenhäupter Silberschnee:
Als ob zu ew'gem Bunde sie besiegelt
Das Mahnungsang' der Nacht, als ob es thauend
Den Segen träufle still geschloßnem Bund,
Und Höhn und Tiefen grüßen sich im Rund
Erkennungsselig sich umfangen schauend.

Ueberhaupt läßt sich sagen, daß dem Verfasser die Schilderungen fast durchgehends in hohem Maaße gelungen sind, während dagegen die Charakteristik nur zu oft schwankend und in unbestimmten Umrissen erscheint. Freilich steht das anorganische unter dem organischen; jenes ist daher leichter zu fassen, namentlich für jugendliche Dichter: die Schweizer Landschaften malt Roquette in verschiedener Beleuchtung vortrefflich, für die Menschen fehlen ihm noch die Lokaltöne.

Als Beleg führen wir die Rede des Jünglings an, mit welcher der erste Gesang am Vierwaldstädter See beginnt. Sie gemahnt uns in ihrer phrasenhaften Geschwollenheit etwas an den Styl des Berliner Jemsenjägers und erscheint in jedem Sinne als arger Anachronismus. Möge der Leser selbst entscheiden.

„Wir solln uns beugen unter Oestreichs Joch?
Wir sollen fremder Herrschaft Ketten tragen?
Gemach, Herr Kaiser! Wir gedenken noch
Der alten Kraft aus jenen Heldentagen,
Da unsre Väter über Oestreichs Fahnen
Den Sieg errangen, jener Zeit des Ruhms!
Will's dich, du Mächt'ger, schrecklich nicht gemahnen,
Wie sie ob ihres höchsten Heiligthums,
Für ihrer Thäler Freiheit, ihre Hütten,
Ein Häuflein, wider deine Heere stritten?
Sie waren stark, der Mächtige war schwach,
Trotz seiner Tausende, die er entsandte!
Die in der Väter Herzen einst entbrannte,
Dieselbe freie Kraft wird uns auch leiten.
Schick deine Heere, ganz in Gold und Erz,
Erkaufte Söldner, laß sie für dich streiten,
Und fühl' auf's Neue wie des Schweizers Herz
Für seine Freiheit kämpft mit heil'gem Mut
Wie er auf's Neu zurückweist deine Schergen;
Und fühl' auf's Neue, daß in seinen Bergen
Die alte Siegeskraft noch heute ruht!
Und ihr, ihr Freunde, treue Eidgenossen,
Der Tage denket, da der Väter Blut
Bei Sempach, bei Morgarten ward vergossen
Für Freiheit, Recht, für jedes höchste Gut!
Und weiter denkt zurück, denkt jener Nacht,
Da die drei Männer auf dem Rütli schwuren;
Des Tell gedenkt, der der Tyrannen Macht,
Der Oestreichs Vögte trieb aus unsern Fluren!
Noch stehn, wie einst, die ew'gen Berge da,
Noch leuchten mahnend sie in ew'gem Schnee,
Mit dunklen Wogen ruft der Alpensee
Zu gleichen Thaten, wie er einst sie sah!

Digitized by Google

Auf, langt die alten Schwerter von den Wänden,
Die schartgen Waffen, lange unbenutzt
Nicht wartet bis sie blank und neu geputzt,
Nein, Jeder kriege seine Wehr zu Händen,
Und schleifen mag er sie an Feindes Stahl!
Wer treu und bieder hängt am Heimatthal —
Was sein, befehl er des Allmächtigen Segen,
Dem Feind, dem drohenden, zieh er entgegen!“

Dem jetzt mitgetheilten Bruchstücke folge ein anderes, welches die Meisterschaft in der Schilderung zeigt. Gerne fügten wir auch das Bild des Lagers aus dem dritten Gesange bei, wenn wir nicht hoffen dürften, das schon bereits mitgetheilte werde unsere Leser begierig auf eine nähere Bekanntschaft mit dem Dichter machen.

Verena auch steht dort, doch fern von ihnen,
Und schaut in stummem Schmerz dem Zuge nach,
Und was im Herzen je von Liebe sprach,
Liegt gramvoll ausgeprägt in ihren Mienen.
Ist er von hinnen? Kehrt er jemals wieder?
So fragt sie bang erathmend, und sie bebt.
Die Andern steigen all' zu Thale nieder,
Und mancher Seufzer von den Lippen schwebt.
Doch sie kann heimwärts nicht die Schritte wenden,
Und weiter führt sie unbewußt der Fuß.
Von jenem Berg möcht sie die Blicke senden
Ihm nach, wo er verschwunden ohne Gruß.
Sie steigt und steigt im kalten Licht der Nacht
Durch unwegsame dunkle Felsenpfade,
Gießbäche stürzen rings mit wilder Macht,
Es wankt der Fels in schäumend kaltem Bade.
Die Bäche fliehn, es fliehn der Bäume Schatten,
Es flieht das Thal, es fliehet Trift um Trift,
Die Alpenros' auf duftig grünen Matten
Liegt fern schon hinter dunkelndem Geklüft.
Da ist kein Baum mehr, Fels und Klippen drohn,
Kalt weht der Nachtwind um ihr Angesicht,
Sie steigt und steigt, es sieht ihr Auge nicht
Wie weit der Menschen Hütten sie entflohn.
Es starrt das Eisfeld, ewger Schnee umthürmt
Der Berge Zinken, die Lavine kracht,
Aus tiefer Traumesstille aufgestürmt,
Durchzuckt ihr Donnerton die Erdennacht.
Wie der Gebirgsstrom brausend niedergeht,
Der Fels und Fichten reißt aus ihrem Grunde,
So trägt der Wiederhall die Donnerkunde,
Bis murrend sie in fernster Schlucht verweht.
Warst je du eine Nacht auf Alpenhöhn?
O riesengroß ist solch ein Nachtgebild!
In Luft und Tiefen ist's ein dumpf Getön,
Du hörst es, wie der Erde Athem quillt,
Der schlummernden, aus tiefstem Grund empor.
Die Nebeldünste siehst du dämmrig brauen,
Sie ziehn und wallen wie ein Geisterflor;
Du wähnst der Erde Riesentraum zu schauen.
Es ruhen die Gestirne groß und rein,
In tausend Welten blickst du hoch hinein.
Durch alle Tiefen und durch alle Höhn
Mit breiten Flügeln schwebt der Alpenföhn,
Beruhigt stimmt er hoch im Himmelssaal
Mit Geistern an den ew'gen Weltchoral.
Die Stunden fliehn, schon röthen sich die Firnen,
Der Morgenwind umschauert eisig kalt
Im Alpenglühn der Schneegebirge Stirnen.
Tief liegt der Nebel, der im Thale wallt.
Das Schreckhorn ragt in hehrer Majestät,
Im Purpur steht der Wetterhörner Glanz,
Des Finsteraahorns schlanke Säule späht
Ob schon die Jungfrau glüh' im Rosenkranz.
Wie stumme Götterbilder schaun gereiht
Die hohen Alpenhäupter in den Morgen,
Unkundig jener Welt, die drunten weit
Und tief sich müht mit ihren kleinen Sorgen.
Da steht Verena auf dem Eisgefild,
Aus jener tiefen Welt ein klagend Bild.
Ein Adler steigt empor und sonnt die Schwingen,
Ihm nach streckt seufzend sie die Arm' empor,
Gedanken fühlt sie mit Gedanken ringen,
Bis sich Entschließung mächtig drängt hervor.
Vorüber scheint der Kampf — noch einen Segen
Von ihr, die ihm sein Heldenleben gab,
Und dann? — Auf morgenhellen Alpenwegen
Steigt die Verlassene ins Thal hinab.

Doch auch in der Charakterzeichnung ist hie und da ein wesentlicher Fortschritt nicht zu verkennen, wir verweisen auf Hans Rechberg, Dammartin, den Dauphin.

So scheiden wir denn von Roquettte, ihm dankend, daß er einen so männlichen Stoff aufgegriffen und vor das Volk hingestellt Das thut vor allem noth, in dieser Zeit dumpfer Ermattung braucht unser Volk große Bilder aus einer großen Vergangenheit, damit es lerne, was ein edles Volk im sittlich rechten Streite **soll** und **kann**.

Ein glücklicher Abenteurer.

Märchen aus der Bukowina.

(Schluß.)

Bevor der Bischof im festlichen Talare mit Sprengel und Weihwasser versehen in den glänzend erleuchteten Saal trat, um die Einsegnung der Brautleute vorzunehmen, schritt wackeren Muthes der vom Tode erstandene Jüngling vor den majestätischen Königsthron. Als wandernder Ritter bekleidet, trug er in seiner Rechten die ursprüngliche Armbrust, während ihm zur Seite seine treuen Schicksalsgefährten Hund und Katze einherzogen. Seinen Köcher hatte er an die Hüfte geschnallt, während die zwölf Zungen des Drachen unter seinem ehernen Panzer ein bequemes Obdach fanden. So ausgerüstet trat er vor den König, machte eine stolze Verbeugung und sprach: „Wenn du, o König, für lange zu regieren gedenkst, so zeige Deinem Volke auch die Zeichen Deiner Waffenthat. Wohl sehe ich als Deiner Füße Schemel die zwölf Köpfe des grausen Ungethüms, doch zürne mir nicht in Deiner hohen Gnade, wenn ich Dich Angesichts der versammelten Großen um die zwölf Zungen dieser zwölf Köpfe befrage. Mir däucht, Du habest ein böses Spiel gespielt, und solltest Du den gestrengen Reichsgroßen diese vorweisen können, so rechne darauf, daß ich gewiß der Erste bin, der für Dich und Deine weise Regentschaft Gut und Leben opfert.“

„Wer bist Du, der sich vermesset meinen Sieg über das Riesenungethüm vom See in Zweifel zu setzen,“ schrie bleich vor Wuth der König. „Spute Dich hinweg, Unglücklicher, bevor Dich nicht meine königliche Hand erwürgt. Doch damit ich der ehrbaren Menge meine Macht und die Wahrheit mei-

Digitized by Google

nes Sieges zu erkennen gebe, sollen die Drachenzungen aus den Köpfen geschnitten und Dir noch heute zum Hochzeitsschmause gebraten vorgelegt werden.“

Mit höchlicher Verwunderung vermißte man die Zungen des Drachen; mit einem nicht zufrieden wurden alle zwölf Köpfe geöffnet, ohne jedoch zum starren Entsetzen des Königs nur Eine darin zu finden. Und als der König zuletzt wieder auf den Thron stieg und vorgab, die Zungen wären von Jemanden ausgeschnitten und gestohlen worden, trat wieder der Jüngling näher und sprach mit edlem Anstand zum König:

„Weil Du, o König, Deiner Macht und Deines Sieges uns so glänzend überwiesen hast, so sei es mir auch gegönnt, Deinen Verdiensten zu huldigen.“ Hierauf sprach der Jüngling eilf Glückssprüche, und nach jedem einzelnen derselben rutschte gar wunderlich eines der gold- und silberdurchwobenen Sammetkissen von dem königlichen Thron herab, auf welchem der König saß und in Angst und Entsetzen alle Farben wechselte. „Mein zwölfter und letzter Wunsch, o König,“ sprach der Jüngling hohnlachend, „sei der, daß Du nie wieder der Gefahr läufst, Menschen zu morden, um mit ihrem Blute Dir den Thron der Völker zu erkaufen, und daß diese Zungen, die ich nach einem furchtbaren Kampf mit dem Drachen am See mir erbeutet, Dich von der holden Seite der schönen Königstochter peitschen, und Dich recht bald nach Verdienst zu Tode geißeln mögen.“

Nachdem der Jüngling seine Rede geendet, und auch das letzte Sammtkissen vom Throne rutschte, schleuderte er die zwölf Zungen auf das Haupt des Königs, der in quälender Angst den versammelten Hochzeitsgästen seinen schwarzen Betrug gestand und weinend und heulend um Gnade flehte. Die holdselige Königstochter, hocherfreut den abscheulichen Zigeuner in Verlust, den blondgelockten Jüngling aber in ihrem lebenslänglichen Besitz zu wissen, reichte mit jugendlicher Sanftmuth dem Wackeren die Hand, und bestieg, nachdem die priesterliche Einsegnung noch an demselben Tage zum lauten Jubel der versammelten Reichsgroßen und des ganzen königlichen Schlosses geschah, mit ihm den Thron, um durch lange Jahre zum Segen und Ruhm des Volkes mit milder und beschützender Hand das Ruder des Staates zu lenken.

Noch am Tage, an welchem der königliche Koch seines schändlichen Betruges überwiesen worden ward, ereilte ihn die wohlverdiente Strafe, indem er mit glühenden Zangen gezwagt, und dann von einigen feurigen Rossen zu Tode geschleift wurde. Hund und Katze, die, wie die Sage erzählt, sich in Menschen verwandelt hätten, erfreuten sich in der Folge eines großen Ruhms, so wie des Jünglings altes Mütterchen, das ihn so oft in jungen Jahren mit Maulschellen bedachte, konnte von vielem Glück und zahlreichen, glänzenden Ehrenbezeugungen in den Herbsttagen ihres Lebens sprechen.

Neugriechische Märchen von Kalliopi.

III. Die drei goldenen Aepfel.

Es war einmal ein reicher und mächtiger König, der lebte in einem herrlichen Pallast, und hatte alles, was sein Herz begehrte, nur daß seine Frau kinderlos war. Die Königin trauerte auch darüber und that manches fruchtlose Gelübde, um den gewünschten Segen zu erlangen; endlich gelobte sie, wenn ihr ein Kind geschenkt würde, wolle sie drei Springbrunnen machen, davon sollte der eine vierzig Tage lang Milch, der andere Honig, der dritte Wein für die Armen ausströmen. Nach einiger Zeit erfüllten sich die Wünsche der Königin und sie gebar einen schönen Knaben. Ueberglücklich vergaß sie bei Freuden und Festen zu Ehren des jungen Gastes ihr Gelübde ganz. Da träumte ihr einmal des Nachts: eine alte Frau stände an der Seite ihres Bettes und drohe ihr, wenn sie jetzt ihr Gelübde nicht endlich erfülle, werde der junge Prinz sterben. Des Morgens erzählte sie den Traum ihrem Gemal und drang in ihn, daß er doch jetzt die Brunnen machen lassen möchte; er aber achtete nicht darauf und es geschah nichts. Die folgende Nacht hatte die Königin denselben Traum und sie drang des Morgens wieder in den König auf diese Warnung zu achten, aber vergebens. Die dritte Nacht stand die alte Frau wieder an ihrem Bett, aber mit einem finstern drohenden Gesicht. Die Königin, nun ernstlich beunruhigt, überredete ihren Gemal, daß die Sicherheit ihres Sohnes von der Erfüllung dieses Gelübdes abhänge, und der König, der sie nicht länger quälen wollte, erfüllte ihre Bitte. Es wurde nach Arbeitern geschickt, und in kurzer Zeit ließ der König durch sein ganzes Reich verkündigen, daß alle Armen kommen und aus den Brunnen schöpfen sollten, welche vierzig Tage für sie springen würden. Den Tag, nachdem diese vierzig Tage verflossen waren, erschien, eine alte Frau an der Thüre des Pallastes, und bat um Erlaubniß, aus den Brunnen zu schöpfen. Der junge Prinz, welcher nun schon 8 oder 9 Jahre alt war, sah gerade aus dem Fenster, als sie kam, fuhr sie hart an, und befahl ihr sogleich wegzugehen, da die vierzig Tage vorüber seien und die Brunnen aufgehört hätten zu spielen. Da warf die alte Frau einen wüthenden Blick auf ihn und rief: „daß alles Ungemach über dich komme, weil du einer armen Frau eine Bitte abgeschlagen hast, und darum verfluche ich dich mit dem Fluche die drei goldenen Aepfel zu suchen.“ Nun war dieß Suchen oft schon unternommen, hatte aber immer denen, die es wagten, das Leben gekostet: denn ein schrecklicher Drache bewachte diese goldenen Aepfel Tag und Nacht. Die Königin war tief betrübt, als sie das hörte und ließ sich sogar herab, selbst zu der alten Frau zu gehen und ihr alles anzubieten, was sie begehrte, wenn sie nur diesen Fluch von ihrem Sohne nehmen wollte. Die alte Frau aber antwortete: „Das ist unmöglich; der Fluch ist einmal über meine Lippen gekommen und kann nicht zurück, dein Sohn muß es über sich nehmen.“ Nun wuchs der junge Prinz und kam zu den Jahren des Mannesalters, und wurde schön, fein und tapfer. Als er sein einundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, nahm er einen thränenreichen Abschied von seinen Freunden, gürtete sich das Schwert um und zog aus zu dem ihm bestimmten Abenteuer. Er reiste weit und lange Zeit immer auf derselben Straße; endlich kam er an einen Strom und gewahrte am Ufer eine junge Drachin, die war beschäftigt Kleider zu waschen; aber mit Verwunderung sah er, daß sie statt Wasser aus dem Strom zu nehmen, alle Kleider mit ihrem Speichel wusch. Das war aber eine langweilige Arbeit, und die arme junge Drachin spie und spie und kam

Digitized by Google

doch nicht recht voran. Der junge Mann näherte sich ihr freundlich und sprach: „ich will dich viel leichter und besser waschen lehren, so wie man es in unserem Lande thut“ Dabei nahm er etwas Wasser aus dem Strom, schüttete es über die Kleider und wusch in einer Minute mehr als sie in vielen Stunden. Das sah die junge Drachin aufmerksam an und sprach: „junger Mau, du hast mir einen großen Dienst geleistet, wie kann ich deine Freundlichkeit belohnen?“ „Zeige mir,“ erwiederte er, „wie ich die drei goldenen Aepfel finde.“ „Ach,“ sagte die Drachin, du willst in deinen Tod, doch will ich mein Bestes für dich thun. Geh zu jenem Feigenbaum und pflücke eine Feige von ihm ab; sie wird deiner Zunge bitter sein, aber kehre dich nicht daran, iß sie ganz und gar und dann rufe laut: daß du nie in deinem Leben etwas so Süßes gekostet hast; dann geh weiter zu jenem Fluß, trinke von seinem Wasser, es wird auch bitter sein, und rufe dasselbe. Nahe dabei ist die Höhle des Drachen. Schleiche dich leise hinauf und stiehl ihm, während er schläft, die drei goldenen Aepfel unter dem Kissen fort und dann eile, wenn dir dein Leben lieb ist.“ Der junge Mann dankte ihr von Herzen und ging seines Weges. Wie sie ihm gewiesen hatte, fand er den Feigenbaum gar schnell, nahm eine Feige von ihm, aß sie und rief: „das ist das Süßeste, was ich je geschmeckt habe.“ Dasselbe that er mit dem Fluß. Da sah er die Höhle des Drachen vor sich, schlich sich hinein, nahm die drei goldenen Aepfel unter dem Kissen des Drachen fort und ging davon. Kurz darauf erwachte der Drache, und als er seine Aepfel nicht fand, flog er brüllend hinter dem jungen Manne her zum Fluß und schrie: „Fluß, Fluß, ersäufe ihn!“ Aber der Fluß antwortete: „nein, ich gewiß nicht, denn er trank von meinem Wasser und er ist seit vielen hundert Jahren der erste Mensch, der es süß gefunden hat.“ Da schrie der wüthende Drache: „Feigenbaum, Feigenbaum, schlage ihn todt!“ Aber der Feigenbaum antwortete: „nein, ich gewiß nicht, denn er aß von meinen Früchten und er ist seit vielen hundert Jahren der erste Mensch, der sie süß gefunden hat.“ Da schrie der Drache zum dritten Male: „Drachin, Drachin, tödte ihn!“ Aber die Drachin antwortete: „nein, ich gewiß nicht, denn er lehrte mich waschen.“ So entkam der Prinz glücklich der großen Gefahr, hatte die drei goldenen Aepfel sicher in seinem Gürtel, und schlug den Weg nach Hause ein. Er war noch nicht sehr weit gegangen, da fand er eine Quelle, wollte sich an ihr erfrischen, und setzte sich dabei nieder. Indem fiel es ihm ein einen seiner goldenen Aepfel aufzuschlagen, um zu sehen, was darin sei. Er nahm einen Stein und zerklopfte ihn leise: und wie der Aepfel auseinander sprang, da stand eine Jungfrau da, schön wie der Tag und roth wie eine Rosenknospe. Erstaunt verbeugte sich der junge Prinz tief, und verliebte sich auch gleich in seine schöne Beute. „Schöne Jungfrau,“ sprach er, gib dich zufrieden eine Weile hier zu warten, daß ich in meines Vaters Haus gehen und den Zug bestellen kann, der dich als meine Braut in deine zukünftige Wohnung führen soll.“ Deß war die Jungfrau zufrieden, setzte sich bei der Quelle hin und erwartete seine Rückkehr. Wie sie so da saß, kam in der Ferne eine häßliche alte Negersclavin, von ihrer Herrin gesendet, um Wasser zu schöpfen. Kaum erblickte die junge Prinzessin sie, da floh sie auch schon ganz erschrocken auf einen Baum, der an der Quelle stand. Die alte Negerin kam heran, sah in dem Wasser den Widerschein des Angesichts der Jungfrau, meinte, es sei den Widerschein ihres eigenen, warf sogleich den Eimer weg und kam zu ihrer Herrin zurück. „Wo hast du das Wasser?“ fragte diese. „Ich bin viel zu schön,“ antwortete die Negerin, „um deine Wasserträgerin zu sein.“ „So?“ sagte die Herrin, „nun so nimm dieß für deine Mühe,“ und dabei schlug sie sie nicht wenig und schickte sie zum Brunnen zurück. So kam die alte Negerin wieder zum Wasser, aber dießmal sah sie schon von Weitem die Gestalt der Jungfrau, die auf dem Baume saß. Als sie ihren Irrthum entdeckte, füllte sich ihr Herz von Wuth an, sie ergriff die Jungfrau am Arm, riß sie vom Baum, zog ihr die schönen Kleider aus, und warf sie in den Brunnen. Dann zog sie selbst die Kleider der Prinzessin an, und erwartete die Ankunft des Liebhabers. Der kam zur rechten Zeit, mit herrlichen Gewändern angethan, und ein großes Gefolge hinter ihm, wie einem Königssohn zusteht. Als er aber an der Stelle, wo er seine schöne Braut gelassen hatte, die häßliche alte Negerin sah, schrack er zurück, und ein Zischeln ging durch das ganze Gefolge. Nun schämte er sich aber sie zu verläugnen, nahm sie mit sich, brachte sie seinen Eltern und das Hochzeitsfest ward bereitet. Als alle beim Festmahl saßen, erschien eine verschleierte Frau von gar schöner Gestalt am obern Ende der Halle und begehrte den Prinzen zu sprechen. Sie wurde vorgeführt, und der Prinz fragte sie gütig, was sie begehre? Sie erzählte die Geschichte der jungen Prinzessin unter falschen Namen und fragte dann: „Nun, o Prinz, was soll dem Menschen geschehen, der dieses schändliche Verbrechen begangen hat?“ Da riefen Alle und die alte Negerin zuerst: „er soll von wilden Pferden in Stücke zerrissen werden.“ Bei diesen Worten hob die verschleierte Gestalt den Schleier auf, der ihr Gesicht verhüllte und sprach: „dann siehe, o Prinz, ich bin die unglückliche Prinzessin, deine rechte Braut, vom Tode, den mir diese schwarze Sclavin zugedacht hat, gerettet durch die Nymphe jener Quelle.“ Ueberglücklich erkannte der junge Prinz die Züge seines geliebten Mädchens, das aus dem goldenen Aepfel gesprungen war, und befahl sogleich, daß an der ehrgeizigen Negerin der Spruch vollzogen werden sollte, den sie sich selbst gesprochen hatte. Das geschah, und das junge Paar lebte lange und glücklich miteinander. Ich wollte wir wären noch glücklicher.

Literatur.

Denkmäler

der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Herausgegeben von Dr. Ernst Guhl und J. Caspar. Taf. 1—63. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert.

Ein eifrigeres und systematisches Studium der Kunstgeschichte hat erst in neuester Zeit begonnen. Deutschland hat auf diesem Gebiete Rühmliches geleistet und Männer wie K. O. Müller, Schnaase, Kugler und Kinkel haben als Kunstgeschichtschreiber sich bedeutende Namen erworben. Durch diese Männer und ihre Geistesgenossen wurde das Interesse an der Geschichte der Kunst aller Orten

Digitized by Google

lebhaft angeregt. Man fühlte, daß man die Werke der Kunst nur dann verstehen und würdigen könne, wenn man sie in ihrem geschichtlichen Zusammenhange, in der Folge ihrer Entstehung, mit Rücksicht auf die allgemeinen historischen Einwirkungen betrachtet. Bald kam man zur Einsicht, daß die Kunstgeschichte nicht aus einer Menge von Namen und Jahreszahlen bestehen dürfe, sondern daß sie in der Betrachtung der Denkmäler lebendig werden müsse. Das Studium der Kunstgeschichte ohne Anblick der behandelten Kunstwerke ist eine unerquickliche und trostlose Arbeit. Das geschriebene Wort muß durch die Anschauung lebendig werden. Dieß kann in weiteren Kreisen nur durch ein Bilderwerk ermöglicht werden, das die bedeutendsten Denkmäler aller bildenden Künste übersichtlich wieder gibt. Die Verlagsbuchhandlung Ebner und Seubert in Stuttgart, der wir in neuer Zeit die Veröffentlichung vieler werthvoller Werke verdanken, unternahm es in vorliegendem Atlas diesem Bedürfnisse zuvorzukommen und scheute kein Opfer um das begonnene Werk zu einem Kunstwerke im wahren Sinne des Wortes zu erheben. Das ganze Werk wird aus 100 Kupfertafeln in Querfolio bestehen. Wie das gesammte Gebiet der Kunstgeschichte je nach ihren Entwicklungsperioden, nach ihren hervorragenden Richtungen, Schulen und Meistern vertheilt werden soll ist in einer beigelegten tabellarischen Uebersicht angedeutet. Der erläuternde Text ist von Hrn. Dr. Merz, der sich als Kunstkenner rühmlichst bekannt gemacht hat, geschrieben. Für Anordnung und Auswahl ist Kuglers Handbuch der Kunstgeschichte zu Grunde gelegt worden. Die Kunst auf ihren früheren Entwicklungsstufen wird auf 11 Tafeln, die klassische Kunst auf 22, die romantische Kunst auf 28, die moderne Kunst auf 39 Tafeln behandelt werden. Die Darstellungen sind durchweg den besten und zuverlässigsten Quellen entnommen und mit größter Treue und möglichster Deutlichkeit ausgeführt. Um die Einsicht in die architektonischen Kunstwerke uns zu erleichtern, finden sich neben den Ansichten auch öftres Grund- und Aufrisse und verschiedenartige Detailbildungen. Die jedesmaligen Styleigenthümlichkeiten sind möglichst genau beobachtet worden.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir eine kurze Uebersicht der bisher ausgegebenen Lieferungen geben. Die erste Tafel stellt Denkmäler des nordeuropäischen Alterthums dar, nämlich celtische Monumente und altheidnische Waffen und Geräthe. Die zwei folgenden Blätter führen uns Baudenkmäler und Bildwerke von Südamerika, Mexiko und Oceanien vor. Grabhügel und Pyramiden, Idole von den Sandwichsinseln und mexikanische Reliefs und Gefäße stehen hier in charakteristischer Auswahl nebeneinander. Die Tafeln 4, 5, 6 sind der egyptischen und nubischen Kunst gewidmet. Da begegnet uns vor allen das größere und kleinere Felsen-Monument zu Ipsambul mit seinen riesigen, in den Felsen gehauenen Figuren, von denen die größern aufrecht 80' hoch sein würden. An diese schließen sich die Pyramiden des Cheops, von Memphis und von Meroe, die riesigen Tempelbauten von Medinet-Abu, Elephantine und Philä. Von großem Interesse ist die Tafel 6, die uns die egyptische bildende Kunst darstellt. Diese Statuen und Basreliefs geben ein bedeutsames Zeugniß von der Bildung der Egypter. Wir finden hier die Vorbilder und Anfänge der ältesten griechischen Skulptur. Die zwei folgenden Tafeln (7—8) vertreten die persische Architektur und Skulptur. Das Bedeutsamste unter den mitgetheilten Werken sind die Prozessionsgruppen und Basreliefs am Palast von Persepolis. Die Tafeln 9, 10 und 11 sind der indischen Kunst gewidmet. Wir lernen hier die riesigen Bauten und die Bildnerei dieses wegen seiner Bildung berühmten Volkes kennen. Wie uns die epischen Dichtungen dieses Volkes wegen ihrer Erhabenheit und Großartigkeit ansprechen und fesseln, so diese riesigen Pagoden und Grottentempel. Unter den Bildwerken zeichnet sich das Bild Buddhas aus. An die indischen Kunstwerke schließt sich die assyrische Skulptur an. Hier treten uns größtentheils mythische Figuren entgegen. Sie zeichnen sich durch eine äußerst sorgfältige Behandlung aus. Stellten die bisherigen Tafeln die Kunst auf ihren frühern Entwicklungsstufen dar, so sind die 22 folgenden den Denkmälern der klassischen Kunst gewidmet. Die ersten 5 leiten diese Abtheilung, die den Glanzpunkt des Werkes bildet, ein. Sie enthalten Beispiele der altpelasgischen Bauweise der gesammten griechischen Architektur in ihrer eigenthümlichen Entwickelung, je nach den Modifikationen, welche durch die Verschiedenheit der Gegend und Zeit bedingt sind, und der altgriechischen Skulptur. Es werden auch hier für die Hauptelemente der künstlerischen Richtungen jedes einzelnen Styles möglichst charakteristische Darstellungen geboten, Gesammtkompositionen und Detailbildungen vorgeführt. Es dürfte schwer werden in gleichem Raume eine bessere Anschauung von den Eigenthümlichkeiten der griechischen Architektur zu erhalten. Grund- und Aufrisse, perspektivische Ansichten und verschiedenartige Detailbildungen gruppiren sich in wohlgefälliger Weise zusammen. Die Tafel 17 bietet eine Auswahl der Denkmäler aus der ersten Blüthezeit der Skulptur dar. Das Zeitalter des Phidias mit der unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Zeit ist Gegenstand dieser Tafel. Da zunächst die Tempelskulpturen zu berücksichtigen sind, so gibt Fig. 3 als vorbereitend ein Fragment vom Friese des Theseustempels und Fig. 12 vom Niketempel. Es folgt dann das Parthenon, dessen Bildwerke nach den verschiedenen Gattungen durch Fig. 4 bis 10 representirt werden. Als Beispiel des von Athen aus auch über den Peloponnes verbreiteten Tempelskulpturenstyles dient das Fragment vom Friese des Apollotempels zu Phigalia. Von Phidias grösseren Hauptwerken, dem olympischen Zeus und der Athene Promachos konnten nur Andeutungen gegeben werden. Es sind dazu Münzen von Olympia und Athen benutzt worden. Der attischen Schule derselben Zeit gehört ein treffliches Grabrelief (Fig. 14) an. Phidias selbst wird die Amazone des Vaticans zugeschrieben und als Gegensatz zu diesem Kunstwerke ist eine Amazonenstatue aus der argivischen Schule, die verwundete Amazone des Kresilaos (Fig. 16) dargestellt.

Auf Tafel 18 gehören Fig. 1 und 2 als muthmaßliches Abbild der polykletischen Hera und ein Kopf von den Giebelstatuen des Parthenon noch der vorigen Periode an. Fig. 3 gibt eine muthmaßliche Nachbildung des Diadumenos desselben Meisters. Die übrigen stellen Werke aus der zweiten Blüthezeit der griechischen Kunst dar, aus der Periode der Anmuth. Hier ist zuerst Skopas repräsentirt, dessen melische Aphrodite und Apollo als Citharöde hier abgebildet sind. Neben Skopas bewegte sich Praxiteles in Darstellungen höchster Anmuth. Ihm werden Apollo Sauroktonos, Aphrodite von Gnidos, Eros von Thespiä zugeschrieben. Apollo (Fig. 6) ist eine Jünglingsfigur von der äußersten Zartheit; Aphrodite (Fig. 7) zeichnet sich durch den unsäglichen Liebreiz der Formen und des Ausdrucks, Eros durch eine eigenthümlich zarte und sinnige Schwärmerei aus. An diese schließt sich die Gruppe der Niobiden (Figur 9—13), die schon im Alterthume bald Scopas, bald Praxiteles zugeschrieben wurde. Sie zeichnet sich durch ihre Formenschönheit, wie durch den Ausdruck einer tieferregten Leidenschaftlichkeit aus. Ein prächtiges Bild ist (Fig. 14) der vom Adler geraubte Ganimed, der dem Leochares zugeschrieben wird. Durch die größte Naturwahrheit zeichnet sich die Statue eines Diskusschleuderers (Fig. 16) aus. Zu bedauern ist, daß der lysippische Herkules nicht aufgenommen ist. Es ist dieß eine bedeutende Lücke in einem Werke, das eine möglichst vollständige Geschichte der Kunst in Bildern biethen will.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Trient am 10. August.

Heute begingen wir einen geschichtlichen Feiertag und eine Rückerinnerung an die Veranlassung dürfte dahier an seinem Platze sein. In der Pfarrkirche Santa Maria Maggiore stand und steht alljährlich ein großes Bild als Votivtafel mit einer Inschrift auf Papier daran geheftet und von einer neuen Hand geschrieben:

Voto
per la vittoria nel
1487
riportata a Calliano
dai Trentini capitanati
da Giorgio di Pietrapiana
contro Roberto Sanseverino
Duce Veneziano.

Dieß mit großen Buchstaben in der Form gebräuchlicher Inschriften, und seit 1848 unsers Erinnerns folgt in kleinen Buchstaben als Beisatz:

I fratelli hanno ucciso i fratelli

Dieß ist ein Vers aus dem Chor der Oper **Carmagnola** von **Alessandro Manzoni** geschrieben und heißt in dem Ende der Strophe so;

E sperate che gioja favelli
I fratelli hanno ucciso i fratelli
Quest' orrenda novella vi do.

Der ganze Stoff dieser Handlung erinnert an die Zerrissenheit aller frühern Zeiten in Italien, und wir bringen dieß nur deßhalb in Erinnerung, daß es mit Italien wie Deutschland an der Zeit wäre, doch endlich einmal unter seinen angestammten Landesfürsten zusammenhaltend festzustehen.

Berichtigung.

In der letzten Nummer des Phönix soll es in der Note zur „Edigna" heißen: Panzers Beiträge zur Mythologie S. 60. Die zweite Note ist gänzlich wegzulassen.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 30 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 35. Innsbruck, 28. August **1852.**

Halt' dein Leiden still verborgen.

Halt' dein Leiden still verborgen
Gib es nicht der Menge preis,
Die des Herzens tiefste Sorgen
Nimmer zu verstehen weiß.

Schließe dich in deine Kammer
Weine ungeseh'n, allein,
Nicht die Lust nur, auch der Jammer
Will gar zart gepfleget sein.

Offnen Blick und heitre Züge
Stelle zwischen Herz und Welt
Daß nicht Heuchelei und Lüge
Tödtlich in die Wunde fällt.

Würzburg. F. J. Freiholz.

Kämpfen, leben.

Wie haben wir in Kampf und Plage
So oft des Friedens Glück ersehnt,
Weil man die Rose seiner Tage
Im Dornendrang ersterben wähnt.

Und doch, was wäre dieser Frieden?
Des Todes Ruhe wohnte hier —
Gottlob! daß uns der Kampf beschieden:
So lang wir kämpfen, leben wir.

A. Freiherr v. Leutrum-Ertingen.

Des Lebens fünfte Wesenheit.

Erzählung von Philipp Will.

(Fortsetzung.)

Zuerst erholte sich Waldram von seinem sichtlichen Erstaunen. Mit ruhiger Fassung erwiederte er: „Hat nicht Theophrastus Paracelsus Bombastus den Stein der Weisen bereits aufgefunden? Sind nicht die Feuerweisen eingetreten in die Fußstapfen ihres hohen Meisters?“

„Wo schaust du die Früchte ihrer Enthüllungen? Ruht nicht unter der Erde Paracelsus, verstaubt und vergessen? Mein Sohn? Du gehörst zu denjenigen, welche träumen mit offenen Augen, und für Träumer halten, die da wachen. Du fassest nicht den Sinn meiner Worte, doch ich will reden. Hat nicht Paracelsus Gold und Unsterblichkeit in einer Verwandlung gewinnen wollen? In einem Entwicklungsgange Unbeseeltes erzeugen, Beseeltes festigen wollen zur Blüthe der Unsterblichkeit heißt Oel mit Wasser vermischen. Fürwahr das Reich meines Wissens ist nicht von Gold, und deßhalb von unvergänglicher Dauer. — Woran erhob Christus die gesunkene Menschheit von ihrem Falle, und reifte zur irdischen Auferstehung?

„Ein Kreuzesstamm war der Stamm unseres Heiles.“

„Und dieses Kreuz?“

„War aus dem Stamme eines Leben verhauchenden Baumes gehauen.“

„Ein Baum brachte uns Heil und Leben. Ein Baum wird auch dieses Leben zu einem ewigen verherrlichen.“

„O gewiß! denn Christus ist ja selbst der Baum des ewigen Lebens. Fürwahr, wer von seinem Fleische ißt und von seinem Blute trinkt, der wird leben in Ewigkeit.“

„Du sprichst von dem Brode der Unsterblichkeit, dessen Geheimniß verhüllt ist, dem geistigen Auge der Heerschaaren. Ich aber rede von einer Unsterblichkeit, begreifbar dem Verstande der Irdischen. Aufgefunden habe ich den Baum des ewigen Lebens. Es ist der Todesbaum Christi. In dem gelobten Lande preßte ich die geweihten Säfte aus dem ehrwürdigen Stamme, vermischte sie mit den heiligen Stoffen, und sprach die vorgeschriebenen Gebete. Da sagte mir eine innere Stimme, daß ich entdeckt den Baum der Erkenntniß, nicht der Erkenntniß des Guten und des Bösen, welche unsere Stammältern aus der Heimat irdischer Glückseligkeit vertrieb, auf uns alles Unglück und Elend verpflanzte, nein den Baum jener höhern Erkenntniß, welche unsere sittliche Selbstbestimmung nur der Wahl zwischen Heiligem und Geheiligterem preisgibt, den Baum der Freiheit, welche aufhebt alle Willkür. Untergraben wird er jenen Paradiesesbaum, welcher durch die Erkenntniß die Sünde, durch die Sünde Elend und Sterblichkeit auf Evas Enkel brachte. Wurzelschlagen wird er an Jenes Stelle, und aufblühen zum Himmel, und denen, die von seinem Blute trinken, eine höhere Erkenntniß bringen, die Erkenntniß der Tugend und unsterblicher Glückseligkeit auf Erden. Glaubt mir, ich habe getrunken von dem Safte seiner Adern, und schon durchströmt mich neu belebendes Gefühl. Jetzt — ich ahne es — wird bald die große Verwandlung vor sich gehen. Mußte unser Herr und Heiland den bittern Leidenskelch bis zum Tode trinken, das große Werk der Auferstehung zu vollbringen, was soll der Mensch sich weigern, den Trank des Elendes bis zur Hefe der Sterblich-

Digitized by Google

keit zu kosten, daß er neuverjüngt auferstehe zur ewigen, himmlischen Glückseligkeit auf Erden?“

„O sprich nicht von jener großen Verwandlung, die mich von dir trennen würde, mein Vater! oder laß mich ausruhen mit dir im Grabe der Läuterung.“

„Stille, mein Kind, deine Zeit ist noch nicht gekommen. Erst muß ich wiederkehren und dich segnen zum Bündnisse mit Waldram. Der wird bis dahin dein Freund sein. Siehe, die Sünde brachte Elend und Sterblichkeit, mit beiden gab sie der Natur die Herrschaft über unser Sein, die Tugend muß wieder beide hinwegnehmen von der Welt und uns das Scepter wiederbringen über die geheimwirkende Kraft der Naturwesenheiten. Wer aber von dem Blute des ewigen Lebensbaumes trinken und durch dieses Blut sein Herz einweihen will zum Heiligthum ewig blühender Tugend, dem darf es nicht genügen, nur das Ende der Leidensprüfung bestehen zu wollen. Durchwandern muß er die ganze Schule der Drangsale vom Anfange an, und sich treu bewähren bis zum Ende. — Doch verlaßt mich jetzt. Mein müdes Haupt bedarf der Ruhe.“

Beide gingen mit verschiedenen Gefühlen, Waldram in seine bescheidene Künstlerwohnung, Donna Maria in ihr Schlafgemach. Auch Alonso schloß vorsichtig die heilige Stätte der geheimen Wissenschaft, einige Stunden dem Schlummer zu gönnen.

Des andern Tages stand Donna Maria vor dem Sterbebette ihres Vaters. Tiefes Nachdenken, verbunden mit emsigem Wachen und anhaltendem Fasten, hatte seine erschöpften Kräfte völlig verzehrt. Das Haupt auf die Kissen zurückgelehnt, welche an Waldrams Armen eine feste Stütze hatten, sprach er mit gebrochener Stimme:

„Waldram sei ein treuer Beschützer meinem Kinde, damit ich ruhig im Grabe schlummern kann. Bringe auch meinem Bruder, dem frommen Einsiedler des nahen Gebirges, die Trauerbotschaft meines Todes. Marie, mein Kind! tritt näher und empfange aus meiner Rechten ein Fläschchen des ewig beseelenden Balsams. Laß meine Gebeine beisetzen in der Gruft meiner Väter, und nach drei Monden öffne den bleiernen Sarg, denn bis dahin wird vor sich gegangen sein die große Verwandlung, welche meinen Staub festigt, unzerstörbar für die Schrecknisse der Natur. Dann werde ich wiederkommen und dich segnen zum ewigen Treubunde mit Waldram.“

Er legte sein Haupt zurück und war heimgegangen in das Reich der Gerechten. Marie küßte die erblaßten Lippen ihres Vaters. Waldrams Schmerz war stumm, aber aufrichtig.

Vor dem Bilde.

In seinem Künstlerstübchen saß Waldram vor dem fast vollendeten Meisterwerke seines Geistes: die Gottesmutter und Johannes weilten vor dem Kreuze des Welterlösers, und dieser wandte sich mit unaussprechlichem Blicke zu seinem geliebten Jünger, indem er auf Marien hinwies, als wollte er sagen: „Siehe Johannes! deine Mutter.“ Wer hätte nicht in den schmerzgepreßten Zügen der Jungfrau die treue Abbildung Donna Marias erkennen müssen? „Siehe, Waldram, deine Braut!“ lispelte er mit kaum hörbarer Stimme, als fürchtete er, durch Worte den süßen Gedanken zu entweihen. Jetzt legte er Pinsel und Farben weg, und stützte das nachsinnende Haupt in der Rechten: Deutschland, seine geliebten vaterländischen Gauen entfalteten sich seinem geistigen Blicke. Mit stiller Wehmuth gedachte er der liebenden Eltern, die hinübergeschlummert waren in die Heimat des Friedens, ohne ihre segnende Rechte auf das Haupt ihres Sohnes zu legen. Diese theuern Eltern hatte er für immer verlassen können, war geschieden von der vaterländischen Erde, geschieden aus Italien, der Wiege der Kunst, nur um der Braut seines Herzens stets nahe zu sein. Er hatte Maria in Florenz, wo sie längere Zeit mit ihrem Vater weilte, kennen und achten gelernt. Wie war, unbewußt seiner schuldlosen Seele, dieser Achtung Liebe entkeimt?

Mißmuthig malte er weiter. Noch glichen die Züge der Jungfrau nicht dem Bilde, welches in seiner Seele wohnte. O Staubgeborner! nur im Unglück vermagst du Großes zu vollbringen, darum sollte dieses Bild Waldrams schönstes Kunstgemälde werden, denn es reifte in der bittersten Stunde seines Lebens zur Vollendung.

Vier Wochen waren seit Don Alonsos Heimgange verflossen. Ist die Zeit ein lindernder Balsam für jede Wunde, so mußte dieser Monat Marien wie eine flüchtige Stunde verronnen sein. Verschlossen gegen die Außenwelt verlor sie sich ganz in ihre schmerzlichen Gefühle, welche sie selbst durch die zärtliche Theilnahme ihres Freundes zu entweihen glaubte. Doch immer tiefer griff der Gram in ihr inneres Leben, immer matter drohte die Kraft der Dulderin zu verglimmen, je mehr sie sich selbst gestehen mußte, diese große Bürde allein zu tragen. Jetzt — ahnte sie — habe sie bis auf die Hefe den herben Trank des Elends gekostet. Nur noch ein Tropfen und der Kelch war geleert. Er war bitter zu trinken, aber süß im Vorgefühle ewiger Vereinigung mit den geliebtesten Eltern. Sie hatte Waldram gekränkt, ihn mußte sie versöhnen, dann konnte sie ruhig entgegen gehen der großen Wandlung zur Unsterblichkeit.

Eines Abends vertraute ihr Waldram das süße Geheimniß seines Bildes, bei welchem er das Ideal seiner Seele zum Vorbilde genommen, und das nun rasch zur Vollendung gedeihe.

„Wohlan, so sende mir das Bild. Ich will sehen, ob ich mich wiedererkenne in dem Ideale deiner Seele. Das sei mein letzter Schmerz, in meinem Freunde einen Schmeichler gefunden zu haben.“

„O meine Schwester! Vergib der Liebe, wenn sie frevelte, wenn sie es wagte, dem gottgeweihten das Menschliche unterzuschieben. Aber der Künstler, der mit lebensfrischer Farbe das Heilige versinnlichen soll, zu glühendem Gebete anzufachen ein stillgläubiges Herz, darf nicht dem todten Reiche der Ueberlieferung sein Ideal entlehnen. Warm und lebendig muß das Bild in eigner Seele stehen, damit auch Leben seine Schöpfung athme. Und Marie, die Göttliche, war sie nicht ganz Mensch, wie wir, den Erdenprüfungen unterworfen, wie wir?“

„Ein Mensch in höchster Vollendung. Uebermenschlich waren ihre Prüfungen, überselig die Freuden, die ihrer harr-

Digitized by Google

ten. Darum mußte auch die Kraft ihrer Seele eine überirdische sein.«

»Glaube das nicht! Nur Vollkommenheit, nicht Vollendung war ihr Loos, nur die Vollkommenheit, welche wir Jenen so gerne beilegen, die wir in diesem kurzen Erdentraum achten und lieben gelernt haben. Marie! so lebst du in meiner Brust. Zürne nicht, wenn die Kunst sich in das Geheimniß meines Herzens stahl. Denn sie ist der treue Abdruck meines tiefsten, meines innigsten Ich.«

Zwei Thränen perlten in Marias Augen. Waren es Perlen der Liebe?

Der Künstler fuhr fort: »Wenn ich dich malen könnte, so warm, so lebensinnig, wie du in meiner Seele stehst, wie glücklich fühlt' ich mich? Noch einmal laß mich den Pinsel ansetzen; jetzt, da sich mein Auge an deinem Blicke stärkte, fühl' ich mich mächtig hingezogen, auszudenken den Gedanken meiner Seele. Dann schick' ich dir das Bildniß.«

»Nein, Waldram! Jetzt gleich. Jetzt lese ich in deiner Seele, wenn ich auf das Bild schaue. Später könnte das Kunstwerk den Künstler selbst belügen.«

»Sei es.«

»Noch Eines. Ich weiß nicht, aber eine nie gekannte Gemüthsstimmung überwältigt mich heute. Laß mich deßhalb allein mit dem Bilde.«

Waldram ging.

Eine Stunde später befand sich Donna Maria allein in ihrem Zimmer. Ihr Auge ruhte bald auf der untergehenden Sonne, bald auf Waldrams Gemälde. Beides mahnte sie an den Abschied. Jetzt wollte sie sterben und schaute ruhig dem zeitlichen Tode entgegen. Die Sonne kehrte wieder und auch sie sollte einst all' ihre Lieben wiedersehen.

Gisela, ihr Kammermädchen, trat ein.

»Verzeihung, Donna! wenn ich störe, aber hier ist das von ihnen bestimmte Fläschchen.«

»Gib her, und laß mich heute allein.«

Vorsichtig verriegelte hierauf Marie die Zimmerthüre, schloß die Läden, ließ die Fenstervorhänge herab und erleuchtete dieses künstliche Dunkel mit einer Nachtlampe. Dann kniete sie sich vor Waldrams Bild des Gekreuzigten und weinte und betete. Christus hatte gebetet, bevor er den Kelch des Leidens trank, und ein Engel des Himmels stärkte ihn. Auch sie erhob sich, wunderbar gestärkt. Rasch setzte sie sich an ihren Tisch und schrieb:

»Mein Waldram!«

»Wenn du diese Zeilen liesest, bin ich schlafen gegangen, zu erwachen in den Armen meines Vaters. Nicht Abschied konnt ich von dir nehmen, denn mein Herz wäre unterlegen dem namenlosen Schmerze und es bedurfte der Stärkung auf dem letzten Leidenswege. Darum nahm ich Abschied von dem Ausdrucke deines Geistes. Vor deinem Bilde erflehte ich mir Kraft vom Himmel, vor deinem Bilde will ich sterben. Bei deiner Liebe zu mir bitte ich dich: trauere nicht um mich! Nur im Kusse der Freude begegnen sich unsere Seelen. Bringe meinem Oheim meinen Scheidegruß, sag ihm, er möge mich ruhen lassen zwischen den Gebeinen meiner Eltern. Am Auferstehungstage meines Vaters öffne auch meinen Sarg. Dann sehen wir uns wieder, dann schlägt auch bald die Feierstunde unserer ewigen, glücklichen Vermählung.

Gedenke oft

deiner sterbenden Marie.«

Zahllose Thränen benetzten das Blatt, und machten die Schriftzüge unkenntlich. Aber kein einziges Mal hatte sie den Brief zerrissen, ihn wieder zu beginnen. Die Stunde war zu heilig, und wahre Liebe bedarf nicht der Versicherung gewählter Worte, wenn man sich gegenseitig der tiefinnigsten Empfindungen versichert weiß.

Noch einmal kniete sie vor dem Bilde nieder und leerte mit ergebenen Zügen des Fläschchens Inhalt bis zum letzten Tropfen. Tiefer und tiefer und tiefer neigte sich unwillkürlich das Haupt der Beterin, bis sie, die Füße des Gekreuzigten küssend, bewußtlos niedersank.

Von der Straße herauf erklangen die Töne einer Mandoline, und eine kraftvolle Tenorstimme sang die letzten Worte eines Liedes:

»O Heißgeliebte! ruhe süß,
Nichts störe deinen Schlummer;
Dem Schläfer winkt das Paradies,
Dem Wacher Schmerz und Kummer.«

Des andern Tages um die zehnte Stunde eilte ein Diener in Waldrams Wohnung mit der Nachricht, daß sich seine Gebieterin gegen ihre Gewohnheit bis jetzt noch nicht habe blicken lassen, und daß es sich in ihrem Schlafgemache unheimlich still verhalte.

Der Maler stürzte dem Unglücksboten nach. Man öffnete die Thüre gewaltsam. Da lag die Dulderin vor dem Bilde, aber die göttliche Jungfrau auf dem Gemälde war mit einem schwarzen Tuche bedeckt.

»Jetzt will ich mein schönstes Bild vollenden,« rief der Maler schmerzvoll aus.

Wahn und Wahnsinn.

Matt erleuchtete eine von der Decke herabhängende Lampe ein prachtvolles Gemach. Auf einem weichen Flaumbette ruhte eine weibliche Gestalt, das bleiche Gesicht der Wand zugekehrt. Kaum hörbare Pulsschläge verriethen ein leises Leben in der Schlafenden. Zwei Männer standen an dem Lager. Der mattglimmende Blick des Auges, die gebleichten Wangen ließen in dem Einen den abgelebten Wüstling erkennen, der, wie eine vom giftigen Hauche getroffene Rose, im Frühling seines Lebens verblühte Der Andere mochte ein Greis sein. Wenigstens bezeugten dieß die grauen, nur spärlichen Haupthaare, die eingefallenen Züge, die zitternde Stimme. Ein sarkastisches Lächeln spielte um seine dünnen Lippen; das grobhaarige Gewand, der Strick, der als Gürtel diente, ließen einen frommen Ordensmann vermuthen.

»Ihr habt meine vollkommene Zufriedenheit verdient. Nehmt dieß einstweilen als Anerkennung,« rief Don Rodrigo und reichte dem Geistlichen eine Börse dar, welche derselbe nachlässig in den Falten seines Ordenskleides verbarg.

»Nicht allzu rasch junger Mann! Donna scheint zu erwachen. Wir müssen uns zurückziehen und ihr die ersten Augenblicke des wiederkehrenden Lebens ungestört lassen.«

Mit diesen Worten verließen Beide das Gemach.

Digitized by Google

„Vater! Waldram!“ lispelte es von den Lippen der Schlafenden, und ihre Arme bewegten sich, als wenn sie einen unbestimmten Gegenstand umfassen wollten. Da stieß sie sich heftig an die Wand; ein Schmerzensschrei entfuhr ihren Lippen und sie erwachte.

Die ersten Augenblicke ihres Erwachens mußten Donna Maria — denn wer hätte nicht errathen, daß sie die Unglückliche war? — ein furchtbares Räthsel sein. Mit starren Blicken schaute sie in den ihr unbekannten Räumen umher, bis ihre Sinne völlig wiederkehrten. Jetzt suchte sie sich vom Lager zu erheben, aber ihre Kräfte verließen sie. Matt sank sie auf ihr Kissen zurück.

„Wo bin ich?“ rief sie mit sterbender Stimme. Leise öffnete sich die Thüre und eine Dienerin trat herein.

„Mein gnädiges Fräulein hat gerufen?“

Keine Antwort erfolgte. Da nahte sie sich vorsichtig dem Bette und ergriff Donna Marias Hand, während sie mit einem Fläschchen stärkenden Balsams den schwachen Athem zu beleben suchte.

Donna Maria hatte sich schnell erholt. „Gisela!“ entfuhr unwillkürlich ihren Lippen und mit fragendem Blicke betrachtete sie die mit ihrer Pflege beschäftigte Dienerin.

„Meine gute Gebieterin!“

„Wie kommst du hieher an diesen fremden Ort?“

„Dieselbe Frage könnte ich an euch stellen, mein gnädiges Fräulein!“

„Sprich um des Himmelswillen, oder ich werde wahnsinnig.“

„Ich will Alles gestehen, aber sichern sie mir zum Voraus ihre gütige Verzeihung zu.“

„Sprich, sprich! Die Minuten verlängern sich zu Jahren.“

„Ich habe aus ihrem Fläschchen den Rest getrunken des Verwandlungssaftes, der uns zur Unsterblichkeit läutert. Konnte denn die treue Magd leben ohne ihre gute Herrin? Nein, sie mußte mit ihr sterben, mit ihr wieder auferstehen zu können.“

„War ich denn todt?“ fragte Maria mit gläsernem Blicke.

„Sie lagen im Sarge und wurden bestattet in der Gruft ihrer Väter. Herr Waldram weinte bitterlich an ihrer Leiche. Mehr todt als lebendig wankte auch ich dem Zuge nach. In der Gruft angelangt, wollte ich zum letzten Male die Füße meiner Gebieterin mit meinen Thränen benetzen, da sank ich zusammen und war — todt. — Die Kraft des beseeligenden Trankes hatte in mir gewirkt.“

„Ich, ich war im Sarge? — Herr Gott! — meine Sinne schwinden. — Geh, geh! — — du lügst.“ —

„Fragen sie selbst Pater Franzesco, den Arzt. Er wird bald hier sein.“

Gisela entfernte sich. Verzweiflungsvoll stürzte Marie von dem Lager auf den Boden. Wild raufte sie sich das Haar, und schrie mit fürchterlicher Stimme:

„Weh mir! weh mir! — Bin ich nicht eine Todte? — Träumte ich nicht? — O ich träumte so süß! Ich war bei Vater und Mutter, und beide umarmten mich und hatten ihr Täubchen so lieb. — Waldram! Waldram! rette mich! — Ja, ja — ich bin unsterblich. — Vater! du hast den Himmel herabgerissen von seinem Sitze, aber die Erde wandelt ihn zur Hölle.“

Sie war wahnsinnig.

Pater Francesco trat ein. Er wollte sich der Unglücklichen nähern, aber diese schlug um sich und mußte von den herbeigerufenen Dienern gewaltsam auf das Lager geschleppt und festgehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur neuesten Lirik.

Das geistliche Jahr von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Stuttgart bei Cotta.

Gedichte von Oskar von Redwitz. Mainz bei Kirchheim und Schott.

Sine ira et studio!

Mit dem Jahre 1848 schien in der poetischen Produktion eine Art Stillstand einzutreten; mochte es auch nicht an Dichtern fehlen, die in geweihter oder ungeweihter Schale kastalisches Wasser ausboten, so achtete doch das Volk weniger auf sie, weil die Aufmerksamkeit der Politik und ihren erschütternden Stürmen zugewendet war. Berücksichtigung fand nur, was in einer bestimmt ausgesprochenen Zeitrichtung sich bewegte. Nachdem jedoch die sehnsuchtsvolle Hoffnung der deutschen Nation auf ein großartigeres öffentliches Leben vorläufig zu nichte geworden und der gewaltige Strom seiner Aufregung zurückgestaut war, so ließen sich auf dem Büchermarkte wieder die alten Stimmen hören, als sollten nach dem Schmerz der erfahrenen Täuschung Lieder Trost bringen oder auch einschläfern. Leider trägt nur ein geringer Theil von der großen Masse poetischer Produktion das Gepräge männlicher Kraft. Daß dennoch manche Werke „Mode“ wurden, ist nur ein Zeichen von der tiefen Krankheit unserer Zeit. Doch wir wollen uns keinen allgemeinen Betrachtungen hingeben, sondern zu den uns vorliegenden Bänden greifen, und sie, wie sie auf den Büchertisch von da oder dorther kamen, der Reihe nach kurz besprechen. Oberster Grundsatz für das Urtheil bleibe das Gesetz des Schönen, die Rücksicht auf irgend einen Partheistandpunkt soll uns nicht hindern den Spruch des alten Propheten vor Augen zu halten: „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß machen, die aus Sauer süß und aus Süß sauer machen.“

In einem sehr eigenthümlichen Kreise bewegt sich die Rheinländerin Droste-Hülshoff, welche vor Kurzem das Zeitliche gesegnet hat. Deutschland verlor an ihr eine hochstehende Dichterin. Bereits vor mehreren Jahren erschienen Gedichte von ihr bei Cotta, welche alsobald den Beifall aller Kenner erwarben, wenn sie auch in jenen Kreisen, wo man mit der Poesie wie mit allen Künsten nur tändelt, wenig Verbreitung fanden. Wie sollten sie auch? Ihr fast männlicher Tiefsinn vertrug sich nicht mit der leichten Coquetterie des Salons, ihre Bilder waren voll strengen Ernstes, die Umrisse groß, es fehlten die feinen Lasuren, das weichliche Verschmelzen der Farben und Linien, Vorzüge sehr zweifelhafter Natur, welche die Werke manches andern Poeten, der sonst nicht würdig wäre, ihr die Schuhriemen aufzulösen, als Galanteriewaare in Mode brachten. Der Nachlaß dieser hochbegabten Frau liegt uns nun in dem Büchlein: „das geistliche Jahr nebst einem Anhange religiöser Gedichte“ vor. Ein großes Publikum wird dieses Werk schwerlich finden, denn dafür ist

Digitized by Google

es zu gehaltvoll und setzen wir es immerhin bei, in einer Richtung, der überhaupt in allen Jahrhunderten nur wenige folgten. Die Muse der edlen Frau trägt hier die Dornenkrone der Ascese, das graue Kleid der Demuth, sie hat sich abgethan des irdischen Reizes um rein und keusch im Chor der Himmelsbräute mitzusingen, nicht Lenzesfreude und Liebeslust ist ihre Devise, sondern jener thränenreiche Spruch des königlichen Harfners: Miscebam cibum meum lacrymis et potum meum cineribus. Und doch, wie ergreifend sind diese Lieder! Dieser Aufschrei des verlassenen Herzens zu Gott, dieses Losringen vom Unglauben und Wahn, denen auch sie unterlag, diese markerschütternde Klage über die Sünde, dieses Zagen und Hoffen, das selige Jauchzen, wenn der Ewige naht und dann die stille milde Ruhe im Schooße des Allerbarmers! Die Gesänge dieser Dichterin gemahnen nicht selten an die schönsten Kirchenlieder, wie z. B. das schöne Lied Seite 172 an Luthers Choral: ein veste Burg erinnert; die neue Nachtigall vom Rheine hat jene Trutznachtigall von Spee an Tiefe und Innigkeit weit übertroffen. Zu den schönsten Liedern gehören das zu heil. drei Königen, vom verdorrten Feigenbaume, vom Königlein mit dem kranken Sohne, und am Weinachtstage. Die Sprache dieser Gedichte ist warm und edel, bisweilen jedoch, weil sie äußeren Schmuck zu sehr verschmäht, hart, ungewöhnlich und dunkel, die Fügung der Worte hie und da verworren, dieß wird jedoch durch andere Vorzüge völlig aufgewogen. Was an Musik fehlt, ersetzt die Plastik, die Vergleiche und Bilder sind originell, der Inhalt vor allem wahr und tief empfunden. Geist und Herz können sich an diesem Büchlein erbauen, es ist jedenfalls eine seltene Erscheinung! Wir heben zwei Gedichte aus, eines aus dem geistlichen Jahre, das andere aus dem Anhange.

Am Feste der heil. drei Könige.

Durch die Nacht drei Wandrer ziehn,
Um die Stirnen Purpurbinden,
Tiefgebräunt von heißen Winden
Und der langen Reise Mühn.
Durch der Palmen säuselnd Grün
Folgt der Diener Schaar von weiten;
Von der Dromedare Seiten
Goldene Kleinode glühn.
Wie sie klirrend vorwärts schreiten,
Süße Wohlgerüche fliehn.

Finsterniß hüllt schwarz und dicht,
Was die Gegend mag enthalten;
Riesig drohen die Gestalten:
Wandrer fürchtet ihr euch nicht?
Doch ob tausend Schleier flicht
Los' und leicht die Wolkenaue:
Siegreich durch das zarte Graue
Sich ein funkelnd Sternlein bricht.
Langsam wallt es durch das Blaue,
Und der Zug folgt seinem Licht.

Horch die Diener flüstern leis':
Will noch nicht die Stadt erscheinen
Mit den Tempeln und den Hainen,
Sie der schweren Mühe Preis?
Ob die Wüste brannte heiß,
Ob die Nattern uns umschlangen,
Uns die Tiger nachgegangen,
Ob der Glutwind dorrt den Schweiß:
Augen an den Gaben hangen
Für den König stark und weiß.

Sonder Sorge, sonder Acht,
Wie drei stille Monde ziehen
Um des Sonnenstrahles Glühen,
Ziehn die Dreie durch die Nacht.
Wenn die Staublawine kracht,
Wenn mit grausig schönen Flecken
Sich der Wüste Blumen strecken:
Schaun sie still auf jene Macht,
Die sie sicher wird bedecken,
Die den Stern hat angefacht.

O ihr hohen heil'gen Drei!
In der Finsterniß geboren
Hat euch kaum ein Strahl erkoren,
Und ihr folgt so fromm und treu!
Und du meine Seele, frei
Schwelgend in der Gnade Wogen,
Mit Gewalt an's Licht gezogen,
Suchst die Finsterniß auf's Neu!
O wie hast du dich betrogen;
Thränen blieben dir und Reu!

Dennoch, Seele, fasse Muth!
Magst du nimmer gleich ergründen
Wie du kannst Vergebung finden:
Gott ist über Alles gut!
Hast du in der Reue Flut
Dich gerettet aus der Menge,
Ob sie dir das Mark versenge
Siedend in geheimer Glut,
Läßt dich nimmer dem Gedränge
Der dich warb mit seinem Blut.

Einen Strahl bin ich nicht werth,
Nicht den kleinsten Strahl von oben!
Herr, ich will dich freudig loben,
Was dein Wille mir bescheert!
Sei es Gram, der mich verzehrt,
Soll mein Liebstes ich verlieren,
Soll ich keine Tröstung spüren,
Sei mir kein Gebet erhört:
Kann es nur zu dir mich führen,
Dann willkommen Flamm und Schwert!

Gethsemane.

Als Christus lag im Hain Gethsemane
Auf seinem Antlitz mit geschlossnen Augen:
Die Lüfte schienen Seufzer nur zu saugen,
Und eine Quelle murmelte ihr Weh
Des Mondes blasse Scheibe wieder scheinend:
Da war die Stunde, wo ein Engel weinend
Von Gottes Throne ward herabgesandt,
Den bittern Leidenskelch in seiner Hand.

Und vor dem Heiland stieg das Kreuz empor,
Daran sah seinen eignen Leib er hangen,
Zerrissen, ausgespannt; wie Stricke drangen
Die Sehnen an den Gliedern ihm hervor.

Digitized by Google

Die Nägel sah er ragen und die Krone
Auf seinem Haupte, wo an jedem Dorn
Ein Blutstropfen hing, und wie im Zorn
Murrte der Donner mit verhaltnem Ton.
Ein Tröpflein hört' er, und am Stamme leise
Herniederglitt ein Wimmern qualverloren:
Da seufzte Christus, und aus allen Poren
Drang ihm der Schweiß.

Und dunkler ward die Nacht, im grauen Meere
Schwamm eine todte Sonne, kaum zu schauen
War noch des qualbewegten Hauptes Grauen
Im Todeskampfe schwankend hin und her.
Am Kreuzesfuße lagen drei Gestalten:
Er sah sie grau wie Nebelwolken liegen,
Er hörte ihres schweren Odems Fliegen,
Vor Zittern rauschten ihrer Kleider Falten.
O welch ein Lieben war wie seines heiß?
Er kannte sie, er hat sie wohl erkannt;
Das Menschenblut in seinen Adern stand
Und stärker quoll der Schweiß.

Die Sonnenleiche schwand, nur schwarzer Rauch,
In ihm versunken Kreuz und Seufzerhauch;
Ein Schweigen, grauser als des Donners Ton,
Schwamm durch des Aethers sternenleere Gassen:
Kein Lebenshauch auf weiter Erde mehr,
Ringsum ein Krater, ausgebrannt und leer
Und eine hohle Stimme rief von Oben:
Mein Gott, mein Gott, wie hast Du mich verlassen!
Da faßten den Erlöser Todeswehen,
Da weinte Christus mit gebrochnem Munde:
Herr, ist es möglich, so laß diese Stunde
An mir vorübergehn!

Ein Blitz durchfuhr die Nacht; im Lichte schwamm
Das Kreuz, o, strahlend mit den Marterzeichen!
Und Millionen Hände sah er reichen
Sich angstvoll klammernd um den blut'gen Stamm,
O, Händ' und Händchen aus den fernsten Zonen!
Und um die Krone schwebten Millionen
Noch ungeborner Seelen Funken gleichend;
Ein leiser Nebelrauch dem Grund entschleichend,
Stieg aus den Gräbern der Verstorbnen Flehn.
Da hob sich Christus in der Liebe Fülle,
Und: Vater, Vater, rief er, nicht mein Wille,
Der deine mag geschehn!

Still schwamm der Mond im Blau, ein Lilienstengel
Stand vor dem Heiland im bethauten Grün;
Und aus dem Lilienkelche trat der Engel
Und stärkte ihn.

Gleich rühmliches können wir nicht von den Gedichten des jetzigen Wienerprofessors Oskar von Redwitz sagen. Dieser Poet hatte das Unglück, gleich bei seinem Auftreten von einer Parthei auf den Schild gehoben zu werden, und wenn auch der ästhetische Standpunkt für die Beurtheilung seiner frühern Werke bereits unverrückbar bestimmt ist, so dürfte es noch nicht viele Unbefangene geben, welche unter dem Hosianna der einen und dem Kreuzige der anderen ihn ruhig behaupten. Die Amaranth, was Composition und Charakteristik anlangt, ein mittelmäßiges Werk, hatte doch viele schöne lirische Stellen, welche jene, die den Wald vor Bäumen nicht sehen, über den eigentlichen Werth täuschten. Man konnte von Redwitz auf dem Gebiete der Lyrik noch Schönes erwarten. Schreiber dieses Aufsatzes nahm daher mit großer Neugierde, ja mit einem günstigen Vorurtheile das neue Bändchen in die Hände, fand sich jedoch nur zu bald in allen Voraussetzungen getäuscht, so daß die Amaranth der Anfang des Endes zu sein scheint. Beinahe sämmtliche Gedichte auf den 185 Seiten sind, um es kurz und entschieden auszusprechen, sehr mittelmäßig, manche gerade zu schlecht, tiefere Empfindung herrscht sehr selten, dafür tritt aber leider sehr viel selbstbewußte Kokettrie hervor, das ächte Gold der Poesie, von dem man einzelne Körner unter Sand und Kies findet, wie z. B. im Testamente des Bettlers, ist so breit und dünn geschlagen, daß man damit Roß und Reiter überziehen könnte. Sehr fad wird Redwitz, wenn er spaßen möchte, wir erinnern hiebei nur an den „Weltschmerzdichter." Zu einer ernsten Auffassung von derlei Dingen fehlt Redwitz der Tiefblick, denn da müßte er ja Gestalten wie Byron gerecht werden, zu einer komischen, wozu manche moderne Jüngelchen, welche im ausgetretenen Geleise Heines traben, vollständig berechtigen, mangelt Witz und Humor gänzlich.

Wären wir boshaft, so würden wir einzelne Strophen und Gedichte abdrucken, wir wollen dieses nicht thun, denn aufrichtig gesagt, wir bedauern Redwitz. Es gibt für die Entwicklung eines jungen Schriftstellers nichts schädlicheres, als in die „Mode zu kommen," das größte Unheil, was ihm eben begegnen kann, bleibt immer, wenn sich vor seine unentweihte Muse die Trommler und Trompeter der Partheien stellen. Les extremes se touchent, Redwitz muß erfahren, was in unferner Vergangenheit bereits Herwegh erfuhr. Doch wir wollen uns an das wenige Gute halten; Gedichte, wie „Königskind und Königsmutter," erlauben noch, Einiges zu hoffen; Redwitz, wie es heißt, will jetzt Urlaub nehmen, um von Geschäften zurückgezogen einige Zeit der Poesie zu leben; es fehlen für religiöse oder, um es enger und doch weiter zu begränzen, für christliche Dichtung nicht die leuchtenden Vorbilder; möge er sich durch ein genaues Studium der Psalmen, Dantes, der alten Kirchenlieder mehr vertiefen und aus solchem Grunde Perlen ächter Dichtung emportragen!

(Fortsetzung folgt.)

Tiroler-Biene.

Das Programm des Gymnasium zu Brixen.

Herr Theodor Mairhofer, Chorherr von Neustift, gab als Programm für das heurige Schuljahr eine urkundliche Darstellung von „Tirols Antheil am Venedigischen Krieg zur Zeit Kaiser Maximilians vom Jahre 1507—1516." Wir wünschten sehr, daß dieselbe den Freunden tirolischer Geschichte durch den Buchhandel zugänglich wäre, denn sie ist im hohen Grade interessant, besonders durch die vielen Analogien, die sie mit Verhältnissen und Zuständen der Gegenwart hat.

Mairhofer benutzt die handschriftliche Chronik des Hofrichters von Neustift Jörg Kirchmayr von Ragen, der 1553 starb und Urkunden des fürstbischöflichen Archives zu Brixen. Wir lesen da manches Pröbchen von wälscher Treue, die neuesten Erfahrungen zeigen, daß ihr Charakter sich gleichgeblieben:

Digitized by Google

»Von allen Städten wurden (1509) die Schlüssel dem edlen Kunig Maximiliano entgegen getragen, der aber aus seiner saligen Gütigkeit dennoch niemand beschädigen ließ, sondern hielt stark mit Fried ob den eingenommenen Städten vermeinend, sie mit Gütigkeit zu ihm zu locken und zu vermanen; das aber alles durch die Wallischen veracht, ihn darum verschmachten (verschmähten) und nachdem er wenig Volks, ein solich groß Land zu bewahren bei ihm hatte, sie so viel zugericht, daß auf ein Tag alle Städt an die Herrschaft fallen; damit so möchten sie die Venediger den Kunig Maximiliano mit seinem Volk in Land (gefangen) behalten.«

Wir lesen, wie schon der alte Freundsberg 1513 die Stadt Venedig schreckte:

»Als aber nach vergangenem Winter in Italia fast alle Sachen still waren, und die Summerszeit eingieng, erhub sich der Vicere (aus Spanien) mit seinem Volk, auch Herr Jorg von Freundsberg mit den deutschen, und zugen das Italia durch aus für Padua, Este, Münzels und bis an das Meer gen Kiösa (Chioggia) und daselbs dem Meer nach ab bis gen Margera, schussen daselbs von Margera hinein gegen Venedig wärts, daß dennoch etliche Kugeln gar nach (nahe) der Stadt Venedig genahent haben und die Venediger gar sehr erschrocken sein. Verbrannten auch daselbs Margera und Maisters (Mestre), zerrissen und zerbrachen das alles.«

Bei diesen Bruchstücken und der folgenden Rede des Kaisers Max an die widerspänstigen Landsknechte, erlaubten wir uns, um dem Leser das Verständniß zu erleichtern, von der Schreibweise des Originales abzugehen und annäherungsweise die unsrige unterzustellen.

»Doch ehe 1516 Maximilian von den Deutschen aus walischen Land gezogen, hat ihr Majestat mit seinen eignen Leuten also geredt, des ich wahrhaft Geschriften gesehen: Ihr lobsamen, starken mannlichen Deutschen, wie soll ich mit euch reden, daß mein Rede angenehm und von euch aufgemerkt werde? Rede ich mit euch als euer erborner natürlich Herr, so ist meine Rede vielleicht nicht angenommen, noch bei euch lieblich zu hören. Aber ich habe euch allen und jeden insonders mein Gehör und das Gemerke meiner Verstättnuß allzeit willig mitgetheilt. Das thuent jetzt auch gegen mir, hörent mich ihr lieben deutschen, ihr lieben erkannten, ihr vertrauten Lanzknecht; verlierent nicht euer herrlich Lob, das da schwebt in Asia und Afrika, an mir eueren Herrn. Bin ich jetzt euer Herr, so ist doch die Herrschaft Gottes und nicht mein. Wollet ihr mein nicht verschonen, so gedenkt an die Ehre der deutschen Nation; ihr seid ja deutsch, euch hab dann der Luft allhie in der Zeit der fünf Jahre, so ihr hie seid, walische Herzen und Gemüt eingewährt; gedenkt, daß ihr Lanzknecht und nit Schweizer seid. Fürchtent doch Gott und das Geschrei, so in aller Welt unaufhörlich erhillen würd. Ihr mügt an mir jetzt wol und übel thuen, aber ich erkenne euer Grimmen gegen mir nit beständig; dann was sollt ich je gegen euch verschuldt haben? Bin ich nicht der, der euch im Niederland gegen den Herzog von Geldern viel Gewinnes hab zugefügt? Habt ihr denn vergessen, was Ehr ich Euch an allen Enden der Welt hab angelegt, also das es jetzt ganz dar zu kommen ist, daß männiglich euch heißt, nennt und beruft: meine Sühne! Wollt ihr mir das so hoch verweisen, daß ihr euer Sold ein klein Aufhalten gethan habt? Es ist doch dennoch nicht meiner, sondern anderer Personen Schuld, die ich zu benennen geschweige aus Ursach. Mag ich dann an allen Orten sein, so habt ihr deshalben bisher nit viel Noth erlitten; habt ihr aber große Gebresten gelitten, daß ist euer Tugend Schuld; denn sonst habt ihr ein gute reiche Stadt für euer gehabt, darin ihr wol etwas zu Aufenthalt befunden hättet, aber ihr habt aus eurer Tugend die Burger darin zu dringen vermieden, darum ihr hoch zu loben seid. Doch jetzt gelangt euer Noth von den Walischen abgekehrt mit Haufen, Schreien und Unfuhr gewaltig an mich. Hab ich auch dann mehr Uebels erzeigt, dann die von der Stadt Pressa (Brescia), die täglich eurs Sterben begehren? Ich laß es aber also gut sein, das Verschulden ist vielleicht an mir, doch hab ichs um euch ja nit verdient; ihr seht; daß ich zur Ehr der Deutschen so groß Geld verzogen, mein selbs Leib auch nit verspart, sonder dargeboten; ihr wißt auch, wie ich durch die Schweizer so hoch betrogen worden, deßhalben ich diesmals ohn eur helf hie nicht erlangt hab, denn Verschwendung großer Haufen der Münz. Aber ihr, o ihr lieben deutschen redlichen Lanzknecht bedenkt die Tapferkeit eurer Herzen! nit seid ihr die, die allein um Geld, sondern um Ehr gestritten haben. Erkennet ihr mich, so wißt ihr, daß ich nicht dann euer getreuer Hauptmann und Führer und nicht allein mein, sondern eurer Ehre hoch begierig bin. Ich bitt euch, seid fest und männlich, behaltet euch selb und mir die machtig Stadt Pressa. Wie wol ich jetzt nit Geld gemünzt hab, noch dennoch, damit ihr mich willig findet, bin ich erbütig, alle meine Credenz, Silbergeschirr und Kleinod euch darzugeben, bittend, in besten solichs zu empfahen. — Und wie wol die kais. Majestat dergleichen und viel schöner Reden gegen den Knechten gethan, sind sie doch nicht angenehm gewesen und ist zu erbarmen, daß einmal die deutschen so frevelich an ihrem Herrn gehandelt haben, das doch vorher bei den Deutschen ungewohnt gewesen ist.«

Herr Mairhofer hat, wie man sieht, einen ganz speziellen Gegenstand behandelt; wir wünschten, daß dieses auch anderwärts geschehen möge. Dadurch würden die Programme eine Quelle tirolischer Vaterlandskunde auf den verschiedensten Gebieten des Wissens, es würde der Wissenschaft selbst damit gedient, denn nur aus der Kenntniß des einzelnen, geht die des allgemeinen hervor. Wir können uns daher mit Herrn Mairhofer nicht einverstanden erklären, wenn er befürchtet „nicht das richtige Thema für ein Schulprogramm gewählt zu haben.“ Möge sich Niemand von dem Geschwätze solcher Leute, denen seichte Phrasenklauberei mehr gilt, als gründliche Wissenschaft, abhalten lassen, dem Beispiele des wackern Neustifter zu folgen.

* Der berühmte Ritter von Appert hat sich über das Werk unseres Landsmannes Seb. Ruf »psychische Zustände« sehr günstig ausgesprochen.

* Herr Jos. Trinker hat im Jahrbuche der k. k. geolog. Reichsanstalt 2. Heft II. Jahrgang einen nicht uninteressanten Aufsatz über Verbreitung von erratischen Blöcken in dem südwestlichen Theile von Tirol (Judicarien ꝛc.) veröffentlicht.

Literatur.

Dramatische Studie über Fr. Hebbels Tragödie: Julia von Carl van Bruyk. Wien bei Lechner 1852.

Keiner der jetzt lebenden Dichter hat die Conflikte der Gegenwart, die sozialen Verwirrungen derselben und die sie bewegenden Ideen tiefer erfaßt und in Kunstwerken meisterhafter dargestellt als Friedrich Hebbel. Seine Poesien haben daher abgesehen von dem rein ästhetischen Werthe eine hohe Wichtigkeit für die Kulturgeschichte, so daß sie von solchen, welche sich über die Zeit klar werden wollen, nicht umgangen werden können. Es verdient daher das Streben, diesen Dichter dem Publikum zu vermitteln, gewiß allen Dank. Einen solchen Versuch machte Herr Bruyk in dem oben angeführten Büchlein. Mit warmer Liebe studirte er die Julia und versuchte eine nach jeder Seite erschöpfende Analyse dieser Tragödie. Er zergliedert den Inhalt mit Genauigkeit, betrachtet die Verhältnisse und Proportionen der verschiedenen Theile und zeichnet mit sicherer Hand die Umrisse der Charaktere nach. Bei dieser Untersuchung hebt er auch, was jeder Kritik, welche den Anforderungen einer philosophisch so gebildeten Zeit genügen soll, wesentlich ist, den reichen Ideengehalt

Digitized by Google

des Stückes hervor, und erörtert namentlich die Frage über die sittliche Berechtigung des Ganzen weitläufig und klar. Wir würden gerne dieser empfehlenswerthen Arbeit mehr ins Detail nachgehen, allein Hebbel ist leider dem größten Theile unseres Publikums in Tirol nur dem Namen nach bekannt.

Wir heben jedoch eine Stelle aus, welche von dem sittlichen Standpunkte des Dichters handelt, und wohl auch die Beachtung unserer Leser verdient.

»Aber auch vom Standpunkte der Moralität sind die Werke des Dichters der »Julia« vielfach angegriffen worden, und daß man diesen Angriff auch auf das eben genannte Drama ausdehnt, darüber sind wir durch das demselben beigedruckte Vorwort und durch eigene Erfahrungen belehrt worden. Kein Angriff aber ist leichter zurückzuweisen, denn keiner von allen ist ungerechter, als dieser und die Gründe, auf welche er sich stützt, sind geradezu absurd.

Freilich so lange man nicht zwischen Sittlichkeit und Sitte, zwischen den ewigen Gesetzen der ersteren und den veränderlichen Normen der letzteren, zwischen Stoff und Form, Frage und Antwort oder wie es unser Dichter im Vorworte selbst bezeichnet, zwischen dem Anfangs- und dem Ausgangspunkte unterscheidet; so lange man nur die einfachen Elemente betrachtet und nicht, wie sie gemischt sind, und so lange man sich nicht des Wahnes entschlägt, als könnte ein gesprochenes Wort, eine vollbrachte Handlung schon an und für sich gut oder böse, sittlich oder unsittlich sein, während sie es ja doch erst durch die Beziehung werden, in welcher sie zu Subjekt und Objekt stehen: so lange wird man auch den Werken unseres Dichters und dem vorliegenden selbst Unsittlichkeit vorwerfen können. Aber gerade dem letzteren Werke gegenüber tritt dieser Vorwurf mit der Wahrheit in den grellsten Widerspruch. Ein Werk, in welchem eine der »brennendsten« sittlichen Fragen der Gegenwart die »Blasirtheit« im sittlichen Geiste gelöst ist, der Unsittlichkeit zu zeihen, das beweist eine Verkehrtheit, welche zu begreifen kommende Geschlechter Mühe haben werden. Denn absterben wird und muß sie endlich, wie ein welkes Blatt, diese erbärmliche Zimperlichkeit, diese klägliche Engherzigkeit, diese falsche Scham, welche ein vortrefflicher Schriftsteller die Tugend sittenverderbter Zeiten nennt: kurz, all' diese Aftergebilde, welche uns noch als eine Folge der Verweichlichung, sittlichen Entartung und politischer Erniedrigung ankleben und uns noch immer das Zeichen geistiger Unmündigkeit auf die Stirne drücken: sie müssen endlich, gleich einem bösen Nachtraume entweichen vor einer freieren, edleren Auffassung des Lebens und der Kunst. Wenn uns in einem Drama ein alter, abgelebter, aber lüsterner Geck vorgeführt und sein thörichtes, widerwärtiges Liebesgirren ausgemalt wird, so finden wir das wohl noch komisch und ergötzlich: wenn aber ein Mädchen auf der Bühne erscheint, das vom übermächtigen Drange der Leidenschaft überwältigt dem geliebten Manne in die Arme sank, noch ehe der Priester ihren Bund gesegnet, so wird dieß, auch wenn sich das selten unbestraft verletzte soziale Gesetz an ihnen rächt, unsittlich genannt.

Denkmäler

der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Herausgegeben von Dr. Ernst Guhl und J. Caspar. Taf. 1—63. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert.

(Fortsetzung.)

Tafel 9 gibt die bedeutendsten griechischen Skulpturwerke der Nachblüthezeit, die mit der Herrschaft Alexanders beginnt. Es zeichnen sich hier einige Porträte Alexanders und seiner Nachfolger aus. Den Hauptplatz nehmen aber zwei Werke ein, die durch Meisterschaft der Behandlung, wie durch einen bis zur äußersten Gränze geführten Ausdruck des Gefühls und der Leidenschaft zugleich die hohe Ausbildung der Kunst in den kleinasiatischen Schulen bekunden. Es ist dieß die Gruppe des Laokoon und die des farnesischen Stieres. Ihnen zur Seite stehen Bildwerke einer spätern athenischen Schule, die die Werke der früheren Blüthenzeit nachzubilden sucht; diese sind eine Rednerstatue von Kleomenes und die mediceische Venus, die ebenfalls einem Kleomenes zugeschrieben wird. In ihr ist die knidische Aphrodite des Praxiteles nicht ohne Glück nachgebildet, obschon der Liebreiz jener in eine fast an Koketterie gränzende Absichtlichkeit verwandelt ist. Eine Auswahl von Münzen und geschnittenen Steinen gibt eine Uebersicht der Entwicklung dieses Zweiges der Plastik. Einige Münztypen bekunden durch edle, großartige Ausführung, namentlich von Profilköpfen eine ungemein hohe Vollendung dieses Kunstzweiges.

Die beiden nächstfolgenden Tafeln haben es mit der Darstellung der griechischen Vasenmalerei zu thun, jener Kunstgattung, welche durch die neuesten Forschungen ein so großes Gewicht sowohl für die Kunstgeschichte, als auch namentlich für die Religionslehre der Griechen gewonnen hat. Tafel 20 gibt eine Auswahl von Vasenbildern, zunächst des alten strengen Styls, der sich durch eine gewisse Härte der Zeichnung, Eckigkeit der Bewegung und einförmige Anordnung der Figuren kundgibt. Die Figuren sind schwarz und stehen auf hellem Grunde. Diesen schließen sich die Vasen an, die noch den Geist einer alterthümlichen Strenge, dabei aber schon einen bedeutenden künstlerischen Fortschritt in jeder Beziehung zeigen. Zu diesen gehören Fig. 10 Peleus und Thetis, und 11, Achilleus und Patroklos darstellend. Werke von größerer Bedeutung und namentlich reicherer Komposition biethet Tafel 21. Hier sind helle Figuren auf schwarzem Grunde vorherrschend. Trefflich gegliedert reich und schwunghaft ist das Bild einer campanischen Vase, den Raub der Töchter des Leukippos durch die Dioskuren darstellend. Demselben reichen und blühenden Styl gehört auch Fig. 10, eine Darstellung der Unterwelt, an. Die freie und lebendige Haltung der Figuren, und die eigenthümlich bewegte Zeichnung der Gewänder zeigen eine große Entwicklung der Kunst. Bei Tafel 22, welche die antike Wandmalerei zum Gegenstande hat, wurde weniger auf Stylunterschiede als auf Unterschiede des Gegenstandes Rücksicht genommen. Neben Figuren einzelner Gottheiten begegnen uns hier die berühmten Tänzergruppen und die reizenden Gruppen von Meeresgottheiten, die als Muster aller ähnlichen Darstellungen betrachtet werden können. Figur 13 gibt Zeugniß von der eigenthümlichen Auffassung der Landschaft. Fig. 16 und 17 geben Beispiele von der Leichtigkeit und originellen phantastischen Erfindung der architektonisch-dekorativen Malereien jener Zeit. — Von der Musivmalerei der Alten Taf. 23 sind nur geringe Reste auf uns gekommen. Was uns an Zahl abgeht, muß uns die Trefflichkeit des Hauptwerkes dieser Art, der sogenannten Alexanderschlacht ersetzen. Herrliche Composition, außerordentliches Leben, die höchste Vollendung des Einzelnen sind Vorzüge dieses Bildes. An dieses reihen sich mehrere kleinere Darstellungen verschiedenen Inhaltes.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Das Hoftheater zu Weimar wird am 14. September mit Hebbels Agnes Bernauer eröffnet: Ende desselben Monates geht sie auch in Stuttgart über die Bühne. Gedruckt dürfte sie vorderhand nicht werden, da Hebbel beabsichtiget, sie in der Gesammtausgabe seiner Werke zu veröffentlichen.

* Einem Briefe aus Wien entnehmen wir Folgendes:

Vielleicht ist es Ihnen angenehm zum Schlusse dieser wenigen Zeilen einige flüchtige Andeutungen über das gegenwärtige Leben und Weben unserer Literatur-Notabilitäten zu hören, obwohl eigentlich die Literatur bei uns immer mehr zu einer **terra incognita** wird. Der herrliche beharrlich schweigende Grillparzer hat sich aus dem Gewühle der Menschen in ein stilles wenig bekanntes Bad in Niederungarn geflüchtet und sucht daselbst Linderung für seine verjährten Leberbeschwerden; Otto Prechtler (der jüngst wieder drei Operntexte vollendet hat, worunter einer „Amaranth" heißt) weilt nun in den reizenden Gegenden von Oberösterreich, wo er an einem neuen modernen Drama „das Urtheil der Welt" schreibt; Ludwig August Frankl studirt fleißig Medizin; Vogl ist vor Kurzem von seiner größeren Reise durch Deutschland zurückgekehrt, arbeitet unter Anderm an der Herausgabe seiner nächstens prachtvoll illustrirt erscheinenden „Sagen vom Kreuzwege." Bauernfeld hat bei der Direktion des Hofburgtheaters ein neues Stück eingereicht; Seidl gedenkt eine neue Sammlung seiner Gedichte zu veröffentlichen, und der ihm verwandte Kaltenbrunner hat so eben ein Volksdrama „die drei Eichen" nach Lentner's bekannter gleichnamiger Novelle vollendet.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 36. Innsbruck, 4. September 1852.

Lokis Schutz.

Nach einem Färöer Volkslied (Loka thattur.)

Von K. Simrock.

Bauer und Riese spielten lang,
Der Bauer verlor, der Riese gewann.

Kehrreim.

Was soll die Harfe mir in der Hand,
Wenn kein Kühner mir folgt ins andre Land?
„Gewonnen ist das Spiel mir schon,
Nun will ich haben deinen Sohn.
„Haben will ich den Sohn von dir,
Kannst du ihn bergen nicht vor mir.“
Der Bauer gebietet Söhnen zweien:
„Bittet Odin uns Schutz zu leihn.“
„Zu Odin fleht in unsern Sorgen
Der hält ihn lange wohl verborgen.“
„Wäre der Asen König hier,
So wüßt ich wohl, der bärg ihn mir.“
Kaum halb gesprochen war das Wort,
Schon stand Odin vor Tisches Bord.
„Höre mich mich, Odin, ich rufe zu dir,
Den Sohn birg vor den Riesen mir.“
Odin fuhr mit dem Knaben hinaus,
Sorgend saß Bauer und Bäurin zu Haus.
Ein Kornfeld ließ da Odins Macht
Sogleich erwachsen in Einer Nacht.
In des Ackers Mitte barg alsbald
Odin den Knaben in Aehrngestalt.
Als Aehre ward er mitten ins Feld,
In die Aehre mitten als Korn gestellt.
„Nun steh ohn alle Sorge hier,
Wenn ich dich rufe, so komm zu mir.
„Nun steh hier ohne Furcht und Graus,
Wenn ich rufe, so komm heraus.“
Des Riesen Herz war hart wie Horn,
Er raufte sich den Schooß voll Korn.
Er raufte sich voll Korn den Schooß,
Trug ein scharfes Schwert in Händen bloß.
Ein scharfes Schwert sah man ihn tragen,
Den Knaben wollt er damit erschlagen.
Der Knab in großen Nöthen stand,
Dem Riesen lief das Korn in die Hand,
Dem Knaben graute vor dem Tod,
Zu Odin rief er in seiner Noth.
Odin kam zu des Knaben Heil,
Und bracht ihn seinen Eltern heim.
„Hier ist der junge Knabe dein,
Mit meinem Schutz ists nun vorbei.“

II.

Der Bauer gebietet Söhnen zwein:
„Bittet Hönir uns Schutz zu leihn,
Wäre Hönir der Gott allhier,
So wüßt ich wohl, der bürg ihn mir.“
Kaum halb gesprochen war das Wort,
Schon stand Hönir vor Tisches Bord.
„Höre mich, Hönir, ich rufe zu dir,
Den Sohn birg vor dem Riesen mir.“
Hönir fuhr mit dem Knaben hinaus,
Sorgend saß Bauer und Bäurin zu Haus.
Hönir ging in den grünen Grund,
Sieben Schwäne flogen da über den Sund.
Da ließen schneeweiß vom Gefieder
Zwei Schwäne sich vor Hönir nieder.
An eines Schwanen Hals alsbald
Barg Hönir den Knaben in Flaumgestalt.
„Nun weil ohn alle Sorge hier,
Wenn ich dich rufe, so komm zu mir.
Bleib hier ohne Furcht und Graus,
Wenn ich dich rufe, so komm heraus.
Skrymsli ging in den grünen Grund,
Sieben Schwäne flogen da über den Sund
Der Ries ein Knie zur Erde bog,
Den ersten Schwan er an sich zog.
Den ersten Schwan er an sich riß,
Den Hals er ihm vom Leibe biß.
Der Knabe gab der Sorge Raum,
Aus des Knaben Schlunde flog der Flaum.
Dem Knaben graute vor dem Tod,
Zu Hönir rief er in seiner Noth.
Hönir kam zu des Knaben Heil,
Er bracht ihn seinen Eltern heim.
„Hier ist der junge Knabe dein,
Mit meinem Schutz ists nun vorbei.

Digitized by Google

III.

Der Bauer gebietet Söhnen zwei'n
„Bittet Loki uns Schutz zu leihn.“
„Wäre Loki der Gott allhier,
So wüßt ich wohl, der bärg ihn mir.“
Kaum halb gesprochen war das Wort,
Loki stand vor des Schiffes Bord.
„Höre mich, Loki, ich flehe zu dir,
Den Sohn birg vor dem Riesen mir.
Du kennst nicht, Loki, meine Noth:
Skrymsli sinnt meinem Sohn den Tod.
Verbirg so gut du kannst mein Kind,
Daß es Skrymsli nicht, der Riese, find't.“ —
„Und soll ich deinen Sohn beschützen,
So thu mein Gebot, es wird dir nützen.
Laß dir ein Haus erbauen dort,
Weil ich bin mit dem Knaben fort,
Eine große Thür brich hinein,
Eine Eisenstange laß hinter ihr sein.“
Loki fuhr mit dem Knaben hinaus,
Sorgend saß Vater und Mutter zu Haus.
Loki ging zum Meeresstrand,
Da lag ein Schifflein dicht am Land.
Loki rudert an's äußerste Ziel,
So heißts in alter Lieder viel.
Loki sprach nicht manches Wort,
Angel und Stein warf er über Bord.
Angel und Stein zu Grunde sank,
Eine Flunder zog er herauf so blank.
Die eine Flunder, die andre zog er,
Die dritte war ein schwarzer Roger.
Loki barg den Knaben alsbald
Mitten im Rogen in Eigestalt.
„Nun weil ohn alle Sorge hier:
Wenn ich dich rufe, so komm zu mir.
Weil hier ohne Furcht und Graus,
Wenn ich dich rufe, so komm heraus.“
Loki ruderte wieder ans Land,
Der Riese stand vor ihm am Strand.
Der Riese hub zu Loki an:
„Wo warst du, Loki, was hast du gethan?“
„Ein wenig hab ich gerudert nur,
Das weite Meer ich überfuhr.“
Sein Stahlboot stieß der Ries' ins Meer;
Loki rief: „die See stürmt sehr.“
Loki sprach den Riesen an:
„Riese nimm mich mit in den Kahn.“
Der Riese nahm das Steuer zur Hand;
Am Ruder Loki stieß vom Land.
Loki ruderte stark und schnell;
Das Stahlboot ging nicht von der Stell.
Loki schwur dem Riesen zu:
„Das Steuern versteh ich besser als Du.“
Der Riese saß auf der Ruderbank:
Der Kahn flog in die See so frank,
Der Riese rudert ans äußerste Ziel,
So heißts in alter Lieder viel.
Der Riese sprach nicht manches Wort,
Angel und Stein warf er über Bord,
Angel und Stein zu Grunde fuhr,
Eine Flunder zog er herauf an der Schnur.
Die eine Flunder, die andere zog er;
Die dritte war ein schwarzer Roger.
Loki sprach so schmeichlerisch:
„Riese, Riese, gib mir den Fisch!“
Dazu sprach aber der Riese nein,
„Nein, mein Loki, das kann nicht sein.“
Zwischen die Kniee den Fisch gezogen
Zählt' er jedes Korn im Rogen.
Er hatt' auf jedes Korn wohl acht,
So macht' er auf den Knaben Jagd.
In der größten Noth der Knabe stand,
Dem Riesen lief das Korn in die Hand.
Dem Knaben graut vor dem jähem Tod,
Zu Loki rief er in seiner Noth,
„Versteck dich, Knabe, hinter mich,
Laß nicht den Riesen schauen dich.
Mit leichtem Fuß hüpf' übers Land
Und keine Spur drück' in den Sand.“
Der Riese fuhr zurück ans Land,
Zum Ziele nahm er den weißen Sand.
Dem Lande fuhr der Riese zu,
Loki wandte das Boot im Nu.
Der Riese stieß das Boot zum Strand;
Da sprang der Knabe leicht ans Land.
Der Riese sah hinaus ins Land,
Vor ihm der junge Knabe stand.
Der Knabe sprang leicht über Land,
Man merkte keine Spur im Sand.
Schwerfällig stampft der Riese nach,
Bis an die Knie der Sand durchbrach.
So schnell er konnte lief voraus,
Der Knabe zu des Vaters Haus.
Zu seines Vaters Haus er lief;
Der Ries' ihm nach; da ging es schief.
Wider die Thüre rannt er jach,
An der Eisenstange das Haupt zerbrach.
Da galt es Lokin, rasch zu sein:
Er hieb dem Riesen ab ein Bein.
Das that dem Riesen nicht Gewalt:
Zusammen wuchs ihm die Wunde bald.
Da galt es Lokin, rasch zu sein:
Er hieb ihm ab das andere Bein.
Er hieb ihm ab das andre Bein
Und warf dazwischen Stock und Stein.
Da sah der Knabe mit Vergnügen
Den Riesen todt, den Ungefügen.
Loki sah den Knaben heil;
Er bracht ihn seinen Eltern heim.
„Hier ist der junge Knabe dein:
Nun ists mit meinem Schutz vorbei.
Vorüber ists mit meiner Hut;
Doch dein Gebot erfüllt ich gut.
Die Treue hielt ich dir gewiß;
Der Riese nun das Leben mißt.

Digitized by Google

Des Lebens fünfte Wesenheit.

Erzählung von Philipp Will.

(Fortsetzung.)

Enthüllungen.

Waldrams Bild war vollendet, vollendet in der unglückseligsten Stunde seines Lebens. Ein milder Schmerz ergoß sich über das ganze Gemälde. Das kummergepreßte Auge des Heilandes, wie er auf seine Lieben schaute, die Dornenkrone auf dem Haupte, das gramvolle Antlitz der göttlichen Jungfrau, des heiligen Johannes umthränter Blick, sie waren ein so unvollkommener Ausdruck der Gefühle unseres armen Künstlers; wie könnten diese meine Worte schildern?

Wenn überhaupt dem Künstler das Werk seiner Hände heilig ist, wie heilig mußte erst Waldram dieses Bild sein, der Mittelpunkt aller seiner freudigen und traurigen Erinnerungen, das Gepräge aller seiner Gefühle, die Frucht seiner höchsten Geisteskraft? Für eine Welt wäre es ihm nicht feil gewesen; für kaum bezahlte Mühe mußte er es ablassen.

Elendes Leben! Wie mancher müde Wanderer haßt dich? Dennoch bist du der Preis, um den wir unsre theuersten Wünsche und Hoffnungen willig hingeben. Selbst der Jünger der heiligen Kunst opfert Ruhmliebe und Empfindung, nur um deine überlaute Stimme zum Schweigen zu bringen.

In einer geräuschlosen Straße des großen Madrid lag ein Franziskanerkloster. Die Kirche der frommen Väter war einfach, denn nur Einfachheit vermag das Gemüth zur Andacht zu stimmen. In dieser Einfachheit sprach sich nicht etwa Armuth aus, sie war das Sinnbild des erhabenen Kunstgeistes, welcher sich nur mit Prunklosem vergnügt. Dorthin lenkte der Maler seine Schritte.

Wie mancher lebenssatte Pilger sucht in stiller Abgeschiedenheit ein Ruhekissen für sein müdes Haupt? Armer Waldram! In stiller Abgeschiedenheit sollten deine Lebensstürme erst recht beginnen.

Auf dem Bilde ruhte des Quardians Kennerauge mit wohlgefälligem Blicke. In bescheidener Entfernung stand der Maler.

„Ihr scheint mit Begeisterung und tiefem Gefühle eurer Kunst obzuliegen, junger Mann! aber sagt mir: sind die Gestalten eures Gemäldes nur Schöpfungen der Phantasie?“

„Die Phantasie ist die einzig schaffende Kraft des Künstlers. Ihr verdankt er Alles.“

„Ihr habt mich mißverstanden. Die Phantasie ist die Bildnerin der Kunst, die Vergeistigerin der Natur. Ohne sie wäre kein Gottesdienst. Aber sie sucht ihre Befriedigung entweder in der inneren Welt des Menschen selbst oder schöpft Nahrung von dem Außenleben. — Hat euch Niemand zu dem Bilde der Gottesmutter gesessen?“

„Niemand. Donna Maria del Kanta's Züge standen lebendig in meiner Seele. Doch auch ihr scheint die Verblichene gekannt zu haben?“ fragte aufmerksam der Maler.

„Lassen wir das,“ entgegnete ausweichend der Pater. „Ich kaufe das Bild.“

Der Handel war bald geschlossen. Der Maler ging darauf ein, mehrere Gemälde der Klosterkirche aufzufrischen. Zu diesem Behufe ward ihm ein freundliches Nebengebäude des reizenden Gartens als Kunststätte eingeräumt. Hier lebte Waldram, abgeschieden von der Welt, dem Dienste Gottes. Der wahre Gottesdienst besteht nicht allein im Gebete mit den Lippen. Auch der Künstler betet, wenn er das Bild des Unendlichen, von keinem Raume, keinem Zeittheile Begränzten in das Reich der Endlichkeit zu bannen wagt.

Nachts, wenn Alles ruhte und nur vom Chore der frommen Väter das Salve regina mit mächtiger Stimme erklang, mischte sich das stille Ave Maria einer andachtglühenden Seele in das heilige Lied. — Waldram betete in der freien Gottesnatur.

So wandelte er einst noch spät im Garten umher. Die Mitternachtsstunde war vorüber und eben wollte auch er sein Lager aufsuchen, als er dicht an seiner Seite den Namen Maria del Kanta flüstern hörte. Dieß Wort bannte seine Schritte, wie ein geheimer Zauber. Kaum vermochte er es, sich hinter einer Laube zu verbergen, und so unbemerkt die Sprecher vorbeigehen zu lassen.

„Tretet in die Laube, Rodrigo de Bastajo!“ hub der Eine an. „Hier sind wir ungestört.“

Beide nahmen in der Laube Platz, dicht vor dem Busche, welcher den Maler verbarg. Waldram hätte beide mit der Hand berühren können, und erkannte deutlich in dem Einen der Sprechenden den Quardian des Klosters.

„Ich sag' euch, Pater Franzesco!“ erwiederte der Andere, „mich, wie Donna del Kanta, beide habt ihr ewig unglücklich gemacht. Das Gift hat nur zu gut seine Wirkung gethan.“

„Wär es möglich!“

„Für mich ist die Perle Madrids todt. Ihr seid der — Mörder meiner — —“

„Haltet ein und foltert mich nicht mit Vorwürfen, die ebenso schwer auf eurer Seele lasten.“

„Geht, empfangt hier euern Sündensold! das Band der Gemeinschaft zwischen uns ist für immer zerrissen.“

Hiemit warf Rodrigo eine schwere Geldbörse auf den Tisch und entfernte sich eilig.

Kaum hatte Waldram seine innere Wuth zu bekämpfen vermocht. Rasch trat er hervor.

„Elender! Ihr habt Donna Marien Gift gereicht?“

„Habt ihr vernommen?“

„Alles, und morgen weiß es ganz Madrid.“

Des andern Tages war Franzesco eine Leiche. Das Gerücht wollte von einer Selbstvergiftung wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kâlidâsas Ring-Çakuntalâ.

Voll der schönsten poetischen Geheimnisse ist das Land, wo der Açvatiha (religiöse Pippala, Feigenbaum) mit den stets zitternden Blättern von den Buddhisten als ein heiliges Symbol verehrt wurde, da unter diesem stets bewegten Baume sich Buddha in die tiefste Betrachtung über das wechselnde Leben, über das allein Ewig ruhende und bleibende versenkte und die höchste Stufe der Intelligenz, die Stufe eines Buddha, erreichte.

Das zaubervolle Indien, wo die Fächerpalmen den berauschendsten Trank aus ihren Blumenstielen ausströmen, wo

der von den Dichtern gepriesene Mangobaum mit seinem reichen Laub und mit den duftendsten Blüthen die Haine am Fuße des Himalaias schmückt, ist so reich an mythischen und heroischen Sagen, sinnigen Fabeln und Märchen wie kaum irgend ein Reich unter Asiens sternenklaren Himmel.

Eines der kostbarsten Kleinode ist uns in Kâlidâsas Ring-Çakuntalâ, Drama in sieben Akten, erhalten, das Göthe für einzig und bezaubernd erklärte.

Wir wollen hier das Drama, da diese Dichtung nur Wenigen bekannt sein dürfte, seinem Inhalte nach mittheilen und uns auf Indras Wolkenwagen zu jenen Ufern begeben, wo die Waldwinde durch die Berührung von Pâtalâ-Blüthen angenehm duften, die Gesänge der Kolika's sanft ertönen.

Karl Oberleitner.

Kâlidâsas Ring-Çakuntalâ.

Drama in 7 Akten.

Hauptpersonen.

Dushyanta, König.
Vidûshaka, Vertrauter des Königs.
Kaçyya (Kanva), Vorsteher des Büßerhaines.
Çakuntalâ, seine Tochter.
Gautami, } Personen des Büßerhaines.
Çârngarava, }
Anasûyâ, } Freundinnen der Çakuntalâ.
Priyamvadâ, }
Sânumati, eine Apsaras.
Mâtali, Indras Wagenlenker.

Schüler Kanvas: Einsiedlerknaben und Einsiedlerinnen: Polizeimeister, Thürhüterin, Wagenlenker des Königs.

Das Drama beginnt mit folgendem Gebet im Vorspiele:

„Welcher Körper des Schöpfers erste Schöpfung war (Wasser), welcher das nach den heiligen Vorschriften dargebrachte Opfer emporträgt (Feuer), welcher opfert (Opferpriester), welche zwei die Zeit bestimmen (Sonne und Mond), welcher, begabt mit der Eigenschaft, die das Ohr wahrnimmt, das Weltall beständig durchdringt (Aether), welchen man den Urquell alles Samens nennt (Erde), durch welchen alle lebende Wesen leben (Luft oder Wind) — mit diesen acht wahrnehmbaren Körpern möge euch Çiva gnädig beschützen.“

Nach dem Gebete treten der Schauspieldirektor und die Schauspielerin auf, die sich über die Aufführung des neuen Drama von Kalidasâ besprechen.

Inhalt des ersten Aktes.

Der König Dushyanta tritt, eine Gazelle verfolgend, Pfeil und Bogen in der Hand mit dem Wagenlenker zu Wagen auf. Bald erscheint ein Einsiedler und sagt dem Könige, daß die Gazelle nicht getödtet werden darf, da diese zur Einsiedelei gehöre. Der König verschont das Thier und erfährt, daß der Einsiedelei, die man am Ufer der Mâlinî erblickt, der Kâçypa (Kanva) vorstehe. Derselbe sei abwesend, nach Somatîtha gegangen, um ein widriges Geschick derselben zu besänftigen, und seine Tochter Çakuntalâ habe die Pflicht übernommen, die Gäste zu bewirthen. Der König erkennt bei näherer Besichtigung des Ortes, daß er in einem Büßerhain verweile und will ohne Bogen und ohne Schmuck in bescheidener Kleidung in denselben treten. Es zittert ihm der Arm; ein glückliches Vorzeichen in der indischen Erotik. Es verkündet die baldige Erlangung einer Geliebten. Der König sieht Çakuntalâ, die in Begleitung zweier Freundinnen, Anasûyâ und Priyamvadâ, mit einer Gießkanne kommt, um den jungen Bäumen Wasser zu geben. Der König ist entzückt über die Schönheit Çakuntalâ's. Während Çakuntalâ ihre Gärtnergeschäfte verrichtet, wird sie plötzlich von einer Biene umschwärmt, der sie vergebens zu entfliehen sucht. Ihre Freundinnen lachen und als diese ihr rathen, Dushyanta zu rufen, da die Büßerhaine vom Könige beschützt werden müssen, tritt der König aus dem Gebüsch zu ihnen. Alle sind beim Anblick des Königs ein wenig erschrocken. Im Gespräche mit ihm aber verräth Çakuntalâ ihre Liebe. Der König frägt sie, ob sie das Büßergelübde, das jeglichen Umgang mit der Liebe stört, nur bis zu ihrer Verheirathung zu halten habe. Çakuntalâ schweigt verlegen; — zeigt sich später ärgerlich über die Reden der Freundinnen, die ihre geheimen Wünsche errathen und für sie aussprechen. Sie will fortgehen, Priyamvadâ hindert sie daran, da sie von ihr fordert, noch zwei Bäume zu begießen. Der König gibt Priyamvadâ seinen Ring, damit sie Çakuntalâ der Arbeit entbinde, da diese sehr ermüdet sei. Priyamvadâ steckt den Ring an den Finger und enthebt Çakuntalâ des Geschäftes.

Wegen der besonderen Zartheit und poetischen Einfachheit wollen wir hier die Scene geben, als Çakuntalâ mit ihren Freundinnen auftritt und vom Könige belauscht wird.

Çakuntalâ. Hierher, hierher, meine Freundinnen!

Anasûyâ. Es bedünkt mich, Freundin Çakuntalâ, als wenn der Vater Kanva die Bäume der Einsiedelei noch lieber als dich hätte, da er dir, obgleich du so zart wie eine Navamâlikâ-Blume bist, das Füllen der Gruben um diese Bäume übertragen hat.

Çak. Es ist ja nicht bloß der Auftrag des Vaters; ich habe ja selbst Geschwisterliebe zu diesen. (Sie begießt die Bäume.)

König (für sich). Wie? ist dieß Kanvas Tochter? Fürwahr der verehrungswerthe Kâçyapa sieht nicht recht, wenn er diese zu Pflichten der Einsiedelei antreibt. Der Weise, der diesen auch ohne Künste entzückenden Körper zur Buße geeignet zu machen im Sinne führt, beginnt fürwahr mit der Schärfe eines Lotusblattes Schlingpflanzen zur Feuerung zu schneiden. Wohlan! ich will mich in ein Gebüsch stellen und sie ungestört betrachten. (Er geht in ein nahes Gebüsch.)

Çak. Freundin Anasûyâ! es drückt mich das Baumrindengewand, das Priyamvada zu fest zugemacht hat. Lös es mir doch!

Anas. Ich will es thun. (Sie löst es.)

Priyamv. Mach doch darüber deiner Jugend den Vorwurf, die dir den Busen ausdehnt. Warum tadelst du mich?

König (für sich). Diese hat wahr geredet. Durch das Baumrindengewand mit dem auf der Schulter angebrachten feinen Knoten, gewinnt dieser ihr jugendlicher Körper nicht an Glanz, wie auch nicht die

Digitized by Google

Blume, die durch die Höhlung eines gelben Blattes verhüllt wird.

Wohl ist dieses Baumrindengewand ihrem Alter nicht angemessen, aber man könnte doch nicht sagen, daß es nicht schmückenden Glanz gewänne. Woher?

Die Lotosblume ist lieblich, auch wenn sie durch einen Çaivala (Vallimeria) verdeckt wird. Der Fleck im Monde, obgleich schmutzig, vermehrt dessen Schönheit. Dieses schlanke Mädchen wird auch durch ein Baumrindengewand schöner. Denn was wohl gereicht schönen Gestalten nicht zum Schmuck?

Çak. Der Keçara-Baum (Mimusops elengi) da fordert mich gleichsam zur Eile auf mit seinen vom Winde bewegten Zweigfingern. Ich will doch zu ihm hin. (Sie geht herum.)

Priyamv. Freundin Çakuntalâ! bleibe doch einen Augenblick eben an der Stelle stehen. Während dessen wird der Keçara-Baum mit dir der Hinzugetretenen aussehen, als wenn er mit einer Schlingpflanze verbunden wäre.

Çak. Daher fürwahr bist du die Priyamvadâ. (Die Jemand was Liebes sagt.)

König (für sich). Die Worte, die Priyamvadâ zur Çakuntalâ sprach, sind, obgleich freundlich, doch wahr. Fürwahr ihr Mund hat die Farbe eines jungen Sprosses, ihre Arme gleichen zarten Zweigen, reizende Jugend haftet wie eine Blume an ihren Gliedern.

Anas. Freundin Çakuntalâ! Hier steht die von dir Vanagosini (Waldmondschein) benannte Navamâlikâ, die aus eigner Wahl die Gattin des Sahakâra (eine wohlriechende Mangoart) wurde. Du hast sie vergessen.

Çak. Dann würde ich mich selbst vergessen. (Nachdem sie sich der Schlingpflanze genähert und sie betrachtet.) Freundin! zu einer reizenden Zeit fürwahr haben sich die Schlingpflanzen und der Baum zu einem Paare verbunden. Die Vanagosinî verräth ihre Jugend durch frische Blüthen, der Sahakâra zeigt sich durchs Ansetzen neuer Sprosse zum Genusse bereit. (Sie steht betrachtend.)

Priyamv. Weißt du wohl Anasûyâ, warum Çakuntalâ die Vanagosinî so über die Maßen betrachtet?

Anas. Ich weiß es nicht; berichte.

Priyamv. Sie denkt bei sich: die Vanagosinî hat sich mit einem ihr angemessenen Baume vereinigt, werde ich wohl desgleichen einen mir angemessenen Geliebten erlangen?

Çak. Dieß ist zweifelsohne dein Wunsch. (Sie neigt die Gießkanne.)

König (für sich). Wäre es wohl möglich, daß diese von einer Mutter stammte, die zu einer andern Kaste als das Familienhaupt gehörte? (Gehörte die Mutter wie Kanva zur Priesterkaste, so durfte der König die Tochter nicht heirathen.)

Ohne Zweifel paßt sie zu eines Kriegers Gattin, da mein edles Gemüth nach ihr verlangt. Denn in Fällen, wo Zweifel vorwaltet, entscheidet bei Guten die innere Stimme.

Dessenungeachtet werde ich aus der Wirklichkeit mir Gewißheit über sie verschaffen.

Çak. Ach, da hat sich eine Biene aus Furcht vor dem Besprengen mit Wasser erhoben, verläßt die Navamâlikâ und fliegt auf mein Gesicht zu. (Sie stellt sich, als wenn sie von der Biene gequält würde.)

König (für sich mit Verlangen.) Häufig berührst du das bewegliche Auge mit zitternden Winkeln; ums Ohr herumfliegend summst du süß, als vertrautest du ihr ein Geheimniß an; du trinkst von ihrem Mund, den Inbegriff aller Genüsse, während sie die Hände hin und her wirft. Wir, o Biene, schmachten dahin, indem wir nach Wahrheit forschen, du dagegen bist fürwahr klug. Auch was sie in ihrer Angst thut, ist reizend.

Wohin sich auch die Biene wendet, von da entfernt sie ihre schönen Augen. Sie lernt heute nothgedrungen durchs Wenden der Brauen, obgleich nicht verliebt, das Augenspiel.

Çak. Nicht ruht der Bösewicht; ich werde anderswohin gehen. (Nachdem sie einen Schritt fortgegangen und wieder stehen geblieben, sich umsehend.) Wie? auch hieher kommt sie mir nach? O meine Freundinnen, helfet mir, die ich von diesem Missethäter, der garstigen Biene, überwältigt werde.

Beide Freundinnen (lachend). Das Helfen ist unsere Sache nicht. Ruf Dushyanta zu Hülfe. Die Büßerhaine müssen ja vom Könige beschützt werden.

König (für sich). Dieß ist eine Gelegenheit mich zu zeigen. Fürchtet euch nicht. (Nachdem er diese Worte zur Hälfte gesprochen für sich.) Auf diese Weise würde man aber erkennen, daß ich der König bin. Wohlan, ich will so zu ihnen reden.

Çak. (Nachdem sie einen Schritt gegangen und stehen geblieben.) Wie, auch hieher folgt sie mir nach?

König (nachdem er eilig hinzugetreten). Wer übt da Missethat an unschuldigen Büßermädchen, da der Paurava die Erde beherrscht und die Missethäter in Schranken hält?

(Alle sind beim Anblick des Königs ein wenig erschrocken.)

Anas. Verehrungswürdiger! es ist hier keine Missethat verübt worden. Diese unsere liebe Freundin, von einer Biene gequält, ist in Verwirrung gerathen. (Sie zeigt auf Çakuntalâ.)

König (nachdem er sich zu Çakuntalâ gewendet). Gedeiht auch die Buße. (Auf diese Weise begrüßt man die Brahmanen.)

(Çakuntalâ steht sprachlos vor Furcht.)

Anas. In diesem Augenblicke gedeiht sie, indem wir einen so ausgezeichneten Gast empfangen haben. Freundin Çakuntalâ, geh' in die Hütte und bringe das Argha (ein Opfer, das man Göttern und verehrungswürdigen Männern darbringt. Es besteht aus Reis, Dûrva-Gras, Blumen u. a. mit Wasser oder

Digitized by Google

aus Wasser allein in einem Gefäße, in Form eines Bootes) nebst Früchten herbei. Dieß wird das Fußwasser sein.

König. Durch eure freundliche Rede habt ihr schon die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllt u. s. w. —

Während der König mit Çakuntalâ und ihrer Freundinnen im Gespräche vertieft ist, hört man plötzlich eine Stimme in der Ferne, die bekannt macht, daß der König in der Nähe der Einsiedelei verweile und sich dem Vergnügen der Jagd hingebe und daß hiedurch Ruhe und Frieden des Büßerhaines gefährdet seien. Alle sind darüber betroffen, nachdem sie dieses vernommen. Der König mahnt sie endlich zu gehen und verspricht, den Büßerhain vor den herannahenden Städtern zu beschützen.

Çakuntalâ gibt plötzlich vor, daß die Spitze eines jungen Kuçagrases ihren Fuß verwundet habe und ihr Baumrindengewand in einem Kuravaka-Aste hängen blieb. Sie will dadurch die Freundinnen etwas zurückhalten. Nachdem sie, nur den König ansehend, verstellter Weise gezögert, ist sie mit den beiden Freundinnen abgetreten.

Der König faßt den Entschluß, sein Gefolge nicht fern vom Büßerhaine lagern zu lassen, denn er kann sich von Çakuntalâ nicht trennen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur neuesten Lirik.

Gedichte von K. F. Straß. Berlin allgem. Verlagsanst.

Wenden wir uns nach Berlin. Da sind Gedichte von K. F. H. Straß. Der Verfasser legt in der Vorrede ein langes Glaubensbekenntniß ab, wie er es mit Staat und Kirche halte; er ist fest überzeugt von den redlichen und besten Absichten des geliebten Königes, dem er übrigens berathende Stände an die Seite stellen möchte; er bekennt sich gern zur christlichen Kirche, aber er möchte sie frei sehen von menschlichen Schlacken, und daher das Christenthum auf seine ursprüngliche Reinheit zurückführen; die Preßfrechheit ist ihm ein Gräuel, aber die Censur taugt doch auch nichts, kurzum der gute Mann hat „de omnibus aliquid et de toto nihil.“ Aus solchen Gesinnungen, die übrigens noch mit etwas schwarzweißem Preußenthum gemengt werden, seien nun die mitgetheilten Gedichte hervorgegangen, wobei er indessen auf die freundliche Nachsicht des Lesers hoffe, die dem viel umdrängten Geschäftsmann vielleicht vergebe, was dem Sänger eigentlich nicht zu verzeihen wäre. Uebrigens habe er lange geschwankt, die Erzeugnisse seiner Muse einem größern Publikum zu übergeben, nur der Beifall, welcher einigen vorher abgedruckten öffentlich zu Theil wurde, so wie die Aufmunterung durch verschiedene Freunde habe ihn endlich dazu bewogen.

Wir muthen dem Leser nicht zu, uns durch diese 410 Seiten lange Sandwüste an der Spree zu begleiten, wenige Proben werden die platte Mittelmäßigkeit und schaudervolle Seichtigkeit des Herrn Straß aus Preußen, gegen den Obrist Hans zu Stans als ein wahrer Geistesheros erscheint, darthun. Da sind lustige Trinklieder in großer Anzahl, scharfe Zeitgedichte, sinnreiche Charaden, üppige Liebeslieder, man höre z. B.:

„O gib mir ein Schmätzchen
Es thut dir kein Leid!
Du bist ja mein Schätzchen
O sei doch gescheidt.“ u. s. w.

Ist das nicht saftig? Auch Napoleon wird besungen, doch hinkt gleich die Note hintendrein: „Daß die Bewunderung der Geistesgröße Napoleons mit der deutschen Vaterlandsliebe recht gut bestehen kann, bedarf wohl keiner weitern Ausführung.“

Sehr prächtig ist auch das Gedicht „Schulbildung,“ von dem wir für Freunde klassischen Studiums die erste Strophe mittheilen:

Nicht mehr wie zu Philologen
Sei die Jugend noch erzogen,
Stets bei Griechisch und Latein!
Laßt die ew'gen Varianten
Den verfeinen Sprachverwandten,
Freunden steter Klauberein.

Damit man aber auch sehe, welche Stoffe den Spreesänger begeisterten, so möge der Inhalt der Romanze oder Ballade oder was? — Seite 401 hier stehen.

Zu Berlin, wo immer das Militär in besonderer Ehr war, und sich vorzüglich das Korps der Gensdarmen durch Sniten auszeichnete, gingen einmal die beiden Lieutenants A. und B. von der Weinkneipe weg die Linden hinunter zum Thore spazieren. Da kam ein alter Herr mit gewaltigem Bauche, worüber sich natürlich die beiden Jünglinge sehr freuen, und endlich übereinkommen, selben mittels verknüpfter Schnupftücher zu messen. Der Alte ließ es sich voll Gutmüthigkeit gefallen und die beiden Bengel fertigen ihn mit den Worten ab:

Nun herzlichen Dank o mein edler Philister,
Er zieht ein Gesicht ja, als wär er Minister!

Der Dickbauch trollt ab, erkundigt sich jedoch vorher um die Namen der beiden Junker. Am andern Tage erhielt jeder eine Einladung zum Diner beim Minister T. Sie gehen hin und — der Tags zuvor verspottete Alte tritt ihnen wirklich als Minister entgegen. Allein anstatt sich zu rächen, läßt er den einen rechts, den andern links sitzen und bewirthet sie — ha welche Großmuth! mit Champagner und Delikatessen. Man sieht, der Dichter bewegt sich beiläufig auf dem Niveau Langbeins, ohne ihn jedoch auch nur von Ferne an komischer Wirkung zu erreichen. Möge Gott seinen Freunden, die ihm zur Herausgabe der Gedichte riethen, diese Sünde verzeihen, wir müssen uns erst entschuldigen, daß wir solchen Schund überhaupt besprachen. Der Grund davon liegt in Folgendem. Herr Straß ist der Verfasser des berühmten Liedes:

„Schleswig Holstein meerumschlungen!“

Oder eigentlich ist er es nicht. Mit diesem Liede verhält es sich nämlich so: Herr Straß hatte die Idee des Liedes, concipirte diese in seiner Weise und schickte sie zu einem Sängerfeste nach Schleswig. Dort konnte man aber das Gedicht nicht recht brauchen, daher mußte es Chemnitz erst ganz umgestalten, und so hat Herr Straß doch wenigstens die Idee eines guten Gedichtes angegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Tiroler-Biene.

Der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft entnehmen wir folgende höchst ehrenvolle Beurtheilung der geognostischen Karte von Tirol und Vorarlberg durch den berühmten Leopold von Buch.

»Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß eine Privatgesellschaft, der geognostisch-montanistische Verein für Tirol und Vorarlberg, ein Werk zu Stande gebracht hat, welches dem größten Staate zu Ehre und Ruhm gereichen würde. Die Masse wohlbeobachteter wichtiger geognostischer Thatsachen auf 10 großen Blättern der geognostischen Karte von Tirol und Vorarlberg ist so überaus ansehnlich, daß man offenbar diese Bekanntmachung für eine der größten Bereicherungen ansehen mus, welche die Geognosie jemals erhalten hat.

Und wenn auch nicht immer die aufgezeichneten Gebirgsarten demgemäß vorgestellt werden, wie die meisten Geognosten sie jetzt einzutheilen gewohnt sind, so bleiben doch die Thatsachen stehen, und es handelt sich nur, um ihren großen Werth hervortreten zu lassen, um eine Art von Uebersetzung, wie sie im Vortritt solcher Führer im Lande selbst mit wenig Schwierigkeit sich würde ausführen lassen. Man möchte diese herrliche Arbeit mit einem großen Felde vergleichen, auf welchem mit vieler Sorgfalt und Einsicht die zartesten und köstlichsten Früchte aus dem Innern der Erde zur allgemeinen Benutzung und Freude hervorgebracht worden sind. Diese Früchte erwarten jedoch, um ihren Werth völlig zu erkennen und sie zu genießen, einer weitern Bearbeitung. Doch würde diese Ansicht nicht ganz gerecht sein. Jedes Blatt gibt den vollständigsten Beweis, daß es dem Beobachter keineswegs an dem vergleichenden, umfassenden und verbindenden Blicke gefehlt habe, der allein den Geognosten bildet. Die Karte liefert nicht bloß Materialien, sie gibt auch unmittelbar die wichtigsten Ergebnisse für die Geognosie.

Was bei einer flüchtigen Uebersicht dieser Blätter als neu oder wichtig auffallen kann, möge hier in der Kürze vorgetragen werden, jedoch mit der Bemerkung, daß gleich wichtige, ja vielleicht noch viel bemerkenswerthere Ansichten zurückbleiben, auch schon deßwegen, weil die Ansichten, in denen man die Natur auffassenkann, stets unerschöpflich sind.

Das erste Batt von Vorarlberg ist schon im Jahre 1843 erschienen mit der Erläuterung des Herrn Schmidt und ist jedem Geognosten wohl bekannt.

Das zweite Blatt lehrt uns die nördliche Kalkkette erkennen, welche durch die Straße des Arlberges und durch das Innthal vom älteren Gebirge geschieden wird. In dieser Kette werden drei Bildungen von Kalkstein unterschieden und mit besonderen Farben bezeichnet, der untere, der mittlere und der obere Kalkstein. Schichten von Ammonitenkalk laufen wie Würmer zwischen dem unteren und dem mittleren Kalkstein. Es sind Leuchtfakeln für künftige Beobachter, sie zu genaueren Formationsbestimmungen zu leiten. Der rothe Sandstein zwischen Ill und Inn, unter dem Kalkstein hervor, erscheint hier zum ersten Male, und Gyps in großer Ausdehnung zwischen beiden.

Südlich zeigt sich die so wenig bekannte Gneißmasse der Jamthaler Gletscher in ihrer Ausdehnung scharf begränzt, und ebenfalls der Anfang der mächtigen granitischen Gneißberge, welche die Eisberge des Kauner- und des Oetzthales bilden. Die Eisberge in Tirol sind gleichsam Inseln von Gneiß, welche tief unten von Glimmerschiefer und von Thonschiefer umgeben werden. Nur von solchen hohen granitischen Gneißfelsen gehen erratische oder Wanderblöcke hervor, aus reinen Kalkthälern niemals. Die Gränze dieser Wanderblöcke auf dem Kalksteingebirge wird von der Karte häufig und genau bezeichnet.

Auf dem dritten Blatt erscheint die Umgebung von Innsbruck; südlich erheben sich die von der Stadt aus so mächtig und schroff hervortretenden Dolomitspitzen des Seile- und Serlosberges, zwei Ueberreste der nördlichen Kalkkette, die auf der mittleren Kette bei dem Seitwärts-Abdrängen der Kalkreihe zurückgeblieben sind. Es werden auf diesem Blatte die Umgebungen des Salzberges von Hall ganz deutlich und die Lage der merkwürdigen ovalisirenden Ammoniten im Lawatscher Thale.

Der weitere Fortlauf des großen Innthales auf dem vierten Blatt gibt eine klare Einsicht über die Ausdehnung des berühmten Bergbaues von Schwaz. Die Gneißinsel des Zillerthales, eine der größten im Alpengebirge, erscheint in ihrer scharfen Begränzung. Am Ende des Innthales erblickt man zum ersten Male die ganze Erstreckung des wunderbaren Tertiärgebirges, in dem man ganz Australien wiederzufinden glaubt, und dieses bis Rattenberg herauf. Höher in den Alpenthälern ist nirgends noch etwas dem Tertiärgebirge Aehnliches gesehen worden.

Im Süden des Blattes verbreitet sich eine Granitinsel durch die ganze Länge des Teffereckerthales. Sie war bisher gänzlich unbekannt. Es ist eine neue Entdeckung. Aber wer wäre auch jemals in dieses verschlossene, tief in den Alpen verlorene Thal gedrungen?

Eine Nachweisung aller in Tirol betriebenen Bergwerke, der Gebirgsarten, in denen die bebauten Lagerstätten sich finden, dieser Lagerstätten selbst und des Ertrages jedes Werkes füllt den größten Theil des fünften Blattes und ist unverkennbar von sehr großem geognostischen Werthe. Diese Nachweisung verdiente besonders wieder abgedruckt zu werden.

Durch das sechste Blatt werden wir nach dem Süden von Tirol geführt und wieder in ein bisher ganz unbekanntes Land. Zwischen dem italienischen Val Camonica nämlich und dem Tiroler Val Rendena steigen Gletscherberge auf, welche dem Mont Blanc den Rang bestreiten. Sie werden von so großen und so ausgedehnten Eismassen umgeben, daß man nicht einmal ihre höchsten Spitzen gesehen hat, daher jede Karte diesem merkwürdigen Gebirge andere Namen gibt, eben weil man sich mit der Benennung der äußeren Wälle begnügt. Die Tiroler Karte nennt die höchsten Eisberge la Presanella, und ihr mögen wir auch, mehr wie anderen, vertrauen.

Die Gränzen dieser mächtigen Graniterhebung sind von der Karte schön und scharf bestimmt; die italienischen Gränzen waren schon seit vielen Jahren durch den Mailänder Curioni bekannt. Wanderblöcke drängen sich von dieser Granitmasse bis in viele ihnen entgegenstehende Thäler. Sie sind von Herrn Trinker in Brixlegg mit vieler Genauigkeit beschrieben und auf der Karte verzeichnet.

Höchst lehrreich ist das siebente dieser Blätter; denn es gibt nicht allein eine genaue Abbildung der größten aller Niederlagen von rothem Porphyr in Europa, sondern zeigt auch zugleich, wie dieser Porphyr von den zwei gleichlaufenden großen Ellipsoiden umfaßt wird, im Norden von dem Granit der Ifingerspitz bis ins Pusterthal, im Süden von der Cima d'Asta zwischen dem Fleimserthale und der Val Sugana. Das nie genug erforschte Fassathal ist hier mit einem großen Reichthum von Gebirgsarten ausgestattet und auch das so oft von Unberufenen gemißhandelte Predazzo erscheint mit seiner Umgebung.

Die hohen und furchtbaren Dolomitspitzen des Fassathales werden auf dem achten Blatt fortgesetzt, und schön sieht man ihr plötzliches Ende im Sextenthale über Innichen. Es erscheint St. Cassian mit den Thälern umher und sehr bestimmt sind hier die Orte angegeben und bezeichnet, an welchen die berühmten Seeprodukte von St. Cassian sich finden.

Das neunte Blatt ist größtentheils der Farben-Erklärung gewidmet. Mit Vergnügen erblickt man hier ein Bestreben, sich so viel als möglich dem anzuschließen, was für andere Blätter in Deutschland und Frankreich Uebereinkunft geworden ist. Granitische Gesteine erhalten eine rothe Farbe, Kalksteine eine blaue, Sandsteine eine gelbe Farbe. Auch alle übrigen Farben scheinen ihrer Bestimmung gemäß zweckmäßig ausgewählt und sind durchaus nicht verwirrend.

Das zehnte Blatt endlich, in zwei Hälften getheilt, gibt Nachträge zum südlichen Tirol zwischen dem Lago d'Idro und der Etsch.

Die Karte ist in München von C. Schach auf Stein gravirt und in der lithographischen Anstalt von Sebastian Minsinger musterhaft in Farben abgedruckt worden.

Möge sie doch bald viele ähnliche Nachahmer finden.«

Digitized by Google

* Der Bildhauer Herr Mich. Stolz hat für die Kirche zu Nasserreit zwei lebensgroße Statuen, Petrus und Paulus, vollendet. Sie zeichnen sich durch den Ernst der Auffassung vortheilhaft aus. Petrus trägt die Simbole der päpstlichen Würde, er blickt begeistert empor, der Heidenapostel Paulus scheint mit gehobenem Arme dem Volke empor-zudeuten zur Quelle der Gnaden. Wir hoffen, Herr Stolz werde beide Statuen ausstellen.

Der nämliche Künstler wird in einigen Tagen für die Pfarrkirche in Landeck einen gothischen Altar absenden. Die Construktion ist mit gründlichem Verständnisse der Architektur angelegt, die Verzierungen sind geschmackvoll und sehr fleißig geschnitzt. Der Altar trägt das wunderwirkende Muttergottesbild, die beigegebenen Figuren beziehen sich auf die Legende, denen die Kirche den Ursprung verdankt, und stellen symbolisch den Marienkultus des Tirolervolkes dar, wie ja auch der Dichter singt:

Du sahst die Kunst in überird'scher Blüte
Mit Strahlenkronen in den Kirchen prangen:
Des ganzen Volks treuherziges Gemüte
Im Lächeln des Madonnenbilds gefangen.

Die Kirche von Landeck wird jedenfalls mit einem Kunstwerke im wahren Sinne des Wortes geziert; solche Bestellungen zeigen, daß troß mancher beklagenswerthen Barbarei der Kunstsinn bei uns im Lande nicht erloschen, sondern im Gegentheile im Zunehmen begriffen ist.

* Unser Landsmann Gebh. Flatz zu Rom hat für die Pfarrkirche in Bozen so eben ein Altarblatt vollendet. Der Künstler schickte eine Photographie davon an das hiesige Museum. In der obern Hälfte des Bildes schwebt Christus, vor ihm kniet die Madonna, darunter steigen die Flammen des Fegefeuers, aus welchem einzelne Erlöste emporgetragen werden. Die Composition ist in jedem Sinne ausgezeichnet.

* An der Wand der Servitenkirche ist seit einigen Tagen ein Freskobild von Stecher zu sehen. Eine Kritik desselben wird wohl Niemand erwarten; denn wenn irgendwo, wird hier die vox populi vox Dei sprechen.

Literatur.

Denkmäler

der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Herausgegeben von Dr. Ernst Guhl und J. Caspar. Taf. 1—63. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert.

(Schluß.)

Eine sorgfältige Auswahl und organische Ordnung erforderte Tafel 24, welche die Architektur der Etrusken vertreten soll. Es ist dabei von den einfachsten Erscheinungen primitiver Bauthätigkeit ausgegangen. Beispiele des ältesten Mauerbaues, einige Reste baulicher Glieder, wie Kapitell, Basis werden gegeben. Ein wesentliches Merkmal der etruskischen Baukunst ist die Wölbung, die hier durch einige Darstellung vertreten ist. Fig. 15 gibt eine treffliche Anschauung des etruskischen Façadenbaues. Von großem Interesse sind die Grabdenkmäler der Etrusker, denen auf dieser Tafel gebührende Rechnung getragen wurde.

Die beiden folgenden Tafeln umfassen die Denkmäler der Skulptur und der Malerei bei den Etruskern. Wir finden hier das Wichtigste, was uns von den Kunstwerken dieses merkwürdigen Volkes übrig geblieben, hier zusammen gedrängt. Von den größern Werken treten der bekannte Redner, die Chimära des florentinischen Museums, die Wölfin des kapitolinischen und die Marsstatue des gregorianischen Museums vor Augen. Die Statue des Knaben im Museum zu Leyden fehlt nicht. Unter den kleinern Bronzen ist besonders die Gruppe der drei Krieger im Museum zu Florenz zu beachten. Von der ältern Skulptur der Etrusker geben die Reliefs des vierseitigen Altars zu Perugia eine genügende Vorstellung. Die Abbildung des großen Sarkophags aus Chiusi biethet uns ein Beispiel von der spätern schon zu vieler Freiheit ausgebildeten Steinskulptur der in Metall eingegrabenen Arbeit, worin die Etrusker anerkannt ihr Bestes geleistet haben, wird hier gehörig Rechnung getragen. Wir finden hier nicht allein Darstellungen einiger der schönsten Spiegel, sondern auch die Hauptvorstellung von der berühmten Cista mystika im Collegio Romano, welches das schönste auf uns gekommene Denkmal etruskischer Kunst ist. Die Malerei dieses Volkes ist zahlreich vertreten. In großer Ausführlichkeit und sehr lobenswerther Auswahl ist die römische Architektur auf den 5 nächsten Tafeln vertreten. Bei der Wichtigkeit, welche die Römer auf diesem Gebiete als Mittelglied zwischen der griechischen und christlichen Kunst einnehmen, ist diese Ausführlichkeit sehr angemessen. Von Tempeln sieht man außer dem sehr vollständig gegebenen Pantheon und dem Doppeltempel der Roma und Venus auch der vom Kaiser Hadrian ausgeführten Prachtbau des olympischen Jupiters zu Athen und den Sonnentempel des Aurelian. Von den Triumphbogen geben die des Augustus zu Rimini, des Titus, Septimius und Konstantin zu Rom eine sehr vollständige Vorstellung. Die Hauptformen der Grabmäler sind allseitig vertreten. Monumente von der einfachen Art in der Gräberstraße von Pompeji und kolossale Prachtbauten, wie das Mausoleum des Kaisers Hadrian, sind in fleißigen Abbildungen wieder gegeben. Für die Theater ist das des Marcellus im Grundrisse, für die Amphitheater das Kolosseum im Grundrisse und in perspektivischer Ansicht gegeben. Die Basiliken sind durch den gewaltigen Bau des Konstantin, wie durch die Basilika von Pompeji vertreten. Mit Recht ist den Thermen, worin sich die Prachtliebe und die Verschwendung der alten Römer wohl am schlagendsten kundgeben, eine große Aufmerksamkeit zugewendet. Der Prachtsaal in den Thermen des Caracalla (Tafel 30, Fig. 12) und der große Saal in den Bädern des Diocletian (Tafel 30, Fig. 13 und 14) geben uns eine überraschende Vorstellung von der Prachtentwicklung in derartigen Gebäuden jener Zeit. Fast ein ganzes Blatt (Tafel 31) ist der zwar schwülstigen, aber immerhin sehr merkwürdigen Nachblüthe der römischen Architektur in Syrien gewidmet. Die Prachtbauten zu Balbeck und Palmira bilden den Hauptinhalt dieser Platte. Bei den Skulpturen (Tafel 32 und 33) sind besonders solche berücksichtiget worden, welche Bildnisse und kriegerische Thätigkeit zum Gegenstande haben. Die besten Statuen des Julius Cäsar, des Augustus, der Livia, eine treffliche Büste des Trajan, die schönsten Reliefe von den Triumphbogen des Titus und des Trajan finden sich hier (Tafel 32.) Die spätere Zeit ist durch eine Statue des Antonins Pius, die Reiterstatue des Mark Aurel, die Statue des Konstantin und die Reliefe von der Ehrensäule des Mark Aurel und dem Triumphbogen des Septimius Severus (Tafel 33) vertreten. Zu wünschen wäre, daß das für die Römer so bedeutende Familienleben, wie es sich auf so manchen Sarkophagen ausspricht, auch berücksichtigt worden wäre. Als Hauptdenkmal der idealen Kunstgebilde aus römischer Zeit finden wir den vaticanischen Apollo (Tafel 32 Fig. 10). — Zu bedauern ist, daß die berühmte Statue des Nils, die eines der bedeutendsten Werke griechisch-römischer Kunst ist, nicht aufgenommen wurde. Dagegen ist die Wahl der Verherrlichung des Kaisers Augustus auf dem bekannten Sardonix zu Wien sehr glücklich. Man bekommt dadurch eine Vorstellung von der Steinschneidekunst aus der besten Zeit römischer Kunst. Mit der Tafel 33 schließt die alte Kunst ab und mit der folgenden (Tafel 34) beginnen die Denkmäler der romantischen Kunst, die wir einer späteren Besprechung vorenthalten. Am Schlusse dieser kurzen Würdigung der zwei ersten Abschnitte des Kunstatlas müssen wir nur bemerken, daß uns kein Werk dieser Art bekannt ist, das sich an Vielseitigkeit diesem vergleichen ließe. Es gewährt eine Anschauung der verschiedensten Kunstformen in wohlgewählter Ordnung und darf mit Recht allen Kunstfreunden, namentlich aber solchen, die bedeutenden Kunstsammlungen ferne sind, empfohlen werden. Zu wünschen wäre es, daß dieses mit dem größten Fleiße und der größten Umsicht ausgeführte Kunstwerk, das der Verlagsbuchhandlung so große Ehre macht, an allen Bibliotheken und höheren Lehranstalten angekauft werde. Die Einsicht in die Kunstwerke der Völker würde ebenso den Geschichtsunterricht als den in der Aesthetik beleben und heben.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 37. Innsbruck, 11. September 1852.

Ergebung.

Ich weiß es, nur zum Zeitvertreib
Herzest und kürzest du mich —
Du bist ein launenhaftes Weib
Ich aber — liebe dich!

Und wenn du mich belügen willst,
So weiß ich — belügst du mich;
Ich weiß, daß du mit mir nur spielst,
Ich aber — liebe dich!

Und wenn ein Andrer dir gefällt
So weiß ich — betrügst du mich;
Das geht so in der Frauenwelt,
Ich aber — liebe dich!

F. Sartori.

Am Föhrenbaum'.

Der Hirte blies, das Vöglein sang,
Die Beeren luden ein,
Das Knäblein, das erst sang und sprang,
Verirrte sich im Hain:
„O Mutter komm, o gib den Weg
Schutzenglein du mir kund!“ —
Es rennt sich nur am Dornensteg
Die kleinen Füße wund.
Und wie der Wald nicht enden will,
Die Sonne heißer scheint —
Verzagt der Kleine, steht er still
Am Föhrenbaum' — und weint.

Das Hüfthorn schallt, der Jäger treibt
Die Kugel in das Rohr,
Was steht, wenn rings das Wild zerstäubt,
Dir armes Kind bevor? !
Schon zieht von steiler Felsenwand
Der wilde Jäger aus —
Er reicht dem Kind die schwarze Hand
Und trägt es sanft nach Haus.
Die Mutter ruft: „vergelt dirs Gott!“
Was sie damit gemeint? —
Der Jäger steht beim Abendroth
Am Föhrenbaum — und weint.

Kaspar Speckbacher.

Des Lebens fünfte Wesenheit.

Erzählung von Philipp Will.

(Fortsetzung.)

Ein Besuch.

Ein Trauerlied erklang, von einer Laute begleitet. Wild strömten Worte und Töne dahin, wie der vom Felsen herabrauschende Gießbach. Es war das Lied einer Wahnsinnigen. Lauschend stand ein bleicher Jüngling an der halbgeöffneten Thüre des Gemaches, aus welchem die Töne drangen. Dann trat er rasch ein und stürzte sich zu den Füßen der Sängerin. Es war Rodrigo.

„Marie!“ rief er mit lispelnder Stimme.

Diese ließ die Laute dem Arme entsinken und schwieg.

„O dieses ewige Schweigen in dem Reiche des ewigen Lobgesanges! Marie! Warum stoßest du von dir deinen Bruder? Auferstanden ist er, wie du, zum ewigen Jubel. Fürwahr. Nicht deßhalb ward den Mächten der Natur ihre Bitterkeit genommen, daß der Bruder dem Bruder den Kelch verbittern und das unsterbliche Leben wandle zum ewigen Tode.“

„Nacht herrscht in meiner Seele und Nacht und Schweigen sind innig verschwistert.“

„Nur ein Wort, ein Laut, ein Blick! Nur ein einziger leiser Händedruck zum Zeichen der Gewährung.“

„Rettung! Rettung!“ rief die Unglückliche mit entsetzlicher Stimme. „Ein schwarzes Ungeheuer stürzt auf mich los. — Waldram! Vater! steig' aus dem Sarge! Rette mich! Sieh, schon wüthet es in meinen Eingeweiden. — Waldram! Dein Bild! gib mir dein Bild! Sterben will ich vor deinem Bilde. — Weh mir! Ich kann nicht sterben und ewig bluten meine Wunden.“

„Wohlan! so gewähre mir Gewalt, was mir Güte versagte.“

Mit diesen Worten ergriff Rodrigo Marien am Arme. Da trat ein Diener ein.

„Wer wagt es in solchem Augenblicke mich zu stören?“ rief Rodrigo und ließ sein Opfer fahren, das wie leblos zu Boden sank.

„Verzeiht, mein Gebieter! ein Fremder wünscht euch zu sprechen.“

„Weis' ihn ab.“

„Er läßt sich nicht abweisen. Sprechen müsse er euch, sagte er, und solle er euch aufsuchen in den Tiefen der Hölle.“

Digitized by Google

„So führe ihn auf mein Zimmer. Sogleich werde ich dort sein.“

Rodrigo läutete hierauf Giselen, der Bewußtlosen beizustehen, und eilte, den unerwarteten Gast zu empfangen. In seinem Gemache angelangt, fand er einen Unbekannten.

„Ihr seid Don Rodrigo de Bastajo?“ hub dieser kalt an

„Ich bins. Was verschafft mir die Ehre eures Besuches? Ich erinnere mich nicht, eure Bekanntschaft gemacht zu haben.“

„Ich bin Waldram, ein deutscher Maler und die Erinnerung meiner Bekanntschaft soll euch bald eine unauslöschliche sein. Zur Sache. Ihr kanntet Marien del Kanta? Ja ihr kanntet sie. Werdet ihr nicht bleich wie der Schnee auf den Pyrenäen?“

„Mit welchem Rechte fragt ihr das?“

„Mit welchem Rechte? Mit dem heiligen Rechte ihres Schützers und Rächers, wie ich es geschworen vor Gott und ihrem sterbenden Vater; rächen will ich sie an euch, dem Vergifter ihrer Lebenstage. Blut will ich für jeden Tropfen Gifts. Betrogen habt ihr mich um mein Vermächtniß und tausendfachen Ersatz fordere ich.“

„Beweise, Beweise, Schändlicher!“

„Beweise? — Nicht wahr du forderst sie, weil du weißt, daß meine Beweise im Grabe modern? Aber mein gutes Schwert soll sie dir führen, soll reden für den stummgewordenen Franzesco.“

„In euerm Blute wasch ich ab diesen Schimpf. Bestimmt Zeit, Ort und Waffe.“

„Das sei eure Sache!“

„So treffen wir uns morgen um die achte Stunde Abends im Garten hinter meinem Schlosse. Für die Waffen will ich Sorge tragen.“

„Wir treffen uns, aber wir treffen uns ohne Zeugen.“

Als Rodrigo zu Marien zurückkehrte, hatte der Schlummer sein wohlthätiges Recht gegen die Leidende geltend gemacht. Gisela war abwesend. Wie er die Schlafende betrachtete, welche traumbefangen ihren Schmerz gegen süße Wonne ausgetauscht zu haben schien, bemächtigte sich seiner eine eigenthümliche Gemüthsstimmung. Kein Spiel des Zufalls brauchte ihn jetzt von einer Gewaltthat abzuhalten. Sein eigenes Gefühl war der mächtigste Gegner seiner Leidenschaft. Leise beugte er sich über die Schlafende und eine Thräne benetzte ihre vertrockneten Lippen. Sie wollte „Waldram“ lispeln, aber er küßte ihr das Wort vom Munde weg. Der Engel der Wonne floh von ihrer Seite, und Marie erwachte zu neuem Schmerze.

„Was that ich dir?“ rief sie mit bittender Stimme, indem sie zu ihm aufblickte.

„Schone meiner! Bist du Waldram, so harre ferner. Noch hat der Vater seinem Täubchen den Brautkranz nicht aufgesetzt. Bist dus nicht, so segnet er uns auch nicht am Tage seiner Auferstehung zum ewigen Bunde.“

„Er wird uns segnen, mein Kind! bis dahin will ich mich gerne gedulden, fügst du dich nur dann willig meinem Wunsche. Sag', wann wird dein Vater auferstehen?“

„Wann der Mond dreimal seinen Lauf vollendet. So sprach der große Geist aus meinem Vater und vernommen habe ich seine Stimme. Da muß ich hingehen in die Gruft, wo schlummern meine Väter, und öffnen seinen Sarg. Auferstehen wird er, gekrönt mit der Krone der Unsterblichkeit, und wird segnen mich und Waldram zum ewigen Bunde.“

„Und der Schlüssel zu dem Sarge?“

„Forsche nicht nach Dingen, die nicht deines Wissens sind. — Hinweg! Geblendet war mein Auge. Du bist nicht Waldram. O schone meiner! Schone meiner, bis die Sonne verkündet den großen Tag. Dann wird gegen dich sein mein unsterblicher Vater und wird besiegen deine Tücke.“

„Bald hat der Mond zum zweiten Mal den Lauf vollendet. Nicht mehr lange und die Sonne wird den großen Tag verkünden. Bis dahin geschehe dein Wille. Schauen will ich, ob Geister auferstehen, und ob die Hölle mir meinen Sieg entwindet. — Ich begleite dich zur Gruft deiner Väter.“

Ein Waffengang.

Ein heiterer Abend begrüßte die Natur. Donna Marie öffnete das Fenster, das die Aussicht auf den Garten hatte. Einathmen wollte sie die durch freieren Luftzug belebten Düfte, welche die letzten Strahlen der sterbenden Sonne den Blüthenkelchen entlockten. In der Ferne gewahrte sie einen einsamen Fußgänger, der in raschen Schritten einen höher gelegenen Pfad des Gartens hin und zurück eilte.

Wer war der abendliche Wanderer? Sie erkannte Waldram. Sie winkte mit dem Tuche, aber er sah sie nicht. Sie rief mit schwacher Stimme, aber er hörte sie nicht. Sie suchte nach der Laute, und — fand sie nicht.

„Gott!“ rief sie, „hast du mir die Sprache genommen, die zu seinem Herzen redet? Mein Waldram! Einst schliefest du und die Abendwinde spielten mit den Locken deines Hauptes, und die Lippen lächelten, wie in holder Verklärung, und es entschwebte ihnen ein süßes Geheimniß. Da träumtest du von deinem Täubchen. Denkst du auch jetzt meiner? Ach dein Herz irrt ruhelos, denn es ruht nicht an meiner Brust.“

Ein Mann, in einen Mantel dicht gehüllt, kam auf Waldram zugeschritten. Er warf den Mantel ab, er reichte Waldram ein —

Marie konnte es nicht erkennen. Jetzt rannten beide auf einander los. Jetzt sank Waldram.

„Marie!“ entfuhr seinen Lippen.

„Waldram!“ rief die Wahnbethörte und stürzte besinnungslos zu Boden.

Einige Tage später durchwandelte Rodrigo bei linder Abendkühle die Laubgänge des Gartens. Da tönte aus dem Gemache der Unglücklichen ein wehmuthsvolles Lied, von den Lüften sanft getragen, aber keine Laute begleitete die Trauerworte. Die Laute war zerschlagen. Rodrigo stand stille und lauschte. Marie sang:

Verlaßt des Kummers Haus,
Ihr Seufzer und ihr Klagen!
Strömt in die Nacht hinaus,
Wollt Waldram Grüße sagen.

O wandelt an sein Grab,
Ihr süßgeliebten Lieder!
Die Antwort, so er gab,
Der Treuen bringt sie wieder.

Digitized by Google

Du schläfst, d'rum gute Nacht!
Sanft — sei des Grabes Decke,
Daß einst die künfte Macht
Dich neugestärkt erwecke.

Wiedersehen.

Mariens Wahnsinnsgeschichte verfolgte eine eigenthümliche Richtung. Die seltene Wissenschaft, der sich ihr Vater hingegeben; die Geheimnisse, die sie nicht in ihrer ganzen Tiefe, sondern nur soweit erfaßt hatte, als geeignet war, ein junges, weiches Gemüth, in welches lebhafte Eindrücke sich unauslöschlich prägten, in der Neigung zum Schwärmerischen zu festigen; die fast einzige Gesellschaft ihres Vaters, welche diese Eindrücke stets gegenwärtig erhielt, ja sogar die Widersprüche Waldrams, welche in die Wissenschaft selbst nicht eindrangen und in allgemeinen Vernunftgründen nur ein schwaches Bollwerk fanden, mußte dieß Alles sich nicht dazu vereinigen, in dem zarten Herzen Marias eine unzerstörbare Grundlage zu bilden, für die vorgefaßte Meinung von der irdischen Unsterblichkeit; eine Grundlage, die noch darin ihre Kräftigung fand, daß Mariens Seele sich nicht widerspiegeln konnte in der Seele einer gleichgesinnten Freundin? Liebe und Freundschaft sind zwei so verschiedene Lebensrichtungen, daß nie in demselben Ideale sich einigen können. Liebe beruht auf dem Verhältnisse des Ungleichen, der Stärke zur Schwäche; Freundschaft auf dem Verhältnisse der Gleichheit. Dem Manne ward die Kraft gegeben. Darum fühlt der Mann das Bedürfniß zu ringen und zu streben. Er muß ein Wesen haben, für das er ringt, für das er strebt, das sein besseres Selbst ausmacht, weil die Ruhe, die sorglose Zukunft dieses Wesens das endliche Kampfesziel ist, in dem sich die Manneskraft veredelt. Darum liebt der Mann so feurig. — Das Weib bedarf des Schutzes. Es muß ein Wesen haben, dem es seine Schwäche ganz vertrauen darf und dieses Wesen ist der Mann. Darum liebt das Weib so hingebungsvoll. — Adam schlief und Gott schuf aus seiner Seite die Eva. Gott nahm dem Manne die Wesenheit der Sanftmuth und schuf das Weib. Darum vervollkommnen sich Mann und Weib in gegenseitiger Liebe. Darum sind Mann und Weib nicht geschaffen für gegenseitige Freundschaft. Diese wurzelt in anderen Grundlagen. Das Wesen muß ein Wesen haben, in welchem es nicht die Ergänzung seines Ichs, in welchem es den unmittelbaren Widerschein des eigenen Ichs erkennt. Dieses Wesen muß ein gleiches sein; und ringende Kraft mit ringender Kraft, stille Hingebung mit stiller Hingebung den erhabenen Bund der Freundschaft schließen.

Waldram war ein Mann. Waldram konnte jene Herzensgeheimnisse Mariens nicht erschauen, die das Weib dem Manne nie enthüllen darf. Mariens Seele entbehrte so einer wesentlichen Grundlage des inneren Lebens, und begreiflich ist es, wie dieses innere Leben, in sich selbst den einzigen Stützpunkt suchend, allen sicheren Halt für die Außenwelt verlor, wie es sich wandelte in ein Traumleben. Dieses Traumleben war der Keim des sich vielleicht schon damals entwickelnden Wahnsinnes. Betrachten wir die auf das Gemüth wirkenden äußeren Einflüsse. Waren sie eine nährende, waren sie eine vernichtende Kraft für den Krankheitstoff? Sie alle wollten einen Grundton in den Saiten des kranken Herzens anstimmen, und dieser eine Grundton ward des Wahnsinns leitende Idee, sie alle schienen in der Bestätigung der irdischen Unsterblichkeit ein gemeinsames Merkmal zu haben, welches Merkmal in seinen verschiedenen Erscheinungen der weichen Seele sich als Siegel aufdrückte für die durch die Außenwelt in sie getragene Idee. Dieser Grundton war die einzige Disharmonie der Seele, die einzige Trübung der geistigen Sehkraft. Ich weiß wohl, daß geistige Abnormität in einer Hinsicht, volle Geistesgesundheit in allen übrigen Denkbeziehungen bestritten wird, aber ich rufe die Erfahrung in die Schranke der Vertheidigung. Wir kennen jetzt die Veranlassung zu Mariens Lebenstranke, wir kennen die zufälligen Wirkungen dieses Trankes. Sie, eine seltene Bestätigung der seltenen Idee, setzten Mariens Seele aus dem wohlthätigen Gleichgewichte von Fluth und Ebbe, in welchem die menschlichen Empfindungen auf- und niederströmen. In dieser höchsten Gemüthsüberreizung verflocht sich die krankhafte Idee nicht nur allen übrigen Gedankenverbindungen, sie entriß den Gedankenstrom selbst seinem geregelten Bette und ließ ihn in ungeordneten Wogen das geistige Gemüth durchbrausen. Nach ausgetobtem Sturme kehrte der Strom in sein Flußbett zurück, das aber mit dem Bodensatze der Trugidee alle Geisteswellen trübte. Jede außerordentliche Geistestäuschung, jeder allzu heftige Gemüthsreiz beschwor einen solchen Sturm herauf, welchen Rodrigo listig zu erheben, zu besänftigen, für seine Vortheile zu nützen verstand, der durch äußeres Trugwerk absichtlich genährten fortdauernden Geistestäuschung nicht zu gedenken.

Nach dieser kurzen Aufhellung von Mariens krankhaftem Zustande, die mir der Leser verzeihen möge, wollen wir den Faden unserer Erzählung weiter fortspinnen.

Nur noch ein Tag und der Mond hatte zum dritten Male den Lauf um die Erde vollendet; nur noch ein Tag und ein zweiter Christus sollte hervorgehen aus dem Grabe, die Menschheit zu erlösen von dem irdischen Tode. Es war der Vorabend von Alonsos Auferstehungstage. Könnte der Dichter in die Tiefe fremder Seelen schauen, wie er ihr innerstes Leben dem Auge zu entknospen strebt, in Mariens Seele hätte er den Keim zur schönsten Elegie gefunden. Der Schmerz hatte die Unglückliche in die tiefsten Tiefen hinabgerissen; auf den Fittichen der Freude schwang sich die Seele zu dem höchsten Gipfel empor — wir werden dieß bald bestätiget sehen — aber beide schufen eine Zerrissenheit der Ideen, beide warfen das Herz umher, wie ein Schiff auf unruhig wogender See und drohten ihm den Untergang im Sturme der eigenen Gefühle. Jetzt war es eine Flechte von Wonne und Schmerz, von Furcht und Hoffnung, in denen die Seele mit süßem Gleichgewichte auf- und niederschwebte, die das Bild der Trugidee zu einem verklärten Ganzen formten.

Donna Maria ruhte in einer Gartenvilla, müde von dem Umherwandeln in den nahen Gängen. Rodrigo war ihr genaht, sein unruhiges Herz zu erquicken an der heitern Seelenruhe der Unglücklichen. Aber verzückt in der Anschauung des liebgewonnenen Trugbildes, welches ihr der Vater vorspiegelte, wie er hervorging aus dem Grabe, verklärt, gewan-

Digitized by Google

delt zum Unsterblichen, konnte sie den Eintretenden nicht gewahren. Rodrigo wollte kein Störer dieser seligen Minuten sein. Er ging und ließ des Gartenhauses Thüre halb geöffnet stehen.

Jetzt beleuchtete die sterbende Sonne mit stets matterem Schimmer die duftenden Blumen, die kühlenden Bäume. Ihre Abschiedsstrahlen weckten Freudenstrahlen in Mariens Brust, Freudenstrahlen des baldigen, ewigen Wiedersehens, der Wiedervermählung mit dem Geiste ihres Vaters. Sie sang und wie die Lerche bei ihrem Halleluja in immer höhern und höhern Kreisen sich emporschwingt zum Himmelsdome, so hob und hob sich Mariens Seele, von stets freudigeren Hoffnungen geschwellt, bei dem Phantasienfluge ihres Liedes. Die Laute war zerschlagen, aber sie griff in die Saiten ihres Herzens. Sie sang:

Von Liebe sprach der Arge,
Der Tücke froh bewußt.
Horch! horch! was tönt im Sarge?
Laut pocht des Vaters Brust.

Die Glieder werden rege,
Zum Herzen strömt das Blut,
Zähl'! zähl' des Hammers Schläge,
Jetzt hat er ausgeruht.

Nun steigt er aus dem Grabe,
„Mein Kind! du riefest mir,
Des Himmels hohe Gabe
Der Reinheit wahr' ich dir.“

Das Lied war verklungen, aber es mußte einen Nachklang gefunden haben in verwandter Seele. Aus naher Ferne tönte von schöner männlicher Stimme gesungen:

Einst hat ein Weiser aufgeschlossen
Den tiefen Schacht der Todesgruft,
Zu ihrem Nichts hinabgestoßen
Erd', Feuer, Wasser, Luft.

Die Mächte, die den Geist bekriegten,
Ihn rissen in die Grabesnacht,
Sie ruhen still, die Kampfbesiegten,
Neu strömt die fünfte Macht.

Die Töne verhallten im Freien, aber sie tönten fort und fort in Donna Marias Brust. Sie war der halb geöffneten Thüre genaht, sie hatte mit begierigen Zügen die Wonne eingesogen, die sie aus diesem Liede anwehte. Waren es die Töne, war es die Weise des Gesanges, war es vielleicht der Sänger selbst, der eine geheime Saite in ihrem Herzen mit mächtigem Zauberschlage berührt hatte? Der Zauber rief eine stille Seligkeit hervor, welche über ihre Züge eine milde Morgenröthe süßer Hoffnungen ergoß. „Waldram! Waldram!“ rief sie mit entzückter Stimme. Gewaltsam ward die Thüre geöffnet, und herein stürzte Waldram zu den Füßen der Ueberraschten.

„Marie! du lebst! ha, die Todten stehen auf!“

„Stille! stille, Waldram! Es hat der Wesenheiten Wesenheit gesiegt. — Ich lache, ihr Geister der Hölle! Reißt mich hinab in den Abgrund, wenn ihr es vermögt. — Weg! weg! — mein Waldram lebt. — Er ist auferstanden aus dem Grabe. — Unsterblichkeit! Wann rufst du in deine Arme meinen Vater, damit geschlossen sei der Dreibund unserer Seelen?“

„Arme! Unglückliche! Sie ist wahnsinnig. Warum ein so schreckliches Erwachen aus dem Schlafe? Sag mir, meine Geliebte, wie kamst du hieher? Sprich aus die schreckliche Ahnung meiner Seele!“

„Wie? Verblendeter! Mit gleichem Rechte fragte ich dich, wäre nicht gehoben von meinen Augen der Schleier der Finsternisse. — Dein Täubchen ist auferstanden wie du. — Aber wehe! wehe mir! — Siehst du den schwarzen Vogel? Der will umarmen dein Täubchen mit seinen Klauen. — Waldram! rette mich. — Du hast geopfert dein Leben für mich. Siehe, tödten wollte dich der Geier, aber er streifte nur von dem unsterblichen Geiste die Hülle der Irdischkeit. — Rette mich! — Jetzt kostet es keinen Opfertod.“

„O schreckliches Gewebe von Trug und Bosheit, so ich durchschaue; das ist Rodrigos, das ist Franzescos Werk. Aber ein Vater wacht im Himmel, ein Rächer lebt auf Erden. Höre mich, Marie!“

„Stille! stille! Weck' dein Täubchen nicht. Der Geier hats verlassen. Es ruht erschöpft. — Höre Waldram! morgen um die Mitternachtsstunde, wenn der kommende Tag ablöst seinen dahinsterbenden Bruder, hat der Mond zum dritten Male vollendet den Lauf um die Erde. Nimm hier diese Schlüssel und bewahre sie wohl. Sie sind die Schlüssel zur Gruft, zum Sarge meines Vaters. Morgen werden wir gesegnet an seinem Grabe. Finde dich dort ein vor Mitternacht, und öffne einstweilen den Sarg. Ich werde dir bald folgen.“

„Marie! es sei! Höre nun auch mich, nur eine kleine Weile. Ich ahne nur, welch schreckliches Schicksal dich getroffen; siehe, als aber ich im Kampfe fiel mit Rodrigo, da war mirs, als hätte deine Stimme gerufen meiner entfliehenden Seele; und diese süße Täuschung — denn ich hielt es damals für einen Traum, für einen Taumel meiner schwindenden Sinne — sie war die letzte Empfindung meines sterbenden Bewußtseins, sie war der erste Eindruck meines wiedererwachenden Lebens. Als mein Auge das Licht wieder grüßte, fand ich mich in den Händen deines Oheims, des frommen Vaters Antonio. Die Klause im Gebirge hatte er vertauscht mit einer Klosterzelle in Madrid. Balsam goß er in die Wunden meines Körpers, Oel des Trostes in die Wunden meiner Seele. Aber glaube mir: ich habe nicht geschlafen den Schlaf des Todes, ich bin nicht wiedererstanden zum unsterblichen Leben.

Nur kurze Zeit schwand meine Kraft, doch sie kehrte wieder, im Glauben an Gott, getragen durch die Hoffnung, einst zu entwirren das süße Räthsel meiner Sinne. Noch sind meine Wunden nicht vernarbt. Der Schmerz meiner Seele macht sie von Neuem bluten.“

Waldram griff an die Brust und riß den Wundenverband weg. Stromweise tränkte das Blut den Boden. Dieß Mittel wirkte.

„Er stirbt,“ rief Marie, einer Ohnmacht nahe.

„Der Glaube an ihr Wahnbild wankt — frohlockte Waldram — „Neu leb' ich auf, denn sie kann gerettet werden.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ueber Kâlidâsas Ring - Çakuntalâ.

(Fortsetzung.)

Inhalt des zweiten Aktes.

Die lustige Person und zugleich der Vertraute des Königs tritt auf. Vidûshaka ist niedergeschlagen und beklagt sich über das beschwerliche Jagdleben, das ihn aufgerieben und wie keine Hoffnung vorhanden sei, zur Stadt zurückzukehren, seit der König Çakuntalâ im Büßerhaine gefunden. Hierauf erscheint der König mit seinem Gefolge, umgeben von Yavanischen Frauen, die Kränze von Waldblumen auf dem Kopfe tragen und seinen Bogen in der Hand halten. Vidûshaka stellt sich lahm und klagt, auf seinen hölzernen Stab gestützt, dem König seine Leiden. Der König spricht mit sich von seinem Glücke in der Liebe; Vidûshaka's Ungeduld wächst, bis ihn der König hört und über seinen Zustand befragt. Er ist endlich froh, als der König den Befehl gibt, die Jagdkleider abzulegen und zu ruhen; denn sein Wille ist es, daß Niemand im Büßerhain Störung verursache. Der König schildert dann dem ungläubigen Vidûshaka die Reize Çakuntalâs und daß er sich von ihr geliebt wähne. Sie werden im Gespräch durch die Ankunft zweier Einsiedlerknaben gestört, die ihn als König begrüßen und ihm Früchte bieten. Zugleich flehen sie, da Kanva abwesend sei, um Schutz bei ihren Opferungen. Er verspricht ihn. Bald darauf erscheint Karabhaka, ein Bothe von der Königin, der Mutter des Königs. Die Königin fordert die Rückkunft ihres Sohnes am vierten Tage, wo ihre Fastenzeit zu Ende sein wird. Der König schwankt, wohin er gehen solle, ob in die Einsiedelei, ob in die Stadt. Er sendet zuletzt Vidûshaka mit dem Gefolge zur Königin, der sie benachrichtigen soll, wie sehr er mit der Beschirmung des Büßerhaines beschäftigt sei. Da er jedoch den Leichtsinn seines Freundes kennt und fürchtet, er möchte seine Liebe den Frauen im Pallast verrathen, erklärt er ihm seine Neigung zu Çakuntalâ für einen bloßen Scherz.

Vorspiel des dritten Aktes.

Es tritt ein mit einem Opfer beschäftigter Schüler Kanvas auf, nachdem er zuvor Kuça-Gras gesammelt. Er spricht in seinem Monologe von der Macht des Fürsten Dushyanta und wie seit dessen Anwesenheit in der Einsiedelei die Opferhandlungen ohne Störungen vor sich gingen. Er vertraut, nachdem er herumgegangen, folgende Worte einem unsichtbaren Wesen in der Luft: „Priyâmvadâ! für wen bringst du diese Uçira-Salbe und die faserigen Lotusblätter?“ Nachdem er das Ohr hingehalten, spricht er weiter: „Was sagst du? Çakuntalâ sei von der übermäßigen Hitze sehr unwohl, und dieses solle zur Erfrischung ihres Körpers dienen? Nun so gehe geschwind; die Freundin ist fürwahr der Hauch des ehrwürdigen Familienhauptes Kanva.“ Er entfernt sich hierauf.

Inhalt des dritten Aktes.

Der König tritt in verliebter Stimmung auf; er ist in Gedanken und zerstreut. Er fürchtet die Macht des Kanva, wenn er sich ohne dessen Einwilligung mit Çakuntalâ vermält. Von Liebe gequält, spricht er gereizt: „Heiliger Liebesgott! von dir und dem Monde, auf die man sich sollte verlassen können, wird das Volk der Verliebten betrogen. Woher? daß deine Geschosse nur Blumen und des Mondes Strahlen kalt seien, erweist sich als falsch bei Meinesgleichen. Der Mond gibt mit seinen, der Kälte entstammten Strahlen ein Feuer von sich und du machst deine Blumengeschosse so hart wie Indras Donnerkeile.“ Er will hierauf eine schattige Stelle suchen, um Kühlung zu finden. Er will Çakuntalâ aufsuchen, er hofft sie an den mit Schlingpflanzenlauben reichen Ufern der Mâlinî zu finden. Er geht dahin. Er sieht die Geliebteste seiner Sehnsucht auf einem mit Blumen bestreuten steinernen Sitze, umgeben von ihren beiden Freundinnen. Er steht betrachtend da und belauscht ihr vertrauliches Gespräch. Die Freundienen befächeln Çakuntalâ und forschen um den Grund ihres Unwohlseins. Çakuntalâ gesteht ihre Leidenschaft zu dem Könige und bittet ihre Freundinnen, wenn er sie nicht liebt, für sie dann Wasser mit Sesamkörnern auszugießen (das Opfer für die Verstorbenen). Der König zweifelt nun nicht mehr an Çakuntalâs Leidenschaft, während die Freundinnen für Çakuntalâ besorgt nachdenken, was sie für sie thun sollen. Sie trösten die Betrübte, daß des Königs verändertes Wesen auf eine ebenso heftige Neigung schließen lasse. Sie rathen ihr, ihm einen Liebesbrirf zu senden. Sie wollen diesen in eine Blume verstecken und ihm in die Hand geben, vorgebend, dieselbe sei bestimmt, den Göttern dargebracht zu werden. Çakuntalâ will es thun, aber sie zaudert eine Weile bei dem Gedanken, von ihm verschmäht zu werden. Sie gräbt endlich ein Lied mit den Nägeln in ein wie eine Papageienbrust zartes Lotusblatt ein. Als sie ihr Lied abliest, tritt der König plötzlich zur Gruppe heran. Çakuntalâ will vor dem König aufstehen, er verhindert es aber mit liebendem Zartsinn. Er eröffnet ihr sein ganzes Herz, während dem verlassen sie die Freundinnen.

Çakuntalâ will sie zurückrufen, sie ist beängstigt. Die beiden aber sind fort, nur der König ist bei ihr geblieben. Sie spricht bebend: Wie? sind sie gegangen?

König. Beunruhige dich nicht! Ich bin ja in deiner Nähe, um dir zu dienen. Soll ich dir mit kühlen, die Müdigkeit vertreibenden Fächern von Lotusblättern feuchten Wind erregen? Oder soll ich, o du mit den Hüften, die der Mittelhand gleichen, deine lotusrothen Füße auf den Schooß nehmen und sie sanft streichen?

Çak. Nicht werde ich mich an Ehrwürdigen vergehen. (Sie steht auf und will gehen.)

König. Schöne! die Hitze des Tages ist noch nicht vorüber, und dabei dieser dein Zustand.

Wie wirst du, das Blumenlager und die von Lotusblättern gemachte Busenhülle verlassend, in der Hitze gehen können mit deinen Gliedern, die zu zart sind, um Beschwerden ertragen zu können? (Er zieht sie mit Gewalt zurück.)

Çak. Paurava! beobachte die Sitte! Ich bin wohl von Liebe entbrannt, aber ich darf nicht über mich selbst verfügen.

König. Schöne! weg mit der Furcht vor dem Vater! Glück auf! Das Familienhaupt, das die Gesetze kennt, wird dir das nicht zur Schuld anrechnen. Und dann

Digitized by Google

hört man auch von vielen Töchtern königlicher Weisen, daß sie sich nach Gandharver Art (d. i. die Ehe wird in Folge gegenseitiger Zuneigung ohne alle Ceremonien geschlossen) vermält haben, und von den Vätern hierauf gebilligt worden seien.

Çak. Laß mich los! ich will den Frenndinnen wieder zu Diensten sein.

König. Gut, ich will dich loslassen.

Çak. Wann?

König. Wie die Biene den Honig der unverletzten, zarten, jungen Blume, so will ich jetzt, der Durstige, den Honig dieser Lippen dir, o Schöne, sanft rauben. (Er ist im Begriff ihr Gesicht aufzurichten, Çakuntalâ weicht diesem aus.)

Hinter der Scene. Sage, o Kakravâka *) Weibchen dem Gefährten, daß die Nacht gekommen.

Çak. (bestürzt.) Paurava! gewiß kommt die verehrungswürdige Gantami hieher, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Verstecke dich doch in jenes Gebüsch.

König. Ich will es thun. (Er steht versteckt.)

Gantamî tritt auf, küßt Çakuntalâ und führt sie zur Hütte. Çakuntalâ aber spricht für sich im Abgehen: „Vorher, als das Erwünschte sich dir willig darbot, ließest du, o Herz, nicht von der Betrübniß. Woher kommt dir jetzt, dem reuigen und zerschlagenen, der Schmerz? O du schmerzentilgende Schlingpflanzenlaube, ich sage dir Lebewohl auf Wiedergenuß."

Nachdem Çakuntalâ sich betrübt mit den übrigen Frauen entferne hatte, nähert sich der König dem frühern Orte und überläßt sich den Klagen und Liebesseufzern. Plötzlich vernimmt er eine Stimme in der Luft:

„König! Beim Beginn der abendlichen Opferhandlung schreiten vielfältig Schatten von Râxasas, roth wie die Wolke im Zwielicht, Furcht erregend, um den Altar, auf dem das Feuer angelegt ist, dagegen anstrebend."

König. Ich komme! ich komme! (Er geht ab.)

Vorspiel des vierten Aktes.

Die Freundinnen Çakuntalâs pflücken Blumen zur Ehrung ihrer Schutzgötter. Anasûyâ zweifelt an der Treue des Königs, und fürchtet, daß er seine Gattin in der Stadt vergessen wird. Priyamvadâ nimmt ihn in Schutz und hat nur Sorge für die Einwilligung des Vaters Kanva in das nach Gandharver Art geschlossene Ehebündniß der beiden. Während dieses Gespräches vernehmen sie eine Stimme, die ihnen jene des erzürnten Weisen Durvâsas zu sein scheint. Sie befürchten, daß Çakuntalâ, die heute nicht mit ihrem Herzen in der Hütte anwesend ist, ihm nicht so freundlich, wie es ihm gebührte, begegnete. Sie eilen beide zur Hütte, um Durvâsas zu versöhnen. Es gelingt ihnen. Der Weise steckt selbst bei seiner Abreise einen mit seinem Namen bezeichneten Ring zur Erinnerung an Çakuntalâs Finger. An diesem sollte Çakuntalâ ein Mittel besitzen, über das sie selbst verfügen konnte. Er hat zwar früher einen Fluch über sie ausgesprochen, der sollte aber beim Anblick eines Erkennungsschmuckes aufhören.

*) Anas. casaca. Männchen und Weibchen dieses Vogels sind am Tage beständig beisammen, sobald die Nacht einbricht, müssen sie sich in Folge eines Fluches trennen. Alsdann beginnt ein Wehklagen von beiden Seiten.

Inhalt des vierten Aktes.

Ein Schüler Kâçyapas wacht aus dem Schlafe auf, der jetzt, da Kâçyapa zurückgekehrt ist, von ihm den Auftrag erhalten hat, nach der Tageszeit zu sehen. Es ist bereits Tagesanbruch. Bald nach ihm tritt in Eile Çakuntalâs Freundin Anasûyâ auf. Sie ist dem König erboßt, der an Çakuntalâ nicht edel gehandelt hat. Sie glaubt, daß Durvâsas Fluch diese Sinnesänderung des Königs veranlaßte. Sie will ihm daher den Erkennungsring übersenden. Doch ist sie rathlos, durch wen sie dieß vollziehen lassen soll und sinnt auf eine gute Gelegenheit, dem zurückgekehrten Kaçyapa zu entdecken, daß Çakuntalâ vermält und guter Hoffnung sei. Bald begrüßt sie Priyamvada in der größten Freude und verkündet ihr Çakuntalâs Abreise zum Gatten, die Kaçyapa selbst angeordnet habe. Sie erzählt der erstaunten Freundin, wie dem Kaçyapa eine unsichtbare Stimme bei der Rückkehr in die Einsiedelei die Ereignisse während seiner Abwesenheit mittheilte. Sie umarmen sich beide in ihrem freudigen Gefühle über die glückliche Wendung der Dinge und fassen den Entschluß, Çakutalâs Trauer zu verscheuchen. Als Anasûâ abging und Priyamvadâ zurückblieb, um noch Blumen zu pflücken, hört sie schon Kaçyapas Befehl an Gautamî, Çârngarava zu rufen, der Çakuntalâ in den Pallast des Königs bringen soll. Hierauf erscheint Çakuntalâ; die Einsiedlerinnen begrüßen sie als Königin; die Freundinnen nähern sich ihr, sie zu schmücken. Kaçyapa tritt bald darauf, aus dem Bade kommend, zu ihnen. Er umarmt Çakuntalâ und spricht den Segen nach Art einer Rigveda-Hymne über sie. Çarngarava kommt und wird Çakuntalâ'n zum Führer bestimmt. Da läßt sich zum Erstaunen der Anwesenden eine Stimme in der Luft also vernehmen:

„Ihre Reise sei glücklich; mögen auf derselben Seen, grün von Lotusgruppen, den Weg angenehm machen; schattige Bäume die Hitze der Sonnenstrahlen dämpfen; möge zarter Staub, aber Staub von Lotusblumen nicht fehlen, und der Wind gelind und günstig sein."

Alle halten dieß für ein Zeichen von den Göttern des Büßerhaines, daß sie ihre Reise gutheißen.

Nach Besinnen wendet sich Çakuntala zu dem Vater und spricht: „Vater! ich will jetzt der Schlingpflanzenschwester Lebewohl sagen."

Kaçyapa. Ich kenne deine Schwesterliebe zu ihr. Da steht sie zu deiner Rechten.

Çak. (nachdem sie sich der Schlingpflanze genähert.) Vanagosinî! Umarme mich, obgleich du dich mit dem Mangobaume verbunden hast, mit den hieher gewandten Zweigarmen. Von nun an werde ich fürwahr fern von dir weilen.

Kaç. Du hast einen dir gleichen Gatten, den ich zuvor für dich suchte, vermöge deiner Tugenden gefunden; diese Navamâlikâ hier hat sich mit dem Mangobaume verbunden. Ich bin jetzt, sowohl um diese, als

Digitized by Google

auch um dich ohne Sorgen. Mache dich nun auf den Weg!

Çak. (zu den beiden Freundinnen.) Freundinnen! Eurer Hand gebe ich sie in Verwahrung.

Die beiden Freundinnen. Wessen Hand sind wir denn übergeben? (Sie vergießen Thränen.)

Kaç. Anasuya! Höre nun auf zu weinen. An euch ist es ja Çakuntala zu trösten.

Çak. Vater! wann dieses Gazellenweibchen, das, weil es trächtig ist, nur langsam um die Hütte wandelt, glücklich wird geboren haben, dann werdet ihr wohl Jemand abschicken, der mir diese frohe Botschaft bringt.

Kaç. Wir werden es nicht vergessen.

Çak. (nachdem sie im Gehen etwas zaudert.) Was schmiegt sich da an mein Gewand an? (Sie wendet sich um.)

Kaç. Kind! Was von deinen Fußstapfen nicht will, ist jene Gazelle, deren Mund, als ihn ein Kuça-Dorn verletzte, du mit wundenheilendem Ingudi-Oel bestrichst; die du mit Gaben von Çyâmâka mitleidig großzogst, und als dein Kind behandeltest.

Çak. Kind! was folgst du mir nach, da ich meine Hausgenossen verlassen? Du verlorst die Mutter kurz, nachdem sie dich geboren hatte und wurdest ohne sie großgezogen. Jetzt du von mir getrennt bist, wird der Vater für dich sorgen! (Sie ist weinend aufgebrochen.)

Kaç. Sei stark und hemme in den Augen, mit emporgehobenen Wimpern, den Fluß der Thränen, die dem Beginnen hinderlich sind. Auf dem Wege hienieden, auf dem man die vertieften und erhabenen Stellen nicht bemerkt, wird dein Fuß noch straucheln.

Kaçyapa gibt hierauf dem Çârngarava den Befehl, Çakuntalâ in seinem Namen dem Könige vorzustellen und ertheilt Çakuntalâ Rathschläge, wie sie sich gegen ihren Gatten zu benehmen habe, um bei ihm stets liebenswerth zu erscheinen.

Sie umarmt hierauf den Vater und ihre Freundinnen, welche letzteren ihr den Ring geben, der das Namenszeichen des Königs trägt, und den sie ihm zeigen soll, wenn er sie nicht wiedererkennen würde. Hierauf geht Çakuntalâ mit dem Gefolge. Kaçyapa aber sagt zu den betrübt Zurückgebliebenen:

„O ihr Lieben! jetzt, da ich Çakuntalâ ins Haus des Gatten entlassen habe, habe ich meine natürliche Ruhe wieder erlangt. Woher? Eine Tochter ist ja fremdes Gut, da ich sie heute dem Gatten gesandt, ist mir das Herz ganz heiter geworden, als wenn es ein anvertrautes Gut zurückerstattet hätte.“

Alle entfernen sich.

(Schluß folgt.)

Neugriechische Märchen von Kalliopi.

IV. Die heilige Paraskeve. (παρασκευη.)

Es ist schon viele, viele Jahre her, da saßen an einem Donnerstag Abend eine junge Frau und ihre Schwiegermutter vor der Thür und spannen. Ehe es finster wurde, nahm die alte Frau Spindel und Kunkel, und sagte ihrer Schwiegertochter: thue du ebenso, denn ich versichere dich, thust du es nicht, so wird es dir schlimm ergehen. Eben ging der Mond hell glänzend auf, und die junge Frau achtete nicht sehr auf diese Warnung, sondern bat die alte Frau, sie möge nur schlafen gehen, und fuhr fort im Mondschein zu spinnen. Also ging die alte Frau und schlief bald ein. Nach einer Weile sah die junge Frau eine lange, schwarzverhüllte Frauengestalt auf sich zukommen, die hatte Zähne so lang, daß sie ihr bis auf's Kinn aus dem Munde hingen, und hatte eine große, große Spindel in der einen und eine Kunkel in der andern Hand. Vor Schrecken konnte die arme junge Frau sich nicht rühren, das Gespenst aber kam zu ihr, setzte sich neben sie und sprach: „Komm, Nachbarin, laß uns zusammen sitzen und spinnen.“ Gleich danach stand sie auf und sagte: „warte hier einen Augenblick, ich will gehen mein Kind holen,“ und dabei legte sie Spindel und Kunkel auf den Boden und wackelte dem Kirchhof zu. Die junge Frau sah ihr nach und sah, daß sie aus einem Grab einen frisch begrabenen Leichnam aufhob und forttrug. Da warf sie Spindel und Kunkel von sich in's Gebüsch, lief in's Haus, schloß die Thüre hinter sich zu und legte sich nieder mitten unter ihre Kinder. Indeß war die heilige Paraskere zur Hausthür gekommen und rief: „Nachbarin, Nachbarin, komm und spinn mit mir!“ aber die junge Frau war zu erschreckt, um antworten zu können. Und als sie nun sah, daß ihr Rufen vergeblich war, hob sie Spindel und Kunkel auf und wackelte fort, indem sie sagte: „es ist dein Glück, daß du da drinnen liegst, und deine Kinder rings um dich herum; lägest du an ihrer Seite, so hättest du mir eines todten Menschen Fleisch essen sollen zur Strafe für deine Sünde; aber Kinder sind rein, und ich kann nicht zu den Menschen, die von Christen umgeben sind.“ Die junge Frau starb kurze Zeit nachher, aber von diesem Besuche kommt's, daß keine Frau Donnerstag Nachts im Mondschein spinnt bis auf den heutigen Tag.

Zur neuesten Lirik.

Palmen und Birken. Dichtungen von Ingor v. Sivers. Leipzig b. Weber

Lobenswerther sind die Dichtungen Ingors v. Sivers aus Livland. Ueber die Art derselben spricht er sich in der Widmung an Alex. Humboldt folgendermaßen aus:

Beschau nun wie die Blätter sich entfalten,
Die Palmen dort, hier Birkenwald und Fichten,
Dort braunes Volk, hier blondere Gestalten
So wolle mich du Tropenmaler richten,
Den alle wir in hohen Ehren halten,
Dir widm' ich diese Bilder in Gedichten.

Ueber die verhältnißmäßig niedere Rangstufe, welche diese Gattung von Poesie einnimmt, dürfte seit Lessing Laokoon, wo er die Gränzen zwischen Poesie und Malerei mit dem ihm eigenen Scharfsinne zieht, kein Zweifel mehr walten, abgesehen jedoch davon muß eine unbefangene Kritik gestehen, daß Sivers manches Anerkennungswürdige geleistet. Wie Freiligrath führt er uns in den fernen Süden, er hat jedoch mit diesem Dichter der Leidenschaft nur eine äußere möchten wir sagen zufällige Verwandtschaft, zu Lenau dagegen waltete entschieden eine innere Beziehung, er scheint von diesem mannigfach angeregt worden zu sein. Es ist dieselbe Weich-

Digitized by Google

heit des Gefühles, der gleiche Grundton wehmuthsvoller Klage, nur tritt hie und da die Reflexion zu erkältend hervor. Als Beispiel, wie Sivers das Leben der Tropenwelt auffaßte, wollen wir nachstehend das Seebild aus der ersten Hälfte des Bändchens „unter den Tropen“ mittheilen, in der zweiten Hälfte „nordische Blätter“ gehören die esthnischen Volkslieder zum Besten. An den von uns als Probe beigegebenen ist besonders die prägnante Kürze der letzten Strophe bemerkenswerth. der Romanzencyklus „Nonnenwort und Rolandseck“ ist zu überladen, als daß er befriedigen könnte. Hie und da wäre dem Verfasser überhaupt eine strengere Auswahl anzurathen gewesen, denn Gedichte wie „auf den Trümmern eines livländischen Schlosses“ reizen weder durch Neuheit des Gegenstandes, noch durch Behandlnng der Form. Doch genug davon. Lassen wir die Proben selbst reden.

In der Nacht

beim Dezembernordsturm an der Ostküste von Yucatan.

Rase glutentflammter Nord,
Donnre deinen Zorn hernieder,
Laß die Wogen über Bord
Heulen ihre Todtenlieder.

Brich den Mast mit starker Faust,
Reiß die Segel all in Fetzen,
Wenn du wild herüberbraust
Kann die Seele dran sich letzen.

Doch dein Fittig sinket schon.
Nur an den Korallenriffen
Springt die Brandung, wie vom Ton
Deiner Stimme lustergriffen.

Muthig steuert der Pilot.
Spannt die Segel! auf, Matrosen!
Pfeilgeschwinde saust das Boot
Durch die Wellen, daß sie tosen.

In das schwarze Meer hinab
Blick ich still mit ernstem Lauschen,
Viele schon verschlang das Grab
Und ich hör die Fluten rauschen.

Plötzlich da im Silberlicht
Seh ichs auf dem Grunde schnellen,
Wie der Blitz aus Wolken bricht
Und es theilen sich die Wellen.

Herrlich kommt im Feuerkleid *)
Hier der Hai herangezogen,
Er beherrschet weit und breit
Rings das Königreich der Wogen.

Schaut hinaus! Sie stürmen her
Seine Blut- und Wahlverwandten,
All in Gold! bei meiner Ehr,
Das sind fürstliche Trabanten!

Und dem Schiff in seiner Bahn
Folgen sie nach Beute lüstern,
„Laß die wilden Bestien nahn'“
Hör ich dort die Neger flüstern.

Die Harpun in starker Hand
Forscht der eine, in den Fluten
Folgt er still vom Schiffesrand
Durch die Nacht der Phosphorgluten.

Ha! da saust der scharfe Stahl
Und der Hai, zu Tod getroffen,
Schwang die Flosse noch einmal,
Daß die Feuerfunken troffen.

Als er mit dem Tode rang
Mocht ihm wohl nach Blut gedürsten?
Auf das Deck mit frohem Sang
Zogen sie den Meeresfürsten.

Ich belausche still und mild,
Dort die blutesdurstigen Jäger,
Male heimlich mir ein Bild:
Meeresnachtsturm, Hai und Neger.

Der verlorene Bruder.

Aus der Gegend von Pernau.

Liebe Brüder hatt ich dreie:
Einen sandt ich fort zur Weide,
Einen auf die Brombeerhaide,
Und zum Mutterbache einen.
Heimwärts kehrten von der Haide
Meine Brüder aus der Weide,
Doch vom Mutterbache keiner.

Auf ihr Brüder! laßt uns suchen,
Steuert in die blauen Fluten,
Eilet, müht euch um den Bruder!
Sagt, wohin entwallt die Welle,
Und wohin der Erlenwipfel?
Wann gelangen wir zur Stelle?
Kann der Mond uns Kunde bringen?

Sei gegrüßet, Himmelskönig,
Sag, wo ich den Bruder finde?
Sprach der Mond: „O laß dein Suchen,
Längst begruben ihn die Wogen.
Seinen Hut ließ er im Dorfe,
Doch das Schwert im Sachsenschlosse,
Einen Brautschmuck bei der Linde.“

(Fortsetzung folgt.)

Tiroler-Biene.

Der bekannte Meraner Bildhauer **Pendl**, dessen schöne Christusbilder in Deutschland und England viele Anerkennung gefunden, hat in jüngster Zeit ein großes Cruzifix vollendet. Dieses Bild, das für eine Kirche in Nordamerika bestimmt ist, zeichnet sich durch künstlerische Vollendung in hohem Grade aus und wird allseitig als das beste Werk des tüchtigen Meisters anerkannt. Zugleich ist im Atelier dieses Künstlers eine Immaculata zu sehen, die nach Radstadt bestimmt ist.

* Pius Zingerle arbeitet gegenwärtig an einer größeren Abhandlung über das persische Gedicht: Jusuf und Suleika.

---

*) Die Fische in den Tropenmeeren erscheinen zur Nachtzeit in Licht gehüllt und ziehen ihrer Bahn einen Glanzschweif nach. A. d. Dichters.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 38. Innsbruck, 18. September 1852.

Die Nonne.

Es grünt das Feld, es knospt der Baum,
Die Erde träumt den Frühlingstraum;
Und alles Leben will im Maien
Sich jauchzend seines Lebens freuen.

Die Nonne steht am Fensterrand
Und schaut hinaus ins schöne Land,
Und sieht in sanftem Zephyrfächeln
Um Berg und Thal den Frühling lächeln.

Und kehrt sich um mit Engelblick
Zum armen kranken Bett zurück,
Wo Jammer seufzt und Sehnsucht harret
Und Tod aus matten Augen starret.

Sie stellt sich hin mit Zartgefühl,
Mit Muttermild zum Sterbepfühl.
Sie geht zu Häupten, geht zu Füßen
Und rückt das Bett und hebt das Kissen.

Sie löst mit zarter Schwesterhand
Vom Haupt den harten Wundverband
Und haucht aus ihrem Rosenmunde
Genesung zu der Todeswunde.

Sie wischt vom Haupte, glühend heiß,
Mit weichem Tuch den Todesschweiß
Und führet unter Trostesworten
Den Kranken durch die Todtenpforten.

Wer führte von dem Maiengrün
Die Nonne zu dem Bette hin?
Wer gab in ihren Maientagen
Ihr diesen Muth, ihr dies Entsagen?

Du, heilger Kristusglaube! du,
Du gabst ihr Muth und Kraft dazu,
Du führtest aus dem Weltgewühle
Die Nonne zu dem Sterbepfühle.

O Kristuslehr', nun bist mir klar,
Ja, du bist göttlich! — folglich wahr;
Ein Thor, der diese Lehr' nicht ehret,
Die so sich durch die That bewähret!

Isidor Müller.

Perfidie.

Was mir die Welt auch Böses thut
Vergessen sei es und vergeben;
Ich denke mir: villeicht ist's gut
Daß sich aus Schmerz ringt neues Leben;
Das Eine nur vergess' ich nie,
Das Eine nur vergeb' ich nie:
Die Perfidie!

Das falsche, frost'ge Schlangengift,
Das Heilkraft noch und Lind'rung heuchelt,
Die Mörderhand, die rückwärts trifft
Nachdem sie erst uns sanft gestreichelt;
O sieben Mal veracht' ich sie,
O sieben Mal verfluch ich' sie,
Die Perfidie!

Der Feind im starken, off'nen Streit
Er stelle sich und sei willkommen:
Dann Zahn um Zahn — dann sei geweiht
Dem Haß die Kraft aus Haß entglommen:
Denn auch im Haß ist Poesie —
Doch bleibe fern nur sie, nur sie:
Die Perfidie!

Die Perfidie hat stets ins Buch
Des Lebens nur mit Blut geschrieben,
Die Perfidie schafft Schmerz und Fluch
Selbst aus der Mutter reinem Lieben —
D'rum in den tiefsten Abgrund zieh',
D'rum in die schwarze Hölle flieh',
O Perfidie!

C. Cerri.

Des Lebens fünfte Wesenheit.

Erzählung von Philipp Will.

(Schluß.)

Graf Merzia, Donna Marias Oheim mütterlicher Seite, bewohnte die verödeten Räume von del Kantas Pallaste. Wiewohl nach Antonios freiwilligem Verzichte vom Gesetze zum alleinigen Erben berufen, und erst durch diese Erbschaft aus einem unbedeutenden Landedelmann ein Mann von Macht, von politischem Einflusse geworden; betrauerte er doch die Trümmer, aus denen der Bau seiner Größe emporstieg. Von

Digitized by Google

redlichem und offenem Charakter war ihm nie die Möglichkeit einer unnatürlichen Todesweise seiner unglücklichen Nichte in den Sinn gekommen, und seinem einfachen, durch die Einförmigkeit eines langjährigen Landlebens eben nicht geschärftem Verstande schienen die Gerüchte, die Aussage des gerufenen Arztes vollen Glauben zu verdienen, welche die vom nagenden Grame dahinwelkende Donna an den Folgen eines unzeitig abkühlenden Trankes hatten verscheiden lassen. Der Arzt war Pater Franzesco gewesen und so fanden Waldrams triftige Einreebegründe eine schlaue Widerlegung. Merzia und einige alte Diener bildeten die einzigen Bewohner des großen Hauses.

Dorthin lenkte nun Waldram am Tage nach jenem seltsamen Wiedersehen seine Schritte. Der wiederholte Blutverlust hatte zwar seine Kräfte sehr geschwächt, aber der innere Drang, das Aeußerste für Marien zu wagen, stärkte ihn auf wunderbare Weise.

Graf Merzia kannte den Maler von früheren Zeiten, und hatte ihn als Mensch und Künstler achten gelernt. Er war nicht wenig überrascht, als ihm der Diener seinen Namen meldete.

„Was verursacht mir die Ehre eures Besuches?“ fragte er den Eintretenden mit freundlicher nicht herablassender Miene. „Warum so erhitzt junger Mann? Nehmt Platz und gönnt euch Ruhe.“

Waldram winkte mit der Hand ab: „Nicht der Künstler“ — sprach er mit zitterndem Tone — „naht euch dießmal, Herr Graf! Eure gewohnte Freigebigkeit für sein bescheidenes Talent in Anspruch zu nehmen. Eine andere, wichtigere Angelegenheit treibt mich auf Sturmesflügeln hieher.“

„Ihr setzt mich in Erstaunen.“

„Erlaubt mir eine bescheidene Frage. Kennt ihr Don Rodrigo de Bastajo?“

„Ob ich ihn kenne, den schändlichen Verführer meiner Gattin? Meine Angelika war so fromm, so rein, wie ein unschuldiges Kind. Der Verräther beraubte die zarte Blume ihrer Stütze, des Zutrauens zu ihrem Hernandez. — Sie sank im Sturme. — Ruhe ihrer Asche! — Aber was reißt ihr alle Herzenswunden auf, daß sie von Neuem bluten?“

„Nicht minder blutet mein zerrissenes Herz. — Donna Maria lebt, lebt in de Bastajos Händen.“

„Ihr träumt! Sie ruht im Grabe.“

„O ruhte sie so tief unter der Erde, daß die Stürme des letzten Weltgerichtes die Schollen nicht wegnehmen könnten von ihrem Grabe. Sie wäre glücklich. — Hört, was ich mit eigenen Augen gesehen, was mir Giselas Doppelzüngigkeit vertraute.“ Hier erzählte Waldram in beredtem Tone das Gespräch zwischen Franzesco und Rodrigo, welches seine Muthmaßungen nur als zu gegründet bestätigte; wie er beide zur Verantwortung gezogen; seinen unglücklichen Zweikampf, daß er noch vor schwindendem Bewußtsein aus Mariens Munde seinen Namen wie zum Abschiedsgruß vernommen zu haben glaubte; wie ihn diese süße Ahnung nicht betrogen, und er, durch sie geleitet, die Unglückliche wiedergefunden, körperlich und geistig dem Tode nahe. „Noch mancher undurchdringliche Nebel“ — schloß er — „ruht auf dem Ganzen, weil Gisela mir Alles nicht enthüllen konnte, vielleicht aus dem Bewußtsein der Mitschuld nicht enthüllen wollte.“

Der Graf hatte mit wachsendem Erstaunen der Erzählung des Künstlers zugehört. Zornesröthe flammte in seinen Zügen. Endlich rief er aus: „Ihr habt nicht sogleich den Schutz der Gerichte angesprochen? Ihr konntet das unglückliche Opfer in den Händen seines Peinigers lassen?“

„Ich konnte? bei Gott! ich mußte, Herr Graf! Sie kennen Rodrigos Tücke, der bei der Unzulänglichkeit der Anklagemittel sich und sein Opfer leicht dem Gesetze entziehen könnte; sie kennen den Geist des Gesetzes selbst. Weicht nicht jeder Beweis vor der Macht des Geständnisses, welches die alleinige Grundlage der Ueberzeugung bildet? Ein Schlag muß Mariens Geist den Banden des Wahnsinns entreißen, ein Schlag Rodrigos Zunge zum Bekenntnisse lösen, und unser ist der Sieg. Heute Nacht ist die verhängnißvolle Stunde, von der sie die Verwirklichung ihres Wahnbildes hofft; heute Nacht kommt sie hieher mit ihrem Verfolger an das Grab des heißgeliebten Vaters, wenn nicht Rodrigo von ihrer Gegenwart, Herr Graf, Unheil fürchtet. Sie müssen verreisen, wenigstens scheinbar verreisen, und so dem Falschen Sicherheit vorspiegeln.“

„In einer Stunde werde ich die Straße zu meinen Besitzungen bei Aignescandes einschlagen mit bepackten Reisewägen. Sie führt an Rodrigos Pallaste vorbei. Vor einbrechender Nacht kehre ich zu Fuß hieher zurück.“

Waldram theilte nun den übrigen Plan dem Grafen mit, der denselben billigte, und seine Unterstützung zusicherte. Dann trennten sich beide.

Es mochte eine Stunde vor Mitternacht sein, als zwei schweigende Gestalten die Straßen Madrids durchwandelten. Beide waren in große Mäntel bis zur Unkenntlichkeit gehüllt. Vor dem Pallaste des Grafen Merzia hielten sie stille.

„Alles so geräuschlos und kein Fenster erleuchtet!“ murmelte Rodrigo vor sich hin. „Der alte Geier muß doch aus dem Neste geflogen sein, und keine Täuschung war es, als ich den Reisezug erblickte. Aber gerade heute — seltsames Spiel des Zufalles!“

Eine andere vermummte Gestalt nahte sich ihnen.

„Seid ihr es, Gisela?“ fragte de Bastajo.

„Ich bin es,“ entgegnete diese. „Wir sind sicher. Ich habe Alles ausgekundschaftet. Der Graf ist auf seine Güter verreist. Hier sind die Schlüssel zur Gruft, die ich Jakopo herauszulocken wußte.“

Gisela schloß ein verborgenes Hinterpförtchen auf und entfernte sich. Maria befand sich jetzt in der Gruft ihrer Väter, an Rodrigos Arme.

„Wir sind zur Stelle,“ sprach dieser. „Wirst du mich jetzt erhören, süßes Täubchen! oder dich noch länger sträuben? Wie ein treuer Ritter hab ich ausgehalten von jenem Augenblicke an, wo ich im Garten deines Vaters zu deinen Füßen meine brennende Liebe bekannte, bis zu dieser Stunde, der Stunde endlicher Erhörung. Kein Klagen entweihte meine Liebe, störte deine süßen Träume. In stiller Hingebung ertrug ich die mich verzehrende Glut. Jetzt fordere ich meinen Lohn, die Lösung deines Versprechens.“

Digitized by Google

„Laßt mich jetzt beten, Rodrigo! Ihr wißt, daß ihr das Versprechen mir abgezwungen, daß ich gewilliget in eure Wünsche, damit ihr willfährig öffnen möget die Thüre meines Gefängnisses."

„Das also war es und ihr glaubtet mich ungestraft zu täuschen? Ihr glaubt noch heute an eine Auferstehung eures längst verwesten Vaters? So wißt denn, arme Thörin! ihr seid wahnsinnig!"

„Sprecht nicht aus dieses Wort der Lüge. Glaubt denn ihr, ich hätte nicht längst erkannt, daß ihr ein Geist seid aus dem Reiche der Finsterniß, des Truges, nur dazu bestimmt, meine Seele zu läutern, vorzubereiten zur würdigen Feier des ewigen Wiedersehens, der ewigen Vereinigung mit meinem Vater? — Armer Vater! daß du dein göttliches Geschenk der Unsterblichkeit auch denen reichen mußt, die nicht geweiht sind, im Heiligthum ewig erblühender Tugend. Doch auch der Sonne Lichtmeer leuchtet Allen, dem Gerechten, wie dem Verstorbenen, denn Allen, Allen lächelt es mit gleicher Liebe, will Keinen wandeln lassen im Finstern."

„Geist oder Mensch, für was ihr mich auch halten mögt. Genug, Verwegene! Jetzt bist du mein, und weder Himmel, noch Hölle sollen dich mir entreißen."

„Rodrigo! Rodrigo! schonet meiner! beim Grabe meines Vaters, raubt einer Schwergeprüften nicht das Letzte, das Heiligste, das Bewußtsein eines reinen Herzens!"

„Schweigt, wenn ihr nicht auf ewig verstummen wollt."

„Dem Himmel Dank! Es schlägt die Mitternachtsstunde. Wie englische Musik hallt jeder Ton an mein Ohr. — Vater! Vater! Dein Kind ruft dich. Vater! rette, rette mich."

„Du hast mich gerufen, Kind! Hier bin ich!" rief eine Stimme, wie aus dem Grabe tönend.

„Ich bin gerettet," jauchzte Marie. Planlos ließ Rodrigo die Unglückliche seinem Arme entsinken. Seine Züge erstarrten, sein Auge blieb bewegungslos auf der Erde haften. Endlich verließ ihn die Starrsucht. Er wandte den Blick nach Alonsons Sarge. Da stand Alonso aufrecht, angethan mit einem weißen Sterbekleide.

„Alles will ich bekennen," rief Rodrigo in höchster Verzweiflung. „Nur verfolge, tödte mich nicht mit deinem Blicke."

„Bekenne!"

„So wißt! Verblendet von der Schönheit Mariens, die meine Liebe verschmähte, ließ ich der Unglücklichen einen Schlaftrunk durch Gisela reichen, gewaltsam meine Leidenschaft zu sättigen. Donna Maria ward in mein Haus gebracht und erwachte — wahnsinnig. Die plötzliche Bestätigung der von euch eingepflanzten, wie ich wähnte, trügenden Idee hatte ihre Geisteskräfte verwirrt, und ich Elender nützte, nährte diesen Wahnsinn zur bessern Erreichung meiner Wünsche. — Nun wißt ihr Alles. Habt jetzt Gnade mit mir!"

„Die Gnade hofft von Gott. Ihr seid in den Händen der Gerechtigkeit," rief ein hervortretender Gerichtsbeamter. „Folgt mir ins Gefängniß!"

Rodrigo blickte um sich. Die Glieder des hohen Gerichtes standen vor ihm. „Ich bin verloren!" stammelte er.

„Nehmt auch diese mit euch!" sprach Merzia, welcher die sich sträubende Gisela gewaltsam in die Gruft hereinzog.

Maria wollte ihren erstandenen Vater umarmen. Aber eine heilige Scheu hielt sie zurück. Sie däuchte sich unwürdig selbst das Gewand des Ueberirrenen zu berühren. Die Gestalt ward immer lebendiger, die weiße Hülle fiel allmälig ab, und vor Marien stand — ihr Oheim, der Vater Antonio. Zweifelnd blickte sie auf den Sarg ihres Vaters. Der Deckel war hinweggehoben. Da lag die theure, todte Hülle noch so unverändert, als wäre sie erst gestern in das Grab gesenkt worden. „Mein Vater!" rief sie und warf sich weinend auf die starre Leiche.

Eine Staubwolke wirbelte empor.

Eine Vermälungsfeier.

Donna Maria lag auf dem Sterbebette. Die Kraft ihres Wahnsinnes war gebrochen, aber zu tief wurzelte dieser im Gemüthe; mit ihm war der Keim des Lebens vernichtet. Dieselben Wände, denen sie so oft ihren Schmerz vertraut, umgaben sie wieder, dasselbe Lager, das sie so oft mit ihren Thränen benetzt, bot ihr wieder eine Ruhestätte. Sie war im Hause ihres Vaters, in ihrem Schlafgemache.

Vor ihrem Lager kniete Waldram und hielt ihre zitternde Hand krampfhaft in seiner Rechten. Die Stelle des trauernden Vaters vertrat Antonio.

Marias Blick war verklärt, wie das Auge Moses beim Anschauen des gelobten Landes. Der Ausdruck stiller Freude verschönerte ihre Züge. Ihr war das heilige Land nicht versagt.

„Waldram!" rief sie mit engelgleicher Stimme, „ein ganzes Leben hast du mit mir durchtrauert. Freue dich nun mit mir. Jetzt, wo mein Auge sich schließt, fällt ihm die Binde ab; wo ich zu leben gelernt habe, muß ich das Leben verlassen. Eine Welt des Elends ist dieses Leben, und darum verschleiert Gott mitleidvoll unser Auge, damit wir unser Elend nicht ganz erschauen. Entschleiert sich unser Blick, so sollen wir ihn laben an einer ewigen Freudensonne, an der Anschauung Gottes. Nur in dieser Anschauung gründet die unsterbliche Glückseligkeit. Was frommte es uns, alle Mächte bezwungen zu haben, die das irdische Leben verwehmen? Unser beschränktes Auge erkennt nicht unser Elend, aber auch die Pfade des Heils sind ihm nicht alle geöffnet. So tragen wir beständig den Feind in uns, der mächtiger wirkt, als alle Mächte der Natur. Diesen müssen wir bekämpfen, die wahre, beglückende Unsterblichkeit zu erringen. — Waldram! Ich hab ausgekämpft. Folge mir bald! In der Anschauung Gottes finden wir uns wieder, in der — Anschauung — — Gottes — segnet uns — — der Vater — zum ewigen — Bunde.

Sie reichte Antonio zum Abschiede die Hand und war eine Leiche. Antonio schloß ihr liebevoll das Auge. Dann sagte er zu Waldram: „Laßt uns ins Freie gehen!" Aber Waldram erhob sich nicht. — Die immerwährende Aufregung hatte seine Wunde aufgerissen, und eine plötzliche Verblutung einen sanften Tod herbeigeführt.

„Sie sind vermält!" rief Antonio. „Geist meines Bruders! Segne dieses Paar!"

Digitized by Google

Ueber Kâlidâsas Ring - Çakuntalâ.

(Schluß.)

Inhalt des fünften Aktes.

Der König sitzt auf seinem Thron; bei ihm weilt Vidûshaka.

Vidûshaka (nachdem er gehorcht). Freund! Freund! richte einmal deine Aufmerksamkeit nach dem Innern des Musiksaals! Man hört die Töne eines zarten und reinen Gesanges. Ich weiß, daß sich die verehrungswerthe Hansapadikâ im Gesange übt.

König. Sei still! ich will indessen zuhören.

Man singt in der Luft:

Wie konntest du, o Biene, nach neuem Honig begierig, nachdem du zuvor die Mangosprosse so geküßt, diese vergessen, dich bloß an der Wohnung im Lotus erfreuend?

König. O des harmoniereichen Gesanges.

Vidûsh. Hast du wohl den Sinn des Liedes aufgefaßt?

König (nachdem er gelächelt). Ich habe sie einst geliebt; daher erfahre ich jetzt wegen meines Verhältnisses mit der Königin Vasumati ihren heftigen Tadel. Freund! sage Hansapadikâ in meinem Namen, ich sei auf eine geschickte Weise getadelt worden.

Vidûsh. Wie der Herr befiehlt. (Nachdem Vidûshaka abgetreten, spricht der König zu sich:)

„Was bin ich, da ich doch von keiner geliebten Person getrennt bin, nachdem ich den Gesang gehört, über die Massen traurig geworden? Doch ich weiß es: Daß auch der glückliche Mensch, wenn er Schönes sieht oder süße Töne vernimmt, eine heftige Sehnsucht verspürt, rührt gewiß davon her, daß er sich in seinem Geiste, ohne daß er vorher Etwas davon gewußt hätte, aus einem früheren Leben freundschaftlicher Verhältnisse erinnert, die in seinem Gemüthe fest verblieben.“ (Er steht betrübt.)

Hierauf tritt ein Kämmerer auf und meldet ihm die Ankunft von Kaçyapas Einsiedler, Frauen und Waldbewohnern, die einen Auftrag an den Fürsten bringen. Der König befiehlt sie vorzuführen.

Die Weisen und Gautamî mit Çakuntalâ in Schleier gehüllt treten auf; vor ihnen gehen die Kämmerer und der Hauspriester.

Die Weisen verlangen nun, daß der König seine Gattin in sein Haus aufnehme. Verwundert hört der König ihr Begehren; er besinnt sich, ob er sich mit Çakuntalâ vermält habe. Die Weisen fordern Çakuntalâ auf, ihn daran zu erinnern. Sie entschleiert sich und versucht, ihm Alles ins Gedächtniß zurückzurufen, doch umsonst; die Vergangenheit bleibt ihm fremd. Çakuntalâ will ihm jetzt den Erkennungsring zeigen, doch wie sie die Stelle, wo der Siegelring zu sitzen pflegt, berührt, entdeckt sie, daß sie des Ringes beraubt ist. Der König sieht in diesem Zufall nur die weibliche List, ihn zu täuschen. Vergebens erzählt Çakuntalâ von seinem Besuche in der Einsiedelei, schildert sie die kleinsten Umstände ihres zärtlichen Verhältnisses, der König hat für dieß alles kein Gedächtniß. Da ruft sie ihm erzürnt zu: „Ehrloser! du urtheilst nach deinem Herzen. Wer Anderer würde wohl jetzt handeln gleich dir, der du, indem du dich in das Gewand der Tugend hüllst, einem mit Gras überdeckten Brunnen gleichst?“ Sie verhüllt sich hierauf mit dem Saum ihres Kleides ihr Gesicht und weint. Çarngarava nimmt das arme Mädchen in Schutz, das nichts, wie er sagt, von den Listen und Ränken wisse, deren sie der König beschuldigt; doch der König bleibt bei seinen Worten. Da gibt Çarngarava Befehl zum Aufbruch und spricht zum König: „So ist denn diese dein Weib! Verstoße sie oder nimm sie auf.“ Çakuntalâ aber will mit ihnen ziehen. Der Weise spricht jedoch zur zitternden Çakuntalâ: „Wenn du so bist, wie der König sagt, was hat der Vater an dir, die du vom Geschlecht ausgeartet bist? Weißt du dagegen dein Gewissen rein, so ist dir auch Knechtschaft im Hause des Gatten erträglich. Bleibe, wir brechen auf.“ Nachdem sich der Weise Gautamî entfernt hatte, bestimmt der Hauspriester den König, Çakuntalâ bis zur Niederkunft im Pallaste zu bewahren. „Fragst du, warum ich dieses sage,“ spricht der Priester, „so antworte ich, daß Weise dir Folgendes verkündet haben: Zu allererst wirst du einen Sohn erzeugen, der ein Weltbeherrscher wird; wenn des Weisen Tochtersohn mit solchen Anzeichen versehen sein wird, dann wirst du erfreut sein und sie in deinen Harem führen. Im entgegengesetzten Falle ist es schon beschlossen, daß sie zu ihrem Vater gebracht wird.“ Der König erwiederte hierauf: „Wie es dem Guru gefällt.“ Çakuntalâ ist weinend mit dem Hauspriester abgetreten. Bald aber kehrt der Hauspriester zurück und meldet dem König das Wunder, das sich ereignet. Als nämlich das Mädchen, nachdem Kanvas Schüler umgekehrt waren, mit aufgehobenen Armen angefangen zu weinen und zu klagen, hob es ein einzelner Blitz in Gestalt einer Frau in der Nähe des Apsaras-Teiches in die Höhe und war verschwunden.

Der König ist sehr bewegt und spricht zu sich im Abgehen: „Wohl kann ich mich nicht erinnern, daß die verstoßene Tochter des Weisen meine Gemahlin sei; aber mein stark bewegtes Herz will mich doch gleichsam überführen.“

Vorspiel des sechsten Aktes.

Es tritt der Polizeimeister, der Schwager des Königs, mit zwei Polizeidienern auf, die einen Mann herbeischleppen, dem die Hände auf den Rücken gebunden sind. Sie schlagen und beschimpfen ihn als Dieb, indem sie ihm das Geständniß abzwingen wollen, woher er den königlichen Ring habe. Der Mann erzählt nun, daß er ein Fischer sei und zu Çakrâvatara wohne und von der Angel lebe. Er habe eines Tages einen Rohita-Fisch in Stücke geschnitten und in seinem Bauche den von Edelsteinen glänzenden Ring erblickt, den er eben jetzt zum Verkaufe ausbieten wollte. Der Polizeimeister schickt sich an, in den Pallast des Königs zu gehen, um ihm zu melden, wie sich der Ring eingefunden. Der Fischer wird zuletzt freigelassen und vom König mit Geld belohnt.

Inhalt des sechsten Aktes.

Sânumati, eine Apsaras (eine Nymphe, die gewöhnlich die Büßer durch die Reize zu verführen sucht), erscheint auf einem Luftwagen. Sie will hier den Zustand des königlichen

Digitized by Google

Weisen erforschen, wie ihr die Menakâ, die Mutter Çakuntalas, auftrug. Sie ist verwundert, daß im königlichen Pallaste keine Anstalten zum Frühlingsfest gemacht werden. Sie sieht zwei Gartenaufseherinnen kommen und will sie belauschen, um so, für jene unsichtbar, alles zu erfahren.

Es naht eine Dienerin und betrachtet eine Mangoknospe; ihr folgt bald eine zweite. Sie unterhalten sich über das herangekommene Frühlingsfest und die eine will eine Mangoknospe abpflücken, um so dem Kâmadeva, dem Liebesgotte, ihre Verehrung darzubringen. Sie steht auf die Freundin gestützt und pflückt die Mangoknospe ab, und indem sie die Hände zusammenlegt, spricht sie also: »Ich habe dich, o Mangoknospe, dem bogenführenden Kâma nargebracht. Sei, die auf der Reise begriffenen Mädchen zum Ziele nehmend, der beste unter den fünf Pfeilen.« (Die Pfeile des Liebesgottes sind Blüthen.) Sie wirft die Mangoknospe von sich. In demselben Augenblicke kommt in Eile der Kämmerer. Erzürnt ermahnt er sie an das Gebot des Königs, keine Mangoknospen zu brechen, da er das Frühlingsfest untersagt hat. Sie entschuldigen sich, daß sie erst angekommen und ihnen das Gebot unbekannt geblieben sei. Der Kämmerer fährt fort, ihnen von Çakuntalâs Verstoßung zu erzählen und wie der Fürst beim Anblick des wiedergefundenen Ringes sich an die Vermälung mit Çakuntalâ erinnert habe und nun von großer Reue befallen worden sei. Als er geendet, wird die Ankunft des Königs angekündigt. Sie gehen fort und der König tritt in einem Büßerkleide mit Vidûshaka auf.

Sânumati ist über die Reue des Königs um Çakuntalâ sehr erfreut, da auch diese um ihn sehr trauere. Vidûshaka erinnert den König, daß er sich in die Mâdhavi-Laube begeben wollte, und die Dienerin Katurikâ das Bildniß der Çakuntalâ ihm bringen werde. Der König begibt sich dahin. Er stellt dort den Freund zur Rede, warum er ihn nicht an die früheren Vorfälle im Büßerhaine erinnert habe. Vidûshaka aber ruft ihm ins Gedächtniß, daß er ihm seine Neigung zur Çakuntalâ nur für Scherz erklärt habe. Der König ist trostlos über das plötzliche Verschwinden der Çakuntalâ. Wie das Geschick ihm grollte, daß Çakuntalâ den Erkennungsring, als sie dem Çakitirtha ihre Verehrung darbrachte, in den Wellen des Ganges verlieren mußte; noch mehr aber quält ihn der Gedanke, ob er Çakuntalâ je wieder sehen werde.

Es nähert sich hierauf die Thürhüterin mit einem Blatte des Ministers, worin dem König berichtet wird, daß ein Kaufmann im Schiffbruch umgekommen sei und da sich keine Erben gemeldet haben, das große Vermögen desselben dem Könige zufalle. Der König jedoch will nachforschen lassen, ob nicht eine von den Frauen dieses Mannes gesegnet sei. Die Thürhüterin bejaht es, und der König sendet sie zum Minister, ihm zu sagen, daß das Kind im Mutterleibe Ansprüche auf das väterliche Vermögen habe. Traurig denkt er dabei an sein Geschick und an jenes von Çakuntalâ; der Gedanke, daß nach seinem Tode das Opfer dem Kinderlosen gebracht werden wird, erweckt in ihm den größten Schmerz und er stürzt ohnmächtig zur Erde.

Sânumâti erhebt sich in die Luft, indem sie den König von seinen Qualen befreien will. Doch ist es der Rathschluß der Götter, daß sie selbst bewirken wollen, daß der Fürst bald seine rechtmäßige Gemalin begrüße. Ein plötzlicher Wehe- und Klageruf bringt den König wieder zum Bewußtsein. Er erfährt, daß ein unsichtbarer Dämon sich seines Freundes Vidûshaka bemächtigt und auf die Zinnen des Pallastes gesetzt habe. Der König will ihn aus der Todesgefahr erretten und greift nach seinem Bogen; schon will er auf den Dämon anlegen, als Mâtali, Indras Wagenlenker, erscheint und Vidûshaka befreit. Dieser fordert den König auf, eine Dâvana-Schaar, die Indra nicht bekämpfen kann, zu vernichten. Der König ist bereit und besteigt mit Mâtali Indras Wagen, um den Sieg zu erringen.

Inhalt des siebenten Aktes.

Der König erscheint durch die Luft fahrend auf einem Wagen sitzend mit Mâtali. Mâtali verkündigt ihm, daß er sich bald auf dem Boden seiner Herrschaft befinden werde. Der König erblickt einen Berg, der sich im östlichen und westlichen Ocean badet, und wie ein Wolkenthor in der Abenddämmerung einen goldenen Strom hinabgießt. Er fragt Mâtali um dessen Namen. Mâtali nennt ihn den Berg Hemakûta, den Vollendungsplatz der Buße, und sagt, daß der Lehrer der Götter und Urgötter hier mit seiner Gattin Buße übe. Der König will den Heiligen ehrerbietig begrüßen. Sie lassen sich zu dem Berge hernieder. Es tritt ihm hier ein Knabe mit zwei Einsiedlermädchen entgegen, der mit Gewalt zum Spiel einen jungen Löwen schleppt. Der König fühlt Zuneigung zu dem Knaben, wie zu einem leiblichen Sohne. Er sieht in dem Knaben einen Keim zu großer Kraft; er erscheint ihm wie Feuer im Zustande des Funkens, das nur auf Holz wartet. Die Einsiedlerin bittet den König, den Löwen aus der Gewalt des Knaben zu befreien. Der König thut es; die Einsiedlerin erstaunt dabei über die Aehnlichkeit der Gestalt des Knaben mit jener des Königs. Der König liebkost den Knaben und frägt nach seiner Abstammung. Er forscht nach dem Namen seines Vaters. Doch die Einsiedlerin will ihn nicht aussprechen, da er die rechtmäßige Gattin verlassen. Der König ahnt, daß Çakuntalâ die Mutter des Knaben sein könne. Bald beginnt die Einsiedlerin zu klagen, da sie bemerkt, daß der Knabe das Schutzkörbchen von seinem Handgelenk verloren habe. Der König tröstet sie, indem er zu ihr sagt: »da liegt es ja heruntergefallen vom Spiel mit dem jungen Löwen.« Er ist im Begriff es zu nehmen. Sie will es verhindern, doch der König hebt es auf und fragt, warum sie es wehren wollte. Und sie erzählt von diesem Kraut, das der heilige Mârika gab, daß es, wenn es zur Erde gefallen, kein Anderer als die Eltern des Knaben aufheben; in der Hand des Fremden aber sich in eine Schlange verwandle und ihn steche. Dadurch also erfährt der König, daß dieser Knabe sein Sohn sei und drückt ihn an sein Herz. Çakuntalâ tritt herzu, indem sie eine einzelne Haarflechte trägt (Zeichen der Trauer); beide erkennen sich und stürzen sich unter Thränen in die Arme. Der König liegt zu ihren Füßen und fleht um Verzeihung für seine grausame That und erzählt ihr, wie erst der Erkennungsring ihm Alles wieder ins Gedächtniß zurückgerufen habe. Nachdem sie die Götter gesegnet, besteigen sie beide Indras Wagen, um in den Pallast zurückzukehren.

Digitized by Google

Von der Genre- (Gattungs-) Malerei. *)

Im Allgemeinen versteht man unter Gemälden dieser Gattung Darstellungen aus dem Leben, welche ohne höhere Bedeutung, die gesellschaftlichen Lebensweisen, Eigenthümlichkeiten, Costüme und Raçen mit entsprechender häuslicher oder landschaftlicher Umgebung zu ihrer Welt, aus der sie die poetischen Elemente wählen, erheben. In derartigen Gemälden ist Alles von Bedeutung und Hauptsache; der Zuschnitt des Gewandes, der Pferdesattel mit seinen Riemen und Schnallen, so gut wie die Köpfe; die Landschaft wie die Figuren der Menschen und Thiere; es sind kurz gefaßt: täuschende Vorstellungen der Natur, wie diese dem unwählerischen Auge auf das Erste erscheint; in den meisten sind zwar die menschlichen Gestalten hervorgehoben, und zu familiären, freundlichen oder verhüllten Situationen vereint; allemal jedoch muß allen Theilen die möglichste Naturwahrheit gegeben sein. Die Gränzen dieses Faches sind in neuerer Zeit zu außerordentlicher Ausdehnung gelangt, so daß dieselben in manchen Gemälden, denen als Genrebild dramatisches Interesse inneliegt, die Historienmalerei in ihrem eigentlichsten Gebiete berühren, so zwar, daß der Kunstfreund verlegen wäre, wollte er dabei die Gränzscheide beider Gattungen der Malerei untersuchen. Insbesondere zeigt sich diese Verschmelzung in romantischen Gemälden aus dem kampf- und minnereichen Mittelalter, die bei aller Schönheit der Formen und der Weihe der Vergangenheit dennoch keine eigentlichen geschichtlichen Bilder genannt werden können; ihr Wesen ist eben auch nur Darstellung damaliger Sitten und Gebräuche, selbst wenn einige berühmte Namen darin zur Folie dienen, und kommt denselben, ohne daß sie dadurch höhern Rang einnehmen, noch das sitige Costüm der Damen, so wie die schaurige Wehrkleidung der Männer besonders zu Statten. In gleicher Weise verhält es sich mit dem edleren Genrefach aus dem Leben, den Costümen und Darstellungen aus der Neuzeit; es lassen sich ungemein erhebende Poesien oder Thatsachen darstellen; allein die Bedingungen, welche die Mitwelt an die getreue, alle poetische Ausschmückung ausscheidende Wahrheit solcher Kunstwerke stellt, da sie zugleich mitlebt, verhindern jede Verklärung und Normalitätserhöhung der Formen zu großen Zügen der Idealität, die dem Aeußeren nach schon das Wesen des höchsten Faches der Malerkunst beurkunden.

An dieser Vereinigung der Erhabenheit der Idee mit stylisirten und veredelten Formen scheitern oft die talentvollsten Künstler; der Cothurn ist ihnen zu hochtrabend, steif. sie steigen zur reichen, weichen Natur herab, die sie meisterhaft nachahmen, und werden, ohne sich davon überzeugen lassen zu wollen — Genremaler. Es will hier dem einen wie dem andern Fache bezüglich des Vorzuges nicht zu nahe getreten werden, und handelt sich lediglich um die geistige Richtung. welche jeden wahren Unterschied bestätiget, deren vorherrschende Existenz den Werth aller Kunsterscheinungen bestimmt; deßhalb kann der talentvolle Kunstfreund, wenn er auch ein anderes Feld der Kunst ergriffen, nie gegen diese Ansicht stimmen, da keine Gränzen oder Schranken gezogen sind, Jeder nach Gefühl, wie nach innerem Bedürfniß wählen, und alle Augenblicke die höchsten Fächer besuchen kann, wenn er sich dazu berufen fühlt; — immer aber tritt die allgemeine Wahrheit ein: „was der Mensch liebt, das ist er!“

Die Genremalerei hat das weiteste Feld in den Begriffen ihrer Bedeutung und Ausdehnung, wie im Reichthum der Mittel; wohin sich das Auge wendet, findet es die herrlichsten Stoffe, es bedarf nur der Lebhaftigkeit der Auffassung mit der gehörigen Uebung in der Technik des Zeichners und Malers — und Bilder entstehen in unberechenbarer Menge; Alles, was das Auge erblickt, gibt dem Genremaler Stoff zu Gedanken oder Episoden ansprechender, anmuthiger Zeichnungen und Gemälde.

Hier ist die Klippe zu suchen, woran so viele junge Künstler scheitern; die Leichtigkeit und das Muntere in Zeichnungen nach der gewöhnlichen Natur lockt sie zu zahlreichen Versuchen, und ehe sie sich dessen versehen, hat die Neigung zu derartigen Kunstschöpfungen die Oberhand über die großartigsten Vorsätze der Jugend, einen Raphael, Michael Angelo, Kaulbach rc. erreichen zu wollen, gewonnen. Die Mitwelt, Freunde und Verwandte, unbekannt mit den großen Bedingungen der noch größeren Historienmalerei, zollen den Auffassungen aus dem gewöhnlichen Leben ihren ganzen Beifall; sie finden jeden Zug in der Nachahmung wieder, den ihnen die Natur täglich zeigt, und bestärken so den, unvermerkt seine schönsten Bestrebungen nach und nach verabschiedenden Kunstjünger auf der neuen Bahn; häufigere Nachfragen nach Gemälden dieser Art vollenden endlich zum Lebenszweck, was bisher als Seitenstudium und Ruhepunkt zu zeitweiliger nützlicher Erholung betrachtet worden war.

Die öftere Veränderung der Gegenstände in ihren einzelnen Bestandtheilen, die Mannigfaltigkeit der Farben und schön kleidende Gewänder geben dieser Art von Gemälden ganz bald einen lebhaften Reiz und erfreuen das Auge, die Sinne und nach Wahl der Gedanken auch das Herz und den Geist. Es gibt erstaunlich schöne and wahrhaft classische Bilder in diesem Gebiete der Malerei, und es kostet daher Mühe, nach einmal darin errungenen Vortheilen der ernsten, tiefen Historienmalerei sich wieder zuzuwenden, doch ist es immer gut, die reine, göttliche Kunst bei allem Weltreiz nie ganz aus dem Gemüthe zu verlieren; sie wird allen Schöpfungen dieser Malerkunst zweiten Ranges in allen Bestandtheilen, selbst dem Gewöhnlichen, edleren Ursprung aufdrücken, und so die Hochachtung wie das Interesse aller Bildungsgrade der menschlichen Gesellschaft erlangen.

Genre-Gemälde müssen auf geradestem Wege der Natur entspringen, wenigstens in den Mitteln zur Darstellung; daher begibt sich der dieses Kunstfaches Beflissene häufig in jene Schichten der Gesellschaft, oder in jene Länder, in deren Mitte seine Phantasie Anregung oder Begeisterung findet. Da die moderne Tracht der gebildeten Stände höchst veränderlich und ohne alle malerische Ausstattung ist, wird davon mit ganzem Rechte Umgang genommen; erst bei jenen Volksschichten, bei denen gewisse geschäftsgeeignete oder nationale Costüme gebräuchlich sind, beginnt das Feld malerischer Studien; in letzteren drückt sich die Sehnsucht nach der Aeuße-

*) Aus einem in Bälde erscheinenden Werke: „Die Kunst der Malerei von Wilhelm Völker. Leipzig bei R. Weigel.“

Digitized by Google

rung des Gesammtgemüthes und des gemeinschaftlichen Geschmackes, nach dem durch viele Generationen schon gestrebt wurde, aus, und verbindet stets aufs Neue inniger, die durch äußere Bande schon vereinigt sind.

(Schluß folgt.)

Zur neuesten Lirik.

Gedichte von Ernst Minneburg. Tübingen bei Osiander.

Einer andern Richtung als die zwei letzt besprochenen Dichter gehört Ernst Minneburg an. Seine Lieder sind weder so pretentiös wie die des Preußen, noch auch schweift er in die weite Ferne gleich Sivers, welcher vor unsern Augen die Gemälde der Tropenwelt entfaltet oder uns in seine Heimat unter Esthen und Lieven nach dem fernen Norden entführt. Minneburg beschränkt sich auf einen engeren Kreis, er besingt deutschen Frühling, deutsches Leben und deutsche Liebe. Er überblickt keinen weiten Horizont weder von Gedanken noch Formen, doch hat er eine gewisse Unmittelbarkeit und Frische, die oft an das Volkslied mahnt, wenn sich auch hie und da zu sehr an burschikose Derbheit streift, ja sogar sich nicht immer von Trivialität ferne hält. Mit der Originalität darf man es auch nicht immer so genau nehmen, Sprüche wie z. B.

Ob dein Vater ist von Adel
Oder ob er führt die Nadel, —
Bist du selber nur was rechtes
Bist du edelen Geschlechtes.

hat der Volksmund bereits viel präziser gefaßt, von dem Vridank der freilich vor 600 Jahren lebte, gar nicht zu reden. Die beigefügten „Mädchenlieder“ halten mit den von Gilm im Phönix mitgetheilten in keiner Weise einen Vergleich aus, sind jedoch zierlich und treu aufgefaßt. Die Balladen und Romanzen sind meist etwas ordinär. Wir lassen hier drei Gedichte von Minneburg abdrucken:

Herbstwonne.

Wie das Wasser durch die Hand rauscht
Rauscht die Zeit an mir vorbei:
Sänken nicht die Blätter schon,
Träumt ich immer noch vom Mai.

Doch der Blütentraum ist hin,
Ernst und nüchtern, kalt und klar,
Zeigt der Herbst nun, was im Mai
Wahrheit oder Traum nur war;

Zeigt am Baum die goldne Frucht,
Die aus Blüten er gereift:
Zeigt die Rebe, sonnenklar
Die auf alles Balsam träuft.

Und mein Herz mag sich erfreun,
Daß in dieser kalten Zeit
Noch so manche Frühlingsblüt
So nach Herzenslust gedeiht.

Sieh den Aepfel dort am Baum,
Voller Lust ist er gereift,
Und noch wie im Frühlingstraum
Prangt er weiß und roth gestreift.

Das Glücksblatt.

Ein Kleeblatt mit vier Blättern
Das fand ich früh am Tag,
Und dachte, was dir heute
Das Glück wohl gönnen mag?

O was das Glück mir gönnte?
Es folgte mir auf dem Fuß
Und führte mein Lieb mir entgegen,
Die bot mir holden Gruß.

Ich fühlte meine Seele
Wie Morgenthau so rein;
Im Himmel und auf Erden
Mocht niemand seliger sein.

Das letztfolgende Liedchen gemahnet an zwei Strophen des mittelalterlichen Sängers, Wernher von Tegernsee; wir setzen sie zum Vergleiche bei:

Du bist mi
ich bin din,
des solt du gewis sin;
du bist beslozzen
in minem herzen,
verlorn ist das slüzzelin
du muost iemer dar inne sin.

Anknüpfung.

Sie blickt so freundlich nach mir her,
Als wollte sie mich etwas fragen:
Ich blicke freundlich wieder hin,
Doch keines mag ein Wörtchen sagen.

O daß ich nur ein Schlosser wär'!
Da wollt ich still ihr Herz aufschließen,
Und wär ich dann nicht selber drin,
So sollte mich der Scherz verdrießen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Bemerkung zu Dönnige's Volksballaden.

Im Nachwort zu seinen Bearbeitungen schottischer und englischer Volksballaden theilt der Geh. Legationsrath Dönniges ein deutsches, aus Volksmund aufgezeichnetes Lied mit, welches, als einfacher, empfundener Klang eines gemüthvollen Dichters, mit passender Melodie versehen, gewiß seine Wirkung nicht verfehlen wird. Nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn von Vincke in Münster singt man dasselbe Lied, jedoch mit Veränderungen, resp. Verbesserungen, auch in Westphalen, und theilen wir mit Erlaubniß des Uebersenders diese westphälische Fassung weiter unten mit. Für ein eigentliches Volkslied möchten wir indessen auch mit jenen Verbesserungen die erwähnten Strophen nicht gelten lassen; es sind Erzeugnisse eines neueren, jedoch moderner Unnatur, modernem Schwulst ferne gebliebenen Dichters, die auf irgend eine Weise den Weg unter das Volk gefunden und sich bei ansprechender musikalischer Behandlung eines schon musikalischen Textes in freundlichster Weise eingeschmeichelt haben. Die Worte lauten nach Herrn von Vincke folgendermaßen:

Ich habe den Frühling geschauet,
Die Blumen ich habe sie begrüßt,
Der Nachtigall Stimme gelauschet,
Mein reizendes Röschen geküßt.

Digitized by Google

Doch mir ist der Lenz entschwunden,
Und die Blumen sind alle verblüht,
In's Grab ist mein Röschen gesunken,
Erstorben der Nachtigall Lied.

Und kehret der Lenz nun wieder,
Und die Blumen sie blüh'n wieder auf,
Und die Nachtigall singt ihre Lieder —
Mein Röschen steht nie wieder auf.

Wertheim, den 10. August 1852. Alex. Kaufmann.

Tiroler-Biene.

Im Novemberhefte 1851 der Monatsberichte der k. preuß. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin steht ein Vortrag des Geognosten L. v. Buch über Lagerung der Braunkohlen in Europa, worin auch des Steinkohlenbaues bei Häring Erwähnung geschieht.

Literatur.

Der Robinson der Wildniß. Erlebnisse und Abenteuer einer in den Prairien des fernen Westens verirrten englischen Auswanderer-Familie. Stuttgart. J. B. Müller's Verlagsbuchhandlung.

T. Diese Jugendschrift aus dem Originale vom Capitän Mayne Reid (London 1852) wurde unserer deutschen Jugend durch den renomirten Schriftsteller **H. A. W. Grube** vermittelt.

Dieses Werk ist nicht nur wegen seiner frischen Darstellung des wirklichen Naturlebens in dem für unsere Zeit hochwichtigen Amerika, sondern auch wegen der braven Holzschnitte Jedermann, besonders Knaben und Mädchen mittleren Alters zu empfehlen und dürfte sich auch recht gut als Weihnachtsgeschenk schicken.

Wienerbriefe von L. J. Semlitsch.

III.

Mein langes Schweigen ließe sich, wenn nicht geschäftlich, doch stofflich entschuldigen: es hatte keine Eile, denn die ästhetischen Dinge liegen hier, wie sie lagen beim Beginne meiner Korrespondenz mit Ihrer geschätzten Zeitschrift. Es ist immer ein und dasselbe Thema, welches in unendlichen Variationen wiederkehrt, wovon der Salonthee dampft, wovon die Journale triefen, wovon die Spatzen auf dem Dache sich die Zeit vertreiben: das Theater. Das Theater ist das »Gott erhalte« der Journalisten, denn wovon sollte der sweet mob der Federwelt existiren, wenn Gott und das Theater nicht Erbarmen hätten? Also das Theater und immer wieder das Theater. Und nicht mit Unrecht: immer wieder, denn wie das Meer den ganzen Himmel, spiegelt die Bühne das ganze, große, weite Leben mit allen fernen und nahen Geistesthaten und Kräften, mit all den zahllosen Strahlenkörpern menschlicher Strebungen und auch mit den großen und kleinen Bären und anderem Gethiere wieder. Die Bühne ist das Höchste in der Welt des Schönen. Es wäre daher sogar lobenswerth, daß sich unsere Zeit so viel damit beschäftigt. Aber die Sache verliert den Schein hohen Verdienstes, wenn man betrachtet, daß es auf Kosten anderer Gebiete geschieht, die gleichwichtig wären. Allein nehmen wir die Sachen, wie sie sind.

Nachdem ich mich in meinem hoffentlich bereits vergessenen letzten Briefe über die hiesigen Theater eingelassen, möchte ich heute einige unmaßgebliche Bemerkungen über Kritik und Journalistik aussprechen.

Die Kritik ist der Schatten der Kunst. Sie macht jede Geste, jede Bewegung, jede Attitude nach, aber sie macht Alles schwarz. Dazu bedient sie sich der Tinte und der Druckschwärze. Nun haben einmal Einige, die den Einfall hatten, aus Mangel an solider Beschäftigung allerlei Einfälle zu haben, — diese Einige haben ein gewisses Thier von hinten aufgezäumt, indem sie behaupteten: Kritik wird mit Tinte und Druckerschwärze gemacht, Alles, was mit Tinte und Druckerschwärze gemacht wird, ist daher Kritik. Das scheint aus einiger Entfernung angesehen nicht ganz richtig. Ja, die spitzfindige Scholastik behauptete sogar, der gewisse Schluß: Alle Mohren sind schwarz u. s. w. sei ein Trugschluß. Das war in jenen finstern Zeiten, wo man sich mit aristotelischen Finessen gegenseitig das Leben verbitterte. Heute sind wir darüber hinweg. Allein man kann da sehen, wie sich die Leute schon im Mittelalter die boshaftesten Anstrengungen nicht gereuen ließen, um die genialsten Einfälle unserer Tage gleich auf einige Sekuln pränumerando zu untergraben. Aber Dank den Lichtern der modernen Welt, jene superbe Idee von der Kritik und der Druckerschwärze drang durch. Derlei Ansichten verbreiten sich unglaublich schnell, und zeigen darin eine wunderbare Aehnlichkeit mit der Thierwelt, in welcher gerade das kleine Kaliber und das Ungeziefer sich am schnellsten und am zahlreichsten fortpflanzt. Und so kam es, daß man heutzutage Alles, was in criticis durch Tinte und Druckerschwärze zu Tage tritt, für selbstständige Kritik ansieht.

Die Kritik unserer Journale zerfällt in die sympathische, antipathische und apathische. Schon wieder eine wunderbare Aehnlichkeit, die Hegel'sche Schule theilt nämlich die Idiosynkrasie ganz ebenso ein. Ich will damit nicht behaupten, die hiesige Kritik repräsentire nichts weiter, als die Idiosynkrasien der einzelnen Skribenten. Die Idiosynkrasie charakterisirt sich ja dadurch, daß man keinen Grund dafür anzugeben weiß. Wer würde denn auszusprechen wagen, daß sich die hiesige Kritik mit ihren Gründen ganz im selben Falle befinde? — Die sympathische Kritik wird meistens von Jüngern der Zeitungskunst getragen, und schlägt nach dem Gesetze des Gegensatzes leicht ins Gegentheil um. Die jungen Kritiker haben nur Lob und Tadel. Die Meinungsäußerung, welche weder Lob noch Tadel zu sein sich bewußt ist, ist das Urtheil. Folglich haben die jungen Kritiker kein Urtheil. Diese Folgerung ist von augenbeißender Evidenz. Die jungen Kritiker können aber nicht anders. Ihnen ist das Prisma der schönheitlichen Anschauung noch nicht aufgegangen. Sie malen entweder mit dem Schwarz der Antipathie: sie tadeln, oder sie malen mit dem Weiß der Sympathie: sie loben. Wenn sich ihnen zwei zu vergleichende Kunstobjekte gegenüberstellen, so befinden sie sich nicht im Kasus des Herkules am Scheidewege, sondern sie befinden sich im Kasus jenes Thieres, dem der Volkswitz fälschlich den Charakter der Dummheit beigelegt hat. Sie haben nicht wie Herkules ein Erkennen der beiden Objekte, eine freie Wahl, sondern sie stehen, wie der Obbesagte, zwischen zwei Bündeln Heu, wovon keines, wie es ihnen scheint, dem andern wegen Größe u. dgl. etwas vorzuwerfen hat, wovon man daher, weil nun einmal eines genommen werden muß, das eine nimmt, weil man das andere liegen läßt und umgekehrt. Und so kommen die Kritiker mit ihrem Jahrhundert gut aus, und zeigen tagtäglich wie gemüthlich sie sind. Ja, sie sind spezifisch gemüthlich, mit gänzlicher Hintansetzung des Verstandes nach Schillers unsterblichem Satze:

»Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.«

Beiträge

zu einem Kreuze für Marlli und Christill sind von mehreren ungenannten Herren und Damen eingegangen: 11 fl. C. M.

Da die Geschichte von Lalgenair eine reine Dichtung ist, so werden diese gegen Erwartung eingegangenen Beiträge zur Unterstützung armer Studirender verwendet werden, wenn binnen 8 Tagen keine Zurückforderung von Seite der edlen Wohlthäter erfolgt. Die Redaktion.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 39. Innsbruck, 25. September 1852.

Einladung

zur Pränumeration auf das vierte Quartal des

PHŒNIX.

Preis für hiesige Pränumeranten 30 kr. C. M.; für auswärtige mit Post bezogen 1 fl. 10 kr. C. M.

Diese kritisch-belletristische Zeitschrift wird, wie bisher, wochentlich einmal erscheinen und der bisherigen Tendenz **„Belehrung und Unterhaltung zu fördern"** treu bleiben. Der Redaktion ist es gelungen, rühmlichst bekannte Schriftsteller für das Unternehmen zu gewinnen. Der „Phönix" wird in diesem Quartal Beiträge von Jos. Karl Simrock, Alex. Kaufmann, Ludw. Aug. Frankl, Caj. Cerri, dem Dichter der Parallelen, Adolf Pichler, Pius Zingerle, Nep. Vogl, Louise v. Plönnies, A. v. Schauenburg, Ludw. Semlitsch, Ida v. Düringsfeld, Joh. Pfeifer, Vinc. v. Ehrhart u. A. bringen.

Es werden weder Mühe noch Kosten gespart, um in jeder Weise etwas Gediegenes zu liefern, und wir hoffen, daß dieses Streben gewiß lohnende Anerkennung finden wird. —

Wagner'sche Buchhandlung.

Legenden

von Adolf Pichler.

I.

Es war schon Abend; schweigend ruhten
Im See Genesareth die Fluthen,
Rings um das Ufer stand die Menge
Des Volks, es war ein bunt Gedränge
Von reich und arm, von groß und klein:
Wollt niemand ausgeschlossen sein.
Die Schaaren horchten ernst und stumm
Dem neuen Evangelium;
Besonders waren auch die Frauen
In großer Anzahl dort zu schauen,
Denn wo ein Himmelswort erklingt,
Es tief in ihre Seelen dringt;
Auch Pharisäer, die sich duckten,
Und Saduzäer, die nicht muckten.
Es stand da mancher Kriegesknecht
In seiner Weise schlecht und recht,
Die Thränen strich er aus dem Bart,
Und schaute wild nach seiner Art.

Marias Sohn im Kahne stand
Und sprach zum Volke an das Land:
„In eure Seele nehmt die Worte:
Ich bin der Weg, der Wahrheit Pforte,
Der Vater spricht durch mich in Liebe,
Bezwingt im Herzen Sündentriebe,
Und wie die Kinder müßt ihr werden,
Dann kommt das Gottesreich auf Erden.
Das Auge sollt ihr einwärts senken,
Daß nicht die Welt euch möge lenken,
In eure Seele ist gelegt
Das Gotteswort, das euch bewegt.
Denn heißt es nicht im alten Bunde:
Mein Volk vergaß von mir die Kunde,
Wenn auch mein Wort ich ihnen schwor,
Sie blieben draußen wie ein Thor.
Drum sollt ihr euch zur Welt nicht wenden
Im Dunkeln tappen mit den Händen,
Bereiten sollt ihr euch mit Sehnen
Und waschen rein mit Bußethränen,
Dann wird euch alles hell und klar,
Dann wird der Himmel offenbar."
Dieß predigt er so fromm und mild,
Er war als wie ein Engelsbild,
Das an der Bundeslade steht,
Wenn ein der hohe Priester geht.
Drauf setzt er sich und lenkt den Kahn
Fern auf verschwiegner Wellenbahn.

Digitized by Google

Ein alter grauer Krieger sprach:
„Was schaut ihr dem Entschwundnen nach,
Da euch sein Wort blieb zum Gewinn?
Bedenket dieß mit frommen Sinn!“
Das Volk begann sich zu vertheilen,
Wollt jeder in die Hütte eilen,
Am Heimweg schwätzten noch die Frauen,
Sie hatten viel sich zu vertrauen,
Doch bald hört man kein Murmeln mehr,
Am Ufer war es still und leer.

II.

Gekommen war die dunkle Nacht,
Es stieg der Mond in seiner Pracht,
Als wollte er die Gegend grüßen,
Die Christus trat mit heilgen Füßen.
Da kam er still daher gegangen,
Zu beten trieb ihn das Verlangen;
Am Ufer weilt er oft und gern,
Da murmeln Wogen nah und fern,
Und wo die grünen Palmen stehen,
Viel sanfte Engelsworte wehen,
Die stimmen, wenn er ist allein,
In seine Gottgespräche ein.
Er knieet hin, und hält erhoben
Die Hand zum Himmelsvater oben.
„Dir Vater, dir sei Lob und Ehr,
Der du die Welt regierest hehr!
Daß du gepriesen sollest sein,
Ward ich zum Menschen schwach und klein.
Vor dir neig ich mich demuthvoll,
Wie sich der Mensch dir neigen soll.
Der Vater bist du jeder Gabe,
Dir dank ich alles, was ich habe,
Dir dank ich ewig für das Glück,
Daß du nicht fliehest meinen Blick,
Daß ich es klar und deutlich sehe,
Wie mich umwallet deine Nähe.
Du rufst mich auf, mit Adlerschwingen
Läßt du den Geist ins Herz mir dringen;
Du bist es Vater! demuthvoll
Neig ich mich, wie der Mensch es soll.
Erhöre, die in Lebensweben
Auf meinen Namen zu dir flehen.
O führe sie, daß von dem Staube
Sich richte auf der fromme Glaube.
Und banne fort aus ihrem Herzen
Den finstern Stolz, die düstern Schmerzen.
Gib Trost! da werde dann erkannt
Daß ich dich Vater! recht genannt,
Daß sie sich beugen demuthvoll,
Wie sich der Mensch dir beugen soll.“
Er schwieg, es wogte seine Brust
Und athmete in Gotteslust,
Sein Schweigen war auch ein Gebet —
Doch was zum Vater er gefleht?
Das kann das eigne Herz euch sagen,
Wenns in der Kindheit frommen Tagen
In Gottesliebe ganz versunken
Der Himmelswonne Born getrunken!

III.

Die Mitternacht war nicht mehr fern,
Es glänzte zahllos Stern an Stern;
Da kam vom dunkeln Himmelsbogen
Ein finstrer Geist dahergeflogen,
Und horchte zum Erlöser hin;
Ob er auch schwieg, durchschaut er ihn.
Vom Antlitz strahlt ihm solche Milde,
Daß nicht zu stören wagt der wilde,
In seine Schwing' hüllt er sich ein,
Bis das Gebet zu End würd' sein.
Der Herr stand auf, ein sanfter Glanz
Umwob die Locken, wie ein Kranz;
Dem Geist versagt zuerst die Stimme,
Doch rief er bald mit rohem Grimme:
„Wie kannst du dich mit Beten quälen
Und deine Zeit dem Schlafe stehlen?
Nachts dürfen nur die Geister schreiten,
Wenn sie des Schicksals Sterne leiten,
Es hält das Maß von ihrem Lauf
Dein thörichtes Gebet nicht auf!“
Als hätt' er überhört den Hohn,
Sagt ruhig ihm der Menschensohn:
„Das Gute thun ist meine Stärke
Und meine Rast in Gottes Werke,
Vom Tod will ich die Menschen retten
Von Finsterniß und deinen Ketten!“
So redt der Herr mild und bescheiden,
Als dächt er schon an Kreuz und Leiden.
Der Dunkle sprach: „Ich selbst bin frei
Und fordre keine Sklaverei,
Die Menschen kommen selbst gelaufen,
Und dienen mir in dichten Haufen,
Drum scheint es mir gar sonderbar,
Zum Menschen werd ein Gott sogar,
Zum Menschen! elendes Beginnen
Erbärmliche sich zu gewinnen!“
Doch unser Herr war noch nicht müde,
Es sprach aus ihm voll Ernst der Friede:
„Gern dienen wollte stets die Liebe,
Wenn sie erweckt die gleichen Triebe!
O lerntest du demüthig sein,
Frei wärst du von der Höllenpein!“
Da hob der Dunkle sich in Wuth,
Sein Antlitz färbte Zornesglut,
Zum Riesen war er aufgetaucht,
Wie Sinai in Wettern raucht.
Er spricht: „Was Götterwürde hehr,
Scheint unbekannt dir nur zu sehr!
Schau hin, du siehst ringsum das Land,
Ich deck es zu mit meiner Hand,

Digitized by Google

Schau hin, blick auf zu jenen Sternen,
Den ungezählten, fernest fernen,
Die nenn' ich mein, ich bin ihr Gott
Und schleudre Tod auf sie mit Spott,
Da schweb ich hin und bin allein,
Und ich sollt erst demüthig sein?«
Doch schreckt er den Erlöser nicht,
Der sprach mit Strenge im Gesicht:
»Ich war dabei, als Gottes Ruf
Die Welten in das Dasein schuf!«
Da rief der Geist von Ingrimm bleich:
»Ich ahn' es, ja! du bist mir gleich;
Ich biete Kampf, das hier die Erde,
Der Himmel dort zu Asche werde;
Ich ahn's, durch Armuth und durch Blöße
Erkenn' ich deine Gottesgröße.
Zum Kampf, zum Kampf! in Feuerglut,
In steigender Vernichtungswuth,
Im Wirbelbraus durch's All zu stürmen
Und todte Welt auf Welt zu thürmen!
Da messe sich dein Allmachtspruch
Mit meinem scharfen Todesfluch!
Ins Nichts blas' ich dahin dein »Werde«
In fahlen Staub Höll, Himmel, Erde!«
Er riefs in düstrer Geistespracht
Wie auf Egypten lag die Nacht.
Er faßte Christus am Gewand,
Doch dieser hob jetzt seine Hand
Und sprach: »Ich bin der Herr dein Gott!
Zur Hölle fort mit Schmach und Spott!«
Der Geist wand sich in grimmen Schrecken,
In Felsen möcht er sich verstecken
Es muß das stolze Haupt sich neigen,
Zum Abgrund fuhr er hin mit Schweigen.
Doch Christus trat in's Schiff hinein,
Es rief ein Mann in Todespein
Zu Gott, und Christus hatt's vernommen,
Zu helfen war er ja gekommen!

IV.

Ein Mann lag blutig ausgestreckt
Am Weg, von keinem Kleid bedeckt:
Es traf im stillen Waldesthal
Den Wanderer des Räubers Stahl.
Ein Priester war vorbeigekommen,
Hat eben nicht Notiz genommen;
Vorüber ging auch ein Levit,
Doch leider nicht ein Samarit.
Nur einer konnt ihm helfen noch:
Der Vater in dem Himmel hoch,
Dem hatte betend jetzt mit Leben
Und Sterben sich der Mann ergeben.
Ein Sprüchlein gut: Wer Gott vertraut,
Der hat auf keinen Sand gebaut!
Den Reisestecken in der Hand,
Vom Morgenthau feucht das Gewand,
Schritt jetzt Marias Sohn daher.
Der Kranke seufzte bang und schwer.
Als der Erlöser ihn gesehen,
Blieb er bei ihm voll Mitleid stehen,
Er fing nicht an zu forschen, fragen,
Warum und wie sich's zugetragen!
Den Finger legt er in die Wunden,
Sie schlossen sich; wen Gott verbunden,
Wem Gott zu Hilf und Rettung eilt,
Der ist vom besten Arzt geheilt!
Der Fremdling auf die Kniee sank,
Dem Herrn zu künden seinen Dank,
Daß er geholfen in der Noth.
Da wurden Christi Wangen roth,
Als wär ihm unverdiente Ehr
Begegnet, sprach er mild und hehr:
»Dort auf zum Vater mußt du schauen,
Des Vaters Hilfe mußt du trauen,
Sein ist die Heilung, sein die Stärke,
Die sich gezeigt in diesem Werke!«
Da schritt er fort, sah noch zurück
Zum fremden Mann mit Segensblick.
Der kniete betend in dem Staube,
Lebendig ward in ihm der Glaube,
Er rief, der Herr war ferne schon:
»Ja dieser ist des Menschen Sohn!«

Schluß.

So wandelt Gottes Sohn auf Erden
Ein hohes Vorbild uns zu werden,
Doch hat sein Volk ihn nicht verstanden,
Ihn preisgegeben Todesbanden.
Allein er blieb im Grabe nicht,
Wie ahnend der Prophete spricht:
»Du lässest Herr! ihn nicht verwesen
Der heilig stets vor dir gewesen!«
Drum wallt auf Erden noch sein Geist,
Der sich lebendig dem erweist,
Der ihn aus tiefster Herzensgruft
Zu neuer Auferstehung ruft:
Ein Menschensohn in jedem Herzen,
In jedem herbe Kreuzesschmerzen,
In jedem hehre Gottbewährung,
In jedem hehre Gottverklärung!

Der schwarze See.

Karpathen-Märchen von Rud. G. Waldburg.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.
Lenau, II. Band, S. 192.

Kaum war Irin, der Sohn eines Hirten, den ersten Knabenjahren entwachsen, sehnte er sich dem nächsten Frühling entgegen, wann er, wie ihm der Vater zugesagt, mit der Heerde auf die Sommerweiden der höchsten Berge ziehen sollte. In der engen Stube wollte dem Jungen nichts mehr

Digitized by Google

behagen; Frohsinn, meinte er, beherbergen für ihn einzig die dichten Wälder.

Der Himmel schien dem Knaben besonders günstig zu sein, denn der Frühling fand sich früher ein, denn gewöhnlich. Kaum war es Ostern, und die Waldung hatte die Schneelast abgeschüttelt und die Thäler wiesen hie und da Flecken in frischer Grüne auf. Die Gebirge legten die weiße Hülle ab und der Hirt beeilte sich, die Heerde der Dorfgemeinde zu sammeln, um sie auf die hohen Bergweiden zu treiben. Der Vater hielt Wort und Irin durfte ihn auch begleiten. Neues Leben war dem Jungen aufgegangen. Muthwillig sprang er um die Leitkuh, schlug ihr in unschuldiger Einfalt auf die Wammen, und hüpfte wie ein Zicklein mit frohem Sang der Heerde voran. „Jetzt, dachte er, darf ich frei herumsteigen auf den hohen Bergen und höre nicht das Brummen der Alten, mit dem sie mich geplagt, wenn ich zu lang im Dorfe ausgeblieben.“ Die ganze Natur kam ihm freundlich, bekannt vor und traulich begrüßten ihn murmelnde Bäche und rauschende Tannen.

Irin hatte bereits mehrere Tage auf den Bergen zugebracht, und die Sehnsucht nach der Elternhütte hatte ihn noch nicht beschlichen. Eines Tages mußte der Alte auf längere Zeit in die Niederung des Dorfes. Die Heerde überließ er der Fürsorge Irins, der sich bisher hatte angelegen sein lassen, dem greisen Vater nach Möglichkeit die Mühen und Beschwerden erträglicher zu machen. „Insbesondere, mein Kind,“ fügte er unter andern Ermahnungen zu, „wenn es Noth thun sollte, die Heerde höher in die Berge zu treiben, halte dich ferne von dem schwarzen See unter dem Kriran. Dort geht es nicht mit rechten Dingen zu. Gespenster treiben darinnen böses Spiel. Ihren Lockungen kann Niemand widerstehen. Haben sie dich einmal hinuntergezogen, saugen sie aus dein Blut und machen sich damit in eiskalter Wassertiefe recht warm. Merke es dir wohl Irin!“ rief noch der Alte im Abgehen.

„Von der Ferne den schwarzen See anzuschauen, dürfte ich doch nicht Gefahr laufen,“ überredete sich der Knabe und wechselte alsbald den Weideplatz. Durch ein enges Thal, das ein Steig durchschlängelte, gelangte er bis zur Stelle, wo es von hohen Bergen, die ein lichtes Grün kleidete, umfriedet war. Felsen über Felsen thürmten sich dahinter, bis der Kriran gleichsam den Schlußstein bildend in den unbewölkten Himmel hinaufragte. Andererseits war Irin am Fuße des gewaltigen Berges einen Thalkessel gewahr, in welchem der See lag. Ueber spitze Felsenrisse stieg er vom Kriran hinab. Tiefe Stille und feierlicher Ernst beherrschte hier die ganze Natur. Regungslos standen die Tannen da, keine Nadel rührte sich. Der Wasserspiegel, von keinem Lüftchen gewellt, war wie die Oberfläche einer wohlgeglätteten Metallplatte zu schauen. Er knallte mit der Peitsche, hörte aber den Knall selbst nicht. Sein Hirtenpfeifchen zog er aus der Tasche, versuchte ihm einen Ton zu entlocken, aber er erstarb über der Oeffnung des Rohres. Er blickte in den ruhigen See, konnte aber nicht einsehen, warum man ihn den schwarzen See nenne, da er doch darinnen die riesigen Tannen abgespiegelt sah.

Absonderlich ward dem jungen Hirten jetzt zu Muthe. Das Unheimliche des Thales bewog ihn die Berge wieder zu erklettern, um an den Ort zu gelangen, woher er gekommen. Muthig erstieg er den Kriran. Wie wunderte er sich aber, als er die vor einigen Augenblicken so reizvolle Gegend ganz öde fand. Der Sonnenschein dünkte ihm so matt. „Am schwarzen See ist es bei allem Grausen viel schöner.“ Ohne sich lange zu besinnen, begab er sich wieder zum moosigen Ufer des See's. Das fremde dieser Scene ward ihm nun heimischer. Der See jedoch breitete sich vor ihm wie eine geheimnißvolles Räthsel. Aller Spuck, der in den Märchen vom schwarzen See in dem Dorfe die Runde machte, fiel dem Knaben ein. Näher wollte er dem Geheimniß kommen, trat daher bis an den Rand des Ufers und blickte in die klare Wassertiefe. Während Irin so hineinguckte und mit Wohlgefallen im Spiegel des Sees den blauen Himmel abgespiegelt betrachtete, den von Zeit zu Zeit ein kleines Wölkchen durchzog, begann auf tiefunterstem Grunde ein Klingen, das immer näher zu kommen schien. Unter diesem war es ihm, als hörte er vom hohen Kriran die Warnungsstimme des Vaters, die ihn vom Ufer wegrief; aber er war an der Stelle wie gebannt. Unwillkürlich beugte er sich immer mehr über die Oberfläche, aus deren Tiefe es immer lieblicher heraufklang. War es Traum, was Irin jetzt sah? Ein Frauenkopf, lieblich zu schauen, reizvoll umspielt von langfluthenden Locken, tauchte auf, und wie ein wohlthuender Schmerzenspfeil traf ihn der wunderbare Blick aus dem blauen Augenpaare. Zwei wohllüstig schwellende Arme, weiß wie Alabaster, langten nach Irin und schlangen sich sanft um seinen Hals. Er konnte sich nicht entwinden den weichen Armen, ward hinabgezogen und über ihn glättete sich die kalte Fluth.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Genre- (Gattungs-) Malerei.

(Fortsetzung.)

In welch' enge Grenzen selbst die reichsten National-Costüme gezogen sind, wie harmonisch, dem Klima und Sitten entsprechend, ihre Zusammensetzung ist, liest man auf den ersten Anblick heraus, und unterscheidet genau, was nicht national, sondern einer Maskengarderobe angehörig ist. Jetzt sind es, mit geringen Ausnahmen, nur noch die Bergvölker in dem gebildeteren Theile Europa's, wo nationale Gesänge, Sitten und Costüme den Verheerungen des französischen Geschmackes und dem erschlaffenden Weltschmerze Trotz bieten. Wie ergreifend sind nicht die schottischen Lieder, wie bezeichnend und munter der Hellschlag des Jodelgesanges der munteren Tyroler, wie sehnsuchtsvoll die des bedächtigen Schweizers. Kein Costüm ist mit soviel Glück ausgebeutet worden, als das der Tyroler; ist es doch ganz sinngleich mit der Landschaft! Der spitze Hut mit der gebogenen Spielhahnfeder weist schlagend nach den Alpenspitzen hin, an deren Felsenkuppen verwegene Gemsen vorblicken.

Ihre Lieder, ihre Ländler sind der geradeste Ausfluß der Eindrücke der nächsten landschaftlichen Umgebung; die Wallungen der Töne mit sanftem Wellenschlage in den Thälern

der Vorberge erheben sich zu den höchsten Tönen und fallen in kühnen Zickzack an den Bergen der Steyermärker herab; der Jodelschlag will in überschwenglicher Weise jene lichten Räume erreichen, in deren Feier die grausen Häupter ihrer Berge verklärend sich versenken, jene Höhen, die das sehnende Herz auf Schwingen der Hoffnung und Lebensfreude geleiten.

Daher ist es auch nothwendig, daß der Genremaler alle Gegenden, die er zu seinem Studium bereiset, genau kennen lerne, und sich nicht zufrieden gebe mit einigen Studien nach feiertäglichen oder Tagewerk-Trachten; Alles, was die Menschen, unter denen er lebt, um sie zum Zwecke seiner Kunst kennen zu lernen, beseelt, muß auch ihn interessiren; er soll, soweit es seine objective Stellung gestattet, ein fühlendes Mitglied ihres Familien- oder Gemeindeverbandes sein. Dazu gehört ein gutartiges Gemüth und der Ausdruck des Wohlwollens; ohne diese wird es dem Fremden hart gelingen, sich Zutritt und Vertrauen in den verschiedenen Verhältnissen solcher Naturmenschen, denen gleichwohl äußerst feine Sinne eigen sind, zu verschaffen. Freundliche Grüße, womöglich in der bei ihnen gebräuchlichen Weise, Liebe zu Kindern, die sich dem Fremden bald nähern, und vor Allem sichtliche Hochachtung vor ihren religiösen Gebräuchen, sind die unfehlbaren Eigenschaften, sich einzuführen und dauernde Neigung zu erhalten. Hat der Genremaler Zutritt in ein Haus erhalten, so benimmt er sich bescheiden, macht zeitweise kleine Geschenke, ohne irgend gerne etwas ohne Lohn anzunehmen; doch prahlt er nicht mit vielem Gelde und übertriebenem Lohne, dadurch benähme er dem einfachen Volke die freundliche, gleichfalls dankenswerthe ruhige Gefälligkeit, die allzugerne in Unzufriedenheit bei reichlicher Belohnung umschlägt, was beim Zeichnen der nöthigen Modelle und Detailstudien ungemein von Wichtigkeit ist.

Oftmals gibt es Häuser, die in einer ängstlichen Vormeinung dem Fremden den Eintritt stillschweigend durch stets verschlossene Thüren versagen, als gewinne er durch den Besitz einer Zeichnung sympathetische Macht in Leben, Krankheit oder sonst üblen Dingen über deren Bewohner; in diesem Falle gibt es kein besseres Mittel als Geduld, wenn Zeit und Ursachen vorhanden sind, sich aufzuhalten, oder man befreunde sich mit den Kindern des unzugänglichen Hauses oder Nachbarschaft, sei nicht karg mit Geschenken von kleinen Bildchen religiösen oder zarten Inhaltes, die man Angesichts der Umstehenden mit Bleistift oder Aquarellfarben, mit denen der Genremaler allezeit versehen sein soll, fertiget. Es gibt in jeder Gemeinde einzelne Häuser, wo die örtlichen Sitten, so wie die Vergnügungsarten in vorzüglicher Aufrechterhaltung sind, vorzüglich wenn erwachsene Jünglinge und Töchter darin sie zu ihrem Lebensgenusse pflegen; da suche derselbe sich Eintritt zu verschaffen; Erzählungen und Abenteuer aus dem Volksleben, Tänze, Nüançen der Liebesverhältnisse, Kämpfe, Freuden- und Trauertrachten ꝛc., über dies Alles wird er auf das Genaueste Auskunft erhalten und vielfach vermehrtes Interesse für seine Neigungen zu dem besuchten Volke gewinnen; doch wird ernstlich verwarnt, bei allen noch so treuherzigen Zügen in's Mitleid oder in Privathändel, sich zu geeignetem Augenblicke zurückzuziehen, und sich noch weniger aus freien Stücken in Verhältnisse, die nur den Ortsgesessenen untereinander zuständig sind, einzulassen.

Bei schlechtem Wetter entwickelt der Genremaler fortwährend Thätigkeit in der Sammlung und Nachahmung der Bestandtheile der nationalen Costüme und Instrumente zu allen vorkommenden Festen; er entwirft Skizzen nach erzählten, poesiereichen Thatsachen aus dem Volksleben und läßt sich die Modelle dazu sitzen. Die Auffassung solcher Skizzen hängt ausschließlich von dem Talente des Künstlers ab; es ist nicht nöthig, bei baaren Thatsachen stehen zu bleiben, man erhebe selbige durch poethische Zuthaten, Veredlung der Köpfe, entsprechendere Auffassung der Lokalitäten oder Landschaften, der Tageszeit und des Wetters; dazu jedoch, um keine Charakterstöße zu begehen, ist vollkommene Kenntniß des Volkes, unter welchem man seine künstlerischen Materialien sucht, die erste Bedingung. Der Ausdruck der Affekte (Gemüthsbewegungen) ist bei jedem Volke anders; selbst in der tiefsten Gemüthsruhe haben die einfachsten Stellungen der menschlichen Figuren den bezeichnendsten Charakter. Darum habe man ununterbrochen sein Skizzenbuch bei der Hand, und zeichne jede Stellung, wenn auch nur mit wenigen Strichen darin auf; zu Hause kann man Alles brauchen. Oftmals kommt einem irgend ein Motiv eines Kopfes, eines Costüms oder einer Landschaft so einfach vor, als könne man es merken, oder es verstehe sich von selber; allein wie irrig das sei, wird sich bald zeigen, wenn man auf seinem Zimmer noch auf dem Lande den Versuch macht, dasselbe auswendig zu zeichnen, was im Leben sich uninteressant und einfach erwies. Wenn auch die Haupttheile oder Züge gelingen, wird dennoch die Natur so viele Feinheit im Einzelnen gegen die Zeichnung aus dem Gedächtnisse zeigen, daß man gerne in Zukunft seiner eigenen Reproduktivität nicht mehr das Unmöglichste abverlangen will. Letzteres ist von nicht genug zu empfehlender Wichtigkeit; und jeder Genremaler, der einmal auf Reisen war, wird den Werth dieses gutgemeinten Rathes kennen. Nachdem eine oder die andere verworfene Skizze zu einem Bilde in ihren Bestandtheilen geordnet, selbst die Beleuchtung und Tageszeit durch Licht und Schatten darin angegeben ist, sucht der Genremaler die entsprechenden Modelle. Er hat im Verlaufe seines, wenn auch nicht allzulangen Aufenthaltes gewiß einige Personen entdeckt, die sich jenen Charakteren seiner Skizzen oder Compositionen anpassen; ja er will bisweilen im Leben frappant das erschöpfende Bild seines Ideals finden, wozu er außerdem das Modell vergeblich gesucht hätte.

(Schluß folgt.)

Zur neuesten Lirik.

Gedichte von Alexander Kaufmann. Düsseldorf bei Arnz & Comp.

Orientalische Granaten von J. Castelli, Dresden bei Schefer.

Wenn wir uns bei Besprechung der unlängst erschienenen Lieder Alexander Kaufmanns kurz fassen, so geschieht es nicht aus Mißachtung; — dieser Dichter hat sich ja selbst schon durch die Beiträge, welche er von Zeit zu Zeit für unser Blatt lieferte, den Lesern besser empfohlen, als es die freundlichste Kritik thun könnte. Was wir an diesen Gedichten besonders hervorheben müssen, ist die Frische,

Digitized by Google

die uns überall entgegenweht, und einen wohlthuenden Gegensatz zu den Tendenzbären bildet, welche die Modepoeten der Gegenwart tagtäglich vor uns tanzen lassen. Die Lieder sind zart und sinnig, unter den Ahrsagen zeichnet sich besonders St. Peter zu Walportzheim durch Humor aus, die Elegien geben einfache schön umschriebene Bilder, besonderen Nachdruck legen wir aber auf die Erzählungen; sie zählen zum Besten, was wir seit langer Zeit auf diesem Gebiete gesehen haben. Die Auffassung ist stets dem Gegenstande angemessen, ernst beim Epimenides, wahrhaft historisch beim Vandalenauszug, voll naiver Schalkhaftigkeit in den Mönchen vom St. Johannisberg und vielen anderen. Da sieht man in jeder Zeile den fröhlich bewegten Rheinländer, der sich am herrlichen Strome in voller Gesundheit lieber an Wein, Weibern und Gesang freut, als an politischen Stachelversen und — doch wir wollen nicht anzüglich werden. Daher sind wir wohl zur Hoffnung berechtiget, die Gesammtausgabe der Gedichte Alex. Kaufmanns werde bei unsern Lesern die freundliche Aufnahme finden, die sie verdient, um so mehr, da zu dem inneren Werthe auch noch die zierliche Ausstattung kommt. Das Büchlein ist sehr anständig gedruckt, und überdieß mit Illustrationen in der beliebten Weise der Düsseldorfer Schule geschmückt. Zum Schlusse theilen wir noch das Gedicht „Verrath“ mit.

Die Wasserlilie kichert leis'
„Ich muß euch ein Ding verrathen,
Ich muß euch verrathen, was gestern Nachts
Zwei junge Verliebte thaten.

Die kamen mit Vetter- und Basenschaft
Den Strom hinunter geglitten,
Die saßen, weil Lauscher im Boot, ganz still,
Mit auferbaulichen Sitten.

Sie tauchte die Hand in's Wogenblau,
Den klopfenden Puls zu kühlen,
Er wollte zur selben Zeit einmal
Nach der Wärme des Wassers fühlen.

Und unter dem Wasser begegnen sich
Verstohlen die beiden Hände,
Und fliehen sich und fangen sich —
Es nimmt das Spiel kein Ende.

Die Basen haben nichts gemerkt
Von der glücklichen Liebesstunde,
Ich aber hab' es wohl geseh'n
Tief her aus dem lauschenden Grunde.“

Der Wienerdichter Castelli hat sich in den Orient geflüchtet und von dort in einem zierlichen Bändchen: „Orientalische Granaten“ mitgebracht. Wir wollen nicht strenge sein und dieselben, um die Aechtheit zu ermitteln, der Feuerprobe unterziehen; die Kenntniß des fernen Osten ist dadurch schwerlich erweitert, und der reiche Schatz unserer Literatur ebenso wenig. Die Stoffe sind der Mehrzahl nach in dieser oder jener Weise überall verbreitet, wie z. B. die Sage von dem Hemd des Glücklichen; bei den schlottrigen Versen und ungenauen Reimen, in welche Castelli sie einkleidete, darf man freilich nicht an die herrlichen Abbassiden Platens oder die Uebertragungen Rückerts denken, sonst — doch wir wollen nicht kritisiren. Der alte Castelli hat aus einer dahin geschwundenen Periode so manche Freunde, mögen sich diese an dem dargebotenem Geschenke erfreuen und dabei sich an die gemüthlichen Tage der Vergangenheit erinnern, wo Wien noch Wien war.

Literatur.

Psychische Zustände.

Ein Beitrag zur Lehre von der Zurechnung.

Von Seb. Ruf. Innsbruck bei Wagner.

Wer mit der Geschichte und dem Zustande der Philosophie nur einigermaßen vertraut ist, weiß, daß die spekulative Psychologie noch immer bloß im Keime liegt; dessen darf man sich um so weniger wundern, da selbst die empirische Psychologie in den wichtigsten Beziehungen sich erst Bahn brechen muß.

Das oben genannte Büchlein ist ein Sprößling der Empirie, nicht der Spekulation und darf daher auch nur aus dem zukömmlichen Gesichtspunkte angeschaut und gewürdiget werden. Keine Metaphysik der Freiheit wird hier in moderner Dialektik versucht; die Freiheit wird nicht einmal mit Absicht und theoretischer Strenge definirt; die allgemein herrschende Ansicht von ihrem Wesen wird zu Grunde gelegt. Diese Freiheit wird nicht bewiesen; sie ist »die nothwendige Voraussetzung aller civil- und kriminalrechtlichen Vorgänge und Handlungen. Ja, unser ganzes soziales Leben beruht auf dieser Voraussetzung. Die Annahme der Freiheit ist ein praktisches Bedürfniß.« S. 18.

Aristoteles hat dieses praktische Bedürfniß beim Namen genannt: ohne Voraussetzung der Freiheit gebe es keine Zurechnung: aber die Zurechnung sei eine natürliche und bürgerliche Nothwendigkeit: folglich müsse auch die Freiheit vom Denker anerkannt werden.

Aber gleichwie die Erfahrung zur Annahme der Freiheit zwingt, eben so verkündiget sie, daß die Freiheit des Menschen »keine absolute« ist. »sie ist vielmehr, wie die Erfahrung lehrt, eine in ihren Aeußerungen oft mehr oder minder beschränkte.« S. 19.

Wenn aber dieses Zugeständniß gemacht werden muß, wo hat dann die Zurechnung ihre sichere Basis? —

Der Herr Verfasser gibt auf die Frage die Antwort: Im Allgemeinen gilt die Voraussetzung der Freiheit. »Die Unfreiheit des Menschen muß in bestimmten Fällen immer erst erwiesen werden.» S. 18.

Doch wie wir immer die Freiheit im Menschen und in seinem Thun voraussetzen und anerkennen, eine genaue und vollkommen gewisse Bestimmung der innern Schuld ist eine Prärogative des allwissenden Gottes, wie der Verfasser besonders S. 141 sich ausspricht: »Wir sind weit entfernt, das Selbstverschulden des Menschen in Abrede zu stellen. Jeder Volkserzieher muß an dieses appelliren und unser ganzes religiöses Leben ist auf diese Wahrheit basirt. Allein wie schwer, wie fast unmöglich ist es, in einzelnen Fällen dieses Selbstverschulden mit Bestimmtheit angeben und bestimmen zu können! — Die Schuldzurechnung im wahren Sinne des Wortes ist — Sache Gottes und nicht Sache der Menschen.«

Der bisherige Gedankengang des Hrn. Verfassers bewegte sich im Geleise der allgemein üblichen, praktisch-nothwendigen, zugleich christlichen Lebensansicht.

Nun aber schlägt er eine durch die Erfahrung längst eröffnete, aber noch bei weitem nicht genugsam beachtete Gedankenbahn ein. Der Bahnhof der Ausfahrt ist ihm das Irrenhaus mit dem Schilde (restrictis restringendis):

Humani generis mores tibi nosse volenti
Sufficit una domus.

(Willst du dir Kenntniß verschaffen von den Sitten des Menschengeschlechtes, so genügt hiezu ein einziges Haus.)

»Nicht das Studium der Hegel'schen Philosophie hat uns zu diesen Resultaten geführt, die wir hier niedergelegt haben, und nicht aus philosophischen Systemen überhaupt haben wir unsere Prinzipien gewonnen, sondern wir haben in einer andern Schule, die von Wenigen frequentirt wird, in der Schule der Klagen und der Leiden, des Elends und des Jammers durch viele Jahre Lektionen genommen.« S. 5.

Der mit ausgezeichnetem Talente begabte Hr. Irrenhauskaplan Ruf begnügte sich keineswegs mit der einfachen Verrichtung der priesterlichen

Digitized by Google

Geschäfte, sondern sich als *Seelenarzt* betrachtend, hielt er es für seine Berufspflicht, die *psychischen Zustände der Irren* zu beobachten und zu studiren. Welche bewunderungswürdige Kunst in *psychologischer Behandlung* der Unglücklichen der Herr Kaplan Ruf sich aneignete und ausübt, fühlen die Kranken, rühmen die Geheilten und wissen Unzählige. Aber der Gesichtskreis, der anfänglich nur das Irrenhaus befaßte, erweiterte sich ihm zum großen Horizonte der Lebensbetrachtung. Sowohl in der Gegenwart als in der Vergangenheit erblickte er *evidente Analogien* zu den psychischen Zuständen der Irren *ohne die entsprechende Erkenntniß und Behandlung* von Seite der Aeltern, Vorgesetzten, Richter u. s. f. Um nun den mannigfachen Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten der Zurechnung entgegenzuarbeiten, stellte der Herr Kaplan theils aus eigenen Beobachtungen, theils aus seiner ausgedehnten Belesenheit *ein Tableau von innern Störungen* der Freiheit zusammen, für welches er gewiß den allseitigen Dank verdient. Nicht nur die öffentlichen Blätter, sondern auch Matadore des Faches haben dem Hrn. Verfasser diesen Dank bereits auszusprechen begonnen. Der Schreiber dieser Zeilen hatte Gelegenheit, von Briefen an den Herrn Verfasser Einsicht zu nehmen, welche als glänzende Zeugnisse für sein Büchlein gelten müssen. Der berühmte *Appert* will dasselbe in seinem nächstens erscheinenden großen Werke gebührend anempfehlen. Dr. *Hohnbaum*, herzogl. Sachs.-Mein. Obermedizinalrath und Leibarzt, der gefeierte Veteran der Psychiatrie, hat dem Herrn Ruf seine ehrenvollste Anerkennung bezeigt. Doch der willkommenste Dank würde dem Verfasser gewiß die heilsame Berücksichtigung und Befolgung seiner Vorschläge sein. Denn nicht zu glänzen begehrt er, sondern zu nützen. Obgleich er es auf das praktische Leben in weiter Ausdehnung abgesehen hat, so richtet sich sein Auge doch vorzugsweise auf die *Rechtspflege*.

Zuvörderst verlangt er bei derselben *jene Maßregeln, welche einer Vermischung des Gestörten mit dem Freien noch weit sorgfältiger vorbeugen, als dies der Fall ist*. Man erhebe dagegen ja kein Zetergeschrei. Erst vor wenigen Jahren ergab sich im Inlande ein *eklatanter Beleg*, wie nachtheilig der Kriminaljustiz eine gänzliche Unkenntniß der psychischen Pathologie werden kann. So nützlich nun zur diesfälligen Aufklärung psychologische Bücher, wie das eben besprochene, sein können, die Bildung in diesem Fache bleibt doch zu sporadisch und zufällig, wenn nicht der Staat die psychiatrische Pathologie als einen obligaten Lehrgegenstand — für künftige Aerzte, Richter und Priester erklärt. Ja, der Wunsch des Verfassers scheint noch weiter zu gehen, indem er S. 136 schreibt: »Dr. Voisin in Frankreich hat, von einem lobenswerthen Eifer beseelt, da er gesehen, daß man oft Gestörte gleich Verbrechern behandelte, dem Staate vorgeschlagen, *eine Kommission von wohlunterrichteten Aerzten niederzusetzen*, deren Aufgabe es wäre, die schwerer Verbrechen Angeklagten über den Zustand ihrer geistigen Fähigkeiten zu untersuchen. Er glaubt, dies müsse *vor* der richterlichen Untersuchung geschehen. Ob er Gehör gefunden? Wir wissen es nicht. Die Stimme der Humanität ist oft eine Stimme des Rufenden in der Wüste.«

Bedenklicher wird ein zweites Postulat des Hrn. Verfassers scheinen. Er verlangt nichts Geringeres, als daß die Rechtspflege das Prinzip der *Schuld* fallen lasse, und dafür das der *Gefährlichkeit* aufstelle. Vgl. S. 143. — Eine solche Forderung liegt allerdings nothwendig in der Konsequenz des Naturalismus, welcher im Menschen keine moralische Freiheit anerkennt und an ihm nur ein edleres Thier sieht. Diesem naturalistischen oder vielmehr naturwidrigen Standpunkte scheint die Aeußerung Struve's anzugehören, welche uns S. 10 mitgetheilt wird: »Wer immer ein schweres Strafgesetz übertritt, zeigt, wie *gefährlich* er ist. Jeder soll für seine That einstehen, *das Thier* wie der Mensch, *das Kind* wie der Erwachsene, der Gesunde wie der Kranke (sollte logisch lauten: *der Kranke* wie der Gesunde).« Aber der Herr Verfasser spricht zu wiederholten Malen die entschiedene Anerkennung der moralischen Freiheit aus, und er erklärt diese Anerkennung als eine praktische *Nothwendigkeit*, somit als etwas Unumstößliches, Unantastbares: er verlangt, wie wir sahen, in *besonderen Fällen* die Voraussetzung der Freiheit bis zum *Erweise* der Unfreiheit.

Wie kömmt also Hr. Ruf zum Prinzipe der Gefährlichkeit? Nicht aus *naturalistischen Ansichten*, sondern aus *humanen* und *christlichen Rücksichten*. Wie so? — Erstlich einmal macht er in außerordentlichen Fällen von dem Grundsatze der unbezweifelten Voraussetzung der Freiheit *eine Ausnahme*, indem er S. 18 schreibt: »Soll aber in jenen Fällen, wo sich ein Mensch schwerer Vergehen gegen die Gesellschaft schuldig macht, von Seite der Wissenschaft und Humanität nicht mit Recht — zur Ehre der Menschheit — *die Freiheit des Menschen in Zweifel gezogen* und gefordert werden können, daß der psychische Zustand desselben genau untersucht und erforscht werde?« —

Wenn nun aber die durch wissenschaftliche Männer angestellte Untersuchung keinen sicheren Beweis der Unfreiheit vorfindet? Was dann?

Der Verfasser macht auf eine Thatsache aufmerksam: »Die Wissenschaft deckt von Jahr zu Jahr mehr und mehr jene Zustände auf, welche die psychische Freiheit des Menschen beeinträchtigen und die Zurechnung aufheben. Je mehr in dieser Beziehung die anthropologischen Kenntnisse vorwärts schreiten, desto mehr wurde von einzelnen Forschern die Starrheit und Unzulänglichkeit des alten Prinzipes der juridischen Schuldzurechnung erkannt.« S. 142. 143.

Die Praxis suchte die Einwirkung der Störungen im Verbrecher bei dem Urtheile über Schuld und Strafe dadurch in Anschlag zu bringen, daß sie »mehr und mehr *Milderungsgründe annahm* und so eine *halbe*, eine *verminderte* Schuldzurechnung statuirte.« Der Verfasser beschuldigt dieses Verfahren erstlich der Inkonsequenz und Prinziplosigkeit; zweitens bemerkt er, daß gerade solche mehr oder minder gestörte Personen oft die allergefährlichsten seien, und daß daher eine frühere Freilassung derselben der Gesellschaft am nachtheiligsten werde.

Was ist nun aber der Vorschlag des Verfassers selbst?

Wir glauben seine Ansicht in folgendem kurz zusammenzufassen:

Da die wissenschaftliche Erkenntniß der psychischen Störungen mit jedem Jahre, ja mit jedem Tage zunimmt, so bleibt bei angeblichen Verbrechern auch dann, wenn die eben angestellte Untersuchung einen Beweis der Unfreiheit nicht entdeckte, doch ex analogia die *Möglichkeit dieser Unfreiheit noch übrig*. Aber im Zweifel verlangen *Humanität* und *Christenthum*, daß man sich für das Bessere und Mildere entscheide. Vgl. S. 138. — Aus diesem Grunde also schließt sich der Hr. Verfasser denjenigen an, welche verlangen, daß die Rechtspflege bei dem angeblichen Verbrecher nicht mehr die *Schuld* bestimme, sondern die *Gefährlichkeit*, und nicht eine *strafende Wiedervergeltung* statuire, sondern eine *Unschädlichmachung* und *physisch-psychische Heilung*.

Eine kritische Besprechung des Prinzipes der Gefährlichkeit aus dem Gesichtspunkte der »Humanität und des Christenthums« würde uns über die Gränzen einer einfachen Berichterstattung hinausführen. Wir erlauben uns nur noch die Bemerkung, daß *eine der ersten Auktoritäten der Kriminal-Justiz im österreichischen Kaiserstaate sich billigend und lobend über die Gedanken und Vorschläge des Herrn Ruf geäußert hat*.

Tiroler-Biene.

Unser verehrter Landsmann R. *Ludwig v. Heufler* hat zwei Broschüren veröffentlicht. Die eine enthält die Beschreibung dreier neuen Algen, eine wurde in Tirol unweit des heiligen Wassers entdeckt. Die beigegebenen Zeichnungen sind von Reisacher. Die andere ist ein Sendschreiben an die Brüder Grimm, denen aus dem Gebiete der Botanik ein sehr wesentlicher Beitrag zum deutschen Sprachschatz geboten wird. Wir möchten diese Broschüre insbesondere unsern jungen Botanikern empfehlen, damit sie die ehrlichen deutschen Pflanzennamen nicht ganz außer acht lassen.

Digitized by Google

• In Nro. 26 der botanischen Zeitschrift Flora, welche zu Regensburg erscheint, ist eine Abhandlung von Hrn. Fr. Seybold in Botzen über einige neue Pflanzen der Flora Tirols abgedruckt. Darunter befindet sich eine neue Spezies „Androsace Hausmanni."

• Unser Landsmann, der Historienmaler Plattner, stellt mit Beginn der nächsten Wochen seinen großen Karton die Auferstehung nach der Vision des Propheten Ezechiel und ein Oelgemälde die Veleda als Charakterbild der germanischen Seherinnen im kleinen Redoutensaale aus. Herr Plattner hat auch bereits von Privaten mehrere Bestellungen erhalten.

• Dr. Franz Vonbun wird nächstens das zweite Bändchen der „Sagen aus Vorarlberg" dem Drucke übergeben.

Wienerbriefe von L. J. Semlitsch.

IV.

Es ließe sich noch Manches zum Lobe der jugendlichen Kritik beibringen, z. B. über die kindliche Ursprünglichkeit Allem gegenüber, worin bloß Verstand ist, was also ihrem innersten Wesen widerspricht; über die jungfräuliche, gurlihafte Harmlosigkeit, mit der sie sich über die deutsche Sprachkunst hinwegsetzt, welche Adelung, Heinsius, Grimm und andere dergleichen vorurtheilsvolle Menschen vor Zeiten in große Bücher gethan und zu unverdientem Ansehen gebracht; über die Naivetät ihrer Aeußerungen, wenn sie sich von etwas angezogen fühlt. Doch ich muß vorwärts eilen zur älteren Branche der Kritik, zur apathischen. Sie findet sich in den älteren, grangewordenen Organen vertreten. Das sind ausgebrannte Vulkane, ausgebranntes Erz, es glüht und brennt nicht mehr, stößt nicht einmal das Licht mehr zurück, kurz es nimmt Alles an. Diese Empfänglichkeit gibt Lob und Tadel, eine sanfte Dämpfung, einen wohlthuenden Dämmer. Sie gibt sich noch gern den Anstrich hoher Intenzionen, und nimmt bisweilen die runzlichten Backen voll, aber es kommt dabei nichts heraus, als Luft, mit allerlei Beischmack verderbte Luft.

Das sind die drei Kathegorien, in welche unsere Tageskritik zerfällt. Daß es so ist, lehrt der Augenschein. Es wäre nun interessant zu untersuchen, warum es so ist, es wäre interessant nachzuforschen, woher so viele Kritiker ohne Beruf kommen. Der nächste Grund ist wohl der, daß Alle, die unter die Literaten und Journalisten gehen, mit der Kritik ihr Metier beginnen. Das erinnert an die Kinder, welche in ihren Spielen auch meistens Stände wählen, wozu gerade das Gegentheil von dem gehört, was sie sind, nämlich die Fertigkeit, die Vollkommenheit. Mit großen Werken die Laufbahn zu beginnen ist Auserwählten vorbehalten. Die Minorität kommt produktiv von der Traufe in den Regen, die Majorität vom Regen in die Traufe. Daher ist dieses Verhältniß auch mit sehr übler Bedeutung in die Redensarten übergegangen. Gedichte, die noch allenfalls zu schaffen wären, nimmt der Redakteur nicht, weil er auch Mensch ist. So bleibt dem jungen Manne nichts übrig, als es mit der Kritik zu versuchen, und die Redakteure haben auch meist den humanen Takt, derlei Aemter in die Hände von Anfängern zur beliebigen Verfügung zu geben. Nun müssen wir aber einen Schritt weiter thun und nachdem wir erforscht, warum so viele junge Leute Kritik machen, auch aufzufinden suchen, warum überhaupt so viele junge Leute unter die Journalisten und Literaten gehen.

Meinem Erachten zufolge liegt dieser landläufigen Berufswahl ein gelindes Mißverständniß zu Grunde. Um mich verständlich zu machen, muß ich etwas weiter ausholen. Vielleicht wird das Resultat meiner Argumentation den Leser mit mir versöhnen.

Der Mensch drückt seine Gedanken mit Worten aus. Der Gedankengang des Menschen bricht nie ab. Selbst im Schlafe setzt er sich ohne das Mitbewußtsein des Individuums fort, wie die Katze fortspinnt, auch wenn sie schläft. Sollte diese Angabe aus der Geschichte der Katzenseele nicht richtig sein, so bitte ich alle Naturforscher höflichst um Verzeihung, indem ich sie versichere, daß es mir sehr leid thue, eines so lieblichen Vergleiches verlustig zu gehen. Der Gedanke ist etwas sehr Allgemeines. Es kann eben so gut ein deutscher Philologieprofessor wie eine alte Pudelmütze, ein romantischer Liedersänger wie ein schwindsüchtiges Mädchen in meinen Gedanken sein. Man sieht, daß sich in die allgemeine Form des Gedankens ganz verschiedene Dinge bringen lassen. Nun nehmen wir einen Menschen, der über das theure Fleisch denkt, und ihm vis à vis einen Zweiten, der über die Harmonie der Sförer denkt. Der fleischliche Gedanke des Einen wird immer lebhafter, er drängt nach außen, ebenso ergeht es dem Zweiten, der Gedanke nöthigt sich in die ihm immanente Form des Wortes. Nun aber existirt für jede nationelle Modifikation, in welcher Einer denkt, d. h. für jede Sprache nur eine gewisse Anzahl von Zeichen, aus welcher sich der Mensch das Wortgewand für seine Gedankengestalten kombinirt. Die deutsche Sprache hat fünf und zwanzig solcher Zeichen. Lieber Leser! ermüde nicht. Ich will gerne zu Dienste sein, und eine neue Zeile anfangen, um dir einen Ruhepunkt zu gönnen.

Also wir haben fünf und zwanzig Zeichen. Mit denselben Zeichen nun kleidet der Eine seine Ideen über Fleischtheuerung, mit denselben Zeichen macht Göthe seine unsterblichen Gedanken auch dem Auge und Ohr der Mit- und Nachwelt unverlierbar. Und siehe da, das Räthsel ist gelöst. Der Höchstgebildete wie der Halbfertige denkt, spricht und schreibt in und mit demselben Mittel. Dieses Mittel ist der Brennpunkt jenes großen Irrthums. Wir Menschen von heute genießen eine sehr raffinirte Erziehung. Ich hätte uns gern mit Treibhauspflanzen verglichen und aus der schnelleren Aufblüte den schnelleren Verfall deduzirt, aber ich hasse die abgebrauchten Bilder. Wir lernen früher lesen und schreiben, als unsere Ahnen, unsere Kinder werden natürlich Alles noch früher lernen. Wenn wir diese Progression ideal ergänzen wollen, so ist gar nicht abzusehen, wohin das führen wird, jedenfalls mit Feder, Tinte, Papier und Büchern in den Mutterleib hinein. Alle Kenntnisse weiß die heutige Erziehung in schnellerer Zeit und in kleinerem Quantum beizubringen. Dieses kleinere Quantum ist die künstlich zusammengezogene Essenz von einer langen und breiten Masse. Woran unsere Vorfahren jahrelang herumgebissen, gekaut und gewürgt, das verschlucken wir aus einem zierlichen Löffelchen. Das verfeinert sich bisweilen zur Essenz von der Essenz der Essenz. Und so begreift es sich, daß sich beim modernen Menschen bald ein Anstrich, so ein stückweises Um und Auf von Bildung herausstellt. Macht doch Jeder, der auf den Namen eines gebildeten Menschen spekulirt, seine glatten, wohlgemessenen Jamben. Was Wunder, wenn da Viele die feine Linie übersehen, welche das Wort als Mittel der Gedankenmittheilung vom Wort als Medium der Kunst trennt, und die von jedem Gebildeten zu fordernde sprachliche Routine für ein Privilegium halten, damit Handwerk zu treiben, d. h. Literat zu werden.

Man sehe nur den Fall, wir dichten und sprächen in Farben. Gott, es gäbe eben so viele Maler, als Menschen.

Warum gibt es mehr Sänger als Maler? Weil man über den Ton im selben Mißverstand ist, wie über das Wort. Weil er in der Kehle als sprachlicher Stoff liegt, muß er noch nicht zugleich Medium der Tonkunst sein. Nicht Jeder, der spricht, singt. Er kann es von dem Einen zum Andern bringen. Die Strecke dazwischen will aber durchgemacht sein, diese Strecke ist die Kunstbildung. Ebenso kann man das Wort als geschäftliches Mittel der Gedankenmittheilung zum Medium der entsprechenden Kunst erheben. Aber weil man die Worte im Munde führt, aus welchen der Dichter harmonische, der Schriftsteller plastische Schönheiten schafft, ist man noch nicht dieser Dichter, dieser Schriftsteller. Es liegt ein feines Etwas dazwischen, ein Spezifikum. Das übersehen sie immer, und das macht aus sehr werthen Menschen werthlose Dilettanten.

Noch ein ähnlicher Fall ist es mit der Geberdensprache. Weil doch jedem Menschen mit der Zeit eine solche habituell wird, glauben auch so Viele Beruf zum Schauspiel zu haben. Ja, man könnte behaupten, daß seit die Schauspielkunst als solche existirt, kein Mensch gestorben sei, der nicht einmal während seines Lebens im Stillen zu sich gesagt hätte: „In dir liegt auch ein Funke zum Schauspieler." Das Mißverständniß ist ganz derselbe: In der Geberdensprache des gewöhnlichen Lebens liegt wohl die der Schauspielkunst, als zu entwickelndes Moment, aber jene ist noch nicht diese. Meist ist es nur das Stück Affe, das noch von der vorigen Schöpfungsstufe in jedem Menschen liegt, sich aber nur bei Kindern, Wilden und Salonhelden äußert, wovon sich die Leutchen verführen lassen auf's Theater zu gehen. Das gibt diese Unzahl unberufener Schauspieler, diese Unzahl unberufener Sänger, diese Unzahl unberufener Literaten, welche statt den Weg der Kunstschule zu gehen, mit einem Sprunge sich herüber versetzen und mit der armseligen Habe des alltäglichen, prosaischen Hausbedarfs an Gedanken und Worten Poesie, Kunst und Literatur treiben.

Daß dabei noch die Lust der Jugend zur gesellschaftlichen Extravaganz, welche man nun einmal wunderlicher Weise mit dem Begriff des Schriftstellers, des Künstlers nothwendig verbunden glaubt, das Ihrige thut, ist wohl klar, so wie ich keinen Augenblick zweifle, daß mein guter Leser schon mehr als einmal eingenickt hat.

Und wie ich den Brief durchlese, fühle ich selbst eine eigene Ermattung, die Symptome des Schlafes treten ein, nun denn, nur keine Verstellung, er habe seinen Lauf. Lieber Leser, gehe hin und thue desgleichen.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 40. Innsbruck, 2. Oktober 1852.

Einladung
zur Pränumeration auf das vierte Quartal des
PHŒNIX.

Preis für hiesige Pränumeranten 50 kr. C. M.; für auswärtige mit Post bezogen 1 fl. 10 kr. C. M.

Diese kritisch-belletristische Zeitschrift wird, wie bisher, wochentlich einmal erscheinen und der bisherigen Tendenz **„Belehrung und Unterhaltung zu fördern"** treu bleiben. Der Redaktion ist es gelungen, rühmlichst bekannte Schriftsteller für das Unternehmen zu gewinnen. Der „Phönix" wird in diesem Quartal Beiträge von Jos. Karl Simrock, Alex. Kaufmann, Ludw. Aug. Frankl, Caj. Cerri, dem Dichter der Parallelen, Adolf Pichler, Pius Zingerle, Nep. Vogl, Louise v. Plönnies, A. v. Schauenburg, Ludw. Semlitsch, Ida v. Düringsfeld, Joh. Pfeifer, Vinc. v. Ehrhart u. A. bringen.

Es werden weder Mühe noch Kosten gespart, um in jeder Weise etwas Gediegenes zu liefern, und wir hoffen, daß dieses Streben gewiß lohnende Anerkennung finden wird. —

Wagner'sche Buchhandlung.

An den Kaffee.

Nach dem Arabischen.

Kaffee, du kannst befreien
Von Sorgen unsre Brust,
Die sich dem Wissen weihen,
Begehren dein voll Lust.

Die Gläub'gen trinken, preisen
Dich goldigbraunen Saft,
Der seinen Freund, den weisen,
Belebt mit neuer Kraft.

Wie Moschus glüht die Welle,
Die klar und lockend blinkt!
Die Wahrheit zeigt sich helle
Dem Klugen, der dich trinkt.

Nur dem verstockten Thoren,
Der von dir lästernd spricht,
Ist dein Genuß verloren,
Denn Allah liebt ihn nicht.

Dem Gold laßt uns vergleichen
Den Trank! beglückt der Ort,
Wo sie Kaffee uns reichen!
Nur Edle sieht man dort.

Wie Milch, die reine, süße
Verdient er allen Preis,
Nur daß er nicht, wie diese,
So helle scheint und weiß.

Pius Zingerle.

Mahnungen.

Den Blüthenkelch, den kühle Nacht
Sanft faltet und verschließt,
Der, wenn der Morgen leis erwacht
Schon wieder offen ist,
Erinnert an das Menschenherz
Voll Sehnsucht und voll Hoffen,
Das in sich fällt im höchsten Schmerz,
Im Glück doch lächelt offen.

Laß nur die Nacht vorübergehn,
Denn Alles zieht vorbei;
Dem Frühroth uns entgegensehn,
Licht macht uns stark und frei;
Denn während sanft es höher stieg,
Wärmt es und weckt zum Schaffen,
Erringt durch sich den höchsten Sieg
Und immer — ohne Waffen.

Dichter der „Parallelen."

Digitized by Google

Der Argonautenzug der Poeten.

Ein Sommerbild.

—h. Es dürfte nicht uninteressant sein, einmal die Poeten — unter welchem Namen wir heute großmüthig das ganze schreibende Volk zusammenfassen — auf ihrer Wanderung nach dem goldenen Vließe der Poesie zu begleiten; und wenn wir sie auch vereinzelt die große Pilgerfahrt antreten sehen, so möge dennoch der stolze griechische Name oben prangen, der wenigstens am besten das Ringen und Streben nach einem schwer zu erreichenden Ziele symbolisch veranschaulicht.

Die Julisonne setzt mit ihren glühenden Geschossen die Städte in Brand, dumpfe Schwüle lagert sich über jede Residenz, die Reichen haben schon längst ihre Villen bezogen, oder sind in die Bäder gereist, die Wohlhabenden trachten jetzt einen Landaufenthalt zu finden, die Studirenden begeben sich nach Hause oder treten Fußreisen ins Gebirge an, nur die Schriftsteller und Poeten weilen noch in den Städten, treiben Gelder auf die verschiedenartigste Weise ein, packen dann auch ihre Habseligkeiten zusammen und machen sich fort den Weg. Ach! den Armen ist der „Stoff“ ausgegangen, nun gilt es, sich für den Winter gut mit Proviant zu versehen, damit die Leipziger Ostermesse neue Wonne bringe, die Theaterdirektoren nicht nach Brod schreien und die Leihbibliotheken nicht verhungern mögen. Auf! Rüstet euch ihr Gletscher und Thäler, ihr Burgruinen und Wasserfälle, ihr Flüsse und Seen, ihr Blumen und Vögel! Eine Schaar von Räubern wird bald vor euch stehen, um sich der Poesie zu bemächtigen, die in euch steckt. Schau nicht so sicher und frei gen Himmel, du aller Ozean! Sei lieber des Moments gewärtig, wo du um deine ganze Erhabenheit kommen kannst, welche du besitzest; denn die Poeten nahen mit der Leier und nehmen dein „Meeresleuchten,“ deine „Sturmeswuth,“ deinen „titanenhaften Wogenschwall“ wie Diebe mit sich fort. Schöner Süden! warum mußt auch du diesem furchtbaren Loos anheimfallen? Rom! ich zittre für dich, schon stürmt der Feind mit Sonetten und Canzonen deine sieben Hügel!

Entrollen wir das Weltpanorama!

Da liegt vor uns das Riesengebirge, Felsblöcke starren ins Blaue hinein, dem Granit entsteigen riesige Tannen, wild schlängelt sich der Pfad den Berg empor, über den tiefen Abgrund „führt ein geländerter Steig;“ hier zur Rechten steht ein warnendes Kreuz, im Hintergrunde der Landschaft zeigen sich die seltsam geformten Tropfsteinbildungen und langsam wandelt ein alter Bauer mit seinem Kinde ins Thal hernieder. Doch siehe! lustigen Schrittes spazirt jetzt ein Männlein herauf, das weite Gewand flattert im Winde und schief schmiegt sich ein zerdrückter Hut an das geniale Haupt. Spähend schickt er die Blicke umher, er sucht ein verborgenes Wild, doch statt der Jagdtasche hängt ein portatives Schreibzeug ihm an der Seite und das Feuerrohr ersetzt der hinter dem Ohre hervorguckende Bleistift. Ha! du bist im Dienste der Musen und dein Gewerbe ist die epische Poesie. Hier hat Rübezahl gehaust und Gnomen und Wurzelmännchen haben einst in diesen Schluchten ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und dennoch bleibt nichts mehr für dich zu thun übrig. Der reiche Schacht ist geleert. „Vorbei, vorbei!“ ruft es dir aus den Lüften zu, geh in die böhmischen Wälder, vielleicht blüht dort dein Glück! Allein ich lese auf deinem traurigen Antlitz die Antwort: Da war ich leider schon und so wie Rübezahl hier, hat dort der Räuber Moor gesprochen. Sinnend läßt sich der unglückliche Musensohn auf „bemoostem Stein“ nieder und beginnt in der Verzweiflung jeden einzelnen Felsen zu besingen.

Schön ist das Dorf, welches sich an dem Ufer der Moldau vor uns ausbreitet. Wenn ich nicht irre, hier webt und lebt eine Schaar aus Juda's Stamm. Dort unter der Bildsäule des heiligen Nepomuk an der Heerstraße sitzt ein schreibendes Individuum und gerade schreitet ein schmutziger Trödeljude an ihm vorüber. Jener blickt auf, ein hoher Gedanke muß ihn jetzt durchzucken. Wohl hat schon sein Vorgänger arme und alte Trödeljuden geschildert, doch wie, wenn er es versuchte, einen verliebten alten Trödeljuden zu malen, was kann sich nicht Wunderbares und Originelles an diesem einen Gedanken knüpfen?! Stolz erhebt sich der mit unermeßlichen Schätzen beschenkte Poet und notirt, dem Dorfe zueilend, rasch noch einen Gedanken in seine Schreibtafel.

Wehe! wie wimmelt es von Pegasusreitern im romantischen Harz! Lächelnd schaut der „blonde Eckbert“ durch die grünen Aeste und Blumen und Vögel, Felsen und Bäume gedenken der reichen Habe, die einst Tiek mit sich fortgenommen und lachen und kichern über die verblendeten Menschenkinder, welche hier auf Beute ausgehen.

Wüst und traurig blicken uns die Häuser und Kirchthürme dieser kleinen deutschen Stadt an, auf dem Gottesacker vor derselben geht ein Genie mit verschränkten Armen in der Lindenallee auf und ab, besieht die Grabsteine, denkt all des Moders und plötzlich wird eine Tragödie in ihm lebendig; unter jener Weide aber hebt sich die bleiche „Maria Magdalena“ aus dem Grabe empor und frisch, als ob er eben gepflückt wäre, glänzt der jungfräuliche Kranz im Lichte der untergehenden Sonne.

Schaut hin! Mit guten Fernröhren könnt ihr die gottbegeisterten Sänger auf den Burgruinen am Rheine trefflich wahrnehmen. Jeder Fels, der sich in den Fluthen des grünen Stromes spiegelt, jeder Sonnenstrahl, der das Weinlaub mit Purpur röthet, wird von den Söhnen Apollo's dort auf den zerstreuten Schlössern zu gleicher Zeit in Jamben und Trochäen gebracht.

Auch die Schweiz ist ein gesegnetes Land. Die „einsame Mühle“ am Fuße des Rigi klappert bereits mystisch in einer eben jetzt fabrizirten Ballade, die von der Spitze des Faulhorns sich herabstürzende Lawine fand bereits in vierzig Stanzen ein behagliches Unterkommen, den Fichtenwald durchschreitet ein Lyrikus, mit dem Gedanken beschäftigt, das Geheimniß des Walddunkels in Verse zu bannen, doch schnell wie die Windsbraut ist der „Erlkönig“ an ihm vorbei und er gedenkt schaudernd der Existenz des Herrn Wolfgang Göthe. Stoffsuchend blickt ein zwitschernder Naturdichter in die Kreise des Vierwaldstädtersees hinab, nicht wissend, daß schon längst der „Fischer“ an seiner Seite sitzt, und sehnsüchtig nach dem „feuchten Weibe“ die Hände ausstreckt.

Auf dem lärmenden Rialto wandelt ein Canzonenschöpfer auf Poesieraub ausgehend und verblüfft um sich schauend,

Digitized by Google

weil er mit Maulschellen bedient wurde. Er bemerkte nämlich nicht, wie der alte Shylock sich ihm langsam genähert, und die Hand etwas unsanft seinen Wangen angeschmiegt hatte.

In Roms „Rotunda“ klagt ein teutonischer Barde über den Verfall der Weltstadt, in der „Campagna felice“ gräbt ein Berliner Weltschmerzler nach Cäsars Fußstapfen und ein schwarzlockiger Feuilletonist concipirt Bilder über Paestum, Capri und Bajä. Neben den Kaufleuten, welche ihre Orangen aus Sizilien ausladen lassen, stehen edle Dichter und packen die „Goldorangen“ und Citronen in Elegien und Sonetten hinein, und die schöne „Mignon“ wiegt sich kummervoll in einer Barke und sendet das schwarze Auge zum tiefblauen Himmel empor. —

Während die Dichterlegion an den Küsten des mittelländischen und adriatischen Meeres, auf dem capitolinischen Hügel, am Rhein und in den Alpen die Poesie aufsucht, welche sich keusch vor all den Leyermännern verbarg, so tritt die himmlische selbst ihre Pilgerfahrt an und besucht ihre Auserkornen, die still daheim geblieben.

Zur Ostermesse aber erscheinen: „Lieder aus dem Riesengebirge,“ „Harznovellen,“ „Neue Judengeschichten,“ „Venetianische Nächte,“ „Rheinsagen“ und „Römische Trauercanzonen.“ Ueber die Bühnen geht: „Eine sociale Tragödie“ und in den Boudoir's der Damen liegt in Goldschnitt gebunden: „Farrenkräuter und Moosrosen aus den Alpen.“

Der schwarze See.

Karpathen-Märchen von Rud. G. Waldburg.

(Fortsetzung.)

Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her!
Nur ohne Furcht!

Lessing.

Wieder zur Besinnung gekommen fand sich Irin mitten im weiten Wasserreiche liegend auf buntfarbigem Kiese. Mit Verwunderung musterte er die ganze Umgebung, die ihm so fremd. Um dichte Lauben blühten Wasserrosen. In die Tiefe warf das Licht der Sonne einen matten Schein, daß dem Grunde zu immer schwächer ward. Im Kiese herum und um die Rosen krabbelten Wasserkäfer.

Während Irin Alles, was ihn umgab, mit Neugierde besah, trat zu ihm ein schönes Frauengebilde. Im ersten Augenblicke konnte er sich der Furcht nicht erwehren. „Jetzt, dachte er, ist es um mich geschehen.“ Er riß die Augen weit auf, ob er an der schlanken Frauengestalt nicht Etwas von den Schrecknissen entdecken würde, welche ihm die langen Winterabende am väterlichen Herde in den Kopf gesetzt hatten. Er sah aber nichts. Mit gefälligem Lächeln schritt diese auf ihn zu, und, um ihm die Furcht zu benehmen, fragte ihn die Wassernymphe im freundlichen Tone: „Du bist erschrocken, liebes Kind! Laß jede Furcht fahren. Niemand wird dir Etwas zu Leide thun.“ — Die milde Sprache, welche die Frauengestalt führte, lieh dem Knaben Zutrauen. Ohne Sträuben ließ er sich bei der Hand fassen, und über die farbigen Muscheln und Kiesel fortführen.

In der Milde der Dämmerung erblickte Irin einen Pallast. Von seltener nie geschehener Schönheit waren die kristallenen Säulen. Durch die zierlichen Thüren trat er in das Innere, und wunderte sich nicht wenig, daselbst eine geheimnißvollere, feierlichere Stille zu finden, als sie am Ufer des Sees herrschte.

An der niedlichen Hand der schönen Führerin gelangte der Knabe in den Saal des Palastes. Die schlanken, zarten Glieder in ein grünliches Gewand gehüllt, saß in stattlicher Umgebung auf strahlendem Throne die Wasserkönigin, blau und rein das Auge, wie der wolkenlose Himmel, das Antlitz blendend weiß.

„Liebes Kind, tritt nur näher,“ ließ sie sich liebevoll vernehmen. „Laß den Muth nicht fahren. Guten Menschen, wie du, sind wir hold. Wie behagt dirs in unserer Nähe? Hättest du Lust bei uns zu bleiben?“

Irin, dem die wunderlichen Erscheinungen des Wasserreiches das Gedächtniß an die Oberwelt verwischt hatten, besann sich nicht lange. „Wie sollte ich auch bei euch nicht bleiben. Ihr seid ja so gut und freundlich.“

„Nun gut! es soll dich nicht gereuen. Im Augenblicke deines Entstehens soll jeder deiner leisesten Wünsche in Erfüllung gehen. Ungehindert darfst du aller Orten wandeln; nur von dem Brunnen an der Laube, den ein Stein deckt, mußt du dich fern halten, geschweige ihn berühren. Versprichst du es?“

Bestochen durch das gefällige Aeußere und durch die Freundlichkeit, mit der ihm Alles, selbst die Königin begegnete, konnte Irin nicht „Nein“ sagen.

Nicht ein Einziger im Palaste
Hegt Verdacht. —

Gries.

Jahr um Jahr verging. Irin war indeß zu einem schlanken Jüngling herangewachsen. Doch erging es ihm nicht anders, wie der Blume, die das belebende Sonnenlicht entbehrt. Willig verrichtete er seine Pagendienste im Solde der Wasserkönigin, doch um den Frohsinn seiner oberweltlichen Knabenjahre war es gethan. Das Wasserleben, unthätig und unbewegt, stumpfte seine Seelenkraft ab. Wohl hatte er Augenblicke der Wehmuth, in denen er sich nach den frohen Weisen seiner Heimat sehnte. Doch beschwichtigte er derlei Aufwallungen alsbald und schwieg.

Es war um die Zeit der Sommersonnenwende. Alljährlich pflegten alle Nixen um diese Zeit am Balatonsee sich zu versammeln und thaten es nach herkömmlichem Brauche auch dießmal. Irin, sich selbst überlassen in den weiten Wasserbehausungen, durchirrte voll Mißmuth die Räume, in denen grauenhafte Todesstille herrschte. Verschiedenartige Gedanken fuhren durch seinen Kopf, als er gerade an den verbothenen Brunnen gelangte. An der Stelle, die er so oft gleichgültig durchschritten, blieb er jetzt stehen. Der Brunnen, dessen Gemäuer von grünen Algen umwachsen war, deckte ein Quarzstein.

Warum soll, dachte Irin bei sich selbst, dieser Brunnen für mich Geheimniß bleiben? Habe ich es meiner Treue wegen verdient, immerfort als Fremdling behandelt zu werden? Warum trage ich Bedenken, das Geheimniß zu enthüllen, da mir doch keine Aussicht bleibt, gleich einem, der ihrem Kreise

Digitized by Google

angehört, behandelt zu werden? So dachte Irin und machte sich auch wirklich daran, den Deckel wegzuheben. Er that es nicht ohne bedeutende Mühe. Nicht wenig nahm es ihn Wunder, als er in dem Brunnen dunkles Wasser entdeckte. Jetzt erst kam ihm in den Sinn, welchen Ungehorsam er sich zu Schulden habe kommen lassen. Doch schreckte es ihn nicht ab, die Flüssigkeit zu prüfen. Bedächtig tauchte er den kleinen Finger in das Wasser. Es schien ihm ein ganz gewöhnliches Wasser zu sein. Mit Schrecken bemerkte aber Irin, nachdem er den Finger herausgezogen, daß derselbe, so weit er benetzt worden, wie reines Gold glänze. Wie es den Niren zu verhehlen? Sorgfältig verband er ihn und erwartete nicht ohne heimliche Furcht die Rückkunft der Wasserjungfrauen.

In einer Stunde stirbt sie.
Racine.

Zwei Tage, seit Irins Finger die Vergoldung angenommen, waren bereits um. Mit jedem Augenblick mehrte sich seine Furcht, weil er den Finger den Goldglanz behalten sah. Am dritten Tage kehrten endlich die Niren heim. Irin wunderte sich nicht wenig, als er sie in so manchen Stücken verändert wahrnam. Das grünlichblonde Haar vermißte er. An dessen Stelle war ein Dunkelgrün getreten. Die Vertraulichkeit, mit der sie ihm stets begegnet, zeigten sie heute nicht, sondern führten geheimnißvolle Zwiesprache. Bald verließen alle Niren den Palast und begaben sich ins Freie. Irin schlich ihnen nach. Da sah er aus einer Laube, die ihm zum Verstecke diente, wie sie den Stein vom Brunnen hoben, ihr Haar damit wuschen und selbem so die gewöhnliche Farbe wieder gaben.

Gar lange währte es nicht, und die Königin bemerkte den Verband an Irins Finger. Sie unterließ nicht alsogleich nach der Ursache zu fragen. „Ein kleiner Schnitt aus Unvorsichtigkeit,“ war Irins Antwort. Theilnehmend, wie alle Niren gegen ihn waren, wollte sie die Wunde besehen. Sein Sträuben, selbe vorzuweisen, fruchtete nichts, denn sie streifte mit eigener Hand den Verband, und — der Finger erglänzte wie reines Gold.

Mit Unwillen sah die Königin den Ungehorsamen mit einem langen Blicke an. Die Milde war von ihrem Antlitz gewichen und ernste Trauer an deren Stelle getreten. „Du hast also Hand gelegt an den Brunnen,“ begann sie. „Großes Leid hast du dir selbst zugefügt. Du hast dich aus dem Wasserreiche verbannt. Die schönen Plane, die ich mit dir vorhatte, hat dein Ungehorsam vernichtet. Du hast dich herausgestoßen unter die leidige Menschheit. Ehe eine Stunde dahin, darfst du nicht mehr im stillen Reiche wandeln. Solltest du dich jemals zurücksehnen nach der wohlthuenden Ruhe, die einzig diese Tiefe beherbergt, gönne ich dir ein Mittel, solche erlangen zu können. Der höchsten Herrscherin aller Wasserreiche fehlen drei Perlen. Ihr Werth ist sehr groß, umsomehr, da sie nirgends anzutreffen sind. Zu einer solchen Perle kann nur eine Thräne der Oberwelt werden, die, durch keinen Eigennuz veranlaßt, wahrer Schmerz weint. Suche solchen Schmerz und verfolge mit wachem Auge jede seiner Thränen. Ist dir hold das Glück und findest du diese Perlen, so lenke deine Schritte wieder zum schwarzen See und lasse sie hereinfallen. Versöhnend werde ich dir alsdann die Hand bieten, und du wirst wieder theilen dürfen die Stille unserer Reiche.“ Die zarte schöne Rechte reichte sie ihm zum Kusse dar und Irin benetzte sie mit einem reichen Thränenstrom. Der Abschied war für ihn schmerzlich. Sechs niedliche, weiche Arme trugen ihn auf die Oberwelt und legten ihn auf das moosige Ufer des schwarzen Sees.

(Schluß folgt.)

Von der Genre- (Gattungs-) Malerei.

(Schluß.)

Man macht sich hierauf auf freundliche Weise in dem Wohnhause solcher, dem Künstler in der That hochschätzbaren Personen bekannt, und zeichnet den Kopf, die Figur mit Händen, Füßen und Costüm, wie man sie braucht, äußerst fleißig nach der Natur, und gewöhnt sich bei Zeiten das Herzklopfen, Eilen beim Zeichnen, ja sogar das Trösten der Modelle, „daß es nicht mehr lange daure,“ ab; mit Ersterem bringt man wenig zu Stande, mit Letzterem ebenfalls; nur verschlimmert sich noch die Lage des Zeichners durch den Anblick ungeduldiger Mienen des Modells; ein freundlicher Ernst ist zu diesem Geschäfte empfehlenswerth. Die Stellung des Kopfes und der Figur soll nach dem Entwurfe geschehen, wie sie der Gedanke des Bildes erfordert; da zeigen sich oftmals Hindernisse, weil der Künstler beim Componiren, um den letzten Grad des Ausdruckes seiner Idee zu erreichen, in der Skizze mit Bewegung der Figur und Körpertheile gerne zu weit geht, und das Modell ohne außerordentlichen Affekt, wenn dieser in einer erdachten Figur liegt, nicht im Stande ist, solche Bewegung nachzuahmen.

Daher ist es allemal gut, wenn man einiges Gefühl für den Ausdruck bei einem Modell merkt, demselben die Ursache oder den Zweck, warum es in dieser bestimmten Stellung ruhig zu halten habe, mitzutheilen, weil sich nicht selten beim stillen Nachdenken darüber demselben der Charakter des Zweckes mittheilt.

Besonders suche man den Kopf als Hauptsache mit eigentlichstem Studium in der Zeichnung wiederzugeben; ebenso die Hände und Füße, weil an deren innersten Ausdruck das Auge ununterbrochen gewöhnt ist; hierauf aber folgt als zweite Hauptsache die Bewegungslinie des Rückens oder des Leibes mit dem Winkel, den letzterer mit den Beinen beschreibt.

Die kleinen Formen der Falten, oder Unterscheidungslinien bei Figuren zu einem Genregemälde (da zu dieser Gattung von Gemälden meistentheils kleineres Format gewählt wird), geben jeden Augenblick Veranlassung zur Abwechslung in Licht und Schatten, wodurch nach und nach eine dem Auge wohlgefällige Zeichnungsmanier entsteht, die bei ihrer Lebhaftigkeit im Stande ist, bedeutende Verstöße gegen die Richtigkeit der Zeichnung zu beschönigen oder unerklärt zu lassen; ja manche Genremaler nehmen sogar an, die Richtigkeit der Figuren, die sich doch allemal auf gründliche Kenntniß der Anatomie und der Knochen stützt, sei ohne Bedenken in das Gebiet der Historienmalerei zu verweisen, es genüge bei ihrem Kunstfache eine lebhafte, schlagende Charakteristik des Gesammtgedankens, durch harmonisches Zusammenwirken der

Digitized by Google

Bestandtheile des Bildes, sie stellen sich auf diese Weise mit einem Fuß in das Gebiet der Landschaftmalerei, während sie sich für den andern Platz in einem Kunstfache zu erhalten streben, dessen Boden nur dann zu hoch steht, wenn es gilt, die nöthigen Opfer des Studiums und der Ausdauer zu bringen; darum gibt es auch Genregemälde, in denen die Figuren fast nur aus zusammengehängten Kleidungsstücken mit Kopf, Händen und Füßen bestehen, welche aber bei der lebhaftesten Composition und jeder Größe des Formates den Werth gewöhnlicher Landschaft-Staffagen nicht überschreiten.

Um demnach nicht in die Falten-, Knopf- oder Schnallenmanier zu verfallen, die nur durch den Accent des Zeichen-Stiftes ihren Werth erhält, der doch bei der Ausführung in Gemälden verschwindet, sehe man bei der Anlage einer Figur nach der Natur auf die Bewegung, die Stellung und Verhältnisse der Hauptglieder, dann erst nach und nach auf die Charakteristik der Costüme und Verzierungen und vergesse nie, daß letztere, da sie im Stande sind, mangelhaften Figuren gefälliges Ansehen zu verleihen, dasselbe bei richtiger Zeichnung in vermehrtem Maaße thun müssen.

Weil beim Modellzeichnen nach der Natur manchmal geruht, d. h. zu Gunsten des Modells ausgesetzt wird, so verändern sich allemal an weiten Gewändern die Faltenwürfe, und dieß an weiblichen Röcken und Schürzen so auffallend, daß oftmals der Contour des untern Theils des Leibes sich anders zeigt. Diesem nicht zu unterliegen oder sich daran irre machen zu lassen, zeichnet man alle Contouren, wenn das Format nicht zu klein ist, mit der Reißkohle; wenn sie richtig sind, stückweise vom Kopfe an den Hals, die Brust mit dem Zeichenstifte aus, und schreitet letztlich nur dann zur Ausführung des unteren Figurentheiles, wenn man so viel Zeit vor sich hat, für einmal damit fertig zu werden; denn jede Unterbrechung bringt neue Faltenmotive hervor, die nur unter sich harmonirend, mit vorher angegebenen nicht vereinbar sind.

Man täusche sich dagegen auch nie mit einer gefälligen Manier, die, geübt, bloß die Hauptmotive zu erforschen, Vieles übersieht, was zur Vollendung eines gediegenen Bildes unerläßlich ist; nichts darf ausgelassen werden, die kleinsten Fältchen sind von Bedeutung, indem ein Theil derselben die Form, andre die Jugend, oder die üppige Fülle der Formen bezeichnen; es gibt Mittel genug, den Naturzeichnungen Effekt und technischen Ausdruck zu geben, man hebe nur die Hauptmotive des Schnittes wie der Falten durch kräftigere Striche hervor.

Ehe man zur Modellzeichnung schreitet, setze man seine lebende Figur so, daß sie in der nach dem Entwurfe angegebenen Beleuchtung und dem richtigen Horizonte oder Augenpunkt, dem Alles im Bilde untergeordnet ist, sitze, stehe rc.; sonst sammelt man vergeblich die schönsten Zeichnungen; im Bilde, bei der Zusammenstellung, zeigt sich bald bodenlose Verwirrung, aus der sich nur ein schon kunstgeübter Maler gewandt zu ziehen weiß. Letzteres zeigt die Lehre der Perspektive, welche eine höchstnothwendige Hülfswissenschaft ist. Die besten Werke darüber sind Thibaut, Haindl in München und Andere, deren es viele in vortrefflicher Ausstattung mit bildlichen Beispielen gibt. In derselben Weise mit höchster Genauigkeit verfährt man mit den Umgebungen der Figuren, seien es Zimmer, Hallen oder Landschaften; alle müssen in Linien der Motive und Perspektive, in der Farbe und Behandlung nach den Figuren sich richten.

Gemalte Studien geschehen ebenso, besonders wenn Modelle es dem Künstler gestatten, sie mit ganzem Fleiße aufzufassen; dann gewährt ihm der Apparat, der bei der Landschaftmalerei anempfohlen ist, die größte Erleichterung; wie überhaupt die Genremaler mit den Landschaften ziemlich gleiche Grundsätze beobachten, nur daß zum Studium der Ersteren die Figuren und Thiere zur Hauptsache sich erheben; deßhalb findet man sie auch meistens in Gesellschaft auf dem Lande und in Städten bei einander, und was der Landschafter von dem belebten Genremaler für seine Staffagen benützt, erwirbt sich letzterer für die anziehende Umgebung seiner Figurenbilder.

Der Gedanke oder Inhalt eines Genrebildes soll als ein gefühltes Ganzes aus der Phantasie entsprungen sein, wenn er sich gleichwohl auf Erlebnisse, Erzählungen oder darauf fortschreitende Combinationen stützt; nur dadurch ist Gesammteindruck und tieferer Zusammenhang möglich. Sehr großen Mangel an Talent oder gutem Willen zeigt es, aus zufälligen, wenn auch charakteristischen Figurenstudien im Einzelnen oder deren Zusammensetzung Kunstwerke bilden zu wollen; hierin ist der Grund der Erscheinung so vieler sentimentaler Schmachtfiguren gelegen, denen durch den ausschließlichen Ausdruck des Auges, ohne sonst viele Mühe, und in nur abwechselnden Geschlechts-, Alters-, Standes- oder Costüm-Verhältnissen, anziehendes Interesse verliehen, und der Sinn wie der Geschmack für die Kunst ungemein verdorben wird. In diese Kategorie gehören die unzähligen betenden Gruppen, sehnenden Ritterfräulein und Bauernmädchen, Bereuenden und Trauernden rc., die größtentheils von dem Phlegma der Künstler ihre Ableitung fanden; doch gibt es hinwiederum sehr schöne Gemälde dieser Art, die dem Zartgefühle talentvoller Künstler direkt entflammen; daß davon hier abgesehen sei, versteht sich wohl von selbst, und wird dieser sehr wohlgemeinte Rath für junge Kunstfreunde von jenen nicht mißdeutet werden, denen vaterländische Erinnerungen und Sympathien zeitweise derartige Ausdrücke innigster Empfindung hervordrängen.

Sobald der junge Genremaler auf Reisen geht, ganz in derselben Weise ausgerüstet, wie der Landschafter, ist ein Taschenskizzenbuch der angelegentlichste Theil seiner Ausstattung; er hat es allzeit zur Hand; beim Ausruhen, Einkehren zum Mittagsmahl und dem Uebernachten zeigen sich unzählige Dinge, die er sich sammelt, indem er sie in sein Skizzenbuch aufnimmt; seinem Gedächtnisse soll er dabei nicht das Geringste zumuthen, Alles muß er gleichsam „schwarz auf Weiß" mit nach Hause bringen; denn es gibt nichts in der Natur, was er nicht brauchen könnte. Wenn der Aufenthalt auch von ganz kurzer Dauer ist, das darf nicht abhalten, von Figuren, Geräthschaften, Thieren, Häusergruppen mit der Umgebung, wenn auch nur Umrisse zu erlangen; auch diese, wenn sie mit einigem Talente hingeworfen sind, erweisen sich ungemein nützlich; denn die Formen selbst der einfachsten

Digitized by Google

Dinge sind meist, wenn auch nur an einzelnen Stellen derselben, so launig und eigenthümlich, daß das beste Gedächtniß nicht ausreicht, Alles zu behalten. Aus dieser Ursache sind Fußreisen innerhalb der malerischen Gegenden durchaus nothwendig, feste vorgesetzte Tagereisen nicht rathsam, weil der Zeichner da halten soll, wo er Schönes sieht, welches zu finden doch wohl der Zweck seiner Reise ist. Vorsätze, später einmal wieder dahin zu kommen, gehen selten in Erfüllung, und die augenblickliche gute Stimmung für gewisse Schönheiten, welche die wirkliche Gewährleistuug des Gelingens ist, kehrt meist nie wieder.

So sammelt sich demnach der junge Kunstfreund viele brauchbare Zeichnungen, bis er an den eigentlichen Stationsorten für Künstler seines Faches angekommen ist; hier sucht er seine bestimmten Studien, wie die Skizzen, welche er mitbringt oder die er an Ort und Stelle macht, es erheischen, und verfährt so wie im Eingange beschrieben ist.

Zur neuesten Lirik.

(Fortsetzung.)

Gedichte von Bauernfeld. Leipzig b. Brockhaus.

Nähern Bezug auf die Gegenwart hat Bauernfeld. Er genoß als vormärzlicher Liberaler den ehrenvollen Ruf einer unabhängigen Gesinnung und hat sich durch mehrere Lustspiele die Anerkennung und den Dank des Publikums erworben. Möge man nun seine Stellung als Theaterdichter in der Literatur auf was immer für eine Weise bestimmen, seine Gedichte, wir sagen es nicht ohne Bedauern, werden schwerlich seine Stirne mit dem erwünschten Lorbeer krönen. Ein ziemlicher Theil derselben ist so mittelmäßig nach Form und Inhalt, daß man sich wirklich über das geringe Maaß von Kritik wundern muß, welches der Dichter gegen seine Erzeugnisse übte. Namentlich gilt dieß von der Parthie, welche die Aufschrift trägt: Aus der Jugend. Man lese z. B. Folgendes:

Selbstanklage.

Wirthshaus — wir schämen uns —
Hat uns ergötzt;
Faulheit — wir grämen uns —
Hat uns geletzt.
Wir schlendern, wir springen
Im blühenden Thal:
Lachen und Singen
Ist unsre Moral.

oder:

Die Liebliche.

Wie hold ihr Lächeln!
Zephyre fächeln
Duftiger nimmer
Als ihres Mundes Hauch;
Und der Mund redet auch —
Das ist doch immer
Mehr als ein Zephyr kann;
Lobe mir Jedermann
Dies Frauenzimmer!

Wir fragen: was soll das sein? Für Scherz ist es zu albern, für Ernst zu leer, zu gehaltlos — eine gräuliche Poesie. Die meisten Gedichte Bauernfelds sind nicht frisch und frei aus dem Innern entsprungen, sondern Produkte der Reflexion. Daher fehlt es ihnen nur zu häufig an Originalität; der Dichter ahmt besonders Göthe nach, jedoch nicht Göthe den Jüngling, sondern den Greis, der im zweiten Theile des Faust orakelt. Auch der Einfluß Heines macht sich mitunter geltend, wie denn Bauernfeld in seinem poetischen Tagebuche selbst die offene Beichte ablegt:

„Bald ahmst du Göthe, bald Heine nach —
Was ist das für ein Geklimper!" —
Wir gehn so einer dem andern nach,
Wir sind eben alle Stümper.

Ich weiß nicht, ob dieses demüthige Selbstgeständniß die Manier des Wiener Poeten entschuldigt; daß er, was für ihn Geltung haben mag, als allgemeinen Satz und Gesetz für Alle ausspricht, wird ihn vor der Kritik gewiß nicht rechtfertigen. Das hier niedergelegte Urtheil wird Manchem zu herb erscheinen, wir hätten es nicht so gestellt, wenn Bauernfeld ein „Werdender" wäre, so sind aber der Kreis und die Art und Weise seines Schaffens bereits zu einem gewissen Abschluß gediehen, und da muß der Kritik ihr absolutes Recht vorbehalten bleiben. Uebrigens müssen wir, um billig zu sein, anführen, daß sich in dem weitläufigen Bande von 344 Seiten manche Perlen finden, sed

Apparent rari nantes in gurgite vasto.

Dahin zählen wir unter Anderen die Reichsversammlung der Thiere, ein köstliches Stück, welches wir gerne zum Nutzen und Frommen unserer Leser abdrucken möchten, wenn wir in dieser Zeit der Halbheit und des Truges nicht Mißdeutung befürchten müßten. Die Ehrenhaftigkeit der Gesinnung Bauernfelds, welcher übrigens eine gehörige Portion Leichtsinn, die nur zu sehr an das Capua der Geister gemahnt, beigemengt ist, spricht sich insbesondere in dem Gedichte „Altliberal" aus.

Seine Opposition gegen die faulen Zustände unserer jüngsten Vergangenheit, hat mehr von dem leichten Scherze des epikuräischen Horaz, als vom finstern mannhaften Ernste jener Stoiker, welche der langsamen Verwesung des römischen Volksthumes unter den Caesaren zusahen. Doch wir dürfen nicht vergessen, daß Bauernfeld im gemüthlichen Wien *seine* Verse schrieb. In der „Rhapsodie" wollte er sein Verhältniß zur Bühne, seine Gedanken darüber aussprechen, die Form dafür war zum Theile durch Platens Parabasen vorgezeichnet. Wir theilen ein Bruckstück daraus mit. Zum Schlusse geben wir dann noch das Gedicht: Der Satiriker.

Allen Dichtern aller Zeiten, deren Stirn ein Kranz umflicht,
Kam der Ruhm von ihrem Volke — allen, nur den Deutschen nicht;
Jede Bühn' entwuchs dem eignen Volksthum und der Gegenwart,
Nur die deutsche bringt Vergangnes, fremde Form und fremde Art.
Heitre Zeit der Griechenfeste, wo, die Dichterstirne heiß,
Sophokles, Euripides rang um des Tragos hohen Preis,
Wo das Volk des Schönen Richter, jeder Bürger fest und klar,
Wo der Ruhm des Vaterlandes der Gesänge Inhalt war,
Wollt ihr nimmer wiederkehren im erneuerten Gewand,
Wollt ihr nimmer euch erneuen in dem deutschen Vaterland?

Digitized by Google

Wie? Soll uns die Bühne gar nichts als ein Ort der Kurzweil sein?
Tretet ihr, wie sonst zum Whisttisch, gähnend ins Theater ein?
Doch ihr habt ein Recht zu gähnen, und der Dichter trägt die Schuld.
Der mit butterweichen Floskeln bettelt um der Menge Huld,
Der, statt tragischer Geschicke, sich in Sentiments ergießt,
Dessen Lippe von Gefühlen, von erlognen, überfließt;
Jener auch, der Pöbelwitz für Thaliens Spiele gibt,
Statt Humor zu bringen, nur das Zwerchfell zu erschüttern liebt:
Der in Bürgerhauses Jammer, in den Schuldthurm euch versetzt,
Der in faden Antichambern, in Salons die Muse hetzt;
Jener endlich, der die neuste Waare von der Seine Strand
In der Prosa Holter-Polter übersetzt dem Vaterland.
Nirgend Kraft und nirgend Mannheit, nur ein schlapper Knechtessinn,
Und Applaus von welken Händen schnöden Werkes Hochgewinn:
Pfui: Wem immer eine Ader echten Dichterblutes floß,
Möchte der den Tempelschändern sich verbinden als Genoß? —

Doch ich sehe zu schwarz, und Treffliche sind — nur leider längst schon vermodert —
Ja, Deutsche waren, in deren Brust die heilige Flamme gelodert:
Sie bauten der Kunst ein köstliches Haus mit mächtigschaffenden Händen,
Und ward auch der Bau nicht fertig sogleich, ihn sollten die Enkel vollenden;
Da erklang das Wort in herrlicher Kraft und in süßmelodischer Milde,
Und die Bretter beschritt ein ganzes Geschlecht urtüchtiger Lebensgebilde.
Wo sind sie nur hin? Was nöthigte sie, den Dunst der Lampen zu fliehen?
Man hat sie verjagt, doch Unsterblichen ziemt, vor Sterblichen nimmer zu fliehen.
Weh! Im Tempel erschallt' Unsinn, Rohelt und welscher Oper Geteiller,
Auch bellt' einst ein Hund — da flohet ihr fort, Unsterbliche: Goethe und Schiller!
Doch nein! Die Heroen besuchen uns noch an spärlichen Tagen des Jahres,
Nur nimmt die Menge gleichgültig auf, was sie Schönes bieten und Wahres.
Wo immer der Ernst, der würdige, fehlt, da kann auch der Scherz nicht gedeihen,
Und glaubt mir gewiß, nur echter Humor wird von übelm Humor euch befreien;
O, glaubt es nur mir, der Vieles versucht und unzählige Fehler begangen:
Nur männlicher Sinn und Schönheitsgefühl kann zum Tempel der Dichtung gelangen.
Doch wir Dichter sind ein gebrechliches Volk: wir lassen von euch uns belehren,
Und sollen wir Großes leisten, so müßt ihr Großes von uns auch begehren.
Bald verstummt ein Lied, dem der Hörer fehlt; und fodert der Hörer nur Kleines,
So schenken wir euch nur trübes Getränk statt der Flut goldfunkelnden Weines.
Drum bessert euch selbst und uns mit euch; habt große Zwecke vor Augen,
Weist ab das Schlechte, dann wird der Poet auch mehr, der bewegliche, taugen.
Eins hehl' ich euch nicht und künd'ge es frei; des Schauspiels innerstes Wesen
Ist Leben, ist Körper, ist Wirklichkeit, man schreibt kein Drama zum Lesen.
Doch daß die Bretter, nach Dichters Wort, die Welt, das Leben bedeuten,
Braucht's mehr als Tantièmen, es braucht eine Welt von tüchtigen Leuten.
Der deutsche Dichter, er braucht ein Volk, ein deutsches, mit kräftigem Sinne,
Das ein neues Leben sich gründe, und neu die Kunst aus dem Leben gewinne.

Satiriker.

Es schrieb der Dichter Archilochus
Eine Satire gar bitter;
Darüber hängte sich Einer auf —
Es war ein griechischer Ritter.

„Archilochus, herzloser Mann,“
So klagten des Ritters Genossen,
„Du hast des edeln Bürgers Tod
In deinem Griffel beschlossen.

„So Mancher strauchelt, so Mancher wankt —
Soll man denn gleich ihn schlachten?
Du Tadler vielleicht hast Fehler genug,
Du mußt dich nur selber betrachten.

„Und hast du welche, so sei nicht faul,
Die eigenen zu bekennen;
Und hast du keine, so halt' das Maul —
Du kannst dir's leicht verbrennen.“

Darauf der Dichter Archilochus
Zu des Ritters treuen Genossen —
Er wurde völlig sentimental,
Die Thränen herab ihm flossen —:

„O wackre Herrn, den reinen Wein
Habt ihr mir eingeschenket;
Ich sehe meine Fehler ein —
Schwer hab' ich den Ritter gekränket.

„Doch liegts einmal in meiner Natur,
Fremde Fehler aufzudecken;
Der Jagdhund folgt des Wildes Spur,
Und ist der Wildsäue Schrecken.

„Und ist die Sau sonst fromm und gut,
Und ihrer Familie theuer,
Ein Raubthier bleibt sie am Ende doch,
Bekennt's der Wahrheit zur Steuer.

„Zwar boshaft war mein Epigramm,
Doch habt ihr's gerne gelesen;
Jetzt klagt ihr um den edeln Mann,
Der Allen euch werth gewesen.

„Geendet ist sein Lebenslauf,
Ihr Freunde treu und bieder!
Und hängen sich meine Feinde auf,
Ich habe nichts dawider.“

(Fortsetzung folgt.)

Xenien an F . . . .

Ernst und Lächeln.

Zeige dem Manne dich kalt, voll Ernst voll Würde begegn' ihm!
Doch für das herrliche Weib halte dein Lächeln bereit.

Liebe.

Dunkles Geheimniß der Liebe! wie deut' ich dich? Als das Verlangen,
Daß man den Schleier erhebt, der das Geheimniß verhüllt.

Irdische Bande.

Seltsame Bande verknüpfen und einen die Menschen auf Erden:
Geist'ge Verschiedenheit bindet wie Simpathie.

Erkenntniß.

In der Liebe erkennen die Seelen sich, weil sie sich lieben,
Und in der Freundschaft liebt man sich, weil man sich kennt.

Ruhm.

Wohl schafft Liebe zum Ruhm die großen und ewigen Helden,
Aber Verachtung des Ruhms schaffet als Menschen dich groß.

Der Dichter der Parallelen.

Digitized by Google

Literatur.

Das Nibelungenlied als Volksbuch. In neuer Verdeutschung von H. Beta. Berlin. Vereinsbuchhandlung.

Das großartigste Epos des Mittelalters, das Lied von den Nibelungen, hat mehr und mehr Anerkennung auch außerhalb der Kreisen der Gelehrten, die es als Objekt ihrer Forschung betrachten, erlangt und dadurch in der letzten Zeit mannigfach auf den deutschen Volksgeist eingewirkt. Verschiedene Bearbeitungen sind erschienen und für den großen Beifall, welchen die Nibelungen fanden, spricht die weite Verbreitung derselben, erlebte ja doch die Verballhornung durch Hinsberg mehrere Auflagen! Die Ausgabe, deren Titel obenansteht, verdient den bessern beigezählt zu werden, wenn sie auch nicht den hohen Werth der Uebersetzung Simrocks hat. „Die vorliegende Erneuung ist, um die Worte van der Hagens, der eine Vorrede dazu schrieb, anzuführen, in dem Sinne verfaßt, in welchem schon Büsching das Lied der Nibelungen umgesungen hat, d. h. mit Hinwegräumung alles durch Alterthümlichkeit dem glatten Verständnisse Anstößigen und mit durchgängiger Modernisirung, bei sonst Schritt für Schritt und Stanze für Stanze der Urschrift folgenden Darstellung.“ Die beigefügten Holzschnitte sind nicht immer gelungen, Druck und Ausstattung erscheinen anständig.

Korrespondenz.

Alpbach, Ende September.

P. M. Es mag vielleicht als ein spanisches Unternehmen erscheinen, aus diesem Seitenthale des Untrelandes eine Korrespondenz in ein belletristisches Blatt zu schreiben, zumal mancher welthistorische Platz für Zeitungsnachrichten eine dürre Heide ist. Allerdings könnt ich in **Politicis** — und mit derlei Waare befaßt sich Ihr Blatt ja überhaupt nicht — weder großartige noch geringfügige Dinge berichten. Die hiesigen Bauern haben noch gesunden Sinn genug um das Politisiren ins Blaue hinein den Philisterseelen zu überlassen. Nur hie und da eine kräftige Aeußerung deutet darauf hin, daß sie in Erwartung der Dinge, die da als neue Verfassung kommen werden, eben nicht gleichgiltig sind. Sonst beschäftiget man sich angelegentlichst mit dem Einheimsen der Feldfrüchte, im äußern Theile des Thales sind sie schon unter Dach. Aecker und Wiesen haben dadurch ein ziemlich ödes Ansehen gewonnen; doch biethet die Natur noch die letzte Kraft auf, um den Boden mit einem frischen Grün zu schmücken. Dieses dient dann den Kühen noch zur Weide, welche bald von der Alm zu Thal fahren. Die meisten Senner haben schon die „Schopwoche“ begonnen, so heißen sie die letzten acht Tage ihres Almlebens. Da ist von einer bedeutenderen Aebeit keine Rede mehe, sehr viele wissen auch, als ihre eigenen Speisekünstler, gegen den allenfallsigen Wahn der Heimat, als hätten sie wie fastende Einsiedler in der Wüste gelebt, noch hinlängliche Vorsorge zu treffen. Und damit das „Ende gut, Alles gut“ in seiner Giltigkeit bleibe, wird auch eine „Gennacht“ nicht vergessen. Es ist dieß eine Art Abschiedsfeierlichkeit. Meheere Aelpler kommen in irgend einer Sennhütte zusammen, wo bei Braten, Melchermus, Schnaps &c. eine Nacht durchgeplaudert und der ganze Sommer mit all seinen Feruden nochmals in frohe Erinnerung gebracht wird. So das Valet auf der Alm!

Kein Wunder wenn ein weiches Seelchen bis zu Thränen sentimental würde, da es mit dem lustigen sangvollen Leben auf den Bergen zugleich alle übrige Poesie des Sommers von der kalten nebligen Prosa des Herbstes verdrängt sieht. Doch wir andern, mindee thränenreichen, gedenken mit der schönen Hoffnung auf den künftigen Frühling und Sommer trockenen Auges den trüben Herbst und frostigen Winter hindurchzukommen. Und wenn auch die Landschaft einen ziemlich elegischen Ton angenommen hat, so fühlt man sich doch noch an sonnigen Tagen. von denen jetzt leider das Virgilische **rari in gurgite nantes** in vollstem Maße gilt zu einem weiteren Ausfluge angelockt. Wer am letzten Sonntag mit mir auf dem „Gradlkopf“ gewesen wäre, der hätte ganz gewiß ein großes Vergnügen genossen' Nach dem Vormittagsgottesdienst macht ich mich auf den Weg. So freundlich ist der Steig, auf dem man hinanklimmt, freilich nicht mehe, wie vor ein paar Monaten. Damals winkten einem bei jedem Scheitte die Alpenrosen in ihree rothen Pracht, auch die übrige Gebirgsflora prangte in vollster Frische. Jetzt ist fast alles abgestorben; nur hie und da eine herbstliche Gentiane, deeen blaue Glöcklein vom Winde geschaukelt wurden. Doch als ich das Ziel erreicht hatte, welch eine Fernsicht! Von Innsbruck bis ins Valerland lag das Innthal offen zu meinen Füßen. Ringsum ein Wall starree Gebiege, von denen ich nue die entlegensten, den Großglockner, Großvenediger und die Oetzthaler Fernee nenne. Ich zweifle, ob weiland Herr Satanas, der doch allgemein für einen sehe pfiffigen Mann gilt, einen günstigeeen Höhepunkt auszuspioniren vermochte, als er Christus durch die Veesprechung schöner Länder versuchte. Allein gerade während ich von dem argen Verführer spreche, merk ich, daß der schallhafte Wicht auch mich von meinem Wege abgeleitet hat: ich bin in eine Schilderung des Herbstes und der Rundschau auf dem Gradlkopf hineingarathen und wollte eigentlich nur über einen alten Beauch berichten, nämlich über das „Brauteinläuten.“ Ich will mich kurz fassen.

Es ist hier gewöhnlich, daß alles Heu und Getreide von den Mannsleuten in die Scheune getragen wird. Durch die Lage des Bodens wäre dieß eben nicht duechweg bedingt, allein man scheint den Volksspruch, daß man keinen alten Brauch abbringen und keinen neuen aufbringen soll, bezüglich der Oekonomie für besonders heilig und unverletzlich zu halten. So ein Bündel nun, das auf keäftigen Atlasschultern unter Dach gebracht wird, heißt ein „Faschtl“ und ist mittelst einer „Ferkl“ und eines Strickes zusammengeschnürt. Die Ableitung dieser Volksausdrücke vom lateinischen **Fasciculum** und **Ferculum** dürfte nicht sehr gesucht sein, doch davon nichts weiter: ich werde mir ein anderes Mal erlauben, auf Redeweise, Sprüche und einzelne Worte, die sich aus dem Altdeutschen oder Mittelhochdeutschen c. erhalten haben, eines weiteren zurückkommen.

Wen es denn trifft, das letzte „Faschtl“ einzuteagen, der „hat die Beaut gekriegt.“ Wie es denn gewöhnlich ist, daß man seine Auserwählte unter Sing und Sang heimführe, so wird auch Einem, der sich die Roggen- oder Weizenbraut erworben hat, was freilich oft auch einem Mädel zu Theil wird, das lieber selbst Braut wäre, möglichste Ehee erwiesen. Alle Leute, die gerade Zeit haben, gehen mit Kuhglocken und Almschellen entgegen, und Jemand bringt dem Beautträger auf einem Teller Schnaps, Butterbrod und Honig &c. zur Eequickung. Dann geht der ganze Zug unter beständigem Geläute heimzu; wenn man in die Nähe des Hauses gelangt, muß auch die Essenglocke zum frohen Willkomm ertönen. Daß es dabei an den buntesten Scherzen und spaßhaftesten Scenen oft nicht fehlt, läßt sich denken.

Ich könnte noch Manches über die „Brechlerinnen“ beifügen, wie man jene Weibsleute heißt, die um diese Zeit Flachs und Hanf rösten und brechen. Allein eine getreue Schilderung dieses Völkleins dürfte die Vermuthung heebeiführen, als hab ich die nächsten Verwandten der Eumeniden heraufbeschworen. Es soll daher die Bemerkung genügen, daß auch hiee einige Poesie nicht fehle. Geht bei einer „Brechelstube“ ein frischer Alpbacher vorbei, so erkundigt er sich in Reimen nach dem „Brechelbuschen“ — ein Ausdruck, für den der eigentliche Begriff ein bischen ins Unklare gekommen ist. Man bezeichnet damit den neugebrochenen Flachs oder macht auch eine leise Anspielung auf die großen Nudeln, die bei dieser strengen Arbeit erforderlich sind. Eine von diesen Anreden möge hier stehen:

Grüß Enk Gott, Brechlerinnen all!
Mit der hölzernen Schnall,
Mit dem hölzernen Schwert,
Ist heuer der Haar besser, als fert?

Die Antwort darauf heißt:

Weiß wie a Kreid'n,
Lind wie a Seid'n,
Lang wie a Schiffseil —
Heuer ist uns der Haar gar nicht feil — —

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 30 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 41. Innsbruck, 9. Oktober 1852.

Die Bettlerin.

Als Bettlermädchen möcht' ich vor ihm stehen,
Dort bei den Pappeln geht er ein und aus;
Und säh' er meiner Blicke stummes Flehen,
Gewiß, er lüde freundlich mich in's Haus.

In seinem Hause möcht' als Magd ich wohnen,
Der ärmsten Magd an Dienst und Plage gleich!
Ein Blick von ihm, wie sollt' er mich belohnen,
Ein Gruß von ihm, wie wär' der Tag so reich!

Als Bettlermädchen möcht' ich vor ihn treten —
Und gleich der Fürstin steh' ich reich geschmückt;
Wie oft die Blicke weich und innig flehten,
Noch hat kein Gruß des Stolzen mich beglückt.

Stånd' ich am Meer, in seine grauen Tiefen
Würf' ich die Perlen; in der Nebel Schoos,
Wo sie so lang des Todes Schlummer schliefen,
Ruht weiter — Ring und Kette löst' ich los,

Und Alles, Alles würf ich in die Wogen
Und arm und elend tret' ich vor ihn hin —
Er aber, ruh'nd in seiner Laube Bogen,
Er spräche sanft: Komm, arme Bettlerin!

Von seinem Weine gäb' er mir zu trinken,
Er bräch' ein Stück von seinem eignen Brod —
Auf's Brod des Mitleids würden Thränen sinken
Und Thränen träufeln in des Bechers Roth.

Als Bettlermädchen möcht' ich vor ihm stehen,
Er nähm mich schützend in sein grünes Haus —
Den stillsten Wunsch im Blick schon zu erspähen,
Wie füllt es schön der Liebe Leben aus!

Beim Eingang wollt' ich segnend ihn empfangen,
Beim Ausgang folgt' ein stiller Segen nach;
Des Liebsten Stüblein, lieblich sollt' es prangen
Im Schmuck, den ich auf Flur und Hügel brach.

In Schlummer sollt' ihn lullen Lied' und Weise,
Ein Lied ihn wecken bei der Frühe Schein —
Und spräch' er nur ein Wort zu meinem Preise,
Der ganze, ganze Himmel wäre mein!

Alex. Kaufmann.

Der schwarze See.

Karpathen-Märchen von Rud. Gr. Waldburg.

(Schluß.)

Mein liebes Vaterland!
A. P.

Das blendende Licht der Oberwelt konnte Irins Auge nicht schauen. Mit geschlossenen Augen blieb er eine Weile am Ufer liegen, bis er sie der hellen Sonne aufzuschließen vermochte. Wie so ganz anders war ihm jetzt zu Muthe. Jedes säuselnde Lüftchen der Oberwelt that ihm wehe. Endlich erwehrte er sich mit Mühe der krampfhaften Aufregung, und ging den schlängelnden Pfad des Thales dahin. Der muntere Irin, der so gerne im traulichen Kreise geweilt, fürchtete jetzt Menschennähe.

Fremd kamen dem Verbannten die blauen heimatlichen Berge vor; ihn beschlich ein eigenes Gefühl, das so lang entbehrter Heimat. Die Zeit war ihren Weg gegangen. Riesige Bäume standen an der Stelle, wo er einst zwischen Birken- und Fichtensträuchen der Heerde nachgegangen, nur der Waldbach schäumte noch nach alter Weise aus felsigem Geklüfte hervor. Der Beklemmung konnte sich Irin nicht entschlagen, als er dem heimatlichen Dorfe nahe kam. Den Wald, der dicht bis an die väterliche Hütte sich hinzog, fand er jetzt gelichtet. Das Elternhaus war ganz umgestaltet, und aus den russigen Essen stieg ein dicker Qualm hervor. Hie und da lagen Aschenhaufen, und ein sonderbares, ihm fremdes Dröhnen und Stampfen schlug an sein Ohr. Er glaubte zu träumen. Was ihn jetzt umgab, nahm er für ein Bild der Zerstörung; denn eine Schmiedestätte hatte er noch nie gesehen. Mit zerrissenem Herzen trat er an einen Ambos, um den ein Arbeiter emsig beschäftiget war, und fragte nach seinen Eltern. Mit weitaufgerissenen Augen glotzte ihn der Cyklope an, ihn kurz abfertigend.

Irin hatte ihn aber verstanden. „Todt!“ rief er und sank zu Boden. „Allein also auf weiter Welt! Niemand, dessen Herz warm mir schlüge, dessen Thränen sich mit den meinen einen würden! Aus der einzigen Friedensstätte, dem Wasserreiche, durch einen verhängnißvollen Augenblick verstoßen. So weit Gottes Sonne scheint, will ich wandeln, und suchen nach den drei Perlen.“

Den heimatlichen Bergen kehrte jetzt Irin den Rücken und begab sich nach dem Flachlande. Sein Suchen war vergeblich. Er sah jetzt ein, daß in den Thränen dem Menschen die größte Zweideutigkeit gegeben. Jedem Schmerz folgte er

Digitized by Google

auf der Ferse. Kinder sah er am Sarge der Eltern weinen, Mütter am Grabe des einzigen, hoffnungsvollen Sohnes; Thränen, die Liebesschmerz und die Folter der Entsagung erpreßt, doch keine wollte zur Perle werden. Immer lag im Hinterhalte Selbstsucht oder Eigennutz.

Ein Jahr war um, ohne daß Irin seinem Ziele näher gerückt. Der letzte Hoffnungsfunke war erlöscht. Für ihn schien keine Freude mehr erblühen zu wollen. Solchen Schmerz fühlend ging er müden Schrittes durch einen Wald. Die ganze Umgebung hatte den Anstrich der Trauer. Aus träumerischem Nachsinnen rief ihn eine Stimme wach. Nicht ohne Furcht erblickte er hinter sich einen Ritter, ganz in Eisen gewaffnet, auf schwarzem Streitrosse auf ihn zureiten. „Wohin des Weges?“ wurde Irin gefragt. Er gab keine Antwort, denn er wußte es selbst nicht, und so zogen sie eine Weile schweigend neben einander hin.

Endlich unterbrach Irin das Schweigen. „Ihr scheint ermüdet; ihr habt wohl einen weiten Weg gemacht?“ fragte er den Reiter an.

„Von jenseitigen Bergen komme ich, die tief, tief im Westen liegen.“

„Was bewog euch, Herr, eine so beschwerliche Reise zu unternehmen aus so fernen Landen?“

„Deine Harmlosigkeit kann meinen Schmerz in seiner ganzen Größe nicht erfassen. — K*** ist mein Name. Unter dem Drucke der Herrschaft zweier Brüder erlag fast mein Heimatland. Mein Herz blutete; ich konnte nicht länger müßig zusehen, dem grausamen Spiel, so getrieben wurde. Die Tirannen begannen mir nachzustellen, und so ließ ich ein geliebtes Weib und Alles, was einen Sterblichen beglücken kann, heim in den Bergen und suchte auf der Flucht Heil und Zufriedenheit.“ Des Ritters Antlitz umdüsterte sich; er schwieg. Der untergehenden Sonne kehrte er seinen feurigen Blick zu: „Königin des Tages!“ rief er, „breite deinen hehrsten Glanz über die klaren Ströme, über die grünen Wälder, und die stolzen Berge des Vaterlandes. Leuchte tröstend meinen Brüdern; o daß ich für sie das Schwert ziehen könnte!“ In seinem Auge glänzte eine Thräne und rollte die gebleichte Wange herab. Mit Rührung betrachtete Irin den Ritter. In den Sand hinab fiel eine Thräne und — leuchtete als Perle. Hastig hob Irin die Perle auf, küßte sie mit Wärme und legte den Schatz an sein Herz.

Durch Harmonie der Meinung und der Jahre,
Durch gleichen Zwang erzürnt, gehorchten sie
Den Wallungen der Leidenschaft so dreister.

Schiller.

Im ungetrübten Scheine der Morgensonne erglänzten die Thürme von Krakau. Friedlich durchschlängelte die Weichsel die Felder und feierliche Stille hatte sich auf die ganze Landschaft gelagert. Scharfen Kontrast zeigte aber die nahe Umgebung der Stadt selbst. Gestalten, Verstörtheit im Angesichte, wimmelten auf den Straßen. Irin aber schritt frohen Muthes der Stadt zu; die Menge sah ihn mit Verwunderung an. Der Stadtmauer schon nahe gekommen, ruft ihm ein Schreckensgesicht zu: „Entflieh', Unglückseliger! Was führt dich jetzt zu der Marterstelle? Willst du dem Tode in den Schuß rennen?“

„Haus't denn der Tod in dieser Stadt?“

„Nun ja! die Pest hält hier reiche Aernte. Wen die Beine zur Flucht nicht behelfen wollen, der erliegt den Streichen des Würgengels. Wenn dir dein Leben lieb und irgendwo eine Freude dir blüht, mache dich eiligst von hinnen.“

Der Fremde berichtete es ihm und ging eilends fort. „Schmerz, gerechten Schmerz,“ dachte jetzt Irin, „werde ich hier finden und Thränen, die ohne Eigennutz er vergießet.“ Unbesorgt wandelte er daher in die Stadt. Eben fuhr ein Karren, voll beladen mit Leichen. Er ging aber weiter. Alle Gassen waren öde und menschenleer. Alles Leben schien ausgelebt zu haben. Hie und da nur wurde geseufzt auf hoffnungslosem Krankenbette, was einzig zu Irins Ohren drang.

Tief in die Stadt zu pilgern hatte Irin nicht rechte Lust. In eine elende Hütte, die dem Stadtthore nahe lag, trat er. Auf halbverfaultem Strohlager sah er hier drei Kinder niedergestreckt, Blüthen, die der Tod vor der Zeit gepflückt. Wehmuth erfaßte sein Herz und er konnte seinen Thränen nicht gebiethen. In diesem Augenblicke knarrte die Hausthüre und herein trat — ein Mädchen, den vollgemachten Korb am niedlichen Arme, woraus sie Früchte hervorlangte, und solche dem Vater und der Mutter der entschlafenen Kinder reichte. Trost floß aus dem Munde des Mädchens, das vielmehr ein Engel zu sein schien. Mit der Versicherung baldigst wieder zu kommen, schickte sie sich an, die Hütte des Elends zu verlassen. Nahe schon der Thüre blickte sie himmelauf. Eine Thräne rollte die Frühlingswange herab, fiel zu Boden und — ward zur Perle. Wie groß war die Freude Irins, dem Ziele näher sich zu wissen! Hochauf schlug sein Herz und sein Inneres konnte sich einer wohlthuenden Erregung nicht erwehren.

„Jungfrau,“ fragte er, „die ihr einem Bothen der seligen Gefilde gleichet, wer seid ihr?“

„Eine Waise, der die Pest Alles, Vater und Mutter hinweggerafft. Die reiche Habe, die sich zu dem Schmerz und die Dahingeschiedenen gesellt, soll Linderung sein so Manchem in Stunden der Verzweiflung.“

Das Engelskind trat aus der Hütte. Irin folgte ihr ungesehen bis ins stille Elternhaus. Hier bemerkt von der lieblichen Gestalt konnte er den Bitten des Mädchens sein Ohr nicht verschließen und trat in den reichen Palast. Wie es ihm bisher ergangen, was er erlebt, erzählte jetzt Irin, und erfreute sich auf holdeste Weise ihrer herzlichen Theilnahme an seinem widrigen Geschicke. An der Seite der Huldgestalt hatte jetzt Irin vollauf zu thun. Trost und Hülfe hatte die bedrängte Stadt von Nöthen, in welchem Dienste er seiner Wirthin willig und mit Freuden nachkam.

Des unerbittlichen Schnitters Sense ward endlich abgestumpft und Vergnügen, traulich gepaart mit Herzensruhe, sprach aller Orte ein. Jetzt war es Zeit, daß Irin weiter pilgern und die dritte Perle aufsuchen sollte; allein — sein Herz belebten Gefühle, die er bisher noch nie gekannt, sein Glücksstern war wieder in hehrer Lohe aufgegangen. Fragend blickte er Maria, seine Wirthin, an und erspähete in ihres Herzens Tiefe, daß es für ein beglückendes „Ja“ schlage.

„Weg mit dem Wanderstabe,“ rief er, „an den sich Zweifel um Zweifel mit all seinen Schrecken klammern. Die kalte Tiefe des Wasserreiches mag ich nimmermehr durchwandeln.

Digitized by Google

Die Wirren und Leiden am hehren Sonnenlicht der Oberwelt wägen mir reichlich auf die allmälig abtödtende Ruhe der Wasserreiche, geschweige, da noch Maria mir nicht abhold.«

Im süßen Wonnerausch fiel ihm Maria um den Hals und dankte ihm mit einem Blicke, der Freude strahlte.

Die Hochzeitfackeln erhellten den weiten Pallast feierlich. Zahlreiche Gäste fanden sich ein, und schauten mit Verwunderung zwei Perlen in Marias Halsschmuck, die an Irins Seite den Saal durchschritt.

Die Weibertreue.

Ungefähr eine Wegstunde von Heilbronn entfernt in einem eben so reizenden als weinreichen Thale, liegt das kleine, aber nette Städtchen Weinsberg mit seinen einfachen und gemüthlichen Einwohnern, welche dem Reichthum wie der Armuth gleich weit entfernt sind. Hat man seine gekrümmte Hauptstraße durchwandert, so findet man links einen bequemen Pfad, der sich sanft zu den Ruinen des Schlosses Weibertreue erhebt, ein Name, den es für seinen frühern »Weinsberg« angenommen hatte; dieser wurde später auf die Stadt übertragen, die zur Zeit unserer Begebenheit aller Wahrscheinlichkeit nach gar noch nicht existirt hatte. Vielleicht waren am Fuße des Schloßberges einige Hütten gebaut, wie das sehr oft der Fall gewesen ist, die dann an Ausdehnung und Stärke zugenommen haben.

Kaiser Konrad III. aus dem ruhmwürdigen Geschlechte der Hohenstaufen, der so viele Feinde so siegreich bekämpfte, lag mit Heinrich dem Welfen, Herzog von Baiern, der eine bedeutende Macht ihm entgegenstellen konnte, im Streite. Plötzlich zog der Kaiser mit einem gewaltigen Heere im Jahre 1140 vor Weinsberg und versetzte die Festung in eine hartnäckige Belagerung, welche sich um so mehr in die Länge zog, da die Eingeschlossenen vom Baiernherzog Entsatz erwarteten. Allein der blieb aus und ihnen blieb nichts anderes übrig, als sich bis auf den letzten Hauch zu wehren, und in Gottesnamen mit den Waffen in der Faust zu fallen; der Kaiser Konrad war dafür bekannt, der Besatzung eines eingenommenen Platzes keine Verzeihung zu gewähren.

Die Lage war einer Vertheidigung sehr günstig, stellte den Belagerern viele Schwierigkeiten entgegen, erlaubte den Belagerten verdeckte Ausfälle und machte es ihnen möglich, sich mit Lebensmitteln zu versehen. Der Kaiser setzte alles daran, den Kampf zu seinem Ende zu führen, theils weil er besorgte, Heinrich könnte gegen ihn heranrücken, theils um sich gegen andere Feinde zu wenden. Sturm auf Sturm erfolgte von Konrad, wie von seinem Bruder persönlich ausgeführt, aber jedesmal wurde der Angriff eben so muthig zurückgeschlagen, als er unternommen war. Die Belagerten stürzten große Felsblöcke auf die Angreifenden, warfen Feuerbrände und geschmolzenes Pech unter sie, so daß dieselben in Verwirrung gebracht wurden. Nicht allein, daß Frauen und Jungfrauen den Streitenden Pfeile bereiteten, ihnen Steine und Pech zutrugen, die Verwundeten pflegten, sie kämpften auch mit den Waffen in der Hand an ihrer Seite, und nicht bloß auf den Mauern, halb bedeckt von den Brustwehren, sie zogen mit hinaus zu den nächtlichen Ausfällen, welche dem Feinde oft beträchtlichen Schaden brachten.

Allein der Entsatz, auf welchen die Belagerten so sehnlich gehofft, blieb aus, und in manchem Herzen kehrte die Verzweiflung ein. Die Wege, auf denen sie sich Lebensmittel verschafft, waren abgeschnitten und bleiche Gesichter, ausgehungerte, kraftlose Körper sah man auf den Wällen erscheinen, statt todesmuthiger Entschlossenheit banges Zagen im Herzen. Die nächtlichen Ausfälle geschahen seltener, weil von den Tageskämpfen die Streiter zu ermüdet waren. Sie sahen ihr trauriges Ende mit schnellen Schritten herannahen, aber nicht Einer dachte an Uebergabe; die Helden kannten kein ehrenvolleres Lebensende, als das auf dem Schlachtfelde, kein schöneres Monument, als die Thräne ihres dankbaren Vaterlandes.

In einer Nacht wurde noch muthig gekämpft, und wäre das tapfere Häuflein nicht zu klein gewesen, es hätte die Freiheit und den Lorbeer sich selbst errungen. Die Uebermacht siegte, sie kehrten heim und beschlossen, jetzt nur mehr die Stürme abzuschlagen, so gut es gehen wolle, und dann möge geschehen, was Gott in seiner Weisheit beschlossen. Aber kaum war der Morgen hell und freundlich angebrochen in strahlender Schöne und verkündete den Menschen den Frieden der Natur, als vor den Mauern Trompetenstöße ertönten, doch zeigten sie nicht von kriegerischer Gesinnung; sie begleiteten einen Herold, der mit weißer Fahne erschien, und in den großen Versammlungssaal geführt wurde. Der Kaiser, welcher das muthvolle Beginnen der Frauen gesehen, war von hoher Achtung gegen sie erfüllt, doch konnte dieser den Grimm nicht bezähmen, der wegen langen Widerstandes, den er hier gefunden, in seinem Herzen wühlte. Neue Krieger waren angekommen, die Schloßmauern waren hie und dort in Schutt gesunken, also für die Belagerten kein anderes Ende, als der Tod. Das stellte ihnen der Herold vor, allein sie wußten es selbst sehr lange, doch ein Vorschlag des ritterlichen Hohenstaufen war ihnen fremd. Die Frauen sollten aus der Festung ziehen und mitnehmen was ihnen das Liebste wäre und sie tragen könnten. Die Frauen, welche durch ihren Muth, durch ihre Ausdauer sich das Recht errungen hatten, im Kreise der Männer berathend zu stehen, diese wollten den Herold mit Schimpf zurück an seinen Herrn senden. Allein die Männer beschworen sie den Vorschlag anzunehmen, der Platz sei nicht länger mehr zu halten, und sie würden freudiger dem Tode entgegen gehen, wüßten sie, daß nicht ihre Theueren denselben mit erleiden müssen.

Nach langem Hin- und Widerreden schlug sich eine Frau auf die Seite der Männer und beredete auch die Uebrigen den Antrag anzunehmen. Um Mittag sollte der Einzug geschehen, die Frauen nach Heilbronn gebracht werden, und dann sollte der erneuerte Sturm beginnen.

Konrad ließ sein ganzes Heer sich vor der Feste aufstellen, alle Fahnen entfalten, und befahl die Heldinnen mit kriegerischer Musik zu empfangen. Endlich öffneten sich die so lang verschlossenen Thore, und in Trauerkleidern traten sie aus denselben. Aber wie waren sie beladen? Nicht Gold oder Edelsteine oder sonstige Reichthümer, sie trugen was ihnen das Liebste war — ihre Männer. — Witwen halfen ihren

Digitized by Google

Freundinnen, söhnelose Mütter ihren Töchtern, die den Bräutigam trugen, und so kam die kleine Schaar den Berg herab, Bangigkeit im Herzen, ob der Kaiser es werde gelten lassen. Die Belagerer schwenkten ihre Fahnen und grüßten jauchzend die Treuen, denn mancher Krieger dachte an die Hausfrau daheim, mancher an seine Braut und wünschte, sie möchte dieses schöne Beispiel der Liebe mit ansehen. Der Kaiser selbst war tief gerührt und entschlossen den Helden freien Abzug zu gewähren und durch Gnadengeschenke sie zu ehren. Nur sein Bruder meinte, es wäre Unrecht, denn sie hätten den Antrag umgangen, da unter ihrem „Liebsten" nicht ihre Männer verstanden gewesen. Konrad aber sprach: „An dem Worte eines Mannes soll nicht gedeutelt werden, um so weniger in dem eines Herrschers."

Also führte sie ihre List zum gewünschten Ziele, die Treue, welche sie ihren Männern bewahrt, reichte ihnen den schönsten Siegeskranz.

Diese Begebenheit pflanzte sich im Munde des Volkes fort bis auf unsere Tage, obwohl sie von den Historikern bezweifelt wird, da keine sichere Nachrichten von derselben vorhanden sind, und sie also alle Zeitgenossen verschwiegen hätten. Erst Jahrhunderte später finden sich die ersten Nachrichten. Dafür aber hat Kunst und Poesie diesen Stoff in ihr Bereich gezogen, und ihn, vielfach bearbeitet und gestaltet, der Vergessenheit entzogen. In Gemälden und Liedern lebt es fort, und erfreut das glühende Herz. Am meisten bekannt ist die Ballade von Bürger: „Die Weiber von Weinsberg," obwohl sie leider in einem unwürdigen Tone geschrieben ist. Mehr bekannt verdiente Al. Bruckmanns Gemälde zu sein, das in schöner Auffassung und Anordnung der Gruppen das ausgezeichnete Talent seines Meisters beurkundet.

(Schluß folgt.)

Gesammelte Werke des Grafen August von Platen.

6. und 7. Band. Leipzig. Verlag von Dyk.

Unter dieser Aufschrift hat der bekannte Gelehrte Johannes Minckwitz den poetischen und literarischen Nachlaß Platens der Oeffentlichkeit übergeben, und damit wesentlich die fünf Bände ergänzt, welche Cotta drucken ließ. Wir sagen wesentlich, denn Cotta hat Platens Polenlieder nicht aufgenommen und doch gehören diese zum schönsten, was die Muse des großen Dichters geschaffen! Auch den ersten dramatischen Versuch Platens „Marats Tod" hat Minckwitz mitgetheilt, und uns dadurch einen Einblick in die Entwicklung dieses Genius verschafft. Daran schließen sich einige prosaische Fragmente und dann der Briefwechsel mit Fugger, Schwab, den Eltern; Minckwitz, Schelling, den Brüdern Frizzoni, bei welchen der Dichter, der sich aus dem undankbaren Deutschland selbst verbannte, freundliche Aufnahme gefunden. Dieser Briefwechsel ist ungemein reich an feinen Bemerkungen und geistvollen Urtheilen, er zeigt uns den hohen Ernst von Platens Streben, das uns stets ein Vorbild bleiben möge. Wir sehen all die Hindernisse, welche die Zufälle des Lebens, Bosheit und Dummheit ihm in den Weg warfen; wir werden mit um so größerer Achtung für ihn erfüllt, seit wir wissen, auf wie steinigem Boden die herrlichen Früchte seiner Poesie reifen mußten. Leider ist Minckwitz in den Fehler der meisten Sammler gerathen, er hielt auch das unbedeutendste für wichtig, so daß es hie und da auch nicht an Spreu fehlt, aus welcher der Leser erst die Weizenkörner sondern muß. Was übrigens der Herausgeber in seinem Vorworte über Platen sagt, unterschreiben auch wir gerne:

Ueber Platens Hauptleistungen, die mit der ersten Reise nach Venedig begannen, brauchen wir hier kein ausführliches Urtheil zu fällen. Die Nation hat seit den siebzehn Jahren, wo dieser Dichter in dem friedlichen Garten der Familie Landolina zu Syrakus schläft, wenigstens von Seiten einer vorurtheilsfreien und begabten Jugend anerkannt, wie viel sie seinem mannhaften Charakter, seiner ächtdeutschen Gesinnung, seinem veredelten und reinen Geschmack, seinem Tiefblick, seiner reichen Bildung und seinem weltumfassenden Genius zu verdanken hat. Die Nation weiß, daß die vaterländische Dichtkunst durch seinen Flügelschlag gehoben und auf neue und frischere Bahnen hingelenkt worden ist; sie weiß, das seine Aufgabe dahin ging, die Literatur durch die höchste Kunst auf die einfachste Natur zurückzuführen, und daß ein Theil seiner Zeitgenossen nicht zu dem Vorwurfe berechtigt war, er habe der Kunst gehuldigt, um die Natur aufzuopfern.

Einige Stellen aus dem Nachlasse mögen unsere Leser von der Wichtigkeit desselben überzeugen. Platen schreibt an Fugger:

Raumers Hohenstaufen, die ich gegenwärtig den beiden Riepenhausen geliehen habe, werde ich erst auf der Reise lesen. Uebrigens habe ich diesen Winter Schmidts deutsche Geschichte bis zu Conradin durchgelesen, und mich wieder überzeugt, daß eigentlich kaum eine einzige wahre Tragödie aus der ganzen deutschen Geschichte kann gezogen werden. An Charakteren fehlt es nirgend; aber überall an tragischer Handlung. Ich rede von der Reichsgeschichte; denn vor Karl dem Großen gibt es allerdings einige tragische Stoffe. Uebrigens hat auch die ganze Reichsgeschichte etwas sehr Demüthigendes. Zwecklose Feldzüge nach außen, und Anarchie von innen. Den Charakteren zu Liebe habe ich Jahre lang über einen Heinrich IV. nachgedacht, bin aber damit noch immer beim alten Fleck. Alle diese Sachen liefern ein paar Scenen vom höchsten historisch politischen Interesse; das ist aber auch Alles. Diese Kaiser waren wirklich unglückselige Geschöpfe, die, wenn sie je einen festen Willen hatten, überzeugt sein konnten, daß sich ihnen Alles widersetzte. Dazu kommt das Unglück, daß selbst ihre verruchtesten Feinde noch bedeutender erscheinen, als sie selbst. So erscheint Gregor VII. gegen Heinrich, Karl von Anjou gegen Conradin. Der Conradin, der so oft bearbeitet worden, gibt vollends niemals eine Tragödie. Die ganze Handlung ist eine empörende Abscheulichkeit, er selbst ein bloßes Schlachtopfer, nur durch seine Vorfahren merkwürdig. Immer liegt die eigentliche Aktivität der Handlung außerhalb der Deutschen, deren Aktivität unaufhörlich von allen Seiten in die Enge getrieben wird.

An Schelling schreibt er:

Was Sie von den geistigen Gefahren Italiens sagen, gebe ich gerne zu; nur fürchte ich, daß die Gefahren Deutschlands noch größer sind, und daß das dortige gelehrte Bücherleben einem Dichter noch weniger anschlägt. Wenn mir bisher vielleicht die Einsamkeit schädlich war, so habe ich gegenwärtig so viele Verbindungen in den meisten Hauptstädten Italiens, daß ich sie nicht mehr zu fürchten habe. Kaum kann ich denken, daß Sie in meinen Gedichten aus Italien einen Rückschritt gegen meine früheren sollten bemerkt haben, und ich wünschte wohl, Ihre Meinung hierüber zu hören, wenn Sie mir eine Viertelstunde widmen wollen. Denn eigentlich nur meine poetische Existenz interessirt mich, Leben und Tod sind mir vollkommen gleichgültig.

Gewiß befindet sich Italien in einem Zustande von Decadenz, gewiß hat es auf keine Weise eine solche Reihe ausgezeichneter Geister aufzuweisen, als unser Vaterland noch gegenwärtig besitzt; aber die Nation im Allgemeinen ist von einer edleren Abstammung, sie steht den Göt-

Digitized by Google

tern näher, die sich einst zu den Griechen herabließen, um die Menschen der Thierheit zu entkleiden. Verzeihen Sie, wenn ich von meinem Standpunkt ausgehe. Die Italiener bewahren noch eine heilige Ehrfurcht vor allem geistigen Verdienst, und nie hat in Italien ein mittelmäßiger, geschweige ein schlechter, Dichter das geringste Aufsehen erregt.

Der Brief Gottfried Hermanns möge schließlich als das Urtheil eines berühmten Kenners des Alterthumes über Platen hier stehen:

Gottfried Hermann an Platen.

Leipzig, den 11. Juni 1834.

Sie haben mich, Herr Graf, durch das gütige Geschenk der neuen Auflage Ihrer Gedichte in hohem Grade erfreut und zu dem lebhaftesten Danke für den Genuß verpflichtet, den mir diese Gedichte gewährt haben und immer von Neuem gewähren werden.

Durch die Alten gewöhnt, von dem Dichter auch Kunst zu verlangen, habe ich mich immer über den regellosen Waldgesang unserer Dichter geärgert, die es bei der Toleranz des Publikums bequem finden, unser saturnisches, aber darum nicht goldenes Zeitalter zu vergnügen

versibus, quos olim Fauni vatesque canebant,
quum neque Musarum scopulos quisquam superaret,
nec dicti studiosus erat.

Was Ennius von sich sagt:

nos ausi reserare,

habe ich immer auf Sie angewandt, und Sie als das einzige mir bekannte Beispiel eines Dichters bezeichnet, der auch Dichtkunst besitzt. Denn obwohl Voß erst aus Furcht vor ihm, dann aus Mode, wegen seiner Kunst, gepriesen wurde, hat es mir doch nicht so scheinen wollen.

Empfangen Sie daher meinen aufrichtigsten Dank und die Versicherung, daß ich mit wahrer Verehrung bin

Ihr ergebenster Gottfr. Hermann.

Zur neuesten Lirik.

(Fortsetzung.)

Altschottische und altenglische Volksballaden, nach den Originalen bearbeitet von W. Dönniges. München. artist. Anstalt.

Es ist längst schon anerkannt, daß Uebersetzungen, welch in getreuer Auffassung den Geist des Originales geben, als Nachdichtungen, also gewissermaßen selbstständig berechtiget erscheinen. Dieß allein wäre ein Grund, die nachstehenden Werke hier zu rezensiren. Dazu kommt aber aber auch noch ein anderer. Es war die schönste Zeit unserer Literatur, als Herder mit begeisterter Stimme auf die Reste der Volkspoesie aller Nationen hinwies, und Percys Sammlung kraftvoller altenglischer Lieder von der sentimentalen Weichheit jener Periode ablenkte; wie viel Göthe, Bürger, Uhland und so manche Andere dieser reichen Quelle verdanken, ist zu bekannt, um noch spezieller Auseinandersetzung zu bedürfen. Die Gegenwart braucht wieder ein ähnliches Stahlbad, und kann es, da die Bühne bei unseren elenden Verhältnissen für Werke höheren Styles fast ganz verschlossen bleibt, nur in den übrigen Zweigen der Poesie finden. Danken wir es Dönniges, der uns in einem Bändchen altschottische und englische Balladen biethet und zwar in einer so trefflichen Uebersetzung, daß sie die Originale in ihrer Weise völlig erreicht und selbst den, welcher der fremden Sprache genau kundig ist, fast nichts vermissen läßt. Ueber den Werth dieser gepriesenen Dichtungen zu reden, hieße Wasser in den Strom tragen, für uns liegt die vorzüglichste Bedeutung in der geschlossenen Kraft und männlichen Stärke, sie sind ein Gegengewicht gegen das süßlich weichliche Gedudel von Poeten, welche getragen von Parteitendenzen eine Weile die Mode des Tages bestimmen konnten. Wir erlauben uns die Charakteristik dieser Balladen von Dönniges selbst und einiges was er über ihren Ursprung sagt, hier anzufügen, die abgedruckten Stücke werden unsern Lesern einen Begriff von der Trefflichkeit derselben geben. Von den englischen wählen wir zwei, welche bereits Bürger bearbeitete. Dönniges sagt:

Wer hat nun aber diese schottischen und englischen Balladen gedichtet? Fast durch alle geht ein so gleichartiger Ton, eine so gleiche ursprüngliche Manier, eine so gleiche Versart, in vielen wiederholen sich einzelne stereotype Verse, einzelne Alliterationen, einzelne volksthümliche Redensarten, daß man sie Einer Schule von Minstrels, wie die Homerischen Gesänge Einer Schule von Rhapsoden zuschreiben könnte, zeigte sich nicht in der Sprache zuerst der Unterschied zwischen schottischem und englischem Dialekt und dann der Unterschied der englischen Sprache und Schreibart, sowie des historischen Inhalts nach den verschiedenen Jahrhunderten vom 14. an bis auf das 16. und 17. Jahrhundert. Mit dem Anfange des letztern schließt aber sicher die alte Weise ab, und nur noch gelungene oder nicht gelungene Nachahmungen und schlechte Verarbeitungen kommen dann vor. Es ist sonderbar, wir kennen keinen Namen auch nur Eines Verfassers dieser alten, ächten Balladen. Das ist gerade der Beweis ihrer Aechtheit und Volksthümlichkeit. Viele sind entstanden, gleichsam wie der Vogelgesang entsteht, oder wie Volksmelodien durch den unmittelbaren Gesang entstehen. Die Künstler werden vergessen, aber das Kunstwerk und die Kunst leben fort. Einer dichtete und sang, der andere bemächtigte sich des Liedes und der Melodie, dichtete und sang weiter; bald ward das Gelungene Volkseigenthum, es lebte im lebendigen Gesange und ward hie und da auch niedergeschrieben, oder wurde auch ganz oder theilweise vergessen. Daher auch die vielen Fragmente, die z. B. bei Shakespeare erhalten sind. Die Träger des Volksstyls waren die in England sogenannten Minstrels, welche für Sold bei den Festen und Schmausereien und in den Schlachten der englischen Aristokratie und bei ihr wohl am längsten sangen und aufspielten. Wie man die Namen der Meister von unsern großen Werken der germanischen Architektur oft vergessen hat,*) und wie in diesen Werken am meisten das Individuelle und Persönliche verschwindet, der große volksthümliche Styl aber durchweg hervortritt, so daß das Naturgesetz dieser Kunst die Persönlichkeit zu verwischen scheint, so oder ähnlich ist es mit diesem Gesange. Wurden sie von Minstrels gesungen, wie man von mehreren englischen nachweisen kann, oder lebten sie bloß als Ueberlieferungen im Munde des Volkes, wie die meisten schottischen dieser Sammlung, es ist gleichviel, sie tragen in ihrem ganzen Charakter und in ihren einzelnen Eigenschaften den Stempel Einer Nationalität und Einer Kunst. Sie sind der Typus der Ballade, sie haben diesen Begriff erst eigentlich geschaffen; eine Art kurzer lyrisch-epischer Erzählung, welche nur ein eigentliches Nationaleigenthum des angelsächsischen, schottischen und deutschen (in anderer Art auch des spanischen) Volkes ist. Wo man sie anfaßt, sind die besten derselben meisterhaft in ihrer Art, unübertrefflich, unerreichbar. Jede epische Breite des griechischen Epos ist ihnen fremd, ihrer Natur zuwider. Meist ohne alle Vorrede oder erzählende Einleitung, höchstens nach einigen kurzen Bemerkungen zur Orientirung versetzen sie uns mitten in die Begebenheit, oder vielmehr in die Thaten, welche dargestellt werden. Skizzenhafte Zeichnung ist ihr Charakter, dramatische Anschaulichkeit, Handlung auf Handlung in den kühnsten Sprüngen mit einander verbunden, deßhalb Bild an Bild gereiht, Darstellung an Darstellung. Mit einigen kurzen, schlagenden Worten schildern sie die ergreifendsten Situationen, aber stets in der Vorführung der That selbst, nie in eigentlicher ausführlicher Schilderung. Wo diese letztere beginnt oder mehr hervortritt, ist auch gewöhnlich der Untergang der Dichtungsart nahe. Die Kühnheit der

*) Ganz das gleiche findet bei unserer Volksdichtung statt. Siehe in der Literaturgeschichte von Gervinus den Abschnitt über das deutsche Volkslied.

Digitized by Google

Sprünge in der Erzählung gibt jenes Leben, das uns bei ihnen so anzieht, weil wir nie die Breite eines langen Epos empfinden; das unmittelbar Natürliche in der Ausdrucksweise, was einem verbildeten Geschmack bisweilen sogar prosaisch erscheinen könnte, mußte eben, weil es aus dem Leben genommen war, und muß noch als die vorzüglichste Schönheit derselben angesehen werden, denn es ist der Ausdruck der Wahrheit, und es ist sicher richtig, daß gerade das Erhabene und Großartige in dieser einfachsten Darstellung ihren Ausdruck finden. Einige dieser Gedichte erinnern in der treffenden Darstellung des Furchtbaren und Grausenhaften an Dante's Größe und Kraft, trotz der unmittelbaren volksthümlichen Farbe und Anschauung. Man vergleiche z. B. die Charakterschilderung jener Edelfrau der Rodes, die sich mit ihren Kindern in ihrem Schlosse verbrennen läßt (in Edom von Gordon) nachdem die Mutterliebe herzergreifend geschildert ist:

»Dann weint er und schrie ihr kleiner Sohn,
Auf der Ammen Knie saß er.
»O Mutter theu'r, gib über das Haus,
Der Rauch er beißt so sehr.« —
Gern gäb' ich all mein Gold, mein Kind,
Gern gäb' ich all mein Geld,
Für Einen Zug von Westenwind,
Der den Rauch von dir abhält!« —
»Als dann die Frau aufschlagen sah
Zu Häupten die Flamme roth,
Weint sie und küßt ihre Kinder zwei,
»Sprach: »Knaben, jetzt naht der Tod.« —

Und das Phantastische in den schottischen Balladen: In ihnen ist alles Poesie, Schwung und Schönheit! Sie stehen den deutschen Volksanschauungen vielleicht noch näher als die englischen. Sie übertreffen diese meistens an elegischer Zartheit und tragischer Rührung, namentlich auch mit Hülfe des poetischen Aberglaubens, an buntem Schmuck der germanischen Märchen- und Feenwelt, an Weichheit der Gefühle bei allem kecken Uebermuthe des Gränzervolkes; indeß sind die englischen wieder voll eigenthümlicher Schönheit durch die ritterliche Männlichkeit, treuherzige Redlichkeit und Tiefe des ernsten Gemüths, so wie durch die Frische des Wald- und Jagdlebens, die sich in ihnen kund gibt.

Ueberhaupt aber steht das deutsche Volk, namentlich das norddeutsche, wohl ganz auf demselben Gebiet des Geisterglaubens, der Geistergeschichten, bis auf fast alle Einzelnheiten des Hahnschreies, des nagenden Holzwurms (der Todtenuhr), der Eulen und Wildvögel.

Auch eigentliche Mährchen und Zaubergeschichten sind im Schottischen häufig, wie bei uns im Deutschen, aber bei den Schotten meisterhaft im Balladenton behandelt, wie die herrliche Ballade: das Mädchen von Lochryan, eine der schönsten, die wohl je gedichtet sind: Roseroth und Lilieweiß, Thomas der Reimer, welche uns poetische Anschauungen des germanischen Mittelalters wiedergeben. Auch ist es eine in deutschen Sagen und Mährchen ebenfalls vorkommende Eigenthümlichkeit der Schotten, ihre Liebesabenteuer und romantischen Geschichten durch die Unterlage von fürstlichen Personen, Prinzen und Prinzessinnen, Königssöhnen und kleinen Königen zu verherrlichen.

Eigentliche historische Zustände des Volks, wie namentlich das Leben der Gränzer in den Wäldern und in den Kämpfen der Marken, sind nicht so häufig der Gegenstand in den schottischen Balladen, als in den englischen, obgleich sie auch in jenen öfters vorkommen; einige der schönsten davon, wie Johnie von Breadislee, habe ich wiedergegeben. Bei den Schotten tritt aber der poetische Schmuck stärker hervor und die Freiheit mit dem Mährchenhaften, z. B. dem Sprechen der Vögel, mit dem Phantastischen, z. B. dem Sprechen der Geister, dem Zauber der Elfen und Hexen das Gebiet der Wunderbaren zu beschreiten, herrscht im höheren Grade bei ihnen.

Dagegen sind die eigentlich historischen Balladen bei den Engländern häufiger. Wir wollen damit keineswegs die englischen Balladen im poetischen Werthe herabsetzen; vielmehr muß man erkennen, daß die englischen auch da, wo sie ergreifende Ereignisse aus dem wirklichen Leben schildern, Liebesabenteuer, von einer unübertrefflichen Wahrheit, Natur und Kraft zeugen, eine Kühnheit in den Sprüngen der Darstellung und eine ergreifende Einfalt in der Kürze der Schilderung haben, welche den Schotten vollkommen ebenbürtig ist. In dem bisweilen burlesken und biderben Tone dieser Lieder, in der Derbheit und Treuherzigkeit übertreffen sie die Schotten, so wie in dem Zauber der Schilderung des Wald- und Jagdlebens. Das launige und humoristische Element findet man ebenfalls in den schottischen Gesängen weniger vertreten. Nimmt man vollends solche Balladen, wie die gleichsam aus Einem fortlaufenden Liede bestehende, der graue Bruder, zur Vergleichung hinzu, so stehen die Engländer den Schotten in der Tiefe der Empfindung gewiß nicht nach. Alle Seiten des historischen Ritterlebens, der Markmänner, so wie des Lebens der angelsächsischen Freimänner und Friedlosen seit den Zeiten der vollendeten Eroberung Englands durch die Normannen, sind aber in diesen Balladen viel reicher vertreten als ähnliche Zustände in den schottischen.

Schottische Balladen:

Johnie von Breadislee.

Johnie stand auf im Maien früh,
Schuf Wasser zu waschen die Hand:
„Macht los die guten grauen Hund',
Gekoppelt mit eisernem Band.“ —

Als Johnies Mutter das Wort vernahm,
Rang sie die Händ' alsbald:
„O Johnie um dein Seelenheil
Geh' nicht zum grünen Wald.

Genug hast du vom Waizenbrod,
Genug vom blutrothen Wein,
Und deßhalb, Johnie, bitt' ich dich,
Laß doch das Jagen sein.“ —

Doch Johnie nahm den Bogen auf
Und die Pfeile, ein bei ein;
Und ging hinaus nach Durisdeer
Zu jagen Hirsch oder Schwein.

Und als er kam nach Merriemaß
An beim gebannten Wald,
Da sah er auch ein Thier in Ruh'
Im Heidekraut alsbald.

Der Bogen klang, das Thier sprang auf
Verwundet in der Seite,
Doch zwischen dem Wasser und Bergeshang
Erlegten die Hunde die Beute.

Johnie brach auf das Edelwild,
Aus Leber, Lung und Blut,
Und füttert seine Hunde damit
Wie Grafensöhne so gut.

Sie fraßen so viel vom Edelwild
Und tranken so viel vom Blut,
Daß sie gar bald bei ihrem Herrn
Im tiefem Schlaf geruht.

Da schlich ein alter Kerl vorbei;
Ihn hol' die schwere Noth! —
Er schlich hinweg nach Hislinton,
Wo des Königs Förster gebot.

„Was Neu's, was Neu's, graufköpfiger Kerl,
Was Neues bringst du mir an?“ —
„Ich bring nichts Neues, so viel ich weiß,
Als was diese Augen hier sahn.“

„Ich kam vorbei bei Merriemaß,
Dort beim gekappten Baum;
Da lag der schönste Rittersmann
Bei seinen Hunden im Traum.

„Das Wamms auf seinem Rücken war
Von Hollands Tuch so fein,
Und drüber hin ein Hemde noch
Von Lincolns bestem Lein'."

Die Knöpf' an seinem Gürtel breit
Von Golde roth und gut,
Die guten Grauhund' neben ihm
Mit Schnauzen voller Blut. —

Dann auf und sprach der erste Förster,
Als Hauptmann anzusehn!
„Wenn dieß ist John von Breadislee,
So lassen wir ihn gehn." —

Doch auf und sprach der sechste Förster,
Er war sein Schwestersohn:
„Verderben soll er, sterben soll er,
Und wenn es auch der John." —

Der erste Schuß der Förster traf
Den John am Knie alsbald,
Da auf und sprach der siebente Förster:
„Der nächste macht ihn kalt." —

Doch Johnie stemmt sich fest am Baum
Und seinen Fuß am Stein;
Und warf die sieben Förster hin,
Er warf sie bis auf Ein'n.

Drei Rippen brach er diesem noch
Und Hals und Nackenbein;
Legt ihn zwiefältig über sein Pferd:
„Nun bring die Botschaft heim." —

„O ist denn gar kein Vogel hier,
Der sich ans Wasser setzt,
Und tauchte die Flügel tief hinein
Und Aug' und Mund mir netzt?

O ist denn gar kein Vogel hier,
Der weiter singt mein Wort,
Und fliegt zu meiner Mutter hin
Und her sie bringt sofort?" —

Es flog ein Staar zum Mutterhaus,
Er wispert' und er sang,
Und wieder klang durch's ganze Lied:
„Johnie, er harrt schon lang." —

Sie flochten die Bahre vom Haselstrauch
Und flochten Schlehdorn drein;
Und viele Leute zogen aus
Und brachten Johnie herein.

Hinaus auch kam die alte Mutter,
Ihr flossen die Thränen herab:
„Ich warnte dich, mein lieber Sohn,
Zu lassen vom Jagen ab.

Oft bracht' ich sonst nach Breadislee
Viel Beute und noch mehr;
Doch niemals bracht' ich nach Breadislee,
Was trägt mein Herz so schwer.

Doch weh' dem alten grauen Kerl,
Ihn hol' die schwere Noth,
Der höchste Baum in Merriemaß,
Der bring' ihm bittern Tod." —

Nun liegen die grauen Doggen todt;
Zerbrochen sein Bogen dabei,
Und Johnies Leiche in Durrisdeer,
Mit dem Jagen da ist's vorbei.

Edom von Gordon.

Es fiel wohl um Martinizeit,
Wenn der Wind bläst kalt und graus,
Sprach Edom Gordon zu seiner Schaar:
„Wir müssen hinaus zum Strauß."

„Zu welchem Strauße sollen denn
Meine Leut' und ich nun gehn?
Wir wollen zum Haus der Rodes hin,
Die schöne Frau zu sehn."

Die Edelfrau stand am Schlosseswall
Und schaut zu Thal hinab,
Da ward sie gewahr, eine Männerschaar
Kam reitend zum Schlosse herab.

„O seht ihr nicht meine wackren Leut',
O seht ihr nicht, was ich seh'?
Mich dünkt ich seh' eine Männerschaar
Kommt reitend hinab von der Höh'." —

Sie meint, es wär' ihr liebster Lord,
Daß er reitend heimwärts kam;
Es war der Verräther Edom Gordon,
Der hat nicht Scham oder Gram.

Kaum hat sie sich selber bereit gemacht,
Und geworfen den Mantel um,
Als Edom Gordon und seine Leut',
Schon waren um's Schloß rings herum.

Kaum hat sie bereitet das Abendbrod,
Gesprochen das Dankgebet,
Als Edom Gordon mit seiner Schaar
Schon unten am Platze steht.

Die Frau stieg auf zum höchsten Thurm
So schnell es konnte geschehn,
Zu versuchen ob sie mit Reden klug,
Sich mit ihm könnte verstehn.

Doch als er so sicher die Dam' ersah
Und fest ein jegliches Thor,
Da fiel er in Rasen wüthend wild
Und schaute bestürzt empor.

„Komm hinab zu mir du schöne Frau!
Komm hinab, herunter zu mir,
Und liege die Nacht in meinem Arm,
Dann schenk' ich den Brautring dir." —

„Ich komm nicht hinab du falscher Gordon,
Ich komm nicht hinab zu dir;
Ich will nicht verrathen den eigenen Herrn,
Der ach! so weit von mir!" —

„Gib über dein Schloß, du schöne Frau,
Gib über dein Schloß an mich;
Sonst will ich euch Alle verbrennen darin,
Und deine drei Kinder und dich." —

„Ich geb's nicht über du falscher Gordon,
An solchen Verräther wie dich,
Und wenn du mich mit meinen Kindern verbrennst,
Mein Herr rächt sie und mich."

„Reich her's Pistol, Glaud, treuer Mann,
Und lad mir das Gewehr;
Wenn ich nicht treffe den blutigen Fleischer,
Trifft uns das Unglück schwer!" —

Sie stand auf ihres Schlosses Wall,
Zwei Kugeln die schoß sie,
Sie fehlt des blut'gen Fleischers Herz
Und streift ihm nur das Knie.

„Legt Feuer ans Haus, rief Gordon aus,
Wild wie ein Ungeheuer;
Wart Frau, die That sollst du bereun,
Wenn du verbrennst im Feuer." —

Digitized by Google

„Weh mir, weh mir, o Jock, mein Mann,
Den Lohn gab ich einst dir,
Nun nimmst du heraus den Grundwallstein
Und lässest den Rauch zu mir.

Und nochmals weh dir Jock mein Mann,
Ich zahlt' dir einst die Heuer;
Nun nimmst du heraus den Grundwallstein,
Und lässest herein das Feuer." —

„O wohl habt ihr in Kost und Lohn
Mir einstens wohlgethan,
Doch muß ich sterben oder es thun,
Denn jetzt bin ich Gordons Mann." —

Dann weint und schrie ihr kleiner Sohn,
Auf der Ammen Knie saß er;
„O Mutter theure, gib über das Haus,
Der Rauch er beißt so sehr." —

„Gern gäb' ich all mein Gold, mein Kind,
Gern gäb' ich all mein Geld,
Für einen Zug von Westenwind,
Der den Rauch von dir abhält." —

Dann rief es aus ihre Tochter theur,
Sie war so schlank und schmal;
„O rollt mich in ein Deckenpaar
Und laßt mich über den Wall." —

Sie rollten sie in ein Deckenpaar
Und ließen sie über den Wall;
Doch auf die Spitze von Gordons Speer
That sie einen tödtlichen Fall.

So schön, so schön war ach! ihr Mund,
Kirschroth ihr Wangenpaar,
Und dunkle Tropfen rothen Bluts
In ihrem goldnen Haar.

Er kehrte sie mit dem Speer herum,
So bleich und starr ihr Blick!
Er sprach: „Du bist die erste, die ich
Wohl wünscht' ins Leben zurück." —

Er kehrt sie um und wieder um,
So weiß war Nacken und Brust!
„O hätt' ich geschont das schöne Gesicht
Zu manchen Mannes Lust."

„Seid fertig, gewärtig, ihr wackern Leut,
Ein übles Zeichen ist das.
Ich kann nicht blicken ins schöne Gesicht,
Wie es liegt dort auf dem Gras." —

„O Herr, wer auf den Schrecken blickt, *)
Dem folgt der Schrecken nach;
Laßt nimmer sagen, daß Edom Gordon
Hier einer Dame erlag." —

Als dann die Frau aufschlagen sah
Zu Häupten die Flammen roth,
Weint' sie und küßt' ihre Kinder zwei,
Sprach: „Knaben, jetzt naht der Tod." —

Der Gordon stieß dann in sein Horn,
Sprach: „Fort, auf Nimmersehn,
Das Haus des Rodes steht ganz im Feuer,
Nun ist es Zeit zu gehn." —

Doch dann erschaut's ihr theurer Lord
Wie er kam über die Au'n;
Sein ganzes Schloß in Feuersglut,
So weit er konnte schau'n.

Und schwer ergriff die Ahnung ihn,
Die all sein Herz durchweht:
„Greift aus, greift aus, meine Leute flink,
So schnell es immer geht."

„Greift aus, greift aus, meine Leute flink
Und nimmer jetzt geruht!
Und wer mir jetzt dahinten bleibt,
Kriegt nimmer Geld und Gut."

Und Mancher der rannt' und Mancher der ritt
Wohl schnell über Hügel und Land,
Doch eh' nur der Erste nach oben gelangt,
Waren Weib und Kinder verbrannt.

Er rang die Hand, er rauft sein Haar,
Und weint im zornigen Muth: —
„Verräther, für diese grausame That
Sollt' ihr weinen Thränen von Blut. —

Und nach dem Gordon eilt er sodann,
Und nimmer hat er geruht,
Bis er sein theuers Weib gerächt
In Gordons Herzensblut. —

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Die Wirkung des bösen Blickes ist vielleicht hier gemeint.

Vaterländische Literatur.

Tirol. Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung, herausgegeben von Ignaz Zingerle. Mit einem Titelbilde. Innsbruck bei Wagner. 1852.

Ignaz Zingerle hat sich durch den Fleiß, mit dem er Alles, was auf die Poesie unseres Ländchens Bezug hat, zusammenträgt, schon manches Verdienst erworben. Vor allem anerkennungswürdig ist auch das Werk, dessen Titel diesen Zeilen voransteht. Es wird gewiß jeden Tiroler freuen, wenn er die reichen Blüthen, welche die deutsche Muse auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, hier von emsiger Hand in einen Kranz gewunden erblickt, und darum hoffen wir auch, daß Buch werde in der Heimat eine liebevolle Aufnahme und zahlreiche Verbreitung finden. Auch dem Touristen, der den Flüssen entlang durch die herrlichen Thäler unserer Heimat, auf deren Geschichte und Natur wir mit Recht stolz sein dürfen, pilgert, wird es kein unwillkommener Begleiter sein. Uns ist es besonders dadurch interessant, daß wir hier einmal die Tirolerdichter neben den übrigen deutschen Poeten in Reihe und Glied finden. Hat sich auch unter die Propheten mancher Saul eingeschlichen, würde auch manches Gedicht von einer strengern Kritik ausgeschieden worden sein, so läßt sich im Allgemeinen doch ersehen, daß namentlich die jüngern Talente überall mit Ehren in die Schranken treten dürfen. Fünf und zwanzig Tiroler sind angegeben, wir zählen die Namen nicht auf, lassen uns auch nicht auf eine Beurtheilung des einzelnen ein, sondern wollen hier nur eines Mannes erwähnen, von dem einige Beiträge abgedruckt sind, der aber als Dichter in der Heimat noch lange nicht die gebührende Anerkennung gefunden hat. Wir meinen Alois Flir. Seine Tirolerbilder zeichnen sich durch Charakteristik und kräftige Plastik in hohem Grade aus, Vorzüge, die obwohl sehr selten, dennoch wenn sie vorkommen, noch seltener die verdiente Würdigung finden. Die Sprache Flirs ist freilich nicht geleckt, aber mannhaft gediegen, er wirkt mehr durch tüchtige Zeichnung als durch zierliche Bilder, und gerade deswegen möchten wir ihn nach Geist und Ausdruck als ächten Tirolerdichter der aufstrebenden Jugend zum Muster hinstellen. Doch genug davon, vielleicht bietet sich eine Gelegenheit, noch einmal weitläufiger auf dieses Thema zurückzukommen.

Schließlich bemerken wir, daß Druck und Ausstattung von Zingerles Werk sehr anständig seien, und empfehlen es jedem Freunde des Landes und seiner Poesie.

Korrespondenz.

Wien 29. Sept.

Wie bekannt hat der hiesige Männergesangsverein vor längerer Zeit eine Preisconcurrenz für eine Vocalmesse für Männerstimmen ausgeschrieben und den Monat September als den Ablaufstermin dafür bestimmt. Es sind 74 Messen eingesendet worden, darunter einige aus Rußland und England. Der berühmte Kompositeur des herrlichen großartigen Oratoriums »Noah,« Herr Vice-Hofkapellmeister und ehemals Direktor und Professor der Harmonielehre am Conservatorium, Gottfried Preyer wurde zum Preisrichter alleinig erwählt, ein Beweis des unbegränzten öffentlichen Vertrauens auf die allbekannte Tüchtigkeit dieses Mannes. Und was ergab sich wohl als Resultat? — Leider fand Herr Preyer keine unter allen 74 des Preises würdig, und legt auch die betreffende Erklärung öffentlich in der Wiener Musik-Zeitung von Glöggl nieder. Ein trauriges, geistiges Armuthszeugniß für unsere musikalische Welt! — Eine erfreulichere Nachricht kann ich Ihnen aber mittheilen, daß wir in unserer so liederreichen und dabei doch so liederarmen Zeit wieder einmal der Herausgabe von Liedern im eigentlichen Sinne dieses Wortes baldigst entgegensehen dürfen. Es sind dieß die Lieder des obengenannten Preisrichters Herrn Gottfried Preyer, wozu er sich aus Redwitz's Amaranth die Texte gewählt. Die nähere Besprechung derselben behalte ich mir bei ihrem Erscheinen vor, vorläufig sage ich nur, daß sie zu den werthvollsten Liedercompositionen unserer Zeit zählen.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 42. Innsbruck, 16. Oktober 1852.

Frühlingswonne.

An Gertrud.

O Maienzeit, du schöne Zeit!
Wenn gold'ne Blüten ranken,
Wenn Düfte buhlen mit Veilchen traut
In süßen Liebesgedanken;

Wenn Kirschen blüh'n und Rosen glüh'n,
Und Primeln auf duftigen Auen
Sanft kosen im reichen Farbenschmelz,
Und Sternlein niederschauen:

Dann wogt's in mir, dann stürmt's in mir
Die Brust wird weit und weiter,
Und Liebe senkt vom Himmel sich
Zu mir auf sonniger Leiter.

Dann denk' ich Dein, dann denk' ich Dein,
Mein süßes Lieb wohl lange,
Du schönes Lieb mit dem Veilchenaug'
Und mit der Rosenwange;

Und schwing' die Zither zu Deinem Lob'
Und laß sie stärker dann rauschen,
Daß Ros' und Veilchen, Primel und Duft
Den goldenen Tönen lauschen.

Czernowiz. Ludw. Ad. Staufe.

Der Zigeuner.

Romanisches Volksmärchen aus der Bukowina.

Vor alten Zeiten gab es einen Zigeuner, der einmal Lust bekam in den Wald zu gehen, um dort Holz zu fällen. Als er dort ankam, kletterte er auf einen hohen Baum, der breite Aeste hatte, und einen weiten Schatten gab. Der Zigeuner verstand sich jedoch nicht gut auf das Fällen der Bäume und meinte, wenn er von der Mitte des Astes aus die Art auf das untere Ende desselben schlagen würde, so müßten die Aeste allesammt sehr leicht abgehauen werden. Als er anfing sein dummes Vorhaben auszuführen, ging ein Mann vorüber und lachte über den thörichten Zigeuner, daß er fast das Schnackerl davon kriegte.

„Ei was lachst du denn so,“ fragte der Zigeuner. „Sag mir, was dich so lustig macht, vielleicht werde ich dann auch lachen können.“

„Ueber dich und deine Dummheit lache ich,“ antwortete der Mann. „Warum setzst du dich auf den Ast, welchen du abhauen willst. Ist der Ast gefällt, dann purzelst du mit ihm zur Erde und brichst dir das Genick. — Also sei vernünftig und setze dich lieber auf den zweiten Ast, damit du den ersten ohne Leid abzuhauen vermögest.“

„Ei was,“ sprach unwillig der Zigeuner, „du bist auch noch kein Gott und kein Hellseher, daß ich dir glauben und folgen sollte; gehe du deiner Wege und laß mich ungeschoren.“

Der Mann ging lachend davon; der Zigeuner blieb aber bei seinem dummen Entschluß, fällte den Ast und purzelte mit diesem jämmerlich hinunter.

Nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, rief er dem Manne mit lauter Stimme nach, und als dieser seinen Ruf nicht mehr vernehmen konnte, weil er schon zu ferne war, eilte der Zigeuner ihm nach und bat ihn, er möge ihm sagen, wie lange er noch zu leben hätte, denn seine Prophezeihung, die er ihm erst hin gemacht, sei in Erfüllung gegangen, was ihn jetzt glauben mache, er wäre Gott selbst und könne die Schicksale der Menschen voraus bestimmen.

„Du wirst, lieber Freund, nicht lange leben,“ sagte der Mann im Spaß. „Du bist jetzt betrübt, weil du vom Baume gefallen bist, und seufzest so oft und stark, daß dir die Brust zu zerspringen droht. Du brauchst jetzt nicht mehr als dreimal noch zu seufzen und dann bist du maustodt. Also sei darauf gefaßt und seufze nicht sobald wieder, erst bis dir das Leben unlieb werden wird.“

Der Mann wandte sich und ging lachend davon. Auch der Zigeuner tummelte sich nach dem Walde zurück, konnte es aber unterwegs nicht übers Herz bringen zu seufzen und fiel bei dem dritten Seufzer in der thörichten Einbildung, daß er wirklich für dieses Leben nicht mehr tauge und todt wäre, in einen Graben nahe der Landstraße. Sein Winseln und Jammern zog bald die Aufmerksamkeit eines großen Herrn auf sich, welcher mit seinem Diener vorüber fuhr und in seiner Nähe anhielt.

„Was ist dir,“ befragte der Herr den schreienden Zigeuner. Wer hat dich geschlagen oder was für ein Leid hat dich getroffen?“

„Ich bin todt, Herr, darum weine ich so sehr,“ antwortete der Zigeuner in seiner Einbildung und stieß noch mehr jämmerliche Rufe aus. Endlich wurde der Herr erzürnt und schickte seinen Diener hin, damit dieser es versuche, dem Zigeuner seinen Tod aus dem Kopfe zu jagen.

Digitized by Google

Der Diener ging hin, doch alle seine Bemühungen, den Zigeuner eines Bessern zu überreden, und ihm begreiflich zu machen, daß er noch nicht gestorben wäre, waren nur fruchtlos verschwendet worden. Herr und Diener wurden dann schrecklich erbost und der dumme Zigeuner mußte sich dann einer so argen Tracht Schläge erfreuen, daß er wieder lebend den Graben verlassen und mit blauem Buckel sich eiligst aus dem Staube trollen mußte.

Nachdem er eine ziemliche Strecke Weges zurückgelegt hatte, sprach er in eine Hütte ein, in der sich ein Todter befand. Eiligst machte er den trostlosen Eltern, die in der Leiche ihr schmuckes Töchterlein beweinten, den Antrag, den Leichnam wieder ins Leben zu rufen. Der Schmerz der Eltern verwandelte sich alsbald in höchliche Freude. Sie versprachen ihm Alles, was er nur wollte und was sie ihm zu geben vermöchten. Der Zigeuner war des zufrieden, und weil er glaubte, daß ihn selbst nur die derben Schläge des Dieners in der Nähe des Waldes zum Leben riefen, schlug und hieb er mit seinem dicken Knotenstock so lange auf das todte Mädchen, daß von dem Leichnam Fetzen zu fliegen begannen. „Ei," schrien jetzt die trostlosen Eltern, „du schlägst unsere liebe Tochter noch mehr todt, als sie bisher war. Packe dich unbarmherziger Schlingel, der du nicht einmal Todte ehren kannst. Wenn du künftighin einen Gestorbenen findest, so sage: Gott verzeih ihm seine Sünden, aber treibe nicht solchen jämmerlichen Unfug mit entseelten Geschöpfen deines Gleichen."

Alle Anwesenden belohnten die Dienstfertigkeit des grundgescheidten Zigeuners mit einigen derben Rippenstößen und warfen den Unhold zur Thüre hinaus.

Er ging querfeldein und nachdem er eine gute Stunde fortgewandert war, begegnete ihm eine Menge von Leuten, die zu einer Hochzeit geladen waren. Die Gäste sammt dem Brautpaare zogen auf Ochsenwägen und anderem Fuhrwerke unter wildem, wildem Freudengeschrei und unter dem Klingklang der Trompeten, Geigen, Zimbeln und Schalmeien dem nächsten Städtchen entgegen, wo die Trauung vor sich zu gehen hatte. „Halt, ihr Leute!" schrie mit gellender Stimme der Zigeuner und stellte sich mit entsetzlich spaßigen Geberden vor den Zug „ich muß euch heute auch etwas wünschen: Gott verzeih euch euere Sünden."

Und als der Zigeuner mit seinem Wunsche: Gott verzeih euch euere Sünden! gar kein Ende nehmen wollte, und sich immer kecker vor den Zug stellte, sprangen ein Paar lustige Bursche hervor, walkten den wünschenden Zigeuner gut durch und gaben ihm die Lehre: „Wenn du einmal eine Hochzeit siehst, so sage dem Brautpaar und den Gästen nicht: Gott verzeih euch eure Sünden, sondern wünsche ihnen Glück, Segen und dauernde Gesundheit."

Der geprügelte Zigeuner machte sich auf und davon und mochte sich nicht so leicht wieder um die Hochzeitsgäste kümmern. Als er weiter gekommen war, traf er einige Leute an, die auf dem Felde arbeiteten. „Gott gebe euch ihr Leute Glück, Segen und dauernde Gesundheit," schrie der Zigeuner die Arbeitsleute an und lief ihnen ungestüm zu. Doch diese packten ihn von allen Seiten mit starken Armen und hieben mit nervigen Fäusten ihn ihm, als ob sie eine Wette eingegangen wären, wer mit mehr Geschicklichkeit und Kraft das Prügelhandwerk verstehe. „O ihr undankbaren Leute," stotterte der Zigeuner, weil ich euch alles Gute wünsche, darum klopft ihr mich nach Herzenslust aus, als wäre ich ein lausiger Lumpenpack eures Gelichters."

„Geschieht dir ganz recht," meinten die prügelnden Bauersleute, „du sollst ein andermal gescheidter sein und nicht Glück, Segen und Gesundheit wünschen, als wärest du ein gottgeweihter Sohn der Kirche. Wenn du auf dem Felde Arbeiter findest, so lege auch Hand an die Arbeit, denn dein Segen frommt uns nicht, sondern er wird noch Schaden uns bringen, denn du bist ein Zigeuner." *)

Weinend und heulend machte sich der Zigeuner aus dem Staub und nachdem er mehr als eine Stunde gegangen war, kam er vor eine Schenke, in deren Nähe mehrere Bauersleute ihr Mahl verzehrten. Dem armen Zigeuner hungerte es sehr, vielleicht darum, weil man ihn überall mit allerlei Hau- oder Prügelbrocken abspeiste und ihn nebenbei durchrüttelte und durchwalkte, als ob man auf seine Seele es abgesehen hätte. Jetzt dachte er bei sich selbst: „Die Leute, die ich bei der Arbeit auf dem Felde gefunden hatte, waren böse, daß ich nur Glück und Gesundheit wünschte und nicht mit zur Arbeit griff. Die Bauersleute, die hier ihr Mahl verzehren, arbeiten wohl auch. Nun ich will mich dazu nehmen, vielleicht thue ichs jetzt besser und gescheidter als vorher, und fülle meinen armen hungrigen Magen nach voller Herzenslust, und werde den bösen Leuten keinen Anlaß geben, mich wieder so arg zu behandeln."

Er sprach nichts weiter und ging schnurgerade zum Tische, wo die Bauern ihr Brod hinunter würgten. Er stieß unsanft einen Bauern auf die Seite und machte sich mit voller Gier zum Essen. Da erhoben sich alle insgesammt, welche sich nur um den Tisch versammelt hatten, und schlugen mit solchem Ungestüm auf den Zigeuner, daß dieser das Hören und Sehen verlernte, und sogar auch die artigen Brodbrocken vergaß, die im Begriffe waren, aus der Kehle des Hungrigen in den Magen zu schlüpfen. „Ei du Rabe du," schrieen die Dreinschlagenden aus Einem Munde. „Glaubst du, daß du stinkendes Pferdefleisch vor dir hast, daß du mit solch ungestümer Gier dich ungeladen auf unsere Speisen wirfst. Sei ein zweites Mal behutsamer und trage kein Gelüste, ehrlichen Leuten ihre Brocken abzujagen, sondern sei bescheiden, wenn es dich hungert und verlange ein Stückchen nur, dadurch können die Leute großmüthig gemacht werden und du bekommst sonach vielleicht auch mehr, als du dir nur selbst wünschest."

Der Zigeuner trollte sich eiligst davon und kehrte nach seiner prügelreichen Wanderschaft in eine halbzerfallene Hütte ein, in der er mehrere Mägde fand, welche nichts anderes thaten, als ihre Haupthaare von allerlei bösem Ungeziefer reinigen. Nun meinte unser Abenteurer, daß er nicht schlecht daran thäte, wenn er von den Mägden sich ein Stück erbethen würde, eingedenk der Lehre, die ihm von den essenden Bauersleuten vor einer Stunde gegeben wurde."

---

*) Wie überall, werden auch in der Moldau die Zigeuner für den Auswurf der Menschheit angesehen.

Digitized by Google

„Wie?“ fragten die Mägde, „du willst derartiges Ungeziefer zur Nahrung haben, du blödsinniger Zigeuner du! Du willst uns nur beheren, sonst hast du nichts anderes vor. Wir wollen dir aber im Vorhinein deinen Lohn geben, wie du solchen verdienst,“ und die Mägde machten sich in aller Wuth über den Zigeuner her und zerbrachen mehrere Haselruthen auf dem Rücken des breitschultrigen Abenteurers.

„So, jetzt ists recht,“ sprachen alle Mägde aus Einem Munde, nachdem sie den Zigeuner tüchtig hergenommen hatten. „Wenn du noch einmal auf deiner Wanderung Menschen findest, die ihre Haare von Ungeziefer reinigen, so stecke nur schnell deinen Kopf auch hin, damit sie an dir ein Gleiches thun könnten.“

Fluchend verließ der Zigeuner die Hütte der Mägde und wanderte tief gekränkt über seine Dummheit und über das, was ihm an Einem Tage alles begegnete, ins Leere und Unbestimmte der Ferne. Da kam er an ein Dorf vorüber, neben welchem mehrere Hunde mit fletschenden Zähnen sich derb anfuhren und sich kratzten und bissen, daß es ein ordentliches Vergnügen gab, diesem Hundestrauß beizuwohnen. „Ei,“ dachte jetzt der Zigeuner, „die Hunde müssen sich jetzt vom Ungeziefer reinigen, wie die bösen Mägde, die mich heute blau schlugen. Ich habe aber auch gesehen, wie mich die Leute an allen Orten lieb haben, ich wills bei den Thieren versuchen,“ fügte er nach einer kleinen Weile hinzu. „Gewiß werden diese mir nicht so gram sein, wie die bösen Menschen.“ Dabei warf er Hut und Stock weit in die Lüfte, und steckte jählings den Kopf zwischen die lärmenden Hunde.

Aber diese Gesellen machten es auch nicht anders, als die bösen Menschen, die ihm auf seiner Wanderschaft begegneten. Sie fielen ihn von allen Seiten wüthend an und zerrissen den thörichten Zigeuner in mehr als hundert Stücke.

Die Weibertreue.

(Schluß.)

Manchem unserer Leser dürfte es nicht unerwünscht sein, die fernere Geschichte dieser Feste zu erfahren. Die schadhaften Mauern wurden ausgebessert, die Spuren der langen Belagerung verwischt, und frohes Leben kehrte wieder ein. Jenes Heldengeschlecht war ausgestorben; verschiedene Herren hatten die Burg an sich gebracht und im Laufe der Zeiten entstand an dem Fuße derselben das Städtchen Weinsberg, das sich, von seiner Lage begünstigt, bald zu einer großen Wohlhabenheit erhob, da überhaupt die Städte anfingen mehr Bedeutung zu gewinnen, die Ritter auf ihren Burgen sich immer mehr vereinzelten und an Macht verloren, da ihren Raubfahrten bedeutender entgegengewirkt wurde.

So ging es fort bis zu dem verhängnißvollen Jahre 1525, wo ein verheerender Aufstand die Gauen Deutschlands durchzog. Die Ritter und Herren, die in Uebermuth und Verschwendung lebten, bedachten nicht, daß ihre Unterthanen von Gott geschaffene Menschen seien, wie sie. Die drückendsten Ungerechtigkeiten wurden straflos an den Bauern verübt, deren Felder von ihren Tirannen verwüstet, deren Eigenthum von ihnen geraubt wurde. Doch würdiget den Menschen zum Thiere herab, dann wehe euch, wenn er die Kette gesprengt; er bricht wie das Raubthier in euere Reihen ein, und kämpft mit Grausamkeit, wie der Wolf, gegen euch. Doch ihr selbst habt die Rache wachgerufen.

Die Bauern erhoben sich in allen Gegenden und fingen an ihre Ketten zu sprengen und auf das Grausamste Rache zu üben. Aus dem Odenwalde brach die verderbliche Schaar unter ihrem Anführer Hans Munderer und ihr nach zog eine Feuersäule und sendete ihre Rauchwolken, die finstern Apostel des Schreckens durch die Lüfte. Vor ihren Sensen, vor ihren Bränden floh alles, was nur Kraft zur Flucht hatte, denn in diesen Herzen war kein Erbarmen zu finden, so wie auch die Gefangenen aus ihren Reihen keines hoffen durften. Das war der Bauernkrieg, der mit flammenrothen Zügen aus den Blättern der Weltgeschichte leuchtet.

Wo eine Burg erstürmt werden konnte, wurde sie auch bis auf den Grund zerstört, und die Bewohner qualvoll getödtet. Flecken, welche noch ihren Herren gehorchten, wurden vernichtet und die Einwohner ausgetrieben. Was man im Anfange mit stolzer Verachtung angesehen hatte, das machte immer mehr seine Bedeutung geltend, und zwang die Mächtigen dem Aufstande mit allen Kräften zu begegnen.

Die Anführer zogen sich in die Nähe von Weinsberg zusammen, und sogleich besetzten der schwäbische Bund die Burg mit 70 Rittern, die unter der Anführung des Grafen Ludwig von Helfenstein standen. Es dauerte nicht lange, so war Stadt und Burg eingeschlossen, und zwar auf eine Weise, daß man leicht waffenkundige Männer in dem Bauernheere erkennen konnte. Alle Zugänge waren besetzt und die Belagerten gänzlich abgeschnitten. Ungeachtet sie einen heftigen Sturm entschieden abgeschlagen, so zeigten die Belagerer keine Muthlosigkeit, doch verhielten sie sich ruhig.

Da kam das Fest der Auferstehung und die Osterfeiertage riefen zum Frieden und zur Versöhnung. Zwei Tage vorher hatten sich die Städter von Weinsberg mit den Bauern verbunden, was die eingeschlossenen Ritter in die äußerste Gefahr brachte. Am Ostersonntage, als die Bethglocke die Belagerten zur Kapelle gerufen, rüsteten sich ihre Feinde in sorgsamer Stille zum Sturme und es gelang ihnen auch nach langer verzweiflungsvoller Gegenwehr die Mauern zu übersteigen. Mehrere von den Rittern wurden im Kampfe erschlagen, die andern aber bis auf drei gefangen, welche als Bauernweiber gekleidet in die Stadt geflüchtet waren, und von dort entkamen. Die Burg wurde zerstört. Die Stunde der Rache hatte geschlagen und die so lang Unterdrückten schwelgten jetzt bis zum Ueberflusse in derselben, dem lechzenden Hasse genug zu thun.

Umsonst kommt die Gräfin von Felsenstein, ihren zweijährigen Sohn auf dem Arm, zu den Anführern der Sieger, wirft sich vor ihnen auf die Kniee und fleht um das Leben der Gefangenen, sie bittet, wenigstens den Grafen zu schonen; allein umsonst. Die Bauern verhöhnen sie und zwingen dann die Ritter nach einer Pfeife zu tanzen, worauf sie gespießt wurden, und dann in Todesqualen langsam hinstarben. Die Gräfin von Felsenstein aber zog, eine Göttin der Rache, im Lande umher und both Alles auf, einen großen Zug gegen die Aufrührer zu veranlassen. Ihren Thränen, ihren Bitten, ihrer Beredsamkeit gelang es, vereinzelte Kräfte zu Massen

Digitized by Google

zu verbinden, und so brach der Hauptmann des schwäbischen Bundes Georg, Truchseß von Waldburg, mit einem bedeutenden Heere gegen die Bauern auf, unter denen indessen Streit und Uneinigkeit ausgebrochen war. Viele waren weggezogen, raubten, plünderten und mordeten und wollten von dem Hauptheere nichts mehr wissen.

Dieser Umstand gab ihren Gegnern gefährliche Waffen wider sie in die Hände und ihr Kämpfen war zuletzt nur mehr ein Fechten auf der Flucht, ein verzweiflungsvolles Ringen bis auf den Tod. Wie sie früher ihre Rache mit Grausamkeit ausgeübt, so nahte ihnen jetzt die Wiedervergeltung mit furchtbaren Martern. Gerädert, geviertheilt, mit Pferden zerrissen, mit glühenden Zangen zerfleischt wurden die Gefangenen. Unmenschlichkeiten, welche jene Zeit bezeichnen und zugleich zur Schmach gereichen, wurden mit kaltem Herzen ausgeübt. Jener Pfeifer, welcher den Rittern zum Todestanze aufgespielt, wurde gefangen. An einen Baum schmiedete man ihn mit eisernen Ketten, und rund um ihn wurde ein enger Kreis Feuer angezündet. Während sie ihm auf der eigenen Pfeife seine eigenen Weisen vorspielten, wurde er unter schrecklichem Geheule langsam gebraten. Die Mauern der Stadt Weinsberg wurden geschleift und die Einwohner zerstreut.

Spätere Zeiten brachten mildere Sitten mit. Weinsberg erhielt die Erlaubniß aus seinem Schutte zu erstehen, sich wieder Mauern und Befestigungswerke zu erbauen. Fröhlich blühte es auf. Der Wohlstand seiner Einwohner kehrte zurück, jene schwere Zeit trat in den Hintergrund und vorüberwandelnde Jahre senkten ihre hüllenden Schleier darauf. Nur die Trümmer der „Weibertreue“ sehen mit morschen, traurigen Zügen verlassen auf das fröhlich glühende Leben nieder. Auch ihnen sollte eine Auferstehung werden. Justinus Kerner mit dem tiefpoetischen Herzen, dem die Körper- und Geisterwelt sich aufgeschlossen, baute bequeme Wege hinauf zu den Ruinen und pflanzte duftende Rosen dort, wo so lange nur scharfe Dornen gewuchert hatten. Er besserte aus, was zu erhalten war, und brachte tönende Aeolsharfen an, die uns im Abendwinde ihre rührenden Lieder schwellend zusingen. Manches treffliche Lied wurde hier gedichtet, und nicht von Kerner allein, auch von fremden Sängern, denen wie jedem Wanderer die gastfreie, gemüthliche Familie ihr Haus öffnet, wo auch Lenau, der begeisterte Dichter des „Faust,“ „Savanarola,“ einige Zeit gelebt und dort zum Theile seine „Albigenser“ gedichtet hatte.

Alex. Patuzzi.

Jussuf und Suleicha,

epische Dichtung des Mewlana Dschami, aus dem Persischen im Auszuge mitgethelt von Pius Zingerle.

Der persische Dichter Dschami, oder wie er mit dem ganzen Namen heißt, Mewlana Nureddin Durrahman Dschami, ist den Freunden der deutschen Literatur nicht ein unbekannter Name. Göthe im westöstlichen Divan und Rückert in den östlichen Rosen thun seiner Erwähnung als eines der berühmtesten Sänger des phantasiereichen Morgenlandes. Ebenso bekannt ist der mit Göthes westöstl. Divan Vertrauten der Name Suleicha (Suleika). Diese von orientalischen Dichtern so gefeierte Schöne, die Gemalin Putifars, bildet mit dem egyptischen Josef, dem Ideal männlicher Schönheit und Tugend, eines der berühmten morgenländischen Liebespaare, das Göthe mit den Worten aufführt:

Unbekannte sind sich nah.
Jussuf und Suleika.

Ihre Liebesgeschichte, welche im Koran die schönste der Geschichten genannt wird, begeisterte viele orientalische Dichter, und ward von ihnen seltsam genug, ganz gegen den Geist, in dem die heil. Schrift sie erzählt, als bildliche Darstellung der reinsten Liebe allegorisch auf die göttliche Liebe gedeutet, auf die Liebe zum höchsten Guten und Schönen. Diese Liebe erreichen, wie die mystische Auslegung lehrt, Menschen nur dann, wenn wie über Suleicha auch über sie harte Prüfungen kommen, wodurch sie gesühnt und wie neugeboren werden. Ungezwungener und natürlicher ist die Deutung Anderer, welche in Josefs Geschichte weiter nichts sehen als die Wirkung einer blühenden männlichen Wohlgestalt auf die Seele des Weibes.

Ehe wir daran gehen, die Leser mit diesem im Oriente ungemein beliebten und hochgeschätzten Gedichte auszugsweise bekannt zu machen, dürfte es nicht ohne Interesse sein, über den Dichter selbst einen kleinen Vorbericht zu geben, obwohl schon Göthe in den Noten zum westöstl. Divan Einiges über ihn bemerkt. Wir entnehmen die Daten aus dem sehr belehrenden Vorberichte, welchen der Herausgeber dieses persischen „historisch-romantischen“ Gedichtes, wie er es nennt, in Urtext und Uebersetzung, Vinzenz Edler von Rosenzweig dem Werke vorangeschickt hat.

Dschami ward im Jahre 1414 der christlichen Zeitrechnung geboren und hat diesen Namen vom persischen Dorfe Dscham, seinem Geburtsorte; den Ehrentitel Mewlana (unser Lehrer, Magister oder auch unser Herr) erhielt er später seiner großen Gelehrsamkeit wegen. Früh ward er ins Heiligthum der beschaulichen Richtung des Islam eingeführt und mit der mohamedanischen Ascetik und Mystik vertraut, von der seine Gedichte voll sind; doch huldigt er auch mitunter abwechselnd dem Realen und Sinnlichen. Der junge Dichter ward bald sehr berühmt, von Fürsten hochgeschätzt und ausgezeichnet, widmete die ganze Lebenszeit den Wissenschaften, strebte aber auch dem Volke durch vertraute Unterredungen über Religion und Sittlichkeit zu nützen. Er lebte größtentheils zu Herat, allgemein hochgeachtet, bis er im 81. Lebensjahre, 1492 *) nach Chr., von allen Ständen tief betrauert, daselbst verschied.

Dschami ist Persiens letzter großer Dichter und unter seinen 16 poetischen Arbeiten verschiedener Art nimmt Jussuf und Suleicha nach seinem eigenen und Anderer Urtheile den Ersten Platz ein. Frisch und lebendig ist darin das Colorit, Wahrheit herrscht in den dargestellten Empfindungen, und man muß sich über das jugendliche Feuer der Phantasie in diesem Gedichte um so mehr verwundern, weil Dschami erst im Greisenalter an seine Abfassung ging und es im Alter von 70 Jahren vollendete.

---

*) Wenn die Angabe des Geburtsjahres richtig und der Dichter wirklich 81 J. alt geworden ist, dann starb er 1495, nicht 1492, und Rosenzweig hat falsch gerechnet.

Digitized by Google

Das Metrum im Persischen hat die Form, daß zwei viersylbige Füße, Antipästen, nacheinander folgen, und dann ein dreisylbiger Fuß, nämlich ein Amphibrachys kommt: ∪ — — ∪ | ∪ — — ∪ | ∪ — ∪. Je zwei Verse bilden ein Reimpaar und zwar so, daß entweder das letzte Wort reimt, oder die letzten Worte gleich sind und die vorletzten reimen, wie aus der Form der Gaselen bekannt ist, z. B. bei Rückert die erste Art:

Wißt ihr, Perser, wie es kam,
Daß der Reim den Ursprung nahm?

Und die zweite Art:

„Gott geleite die armen traurigen Kranken heim,
Gott geleite die müden irren Gedanken heim!"

In so gebauten Reimpaaren nach dem oben angegebenen Schema zieht sich das ganze sehr lange Gedicht ohne alle Abtheilung in Bücher oder Gesänge hin. Dem goldenen Faden des Dichters folgend, will ich bald erzählend, die geneigten Leser durch den von ihm eröffneten schöngeschmückten Garten der Poesie führen, bald den phantasievollen Sänger mit eigenen Worten redend einführen. Ob ich ihm stets reimend nachfolge, kann ich freilich nicht versprechen; die Leser werden sich auch zufrieden stellen, wenn ich in nicht gereimten fünffüßigen Jamben seine Gedanken treuer wiederzugeben suche, als es in gezwungenen Reimen möglich wäre.

Göthe sagt bekanntlich:

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen,"

und so lade ich denn die freundlichen Leser und schönen gebildeten Leserinnen in's Land ein, von dem Tieck singt:

O beglückt, beglückt du Persien,
Persien, Wunderland des Morgens!
Süße Fluren, heil'ge Wälder,
O du Glanz des vollen Stromes,
Meer mit deinem weiten Spiegel,
Luft mit deinem lieben Othem,
Quellen, mächtige Gebirge,
Heimat, wo die Lieder wohnen!

Möge ich ihnen durch die Bekanntmachung mit einer der werthvollsten und gefeiertsten Gaben der Poesie dieses Landes einige angenehme Stunden verschaffen! Es ist jedenfalls sehr interessant, fremde, wenn auch mitunter seltsame Wunderblumen der Dichtkunst kennen zu lernen, und ich kann dabei viel des Schönen und Lieblichen versprechen.

Zur Charakterisirung des Dichters sei es mir übrigens erlaubt nachträglich noch beizufügen, daß er auch als Lyriker sich ausgezeichnet hat. Wir haben von diesem „Fürsten des Wortes" vier Divane oder Liedersammlungen, woraus der Großmeister in der Bearbeitungskunst morgenländischer Poesieen, Fr. Rückert, Vieles in Urtext und Uebersetzung bekannt gemacht hat in der Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes, und in der Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft. Daß sich in Dschami nach der Art morgenländischer Dichter auch manches Abgeschmackte findet (woran es, beiläufig gesagt, auch in abendländischen Poeten nicht fehlt), kann ohnehin als bekannt vorausgesetzt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur neuesten Lirik.

(Fortsetzung.)

Altschottische und altenglische Volksballaden, nach den Originalen bearbeitet von W. Dönniges. München. artist. Anstalt.

Englische Balladen.

Der graue Bruder. *)

Ein grauer Bruder trat heraus
Zu frommem Dienst bereit,
Da traf er auf ein Fräulein schön
Im härnem Pilgerkleid.

„Grüß Gott, ehrwürd'ger Bruder, dich,
Sag mir, ich bitt dich schön,
Hast du in jenem Kloster nicht
Mein treues Lieb gesehn?" —

„Woran erkenn ich dein Treulieb
Vor allen Andern nun?" —
„An seinem Muschelhut und Stab,
Und seinen Sandelschuhn.

Noch mehr an Mien und Angesicht,
Die ach! so schön und klar,
Den goldnen Locken und dem Licht
Im blauen Augenpaar." —

„O Fräulein, er ist todt und hin,
Ist todt und hin, Fräulein;
Zu Häupten grüner Rasen ihm,
Zu Füßen ihm ein Stein.

In diesem heiligen Kloster lang
Verschmachtet er und starb;
Noch klagend, daß ihn ihre Lieb,
Und ach! ihr Stolz verdarb.

Sechs Junggesellen trugen ihn
Auf offner Bahre fort,
Und manche Thräne thaut hinab
Auf seinem Grabe dort." —

„Und bist du edler Knabe hin,
Und nichts als Staub und Bein,
Und starbst aus Liebe nur zu mir,
So brich, du Herz von Stein!" —

„O! weinet Fräulein, weint nicht so;
Gott mög' Euch Trost verleihn;
Der eitle Gram verzehrt das Herz,
Laßt diese Thränen sein." —

„Verdamme, heilger Bruder nicht,
Verdamm' nicht meinen Schmerz;
Den schönsten Knaben ach! verlor,
Verlor dieß arme Herz!

Nun er dahin, so will ich auch
Vergehn in Qual und Noth:
Für ihn wünscht ich das Leben mir,
Für ihn wünsch ich den Tod." —

*) Bürger hat diese Ballade in seinem „der Bruder Graurock und die Pilgerin" eigentlich auch nur übersetzt, da er Strophe für Strophe dieser Percy'schen Verarbeitung alter volksthümlicher Fragmente aus Liedern und Balladen (namentlich auch aus dem Munde Ophelias in Hamlet) folgt. Er hat sie aber meiner Meinung nach keineswegs verschönert, schon deßhalb nicht, weil er eine fünfzeilige breitere Strophe nahm, welche die große Einfachheit und Schönheit der altenglischen nicht wiedergeben konnte.

Digitized by Google

„O lasset Fräulein, lasset nicht
Den Thränen eitlen Lauf;
Selbst Maienregen wecket nicht
Verwelkte Veilchen auf.

Wie Träume fliehn die Freuden hin!
Was hältst du deine Pein?
Die Klag' erschwert nur den Verlust,
Laß ihn vergangen sein." —

„O! sprich nicht, heil'ger Bruder, so,
Nur dieß bitt ich von dir;
Mein treues Lieb es starb für mich,
Drum ziemt die Thräne mir.

Und kehrt er niemals wieder her,
Und kehrt er niemals her?
Ach nein! Er ist todt und liegt im Grab
Und bleibt und kehrt nicht mehr!

So licht der Wangen Rosenroth,
Der Jugend holde Zier!
Doch er ist todt und liegt im Grab!
O, Gott! Und weh ist mir." —

„O Fräulein, weine nicht und denk,
Wie falsch die Männer sind;
Ein Fuß zur See, ein Fuß am Land,
Und unstät wie der Wind.

Wärst du ihm treu, so wär' er falsch,
Der Liebe satt und taub;
Denn junges Blut bringt Wankelmuth,
Wie Sommersbaum das Laub." —

„O sprich nicht, heilger Bruder, so,
Nur dieß bitt ich von dir.
Mein Lieb es war das treuste Herz,
Und treu auf ewig mir.

Und bist du todt, geliebtes Herz,
Und starbst treu eigen mir,
So fahre wohl mein Heimatland,
Fortpilgr' ich nun von hier.

Doch erst zu meiner Liebe Grab,
Wall' ich ein müdes Weib;
Drei Küsse seinem Rasen noch,
Der ihm bedeckt den Leib." —

„O Fräulein, bleibt ein wenig hier!
Zum Kloster geht hinab;
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Und Regen strömt herab." —

„O halt mich, heilger Bruder, nicht,
Ich bitt dich, laß mich sein!
Denn aller Regen, der mich trifft,
Wäscht meine Schuld nicht rein." —

„So halt doch Fräulein! kehr dich um!
Laß Thrän und Herzeleid!
Und schau mich an, denn dein Treulieb
Steht hier im grauen Kleid.

Aus Gram und hoffnungslosem Schmerz
Wählt ich mir dieß Gewand,
Und hätt zu Klostereinsamkeit
Mein Leben bald verbannt.

Doch Gott sei Dank! mein Probejahr
Ist noch nicht ganz herum;
Und wenn ich hoffen darf, mein Lieb,
So kehr ich wieder um." —

„Fahr hin o Gram und Freude kehr,
Willkommen kehre her,
Dich hab ich wieder, theures Herz,
Wir scheiden nimmer mehr." —

König Johann und der Abt von Canterbury.

Ich will euch erzählen 'ne alte Geschichte;
Vom König Johann ist's, von dem ich berichte;
Er herrschte in England nicht besser als schlecht,
Und that recht viel Uebles und hielt wenig Recht.

Auch will ich erzählen 'ne lust'ge Geschichte,
Vom Abte von Canterbury ich berichte;
Wie von seines Haushalts hochfürstlicher Pracht
Die Post sie nach London zum König gebracht.

Es hielte, so hörte der König die Mähr',
Der Abt wohl an hundert Hausleut' um sich her,
Und fünfzig in Goldketten ständen zu Hauf,
In Sammet und Seide zu warten ihm auf.

„Ha ha, Vater Abt, so steht es um dich,
Du schaffst dir den Haushalt viel prächt'ger als ich!
Doch fürcht' ich um deinen hochfürstlichen Ruhm,
Du bist ein Verräther am Königthum." —

„Mein Fürst, sprach der Abt drauf, nicht ist es verwehrt,
Zu spenden von dem, was uns eigen gehört;
Und traun, Euer Gnaden, nichts Strafbares thut,
Wer spendet sein rechtlich erworbenes Gut." —

„Doch, doch Vater Abt, dein Verbrechen ist schwer,
Denn mußt du mir sterben, so hart es auch wär';
Und wenn du nicht lösest drei Fragen mir,
So leg' ich den Kahlkopf zu Füßen dir.

Zuerst wenn ich hoch in der Lehnleute Kranz
Mit der Krone mich zeige in fürstlichem Glanz,
Dann sei ich von dir nebst den Edlen belehrt,
Wie viel bis zum Pfennig als König ich werth.

Zum zweiten sollst du mir getreulich ansagen,
Wie schnell ich zu Rosse die Welt mag umjagen;
Und drittens, doch ohne zu weichen und wanken,
Sollst du mir errathen auch meine Gedanken." —

„O Gott! diese Fragen sie sind allzu spitz
Für meinen Verstand und erbärmlichen Witz.
Doch will Euer Gnaden drei Wochen verleihn,
So will ich versuchen, was möglich mag sein." —

„Drei Wochen die will ich zum Aufschub dir geben,
Doch sei das der längste Termin für dein Leben,
Und kannst du mir dann nicht die Fragen bestehn,
So ist's um dein Land und dein Leben geschehn." —

Hinweg eilt der Abt dann betrübt ob dem Wort,
Auch ritt er nach Cambridge und Oxenford:
Doch war da kein Doktor von Allen zu Hauf,
Der gab unserm Abte die Antwort darauf.

Und heim ritt er trostlos und übel bestellt,
Und traf seinen Schäfer austreibend am Feld:
„Willkommen, Herr Abt, was ficht Euch denn an?
Was bringt ihr uns Neues vom König Johann?"

Digitized by Google

„O Schäfer! Nur schlimme Post kann ich Euch geben,
Jetzt hab' ich nur ach! noch drei Tage zu leben,
Und lös' ich ihm nicht die drei Fragen auf,
So läßt er mich hängen und köpfen darauf.

Zuerst, wenn er hoch in der Lehnleute Kranz,
Mit der Krone sich zeiget im fürstlichen Glanz,
Dann sei er von mir, so will er's, belehrt,
Wie viel bis zum Pfennig der König mir werth.

Zum Zweiten soll' ich ihm getreulich ansagen,
Wie schnell er zu Rosse die Welt mag umjagen;
Und drittens, doch ohne zu weichen und wanken,
Soll ich ihm errathen gar seine Gedanken.“ —

„Getrost mein Herr Abt! Ihr mußtet wohl hören,
Ein Narre könnt' manchmal die Weisen belehren.
Nur leiht mir Eu'r Roß und Gefolge und Kleid,
Dann reit' ich nach London und gebe Bescheid. —

Nicht runzelt die Stirne, ihr wißt es ja wohl,
Daß ich Euer Lordschaft sehr ähnlich sein soll,
Drum hab' ich nur Euren Ornat erstlich an,
So kennt mich in London kein Weib und kein Mann.“ —

„Nun Roß und Gefolge sie sind dir bereit,
In prächtigem Aufzug die wackersten Leut;
Im Chorrock und Inful, so wie du da trabst,
So könnt'st du erscheinen vor unserm Herrn Pabst.“ —

„Nun willkomm'! Herr Abt, sprach der König Johann,
Gut, daß du gekommen zu rechter Zeit an!
Und kannst du die Fragen nun lösen mir,
So schenk' ich dein Land und dein Leben dir.

Und erstens, wie hoch in der Lehnleute Kranz
Die Kron' auf dem Haupte im fürstlichen Glanz
Ich jetzo hier sitze, so sei ich belehrt,
Wie viel bis zum Pfennig der König dir werth.“ —

„Für dreißig Pence ward unser Herr Jesus Christ,
An falsche Juden verkauft, wie Ihr wißt!
Drum geb' ich für euch auch nur zwanzig und neun,
Denn Einen müßt Ihr doch wohl weniger werth sein. —

Da lachte und schwur bei St. Bittel der König:
„Nie hätt' ich geglaubt, daß ich gälte so wenig,
Doch zweitens mußt du mir getreulich ansagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen.“ —

„Steht auf mit der Sonne und reitet mit ihr
Gleich schnell bis am nächsten Tag sie wieder hier,
Dann sag ich Euer Gnaden ganz sicherlich an,
In zweimal zwölf Stunden ist Alles gethan.“ —

Da lacht auf und schwur bei Sankt Johann der König:
„Nie dacht ich, man brauchte der Stunden so wenig;
Doch nun noch zum dritten, ohn' Weichen und Wanken,
Sollst du mir errathen auch meine Gedanken.“ —

„Ja wohl auch das will ich: Nur lacht mir recht fleißig.
Ihr denket, ich sei der Abt selber, das weiß ich;
Doch bin ich sein Schäfer nur, sicherlich!
Und bitt um Verzeihung für ihn und für mich.“ —

Der König er lacht auf und schwur gleich darein:
„So setz ich zum Abte dich selber nun ein.“ —
Ach nein, mein Herr König, das laßt nur hübsch bleiben,
Denn leider, ich kann weder lesen noch schreiben.“ —

„Vier Nobles die Woche, die setz ich dir aus
Für lustige Kurzweil und herrlichen Strauß!
Und sag deinem Abt, wenn du kommst bei ihm an,
Du bringst ihm Verzeihung vom König Johann.“ —

In diesem Gedichte habe ich da, wo die Bürgersche Umarbeitung sich genau an die Worte des Originals anschloß, die Uebersetzung Bürgers so viel wie möglich beibehalten und die weiblichen Reime ebenfalls, die übrigens auch neben den männlichen im Original vorkommen, angewandt. Dieß ist für unsere Sprache angemessener. Uebrigens habe ich fast wörtlich getreu übersetzt, damit die Vergleichung, die Bürger in diesem Gedichte nicht zu scheuen hat, um so interessanter werde.

(Schluß folgt.)

Die Rauhnächte.

Diese Nächte sind da, um die Poesie zu wahren und das durch trockene Vernunft ausgemergelte Land der Sage wieder zu bevölkern.

Vier dieser Nächte zeigt uns der Bauernkalender mit Roth an und zwar am 6., 25. und 31. Dezember und am 6. Jänner. An diesen Tagen, wenn die eherne Zunge der Zeit 12 Rufe durch die Schwärze der eisigen Nacht warnend hören läßt, reichen Sonntagskinder den unsichtbaren Dienern der Geschicke ihre Hand und folgen ihnen durch die Wüsteneien des Aberglaubens an die Urne der Zukunft.

I. 6. Dezember Nicolaus-Nacht.

Es herrscht der naive Mädchenglauben, daß in dieser Nacht, wenn eine Jungfrau einen Kranz aus Hagedorn, der beim Eintritte des letzten Vollmondes geschnitten ward und auf dem Altar der heiligen Siebenschläfer gelegen ist, verbrennt, so werde der Fürst der Nächte in der Theilungsstunde zweier Tage einen Traumgott ihr zusenden, um zu berichten, wer sie wahrhaft, innig und treu liebt.

Diesen Glauben stützen die Mädchen auf das dritte Kapitel im zweiten Buch Moses, weil darin erklärt wird, daß einst der Herr gerade um diese Zeit aus einem brennenden Hagedornbusch zu Moses geredet und sich ihm geoffenbaret habe.

Ein Anderes steht um Mitternacht aus dem warmen Bette auf und schleicht barfuß durch die frostige Nacht zum Ofenloche hin, in welchem sie das schöne, leichtgläubige Köpfchen steckt „ofenlosen,“ um aus dem Gesumse desselben zu enträthseln, wer ihr wohl liebend zugethan und wer willens sei sie heimzuführen. So wähnt eine Dirne zu hören: Seppel nimmt dich, nimmt dich u. s. w.

Ein Drittes harrt schon vor dem Ave Maria-Läuten am Brunnen als moderne Samaritanerin, aber nicht um vom Herrn das lebendige Wasser zu bekommen, sondern um zu erfahren, ob dieses Jahr für sie ein Trau- oder Trauerjahr werde. Beim ersten Glockenton schiebt das Mädchen das Gefäß unter den Wasserstrahl, geht hier ein Jüngling an ihr vorüber, bevor es noch voll wird, dann heirathet sie bestimmt im Verlauf eines Jahres; wird aber das Gefäß voll, ohne daß ein Junggeselle sich gezeigt hätte, dann geht sie traurig und gesenkten Hauptes zurück und läßt alle ihre Hoffnungen am Brunnen zurück. Erzürnt über das böse Geschick vergräbt sie sich weinend unter den Bettdecken.

Digitized by Google

Eine Vierte, die noch nicht über ihre Gunst entschieden hat und in Zweifel ist, welcher von den zwei Bewerbern ihr vom Himmel bestimmt sei, stellt um Mitternacht auf eine Bank ihrer Kammer drei Häufchen Werk von gleicher Größe, eine Spannweite von einander entfernt, und setzt auf deren Spitzen ein Büschchen Haar derjenigen Personen darauf, die sie vorstellen, d. h. diese drei Werk-Pyramiden repräsentiren eine anwesende und zwei abwesende Personen, nämlich sich selbst und ihre zwei Anbether.

Nun wird der mittlere (nämlich Sie) angezündet und geschaut, welcher von den Nebenhaufen zuerst oder gar allein Feuer gefangen habe. Der entzündbarere, der schnell in Feuer und Flammen auflodert, wird auch ihr zukünftiger Lebensgefährte sein.

(Fortsetzung folgt.)

Tiroler=Biene.

Eine jüngst über „Augsburg und seine frühere Industrie“ erschienene Schrift von Theodor Heebeeger gibt uns interessante Aufschlüsse über ein großartiges Besitzthum Tirols, dessen Herkommen bisher in Dunkel gehüllt und daher unerforschbar gewesen. Sie berichtet nämlich, daß wie jene kolossalen Statuen, die das Maximilianische Mausoleum in der hiesigen Hofkirche zieren und mit Rücksicht auf ihr hohes Alter neben den marmornen Reliefs den Gegenstand allgemeiner Bewunderung bilden, nicht — wie man vermuthen zu dürfen glaubte — dem vaterländischen, am 11. Juni 1565 in hohem Alter zu Hötting verstorbenen Stück- und Glockengießer Gregor Löffler und seinen beiden Söhnen, sondern dem Zusammenwirken mehreeer augsburgischee Künstler zu danken haben, und daß nicht König Ferdinand sie insgesammt zur Verherrlichung seines Ahnherrn gießen ließ, sondern daß Maximilian selbst noch bei seinen Lebzeiten den Bildner Geoeg Muschgat und die Erzgießer Hans und Lukas Zottman mit der Anfertigung etlicher derselben beauftragt hat. Auch ein gewisser Lorenz Sartor scheint dazu verwendet worden zu sein, nachdem der Kaiser sich an die Stadt Augsburg zu dessen Gunsten mit dem Erbitten wandte, „ihm zum Gusse etlicher zu seinem Begräbnisse bestellter Bilder“ eine Werkstätte zu bauen. Leider starb der große Max, ehe noch seinem Auftrage war entsprochen worden, und es wurden andere Künstler mit den spätern Erzarbeiten betraut; doch bleibt es erwiesen, daß die zu Augsbneg begonnenen Statuen dort auch vollendet wurden und daß mindestens die kleineren unter den aufgestellten riesigen Gebilden, welche eine mündlich bewahrte Teadition speziell den beiden Söhnen Gregor Löfflers zueekennt, zu dieser Zahl gehören. —

Literatur.

Die Klage. Herausgegeben durch Fr. H. von dee Hagen. Mit Holzschnitschnitten von Gubitz und unter dessen Leitung gefertigt. Berlin. Vereins-Buchhandlung.

Fr. H. von der Hagen, der sich durch die Herausgabe vieler mittelhochdeutschen Dichtungen um die ältere deutsche Literatur wesentliche Verdienste erworben, bietet uns hier die Nibelungenklage „in der alten vollendeten Gestalt.“ Es wird diese Ausgabe des bekannten Gedichtes, das den völligen Abschluß der Nibelungen Noth bildet und manches in dieser erklärt und beleuchtet, allen Freunden dee Poesie des Mittelalters eine willkommene Erscheinnng sein. Zu wünschen wäre, daß Herr von Hagen anstatt der vorangeschickten: „Geschichte und Bedeutung des Nibelnngenliedes“ eine Einleitung zur Klage vorausgeschickt hätte, denn wir haben es hier nicht mit dem Nibelungenliede, sondern mit der Klage zu thun und diese und ihre Geschichte ist noch viel unbekannter, als die Noth und ihre Literatue. Zudem würde es dem Leser sehr willkommen sein, wenn er wüßte, nach welchee Handschrift diese Ausgabe besorgt sei. Die Ausstattung ist empfehlend, die Holzschnitte sind gelungen zu nennen.

Der Nibelungen Klage. Zum ersten Male in neuhochdeutschen Reimen. Mit Holzschnitten von Gubitz und unter dessen Leitung gefertigt. Berlin. Vereinsbuchhandlung.

Wir begrüßen diese Uebersetzung mit Freude, weil nun auch denjenigen, die mit der mittelhochdeutschen Spraehe nicht vertraut sind, dieses Gedicht zugänglich wird. Das Nibelungenlied ist in Uebersetzungen weit verbreitet und gelesen, die Klage, welche mit dem Nibelungenlied in dee innigsten Verbindung steht, blieb dem geoßen Leserkreis beinahe unbekannt, den meisten unveeständlich. Der Uebersetzer verdient deßhalb unsern Dank. Ee gibt den Sinn ziemlich treu wieder, und ahmt die alte Form mit großer Gewandtheit nach. Wie empfehlen dieses Werk allen Fr.unden unsers größten Nationalepos. Die Ausstattung empfiehlt sich.

Humoristische Scenen und Bilder aus dem Leben eines Schulmeisters. Leipzig. Verlag von E. Wengler. 1852.

Das allbekannte Thema der Schullehrernoth soll hier anf humoristische Weise daegestellt weeden. Ließe sich diesem wunden Flecke der Gesellschaft auch eine humoeistische Weise abgewinnen, so geschieht es in dieser Beoschüre nicht. Derbe Hyperbeln ersetzen nie nnd nimmer den Humoe. Die Darstellung ist sehe mittelmäßig.

Die Lyrik der Deutschen in ihren vollendetsten Schöpfungen während dee letzten hundert Jahre, vornehmlich von Göthe bis auf die Gegenwart. In fünf Büchern herausgegeben von Heinr. Fried. Wilhelmi. Frankfurt a. M. bei H. Ludw. Beönner. 1852.

Je mehe die Anzahl der poetischen Sammelwerke steigt, desto grösser ist die Pflicht wahrhaft gute Sammlungen zu befingerzeigen nnd das lesende Publikum auf diese aufmerksam zu machen. Zu den Anthologien, die von dem Trosse der oft so geistlosen Beispielsammlungen eine rühmliche Ausnahme machen, gehört Wilhelmis Sammlung. Sie zeichnet sich nicht nur durch die Reichhaltigkeit des Inhaltes — sie enthält über 1100 Gedichte von 240 Dichtern, — sondern auch durch die geschmackvolle Wahl der Lesestücke ans. Die schönsten Blumen der deutschen Lyrik sind uns hiee gebothen und kommt es in ähnlichen Sammlungen häufig voe, daß sie nur dasselbe enthalten und sehr wenig Neues biethen, so finden wir hier nebst den ausgezeichnetsten Gedichten, deren Aufnahme wir von jedem Sammler fordern, eine bedeutende Anzahl von Poesien, die nicht nur schön, sondern auch den meisten Leseen neu sind. Hieher gehören die Gedichte von Dr. Chr. Baeth, Karl Barthel, Bercht, Beischlag, Bodenstedt, Cunz, Curtius, Ferrand, Gutzkow. Hungari, Krais, Leitner, Leutrum-Ertingen, Minkwitz. Otte, Luise von Plönnies, Ida v. Düringsfeld, Schimpee, Söltl, Strachwitz. Otto Weber u. a. Zeichnet sich dies Liedeebuch durch erwähnte Eigenschaften voe vielen Werken dieser Art schon aus, so empfiehlt es sich noch mehr durch die sinnige Anordnung. Es ist in fünf Büchee eingetheilt. Das erste Buch ist „der reinen Lyrik,“ — hauptsächlich dem Liede — gewidmet. Nach dem Inhalte der Lieder zerfällt es in folgende Unterelassen: 1. Naturgefühl, Wanderlust, Heimweh. 2. Gesänge der Liebe, 3. Deutsches Vaterland, Kampf für Deutichland, Zeiterinnerungen, 4. Lebensheiterkeit, Gefälliges, Anmuthiges, 5. gesammelte Stimmung, Beschauliches, Erweckliches, 6. Dissonanzen des Gemüthes. Zerrissenheit, Sehnsucht, Ahnung. 7. Letzlee Schmeez. Nacht des Daseins. 8. Trost, Versöhnung, christl. Gaubens-Macht. Das zweite Buch vertritt die didaktische Lyrik und enthält Didaktisches, Gnomisches, Fabeln und Parabeln, Legenden*). Das dritte Buch repräsentirt: die epische Lyeik, besonders die Romanze nnd Ballade. Das vierte Buch enthält lyrische Gedichte, die ihre Form den romantischen Völkern Südeuropas entlehnt haben, dahin zählen Glossen, Sicilianen, Sonette, Stanzen, Terzinen. Den Schluß des Werkes bildet die Lyrik in griechischer und römischee Form. Durch diese Eintheilung eignet sich dies Buch besonders für Studirende, die sich mit dem Studium der Poetik beschäftigen. Mit Feeuden nahmen wir bei der Lektüre dieses Sammelwerkes wahr, daß die religiöse Poesie zahlreich und würdig vertreten ist. Dieß ist um so erfreulicher, da gewisse Kritiker und Sammler, die sich der größten Unpartheilichkeit rühmen, mit bewunderungswürdiger Consequenz alle Poesien, die christl. Geist athmen, ignoriren oder schon vorhinein veeworfen. Es ist Heeen Wilhelmi in dieser Lese wirklich gelungen, „die vollendetsten Leistungen der neueren Lyrik zur vollen Anschauung zu bringen und den Feemden gegenübee dem deutschen Dichtergeiste ein schönes Denkmal zu erreichten.“ Möge diese reichhaltige Musteesammlung bei Lehrern und Schülern die verdiente Aufnahme finden.

*) Wie die Legende ein rein episches Gedicht zur Lyrik gehöre, können wir nicht begreifen.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postveesendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagnee'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung beechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater.

III. Jahrgang.

№ 43. Innsbruck, 23. Oktober 1852.

Röschen.

Dort oben, dort oben auf Berges Höh',
Da hab' ich ein Röschen gefunden,
Ich habe es treu an den Busen gesteckt,
Doch leider nicht fest gebunden.

Und es braus'te der Wind, und er brauste daher,
Und hat mir das Röschen genommen,
Noch lange hab' ich ihm nachgeschaut,
Ich werde es nimmer bekommen.

Und des Windes Bräutchen in den Lüften tanzt,
Doch konnt' ich es gerne verschmerzen;
Noch hab ich ein Röschen, das lieblicher blüht,
Ich trag es fest drinnen im Herzen.

Balthasar Hunold.

Jussuf und Suleicha,

epische Dichtung des Mewlana Dschami, aus dem Persischen im Auszuge mitgetheilt von Pius Zingerle.

(Fortsetzung.)

Gehen wir nun zum Gedichte selbst über! Dschami beginnt dasselbe mit 13 einleitenden Reimpaaren, in denen er Gott um die Gabe süßen Gesanges anruft, damit er Seine Gnade erkennend und nur Ihn allzeit preisend „Sieg erringe im Klima (Felde, Reviere) der Rede."

Laß, Allah, sich der Hoffnung Knosp' erschließen,
Dem ewgen Garten eine Ros' entsprießen!
Von jener Knospe soll mein Garten lachen,
Und jene Rose düftereich mich machen.

Eine Rose aus dem Paradiese also wünscht er sich. Weil der Herr ihm, sagt er weiter, ein Herz voll Perlenschätze gegeben habe, möge seine Zunge eine Wage für Perlen sein. „Süßdurchduftet mache von meinem Moschus den ganzen Erdkreis! Das Schreibrohr mache zum Zuckermunde, das Buch ambraaushauchend!" Am Ende dieser 26 Anfangszeilen ermuthigt er sich mit den Worten:

Wohlan, o Dschami, laß die Scham vergehn,
Sey's klar, sey's trüb, laß deine Gabe sehn!

Die Leser dürfen sich aber nicht mit der Hoffnung schmeicheln, nach diesen vorbereitenden Reimen sogleich in den schönen Garten einzutreten, worin uns der Dichter, ehe er die eigentliche Erzählung beginnt, zuerst die anmuthsvollen Gestalten der Schönheit und Liebe vorführt. Wir müssen zuvor geduldig abwarten, bis er als gewissenhafter Muslim (Muselmann) seine Dichterpflicht erfüllt hat durch das **Besmele, Hamdele, Ssalwele**, d. h. Anrufung Gottes, Lob Gottes, und Lob des Propheten; denn mit diesen Gegenständen muß jedes Buch eines Muselmannes eröffnet werden. Dschami beginnt die Anrufung des göttlichen Namens mit den erhabenen Worten, die ich als Perle aus dem Oriente schon S. 216 im vorigen Jahrgange des Phönix in folgender Form mitgetheilt habe:

Im Namen Dessen, Dessen Name
Des Erdenkreises Zuflucht ist,
Und Dessen Lobpreis die Juwele
Des Schwertes unsrer Zungen ist.*)

Er läßt dann seinen Gesang fortströmen zum Preise Gottes, „an dessen Namen die Zunge im Gaumen (persisch Gium = Gaum) ihre größte Lust findet, der das Firmament durch Sterne erleuchtet und der Erde durch Menschen Sternenglanz verleiht. Der Rosenknospe gibt er Moschusdüfte, und webt das Brautkleid für die Bräute des Frühlings (Blumen)."

Nicht ohne Ihn kam uns das süße Seyn,
Er ist: sein Daseyn gab auch uns das Seyn.
Geht uns entgegen nicht voll Huld der Herr,
So weichen wir von Ihm ab immermehr.**)

Nach dieser herrlichen Anrufung des göttlichen Namens die ich nur sehr ungern abbreche, um nicht gleich Anfangs durch Weitschweifigkeit ungeduldige Leser zu erschrecken, geh der Sänger zu einer dichterischen Darstellung der Beweise des Daseyns Gottes über, woraus ich unter den schon erwähnten Perlen aus dem Oriente folgende Distichen im vorjährigen Phönix erscheinen ließ:

*) Es sei mir hier erlaubt, auf 2 im Urtexte dieser Verse vorkommende Wörter aufmerksam zu machen, welche die persische Sprache mit der ihr verwandten deutschen gemein hat. Name heißt im Persischen **nam**, und Schwert oder Degen lautet persisch **tig**. Um die nahe Verwandtschaft unserer Muttersprache mit der Muttersprache des Dichters nachzuweisen, möchte ich die freundlichen Leser öfter mit ähnlichen Anmerkungen ein wenig aufhalten; vielleicht findet doch einer und der andere oder eine und die andere einiges Interesse und Wohlgefallen an dem Bekanntwerden mit einigen persischen Wörtern.

**) Siehe S. 216 des vorigen Jahrgangs des Phönix. Dieser Gesang findet sich übrigens theilweise auch von Herder übersetzt im 1. Theile vom Geiste der hebräischen Poesie als Lobgesang aus dem Persischen.

Digitized by Google

Wend' auf den Einen nur dein Antlitz immer und schaue
Ihn nur, wisse und red' auch von dem Einzigen nur!
Ihn verlange allein und ruf' und suche den Einen!
Sieh: es führet dich ja jegliches Stäubchen zu Ihm.

Blick von dem Werke auf den Meister hin,
Und lern' aus seinem Werke schätzen ihn!

Es ist den Lesern aus der Vorbemerkung bekannt, daß Dschami ein mystischer Dichter ist, der gern vom Irdischen sich abwendend zum Göttlichen und Himmlischen sich erhebt. Dieß thut er denn auch in diesen religiösen lyrischen Ergüssen, worin er von den Beweisen des Daseins Gottes, vom Lobe Gottes, von der Erflehung des göttlichen Beistandes zu seinem Gesange handelt. „Wie lange, o mein Herz, ruft er auf, spielst du in diesem Belvedere (der Welt hienieden) gleich Kindern mit dem Staube?“ Dann vergleicht er den Menschen mit einem zärtlich gepflegten, aber nicht für das Nest dieser Erde bestimmten Vogel, und ermuntert sich selbst für's Höhere mit den schönen Worten:

Entschüttl' den Fittigen das Staubgemisch
Und fleug zum himmlischen Pallaste frisch!

Darauf in die Betrachtung der Himmel sich versenkend, ermuthigt er sich, dem Zweifel zu entsagen, weil ja von jedem Stäubchen ein Weg zu Gott führe und auf jedem Ziegel des Erdenschuttes die Inschrift stehe: „Ihn hat die Hand der Weisheit gebildet.“ Jedes Bild weise auf einen Maler hin; die an kunstvollen Bildern so reiche Welt zeugt also um desto mehr für einen Meister. Die Betrachtung über die Beweise des Daseins Gottes schließt Dschami mit folgenden Versen, die ich in Rosenzweigs geschmackvoller Verdeutschung hier mitzutheilen mir erlaube:

Die letzte Stunde, der kein Mensch entflieht,
Sie ist's, die hin dich zu dem Meister zieht.
Auf Ihn nur hefte deines Willens Blick,
Und such bei Ihm nur deines Endes Glück!

Nach den Beweisen des Daseins Gottes geht der Dichter auf den Dank gegen Gott für die Erschaffung und andere Wohlthaten über, dann auf die Anklage der menschlichen Thorheit und Bosheit, preist hierauf die Erbarmung des Ewigen, welche den Irrenden nicht verläßt und fleht um Segen und Rettung. Im Verlaufe der Verse, worin er um Gottes Beistand bittet, stellt er seine eignen Schulden und die göttliche Barmherzigkeit in den Distichen einander gegenüber, die ich unter dem Titel „Reue“ S. 224 im Jahrgang 1851 des Phönix einrücken ließ:

Gränzenlos ist meine Schuld: doch sei es auch, tausendmal größer,
Als meine Missethat, ist Deine erbarmende Huld.
Faßt meine Schuld auch in sich zweihundert Garben von Sünden,
Meines Gestöhnes Blitz zehrt sie auf, wenn Du willst.
Fülleten meine Vergehn auch hundert Bücher, Du kannst ja
Tilgen mit Thränen sie, welche mein Auge vergießt.
Nun enttränfelt mir Blut aus jeder Wimper für jede
Rosige Wange, die einst roth das Gesicht mir gefärbt.
Siehe, mein Augenpaar ist gleich zwei Strömen der Reue.
Dieß ist Ruhmes genug bis zur Erstehung*) für mich.

Das nun folgende, an Wortspielen, mitunter sehr gezwungene, reichen Lob des Propheten und die Beschreibung seiner Himmelfahrt glaub ich füglich übergehen zu dürfen; ebenso auch die Bezeigung der Demuth und Bitte um das Vorwort des Propheten, so wie die Bitte um den Segen desselben, und das Lob des Sultans Hussein, des letzten Nachfolgers Timurs in Chorassan und Persien. Zeigen sich in diesen Stücken auch hie und da Proben des Geistes und poetischen Genies unsers Dichters neben manchen geschmacklosen Künsteleien und Spielereien, sie halten doch nur den auf das eigentliche Thema des Gedichtes neugierigen Leser unnöthiger Weise auf, und die hohe dichterische Begabung des Sängers lernen wir aus den folgenden Mittheilungen ohnehin genug kennen.

(Fortsetzung folgt.)

*) D. h. bis zur Auferstehung, bis zum jüngsten Tage.

Zur neuesten Lirik.

(Schluß.)

Spanisches Liederbuch von Em. Geibel und Paul Heyse. Berlin bei W. Hertz.

Gleich trefflich bearbeitet wie die Balladen von Dönniges sind die spanischen Lieder von E. Geibel und Paul Heyse. Sie werden jedoch für unsere Literatur nicht die gleiche Bedeutung erlangen, wie denn überhaupt der Einfluß der romanischen Poesie nicht so befruchtend ist, wie jener der englischen. Das Verständniß des Südens ist bei uns nicht so allgemein, wie das des Nordens, welchem uns ohnehin Stammverwandtschaft näher verbindet. Robert Prutz hat im deutschen Museum über das spanische Liederbuch ein so gediegenes Urtheil abgegeben, daß wir den Versuch nicht wagen dürfen, das gleiche noch einmal gleich erschöpfend zu sagen, wir führen daher ihn redend ein.

»Eine der nächsten Stellen nach dem englischen Volksliede nimmt bekanntlich das spanische ein, mit dem sehr wesentlichen Unterschiede freilich, daß jene prinzipielle Trennung zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie, wie sie den modernen Literaturen sonst eigen ist, in der spanischen fast gar nicht stattfindet, so daß die sogenannten Volkslieder der Spanier zum großen Theile Produkte der Kunstpoesie sind und nicht selten die berühmtesten Namen der letzteren an der Stirne tragen. — Auch noch andere nicht minder eingreifende Unterschiede walten zwischen dem englischen und spanischen Liede ob. In dem englischen spiegelt sich die Kraft des Nordens; da erblicken wir überall feste greifbare Gestalt, da ist alles Handlung, Bewegung, Leben. Im spanischen Liede dagegen offenbart sich uns das schöne Sinnenleben, das phantastische, weichliche Hinträumen, Hinschwelgen einer südlichen Nation. Im englischen Volksliede waltet das plastische Element vor, im spanischen das musikalische, dort haben wir es mit Situationen zu thun, hier vorzüglich mit Stimmungen. Diese Stimmungen in einer fremden Sprache wiederzugeben ist natürlich noch weit schwerer und erfordert eine noch viel größere Kunst als die Uebersetzung englischer Balladen, die immer schon den Vortheil eines poetisch wirksamen, ja unverwüstlichen Stoffes darbieten. Die spanischen Lieder dagegen sind meistentheils stofflos, bloße poetische Hauche, ein bloßes musikalisches Nachklingen der bewegten Seele, ja mitunter sogar ein bloßes spielerisches Tändeln mit Reimen und Bildern, ein bloßes Schwelgen in dem Wohllaut der köstlichen Sprache.«

Das Liederbuch zerfällt in mehrere Abtheilungen. Die erste enthält geistliche Gedichte, jenes wundervolle von E. Geibel „Die ihr schwebet“ mahnt an die Bilder eines **Juan de Sevilla** oder **Murillo**, so daß die spanische Poesie im harmonischen Einklang mit den übrigen Zweigen der Kunst sich

Digitized by Google

befindet und dadurch Zeugniß gibt von ihrem warmen Leben. Von den weltlichen Liedern erinnert „Bedeckt mich mit Blumen“ von E. Geibel und „In dem Schatten meiner Locken“ an die schönsten Reste orientalischer Dichtung. Artig sind die Seguidillas mehr flüchtige Einfälle als Lieder, wild und spaßhaft die Zigeunerliedchen, wie z. B.

Den Hutrand drücke ich ins Gesicht
Geh ich die Straße hinab,
Damit nicht deine Mutter merkt,
Daß ich so lieb dich hab.

oder:

Von jenem Berge kommt ein Schwein,
Es trottelt her mit raschem Schritt,
Es kommt und schreit mit lautem Schrei:
Zigeuner nimm mich mit!

Heyse gab einen Anhang provenzalischer Lieder. Der gründliche und geistvolle Fr. Diez hat in zwei Werken: Die Poesie der Troubadours, und Leben und Werke der Troubadours bereits vor 2 Dezennien dem wissenschaftlichen Publikum die Kenntniß jener Poesie vermittelt, und sich dadurch den vorzüglichen Dank jener erworben, welche sich mit dem Studium der Minnelieder beschäftigten und den Zusammenhang der deutschen Sänger mit jenen im Süden erforschen wollten. Das größere Publikum, wie Heyse bemerkt, hat es verschmäht, jene Poesie umfassender kennen zu lernen. Er sucht nun auf engem Raume eine Anschauung derselben zu geben. Man bemerkt an jeder Zeile der Uebersetzung, wie sehr er die Sprache der Minnedichter studirt und sich angeeignet habe, und gerade dadurch, daß er ihre Wendungen benützt, tritt die Aehnlichkeit der deutschen und Provenzalen auf dem gleichen Gebiete um so schlagender hervor, wenn auch diese vor jenen die Glut des Südens und reiche Vielseitigkeit voraus haben.

Das Tag- und Wächterlied hatten auch den Provenzalen, wie den Heyse als Probe ein solches von Guiraut von Borneil gibt. Ebenso hat er das Klagelied des gefangenen Richard Löwenherz übertragen, mit welchem wir unseren Aufsatz schließen wollen.

Die ihr schwebet ꝛc.

Die ihr schwebet
Um diese Palmen
In Nacht und Wind,
Ihr heil'gen Engel,
Stillet die Wipfel!
Es schlummert mein Kind.

Ihr Palmen von Bethlehem
Im Windesbrausen,
Wie mögt ihr heute
So zornig sausen!
O rauscht nicht also!
Schweiget, neiget
Euch leis' und lind;
Stillet die Wipfel!
Es schlummert mein Kind.

Der Himmelsknabe
Duldet Beschwerde,
Ach, wie so müd' er ward
Vom Leid der Erde.
Ach nun im Schlaf ihm
Leise gesänftigt
Die Qual zerrinnt,
Stillet die Wipfel!
Es schlummert mein Kind.

Grimmige Kälte
Sauset hernieder,
Womit nur deck' ich
Des Kindleins Glieder!
O all ihr Engel,
Die ihr geflügelt
Wandelt im Wind,
Stillet die Wipfel!
Es schlummert mein Kind.

Lope de Vega.

Bedeckt mich mit Blumen ꝛc.

Bedeckt mich mit Blumen,
Ich sterbe vor Liebe.

Daß die Luft mit leisem Wehen
Nicht den süßen Duft entführe,
Bedeckt mich!

Ist ja alles doch dasselbe,
Liebesodem oder Düfte
Von Blumen.

Von Jasmin und weißen Lilien
Sollt ihr hier mein Grab bereiten,
Ich sterbe.

Und befragt ihr mich: Woran?
Sag' ich: Unter süßen Qualen
Vor Liebe.

Anonym.

In dem Schatten meiner Locken ꝛc.

In dem Schatten meiner Locken
Schlief mir mein Geliebter ein.
Weck' ich ihn nun auf? — Ach nein!

Sorglich strählt' ich meine krausen
Locken täglich in der Frühe,
Doch umsonst ist meine Mühe,
Weil die Winde sie zerzausen.
Lockenschatten, Windessausen
Schläferten den Liebsten ein.
Weck' ich ihn nun auf? — Ach nein!

Hören muß ich, wie ihn gräme,
Daß er schmachtet schon so lange,
Daß ihm Leben geb' und nehme
Diese meine braune Wange.
Und er nennt mich seine Schlange,
Und doch schlief er bei mir ein.
Weck' ich ihn nun auf? — Ach nein!

Anonym.

Digitized by Google

Ein Lied des Bernart von Ventadour.

Wenn Laub und Gras sprießt überall *),
Die Gärten voller Knospen sind,
Und hell und klar die Nachtigall
Ihr Stimmlein hebt, ihr Lied beginnt,
Froh grüß' ich sie, froh jeden grünen Trieb,
Froh meiner selbst, am frohsten durch mein Lieb.
Wohin ich schau', bin ich von Lust umringt,
Doch sie ist Lust, die süß vor Allen winkt.

Wohl schilt man eine Frau mit Fug,
Hält sie zu lang den Liebsten hin:
Denn voller Langweil und Betrug
Ist langes Flehn um Gunstgewinn.
Wohl Mancher liebt und stellt doch fremd sich an,
Und lügt gar fein, wo Keiner zeugen kann.
Doch wenn bei Euch mein Werben Lohn erringt,
O wie mir Lug und Trug dann schlecht gelingt!

Wie ich's vermag, mich wundert's schier,
Ihr nicht zu zeigen meine Qual,
Und wegzusehn, begegn' ich ihr,
Da doch so hold ihr Augenstrahl.
Ich stürzte fast zu ihren Füßen hin,
Doch zähm' ich mich, da ich voll Bangen bin.
Denn dieser Leib, den höchster Reiz umschlingt,
Ist spröd und fremd dem, was die Liebe bringt.

Verständ' ich Künste zaubervoll,
Die Feinde macht' ich kindisch dann,
Auf daß kein Mann ersinnen soll
Noch sagen, was uns schaden kann.
Dann könnt' ich schaun die Schönste immerdar,
Der Farben Glanz, die Augen wunderbar,
Küssen den Mund, davon man Wonne trinkt,
Daß lang er noch vom Kuß geröthet blinkt.

Nun sterb' ich meinem Gram zu Lieb.
So sehr versunken war ich schon —
Und hätte mich geraubt ein Dieb,
Ich hätte nichts verspürt davon.
Leicht überwand die Liebe mich fürwahr
An Freunden arm und aller Hülfe bar.
O daß Ihr mich ein einzig Mal umfingt,
Bevor das Herz vor Sehnsucht mir zerspringt!

Ich halte sie so lieb und werth,
In meiner Huld'gung so verzagt,
Daß ich noch nichts für mich begehrt
Und weder Wort noch Wunsch gewagt.
Doch weiß sie wohl mein Leid und meine Pein,
Und freut es sie, soll mir's zur Ehre sein.
Und freut es sie, — mein Mund sich wohl bezwingt,
Auf daß mein Seufzen nicht wie Tadel klingt.

O träf' ich sie doch einsam an
Im Schlaf, wär's auch verstelltes Spiel,
Daß ich ein Küßchen stehlen kann'
Erbeten gilt mir's nicht so viel.

Vom Lieben, traun, ist karg uns der Gewinn;
Es eilt die Zeit, die schönste geht dahin.
Manch Zeichen giebt's, deß Sinn kein Mensch durchdringt;
So geb' uns List, was Muth uns nicht erschwingt!

Geh, Bote! Sorg', daß dir mein Werth nicht sinkt,
Wenn mich auch Scheu, ihr fern zu bleiben, zwingt.

---

*) Walther von der Vogelweide singt:
So die bluomen uz dem grase dringent,
same si lachen gegen der spilden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
und diu kleinen vogellin wol singent
in ir besten wise, die si kunnen,
waz wünne mac sich da gelichen zuo. ecc.
(Ausgabe von Lachmann S. 45.)

Die Klage Richards Löwenherz.

Richard Löwenherz, Sohn jener Eleonore, die Bernart von Ventadour besang, Urenkel des ältesten Troubadours, Wilhelms **IX.**, Grafen von Poitiers, war ebenfalls ein Beschützer der Poesie, und versuchte sich selbst in provenzalischen und französischen Liedern. Ich theile sein berühmtes Gedicht aus der Gefangenschaft mit, in der ihn Kaiser Heinrich **VI.** dreizehn Monate schmachten ließ, bis er im Februar 1194 gegen ein Lösegeld von hundert und fünfzigtausend Mark freigegeben wurde. Das Gedicht ist kurz vor dieser Befreiung entstanden.

Ein Trauriger und ein Gefangner spricht
Kein zierlich Wort, wenn ihm das Herze bricht.
Doch lindert wohl ein Lied des Grams Gewicht.
Mich lieben Viel', doch milde sind sie nicht,
Und ist doch Schmach, daß Lösung mir gebricht
Zwei Winter lang in Haft!

All meine Mannen, traun, wohl wissen sie
In England, in Poitou und Normandie:
Auch den Geringsten meiner Knechte nie
Ließ' ich in Haft, wenn er nach Lösung schrie.
Nicht sag' ich dies zu Schimpf und Tadel hie,
Doch ich bin noch in Haft!

Ich weiß es wohl, der Freundschaft Pflichtgebot
Wird bald zunicht vor Kerker oder Tod.
Doch läßt man mich aus Geiz in dieser Noth,
So trifft mein Volk mehr Leid, als mich bedroht.
Denn bin ich todt, färbt Schmach die Wangen roth,
Daß man mich ließ in Haft.

Mich wundert's nicht, bin ich voll Traurigkeit.
Mein Herr bedrängt mein Land ja weit und breit.
Gedächt' er nur an jenen theuren Eid,
Den wir zu Sans gethan in Einigkeit:
Dann weiß ich wohl, daß nimmer lange Zeit
Ich liegen müßt' in Haft.

Behüte Got, mein gräflich Schwesterlein,
Dein holdes Herz und auch die Liebste mein,
Die stets mich hält in Haft!

A. E.

Chronicalien aus und über Tirol.

Mitgetheilt von H. Bidermann.

I. Friedls „mit der leeren Tasche" Elend.

Allbekannt, von Dichtern oft besungen und selbst als dramatischer Stoff zu theatralischen Zwecken benützt sind mancherlei Sagen über des Herzogs Friedrich „mit der leeren Tasche" Irrsal im Tiroler Land, über die Verstecke, die er geächtet damals aufgesucht und über die Vermummung, deren er sich dabei zu bedienen sich genöthiget sah. Die Rofnerhöfe im hintersten Oetzthale, das Schloß Berneck, die Burg der Müllinen, im obersten Innthale und die Hendelmühle am Raifbächlein ober Meran gelten noch heutzutage im Munde

Digitized by Google

des Volkes für Stätten seines damaligen Bleibens und bilden die Anhaltspunkte der gedachten, mehr fabelhaft als glaubwürdig klingenden Tradition. Ausgenommen die verdienstlichen Bemühungen des Grafen Clemens von Brandis *), mit dessen Hinwegzug aus Tirol die Geschichte dieses Landes überhaupt einen warmen und mächtigen Gönner verlor, und abgesehen von dem historischen Gutachten, welches der verstorbene Mäcen tirolischer Wissenschaft, Anton Freiherr von Dipauli, aus Anlaß spezieller Nachfragen des Gouverneurs Grafen Wilczeck über den Aufenthalt Herzogs Friedrich in Tirol unter seinen eigenhändig beschriebenen Papieren hinterließ, besitzen wir kein einziges Aufklärung bietendes Resultat gründlicher Forschungen über diesen gewiß an sich schon interessanten Gegenstand. Um so willkommener muß uns jede darauf bezügliche Andeutung sein, der wir in älteren Handschriften oder sonstigen Denkmalen vergangener Zeit unter Verhältnissen begegneten, die deren Glaubwürdigkeit, wenn auch nicht klärlich beweisen, so doch mit Grund anzunehmen erlauben. —

Einer solchen Andeutung begegnete ich nun in einem Bande der Bibliotheca Tirolensis, dessen erstes Blatt den wenig versprechenden Titel trägt: „Verzeichniß oder Beschreibung der Herrschaft Enneberg und Sonnenburg; ehemals beschrieben vom Herrn v. Kirchmayr, abgeschrieben von Joseph Peregrin v. Pernwerth, Antiquitätensammler im Oberpusterthal 1810.“ Der Verfasser J. G. Ferdinand von Kirchmayr zu Rangen und Lamprechtsburg war zur Zeit, da er die ersten Theile dieses Büchleins zusammenstellte, vermutblich Hofrichter und Amtmann des Nonnenklosters Sonnenburg, in welcher Eigenschaft er kurz darauf ins Kloster Neustift bei Brixen kam, um von dort c. 1525 als „fürstlich Brixnerischer Consistorial- und Hofadvokat“ in die Metropole des Fürstenthums zu übersiedeln. Ich sage: vermuthlich, — weil Beweise dafür mir keine vorliegen, wohl aber der Context der ganzen Chronik keinen Zweifel darüber zuläßt, daß selbe aus archivalischen Quellen, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts einem sonnenburgischen Amtmanne noch mögen zugänglich gewesen sein, datenweise geschöpft und zusammengetragen wurde. Wir haben es sonach hier mit Angaben zu thun, die, obschon das Original Spuren erfolgter Benützung trägt, doch kaum noch je verlautbart worden, und das Zugeständniß contemporärer Verläßlichkeit für sich in Anspruch nehmen. Ich lasse die auf Herzog Friedrichs Inkognito in Mitte seiner Unterthanen Bezüglichen hier buchstäblich folgen:

„Weilen Er (Friedrich) in den Reichs- sowohl als kirchenbann ganzer Jahre gelegen ist und ein Jeder Ihn hätte ungestraft umbringen können, wenn er erkannt worden wäre: so durfte Er sich niemanden zu erkennen geben; nur seines indessen verstorbenen Hofnarrens Sohn, der kleine Faisterl, den er auch nach deme zu sich genommen, hat um ihn fortzue gewust, und ihm einiges Geld, so viel er auf seinen Kredit hat aufbringen können, immerhin zuegebracht und eine Millerkundschaft (i. e. Lehrbrief) Ihme in einer Wagenhütten heimlichen geschrieben. Worauf Er anfänglichen im Engadein zu dienen, und auf Kundschaften zu raißen angefangen hat; warumen aber Er alß Miller zu dienen sich verstanden hat, ware die ursache, weil Er alß Herzog öfters in der Hofmühle zu Innsbruck dem dortigen Hofmiller zuegesehen und einige kantnuß von dem Millerhandwerk am ehesten zu haben glaubte. Am härtesten kame ihm an das feurtägliche Trinken mit den Millergesellen und die oft ungezogene Gesellschaft ungeschlachter Leute, an welche er sich doch gewöhnet und truz einem andern Millknecht gearbeitet hat.

Alß aber inwendig dieser Zeit Erzherzog Ernst sein Brueder nachher Konstanz zum Kaiser Siegmunden reißte und zuwege brachte, daß der Kirchen- und über Ihn verhängte Reichsbann aufhören sollte — wenn er noch beim Leben sein sollte; denn Niemand wuste um Ihn außer der Faisterl, und der Erzherzog Ernst, sein Brueder, und der Kaiser Siegmund glaubten schon er wäre in seinem Elend umgekommen —: da kame einstens schon Morgens in der Früh der Faisterl zu Ihm außer Meran auf der Hendelmühle und sagte lustig: Friedl, jetzt ist der Tanz wieder aus, jetzt laß mich machen, jetzt kannst wieder Herzog werden; — und brachte ihm einen großen Beutl Geld. Entzwischen hat des Friedrichs Brueder Herzog Ernest Briefe überall ausgehn lassen, daß der doppelt Pann über seinen Brueder Friedrichen nun ein End habe und Niemanden hinfüro bei schwerster Straf Fridrichen waß in Weg legen sollte.

Auch fleißig sollte man anzeigen und angeben: wo er sich falls er im Leben wäre aufhalten thäte. Worauf der Hendelmiller ober Meran fleißig zu den Bauern herumgieng mit Vermelden: er wisse den Herzog ihren lieben Friedl zu finden wenn sie mit ihm halten wollten. Worauf die Bauern mit tausend Freuden sich zusammenrotteten und Friedrichen mit ihren achslen auf einer Tragbahre über den Jaufen bieß nach Sterzingen hinübertrugen, worauf sie sich stille hielten und auß und auß bis nach Innsbruck. Der Faisterl gieng überall vorauß Bauern aufzusamlen; endlich alß sie vor Innsbruck angekommen auf dem Berg Jßl, seind sie mit Musick nacher Innsbruck zochen und alldorten sich erlustieret. Noch wuste niemand wo solches hinauß wollte, entzwischen ist der Erzherzog Fridrich mit dem Faisterl der Burge zugeeilet, worauf der Faisterl Erzherzogen Ernesten noch im Bette liegend aufweckte, sagend ein Millerknecht wolle mit Ihme eilends sprechen. Der Erzherzog weil er schon kundschafft hatte daß eine große Menge Bauern in Innsbruck mit Musick ohne zu wissen warum Nachts vorhero eingeruket wären, vermuthete der Millknecht werde Ihm vielleicht eines aufstands wegen Bericht zu geben verlangen und ließe ihn vorkommen. Aber gleich beim ersten Eintreten seinen wiedergefundenen Bruder Friedrichen erkennte und unter freudiger Umfangung und Küssung von Herzen aufrufte: nun habe ich dich wieder lieber Friederich, mein liebster Bruder, sage waß wirst du in Zeit deiner Bannung und Elendes außgestanden haben? Worauf beide Brüder in stummer Umfangung eine Weile weinten und nicht reden konnten. Dem Faistrl dauerte der Spaß zu lange und sagte: ihr seids ärger alß weiber, die nie vonnander können, heißa laßt unß lustig seyn, Erzherzog Friedrich ist wieder da! Worauf der Faistrl auf einen Hofsbalcon geloffen und geschrien: heißa lustig Erzherzog Friedrich ist wieder da! und das Volk versammelte sich hauffen-

*) Siehe sein Werk: „Tirol unter Friedrich von Oesterreich.“ Wien 1821.

Digitized by Google

weise vor der Burge, so daß Erzherzog Ernest wegen Verlangen des Volcks Herzogen Friedrichn noch in Millerkleidern vorzeigen mußte, worauf die Bauern 3 Tage hintereinander lustig geweßen und Hof ein Hof auß gezochen und den Fridl in Innsbruck auf den achslen herumtragen haben.

Dieß ist die Geschichte. welche sich mit Erzherzogen Friedrich begeben hat, und obschon man mehrere Mährleins von ihme erzählet, so ist dieß die ganze Hauptsache davon.«

Gesetzt auch — und es ist dieß offenbar der wahrscheinlichere Fall — daß Kirchmayr diese Erzählungen nicht auf Grundlage vorhandener Urkunden, sondern in der Art und Weise lieferte wie sie seiner Zeit unter dem Volke gang und gäbe war: so hat sie doch immerhin den Werth approximativer Gleichzeitigkeit und mag daher mindestens für die grundhältigste aller Sagen gelten, die des Herzogs Friedrich Elend zum Gegenstande haben. —

Daß Friedrich wirklich einen Hofnarren Namens Feisterl in seinem Gefolge gehabt ersehen wir aus einer alten Haller Chronik, welche zum Jahre 1427 bemerkt: die Bürger dieser Stadt hätten damals »dem Herzoge Friedrich 7 Armbrust und um 19 fl. 7 kr. Fische; seinem Narren aber, dem Faisterl, vmb ain Rinng ain Gulden Gelt, und ochtalb Pf. Berner auf dem Huet« geschenkt. *)

Was Baron Hormayr in seinem vaterländischen Taschenbuche vom Jahre 1821 Rührendes von Müllinens treuer Gefolgschaft und des Herzogs Dankbarkeit dafür zu sagen weiß, widerspricht freilich dem hier Mitgetheilten ganz und gar; indeß dieser unermüdliche Schriftsteller wurde bekanntlich durch eine allzu schwunghafte Combinationsgabe oft verleitet — wie Rudolf Kink in seinen akadem. Vorlesungen über die Geschichte Tirols (Innsbruck 1850) gelinde bemerkt, — die Vorsicht des Mathematikers außer Acht zu lassen, der zur Auffindung einer unbekannten Größe nur dann eine Gleichung ansetzt, wenn 3 bekannte Größen schon unzweifelhaft ermittelt sind.

Mit diesem absprechenden Urtheile steht auch die Negation im Einklange, welche Beda Weber in seinem Buche »Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche« **) jeglicher romantischen Ausschmückung der Abenteuer Friedrichs schroff entgegensetzt, während sie andererseits dem nüchtern-prosaischen Gehalte obigen Berichtes in dem Auge ruhig Prüfender nicht den geringsten Eintrag zu thun vermag.

---

*) Nach einer sorgfältigen Berechnung, welche Feßmair in seiner Schrift über den baierischen Herzog Stephan den Aelteren (München, bei Lindauer 1817) liefert, hatte 1 Pf. Berner während des 14. Jahrhunderts den Gehalt von c. 1 fl. 24⅓ kr. heutiger Reichswährung; ein Goldgulden aber den von 4 fl. 14 kr. rhein. Demnach wäre, mit rheinischer Conventionsmünze bezahlt, des Herzogs Fischgericht ungefähr auf 42 fl., der dem Faisterl zugedachte Ring auf 4 fl. 14 kr. und der ihm zugedachte Hut auf 10 fl. 30 kr. zu stehen gekommen. Relativ zur damaligen Seltenheit des Geldes und zur daraus folgenden Schwierigkeit solches zu erwerben, stellt sich der effektive Preis dieser Feilschaften natürlicher Weise noch um Vieles höher.

**) Innsbruck in der Wagner'schen Buchhandlung. 1850. S. 292.

Die Kröte.

Volksmärchen aus Unterinnthal.

Es war einmal eine Mutter, die hatte drei Söhne, von denen der jüngste Hans hieß und wie wohl mehrere seines Namens ein rechter Lappe war. Außer den drei Buben besaß die Mutter nur noch ein kleines Gütlein und das war zu klein, als daß alle drei darauf hin hätten heirathen können. Nachdem das Weib lange hin und her gedacht hatte, was denn da anzufangen sei, kam sie auf einen Gedanken, der allem Zweifel und Streite ein Ende machen sollte. Sie stieg in die Dill'nkammer hinauf, nahm drei Riedl Haar und ging damit in die Stube hinab, wo die drei Buben bei der Marende saßen. Sie setzte sich auch an den Tisch, legte die drei Riedl vor sich hin und begann: »Ihr wißt wohl, daß unser Anwesen klein ist und für drei Familien nicht ausreicht. Es hat mir schon vielen Kummer gemacht, welchen von euch ich den andern beiden vorziehen und als Erben einsetzen soll. Da hat nun jeder von euch einen Riedl Haar, den mögt ihr zu euren Mädeln tragen und wer seinen Riedl am schönsten gesponnen zurückbringt, dem gehört unser Höflein zu eigen und er mag sich sein Mädl als Eheweib heimführen.« Sie vertheilte nun die Riedl an die drei Buben und machte sich wieder zur Thüre hinaus.

Die zwei ältern Brüder waren pudelnärrisch vor Freude und jeder dachte sich: »Da kanns nicht fehlen. Die meinige spinnt am schönsten im ganzen Revier und in einigen Wochen geht es an die Hochzeit.« Noch am selben Abend gingen sie zu ihren Mädeln in Heimgart und brachten ihnen den Riedl und erzählten, was die Mutter gesagt habe. Dem Hans aber kam die ganze Geschichte spanisch vor und er wußte nicht recht, was er mit dem Riedl anfangen sollte. Abends machte er sich aufs Gerathewohl mit demselben auf den Weg und schlenderte ein Stück durch das Moos hin. Er dachte nur daran, wo er etwa eine gute Spinnerin finden könnte und schaute nicht rechts und nicht links. Auf einmal hörte er eine Stimme, die ihm in einem fort zurief:

»Hansl, wo gehst hin?
Hansl, wo gehst hin?«

Er schaute drein, wie ein Narr, als er immerfort diese Worte hörte und sprotzte nach allen Seiten hin, um zu erfahren, wer denn der »müde« Schreier sei. Er sah aber keinen Menschen weitum und bemerkte nur in der Nähe eine Pfütze, aus der die Stimme zu kommen schien. Er ging hin und da sah er eine mächtige Kröte auf ihn zupatschen, die schaute ihn gar freundlich an und schrie noch in einem fort:

»Hansl, wo gehst hin?
Hansl, wo gehst hin?«

Hansl erzählte nun die ganze Geschichte, daß er sich um eine Spinnerin für den Riedl umsehen müsse, den er bei sich trage, und daß diese Spinnerin, wenn sie das Stück Arbeit recht gut vollendet hätte, sein Weib werden sollte.

Die Kröte hatte fleißig aufgemerkt und als die Erzählung zu Ende war, fing sie wieder an zu schreien und schrie in einem fort:

»Hansl, nimm mi!
Hansl, nimm mi!«

Digitized by Google

Wie er die Kröte so wehmüthig bitten hörte, nahm Hansl den Riedl, warf ihn vor sie hin und blieb nun noch eine geraume Weile auf dem alten Flecke stehen. Denn es wunderte ihn, was das plumpe Thier mit dem Haar anfangen würde.

Rasch packte die Kröte den Riedl und fuhr damit um einige Stauden herum, so daß der Hans gar nicht verstand, wo denn das eigentlich hinauswolle und ärgerlich von dannen ging. Er riß sich fast die Haare aus, daß er dem dummen Thier seinen Riedl vorgeworfen habe, und mißmuthig grunelte er vor sich hin: „Da hast du wieder den Gescheidten gespielt. Hättest du den Haar behalten, so hättest du doch etwas, jetzt hast du gar nichts.“

Am andern Tage ging ihm wieder die Geschichte vom vorigen Abend im Kopfe herum, und es kam ihm in den Sinn, doch einmal nachzuschauen, wie die Kröte mit dem Riedl gehaust habe. „Vielleicht,“ dachte er sich, „geht der Bettel am Ende nicht übel aus.“

Er ging nun hinaus zur Pfütze und war nicht wenig erstaunt, als er einen großmächtigen Stren des feinsten Garnes um die Stauden gezogen sah. Die Kröte kam auch wieder heran, schaute mit ihren kugelrunden Augen zum Hansl auf und sagte: „Du wirst sehen, Hansl, daß der Haar deiner Brüder nicht so fein gesponnen ist, wie der deinige, und daß das Anwesen dir zufallen wird. Aber weißt du, Hans, dann mußt du mich auch heirathen!“ Bei diesen Worten machte Hans ein saures Gesicht, die Kröte aber schaute ihn schelmisch an und nachdem sie eine Weile seine Grimassen betrachtet hatte, fuhr sie wieder fort: „Hast du das Gütlein einmal in Händen, so mache nur einen kurzen Prozeß und laß unsere Hochzeit nach Schick und Brauch dreimal verkünden. Dann laß Alles zur Hochzeit herrichten und in der Pfarrkirche ein feierliches Amt singen und wenn ich auch noch nicht dabei bin, so soll dir deßwegen kein graues Haar wachsen. Aber während des Amtes muß ein Brautkleid in der Sakristei bereit sein und dann wird schon alles recht werden. So, bhüt Gott, Hans.“ „Bhüt Gott, Krötl,“ sagte Hans, stand noch eine Zeitlang da, als wenn er angepappt wäre, und ging dann wieder nach Hause. Er zeigte der Mutter das Garn und sie konnte fast nicht begreifen, wie denn ein so feines Gespinnst zu Stande gebracht werden könne. Die Brüder brachten auch ihr Garn, aber das konnte mit dem Strehne des Hansl gar keinen Vergleich aushalten, und es war daher schnell ausgemacht, wem das Gütlein gehöre.

Hansl erzählte nun auch die Geschichte von der Kröte und sagte, daß er zum Pfarrer gehen wolle, um sich verkünden zu lassen. Da lachten Mutter und Brüder, daß ihnen der Bauch naggelte und schalten ihn einen Lappen, daß er sich so etwas einfallen lasse. Er aber blieb bei seinem Vorhaben und ging zum Pfarrer. Der Pfarrer mußte über Hansels Einfall ebenfalls lachen, aber Hansl bestand bei seinem Begehren und sagte: „Kurzum du mußt mich verkünden, und mir das Hochzeitamt halten.“ Der Pfarrer gab sich endlich und Hans ging vergnügt nach Hause.

Nach vierzehn Tagen war das Brautpaar ausverkündet und es kam der Hochzeittag. Hansl ging mit dem Brautzug in die Kirche, hängte aber zuvor das Brautkleid für die Kröte in der Sakristei auf. Das Amt fing an, es kam das Gloria, Credo, aber die Braut wollte sich noch immer nicht sehen lassen. Hansl schaute von Zeit zu Zeit auf die Sakristeithüre, aber Niemand kam heraus. Das Amt wollte schon zu Ende gehen und der arme Bräutigam hätte sich gerne in das Loch einer Kirchenmaus hinein gewünscht.

Die Leute, die in der Sakristei waren, schauten auch neugierig ins Freie hinaus, ob denn wirklich Etwas kommen werde, oder ob Hans wieder einmal einen recht dummen Streich gespielt hätte. Sie glaubten schon das letztere, als auf einmal eine Kröte heranhüpfte und in die Sakristei hineinpatschte. Da schaute das garstige Thier neugierig herum und als es das Brautkleid sah, hüpfte es mit einem Satze in dasselbe hinein. Holla! wie rissen da die Kirchenbuben und Meßnerknechte die Augen auf, als auf einmal eine wunderschöne Jungfrau in dem Kleide steckte und sich bewegte und in die Kirche hinausging und neben den Hansl hinkniete. Dieser aber war fast außer sich vor Verwunderung und er getraute sich kaum seine Braut recht anzuschauen, so schön war sie. Die Leute in der Kirche vergaßen auf einmal den Geistlichen am Altar, und Alles reckte die Köpfe auf und schaute nur mehr auf die schöne Braut. —

Das Amt war schnell zu Ende, der Pfarrer trat vom Altare herab und gab das Brautpaar zusammen. Dann ging es ins Wirthshaus zu Tisch und Tanz und Hansl freute sich sein Lebtag, daß er ein so schönes und braves Weib bekommen hatte.

Josef Zingerle.

Notiz.

Frankreich. Im Auftrage des Ministers des öffentlichen Unterrichtes wird „eine allgemeine Sammlung der Volksdichtungen Frankreichs“ veröffentlicht werden, sowohl der schon gedruckten, als der nur handschriftlich in den Bibliotheken vorfindlichen, als auch der nur im Volksmunde erhaltenen. Diese Sammlung wird die Religiösen und Krieger-Lieder, die Festlieder und Balladen, die historischen Erzählungen, Legenden, Märchen, Satyren ꝛc. in sich begreifen.

Ein eigenes Komité wird die Ausscheidung, Anordnung und Beifügung der nothwendigen Bemerkungen besorgen. (Ami.)

Das ist ein lobenswerthes Vorgehen des französischen Ministeriums und es wäre nur zu wünschen, daß dieses Beispiel anderswo Nachahmung fände. In Deutschland ist in dieser Beziehung schon sehr Vieles geschehen. Die Brüder Grimm, Simrock, Wolf, Menzel, Uhland sammelten und leisteten für unsere Volksliteratur und Mythologie Ausgezeichnetes. Daß wir wieder eine Kunde von der Religion unserer Vorhaben haben, daß wir den Sinn von Gebräuchen, die tagtäglich vorkommen, verstehen, haben wir den unermüdlichen Forschungen dieser und ähnlicher Männer zu verdanken. Ist es gelungen Vieles zu erhalten und zu enträthseln, so liegt noch eine große Arbeit vor, denn es ist erst der glückliche Anfang gemacht worden. Da sollten nun solche Unternehmungen von Oben gefördert und unterstützt werden, da sollten die Akademieen ihr ermunterndes und rathendes Wort sprechen und die Arbeiter unterstützen *). Allein man hat hierfür keine Lust

*) Dr. Wolf äußert sich darüber: »Fahren unsere Regierungen fort wie bisher in der einseitigen Pflege des classischen Heidenthumes,

Digitized by Google

und keine Mittel. Man stellt Forschungen über die Gymnastik der Griechen und Aehnliches an und vergißt dabei das Wichtigere, das Einheimische. Es haben sich bisher in dieser Hinsicht die Worte des bekannten Mythologen Wolf erwahrt, der sich über die Vernachlässigung der einheimischen Traditionen und Volksdichtungen, der deutschen Archäologie und Mythologie bitter beklagt. Er schreibt:

»Mit gerechtem Stolz durfte der Grieche durch seine Städte gehen und sich der edelsten Schöpfungen freuen, welche bis dahin menschliche Hände hervorgebracht hatten, denn er sah in den Kunstwerken Thaten seines Volkes, die in dessen innerstem Leben fußten, zu denen seine Geschichten den Künstler begeistert hatten. Aber wir, wir müssen uns schämen, wagen wir einen Gang durch unsere Städte und sehen wir unser armes Volk vor den griechischen Männern und Weibern stehn, die unsere Museen und Ausstellungen und öffentlichen Plätze füllen, und sich den Kopf zerbrechen, was das wohl für Gestalten sein mögen. Unser Volk wird fremd in seiner Heimat durch diese ans Fabelhafte streifende Wuth der Nachahmung, die unsere größten Künstler, wie den ärmlichsten Stümper erfaßt hat, die seinen in der vaterländischen heimischen Kunst durch die strebende Perpendiculare versinnbildlichten Aufschwung mit der classischen Horizontale abzuschneiden und niederzuhalten sich fortwährend bemüht. Aber dieses unseres Volks und seines gesunden Urtheils achten wir in unserer Verbildung nicht, wir achten nicht auf seine Bedürfnisse, oder dichten ihm falsche an und binden dadurch selbst uns die verdiente Ruthe der Verachtung besserer Nachkommen. Davon kann uns nicht die Entschuldigung freisprechen, nach dem Schönen in seinem reinsten Ausdruck gestrebt zu haben, denn wir hängen nicht nur gleich den Griechen lediglich an der schönen Form, sondern verwenden sie, ungleich ihnen für uns fremde Ideen, wir hängen an dem Eiteln, dem Schein, und das Wesen gilt uns nichts; wir vergessen ganz, wo »die starken Wurzeln unserer Kraft« sind.

Diese unsere Abkehr vom Volk, d. i. von unserm reinern Selbst, ist hauptsächlich Schuld, daß wir so wenig für unsere Vorzeit übrig haben, denn kännten wir dasselbe, dann würden wir auch ihr näher stehen, weil es deren treuerer Erbe und der Bewahrer ihrer Traditionen ist; ihre Tugenden, wie ihr Wissen und Streben leben in ihm fort, jene erhoben und gereinigt durch das Christenthum, dieses sich demselben still und heimlich anschmiegend.«

Es weht uns tiefwehmüthig an, wenn J. Grimm sagt: »Vielleicht werden meine Bücher in einer stillen frohen Zeit mehr vermögen; sie sollten aber schon der Gegenwart gehören, die ich mir nicht denken kann, ohne daß unsere Vergangenheit auf sie zurückstrahlte und an der die Zukunft jede Geringschätzung der Vorzeit rächen würde.« Zeigt sich auch der größte Theil der Lesewelt gegen derartige Unternehmungen theilnahmslos, lassen sich des Dichters Worte:

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst«

auch auf diese Bestrebungen anwenden, so lasser sich die Sammler dadurch nicht entmuthigen. Die Reihe dieser Sammlungen und Forschungen wird im kommenden Jahre um manche Erscheinung reicher werden. Süddeutschland wird auch sein größeres Sagenkontingent stellen, und zwar in einem oberrheinischen Sagenbuche, in welchem die einzelnen Staaten durch ebenso viele Sammler vertreten sein sollen. Uhland steht an der Spitze des Ganzen und eröffnet es mit einer Abhandlung über die Sagen Würtembergs. Glückauf, und mögen sich viele und tüchtige Kräfte dem noch so rüstigen Forscher anschließen! — Wolfgang Menzel ist mit einem großen Werke über deutsche Sagen beschäftigt. — Ludwig Bechstein hat das erste Heft seines deutschen Sagenbuches bereits veröffentlicht. Dr. Ernst Meier, der Herausgeber der schwäbischen Volksmärchen, sammelt Volksdichtungen in Schwaben. Alex. Kaufmann arbeitet an einer Sammlung von Mainsagen. Bei dieser Regsamkeit in Deutschland können wir nicht umhin, uns an die Freunde der Volkspoesie in Tirol und Oesterreich mit der Bitte zu wenden, Ueberreste der Volkspoesie und Volkssitte zu sammeln und zu veröffentlichen. Jeder ist im Stande bei diesen Unternehmungen mitzuwirken. Wir werden das alte deutsche Volk, die alte deutsche Sitte, die deutsche Götterlehre immer besser kennen lernen, wenn man nur die Hände regen, sammeln und mittheilen wird, was sich in seinem Kreis von Volk noch findet, sei es an Sagen, Märchen, Gebräuchen, Beschwörungen, Aberglauben. »Nur von einer solchen allgemeinen, frischen und fröhlichen Thätigkeit dürfen wir hoffen, daß dem Beruf unserer Zeit, die sich als eine eigenst restaurirende immer mehr ankündigt, auch auf diesem Gebiete entsprochen werde, daß »die Vergangenheit lebendig auf die Gegenwart zurückstrahlend« diese läutere und reinige.« Sehr zu wünschen wäre es, daß Sagen in Steiermark, Salzburg, Oesterreich und Kärnthen gesammelt würden.

darf eine glaubens- und vaterlandslose blasirte Bureaukratie (ein deutsches Wort gibt es nicht für diese Mißgeburt) ferner ungestört allem Vaterländischen und damit natürlich auch allem Christlichen den Weg sauer machen, dann wird sich das prophetische Wort Grimms nur zu sehr bewähren: »an der Gegenwart wird die Zukunft jede Geringschätzung der Vorzeit rächen.« Siehe Beiträge zur deutschen Mythologie von Dr. J. W. Wolf. Göttingen 1852. S. XXV.

Die Redaktion.

Literatur.

Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur von Dr. Johann W. Schäfer. Sechste Auflage. Bremen bei Geisler.

Ein sehr brauchbares Handbuch für Lehrer und Schüler! — In möglichst kleinem Umfange wird in diesem Werke eine ziemlich vollständige Skizze der deutschen Literaturgeschichte geboten. Die Eintheilung des Materials ist sehr zweckmäßig und erleichtert die Uebersicht ungemein. Die Hauptabschnitte halten die chronologische Folge gegenwärtig, ohne daß damit etwas völlig in sich Abgeschlossenes bezeichnet wird. Die kleinern Unterabtheilungen sind jedesmal durch die Eigenthümlichkeit der literarischen Erscheinungen bestimmt worden. In den Vordergrund treten bald die Gattungen oder vielmehr Richtungen der Literatur, bald eine tief in dieselbe eingreifende Persönlichkeit, in der sich das Leben der Periode concentrirt hat. Biographische Angaben kommen jedoch nur da vor, wo es darauf ankommt, auf die bedeutsamen Lebensmomente eines ausgezeichneten Mannes, die auf seine Geistesentwickelung großen Einfluß übten, hinzuweisen. Dies geschah z. B. bei Klopstock, Göthe, Schiller.

Ein glücklicher Griff ist es, daß der Herausgeber auf die politische Geschichte gehörige Rücksicht nimmt, so daß der Leser den besprochenen Dichter in seiner Zeit und ihrem Verhältnisse auffassen muß. Die zwei chronologischen Tabellen, in denen die gefeiertsten Dichter der zweiten Blüthenperiode in Parallele gestellt werden, so daß ihre vorzüglichsten Schriften sich hier zusammengeordnet finden, fördern den Ueberblick dieses Theils der Literatur in hohem Grade. Die Angaben der bekanntesten Ausgaben unserer Dichter in den Noten erhöht die Brauchbarkeit des Büchleins sehr. Es wäre in diesem Punkte nur größere Allseitigkeit zu wünschen. Die Sorgsamkeit in Angabe der Daten, die in sonst vorzüglichen Handbüchern der Literaturgeschichte oft unverläßlich sind, verdient alles Lob. Leid thut uns bemerken zu müssen, daß im sonst so guten Leitfaden der Protestant durchblickt, der die Erscheinungen des Katholicismus und katholische Dichter öfters schief beurtheilt.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde und Wissenschaft.

III. Jahrgang.

№ 44. Innsbruck, 30. Oktober 1852.

Lied.

Es taucht aus hellem Rheine,
Aus Baches Wiederscheine,
Doch Alles doppelt schön:
Der Mond, der stille, reine,
Das Dörfchen dort, das kleine,
Und Bäume, Thal und Höh'n.

So strahlen liebe Augen,
Wenn Blick' in Blick' sich tauchen,
Den Himmel nur zurück.
Laß diese Glut mich saugen,
Und deine Lippen hauchen:
„Du bist mein einzig Glück!"

Bonn. Gertrude v. Hohenhausen.

Herbstgedanken.

Wenn des Herbstes Leichenstille
Sich zur Erde niedersenkt,
Und die feuchte Nebelhülle
In den trüben Lüften hängt.

Wenn das Mutterherz, das liebe,
Der Natur zur Ruh' sich legt,
Und des künft'gen Lenzes Triebe
In der Grabesstille hegt:

O da will es mich bedünken
Als ob du, mein müdes Herz,
Auch so müßtest niedersinken
Zu der Ruhe erdenwärts.

Laß den Trieb nur in dir keimen,
Der jetzt eingeschlummert ist,
Bis dein Lenz aus dunklen Träumen
Neu erblüht zur rechten Frist.

Straßburg. Theodor Klein.

Der schwarze Thurm.

Erzählung.

Unter den Unglücklichen beklagt man die am wenigsten, die es durch ihre Schuld geworden sind: sie sind aber am meisten zu beklagen. Der Trost eines guten Gewissens fehlt ihnen. Ew. Kleist.

I.

Der Deutsche ist gastfreier gegen Fremde, als irgend eine andere Nation. — J. Kant.

In einer finstern, regnerischen Herbstnacht schritt ein Mann durch die öden Gassen der Stadt F—. Wir können jetzt, wie es unsere Pflicht wäre, den Anzug desselben nicht genau beschreiben, weil die Wolken den Mond ganz bedecken und keine einzige Laterne die Straße erleuchtet. Auch von seiner Stimme läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß er bisweilen einige Worte wie: „Hol' mich —," oder „Verfluchtes Wetter!" in gutem Deutsch vor sich hinmurmelte, während er verzweiflungsvoll an den düstern Gebäuden hinaufschaute.

Dieser Umstand nebst seinen deutschen Empfindungswörtern bringt uns auf die gerechte Vermuthung, daß er ein Fremder sei (wir befinden uns im römischen Gebiete) und sich ein Quartier für die Nacht suche.

Natürlich wußte er sich in den Gassen und Winkeln der wälschen Stadt nicht zu recht zu finden; welche Freude ergriff ihn daher, als er vom ersten Stockwerke eines großen schönen Hauses herab eine liebliche deutsche Stimme vernahm! In Italien sind die Deutschen, wenn sie auch nicht im mindesten mit einander bekannt sind, schon durch ihr Idiom Brüder. Daher nahm der Fremde nicht den geringsten Anstand an das Thor zu klopfen. Von einem Diener erfuhr er, daß wirklich eine deutsche Familie das Haus bewohne, und seine Bitte um ein Nachtlager für einen irrenden Stammverwandten wurde nicht abgeschlagen.

Er wollte die gastfreundliche Familie in so später Stunde nicht mehr beunruhigen und wurde daher schnell in ein Gemach der zweiten Etage geführt, das ihm der Diener als sein Schlafzimmer bezeichnete.

Nachdem unser Mann allein war, warf er den Reisemantel ab, und wir können uns ihn jetzt beim Lichte nach Muße betrachten und so das Versäumte nachholen.

Es war eine hohe, schlanke Gestalt von ächt deutschem Charakter, blonde, lockige Haare, eine hohe freie Stirne, prächtige Adlernase, ein wohlproportionirter Mund mit schneeweißen Zähnen nebst einem kleinen anständigen Schnurbarte gaben dem Manne einen edlen Anstrich, der durch eine gewählte Kleidung und einen tiefsinnigen, fast melancholischen Ernst, welcher über sein Gesicht gebreitet war, nicht gemindert wurde.

Das Zimmer, in welches der Zufall unsern Freund geführt hatte, machte dem deutschen Geschmacke volle Ehre; obgleich sehr einfach eingerichtet, war es doch ungemein freundlich. Wir wollen jedoch den armen Deutschen verlassen; es ist schon sehr spät und man sieht es ihm an, er sehnt sich nach Ruhe. Bald werden wir die neue Bekanntschaft wieder fortsetzen.

Digitized by Google

II.

Und jetzt muß ich hinüberschielen
Nach meiner hübschen Nachbarin.

Uhland.

Es ist früh am Morgen. In einem Zimmer des Hauses, das wir erst kennen gelernt haben, sitzen zwei weibliche Wesen am Nähtischchen. Das eine ist eine ältliche Frau mit gutmüthigem Gesichte, welches aber Krankheit oder Kummer vor der Zeit gefurcht zu haben scheint.

Neben dieser Frau sitzt, mit Stickarbeit beschäftiget, ein junges Mädchen, eine so schöne, liebliche Gestalt, daß wir vergebens all' unsere Fertigkeit aufbieten würden, sie zu malen. Auch dieses allerliebste Gesicht überschattete ein stiller Kummer, der jedoch seinen Reiz nur erhöhen konnte.

„Imelda," sagte die alte Frau, „weißt du, daß heute der zwanzigste Oktober ist?"

Das Mädchen sah erschrocken auf und erwiederte mit leiser Stimme: „Der Todestag meines Onkels."

Lange Pause. Endlich hub die Alte wieder an: „An diesem Tage ist der Vater schlimmer, als sonst."

„Er denkt wohl an den furchtbaren Tod seines Bruders; achtzehn Jahre können dieses schreckliche, räthselhafte Ereigniß nicht aus dem Gedächtniß wischen."

„Auch aus dem meinen nicht, Kind," sagte die alte Frau, und eine leichte Bläße überzog ihr Gesicht.

Wieder herrschte lautlose Stille und nur die Uhr pickte vernehmlich von der Wand herüber.

Jetzt wurde der Fremde angemeldet, der die Nacht im Hause zugebracht hatte. Nachdem die ersten Höflichkeiten gewechselt waren, setzte man sich und unser Bekannter schien keine Lust zu haben, das Gespräch sobald abzubrechen. Ob Imelda dabei im Spiele war, lassen wir dahingestellt.

Der junge Mann besprach sich angelegentlich mit der Frau des Hauses, indem er nur bisweilen ein Wort an das junge Mädchen richtete, was dasselbe veranlaßte über und über roth zu werden und den Fußteppich zu mustern.

„Ihr Geschäft," sagte die alte Frau, „ist gewiß nicht so dringend, daß Sie uns nicht einige Tage schenken könnten. Wir sehen so selten Landsleute und werden Sie daher nicht bald entwischen lassen."

„Es wäre wirklich sehr undankbar von mir," erwiederte der junge Mann mit einem Seitenblicke auf Imelda, die wieder anfing die Blumen auf dem Teppich zu betrachten, „wenn ich eine solche Bitte abschlagen würde, die mir viel größere Annehmlichkeit ertheilen wird, als ich im Stande sein werde, Ihnen zurückzugeben; das Vergnügen ist daher vollkommen auf meiner Seite."

So war denn das Einverständniß gemacht und Imelda gab ihre Stimme dazu durch einen neuen Blick auf den Boden.

Bald wurde man zutraulicher und so erfuhren die Damen von dem Fremden, daß er Wilhelm Stocker heiße und als Geschäftsführer eines ansehnlichen Leipziger Handlungshauses auf einer Reise nach Neapel begriffen sei.

Er mußte viel von Deutschland erzählen und wußte die Damen mit seinen eigenen Abenteuern zu unterhalten, die er mit gemüthlicher Umständlichkeit aufzählte. Artigkeit erforderte gleiches Zutrauen von der andern Seite. Die Hausfrau aber mußte ihre ganze Gewandtheit aufbieten, um die Verlegenheit zu verbergen, die ihre Worte hemmte. So erfuhr Wilhelm nicht viel mehr, als daß ihr Gemal vor vielen Jahren Deutschland verlassen und sich in F— bleibend niedergelassen habe. Daß die Familie sehr wohlhabend war und auf ziemlich großem Fuße lebe, konnte der Gast auf den ersten Blick erkennen.

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich aber Wilhelm in dieser Stunde gewiß nicht.

In diesem Augenblicke meldete man, daß Don Rio Silvio aufzuwarten wünsche. Beide Frauen erschracken sichtlich. Nach einigen Augenblicken jedoch sagte die ältere: „Führt ihn unverzüglich zu meinem Gemal."

III.

Was erblick', o Himmel, ich?

Calderon.

Wir führen unsern Leser in einen andern Theil des Hauses. Es ist ein ziemlich geräumiges, prachtvoll meublirtes Zimmer, von welchem eine halbgeöffnete Thüre in ein anstoßendes Kabinet führt.

Auffallend ist die unverhältnißmäßige Anzahl Fenster, die, weit geöffnet, eine blendende Helle in das Gemach werfen, welche von den weißglänzenden Tapeten und den weißgepolsterten Meubeln reflektirt fast unerträglich wird.

Mitten in diesem Zimmer saß oder lag vielmehr auf einem weichen Fauteuil hingeworfen eine Gestalt, die kaum menschlich genannt zu werden verdient. Kaum unterscheidbar von den weißen Kissen erhob sich aus demselben ein ebenfalls weißer Mantel, der eine Stange oder so etwas zu bedecken schien. Betrachtete man aber das Wesen näher, so sah man, daß es ein altes Männchen war, ein Skelett mit schrecklich eingefallenen Wangen und unzähligen Furchen über das bleiche Gesicht. Alles schien todt an dem Menschen, bis auf die Augen, die mit wahnsinnigem Feuer unstät herumblitzten.

Die Thüre öffnete sich leise und Don Rio Silvio stand vor dem Fauteuil. Das Männchen in demselben that einen Schrei und sein Auge malte ein fürchterliches Entsetzen.

Der Ankommene mochte wohl fünfzig Jahre zählen, welche sein eleganter Anzug nebst der affektirten Haltung nicht verdecken konnte. Sein Gesicht läßt sich nicht wohl beschreiben; es war beiläufig das, was wir ein Judasgesicht nennen.

Don Silvio schien sich vorerst am Entsetzen des Mannes im Fauteuil zu weiden; nach einiger Zeit erhob er ein markdurchdringendes Gelächter und sagte: „Wie, verehrtester Herr Baron, Sie sind erstaunt mich hier zu sehen?"

„Ich glaubte," antwortete der Baron mit bebender Stimme, „Du habest meinen Befehlen Folge geleistet und seiest nach Spanien abgereist" —

„Meine Erbschaft dort anzutreten und mich als Grand von Spanien in den Cirkeln von Madrid zu begraben?"

„Du hast es selbst so gewollt."

„Das ist richtig; aber ich habe noch etwas vergessen, etwas von der größten Wichtigkeit. Darum habe ich wieder rechtsum gemacht, lieber Josef?

„Willst du noch mehr Geld?“ sagte der Baron und forschte mit wildem Blicke in dem kalten Gesicht Don Silvio's, „ich bin dem Ruin nahe. Als ich Dir vor einem Monate die letzten sechzigtausend Lire gab, schworst Du mir, mich mit Deinen Forderungen und Deiner Gegenwart zu verschonen. Jetzt kann ich nichts mehr für dich thun“ —

„Nein, lieber Baron,“ erwiederte Don Silvio mit höhnischer Rührung, „das hieße die Indiskretion zu weit getrieben; ich bin jetzt reich genug, auch würde sich so etwas für einen Grand nicht mehr schicken. — Aber siehst Du, in Madrid ist ein Junggeselle, mag er noch so hochgestellt und reich sein, eigentlich doch immer ein armer Mensch; es muß eine schöne Donna sein großes Hauswesen leiten, die hohen Besuche empfangen, sonst ist's nichts.“

Der Baron richtete mit Mühe sein Haupt empor; seine Lippe zitterte konvulsivisch, als er sagte: „Du wirst Donnen genug finden in Madrid, Pedro.“

„Nein, Josef, ich habe schon gewählt, ein Mädchen, so schön wie ein Engel, so zart wie eine Turteltaube. Mit einem Wort, Herr Baron, ich komme als Brautwerber auf eigene Faust.“

Josef wollte den Mund öffnen, doch das Haupt sank ihm kraftlos auf die Brust und er fiel in die Kissen zurück. Ein leises Röcheln verkündete, daß noch Leben in ihm war.

Pedro beobachtete mit unbeweglicher Miene die Entwickelung des Paroxismus.

Nach einiger Zeit erhob der Greis wiederum das Haupt. Sein Blick hatte die frühere Glut verloren; er starrte glanzlos vor sich hin.

„Josef,“ fuhr jener fort, „ich muß sie haben. Sie wird sich sträuben, ich weiß es. In der Stadt läßt sich also nichts machen. Du bist daher morgen mit Deiner Familie auf dem Schlosse. Daselbst werde ich sie abholen. — Folge meinem Winke, sonst bist Du nicht lange mehr Baron.“

Mit diesen Worten entfernte sich Don Silvio aus dem Gemache. Der Baron schloß die Augen und bewegte fieberhaft seine Hand auf dem Fauteuil hin und her.

(Fortsetzung folgt.)

Volkspoesie der Romanen.

Bedrängt von Leid und widrigen Geschicken flüchtet sich der Romane in das Reich des Liedes, wozu ihn Mutter Natur mit immer wacher Einbildungskraft ausgerüstet hat. Die Zerklüftungen der leidigen Wirklichkeit ebnet seine Phantasie und ruft aus dem, was Verstand, Herz und Sinne hergeben, das Schöne hervor, wie es der Harmonie geistiger Kräfte zusagt. So lange dem Romanen ein gefühlvolles Herz an die Rippen pocht, läßt er die tiefsten Geheimnisse seiner Seele in gefälligen Weisen und Stegreifgedichten *) ausströmen. Weit entfernt von dem Vermögen, einen Beweis von Regelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit aus anderen sich daran knüpfenden Vortrefflichkeiten an den Tag legen zu können, gefallen diese Improvisationen nicht in geringem Grade, zumal man das redliche Bestreben wahrnimmt, mit innigem Kunstverlangen Schönes hervorzubringen. Wie so manche Regelrichtigkeit, ausstaffirt mit Wissenschaft und Moral, vom Standpunkte der Poesie aus betrachtet, ist kalt, bleibet kalt und läßt kalt. Derlei regelrechte Poesien haben den Anstrich, der Mache das Leben zu verdanken; sie sind widerlich durch Dampf und Kälte. Wo aber Kälte, erstirbt ist wahre Kunst. Nothwendig ist der Funke, der die Poesie beleben soll, den aber vollendete Form, kunstvoll ausgemeiselte Gedanken und sittliche Vortrefflichkeiten nicht ersetzen können. Dieses Funkens erfreut sich der Romane, und schon die Anerkennung, die er etwas Göttlichem zollt, leihet ihm, wenn nicht Flügel, so doch — um mit Jean Paul zu reden — den Aether für etwas Göttliches.

Die romanischen Volkslieder sind nicht wenig interessant. Begebenheiten, deren sonstiges Andenken längst dahin, leben noch im Lieder, so wie auch die alte Verfassung des Volkes. Lieblich spricht den Leser aus einem niedlichen Liede eine Sage, aus dem anderen eine Sitte und ein schöner Zug aus dem Volksleben an. Alle diese Poesien sind aus dem Volke selbst hervorgegangen und haben sich durch mündliche Ueberlieferung bis auf unsere Tage erhalten. Laune, lebensheiteres Colorit, sind darinnen seltener anzutreffen; zu Grunde liegt ihnen fast durchgehends tiefer Ernst und eine reizende Schwermuth, die von ergreifender Wirkung ist. Fern von dem gemeinen, trivialen Style und der Plumpheit der Gassenhauer entströmten sie insgesammt der lautern Quelle der Natur, der Geschichte, dem Sinne und der Sitte des Romanenthums. Barden, Minstrels sind alle Romanen. In ihrer eigenthümlichen Natürlichkeit, so fragmentarisch in Wort, so kunstlos im Ton, sind sie von höchst ergreifender Wirkung. Manch tiefer Griff ist damit gethan in das Gemüthsleben des Volkes, dessen innerstes Sein ausgesprochen. Kaum entstanden geht das Lied von Mund zu Mund, und es ergeht ihm wie den Liedern des Barfüßermöches am Mainstrom, von dem es in der Limburger-Chronik heißt: „Was er sung, das sungen alle Leute gern, und alle Meister pfiffen und alle Spielleut führten den Gesang und das Gedicht.“ — Neugeboren wird das Lied bald ein Laut des ganzen roman. Volkes, welches der Improvisator unbewußt, ohne die fernste Ahnung von Kunst, nur durch Instinkt geleitet, geschaffen. Hohe Freude ist es zu beobachten, wie dieses Vermögen in dem Volke schlummert und dann hervorbricht zu dem Lichte. Ein hehrer Naturlaut, von sich streifend künstlerische Zulänglichkeiten, ein schöner Gegensatz zur platten Formbeherrschung und dem Bewußtsein der Theorie, bewegt es so mächtig. Mit mütterlicher Stimme ruft uns daraus die entfremdete Natur, wozu sich traulich gesellet ein leiser Nachhall der Ueberlieferungssage einer glücklichen Periode aus einem fernen Leben, die nicht gelebt nur geträumt worden.

Diese Volkslieder werden in vier Klassen gesondert.

I. Alte Lieder oder Balladen, niedliche Poesien, deren Endzweck ist, geschichtliche Begebenheiten oder andere großartige Thaten zu verherrlichen. Viele Gedichte, welche dieser Abtheilung zugezählt werden dürfen, erinnern an die traurige Zeit, als Dazien den Stürmen der Tataren bloßgestellt gewesen. Mit lebenden Farben ist darinnen die Herzhaftigkeit gezeichnet, mit der die Romanen ins Feld zogen. Einige derselben mahnen in vieler Beziehung an das Brittische:

„God save the king u. s. w.“

*) Les- und Schreibkunde war leider bis zu den letzten Dezennien ausschließliches Eigenthum der Nobilität und Klöster. A. d. V.

Digitized by Google

In den alten Liedern spricht sich deutlich aus der erhabene Sinn des Romanenthums, wie er in jedem freieren Aufstreben behindert, dem Drucke ohne Murren erliegen mußte, einzigen Trost findend in Nationalweisen. In: „An die Romanen (la Romani)", „die drei Panduren (trei panduri)," und „die Sonne auf des Berges Gipfel (soarele en vêrf de munte)" begegnen uns erhabene Bilder roman. Volksthümlichkeit; sie sind ein unterdrückter Freiheitston, der ernst bemüht ist mit den Winden nach allen Seiten hin zu erschallen. Stolz von sich stäubend die platte Alltäglichkeit und die leidige Wirklichkeit, stehen sie nicht nach dem·

„Rule Britania, rule the waves,
Britons never shall be slaves!"

welches einzig Arne's Namen an die Sterne geknüpft hat.

II. Lyrische Gedichte, dem Volke unter dem Namen Doina bekannt, in denen sich Sehnsucht, Liebe und Schmerz ausspricht. Im Allgemeinen stellen sie ein Gefühl dar, das in der Seele webt. Charakteristisch durch die darinnen beobachtete Einförmigkeit der Abschnitte, Vollendung des Gedankens in je einer Strophe, leichtes, fließendes Sylbenmaß, Wohllaut des Rhythmus u. A., sind sie durch Zustände und Vorgänge des Lebens angeregt, oder verdanken ihre Entstehung einem Gefühle, das durch eine Naturerscheinung wach gerufen worden. Besondere Würdigung verdienen die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, welche die roman. Lyrik auszeichnen. Ist man gerecht, so darf man kein Bedenken tragen, auch auf die romanische Liederwelt anzuwenden, was Jean Paul vom Liede sagt: „Es ist ein Schmerz, der sich von der Brust loslösen will, eine fliegende Lust, die über das Herz hinfährt und seine Saiten unwillkürlich zittern und klingen macht." Die andern Unterarten der Lyrik, wie Ode, Hymne, u. A. sind, so wir kennen gelernt, bis zum Augenblicke minder würdig vertreten.

III. Unter der Benennung „Horen" oder wie sie Alesandrio „Lustgesänge (cantycele de veselie)" nennt, bestehen die Tanzlieder, so genannt von dem roman. Nationaltanze Hora. Da der ruhige Gang der Hora keine körperliche Bewegung erfordert, die das Absingen dieser Lieder unmöglich machen würde, werden sie gleich den spanischen Boleros von den Tänzern angestimmt. Die leichten und gefälligen Melodien, so wie die reizenden Harmonien dieser Lustgesänge haben für den Hörenden einen eigenthümlichen Reiz.

IV. Die religiösen Gesänge (Colinde), die das Volk kennt, werden keinesfalls in der Kirche abgesungen, sondern in geselligen Zirkeln an Festtagen. Dieser Art sind z. B. „die Geburt Christi (nascerea lui Cristos), der Pflug (plugu), u. A."

Vom Volke angestimmt üben diese Poesieen auf Herz und Gemüth einen mächtigen Zauber. Es ist ein Gesang „aus hunderttausend Kehlen," ein allgemeiner Gesang, der auf Alles elektrisch einwirkt. In den Bergen, fern der gebildeten Welt, näher darum der Natur, ist der Gesang noch die allgemeine Unterhaltung des roman. Volkes. Und wenn einmal solch reiner Naturgesang, kraft- und würdevoll durch seine Wehmuth und Sehnsucht erregende Weisen entgegentritt, so daß das Auge den Thränen nicht gebieten, das Herz in wilder Hast des süßen Dranges sich nicht erwehren kann: freudig würde man dann all den Bettel des Bürgerthums von sich streifen und hinausziehen in die unverkümmerte, jugendlich aufblühende Natur. Hinaus! aus der Stadt, die mit hochweisen Reden und verrückten Institutionen groß thut, wobei die Seele modert und das Herz darbt, hinaus in die freien, grünen Berge, daß vom belebenden Strahl der ewigen Sonne und dem reinen Aether berührt in der Seele tiefsten Tiefen die verkümmerte, betäubte Gottheit erwache.

All diese Poesieen — kostbare Schätze von Wehmuthsgefühlen, erhabenen Ideen, ruhmgekrönten Thaten, von Aberglauben, Sitten und Gebräuchen der Vorzeit, — leben ohne Kunde vom Namen des Autors und der Entstehungszeit seit den frühesten Zeiten im Munde des Volkes. Mit allen Mängeln, Vorzügen und Original-Schönheiten sind sie Eigenthum des ganzen Volkes. Es sind Edelsteine, die Wohl und Wehe des Romanen, wie das Bischen geschichtlichen Namens mit Flammenlettern auf sich gezeichnet tragen, die ans Licht zu fördern es die Mühe reichlich lohnt.

Das heilige dieser Pflicht haben Männer wie B. Alesandrio, A. Russo u. A. erkannt und beherziget. Möchte es ihnen gelingen das Volksthum aus ihm selbst wiederzuschaffen und der Ueberschwemmung französischer Bildung, die auf roman. Boden allzusehr gang und gäbe, und in deren Nachäffung der Adel leider gar befangen ist, einen mächtigen Damm entgegenzustellen, in dem Sinne, wie sie bereits Hand an das schöne Werk gelegt haben. Als Muster fügen wir ein Lied in deutscher Uebersetzung an.

Gras'ten fette Rinder, Schafe,
'Mal auf meiner reichen Hab',
Doch ein widriges Verhängniß
Drang mir auf den Bettelstab,
Ließ mir Schmerzen nur und Haß,
Und das Auge thränennaß.
„Auf! zum Kampfe!"
Ruft das Land
Tiefgebeugt, gekettet
Seiner Söhne Hand.

Rosenwangig, mild und fröhlich,
Blüh'te mir ein liebes Weib;
Nun sich freiet ein Czokoje,
Der mir stahl den schlanken Leib.
Schmerz nur ließ er mir und Haß,
Und das Auge thränennaß.
„Auf! zum Kampfe!"
Liebe ruft.
'S Liebchen ist geknechtet.
Bald ein Raub der Gruft.

Groß die Heimat, reich an Blüthen,
Sie zerknickt doch Henkershand.
Trauern werde ich und weinen,
Bis befreit das Vaterland.
Siehst du Freuden? Schließ dich Herz!
Auge' blicke himmelwärts.
„Auf! zum Kampfe!"
Ruft das Land.
Tiefgebeugt, gekettet
Seiner Söhne Hand.

Czernowicz. Rud. O. Waldburg.

Digitized by Google

Die Rauhnächte.

(Schluß.)

II. 25. Dezember Weihnacht.

Der Mensch gewordene Gottessohn lag nackt in einer Krippe zwischen zwei Thieren, die ihn mit ihrem Odem erwärmten.

Der Heiland bath sich von seinem himmlischen Vater die Gnade aus, daß zur ewigen Erinnerung dieses ihm geleisteten Dienstes der Ochs in der Mitternachtstunde der heil. Nacht die Sprachfähigkeit erhalte.

Seit sich diese Mähre in unsern Bergen den Eingang verschafft hat, schläft der Landmann, wenn er ein Sonntagskind ist, in dieser Nacht im Stalle, um aus dem Maule eines Stieres gläubig die Zukunft zu vernehmen. Man nennt dieß Horchen das „Viehlosen."

Gespannten Sinnes horcht er bis die Glocke ihm die zwölfte Stunde verkündet. Dieß ist der Augenblick der Entscheidung! Unbemerkt naht er sich jetzt dem wiederkäuenden Propheten, um zu hören, ob sein Lebensziel nahe oder fern gesteckt sei, ob seine Tage zu den glücklichen oder schmerzlichen gezählt werden müssen; allein trotz aller Lucaszettel und Benedictuspfennige muß eine Hexe dem Vieh Etwas angethan, oder Unheiliges im Stalle versteckt haben; denn der Ochs gibt keinen verständlichen Laut von sich.

III. 31. Dezember Silvester-Nacht.

So wie im prismatischen Glase der Lichtstrahl, so hat sich der Aberglaube in dieser verhängnißvollen Nacht in zahllosen Substanzen gebrochen. Alte Weiber, Greise und junges Volk sind durch die Agonie des alten Jahres aufgeregter, ernster Stimmung und harren mit Spannung bis die Stimme des Kirchthurm ihnen kundgibt, daß ein Jahr ins Meer der Ewigkeiten untergetaucht sei, und die Horen ein neues zur Welt gebracht haben; nun fährt Leben und Thätigkeit in die Gesellschaft.

a. Ein altes Weib schmilzt auf einer Glutpfanne, worauf ein geweihter Oelzweig und Holz aus Särgen brennt, Wachs, gießt es sodann auf kalten Stein und verkündet aus den vom Wachse angenommenen Formen zukünftige Dinge, als: Krieg, Hungersnoth, Krankheiten oder das Umgekehrte.

Ferners entdeckt sie aus dem Kaffeesatze und aus der Asche von Wachholder den Liebenden ihre Geheimnisse und ihre Zukunft, macht aus Haselzweigen, die auf Kreuzwegen wachsen, Wünschelruthen u. s. w.

b. Der kühne Jägersmann ist beschäftigt aus Blei, welches von den alten Kirchhofkreuzen genommen wird, Kugeln zu gießen, um gefeites Wild und Ungeziefer damit zu erlegen, formt sich aus ausgeschnittenen Pfosten, Widhupfsaugen und Federkugeln, die aus dem Magen einer Todteneule genommen wurden, einen Talisman, trägt ein 52 Messenbüchel bei sich, um die Unholden fern zu halten, und bannt mit weißem Elzenholz die giftigen Thiere.

c. Das Mädchen gießt in die heiße Milch oder in Wasser ein frisches Ey von einer ganz weißen Henne und betrachtet dann gläubig die angenommenen Formen. Sind diese ringartig, dann ist das Jahr für sie ein glückliches, denn eine gute Heirath steht in Aussicht; nimmt aber das Ey eine strahlende Form an, dann stimmt sie traurig das Kyrie eleison an, denn sie muß noch ein Jahr ledig bleiben.

d. Der Alte aber schaut mit runzlichter Stirne ins Wasserbecken auf das darin erstarrte Blei, und sinnt nach, ob es ihm Mißärndte, Sterbfälle oder glückliche Ereignisse prophezeiet.

e. An der Nicolaus- und Weihnacht nimmt unbemerkt die Jungfrau des Hauses drei halbverbrannte Holzscheiter weg und versteckt diese, um in der Silvester-Nacht damit ein Feuer anzuzünden. Sobald dieses hell brennt, begibt sich die Reine hinweg, um zu beten, und kehrt nach verrichteter Andacht mit klopfendem Herzen wieder zum Feuer zurück, wagt aber kaum die Augen gegen den Herd zu richten, denn falls sie den Tod hier an diesem heiligen Feuer sich wärmen sieht, so stirbt ein Glied der Familie. Sollte sie aber der Schatten des Geliebten alldort am Feuer überraschen, dann erhebt sich ihre Seele jubelnd, denn der Bund ist im Himmel schon beschlossen; entschlüpft ihr aber auch nur Ein Wörtchen, so muß der Geliebte sterben. Die Lage dieses Glücklichen ist augenscheinlich eine der allergefährlichsten, denn sein Leben ist ja an das Geheimniß einer Jungfrau geknüpft.

f. Der Schnee liegt, wie ein Bahrtuch, über den erstarrten und ausgestorbenen Gefilden, ein hagerer Mann mit gekrümmtem Rücken und beklommenem Herzen schleicht zwischen beschneiten Denksteinen und Gräbern, zur Todtenkapelle hin. Hoffet, Gott ist barmherzig! ist auf diesen mit goldenen Lettern zu lesen, und auf jedem Grabe das Zeichen der Erlösung zu sehen. Ein kalter Wind heult zwischen den Kirchhofkreuzen und die Stunde, die zwei Jahre theilen soll, ist nahe, denn schon hat die Uhr durch das Geknurre ihres Räderwerkes die unheimliche Nähe angekündet; da ergriff ängstlicher Sinn den Gottversucher, weil der Moment schon da ist, wo in dieser Nacht die Schatten aller, die im Verlauf des eben jetzt eintretenden Jahres sterben, hier vorüber zur Todtenkapelle wallen müssen. Noch hallte lange nachbrummend der letzte Glockenschlag durch die nächtliche Stille, als schon die dem Tode Verfallenen: Kinder, Greise, Menschen aller Stände, und Geschlechter mit brennenden Kerzen hier vorüberzogen. An ihrer Spitze mit dem trostlosen Banner der Vernichtung sah man den falben Tod, hohläugig und schadenfroh einherschreiten — tiefe blutige Spuren im knisternden Schnee zurücklassend — während blaß und ernst der Engel des Todes die Kolonne entlang ging um diese mit dem Wasser göttlicher Barmherzigkeit zu besprengen, um dadurch die schneidende Qual ihrer letzten Schmerzen zu lindern. Dieser Mann, der an Leben und Lebensgütern so klammerfest hing, saß nun zusammengekauert mit schlotternden Gliedern an einem Pfeiler der Kapelle, um den Umgang der Todgeweihten zu sehen. Der kalte Schweiß trat bei dieser Schreckens-Scene dem Gottversucher auf die befurchte Stirne und matt schlug sein sonst so hartes Herz. Da trifft es ihn plötzlich wie ein elektrischer Schlag, ohnmächtig fällt er auf den kalten, schillernden Schnee, denn er hatte den eigenen Schatten im Kleide der Armuth gesehen. Seit dieser Stunde, diesen Doppelschlag ewig fürchtend, trägt er den Schrecken in der Seele und den

Digitized by Google

Tod im Herzen. „Darum versuchet nicht diesen Schleier aufzuheben, denn das Wissen ist hier Tod.“

IV. 6. Jänner. Heilige 3 Könige.

Der Glückliche, welcher im Besitze eines kohlschwarzen Bockes ist, der aber nicht Ein weißes Haar haben darf, schlachtet diesen in der Nacht, in welcher einst drei Mächte des Morgenlandes dem Kinde Gottes als König von Israel huldigten, und opfert das Blut dieses schwarzen Thieres den unsichtbaren Helden und ewigen Wächtern verborgener Schätze. Mit dem Blute des Geopferten läuft er zum nächsten Kreuzwege und stellt es dorthin, kehrt aber beim Grauen des Morgenwindes zur Stelle auf „Vorpaß.“ Kommt nun ein Rabe von der Morgenseite und pickt im Blute des Geschlachteten, dann zeigt auch dieser ihm die Stelle, wo die Erde in ihrem Schooße die Schätze birgt. Der Schatzheber folgt nun diesem Unglücksthiere über Stock und Stein, und eher hätte Jason die Expedition nach Kolchis aufgegeben und das goldene Vließ im Stiche gelassen, als daß dieser Auserkohrene mit den Bocklederhosen seinen guten Glauben und sein Recht aufgeben würde. Weg — verschwunden ist nun der Rabe und mit ihm das nahe Glück. Laut jammert nun der Betrogene um seine Schätze.

Sein Nachbar hingegen hat schon ganz geheim im Keller einen Knieschemmel aus 9 Holzgattungen gezimmert und in diesem Haare von 7 alten Jungfrauen hineingeleimt, geht dann, damit versehen, in die Kirche und kniet darauf, sobald die Leute opfern gehen. Ist in dieser frommen Gemeinde eine schadenbringende Medea, so erscheint diese ihm von seinem Schemmel aus riesengroß. Er ist der Glückliche, der sie nun kennt, ist von ihr gefürchtet und kann allem Unglück somit ausweichen. v. E.

Tiroler-Biene.

Der Bildhauer J. Gasser aus Pusterthal hat Auftrag erhalten fünf kolossale Statuen aus Sandstein für das Wiener Arsenal zu verfertigen.

• Der ständische Stipendist Gillarduzzi hat im Museum ein Oelgemälde „die Sündfluth“ ausgestellt.

• In dem so eben erschienenen fünften Bande der österr. Geschichtsquellen ist das berühmte Trienter Urkundenbuch „codex Wangianus“ endlich abgedruckt. Es wurde angelegt vom Bischof Friedrich v. Wangen und umfaßt die die Zeit von 1062—1281. Der Herausgeber dieses für die Tirolergeschichte so wichtigen Werkes ist unser verdienstvoller Landsmann Herr Rud. Kink.

• Der unsern Lesern bekannte Wiener Literat Seméritsch wird nächstens ein „Album österreichischer Dichter“ veröffentlichen. Das Werk soll durch Gediegenheit der Originalbeiträge, Eleganz und Wohlfeilheit sich auszeichnen. Tirol wird darin durch Beiträge von Anna, Adolf Pichler, Gottlieb Putz, Chr. Schneller, Ign. Zingerle, u. a. ehrenvoll vertreten sein. Wir machen unsere Leser auf dieses Sammelwerk aufmerksam.

• Unser verehrter Landsmann Herr L. Ritter von Heufler ist von seiner wissenschaftlichen Reise an den Aetna bereits zurückgekehrt. Er hat darüber eine Reihe von Briefen geschrieben, welche im Feuilleton des Abendblattes der Wienerzeitung abgedruckt stehen, wir verweisen darauf, weil sie eine große Menge interessanten Details enthalten. Herr von Heufler wird nach seiner Ankunft zu Wien sein Werk über die Flechten Tirols zum Drucke vorbereiten.

• Von der **Fauna boica**, herausgegeben von Gemminger und Fahrer ist bereits das fünfte Heft eben so ausgezeichnet durch Form und Inhalt wie die früher erschienenen. Dieses Werk ist auch für die Naturgeschichte der Säugethiere Tirols von sehr hohem Werthe, wir verweisen daher unsere Leser noch einmal darauf.

• Das Ferdinandeum hat das Gemälde Plattners, die altdeutsche Veleda darstellend, käuflich an sich gebracht und bereits seinen Sammlungen eingereiht.

• Der berühmte Philolog Hofrath Thiersch besuchte gestern das hiesige Gymnasium und beehrte die Unterrichtsstunden der klassischen Philologie mit seiner Gegenwart. Er sprach sich beifällig über die Leistungen der Schüler aus, und äußerte seine Freude darüber, daß nun auch in Oesterreich das Studium der klassischen Philologie in den Schulen einen höheren Aufschwung nehme.

Korrespondenzen.

Czernowitz, Oktober 1852.

W—g. In Siebenbürgen und dem außerösterreichischen Romanenlande werden wir auf dem Felde des Schriftthums ein reges Leben gewahr. Abgesehen von den nicht seltenen Original-Produkten versucht sich so manche romanische Feder mit Glück in Uebersetzungen. Gegenwärtig liegt uns vor eine Uebersetzung der Balladen Victor Hugo's durch C. Negruzzi, ausgezeichnet durch Ungezwungenheit in Sprache, Metrum und durch würdevolle Auffassung des Originals. Wenig Erfreuliches biethet uns in dieser Hinsicht die Bukowina. Die Intelligenz, welche bis zu den letzten Jahren des jüngsten Dezenniums ausschließliches Eigenthum des Klerus und des Adels war, konnte in wenigen Jahren keinesfalls dem roman. Volke unseres Landes derart eigen werden, daß deren Fortbestand für die Zukunft unter dem Volke allein gesichert sein könnte. Bei dem Gedanken an die Zukunft des roman. Volkes aus der Bukowina tröstet den wahren Volksfreund der einzige Umstand, daß die Volksschulen unverkennbar Fortschritte thun. Wir freuen uns der Gelegenheit, Ihnen die Namen dieser Herren bezeichnen zu können, welche sich die Aufklärung des Volkes angelegen sein lassen. Unter Andern sind es die Herren A. Pumeul, K. Lutscheskul, G. Nikitowitsch, D. Hodowanski, Mitkewitsch, denen wir im Namen des Bukowinaer-Volkes herzlichen Dank sagen. — In Bälde verläßt der Gymnasial-Direktor Dr. J. Nahlosky unsere Stadt. So wir gehört, betritt den erledigten Posten Dr. Kohlert aus Lovschüz in Schlesien.

Gratz den 18. Okt. 1852.

Wenn ich mit meiner Korrespondenz etwas lange gezögert habe, so geschah es wohl nur zur bessern Orientirung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten, von denen ich Ihnen zu berichten gedenke. Erwarten Sie aber keineswegs eine lange Beschreibung irgend einer Anstalt, woran, nebenbei gesagt, kein großer Ueberfluß ist. Ich lade Sie vor allen ein, mir in das Theater zu folgen zur Aufführung des »Kaufmann von Venedig.« Mich überraschte der Theaterzettel, da ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, von Shakespeare's Stücken eines oder das andere auf der hiesigen Bühne zu sehen zu bekommen; denn seit meiner Ankunft dahier wurden meistens Lustspiele, aber kein shakpeare'sches gegeben, woraus man den Schluß ziehen kann, daß unter dem hiesigen Publikum überhaupt keine große Sympathie für den englischen Dichter vorhanden ist, um so mehr, da auch heute das Theater so wenig besucht ist. Um über eine theilweise befriedigende Aufführung des Stückes mich kurz zu fassen, genüge die Bemerkung, daß Herr Herz als Shylock sich lobenswerthe Mühe gegeben, seine Rolle entsprechend zu spielen. Da Sie Hrn. Herz aus früherer Zeit, wo er in Innsbruck war, genugsam kennen, so werden Sie mir gewiß mit der Frage zuvorkommen, ob Herz überhaupt zu solchen Rollen, wie die eines Shylock ist, passe? In Ermanglung eines andern nimmt man denjenigen, der am wenigsten unpassend ist. Hr. Schultes gab den Bassanio sehr befriedigend. Hrn. Burggraf als Antonio hätten wir dem Juden vollends überliefern mögen, damit die Bühne von diesem langsamen Schauspieler befreit würde. Wenn Antonio an sich schon ein gefälliger, nicht sehr energischer Mann ist, so scheint Hr. Burggraf zu faul zu sein, selbst diesen Charakter genügend darzustellen. Frl. Haase als Portia aber befriedigte durch und durch. Frl. Banini als Nerissa schien uns ebenfalls befriedigend. Hiebei bemerken wir nur, Banini sollte sich von Gratz auf und davon machen, damit ihr Talent hier nicht verdorben werde. Sie ist noch zu jung, um selbstständig dastehen

Digitized by Google

zu können, sie muß eine Schule durchmachen, wozu hier nicht Gelegenheit ist. Bei tüchtiger Ausbildung läßt sich von ihr Vieles erwarten. Auffallend war es uns, von einzelnen Monologen gar nichts oder nur Fragmente zu hören, besonders daß Bassanio's Rede während der Wahl des Kästchens wegblieb; unbedeutenderer gar nicht zu gedenken. Am meisten frappirt waren wir, daß der ganze fünfte Akt gestrichen war. Kaum hatte der Doge mit den Senatoren den Gerichtssaal verlassen, so warfen Portia und Nerissa ihre Mannskleider ab und gaben sich sogleich zu erkennen. Dadurch fiel die ganze Scene mit den Ringen weg, eine Scene, worin nach Gervinus die schärfste Spitze der Verwicklung von Recht und Unrecht erscheint. Der Grundgedanke des Stückes ist: summum jus summa injuria. Portia empfiehlt nun dem Juden Gnade für Recht ergehen zu lassen, welchem Ausspruche zufolge sie selbst und Nerissa ihren Gatten das große Unrecht nachsehen, welches sie durch ihren Eidbruch begangen. Zu zeigen, wie strenges Festhalten an seinem Rechte oft auf Extreme führt, wie der Jude um alles in der Welt den Buchstaben seines Scheines erfüllen will und dreimal dreitausend Dukaten ausschlägt, um ein Pfund Menschenfleisch, das doch schlechter ist, als das von Ochsen, Schafen, zu haben und seine Rache zu üben, wie da nur die mildernde Gnade die Gesellschaft halten kann, das zu zeigen, scheint die Absicht des Dichters gewesen zu sein. Wie wäre nicht auch der häusliche Frieden sogleich gestört gewesen, hätte nicht Portia ihrem Manne den Fehler nachgesehen? Somit erscheint die Scene mit den Ringen als ein wesentlicher Theil des Stückes, und nicht, wie Manche behaupten, als bloßes Phantasiespiel, das der Dichter mechanisch hinzugefügt, um den Zuschauer nicht mit dem trockenen Ende des vierten Aktes unbefriedigt entlassen zu müssen. Wir begreifen nicht, wie die Direktion diesen Punkt übersehen konnte, um so weniger, da sie schwerlich Vorgänger hierin gefunden; wenigstens wurde in Wien und München, wo wir dasselbe Stück zu wiederholten Malen gesehen, der fünfte immer ebenso tüchtig wie die vier ersten aufgeführt.

In der Oper wurde neulich, und zwar hier erst zum ersten Male, Dom Sebastian gegeben. Es möchte Einen jetzt fast allemal ein kalter Schauer durchrieseln, wenn man von großen Opern sprechen hört, welche die Operndirektion dem Publikum neu vorzuführen beabsichtige. Scenerien, pomphafte Züge, Schlittschuhlaufen u. dgl. mehr müssen blendend den Mangel an einfacher, bescheidener Kunst verdecken. Ein Sonnenaufgang entzückt das Publikum, so daß der Direktor hervorgerufen wird. Die ersten Menschen, denen der Sonnenaufgang noch etwas Neues war, mögen wohl auch den lieben Herrgott gerufen haben, wegen seiner prachtvollen Scenerien, bis sie ihnen als etwas Alltägliches erschienen. Wie im Propheten der Krönungszug, so erscheint in Dom Sebastian der Leichenzug, wo Auge und Ohr in die höchste Exaltation versetzt werden, als wären wir denn so vernagelt, um einfache, echte Kunst nicht erfassen zu können. Und das Publikum? Wie das in die Theater eilt, wenn solche pompöse Stücke gegeben werden, ist bekannt, und bedarf hier keiner weitern Erwähnung. Wir haben Beispiele, daß Stücke bloß durch die Dekorationen das Publikum anzogen und die Auslagen deckten, wie im letzten Jahre im Theater an der Wien. Schlimme Zeichen! — Schließlich will ich noch den hiesigen Kunstverein erwähnen, welcher, wie der Innsbrucker, von Wien aus mit Bildern versehen wird. Wir können uns des Widerwillens und Ekels kaum enthalten, wenn wir mit dem Kunstsinne des Publikums so loses Spiel treiben sehen. In allen Kunstvereinen, die wir besuchten, in München, Leipzig, Prag, Wien ꝛc. konnten wir nur wenige gute Stücke sehen; das Meiste war mit gesunden Augen nicht anzusehen. Es mag sein, daß die Ausstellungen uns deßhalb nicht gefielen, weil wir von einem anderen Standpunkte aus die Kunstvereinsidee aufgefaßt haben, als die Direktoren der Vereine. Zur bessern Verständigung wollen wir unsern Standpunkt hier weiter auseinanderlegen.

Wenn sich kunstliebende Männer vereinigen die Kunst zu befördern, so ist wohl die Hauptaufgabe die, sich zuerst ein Publikum zu bilden, welches fähig ist, Kunstwerke in sich aufzunehmen. Der Sinn des Laien muß zuerst der Kunst zugänglich gemacht, kurz der Schönheitssinn, der mehr oder weniger in jedem Menschen verborgen liegt, muß vorläufig entwickelt werden, damit in der Folge freie, selbstständige Beurtheilung der Werke, Unterscheidung des Schönen vom Nichtschönen eintreten kann. Dieß geschieht nur dadurch, daß der Laie vor Allem einen gesunden Maaßstab für die Kunstwerke erhalte; dieser aber wird nur durch Betrachtung des Schönsten vom Schönen, des Besten vom Guten erzielt. Dann erst wird der am Schönsten und Besten geübte Sinn von selbst das weniger Schöne und Gute verwerfen und sich am Ausgezeichneten halten. Durch gemischte Bilder wird der Maaßstab nicht bestimmt. Nicht Jeder kann sagen: anch' io sono pittore. Die Meisten bedürfen der allmäligen Erziehung. Also die Hauptfrage eines Kunstvereines ist unseres Erachtens das Publikum, das eben erzogen werden muß, um wahren Genuß, nicht bloße Befriedigung irgendwie hervorgerufener Schaulust, die Mode geworden, zu haben. Wer in großen Gallerien die verschiedenen Beschauer der Bilder zu beobachten Gelegenheit gehabt, der wird oft die lächerlichsten Urtheile vernommen haben. Das kömmt von der falschen Ansicht her, daß Gallerien bloß das Beste, nicht aber bloß allerlei Bilder behufs der Kunstgeschichte enthalten. Nun wäre es Aufgabe des Kunstvereines, durch Vorführung des wirklich Besten und Schönsten dem Laien den Besuch der Gallerien fruchtbringend zu machen; daß er bei Betrachtung einer Schule die Tragweite der Kunst sogleich erkenne und davon sich ein Urtheil über die resp. Zeit zu fällen im Stande sei.

Die Kunstvereine aber gehen den verkehrten Weg; sie wollen zuerst den Künstler, dann erst das Publikum bilden, welches dessen Werke bewundern soll. Nicht genug, es werden uns oft Gegenstände vorgeführt, die nichts weniger als künstlerisch sind. Dadurch wird das Publikum in die Lage gesetzt, beurtheilen zu müssen, ohne fähig zu sein, die genauen Gränzen zwischen Kunst und bloße Meiselei oder Pinselei zu kennen. Aber die Nützlichkeitsapostel gehen von der Ansicht aus, man müsse dem angehenden Künstler Gelegenheit und Mittel schaffen, sein Talent zu entwickeln; deßhalb sollen seine Werke an Mann gebracht werden. Ganz philantropisch ist diese Sorge für den Künstler; aber die Kritiker sollen bei der Wahl der zur Ausstellung bestimmten Stücke unpartheiisch und strenge sein. Was kümmern uns die erbärmlichen Produkte der Stümper, wie wir sie oft genug gesehen haben? Wir sollen ja nicht verdammt werden, ein Mischmasch in uns aufzunehmen, wir wollen zur Bildung Gutes und wahrhaft Künstlerisches, das nicht aus den Ateliers der handwerkmäßigen Anstreicher kömmt. Ich will mich nicht auf spezielle Fälle einlassen, wie wenig streng die Kritik über eingesendete Gegenstände geübt worden, obwohl wir davon eine bedeutende Anzahl nicht eben zur Erbauung des Publikums aufzählen könnten. Die auffallendste Krämerei aber können wir nicht übergehen, welche beim Kunstverein in Wien noch zwar weniger geübt, als in Anregung gebracht wird. Wenn so ein Hungerleider einem Ausländer, einem deutschen!! die Gulden in den Beutel zählt, welche dieser für sein Bild erhalten, und der Direktion es nicht verzeihen kann, daß sie nicht dafür einem Einheimischen sein Geschmier abgekauft und nun dringend empfiehlt, die inländische Kunst der ausländischen vorzuziehen, wer soll seinen Ekel noch vor solcher Niedrigkeit bezähmen können? Wo hat es eine österreichische Kunst gegeben, die nicht auch eine deutsche sein sollte? Ist denn Oesterreich gar so heterogen mit Deutschland? Soll Oesterreich nun sogar im Gebiete der Kunst von seinem Bruderlande gerissen werden? Oder sollen wir das Gute, das uns nur aus Wohlwollenheit der Künstler aus dem Auslande zukömmt, verwerfen und das Schlechte manches Pinslers dafür annehmen? Daß man uns das zumuthet, lesen wir ja in öffentlichen Kritiken, daher sei es uns auch erlaubt, öffentlich entgegenzutreten. Oder wie? sollen wir von unsern vaterländischen Künstlern Bilder nicht annehmen, weil sie selbe in Rom verfertigt? Doch wir sagen weiter kein Wort mehr über solche Kleinlichkeiten, nur Schade, daß das Publikum dabei beeinträchtigt wird.

Es liegt mir noch mancher Stein auf dem Herzen; allein was ich noch zu sagen hätte, paßt nicht so sehr zu einer »Korrespondenz,« wie gerne ich mich auch des Steines entledigen wollte, um so eher zu die-

Digitized by Google

ser Zeit, wo die Neujahrsdichter ihre Brut bereits großgezogen haben, und sie als flügge in wenigen Wochen in zierlichen Federn dem Publikum übergeben werden. Vielleicht treffen wir uns schon ein andermal noch, wo ich Ihnen meine Angelegenheiten unumwunden auseinanderlegen kann. R. P.

Literatur.

Die geschichtlichen deutschen Sagen aus dem Munde des Volkes und deutscher Dichter. Von Karl Simrock. Frankfurt a. M. bei Ludw. Brönner.

Unter dem Namen wie „Poetische Geschichte der Deutschen" oder „Deutsche Geschichte in Liedern, Romanzen u. s. w." hat man in neuester Zeit Sammlungen von Gedichten angelegt, welche Begebenheiten unserer Geschichte zum Gegenstande haben. Der Zweck, die Jugend zur Erlernung der heimischen Geschichte anzueifern, sie für das Vaterland zu begeistern, blieb größtentheils unerreicht, weil diese Gedichte oft wenig mehr waren, als gereimte Geschichte. Je treuer sich Gedichte dieser Art der Geschichte anschließen, je weniger mögen sie sich poetisch gestalten und abrunden. Es tritt gewöhnlich ein Widerspruch zwischen der äußern poetischen Form und der innern noch ganz prosaischen Gestaltung hervor, der eher Abneigung und Widerwillen, als Liebe und Begeisterung erzeugt. Anders als mit diesen versifizirten Geschichten ist es um die historischen Sagen bestellt. Diese sind allerdings einer künstlerischen Gestaltung fähig und haben auch meist an den berühmtesten deutschen Dichtern Bearbeiter gefunden. Hier hatte die Sage den geschichtlichen Stoff schon poetisch umgebildet, so daß der dichterisch zubereitete Stoff nur der Hand des Dichters harrte, um in das lautere Gold der Poesie umgesetzt zu werden. Solche geschichtliche, vom Dichter poetisch verklärte Sagen üben auf die Jugend einen unnennbaren Zauber aus und eine Sammlung derselben kann die Jugend zur Vaterlandsliebe und zum Studium der Geschichte nur gleich anspornen. Karl Simrock, der sich um die deutsche Literatur so hoch verdient gemacht, bietet uns in obgenanntem Werke eine schöne Lese von geschichtlichen Sagen, die zum Theile von den größten Dichtern bearbeitet, und chronologisch geordnet sind. Sangesmeister, wie Platen, Kopisch, Schwab, Göthe, Schiller, Uhland, Schlegel, Chamisso, Rückert, Bürger, Kerner, Wolfgang Müller haben ihre Dichtungen beigesteuert. Vor allen tritt aber der Herausgeber in den Vordergrund, dessen Poesie, am Studium der ältern deutschen Literatur aufgewachsen, die Innigkeit, Klarheit und plastische Gestalt der bessern mittelhochdeutschen Dichtungen erreicht. Die von ihm behandelten Sagen zeichnen sich durch ihre einfach-naive Behandlung aus. Nach dem Charakter der Sagen ist das Buch in zwei Theile: Historische Sagen und Legenden, und in Heldensagen eingetheilt. Der erstere Theil ist zahlreicher und besser vertreten. Der Werth des Buches ist noch wesentlich erhöht durch die Nachweisungen, welche Alexander Kaufmann über die Quellen der eigentlichen historischen Sagen und Legenden im Anhang geliefert hat. Die hier angehäuften Notizen geben ein rühmliches Zeugniß von der bedeutenden Belesenheit und der Umsicht des uns bekannten Dichters. Den Schluß dieser kurzen Anzeige möge folgende Stelle aus der Vorrede bilden, die eben so wahr als beherzigenswerth ist. „Wir Deutsche besitzen einen großen Schatz historischer Sagen, und wie sehr unsere Dichter sich von ihnen angezogen gefühlt haben, thut ein Blick in unsere Sammlung dar. Das kindliche Gemüth, das dem poetischen nahe verwandt ist, wird sie aus dem Munde seiner Dichter mit doppelter Freude vernehmen. Um des erhebenden Eindrucks, der gedeihlichen Wirkungen willen, die sie da hervorzubringen vermögen, hätte man sie den edlen jungen Herzen nicht so lange vorenthalten sollen. Zeiten, wie die gegenwärtigen, predigen die Wahrheit von allen Dächern, daß die Ueberlieferung von Kenntnissen nicht der ausschließliche Zweck der Erziehung sein darf. Wenn wir nicht Zöpfe, nicht Philister, nicht Selbstlinge ziehen wollen, so muß es nächst der Ehrfurcht vor Glauben und Sitte die Liebe zum Vaterlande, die Fähigkeit zur Begeisterung, zu großen, aufopfernden Entschlüssen sein, zu welchen wir unsere Jugend heranbilden. Und hierzu möchte ich mein Scherflein beigesteuert haben."

Die Heimkehr. Dorf Leiningen. Anna, die Blutegelhändlerin u. a., Erzählungen für das Volk, von O. Glaubrecht, Frankfurt a. M. 1851. Verlag von Haider und Zimmer.

Diese Erzählungen sind aus pietistischen Seufzern, einer Anzahl evangelischer Sprüche und sentimentaler Persönchen zusammengesetzt. Es muß ein wunderseltsames Volk sein, welches solche Kost verträgt. Unser Volk, gleich weit entfernt vom protestantischen Rationalismus als auch Pietismus, verschmäht ein so elendes Gebräu.

Nacht und Sterne, von Emil Althaus, gen. **Emile d'Estreés,** Leipzig, Theodor Thomas.

Viel Nacht, finstere Nacht, aber wenig Licht; der Verfasser hat vor lauter Nacht die Sterne nicht gesehen, d. h. viel butterweiche, mißlinde Worte geredet, aber keine Gedanken ausgesprochen; oder wenn etwas vorkommt, was aussieht wie Gedanke, so ist es mager und dünn, wie Schwindsucht und kranke Armuth.

Charlotte Corday. Dramatisches Gedicht von Julius Ramme. Magdeburg, Verlag von Walter Delbrück, 1852.

Dieses Drama ist eine ganz neue Erscheinung; denn es reden in demselben lauter wahnwitzige Personen, gehandelt wird aber nichts; wir wollen aber keinen böswilligen Schluß auf den Verfasser machen, nur den Rath möchten wir ihm geben, wenn er noch einmal die Laune bekommt, eine Stylübung zu machen, so möge er dieselbe zuvor von seinem Famulus korrigieren lassen.

In der **Wagner**'schen Buchhandlung in **Innsbruck** ist so eben erschienen:

Tirol.

Natur, Geschichte, Sage

im Spiegel deutscher Dichtung.

Herausgegeben von

Ignaz Vinz. Zingerle.

Mit einem Titelbilde. 12°. brosch. 2 fl. 24 kr. Elegant gebunden 3 fl. 24 kr.

Seit Jahren ist Tirol von verschiedenen Dichtern besungen und gefeiert worden. Männer, wie Eichendorf, G. Görres, Zach. Werner, Anast. Grün, R. E. Ebert, Lud. Tieck, haben dem schönen Lande im Gebirge Lieder geweiht. Ignaz V. Zingerle hat diese zerstreuten Blumen der Poesie gesammelt und kunstvoll zu einem schönen Kranze gewunden. Das sehr anständig ausgestattete Buch enthält über 200 Beiträge von größtentheils rühmlichst bekannten Dichtern, wie: Castelli, Collin, Deinhardstein, Dichter der Parallelen, Ebert, Eichendorff, Flir, Frankl, v. Gilm, Görres, Grün, Gräfin Hahn-Hahn, Herder, Kobell, Körner, Kulmann, Lenau, Meßmer, Mosen, Pfitzer, Pichler, Pyrker, Rückert, Schenkendorf, Schneller, Schücking, Schwab, Seidl, Stieglitz, Stolterfoth, Tieck, Vogl, Weber, Werner, Zedlitz rc.

Der sehr reiche Stoff ist topographisch nach den verschiedenen Flußgebieten vertheilt, so daß die Poesie den Pilger zu allen bedeutenden Stellen im Lande begleitet und sie mit ihrem hehren Lichte verklärt. Dies Buch verdient als ein patriotisches Unternehmen im wahren und reinsten Sinne des Wortes in Tirol eine sehr günstige Aufnahme.

Andreas Hofer

und das Jahr 1809,

mit

besonderer Rücksicht auf Passeier's Theilnahme

am Kampfe.

Von **Beda Weber.**

(Aus dem Werke: »**Das Thal Passeier**« besonders abgedruckt.)

Groß-Octav. In Umschlag brosch. 48 kr.

Ein Leben des bekannten Helden in Tirols Befreiungskampfe von 1809 aus der Feder eines Mannes, wie Beda Weber, in der ihm eigenen lebendigen Darstellung und kernigen Sprache, dem überdieß durch seinen mehrjährigen Aufenthalt als Priester im Passeierthale Gelegenheit geboten ward, sich so manche Aufschlüsse über den Sandwirth zu verschaffen und manches noch Dunkle dieser Zeitperiode zu enthüllen, wird allenthalben als werthvoller Beitrag zur Geschichte freudig begrüßt werden.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde und Wissenschaft.

III. Jahrgang.

№ 45. Innsbruck, 6. November **1852.**

Die Mutter und ihr todtes Kind.

Der hochgebornen Frau Gräfin Bissingen-Nippenburg gewidmet.

Es schläft so süß mein armes Kind,
Mit seiner Decke spielt der Wind,
Der Vater riefs zur stillen Ruh
Und schloß ihm sanft die Augen zu.

Mit Rosmarin, zu früh gepflückt,
Ist seine weiße Stirn geschmückt,
Und wo das Herz jetzt nicht mehr schlägt,
Ist eine Rose hingelegt.

Das Glöcklein mahnt, sie tragens fort,
Und bettens drauß am kühlen Ort,
Dort liegt es jetzt im Mondenschein
Mit Todten und mit Gott allein.

Hinweg in ferne, finstre Nacht,
Habt ihr mein todtes Kind gebracht,
Doch senkt ihrs noch so tief hinab,
Auf ewig bleibt mein Herz sein Grab!

Innsbruck, am Allerseelentage 1852. Heinrich.

An K.

Mir ist so weh! noch bluten meine Wunden,
Du glaubst vielleicht, daß sie schon längst vernarbt;
Es schleicht die Zeit mit ihren trüben Stunden,
Seitdem die Liebe in der Fremde darbt. —
Es tritt der Schmerz empört aus seinen Dämmen,
Der die verborg'nen Schleußen aufgesprengt,
Und droht das Auge mir zu überschwemmen,
In das er seine wilden Fluthen drängt.

Wohl mag der Strom das Wiesenbeet verheeren,
Auf dem die letzte Rose längst verblüht,
Der Sturm zertritt die Blumen mit den Aehren,
Und mit der Liebe auch das letzte Lied.
D'rum laß, da Lenz und Blüthe längst verwehten,
Den wilden Thränen ihren freien Lauf,
Die hoffnungsgrüne Saat, die Du zertreten,
Keimt doch in meiner Brust nicht wieder auf.

Einst war mir wohl, ich lebte ohne Sorgen,
Da sank die Hoffnung trostlos in das Grab,
Und schweigend griff an einem trüben Morgen
Die arme Liebe nach dem Wanderstab.

Mit Thränen in dem Aug' ist sie geschieden,
Wie sich ein Kind von seiner Mutter trennt,
Das nichts, als wie der Heimat süßen Frieden,
Die gold'nen Tage seiner Kindheit kennt.

Ich liebe Dich! ich fühl' mich hingezogen
Zu Deinem Herzen, das mich stolz verschmäht,
Gleich wie der Strom mit seinen blauen Wogen,
Mit seiner Sehnsucht nach dem Meere geht.
Wohl magst Du mir das Glück des Lebens rauben,
Dieß Opfer leg' ich gern auf den Altar,
Doch laß den Trost mir und den süßen Glauben,
Daß meine Liebe keine Sünde war.

Der Wildbach sprang von seinen Felsenstufen,
Im Rosenbusche schlug die Nachtigall,
Da hab' ich Dir ein Wort an's Herz gerufen
Und lauschte sehnend auf den Widerhall;
Denn was ich seit der Kindheit grauen Zeiten
Als Ahnung nur in meinem Busen trug,
Das war die Liebe, eh' sie an die gold'nen Saiten
Des Liedes ihre zarte Wehmuth schlug.

Doch jenes Wort ist einsam längst verklungen,
Gleich wie ein Glockenton in Sturm und Nacht,
Der als ein Zeichen in die Luft gedrungen,
Daß auf dem Thurm der treue Glöckner wacht.
Du träumst! Der Sehnsucht zarte Klänge reichen
Von meiner Brust nicht an Dein schlummernd Herz,
Ich sah den letzten Stern der Hoffnung bleichen,
Und hob die nassen Augen himmelwärts.

Die Sonne schied — die dunkeln Wälder ruhten,
Als ich zum letztenmale Dich umfing,
Da sah ich eine Wolke still verbluten,
Die einsam an dem fernen Himmel ging.
So still verblutet einst an seinen Wunden
Mein krankes Herz, bis es im Tode bricht,
Die Sonne meines Glückes ist verschwunden,
Es dämmert längst — Du aber weißt es nicht.

Ich wollte meinen Kummer Dir verhehlen,
Doch wenn der Bach von Regengüssen schwoll
Und von dem Berge tobt, kannst Du befehlen,
Daß die empörte Woge schweigen soll?

Digitized by Google

Still' meinen Schmerz — dann schweigen auch die Klagen,
Ich bin ja selbst des Elends satt und müd,
Denn was mir blieb von schönern Blüthentagen,
Ein welkes Blatt, die Thräne und dieß Lied.

Th. Pl.

Ritornellen.

Der Mond blickt nieder in die klaren Wellen,
Er hört, wie sie so süße Märchen flüstern:
Da will er sich den Glücklichen gesellen.

Der Lerchen Loos ist, wahrlich! wohl gerathen:
Am Tage jubeln sie in heitern Lüften,
Die Erde birgt sie Nachts in goldnen Saaten.

Die Rose blüht so schön, ohn' es zu wissen.
O Seele, gleiche du der vollen Rose
Und sei, wie sie, zu blühen auch beflissen!

Der Maienregen läßt gedeih'n die Saaten.
Mußt du schon weinen in den Jugendtagen:
Die Thränensaat wird sicher dir gerathen.

Frankfurt. Wilhelm Kilzer.

Der schwarze Thurm.

(Fortsetzung.)

IV.

Stöhnend ruft er: „Tochter! Tochter!"
Daß es donnernd widerhallet.
C. Gschwari: Die Waldkapelle.

Castel bianco liegt etwa eine Stunde von der Stadt auf der Höhe einer steilen Felsenwand, welche sich hart am Ufer eines reißenden Baches erhebt. Das Schloß scheint aus dem grauen Alterthume entstanden und der Umstand, daß seine Wände weiß übertüncht sind, kann das Düstere des Gebäudes nur erhöhen; es ist ein erstorbener Körper in einem weißen Leichentuche.

Hinter dem Schlosse breitet sich ein dichter Wald über weitläufige Gründe, über dessen Wipfeln ein massiver schwarzer Thurm sein eisengedecktes Haupt erhebt. Warum ihm der deutsche Baron seine verwitterte Farbe nicht auch genommen, ist nicht bekannt; überhaupt durfte Niemand in seiner Gegenwart von dem Thurme reden. Auch besuchte er äußerst selten diesen Ansitz, wahrscheinlich weil ihn beständige Kränklichkeit sein lichtes Gemach nicht verlassen ließ.

Sehr überraschend war es daher für die Baronin und ihre Tochter, als er ihnen, obgleich an diesem Tage leidender als je, ankündete, man solle alles in Bereitschaft setzen, morgen früh auf das Schloß zu ziehen.

Die beiden Frauen mußten es wohl für eine Laune des kränklichen Mannes halten und befolgten ungesäumt seine Befehle. Wilhelm wurde eingeladen an der Parthie Theil zu nehmen, er konnte der schönen Imelda, die ihm die Bitte vortrug, nichts abschlagen.

Am nächsten Tag um sieben Uhr rasselte der schwerfällige Reisewagen vor das Thor und im nächsten Augenblicke rollte er über das schlechte Pflaster der Gasse. Wilhelm war schon mit dem Hausmeister vorausgeritten, um alles auf dem Schlosse auf die Ankunft der Herrschaft vorzubereiten.

Auf dem Schlosse angekommen wurde der Baron, auf die Arme seiner Gemalin und Tochter gestützt, auf ein Zimmer geführt, das genau dieselbe Einrichtung besaß, wie er sie in der Stadt gewohnt war.

Hier benachrichtigte ihn die Mutter von der neuen Bekanntschaft, über welche er sichtlich erfreut war, da sie ihm einige Abwechslung in seinem einförmigen Leben versprach. Wilhelm wurde vorgestellt. Der Baron erhob sein erloschenes Auge zu ihm; ein scharfer Beobachter hätte wahrgenommen, wie ihn eine plötzliche Bewegung durchzuckte, die aber schnell der frühern Apathie Platz machte. So saß er unbeweglich da, mit geschlossenen Augen, ein lebendiges Bild des Todes. Niemand wußte, welche Gedanken sein Herz durchwühlten.

Wilhelm betrachtete schauernd den armen Mann; er konnte sich die Beklemmung nicht erklären, die seiner Brust den Athem zu rauben drohte. Plötzlich fuhr der Greis aus seiner Lethargie und schrie mit heiserer Stimme: „Mein Kind! mein Kind! — wo ist Imelda? — ich will sie sehen — mein Kind will ich sehen" —

Wilhelm war froh Gelegenheit bekommen zu haben, sich aus dem Zimmer zu entfernen. Mit den Worten: „Ich will Ihnen Ihre Tochter bringen," begab er sich eiligen Schrittes aus dem Gemache.

Der Greis schloß wieder die Augen, aber seine Brust arbeitete heftig, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne und verlor sich wieder in den tiefen Furchen. Kaum bemerklich entwanden sich seinen Lippen einige Worte: „Fort — in die Stadt — meine Tochter — er soll mich verrathen — fort — fort" — —

Niemand jedoch hörte ihn. Er war allein.

V.

Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Schiller:

Wir müssen den Leser um Verzeihung bitten, daß wir ihn von dem natürlichen Gange der Erzählung abführen und ihn mit einer Person bekannt machen, die eine wichtige Rolle in dieser Geschichte spielen wird.

Der Schauplatz ist ein kleines ärmliches Gemach, aus dessen einzigem, eng vergittertem Fenster man die Wipfel riesiger Bäume erblickt, deren Blätter mit unzähligen Tropfen perlenden Thaues bedeckt sind. Dieß ist die einzige Aussicht, welche das unwirthliche Gemach bietet.

In einer Ecke des Zimmers war ein kleiner Kamin angebracht, auf dem ein spärliches Feuer loderte. Daneben war ein alter Großvaterstuhl, der einem ziemlich abschreckenden Weibe zum Ruhesitze diente. Ihr graues Haupt deckte eine dunkelfarbige Haube, unter deren mächtigen Spitzen ein Paar Augen hervorblitzten, die viel Geist verriethen, aber zugleich eine gewisse Gutmüthigkeit nicht verbergen konnten. Ihr übriger Anzug war sehr einfach, aber ungemein reinlich.

Nachdem die Alte einige Zeit, die Hände im Schooße, ruhig da gesessen, erhob sie ihre Augen zur Wanduhr, die ihr gegenüber stand. Der Zeiger wies auf neun Uhr.

Digitized by Google

„Jetzt muß sie kommen,“ sagte sie und in diesem Augenblicke öffnete sich leise die einzige Thüre des Zimmers, die sich sogleich wieder hinter einem schönen Mädchen schloß, welches bleich und zitternd mitten im Gemache stehen blieb und seine thränenden Augen scheu zu Boden senkte.

Die Alte stand auf und sagte mit tröstender Miene: „Sei ruhig, mein Kind, weine nicht; es wird Dir nichts geschehen.“

Das Mädchen begann nur noch heftiger zu weinen und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Die Trösterin eilte zu Hülfe und bespritzte ihre Stirne mit kaltem Wasser. Dann fuhr sie fort: „Deine Thränen sind verzeihlich, Du wurdest gewaltsam entführt; aber ich meine nur Dein Bestes. Vertraue mir und thue alles, was ich Dir rathe, es wird nur Dein Nutzen sein; aber forsche nicht nach, denn was Du erfahren könntest, würde Dir den Tod bringen. Du wirst einige Zeit bei mir bleiben müssen, bis ich Dich wieder freilassen kann; aber einst wirst Du es mir danken, daß ich Dich unter meinen Schutz genommen habe.“

„Um Gotteswillen, gute Frau,“ schluchzte das Mädchen, „sagt mir wenigstens, warum der wilde Mann mich aus dem Park entführte.“

„Ich habe Dir schon gesagt, mein Kind, daß ich Dir davon nichts mittheilen kann; doch zu wiederholtem Male versichere ich Dich, daß Dir kein Leid widerfahren wird, so lange Du unter meinem Schutze stehst. Ich schwöre Dir bei dem Gott, der in unser Aller Herzen liest, daß Du nur hier bist, um einer furchtbaren Gefahr zu entgehen.“

Die ernsten und doch sanften Worte der Alten milderten einigermaßen den Schrecken des armen Mädchens, das mit einem zutraulicheren, bittenden Blicke erwiederte:

„Gute Mutter, ich vertraue der Gnade des Himmels und Deinem Schwure, daß Du einem armen Mädchen nichts zu Leide thun wirst.“

„So sprichst Du recht, liebes Kind; vertraue mir immer. Ich werde es auch Deinem Vater wissen lassen, daß Du unter meinem Schutze stehst. Er kennt mich und wird es mir danken.“ Bei diesen Worten glänzte eine Thräne in ihrem Auge, sie lehnte sinnend ihr Haupt auf die welke Hand und in ihrem Geiste schienen alte, süße Erinnerungen aufzutauchen. „Und er wurde ein Mörder“ — murmelte sie, wie im Traume vor sich hin, während eine plötzliche Blässe das falbe Gesicht überzog. Dann, mit der Hand über die Augen fahrend, drückte sie die Gedanken zurück und hub im früheren Tone an: „Mach' Dir nichts aus meinem Kopfhängen, Imelda; ich habe viel, viel erfahren und oft trüben mir die Gedanken daran die Augen. Aber Du brauchst eine Stärkung, mein Kind; der plötzliche Schrecken hat Dir die Kraft geraubt.“

Mit geschäftiger Eile bereitete nun die Alte ein einfaches Mahl. Einige Holzspäne belebten wieder das erlöschende Feuer und bald dampfte eine geräumige Schüssel auf dem eichenen Tische. Das Mütterchen trocknete sich mit der reinlichen Schürze den Schweiß von der Stirne und ermunterte Imelda, indem sie selbst einen kühnen Angriff auf die leckeren Speisen machte.

Die schöne Imelda hatte jetzt wirklich all ihre Furcht abgelegt; sie lächelte munter und folgte, ihre geheimnißvolle Lage gänzlich vergessend, dem Beispiele der Alten.

Wer wollte es auch dem unschuldigen Kinde übel nehmen und nicht vielmehr seine glückliche Unbefangenheit, sich mit italienischer Laune in jede noch so mißliche Lage zu schicken, bewundern? — Das weibliche Herz, zumal wenn es in einem jungen, von den Leiden und Tücken der Welt noch unentweihten Busen schlägt, ist nicht so verzagt, als man glauben möchte. Wir haben Beispiele genug, daß das schöne Geschlecht bei Widerwärtigkeiten unvorhergesehener Zufälle den anmaßenden Mann in der Starkmüthigkeit oft weit hinter sich läßt.

VI.

Ich schaudr', in meiner jungen Brust,
Nach weggenommener Hülle,
Zu finden ungeahnter Lust
Solch eine tiefe Fülle.

Ein solches Meer, solch einen Schacht
Von Regungen und Trieben,
Solch eine Himmelsübermacht
Zu fühlen und zu lieben.

Rückert: Liebesfrühling.

Bei Baron Walter war die Trübsal in ihrer schrecklichsten Gestalt eingekehrt. Wir wollen jetzt nicht den Schmerz von Vater und Mutter über den Verlust des geliebten Kindes schildern, sondern sagen nur, daß sie nach einigen Tagen vergeblichen Suchens in die Stadt zurückkehrten, woselbst sie sich ganz zurückzogen und selten Besuche empfingen. Nur der spanische Grand kam beinahe täglich, und hielt mit dem Baron lange geheime Besprechungen, deren Inhalt für beide nicht sehr angenehm sein mußte, da Don Silvio jedesmal mit ziemlich finsterer Miene fortging und der Baron darauf stets heftigere Anfälle seiner Krankheit erlitt.

Einmal ließ sich der Marquis (Don Silvio schrieb sich seit einiger Zeit mit vieler Eitelkeit auch Marquis von Roudlandon) gegen seine Gewohnheit ausdrücklich bei der Baronin melden. Es war an einem Vormittage, als Wilhelm, der die Familie in ihrem Schmerze jetzt nicht verlassen wollte, gerade bei der Dame saß und mit ihr nutzlose Pläne zur Auffindung des verschwundenen Mädchens machte.

Er sah sehr angegriffen aus, man erkannte auf den ersten Blick, daß das Unglück auf ihn nicht bloß den Eindruck des Mitleidens, sondern vielmehr eigenen Schmerzes gemacht hatte. Zudem entfiel ihm hie und da ein bedeutungsvolles Wort, so daß der Scharfsinn der Baronin bald herausbrachte, welche Gefühle der deutsche Handlungsreisende gegen ihre Tochter hegte. Sie konnte aber deßhalb keine Abneigung gegen ihn fassen, zumal sie jetzt über den Besitz eines aufrichtigen Freundes und treuen Beschützers um so erfreuter sein mußte, als sie sich von ihrem schwachen und kranken Gemale wenig Hülfe versprechen konnte.

Dieß war die Lage, als Don Silvio gemeldet ward. Die Baronin konnte ihre Ueberraschung und ihren Unwillen nicht verbergen, eben so wenig Wilhelm, der, seit er den Marquis das erste Mal gesehen, eine unwillkürliche Abneigung gegen den vornehmen Spanier gefaßt hatte. Ein gewisser Instinkt, wenn man sich so ausdrücken darf, sagte ihm, daß er von diesem Menschen sich nichts Gutes erwarten könne. Uebrigens mochte ihm auch etwas von den Gerüchten zu Ohren gekommen sein, die, allerdings nicht günstig für den Marquis, in den höhern Cirkeln der Stadt herumschlichen.

Digitized by Google

Man hatte jedoch keinen Vorwand, den Spanier abzuweisen und so ward sein Besuch angenommen.

Er trat mit dem feinsten Anstand ein und vergebens suchten Wilhelm und die Baronin in seinen kalten Mienen und grünlichgrauen Augen die Ursache des Besuches zu lesen.

Man setzte sich und Don Silvio begann nach einer kurzen verlegenen Pause, in welcher er mit seinen weißen Handschuhen spielte, in der That aber seine Gedanken sammelte: „Sie verzeihen, gnädige Frau, daß ich es wage, die Einsamkeit Ihres Schmerzes zu stören und Ihnen meine aufrichtigste Theilnahme auszusprechen, wobei ich jedoch nicht umhin kann, die Hoffnung auszudrücken, daß die eifrigen Nachsuchungen Ihrer Freunde vom besten Erfolge sein werden; ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß ich alles aufbieten werde, um Ihnen bei Ihren Nachforschungen behülflich zu sein.“

„Ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet für Ihre Zusicherung,“ erwiederte die Baronin, „und hoffe mir von Ihrer Hülfe größeren Erfolg, als ich bis jetzt mit meinen schwachen Kräften erreicht habe.“

„Haben Sie bis jetzt wirklich noch keine Spur von dem Mädchen erhalten?“ fuhr Don Silvio fort, indem er einen durchdringenden Blick auf die Baronin warf.

Sie schien einen Augenblick verlegen, sagte aber schnell mit fester Stimme: „Dieser Herr, mein bester Freund, hat seine Bemühungen mit den meinen vereinigt; es ist uns aber, wie gesagt, leider noch nicht gelungen auch nur den unscheinbarsten Faden aufzufinden, an dem wir unsere Nachsuchungen fortleiten könnten.“

„Die gnädige Frau spricht die vollkommenste Wahrheit,“ bestätigte Wilhelm.

Der Marquis maß ihn mit einem Blicke, der Geringschätzung ausdrücken sollte, jedoch von der festen Miene des Deutschen erfolglos abprallte. Der ehrenwerthe Spanier war sichtlich verstimmt und schwieg.

Wilhelm nahm das Wort wieder auf: „Vielleicht könnten Sie uns, Herr Marquis, in dieser verwickelten Angelegenheit auf einen sicheren Boden leiten. Von Ihrem bekannten Scharfsinne läßt sich nichts anderes hoffen.“

„Im Gegentheile, mein Herr, erwiederte Don Silvio scharf, „ich erwartete sicher von Ihnen und der Frau Baronin einige Andeutungen, an die ich meine eigenen Nachforschungen knüpfen wollte.“

„In diesem Falle haben Sie bereits alles erfahren, was wir Ihnen zu geben haben.“

Der edle Marquis konnte seinen Ingrimm nicht mehr verbergen. Mit bebender Stimme sagte er: „Wie, mein Herr, so begegnen Sie meinen Anbietungen, Ihnen bei den Nachforschungen hülfreiche Hand zu leisten?“

„Wir werden nicht so undankbar sein,“ sprach die Baronin dazwischen, „Ihre gerechten Anbietungen zurückzuweisen.“ Sie legte auf das Wort „gerecht“ einen Nachdruck, den der scharfsinnige Spanier nicht mißverstehen konnte. Er gab sich jedoch den Anschein, die Anspielung überhört zu haben und antwortete mit unbefangener Miene: „Es freut mich, gnädige Frau, daß Sie meinen Versprechungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und keine andere Absicht darin vermuthen, als die, Ihnen hülfreich an die Hand zu gehen.“

Jeder Theil fühlte jetzt das Peinliche, ein Gespräch fortzusetzen, das keinem die Hoffnung zur Erreichung der angestrebten Erklärungen gewährte. So griff denn Don Rio Silvio nach Hut und Stock und empfahl sich. Während er sich entfernte, kniff er sich heimlich in die Lippen und murmelte: „Verwünscht, auch da geht es nicht. Josef sagt, er wisse nichts von seiner Tochter, sein Teufel von Weib sagt dasselbe und ich bin mystifizirt. Sollte etwa der Schurke, der bei ihr ist, im Spiele sein? — Der muß fort. Auf jeden Fall habe ich heute nichts ausgeforscht.“

Nachdem der Marquis fort war, sagte die Baronin mit bekümmerter Miene: „Mein lieber Wilhelm, mir graut vor dem Menschen, ich weiß nicht warum; seine täglichen Besuche bei meinem Manne erschrecken mich. Ohne eine Absicht ist er auch gewiß nicht zu mir gekommen — ich weiß nicht welche. Wenn er Absichten auf Imelda“ —

„Wenn er sie lieben sollte,“ schrie Wilhelm in schreckhafter Aufregung, „wenn er sie lieben sollte, so stoße ich ihm diesen Dolch durch's Herz.“

Damit zog er einen scharf geschliffenen Dolch aus dem Busen und schwenkte ihn durch die Luft.

Eine plötzliche Erschöpfung folgte auf die heftige Ekstase; er ließ den Dolch zu Boden fallen und sank in einen Fauteuil. Die Baronin hob das gefährliche Instrument auf. Auf seinem elfenbeinernen Griffe war der Name „Imelda“ eingravirt.

Damit war das Geständniß gethan. Wilhelm sank auf ein Knie vor der Baronin und erhob bittend seine Augen. Der Blick sprach beredter, als viele Worte. Die Baronin breitete segnend ihre Hand über sein gebeugtes Haupt und sprach: „Wenn je meine arme Tochter wieder gefunden wird, und der Vater seinen Segen nicht verweigert, so ist sie Dein, Wilhelm.“— „Wenn anders,“ setzte sie nach einer Pause lächelnd hinzu, „wenn anders von Seite des Mädchens selbst kein Hinderniß unserem Plane entgegentritt“ —

Das Roth, das Wilhelms Wange färbte, und der fröhliche Glanz seines Auges gaben zur Genüge zu erkennen, daß er sich in Betreff dieser letzten Bedingung nicht viele ängstliche Gedanken mache.

(Fortsetzung folgt.)

Jussuf und Suleicha,

epische Dichtung des Mewlana Dschami, aus dem Persischen im Auszuge mitgetheilt von Pius Zingerle.

(Fortsetzung.)

Die Schönheit und ihre liebentzündende Zauberkraft will der Dichter durch sein Wort darstellen; darum sind es nun die Schönheit, die Liebe und das Wort, deren allesbesiegende Gewalt Dschami mit feinem poetischen Takte zuvor noch besingt, eh' er „die schönste der Geschichten“ selbst beginnt, in der sich die Macht der Schönheit und Liebe in ihrer ganzen Stärke zeigt. Er stellt uns aber die Schönheit dar als eine herzentzückende Huldgestalt, die vor jedem andern erschaffenen Wesen, also noch ungesehen, in ihrem eigenen Lichte prangte, das nur an ihr selbst strahlend sich zeigte.

Digitized by Google

In keinem Spiegel lacht' ihr Angesicht,
Die Locken ordnet' ihr ein Kamm noch nicht.
Noch wendete sich Bulbul *) mit Gekose
Nicht hold zu ihrer zart umgrünten Rose.

Doch die Schönheit will und kann nicht verborgen bleiben; sie muß in ihrem Glanze hinaus ans Licht, um Bewunderung und Liebe zu wecken; daher fährt Dschami in seinem Preise der Schönheit also fort:

Doch wo der Schönheit Herrschaft reizend blüht,
Geziemt sie, wenn ein Schleier sie umzieht.
Die Schöne läßt den Glanz verborgen nicht,
Versperret **) zeigt sie am Fenster ihr Gesicht.
Betracht' die Tulpe auf den Bergeshöhn!
Kaum zeigt der Lenz sich wieder froh und schön,
So bricht die Blume aus dem Fels hervor
Und weiset prangend ihrer Schönheit Flor.

Aus jedem Spiegel zeigt sie (die Schönheit) ihr Gesicht
Und überall ihr Ruf laut tönend spricht.

Die Engel drehen sich im seligen Reigen, weil ein Strahl der Schönheit auf sie fiel. Von ihr ergoß sich ein Strahl auf die Rose, wodurch das Herz der Nachtigall entzündet ward. Auch das Licht entflammte sich am Feuer der Schönheit und versengte schon hundert Nachtfalter ***). Sie zierte alle die berühmten orientalischen Schönheiten z. B. Leila, Schirin, und mit ihren Reizen geschmückt erhob auch „der Mond †) von Canaan," der ägyptische Josef, sein Haupt und raubte Suleichen die Besinnung.

Nachdem der Dichter noch in mehreren Doppelreimen die Schönheit gepriesen, wie das Herz nur durch ihre Liebe lebe, nur durch ihre Liebe die Seele beglückt werde, sie allein hold und liebenswerth mache, wobei er als Mystiker doch immer auch die höhere, unerschaffene ewige Schönheit im Auge hat: gebeut er sich endlich selbst Stillschweigen darüber, weil das Lied kein Ende finden würde, und geht auf das begeisterte Lob der Liebe mit den Versen über, die wir hier aus Rosenzweigs Uebersetzung entnehmen:

Wer liebt, der hat das Edelste gethan,
Denn ohne Liebe ist das Leben — Wahn.

oder wie es wörtlich heißt: „Dieß ist das Beste (persisch **behter**, das Bessere), daß wir in der Liebe uns umtreiben; denn ohne diese Unterredung (der Liebe) sind wir nichts." Es läßt sich übrigens wohl voraussetzen, daß unser Dichter als ascetischer und beschaulicher Sänger unter der von ihm besungenen Liebe nicht bloß die sinnliche, sondern auch die edlere, höhere, geistige, die Liebe zur ewigen und höchsten Schönheit verstanden habe, worüber die persischen Mystiker, wie z. B. Dschelaleddin Rumi, so Schönes und Wunderbares zu sagen wissen. Wer Rückerts Ghaselen aus diesem Dichter kennt, weiß dasselbe zur Genüge.

Was Dschami in dem „Die Liebe" betitelten Abschnitte singt, ist erstens nur eine Variation des in den zwei oben aufgeführten Versen angegebenen Themas, daß ohne Liebe das Leben Wahn sei, dann ein naives anakreontisches Geständniß, daß er seit der Geburt schon bis zu seinen grauen Haaren beständig auf dem Pfade der Liebe wandle.

Das ist kein Herz, ein Herz von Liebe leer;
Leib ohne Lieb' ist Staub nur und nicht mehr.
Kehr' von der Welt dich zu dem Liebesschmerz!
Schön ist die Welt der Liebe für das Herz.
Fern sei der Schmerz der Liebe keinem Herzen,
Kein Herz der Welt sei frei von Liebesschmerzen.
Im Liebesrausche dreht der Himmel sich,
Vor Lieb' entzweit das Weltgetümmel sich.
Sei in der Liebe Banden, bist du frei;
Ihr Schmerz in dir auch bei der Freude sei!

Liebe berauscht und erwärmt, ermuthigt und verjüngt, verleiht Ehre und Ruhm bei der Nachwelt. Der Liebelosen Name bleibt nicht, verschwindet aus dem Buche der Zeit. Sehr schön bemerkt der Dichter dann, daß eine Menge der schönsten Vögel unbesungen herumfliege, die Nachtigall aber und der Nachtfalter nicht vergessen werden, wenn empfindende Herzen von Liebe sprechen. Und wozu so sehr die Liebe empfehlen? Weil nur sie von der Selbstsucht frei macht und selbst die weltliche, sinnliche zur wahren, höheren Liebe führt. Allerdings ein Paradoxon, ein seltsam klingender Ausspruch, in dem jedoch dieß Wahre liegt, daß der Mensch überhaupt für Liebe empfänglich sein müsse, wenn er je Liebe fürs Himmlische und Göttliche empfinden soll. Es muß eben eine Leidenschaft dasein, nur daß sie sich auf das Höhere und Ewige richtet. Wie soll auch ein heiliger Funke zünden, wo das Herz todt und erstarrt ist in kalter Selbstsucht und Lieblosigkeit?

Zum Beweise, wie nothwendig es sei, daß der Mensch Empfänglichkeit für Liebe habe, erzählt uns endlich Dschami, wie ein Lehrling seinen Meister gebeten, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen, dieser aber ihm den Bescheid gegeben, er möge zuvor hingehn und Liebe lernen, dann erst sich wieder bei ihm stellen.

Nachdem der Dichter hierauf das Bekenntniß abgelegt, wie er von Kindheit an der Liebe sich hingegeben, vertraut er uns das Geheimniß, daß es eigentlich der Ruf der Liebe sei, der ihn bewogen, eine Geschichte süßen Liebesspiels zu besingen, wodurch er bei der Nachwelt berühmt werden könne, und mit zartem Pinsel ein Gemälde zu verfertigen, das immer fort bleibe, wenn auch er selbst schon hingeschieden sei. So verspricht sich der persische Dichter, wie Horaz *) und Ovid **), die Unsterblichkeit für sein Gedicht, und geht dann auf den Lobpreis des Wortes über, als des Werkzeuges, wodurch er den Beifall des Himmels und ewigen Ruhm zu erwerben hoffte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Nachtigall. Noch hatte die Schönheit, die wonnigblühende Rose, keinen von ihr entzückten Liebhaber.

) Wörtlich: „Wenn du das Thor (persisch **der) zusperrst. Das Wort **besthen** binden, zubinden, zusperren hat in der gebietend. Art **bend** = binde, und das Hauptwort **bend** = Band, Binde.

***) Bekannte sehr zarte und liebliche Allegorien in der persischen Dichtkunst sind die beiden Liebespaare Nachtigall und Rose, Licht und Falter, Bilder der sehnsüchtigsten, unzertrennlichen, aufopferndsten Liebe.

†) Mond, persisch **mah** oder **meh**. Vergleiche das allemanische **mo**, das altdeutsche **mano** und **mane**, das Ulmerische **Mâ** und **Mau**.

*) **Exegi monumentum aere perennius. Horat. III. 30.**

**) Am Ende der Metamorphosen, wo er unter andern singt:
„nomenque erit indelebile nostrum;
Ore legar populi perque omnia saecula fama,
Si quid habent veri vatum praesagia, vivam.

Digitized by Google

Chronikalien aus und über Tirol*).

Mitgetheilt von H. Bidermann.

II. Zur Geschichte der Innsbrucker Universität.

Die Gründung der Innsbrucker Universität eine Ausgeburt kaufmännischer vorweg prohibitionistischer Ideen zu nennen mag auf den ersten Anblick hin paradox erscheinen. Doch ist dieß weder eine leere Hypothese, noch eine bloße Redensart, sondern eine historisch wohlbegründbare Behauptung.

Wiederholte „Türkenhilfen,“ Heirathsgeschenke an Prinzessinnen, Dons gratuits und unfreiwillige Reichnisse an Landesfürsten und Höflinge, vor Allem aber die Rüstungen vor der Schwedenmacht dräuendem Anprall hatten bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unermeßliche Summen baren Geldes außer Tirol gebracht. Dazu kam noch, daß ähnliche Genußsucht, wie sie die Geistesdürre der Gegenwart erzeugt, auch damals um sich zu greifen begann, und für bunten Flitter, so wie für geilen Gaumenkitzel Tausende von blanken Münzen an die Negozianten des Auslands, namentlich Venedigs, verschwendete.

Die natürliche Folge dieses unbedachten Treibens und jener Rimessen für Kriegsbedarf und Herrengunst war, daß die coursirende Menge vollwichtigen Geldes sich allgemach um ein Beträchtliches verminderte, die noch vorhandene Masse dem fortan steigenden Bedarfe nicht länger mehr genügte und somit eine Geldklemme gemein-empfindlicher Art entstand. Das Zuströmen fremder Münzsorten, weit entfernt der obwaltenden Aufliegenheit gründlich abzuhelfen, verschlimmerte dieselbe vielmehr wegen deren schlechter Prägung und wucherischer Beschnittenheit.

Devalvationen wurden zum unabweisbaren Bedürfnisse und tiefschmerzende Verluste Einzelner zur Regel des Tags **).

Unter solchen Verhältnissen hat der gleichzeitig in Tirol auftauchende Gedanke, nur von gewaltsamer Hemmung des Bargeldausflusses und von dessen künstlicher Reaquirirung sei Hilfe und Heil zu erwarten, nichts Staunenerregendes an sich; so wenig uns das staatsökonomische Raisonnement Wunder nehmen darf, welches einige Jahre später der fürstlich passauische geheime Rath und Gesandte Ph. Wilhelm v. Horneck aus Anlaß des letzten Vordringens der Ungläubigen ins Christenreich und der kaum mehr erschwinglichen Kosten ihrer endlichen Abwehr unter dem prophetischen Titel: „Oesterreich über Alles, wenn es nur will,“ zum Drucke gefördert hat. Ausführlich wurde besagter Gedanke um das Jahr 1670 vom Grafen Franz Adam v. Brandis in seinem „Summarischen Discours von der fürtrefflichkeit der fürstl. Grafschafft Tyrol und wie dieselbe noch mehrers verbessert werden könnte“ (Manuskript der Bibl. Tir.) verlautbart und verfochten. Diesem erleuchteten Vaterlandsfreunde gebührt auch das Zugeständniß des freilich ganz absonderlichen Verdienstes, „die Aufrichtung einer Universität im Landt“ dortselbst als ein „vorstendiges mitl, nit allein das gelt im Landt zu erhalten, sondern auch hereinzubringen“ befürwortet und kraft seiner intimen Verbindungen bei Hofe durchgesetzt zu haben. Mindestens waren die gleichermaßen hierauf abzielenden Anträge der Landtage von den Jahren 1646 und 1653 fruchtlos geblieben.

Auf des Grafen unablässiges Betreiben und auf das schlau erdachte Vorgeben hin, als gälte es durch die Fundation einer katholischen Hochschule in Tirol der nordischen Ketzerei das Gleichgewicht zu halten, willigte Kaiser Leopold I. in das Projekt, und vollzog seinen Entschluß durch Diplom vom 26. April 1677, nachdem er bereits zwei Jahre früher die Einleitung zum Studium der theoretischen Medizin getroffen hatte. Als Quelle des Einkommens erhielt sie die Haller Saline zugewiesen, deren Ertrag sie bis zum J. 1750 selbst verwaltete und worüber ihr der jeweilige Salzversilberer zu Hall als „Universitäts-Cassier“ Rechnung legte. Daß die neugegründete Hochschule zu Innsbruck verblieb und nicht — wie Graf Adam v. Brandis ebenfalls beantragt hatte — nach Meran versetzt wurde „als wo gesundte Lufft vnd geniege an Victualien vorhanden“ erklärt sich wohl zunächst aus finanziellen Rücksichten, welchen um so mehr Rechnung zu tragen war, als die mählige Vergrößerung des Lehrapparates im Plane der Regierung lag. In der That wurde 1677 eine Kanzel für Mathematik, 1689 eine für Anatomie, 1733 eine für Chirurgie u. s. w. systemisirt. Professor Schiffreik erbaute 1777 ein chemisches Laboratorium und tradirte sofort nebst der Botanik auch Chemie. Ein physikalisches und mechanisches Museum hatte Professor Ignaz v. Weinhart schon im J. 1750 angelegt.

Der erweiterten Sphäre des zu Erlernenden entsprach auch der Zuwachs an Scholaren. Selbst aus fernen Landen, aus Sachsen, Thüringen, aus der Pfalz und aus dem nachmals preußischen Gebiete kamen sie „des Studirens halber“ einhergezogen. Doch scheinen sie ihre Wirksamkeit nicht hierauf allein beschränkt zu haben. Es fehlt mindestens nicht an Spuren, als hätten sie nebenbei auch tüchtig rumort, poculirt, renommirt und einander weidlich durchgepaukt.

Einen traurigen Beleg für letztere Unart und die ernsten Folgen, die daraus zu entstehen pflegen, liefert folgendes, am 14. Mai 1740 an alle Regierungsbehörden Tirols ergangene Edikt:

„Es ist vorgestern um halbe 10. Uhr ohngefehr ein Student wirklich erstochen, ein anderer aber schwerlich blessirt worden, und gleichwie nun die dißfalls sehr gravirte benanntlich Frantz Joseph Poli Medicinae und Johann Michael Weltin Juris Canonici Studiosi sich flüchtig gemacht;

Als ist Unser gantz erstlicher Befelch hiemit an euch, hierauf mit Pflichtmäßiger Aufmerksamkeit gantz besonder zu invigiliren und wofern erstgedachte zwei Studenten oder auch einer hiervon in euer verwaltende Jurisdiction betretten werden solte, disen oder die zwei Betrettende alsogleich Persöhn-

*) Die Forsetzung dieser Mittheilungen bleibt unaufschiebbarer Berufsgeschäfte wegen bis gegen Ende des l. M. suspendirt.

**) Ein überaus fleißiger Sammler, Hr. Joh. Lang, hat es versucht ein Bild dieser Zustände nach archivalischen Quellen zu entwerfen und es sich nicht verdrießen lassen, das Conglomerat seiner Notizen dem allgem. National-Kalender f. T. u. V. auf das J. 1847 einzuverleiben; leider jedoch that er es in allzu fragmentarischer Weise, ohne weiter ausholender Einbegleitung und ohne innigerem Zusammenhange: daher denn auch seine Leistung — abgesehen von ihrer neuerlichen bruchstückweisen Verwendung zu Feuilletons moderner Tendenz — keine oder doch nur spärliche Anerkennung fand.

Digitized by Google

lich anzuhalten und wohl verwahrter anhero einzuliefferen. Davon beschiebt Unser Will vnd Meynung.“

Nicht unerwähnt darf hier ferner die Anekdote bleiben, welche Fr. C. Zoller in seiner Geschichte der Stadt Innsbruck *) mit der 1720 erfolgten Applanirung der Richtstätte am linken Innufer in Zusammenhang bringt. Unter den Schaulustigen, welche sich nach dem neuhergestellten „Köpfplätzl“ begaben, um durch dessen Besichtigung ihrer skandalösen Neugierde zu fröhnen, soll sich nämlich ein schwäbischer Student befunden haben, der sich ungestüm droben herumtrieb und vorwitzig sprach: wer wird wohl hier der Erste sein? Die Nemesis, erboßt über solch' frevelhaftes Thun, ließ als einen Falschmünzer ihn selber dazu werden. — Viel mochte zu so wüstem Beginnen das Privilegium des akademischen Senates beitragen, vermöge dessen er über alle Angehörigen der hohen Schule die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit übte.

Die Bürger Innsbrucks hielten indeß das Studentencorps bei aller Ungeschlachtheit Einzelner seiner Glieder in hohen Ehren und der liebevollsten Fürsorge werth. Dieß zeigte sich besonders grell im J. 1782, wo die Universität in Ermanglung der nöthigen Fonds zu ihrer rangmäßigen Erhaltung auf ein Lyceum reducirt und andurch der graduirungssüchtigen Jugend verschlossen wurde. Des Wehklagens darüber war kein Ende, bis 1790 die Vertreter des Landes unter Hinweisung auf den der Bürgerschaft seitdem entgehenden Gewinn (er wurde fürs Jahr auf 40,000 fl. angegeben) um Restauration der Hochschule an die Gnade des Monarchen sich wandten und Kaiser Franz II. sie durch Dekret vom 16. Mai 1792 gewährte.

Die weiteren Schicksale der Universität sind theils noch zu frisch im Gedächtnisse der Zeitgenossen, theils von zu speciellem Belange, als daß deren Erzählung hier von Interesse sein könnte.

Theater.

Mehr als ein Monat ist verflossen, seitdem sich die bretterne Welt unseres Theaters wieder aufgethan, um in die verzweifelte Einförmigkeit der berüchtigten Innsbrucker Abende einige Abwechselung zu bringen. Es kann nicht schaden auch einmal einen Blick in diese Idealwelt zu werfen und die Gestalten ins Auge zu fassen, welche dort sich umtreiben; jedenfalls versäumen wir indessen nichts an der Weltgeschichte. Denn das Stück, welches sie jetzt geben, ist ja uralt und langweilig, und die Hauptpersonen sind weder originel, noch machen sie gute Extempore-Witze. Außerdem erfüllen wir dadurch eine Pflicht, welcher wir uns nicht entziehen können, da es nun einmal zum Handwerk eines belletristischen Blattes gehört über das Theater mitzureden. Es gibt nun eine Afterkritik, die unausgesetzt hinter dem Thespiskarren herläuft, entweder bellend oder freundlich, ja enthusiastisch wedelnd. Dieses hündische Treiben hat die Kritik im Allgemeinen verdächtigt und in Mißachtung gebracht. Auf den Theatern der Provinz zumal wird selten oder nie ein Stück gegeben, das nicht schon auf einer größeren Bühne aufgeführt und von den betreffenden Blättern mit haarsträubender Weitläufigkeit zergliedert und beurtheilt wurde. Die Provinzialkritik wirft sich daher meist auf die Darstellung und sucht an dieser ihr Müthchen zu kühlen. Niemand wird verbieten, daß die Kritik der Dame Kunst als Duenna zur Seite gehe; aber es ist unerquicklich, wenn sich dieselbe furienähnlich den Schauspielern an die Fersen hängt, und ihnen Tag und Nacht keine Ruhe läßt. Uns also liegt nichts ferner als diese Art die kritische Geißel zu schwingen; wir denken nicht daran die Kunstwerke zu analysiren oder die Leistungen der Schauspieler haarscharf zu beurtheilen. Wir wollen nichts anderes als eine Betrachtung über die Innsbrucker Theaterzustände machen. Wo das Theater, wie bei uns, eine Unternehmung, eine Speculation ist, da spielt die Kassa natürlich die Hauptrolle, das Schöne kommt nur in so ferne in Betracht, als es einen goldenen Schimmer auf die Kassa zu gießen vermag. Alles hängt in diesem Falle von dem Publikum ab; ist es fein gebildet, hat es einen entschiedenen, guten Geschmack, so läßt sich mit ihm ein Geschäft nur durch ein gutes Repertoire und tüchtige Schauspieler machen. Welche ästhetische Physiognomie hat nun unser Publikum? Diese Frage ist schwer zu beantworten. Das Parterre ist aus so ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, daß kein bestimmter Ausdruck daran gefunden werden kann. Wenn man aufmerkt, welche Anforderungen an das Repertoire gestellt werden, so vermißt man leider idealen Sinn und ideale Richtungen. Unterhaltung ist der Hauptgesichtspunkt, dieser ist aber sehr subjektiv, und es ist nicht immer das Schöne, was am meisten unterhält. Dieselbe Zerfahrenheit und ästhetische Grundsatzlosigkeit glänzt auch in den Logen, und in so ferne kann man allerdings sagen, ästhetische Anarchie sei der gemeinsame Gesichtszug unseres Theaters. Um sich davon zu überzeugen, braucht man das Publikum bloß in dem Spiegel des Repertoires zu betrachten, wie es die Vorstellungen der zwei ersten Abonnements geben. Trauerspiele: Otto von Wittelsbach, Kabale und Liebe, Don Karlos, Katharina Howard, der Müller und sein Kind. — Dramatische Gemälde, Schauspiele: Königin Margot und die Hugenoten, Scheibentoni. — Lustspiele: Donna Diana, das Gefängniß, ein Arzt, Verrechnet, ein Ring, der erste Waffengang, der Liebesbrief. — Possen, Burlesken, Scenen: Stadt und Land, die Jagd nach dem Strohhute, der Räuber, eine Posse als Medicin, Lorle oder ein Berliner im Schwarzwalde, Dichter und Bauer, der schwarze Peter, das Versprechen hinterm Herd. — Zu diesem Verzeichniß bemerken wir, daß der Besuch des Hauses im zweiten Abonnement merklich zahlreicher wurde. Daraus mag nun der Leser selbst einen Schluß auf die Geschmacksrichtung des Publikums machen, wenn es ihm möglich ist. Nur so viel kann man daraus mit Bestimmtheit entnehmen, daß der Herr Direktor die humane Absicht hat, durch Zwerchfellserschütterung heilsam auf den Magen zu wirken, auch auf die Gefahr hin uns den Geschmack zu verderben. Und warum nicht? Ist es etwa kein Verdienst, wenn man heutzutage die Leute zum Lachen bringt? Und noch dazu mit welch unschuldigen Mitteln! Eine andere Frage ist, ob das Repertoire nicht gehaltvoller sein könnte? Wir behaupten, daß eine bessere Wahl der Stücke nicht nur im Interesse des guten Geschmackes, sondern auch im Interesse

*) Innsbruck, in der Wagner'schen Buchhandlung. 1825; II. Th. S. 25.

Digitized by Google

des Direktors als Unternehmer liegt. Dieser massenhafte Possenplunder wird nicht ewig das Publikum zu ziehen vermögen, man wird desselben endlich satt. Nicht so vorübergehend ist der Reiz, den klassische oder Stücke von entschiedenem Werthe haben. Wir wissen wohl, daß es ohne sehr zahlreiches Personal nicht möglich ist, fünfmal die Woche schwierigere Stücke zu spielen; wir wissen auch, daß man für ein größeres Publikum damit kein Geschäft machen könnte. Allein ein billigeres Verhältniß zwischen den gehaltvollen Werken und den feugalen Lückenbüssern können wir gewiß von der Direktion fordern.

Was endlich die Leistungen des Schauspielpersonals anbelangt, so muß man denselben mit Berücksichtigung aller Verhältnisse volle Anerkennung zu Theil werden lassen. Vor allen nennen wir Herrn Goubau. Dieser Künstler zeigt tiefe Auffassung, ein durchdachtes Spiel, eine ergreifende Wärme für seine Aufgabe. Nichts behandelt er geringschätzig oder oberflächlich, wie wir das schon oft von weit weniger Befähigten sehen mußten; es ist ihm Ernst bei seiner Sache. Dabei sind seine Bewegungen edel, ungezwungen und wirklich schön, sein Vortrag deutlich und frei von falschem Pathos. Fräulein Müller besitzt ebensoviel Talent als Fleiß und ist immer bestrebt ihren Leistungen ein höheres Gepräge zu geben, wofür ihr gewiß alle Kunstfreunde Dank wissen. Ihr schönes, klangvolles Organ macht einen stets angenehmen Eindruck. Herr Weßnig ist ein gewandter Künstler, weiß in die verschiedensten Charaktere Leben zu bringen, und wir hatten Gelegenheit seine bemerkenswerthe Vielseitigkeit kennen zu lernen. Herr Behrens hat viel Routine, und leistet Gutes, wenn er sich anstrengen will. Seine Sicherheit läßt ihn aber oft zu viel wagen, und statt wahren Gefühls gibt er uns nicht selten unerquickliches Pathos. Herr Brauny leistet oft Gelungenes, nur schadet ihm eine gewisse Trockenheit, eine unangenehme Kälte, die in manchen Rollen jede Wirkung verhindert. Von den Verdiensten des Herrn Winter, des beliebten Komikers, ist im Publikum nur eine Stimme der Anerkennung. Ebenso erfreut sich Frau Alliani einer allgemeinen Gunst, welche sie durch ihr liebenswürdiges Talent wirklich verdient. Nicht vergessen dürfen wir Frl. Behrens, einer jungen Schauspielerin, welche viel Geist verräth; es ist nur zu bedauern, daß sie so selten beschäftigt wird.

Wir sprachen bisher nur vom Schauspiel ohne der Oper zu erwähnen; der Grund ist, weil wir noch eigentlich keine Oper haben. Zwar hörten wir in den zwei ersten Abonnements Don Juan zweimal, das Nachtlager von Granada, Maria, die Tochter des Regiments; allein ein so tüchtiger Sänger Herr Bundsmann ist, so sehr sich Frl. Kuhn bemüht, es geht einmal nicht, auf zwei Kehlen kann keine Oper begründet werden. Herr Siegel läßt zwar Bedeutendes erwarten, aber er ist kein erster Tenor. Doch genug; zum Schlusse nur noch eine Bemerkung. Wenn man mit Berücksichtigung des Repertoire den guten Besuch des Theaters erwägt, wenn man das Parterre kennt, welches ohne Princip Beifall- und Mißfallen nach Laune ausdrückt, häufig über den Stoff entzückt Beifall ruft, klatscht und tritt, wo der Schauspieler es selbst nicht erwartet, hingegen seine gelungensten Leistungen kalt vorbeigehen läßt; wenn man endlich bedenkt, wie oft die Schauspieler wöchentlich in Anspruch genommen sind; wenn man das Alles zusammennimmt, so kann man sich nur mit Lob über die Leistungen des gegenwärtigen Personals aussprechen. Mit Ausnahme derjenigen, die Alles besser wissen und Alles besser gesehen haben, wird das auch von der Mehrheit des Publikums anerkannt. Wir wünschen nur, daß die Künstler in ihrem schönen Streben nicht erlahmen, und durch widerwärtige Erfahrungen sich den Muth nicht nehmen lassen mögen.

Tiroler-Biene.

Dem Vernehmen nach werden im heurigen Winter im hiesigen Museum wieder wissenschaftliche Vorlesungen gehalten werden. Wer sich an den Genuß erinnert, welchen diese Vorlesungen, die letzter durch die Ereignisse der letzten Jahre unterbrochen wurden, dem Publikum verschafften, wird gewiß die Absicht, sie wieder zu beginnen, mit Freude begrüßen.

* Das Werk Ruf's „Psychische Zustände" ist, obwohl davon eine ziemlich starke Auflage gemacht wurde, fast ganz vergriffen. Es freut uns dieses nicht bloß des hochverehrten Verfassers, sondern auch der Sache wegen in hohem Grade.

* Die Auflage von Adolf Pichlers Liedern der Liebe ist völlig vergriffen. Diese Gedichte fanden von der Kritik allseitige Anerkennung. Es sprachen sich bewährte Schriftsteller, wie Hebbel, Kühne u. a. darüber lobend aus. Möchten doch bald die sämmtlichen Gedichte unsers geehrten Landsmannes der Oeffentlichkeit übergeben werden.

* Das achte Heft des Archives für die Geschichte der Republik Graubündten enthält sehr wichtige und weitläufige Beschreibungen der für Tirol so unglücklichen und verhängnißvollen Schlachten auf der Malserhaide und bei Frastanz.

* Bei der heurigen Verloosung des österr. Kunstvereines sind für Innbruck zwei Treffer gezogen worden.

Literatur.

Belletristische Schriften von Franz Kugler. 4. und 5. Band.

Der vierte Band enthält ein Trauerspiel „Pertinax." Der Held des Stückes ist der bekannte römische Kaiser, eine der edelsten Erscheinungen in der römischen Geschichte. Nach Verwaltung mehrerer Provinzen, war er unter Commodus Präfekt von Rom und wurde, da er schon 69 Jahre alt war, von den Mördern des Kaisers, besonders Läius und Electus, welche die Leibwache für ihn gewonnen, zur Annahme des Purpurs bewogen. Senat und Volk freuten sich darüber. Als aber der ehrwürdige und sparsame Greis die Zeiten Mark Aurels wieder herbeizuführen trachtete und mehrere wohlthätige Reformen anfing, wurde er von Electus und den Prätorianern, die sich von ihm große Belohnungen erwartet hatten, ermordet. Kugler hält sich in seinem Stücke genau an die Geschichte. Wir haben in seinem Drama eine historische Tragödie im engsten Sinne des Wortes. Das Stück zeichnet sich durch strenge Objektivität, meisterhafte Charakteristik und eine äußerst gediegene Diction aus. Beim großen Publikum und auf unsern Brettern wird dieses Stück wenig Glück machen, weil er eine fast antike Ruhe in ihm sich spiegelt.

Der fünfte Theil enthält „kleine Dramen." Unter diesen begegnet uns zuerst der herrliche Monolog Fornarina, der in Nr. 11 unserer Zeitschrift seine Würdigung gefunden. Ihm folgt: Vor Tische, Lustspiel in einem Aufzuge, das in einem sehr heitern Tone eine Küchenverwirrung vorführt. Der eingefügte Gedanke, daß an den politischen Excessen der Jahre 1848 und 49 die verdorbene und unbeaufsichtigte Küche Schuld sei, ist mit ebenso viel Laune als Geschick behandelt.

Werthloser und gemachter ist das Lustspiel: „Und doch!" Es fehlt ihm an Naturwüchsigkeit und die Fluth des Witzes steigt nicht so hoch, wie im früher Genannten.

Ein glücklicher Einfall ist das letzte Drama dieses Bändchens „schottisches Liederspiel" betitelt. Die Schönheit und charakteristische Eigenthümlichkeit von Bethovens schottischen Liedern (Op. 107, Heft 1—4) reizten Herrn Kugler zu dem Versuche, eine Anzahl derselben durch einen dramatischen Faden zu verknüpfen. Die Lieder des großen Tonkünstlers sind der Kern des kleinen Dramas, das ein gar niedliches Stück genannt zu werden verdient. — Wir empfehlen allen Freunden der dramatischen Poesie Kuglers Dichtungen.

Berichtigung.

Im ersten Fragmente „Jussuf und Suleicha" ist statt „Durrahman" „Abdurrahman" zu lesen, und in der vorletzten Zeile S. 332 Col. 1 soll es statt „der mit Göthes u. s. w." heißen: „den mit Göthes w. D. Vertrauten."

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C.-M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C.-M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde und Wissenschaft.

III. Jahrgang.

№ 46. Innsbruck, 13. November 1852.

Mondlieder.

1.

Wer hat das Rauchen aufgebracht?
Ich glaub', das hat der Mond erdacht.
Ja ja, so ist's geschehen.
Und ob ihr alle drüber lacht,
Der Mond hat's Rauchen aufgebracht,
Ich weiß, was ich gesehen.

Steh gestern spät vor meiner Thür,
Mir kommt der Mond so seltsam für,
Sonst war er immer lichter;
Und als ich recht mein Aug' gebraucht,
Da seh' ich, daß er Tabak raucht
Und schneidt dazu Gesichter.

Es war 'ne reine Herzenslust,
Wie sich der Junge quälen mußt'
In langen — langen Zügen,
Und schüchtern oft zur Seite sah,
Ob noch Mamachen Sonn' nicht da,
Die legt ihm das Vergnügen.

Die Wolken flogen hier und dort,
Er rauchte still und selig fort
Bis an den lichten Morgen.
Die Pfeife hab' ich nicht erblickt,
Gewißlich hat er sie geschickt
In seinen Rock verborgen.

Drum ob ihr alle drüber lacht,
Der Mond hat's Rauchen aufgebracht.
Wer sollt's dem Schelm auch zeigen?
Doch daß Mamachen nichts erfährt,
Ihm gar sein Herzvergnügen wehrt,
So müßt ihr klüglich schweigen.

2.

Auf der Wache stehn die Sterne
Feingeputzt in Reih und Glied,
Weil der Mond um diese Stunde
Täglich seine Posten sieht.

Grauses Wetter, Schneegestöber,
Eisig ist die Winternacht;
Mancher Stern bekommt den Schnupfen
Und er friert und schimpft und lacht.

„Heute läßt er lange warten,
Bleibt wohl ruhig ganz zu Haus,
Und wir stehen hier, wie Narren,
In der kalten Zugluft draus.“

Doch verstohlen schleicht der Mond sich
Hinter Wolken leis' heran,
Still sich freuend, ob er einen
Deserteur erwischen kann.

Plötzlich tritt er aus den Wolken.
Werda! fragt der Abendstern.
Runde! ruft der Mond sich spreizend,
Denn das thun die Monde gern.

Und er mustert alle Sterne,
Allen wird ihr Lob beschert.
Morgen gibt er allen Ruhtag,
Weil er selbst zu ruh'n begehrt.

3.

Da kommt er wieder so blaß und bleich
Der Mond, der Mond am Himmel.
Ich seh's an seinen Augen gleich,
Hat wieder gemacht 'nen dummen Streich,
Der Mond, der Mond am Himmel.

Wenn and're Leute vom Schlaf ersteh'n,
Der Mond, der Mond am Himmel,
Dann kommt er geschlichen auf leisen Zeh'n,
Dann will der Jung' erst schlafen gehn,
Der Mond, der Mond am Himmel.

Hat wieder die ganze Nacht g'kneipt,
Der Mond, der Mond am Himmel.
Ja, wenn er's immer und immer so treibt,
Kein Wunder, daß er nicht blühend bleibt,
Der Mond, der Mond am Himmel.

Jetzt legst dich hin und schläfst mir aus,
Du Mond, du Mond am Himmel!
Bleibst heute den ganzen Tag zu Haus,
Und machst mir nicht die Nase kraus,
Du Mond, du Mond am Himmel!

Königsberg in Preußen. Theodor Bornowski

Digitized by Google

Des Generals der Kavallerie Emanuel Graf Mensdorff-Pouilly's Tod.

Es kam die Stunde — und sie war Ihm nahe,
Worin die Seele aus der Hülle flieht —
Er blieb gefaßt im letzten Todeskampfe,
— Der Söhne Schmerz ja sonst kein Leiden sieht! —

Der Abend ließ den grauen Vorhang nieder,
Der laute Tag mit dem Gesumme schwieg,
Doch rollten Donner schwer am trüben Himmel,
Wo ein Gewitter auf aus Wolken stieg . . .

Da aber trat ein lichter Friedensbogen
Hin vor's Gewölke, wie zum Trost gesandt,
Als wollt' er Pein und Abschiedsschmerz versöhnen,
Als sendete ihn selber Gottes Hand!

Und eine Amsel, unten tief im Garten,
Sie sang mit heller Stimm' ihr Freudenlied, —
Der Sterbende noch blickt gerührt ans Fenster,
Und — eben jetzt die Seele heimwärts zieht! —

Der edle Mann! so hatte Er vollendet,
Des Daseins buntes Farbenspiel verblich —
Sein letzter Seufzer galt dem fernen Sohne *) —
Die letzte Thrän' auch, die ins Aug ihm schlich! —

Und dieser Sohn, ach! war herbei geflogen,
Aus weit'ster Ferne — um Ihm nah' zu sein;
Noch schneller eilt' das Leben doch von hinnen,
Er kam — die Gruft schloß schon den Vater ein!

Laß Gott! den Sohn jetzt Kraft und Tröstung finden,
Du — der einst alle Guten treu vereint;
Sie liebten sich, wie's selten ist auf Erden,
Und nur bei solchem Vater möglich scheint! —

Hermannstadt.

Julie Gräfin Gedofredi-Hager,
Sternkreuzordensdame.

*) Alexander, k. k. General und österr. außerordentl. Gesandter in Rußland.

Der schwarze Thurm.

(Fortsetzung.)

VII.

Ich will das Paradies vollkommen machen:
Zum völl'gen Paradies gehört die Schlange.
Oehlenschläger: Correggio.

Der Marquis von Roudlandon hatte nicht bloß ein einziges Quartier in der Stadt F—. Er besaß deren mehrere in jedem Stadttheile, die ihm je nach Erforderniß seiner mannigfaltigen Pläne zum zeitweiligen Aufenthalte dienten. Davon wußte aber Niemand außer uns und Don Silvio selbst. So schlug er denn jetzt, nachdem er noch das Haus des deutschen Barons mit einer kräftigen Verwünschung beehrt hatte, den Weg in ein unscheinbares Seitengäßchen ein, bei dessen Anblick jedem Andern als dem Marquis übel zu Muthe geworden wäre. Die Häuser hatten eine äußerst lumpige Gestalt, mit welcher die verdächtigen Phisiognomien der wenigen Menschen, die man erblickte, keineswegs kontrastirten. Wie gesagt, der hochsinnige Grand schien jedoch mit diesen Kleinigkeiten vollkommen vertraut und setzte, den Kopf ein wenig in seiner schwarzen Mantille versteckt, gleichgiltig seinen Weg fort.

Da hatte er das Glück oder Unglück, daß ihm ein Mensch begegnete, den er zu kennen glaubte. In der Hand dieses Mannes, eines ächt italienischen Burschen von wildem, kühnem Aussehen, glänzte etwas Weißes, das so wie ein gefaltetes Billet scheinen mochte. Dieß nebst dem hastigen Gange des Briefträgers gab dem Marquis den schönsten Anlaß, nach seiner Gewohnheit halblaut in das seidene Unterfutter seiner Mantille hineinzureden: „Den verdammten Spitzbuben kenne ich; die alte Hexe schickt mir ihn auf allen meinen Wegen entgegen, um meine Pläne zu durchkreuzen. Weiß der Teufel, was sie jetzt wieder im Schilde führt, gewiß nichts Gutes. Wir wollen doch 'mal sehen, was in dem Billete steht, vielleicht ist es mir von Nutzen“ —

Nachdem dieser löbliche Vorsatz gemacht war, stand der edle Marquis gerade vor dem Italiener. Mit einem raschen Griffe hielt er demselben ein niedliches Stilet vor's Gesicht und sagte mit gedämpfter Stimme: „Bursche, gieb schnell das Billet, oder du bist des Todes.“

„So ist's nicht gemeint,“ erwiederte der Angefallene, ohne eine Miene zu verziehen. Mit Blitzesschnelle hatte auch er seinerseits den Dolch hervorgezogen. Ein kurzer Kampf entspann sich und endete damit, daß der Briefträger zu Boden sank. Ein Blutstrom färbte das Billet, das er mit der letzten Kraft an's Herz preßte. Der Marquis entwand ihm das Papier aus der schlaffen Hand mit geringer Mühe und ging weiter, als wenn nichts geschehen wäre. Einige vorübergehende Männer, deren Aussehen nicht sehr einnehmend war, hoben den Verwundeten auf und trugen ihn in die nächste Taverne. Den Spanier zu verfolgen kam Niemandem in den Sinn. Dieser hielt bald vor einem Hause, welches das beste in der Gasse zu sein schien. Auf ein leises Pochen öffnete sich die Thüre. Ein Diener geleitete den Herrn auf sein Zimmer. „In einer Viertelstunde soll Bartolo zu mir kommen,“ sagte Don Silvio und winkte dem Diener abzutreten. Darauf warf er sich in einen bequemen Lehnstuhl und zog das bluttriefende Billet aus der Tasche. „Wir wollen 'mal sehen, ob's uns was angeht,“ murmelte er und erbrach das Siegel. Die Züge waren unverkennbar von weiblicher Hand, Aufschrift und Unterschrift jedoch fehlten; der Inhalt der Zeilen war folgender:

„Eure Tochter ist in Sicherheit. Zu wissen, wo sie ist, würde Euch keinen Nutzen, wohl aber Schaden bringen. Sobald es sich mit ihrem Heile vereinbaren läßt, wird sie ungefährdet wieder zurückkommen.“

Nachdem der Spanier das Billet durchflogen, legte er seine Stirne in möglichst ernsthafte Falten und versank in tiefes Nachdenken. „Ja, ja,“ dachte er halblaut nach einigen Minuten, „ich kann ihm keine andere Deutung geben. Es ist Josefs Tochter. Die alte Hexe hat meine Absicht aufgespürt und mir die Beute vor der Nase weggeschnappt. Aber wir wollen sehen, wer klüger ist, du oder ich. Im Thurm

Digitized by Google

auf Castel bianco ist ihr Nest, da hat sie natürlich auch ihr Schutzkind versteckt. Den Thurm kenn' ich in- und auswendig seit alten Zeiten; sie kann mir nicht entkommen. — Doch erfahren darf die Megäre nicht, daß ich sie überlistet habe, sonst sucht sie mir wieder einen andern Schlupfwinkel und den aufzufinden, dürfte mir das Glück nicht mehr so günstig sein. Der Bursche, ihr sauberer Postillon, darf ihr nichts sagen.„

In diesem Augenblicke war die Viertelstunde um und Bartolo stand an der Schwelle. Es war ein stämmiger Kerl, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er den Teufel nicht fürchte.

„Immer näher, lieber Junge,“ rief Don Silvio, als er ihn erblickte, „ich habe Dir einen würdigen Auftrag zu geben. Ich gab heute einem braven Burschen ein gutes Frühstück“ —

„Ich weiß schon,“ warf Bartolo mit verschmitztem Lächeln ein.

„Davon bin ich überzeugt. Wenn Du aber glaubst, Du müßtest ihm noch den Rest geben, so bist du auf dem Holzwege Ich mag das überflüssige Blutvergießen nicht leiden; wenn der Mensch in ein ordentliches Gewahrsam kommt, kann er mir nichts mehr schaden. Dieß besorge Du also und stelle ihm ein paar tüchtige Wächter. An Kost und Wein laßt es dem armen Burschen nicht fehlen, nur seht, daß er festgehalten werde; es wäre mir ein verdammter Spaß, wenn er ausflöge. Die Wächter bürgen mir mit ihrem Kopf.“

„Ich verstehe Euer Gnaden,“ antwortete der Bandit und drehte seine Mütze in der Hand herum.

„Ich verstehe auch, du Spitzbube,“ lachte der Marquis und warf ihm ein Goldstück in die Mütze.

Bartolo verbeugte sich ehrerbietig und wandte sich schmunzelnd nach der Thüre.

VIII.

Aermer bin ich nun als arm,
Ueberreich an Qual und Harm!
Zedlitz: Verlust und Ersatz.

Wenn das Herz von Leid oder Freude überfüllt ist, so sehnt es sich nach einer einsamen Stunde, um in ruhiger Stille das Gleichgewicht der überwogenden Gefühle wieder herzustellen. Da gewinnt es wieder Ruhe und Heiterkeit, wie der Himmel nach dem Toben eines Sturmes.

So fühlte Wilhelm nach jener Scene mit der Baronin den Drang nach der Einsamkeit seines Zimmers.

Welche Gedanken mochten sein Herz bewegen, als er hastig in seinem Gemache auf und nieder schritt! Gewiß ist, daß der Gedanke an seine Geliebte vorherrschend war, denn ein über das andere Mal rief er den Namen „Imelda“ aus. Konnten aber seine Gefühle vollkommen freudig sein? War denn Imelda sein? Wußte er, welche Leiden vielleicht in diesem Augenblicke das arme Kind duldete?

Diese Fragen, welche der junge Deutsche an sich richtete, waren schwer genug, um das stürmische Pochen seines Herzens nieder zu drücken.

Nach einiger Zeit jedoch wurde er ruhiger, der Geist gewann die Oberhand über das Herz und schaute klar, wie in einem Spiegel, die Lage, in welcher er stand; er sah, daß es nur galt das Mädchen wieder zu finden, um die höchste Stufe des Glückes zu erklimmen. So nahm er wieder die Pläne der Reihe nach durch, die er hundertmal schon ausgesponnen, und wie ein unnützes Gewebe wieder zerrissen hatte. Am Ende blieb ihm nichts anderes mehr übrig, als auf Gerathewohl auszugehen und sich dem Zufalle anzuvertrauen; die letzte Hoffnung klammert sich auch an einen Grashalm.

Die Einsamkeit, nach der er sich erst gesehnt, wurde ihm jetzt zuwider, er wollte sich fortstürzen, wenn er auch nicht wußte, wohin.

„Das Mädchen muß ich finden und koste es mich tausendmal das Leben,“ sagte er zu sich, indem er hastig die Treppen hinabsprang und auf die Straße hinauseilte, ohne daheim etwas von seinem Vorhaben laut werden zu lassen. Der Zufall mußte es äußerst schmeichelhaft finden, daß der schöne Jüngling sich in seine Arme geworfen hatte; denn er führte ihn in jene unheimliche Gasse, wo, wie wir wissen, doch am ehesten etwas zu erfragen war, freilich nicht ohne große Gefahr — Doch was lag dem ritterlichen Liebhaber an der Gefahr, von der er nicht einmal eine Ahnung hatte?

Der Handlungsreisende bog also in jenes Gäßchen ein, welches früher der hochmüthige Grand durchwandelt hatte. Beide dachten, während sie dahinschritten, an denselben Gegenstand, doch mit welch' verschiedenen Gefühlen!

Von einer erbärmlich aussehenden Boutique heraus tönte unserem Freunde ein furchtbarer Lärm von Stimmen und Waffengeklirr entgegen, welcher nothwendig seine Aufmerksamkeit auf sich zog und ihn veranlaßte, da er ein muthiger Geselle war, theils aus Neugierde, theils um vielleicht einer leidenden Partei Hülfe zu bringen, in die Schenke zu treten.

Hülfe wäre wohl nöthig gewesen, allein jetzt kam sie zu spät. Denn im Augenblicke, als der junge Mann hereintrat, schleppten ein paar riesige Burschen einen blutenden Körper, an dem der Lebensfunke erloschen schien, zur entgegengesetzten Thüre, die in das Innere des Hauses führen mußte, hinaus.

Wilhelm schien den in der Stube zurückgebliebenen Gästen eine höchst unwillkommene Erscheinung zu sein; er konnte sich von ihren Mienen, die finster und drohend auf ihn gerichtet waren, nichts Gutes versprechen; allein der Schritt war einmal gethan und er konnte nicht mehr zurückweichen ohne Verdacht zu erwecken oder im leichtesten Falle tüchtig ausgelacht zu werden.

Beides sagte dem tapfern Sinne des Deutschen wenig zu und so warf er sich, mit bewunderungswürdiger Kunst ein gleichgiltiges Gesicht erheuchelnd, auf einen Stuhl, dem das vierte Bein fehlte und forderte mit lauter Stimme Wein.

Indessen steckten seine sauberen Gastgenossen, vier oder fünf an der Zahl, ihre Köpfe zusammen, und begannen ein leises Geflüster, das, nach ihren heftigen Geberden zu urtheilen, sehr wichtig sein mußte. Zugleich musterten die Männer eifrig ihren neuen Ankömmling, der mit nichts angelegentlicher beschäftiget schien, als die Flasche, die vor ihm auf dem wackelnden Tische stand, möglichst bald ihres geistigen Inhaltes zu berauben.

Endlich hatten die Herren auf dem andern Tische ihre leise Berathung geendet. Einer von ihnen erhob sich sachte, ging auf Wilhelm zu und sagte mit pfiffiger Miene: „Herr, Ihr habt da einen Paletot von ausgezeichnetem Schnitte,

Digitized by Google

auch die Weste verräth einen soliden Geschmack. Und doch kommt Ihr in diese elende Schenke, die nur unsersgleichen zum Belustigungsorte dienen kann.«

»Ha, Signor,« antwortete Wilhelm, »nach meiner Meinung habt Ihr Euch um meine Angelegenheiten ebenso wenig zu bekümmern, als ich mich um Eure. So nebenhin kann ich Euch wohl sagen, daß der verfluchte Kraball, den Ihr so eben angestellt, mich neugierig gemacht hat, hereinzutreten.«

»Ah,« lachte der Mann, »dann müßt Ihr ein Fremder sein, daß Euch so gewöhnliche Sachen neugierig machen. Doch um wieder auf unser altes Thema zurückzukommen, außer dem herrlichen Paletot und der feinen Weste habt Ihr noch eine prächtige Halskrause, die unser einem das Herz im Leibe hüpfen macht. Und da können wir nicht umhin, Euch in gebührender Höflichkeit zu bitten, uns armen Leuten auch einmal eine große Gefälligkeit zu erweisen, das heißt, uns benannte Dinge nebst einigen Kleinigkeiten, die Ihr etwa mit Euch führt, zukommen zu lassen, wofür wir Euch billig versprechen, Eure Zeche, mag sie noch so groß sein, freizuhalten.«

»Bartolo,« rief in diesem Augenblicke einer von den Kerlen am Tische herüber, »mach nicht so viele Umstände mit dem Herrn. Er soll uns in Güten alles geben, was er bei sich hat; dieß dürfte für ihn der beste Weg sein, mit heiler Haut davon zu kommen.«

Widerstand war vergeblich und Hülfe in einer wälschen Stadt nicht zu erwarten. Daher machte Wilhelm, obwohl im Herzen entrüstet, gute Miene zum bösen Spiele und sagte, einen wohlgespickten Beutel auf den Tisch werfend, der unter der ungewohnten Last erzitterte: »Hier habt Ihr hundert Zechinen und darüber. Gebt Euch damit zufrieden und laßt mich in Ruhe.«

Dem italienischen Banditen ist eine Art von Ritterlichkeit und Urbanität angeboren, die er selten verläugnet. So erwiederte denn auch Bartolo, einen beschwichtigenden Blick auf seine Genossen werfend, die in Gedanken schon die Goldfüchse zu zählen schienen: »Sie sind sehr gütig, Signor, wir armen Leute danken Ihnen für Ihre Barmherzigkeit. Doch möchte ich mir noch von Ihnen ein kleines Andenken erbitten, das mich stets an unsere angenehme Bekanntschaft erinnern soll. Ihre Halskrause fällt mir besonders in die Augen; da sie gewiß von nicht hohem Werthe ist, würde ich Sie gefälligst darum ersuchen.«

Um den Schwätzer los zu werden, riß Wilhelm die Krause vom Halse und überreichte sie Bartolo, der sie mit vielen Verbeugungen in Empfang nahm.

Plötzlich erblaßte der Jüngling; zu spät bereute er dem Verlangen des Räubers willfahren und ihm nicht lieber einen Ring oder anderes Geschmeide, das er an sich trug, gegeben zu haben. Das scharfe Auge des Italieners hatte schon ein kleines goldenes Medaillon am Halse des Deutschen bemerkt, und er riß es mit einem unvorgesehenen Griffe von der seidenen Schnur, an welcher es hing.

»Gewiß das Porträt einer theuren Person, Signor?« fragte er, das Bild betrachtend, welches einen ausgezeichnet schönen ältlichen Kopf vorstellte.

»Gib mir das Bild, Schurke! es kann Dir nichts daran liegen und nur für mich hat es unendlichen Werth.«

»Davon kann keine Rede sein, mein Herr, ich bin gesonnen das Medaillon zu behalten.«

»Und ich bin gesonnen Dir eine gute Kugel auf den Kopf zu brennen.« Damit riß der Jüngling unversehens ein kleines Terzerol aus der Tasche. Allein er hatte es mit einem Manne vom Handwerk zu thun. Ehe er den Finger an den Hahn bringen konnte, lag die Pistole unschädlich auf dem Boden; Wilhelm war wehrlos und der Barmherzigkeit von Banditen anheimgegeben, von denen einen er gerade hatte erschießen gewollt.

Allein Bartolo schob das Gemälde in eine ungeheuere Tasche, die wunderbar an seiner Kleidung angebracht war und zur Aufbewahrung von derlei Dingen gemacht schien, und sagte mit einer wohlwollenden Gönnermiene: »Gehen Sie nun nach Hause, Signor, man könnte Sie vermissen; es ist schon Mittag. Vergessen Sie nicht, mich der Frau Baronin höflichst zu empfehlen.«

Hätte Wilhelm auf die Rede Bartolo's geachtet, so wäre ohne Zweifel der Kampf von Neuem angegangen. Allein er saß mit trauriger Miene da und hatte den Kopf auf die Hand gestützt; mochte der Verlust der hundert Zechinen oder der Halskrause oder vielleicht des Medaillons die Ursache sein — er sagte es nicht.

Plötzlich erhob er sich und schaute Bartolo an mit einem Blicke, der Wuth und Verzweiflung ausdrückte. Dann verließ er die Schenkstube.

Bartolo schaute ihm nach und murmelte: »Bei dem Gelde blieb er ganz gleichgiltig und das Medaillon brachte ihn zur Verzweiflung. Das wird dem Herrn Marquis angenehm sein und mir ein gutes Pfund eintragen.«

Dann wandte er sich rasch gegen seine Genossen, deren Anzahl sich gerade um zwei vermehrt hatte: »Ha, Michel und Giovann, habt Ihr ihn ordentlich untergebracht? Ihr wißt, daß Euer Kopf auf dem Spiele steht und daß der Marquis nicht viel Spaß macht.«

»Seid unbesorgt, Bartolo,« antwortete Michel, »der sitzt fest — zwanzig Fuß unter der Erde in einem Loch ohne Fenster, wo er sich nicht umsehen kann.«

»Ein Mann bleibt aber immer im Keller vor der Eingangsthüre in die Höhle stehen. Du, Michel, sollst der Erste sein, laß aber den Branntwein heroben.«

Michel machte noch einen kräftigen Schluck und verließ durch die Hinterthüre die Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meiner Reisemappe.

Von Rudolf G. Waldburg.

Nicht weniger als die Huzulen und Lippowaner interessirten mich die braungelben, schwarzhaarigen Individuen, mit ihren dunklen, stechenden Augen und ihrem verdächtigen Wesen, die Zigeuner, die unablässig in der Bukowina umherstreifen. In größeren oder kleineren Haufen, Männer, Kinder und Weiber, ziehen sie bald als Professionisten (Viehärzte, Meltermacher, Musikanten u. s. w.), bald als Bettler oder Diebe umher. Die Tracht, und ein Mittelding zwischen Demuth und Frechheit, zwischen Schmeichelei und Troz,

Digitized by Google

sondert sie ganz und gar von den übrigen Volksständen ab. In abgelegenen Gegenden, durch die sie gewöhnlich ihren Weg nehmen, sind sie nicht wenig gefürchtet von dem Landmanne, von dem sie Herberge und Nahrung für ihre Thiere, und Geld und Kleidung verlangen. Mit einem Gemisch von Furcht und Abscheu begegnet den Zigeunern der gemeine Mann, da er sich des Glaubens an die Zauberkraft dieser Leute nicht erwehren kann, und beeilt sich ihren Forderungen zu willfahren. Beim Umherstreifen von Ort zu Ort, ohne bleibende Stätte, wie es bei den Zigeunern Brauch ist, wird man zu glauben versucht, daß diesen Leuten ein unvertilgbarer Naturtrieb inwohne, der ihnen unmöglich macht, feste Wohnsitze aufzuschlagen und für d n Lebensunterhalt zu arbeiten. Ganz anders verhält es sich mit dem Gesellschafts- und Familienleben der Zigeuner, als wir es denken. Nach unseren Begriffen ist das Familienleben ein häusliches Leben mit einer Wohnung und gewissen Hauseinrichtungen, seien die auch noch so ärmlich, woran sich jedoch der Zigeuner gar nicht kehrt. Ohne daß eine Heimat das unstäte Leben dieser Raçe bindet und ohne die Freuden und die Gemüthlichkeit des heimischen Herdes, der in unserem Leben einen so wesentlichen Vereinigungspunkt bildet, zu kennen, ist doch bei diesem Menschenschlage ein inniges Zusammenhalten immer anzutreffen. Schon der Name, den sie sich selbst beilegen, **Rom** oder **Rommanisal**, bedeutet eigentlich Familie, Volk*).

Unter dem Volke hört man von den Zigeunern die abscheulichsten Dinge erzählen. Man stellt sie als Leute hin, denen Arbeitsamkeit, Gottesfurcht, Ehrlichkeit u. s. w. unbekannte Dinge sind, und doch zeichnen sie sich vor andern Völkern dadurch aus, daß sie besonderes Gewicht auf eheliche Treue legen. Mit ungewöhnlicher Strenge bestrafen die Zigeuner jeden Uebertritt dieses Grundgesetzes des Familienlebens, wenn eine Zigeunerin, sei sie nun schon das Weib eines Zigeuners oder nicht, irgend eine Verbindung eingeht mit einem Manne, der nicht der Raçe angehört. Auf der Befolgung des Grundgesetzes: Lasse dich nicht ein mit Männern fremden Bluts, glauben sie, beruhe die ganze Existenz ihres Volks und mit der Untreue der Zigeunerweiber müsse das ganze Geschlecht zu Grunde gehen, und der Umstand, daß die Hautfarbe der Zigeuner bis auf den heutigen Tag eben so gelbbraun sich erhalten, wie sie etwa vor 300 Jahren gewesen, ist ein triftiger Beleg dafür, daß ihre Weiber doch eine Tugend haben, Treue gegen ihren Stamm und gegen ihren Mann. Unter Stämmen, die noch am althergebrachten Brauche festhalten — einige sind davon abgegangen — wird, nach dem „alten Gesetze," wie sie es nennen, eine Zigeunerin, sei sie verheirathet oder nicht, „Feuerspeise" genannt, wenn sie einem Nichtzigeuner ihre Liebe geschenkt. Milder ist das Gesetz, den Zigeuner betreffend. Er muß mit einem Stecken im Munde ganz nackt in einen Zigeunerkreis treten und sein Urtheil vernehmen. Wenn der Stab über ihn gebrochen, öffnet sich der Kreis und die anwesenden Zigeunerweiber treiben ihn vor sich her mit Ruthen und Peitschen. Mitten unter allerhand Lastern, denen sich die Zigeuner hingeben, halten sie nicht selten noch einzig fest an der Tugend ehelicher Treue. Bei den rastlosen Mühen ihres Lebens haltet das eheliche Paar dennoch von den Tagen der Jugend bis zum welken Alter fest aneinander. Es scheint, als ob alle Keime zu Tugenden in diesen Menschen verderbt wären, um sich desto rüstiger zu dieser einzigen zu vereinen, um als Licht in die dunkle Nacht ihres Treibens hineinzuleuchten.

Die Zigeunermädchen (rommani tjni) treten, — was ihnen die frühzeitige körperliche Entwickelung, ein Zeichen orientalischer Abkunft, möglich macht, — sehr jung in den Ehestand. Der schwarzäugige Zigeunerjunge (romui) gibt dem Vater der Braut seine Dankbarkeit dadurch zu erkennen, daß er ihm eine Flasche Branntwein (Katjali) verehrt. Alsdann führt das Brautpaar unter Heulen und Lärmen der Anwesenden zu einem ohrenzerreißenden *) Geigenspiel den Zigeunertanz (Tiellipa) auf. Die Schwingungen ihres Tanzes sind eigenthümlich, gewaltsam, jedoch minder ehesam. Ohne Sorge zu haben, welche Wohnung das junge Paar beziehen werde, geht es mit leeren Händen in die Welt hinaus. Er ist Pferdearzt, Schmied oder Löffelschnitzer; sie bettelt, betrügt und wahrsagt; beide verschlagen und zu jedwedem Vorhaben muthig, geben sie sich auf ihrem Herumziehen in den warmen Tagen des Sommers einem sorgenfreien Leben hin.

(Schluß folgt.)

Märchen aus der Bukowina.

Der Zigeuner.

Ein Bojar gab einem Zigeuner ein großes Stück Eisen, er sollte ihm das zu einer Hacke (Baeda) verarbeiten; aber der Zigeuner wußte nicht, wie er das Eisen zum Hämmern weich machen sollte. Da steckte er es in's Wasser hinein. Wohl hundert Jahre sind seitdem verflossen, aber der Zigeuner wartet noch immer, daß das Eisen darin endlich weich werde.

Wie kommt es, daß die Zigeuner keine Kirche haben?

Viele, viele Zigeuner kamen einmal zusammen und besprachen sich, eine Kirche nur für sich zu bauen. Gut, sie baueten eine Kirche, aber nicht aus Stein, sondern aus frischem Käse. Die Kirche war fertig geworden, und sie steckten darin viel große Stücke Speck auf. Diese Stücke waren ihre Heiligenbilder. Aber nachdem sie einige Tage in die Kirche gegangen waren, wurden sie alle gar schrecklich hungerig. Jetzt gingen sie zur Kirche und aßen die ganze, ganze Kirche mit Allem wieder auf.

Daher kommt es also, daß die Zigeuner keine Kirche haben!

Wie die Zigeuner einem Fürsten einmal huldigten.

Einmal ist ein Fürst gewählt worden, da liefen viele, viele Zigeuner herbei und wollten auch den neuen Fürsten begrüßen und ihm huldigen. Der vornehmste unter den Zigeunern nahm eine große, große Schüssel, und legte darein

*) So meint der durch seine Nachforschungen über die Zigeuner berühmt gewordene Barrow. A. d. V.

*) Wir wollen dadurch den Zigeunern der Bukowina eine besondere Anlage zur Musik, und Fertigkeit in derselben nicht absprechen. Die Musikbande des Zigeuners Nikolai ist in der Bukowina und Moldau berühmt und allgemein gern gehört. A. d. V.

Digitized by Google

sehr viel Käse, so viel, als er kaum tragen konnte. Diese Käse wollte er dem neuen Fürsten als Huldigungszeichen übergeben und sagte dabei den übrigen Zigeunern: „Ich geh zuerst zum Fürsten, Ihr Uebrigen folgt mir nach. Wenn ich schon beim Fürsten sein werde, werde ich sagen: „Euerer Hoheit viel Glück und Segen“ Ihr andern müßt aber schreien: „Auch der Frau Fürstin, allen Kindern und allen Verwandten.“ Die Zigeuner merkten sich die Worte gar gut, und sie alle gingen zum neuen Fürsten. Da kamen sie hin, aber ein ungeschickter Zigeuner gab dem vornehmsten unter ihnen einen derben Stoß, und dieser ließ die große, große Schüssel sammt dem vielen Käse auf die Erde fallen. Da schrie der Zigeuner den Ungeschickten an: „Fluch Dir, fluch Dir!“ Und die andern Zigeuner, die den Vornehmen schon sprechen hörten, stimmten auch an, und schrieen aus Leibeskräften: „Auch der Frau Fürstin, allen Kindern und allen Verwandten.“ Und so schrieen sie vor dem neuen Fürsten wohl mehr, als eine halbe Stunde.

Die Zigeuner bei einem Heiratsantrag.

Da gingen einmal drei Kuppler, die ausgegangen waren, um einem halbblinden Burschen eine Brauch zu suchen. Ihnen kam ein Zigeuner entgegen. Als die drei Kuppler ihn sahen, gaben sie ihm ein Almosen, weil es der Braut so will. Da fragte der Zigeuner die Kuppler: „Ihr Leute, wo geht Ihr hin?“ Da sprachen die Kuppler: „Wir gehen dahier in ein Haus, um eine Heirat anzutragen.“ — Sprach der Zigeuner: „Ei, so nehmt mich mit; vielleicht krieg' ich auch von diesen Leuten etwas. Ich will Alles gar schön thun, und wenn ich Euch dabei nichts schaden werde, so werde ich Euch gewiß helfen.“ — Gut, die drei Kuppler nahmen den Zigeuner mit sich und kamen in ein Haus, darin eine Bauernfamilie wohnte.

Guten Tag hin, guten Tag her; so gieng es eine Weile und endlich kamen die drei Kuppler mit ihrem Antrag heraus.

Da sprach Einer unter ihnen: „Unser Bräutigam ist nicht arm, und hat im Säckel etwas Geld.“ Da sprach der Zigeuner, der wenn nicht schaden doch gewiß helfen wollte, darein: „Er hat nicht etwas Geld, sondern viel Geld.“ Darauf sprachen die drei Kuppler: „Er hat auch einen Meierhof.“ — Sprach der Zigeuner: „Ach nein, er hat ein ganzes Gut.“ Weiter sagten dann die drei Leute: „Er hat auch einige Jungen.“ — Sprach der Zigeuner wieder: „Nicht wahr, er hat Melk-Kühe.“ — Da sprachen die drei Kuppler weiter: „Er ist also nicht arm, aber mit einem Auge sieht er nicht gut.“ Da sagte der Zigeuner, der wieder verbessern wollte: „Nicht wahr, er sieht gar nichts damit, denn es ist ganz blind.“

Literatur.

Die Einquartirung. Roman von Caroline v. Göhren, Verfasserin der »Adoptivtochter« und des »Robert.« Zwei Bände. Stuttgart. Hallberger'sche Verlagshandlung.

R. Wir haben keine besondere Vorliebe für die Besprechung schriftstellerischer Arbeiten, die von zarten, schönen Händen kommen, weil wir es in der Regel nicht verstehen galant zu sein; desto lieber greifen wir daher in jenen Fällen zu, wo wir dieser feinen Künste nicht bedürfen und die ungeschminkte Wahrheit für eine galante Huldigung gelten kann. In diese angenehme Lage versetzt uns die Verfasserin des unter obigem Titel vor uns liegenden Romans. Denn wir mögen auf den Inhalt desselben oder auf die Durchführung und Entwickelung der Charaktere schauen, so begegnen wir überall einer kunstgeübten Hand, die alles mit Klarheit und besonders ergreifender Anschaulichkeit ordnet, zweckmäßig vertheilt und rechtzeitig zur Erscheinung bringt. Auch die schon oft beobachtete Thatsache, daß männliche Charaktere unter dem gestaltenden Wirken weiblicher Kräfte an wesentlichen Fehlern leiden, scheint hier eine vortheilhafte Ausnahme zu machen, wenn wir auch die unverkennbar gelungene Zeichnung der weiblichen Figuren anerkennen müssen. Und was läge wohl auch dem weiblichen Herzen naher, als die schönste Kraft des Geistes und die sanftesten Farben der Darstellung zu einem Gemälde hoher Vollendung echter Weiblichkeit, wie sie als Ideal vor der entzückten Seele schwebt, mit besonderer Vorliebe zu verwenden?

Die Handlung, voll von interessanten Gruppirungen und klarer Entwickelung, hat gewiß seine vorzüglichste Stärke in der tiefen Wahrheit der einzelnen Erscheinungen, die mit der feinsten psychologischen Beobachtungsgabe und oft fast täuschenden Porträtähnlichkeit vorgeführt werden, so daß man ganz die kluge Berechnung vergißt, mit der die gewandte Verfasserin die bewegte Zeit der Napoleon'schen Herrschaft, insbesondere des großen Feldzuges nach Rußland, ihrer Erzählung zum Hintergrunde zu geben wußte. Und wir loben hier die weise Mäßigung, mit der dieser reiche Hintergrund benützt wurde, indem die Verfasserin denselben nur als den Boden für das schöne Spiel ihrer Gestalten verwendete und dadurch die innere Wahrheit noch erhöhte.

Was die Charaktere betrifft, so wird vorzüglich der schönen Lesewelt die vollendete Weiblichkeit der Rosalie willkommen sein, nach der sie wie nach einem Sterne ihre bewundernden Blicke richten kann. Denn echt deutsche tiefe Gemüthlichkeit, gesundes Pflichtgefühl, unbedingte Hingebung an den Gefährten ihres Lebens und Entschlossenheit zu allen Opfern sind die leuchtenden Eigenschaften, welche die Gestalt der Rosalie zum Musterbilde deutscher Frauen machen. Und das gelungene Gegenstück, Louise, welche offenbar auch mit besonderer Rücksicht auf weibliche Leser entworfen ist, hilft bei seiner schönen Durchführung kräftig mit, die Wirkung des ersten Bildes zu erhöhen.

Wir begrüßen daher diesen Roman, der schon in der zweiten Auflage erschienen und ein Lieblingsbuch der weiblichen Lesewelt geworden ist, auch in dieser neuen Auflage mit unsern freudigsten Wünschen und handeln nur im Interesse des gebildeten weiblichen Leserkreises, wenn wir diese schöne Festgabe aus zarter Frauenhand auf das wärmste empfehlen.

Die Sagen des Elsasses, zum ersten Male getreu nach der Volksüberlieferung, den Chroniken und andern gedruckten und handschriftlichen Quellen gesammelt und erlautert von August Stöber. Mit einer Sagenkarte von J. Ringel. St. Gallen, bei Scheitlin und Zollikofer.

Mit dem Erscheinen der dritten Abtheilung liegt dieses erfreuliche Unternehmen abgeschlossen vor uns. Der verehrte Herausgeber ist auch in den beiden letzten Abtheilungen nicht hinter der Wichtigkeit seines Gegenstandes zurückgeblieben, und es sei ihm dafür öffentlich freundlicher Dank gesagt. Seine Verdienste um unsere elsässische Literatur im Allgemeinen und um vaterländische Sage und Alterthumskunde in's Besondere, sein unermüdliches Forschen auf diesem Gebiete, sein unausgesetztes Bemühen den Schleier einigermaßen zu heben von jenen ersten, traumhaften Anfängen unserer Geschichte, und den Faden der elsässischen Sage zu verfolgen durch die nachkommenden Jahrhunderte, aus der grauesten Vorzeit bis in die Gegenwart herüber, sind längst anerkannte Thatsache.

Das vorliegende Werk hilft einem tiefgefühlten Bedürfnisse ab; denn seit dem Erscheinen des elsässischen Sagenbuchs im J. 1842, ist vielfach auf die Reichhaltigkeit unseres Sagenschatzes hingewiesen und der Wunsch ausgesprochen worden, denselben durch eine systematische Zusammenstellung und Sichtung des vorhandenen Stoffs auch einem weitern Leserkreise zugänglich zu machen. Sind die in jenem Buche enthaltenen Sagen in poetischem Gewande vorgetragen und daher mehr oder weniger durch Erfindung und Phantasie der Dichter ausgeschmückt,

Digitized by Google

so dürfte bei gegenwärtiger Sammlung nicht außer Acht gelassen werden, daß die Sage, als Zwillingsschwester der Geschichte, jedenfalls einen gewissen historischen Anlehnungspunkt haben muß, aus dem ihr Ursprung und ihre Bedeutung nachgewiesen werden können. Freilich ist das, bei dem oft undurchdringlichen Schleier, der auf den Uranfängen unserer elsässischen Geschichte ausgebreitet liegt, eine meistentheils schwierige Aufgabe, aber es sei gleich von vorn herein zum Lobe des Herausgebers gesagt, daß alle in seiner Sammlung enthaltenen Sagen mehr oder weniger einen festen Stützpunkt haben und getreu nach der Volksüberlieferung und den Chroniken mitgetheilt sind. Zwar an Stoff und Material war kein Mangel, denn es dürften wohl nur wenige Sagenkreise die Reichhaltigkeit desjenigen darbieten, welcher die Gebiete zwischen den Ufern des Rheins und den Bergen des Wasgaus und Schwarzwaldes umfaßt, aber es galt denn doch mit unermüdlichem Eifer zu forschen, zu suchen, zu sichten, mit Umsicht zu ordnen und überhaupt von großer Liebe zur Sache beseelt zu sein. Nur der Herausgeber selbst könnte davon berichten, in wie vielen staubigen Bibliotheken er sich für seinen Zweck umsehen, wie viele Bücher, vom mächtigen Folianten bis zum winzigen Duodezbändchen, er durchblättern mußte, um den Ursprung oder den Sinn einer Sage nachzuweisen, mit welcher Beharrlichkeit er auf seinen, behufs der Sammlung unternommenen Ausflügen ausgerüstet sein mußte, um irgend einem leisen sagenhaften Anklange auf die Spur zu kommen und ihn weiter zu verfolgen, bis sich ihm derselbe zum klaren Bilde gestaltete. Durch die Mitwirkung gleichgestimmter Freunde, wie Ludwig Schneegans, Gustav Mühl, Christophorus, hinter welchem Pseudonym sich ein eben so bescheidener als gründlicher Forscher auf dem Gebiete der elsässischen Sage und Alterthumskunde verbirgt, und Andern, ward der Verfasser in Stand gesetzt seiner Sammlung einen höhern Grad von Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit zu geben, als dieß bei bloß vereinzeltem Sammeln und Streben möglich gewesen wäre. In unserm schönen Rheinthale ist die Sage überall zu Haus, von den höchsten Gipfeln des Wasgaus herab bis zu den Ufern des herrlichen Stroms; in jeder Burgruine, in jeder Kapelle, überall hat sie ihre Wohnung aufgeschlagen; sie erklingt in des Waldbachs murmelnder Welle wie im geheimnißvollen Rauschen des Bergwaldes; bald ernst und grauenhaft, bald zart und lieblich, meist aber sinnig und gemüthvoll, findet sie Sinn und Bedeutung in den gewöhnlichsten Lebensereignissen, wie in den außerordentlichsten Naturerscheinungen.

Das vorliegende Werk zerfällt in drei Hauptabschnitte, deren Gebiete in geographischer Hinsicht streng bezeichnet sind. Sie umfassen:

Der erste den Sundgau und das Ober-Elsaß.

Der andere die Gebiete des Rheins und der Ill, von Schlettstadt bis Brumat (mit Ausschluß von Straßburg), und den Wasgau vom Weilerthale bis an die Gränzen des sogenannten Deutsch-Lotharingen.

Der dritte, stärkere endlich, das Gebiet der sogenannten deutschlotharingischen Ortschaften, von Lützelstein bis Weißenburg, an der nördlichen Gränze des Elsasses, mit Einschluß von Straßburg und als Anhang: Münstersagen von L. Schneegans.

Wenn wir einen Blick auf die von Pfarrer Ringel in Illzach entworfene hübsche Sagenkarte werfen, die das Buch als sinnige Beigabe schmückt, so erscheint uns die Sage in verschiedenen Landstrichen des Elsasses in auffallender Armuth so z. B. im Sundgau und durchgängig längs den Ufern des Rheins hin und sodann wieder von Hagenau bis Weißenburg, in der Ebene. Diese Armuth ist indeß wohl nur anscheinend, denn auch da, wo die Sage noch unaufgefunden schlummert, ist sie nichts desto weniger vorhanden und wird früher oder später an's Licht gezogen werden. Durch das unausgesetzt fleißige Forschen des vorhingenannten Christophorus ist es im Sagenkreise des Sundgaues schon merklich lichter geworden und es hat sich derselbe bedeutend erweitert, wovon der Anhang Zeugniß ablegen wird, der zunächst als Nachtrag zu dieser Sammlung erscheinen dürfte. Längs den Bergen hin und weit in die Ebene herab, bis zu den Ufern der Ill, zieht dagegen die Sage ihr buntes Netz in vielfachen Maschen. Der Leser möge nur wieder einen Blick auf die oben angeführte Sagenkarte werfen, um sich von der Richtigkeit dieser Bemerkung zu überzeugen. In manchen Lokalitäten gruppiren sich die Sagen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in hellen Haufen, wie z. B. von Thann bis Colmar und Rappoltsweiler, oder von Zabern, längs dem Gebirge hin, über Buchsweiler und Niederbronn, bis zur baierischen Gränze. Nur an wenigen Punkten überspringt sie die geographische Gränze des Landes, in die benachbarten Departemente sich erstreckend, wie z. B. bei Gerardmer und Finstingen. An der südlichen Gränze des Landes, bei Basel, nimmt uns die elsässische Sage bei der Hand und geleitet uns in vielfachen Verkettungen, Verschlingungen und Verzweigungen, längs dem Rhein und längs den Bergen hin und mitten durch die fruchtreiche, gesegnete Ebene, bis zur nördlichsten Gränzscheide, wo der Wasgau sich an die Berge der Pfalz, an den Hunsrücken, lehnt. Sie führt uns zurück in uralte Zeiten, von denen kaum noch eine Spur vorhanden ist; sie läßt Wesen vor uns auftauchen, von denen die Gegenwart keinen Begriff mehr hat; sie läßt Bilder vor unserm Auge vorüber gleiten, deren Umrisse, verblaßt, verwischt durch die Fluth der Jahrhunderte, kaum noch in leisen Andeutungen erkennbar sind. Oft ist die Sage nur noch ein flüchtiger Hauch, ein leises Wipfelwehn oder auch ein verklingender Harfenlaut demungeachtet hat der Verfasser sie mit so zarter Schonung zu behandeln gewußt, daß sich ihm auch aus oft dürftigen Andeutungen das lieblichste Bild hervorgestaltete. Er ist hierin der Vorschrift seines verehrten Meisters, Jakob Grimm, gefolgt, dem das Buch zugeeignet ist und der die Sage nur mit zarter Hand zu berühren anempfiehlt, wo sie dann dem Forscher ihren feinsten Duft nicht vorenthalten werde. Ihm und seinen verdienstvollen Mitarbeitern sei hiemit freundlicher Dank gezollt für das treffliche Buch, womit sie unsere vaterländische Literatur bereichert haben. Längst war der Wunsch rege geworden, unsere so reichhaltige Sagenwelt möchte einen gewissenhaften Ausleger finden; in der vorliegenden Sammlung ist diesem tiefgefühlten Bedürfnisse abgeholfen.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zu dem Gesammtbilde geben die interessanten Münstersagen von L. Schneegans. Wo ist der Elsässer, und zumal das eingeborne Kind von Straßburg, dessen Brust sich nicht gehoben fühlte im Anschauen seiner herrlichen Münsterpyramide, dieses in die Luft gesponnenen Zaubers, wie sich irgendwo ein elsässischer Dichter ausdrückt? In sinniger Zusammenstellung, von den urältesten Zeiten an, wo noch, im grauesten Alterthume, ein heiliger Hain auf der Stelle stand, wo jetzt der kühne Münsterdom sich in die blaue Luft erhebt, bis zur Gegenwart, enthüllt der gründliche Forscher eine ganz eigenthümliche Sagenwelt vor unsern Blicken, eine köstliche Perle in der elsässischen Sagenkrone. Die Geschichte Straßburgs ist mit derjenigen seines Doms auf das innigste verschwistert und somit geht auch die Sage Beider Hand in Hand. Demungeachtet mag wohl viel Geduld und Beharrlichkeit dazu gehört haben, um das sinnige Gemälde zu vollenden, welches in diesen Münstersagen vor uns aufgerollt ist.

Eine gewiß jedem Leser nicht unwillkommene Zugabe sind die Anmerkungen, welche sowohl diese als sämmtliche Sagen der Sammlung überhaupt begleiten, und worin der Herausgeber die historischen Thatsachen nachweist, auf denen sie fußen. Nicht weniger interessant sind die eingestreuten Noten über Sitten und Gebräuche unserer Voreltern bis in's graueste Alterthum hinauf, aus denen sich Ursprung und Bedeutung mancher mitgetheilten Sagen herleiten läßt.

Eine ausführliche analytische Würdigung des Buchs liegt außerhalb der engegezogenen Gränzen eines Journalartikels. Das bisher Gesagte mag genügen, da ja übrigens das Buch selbst am Besten für sich zu sprechen weiß. Möge es sich einer recht freundlichen Aufnahme zu erfreuen haben, was dann zugleich für den wackern Herausgeber eine mächtige Aufmunterung sein wird, uns den versprochenen Nachtrag, der die seit dem Erscheinen der ersten Abtheilung zahlreich aufgefundenen, neuhinzugekommenen Sagen umfassen soll, nicht allzu lange vorzuenthalten.

Straßburg im Herbst 1852.

Digitized by Google

Die Göttin. Ein Hoheslied vom Weibe. Von Rudolf Gottschall. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1853.

Eine uralte Sage erzählt uns von einer ungeheuerlichen Masse, in welcher zwieträchtige Zeugungsstoffe ungegoren und ungeboren in und durch einander lagen; Licht und Wasser, Erde und Luft bildeten einen unförmigen Klumpen, und ewiger Kampf und Streit durchwogte das ordnungslose Gemengsel, man konnte darauf nicht gehen, nicht stehen, nicht schwimmen; Chaos haben sie es genannt. Aber ein Gott, sagt das alte Märchen weiter, habe die Masse gesondert und geordnet und zum κόσμος gebildet. — Ein neuer Gott schickt sich nun an, die geordnete Welt in das Chaos zurückzubewegen, und dieser neue Gott, oder dieser Mensch, der sich und Andere zu einem Stück Gottes emporlügen will, ist der Herr Gottschall, der in seiner »Göttin« (kann ja nur ein solcher Gott eine »Göttin« verfassen) ein wahres Chaos von Ansichten und Tendenzen uns schauen läßt. Dieser Herr Gottschall hegt zu den Weibern mehr Vertrauen als zu den Männern, offenbar weil letztere gewöhnlich mehr Verstand haben, und in Folge dessen erstere mehr Vernunft, d. h. passive Natur, um die Gottmäßigkeit in sich aufzunehmen. Das Thema seiner »Göttin« ist die Revolution, die ganze, die wilde, die zerstörungsfreudige. Brechet die katholischen Tempel ab (wohlgemerkt, die protestantischen geniren ihn sehr wenig), reißet die Königsthrone nieder, tödtet das widerstrebende Geschlecht, feget den Erdboden rein, hebet die Göttin der Vernunft auf den Altar, und feiert Orgien in jubelndem Wahnsinn — das sind seine Gebothe. Die französische Revolution versuchte es; Danton, Marat, Robespiere, St. Just u. a. waren die Exekutoren des provisorischen Weltgerichts, die Guillotine war »der Tugend Wächterin,« das Weib wurde als Vernunftgöttin verehrt, und das ist der Glanzpunkt des Buches. Aber da dekretiren sie wieder »ein höchstes Wesen,« und die Vernunftgöttin wird närrisch, die Männer der Revolution gehen zu Grunde, das Ziel wird nicht erreicht, die Angebetete stirbt im Wahnsinn auf schmutzigem Stroh. Damit schließt Gottschall's Gedicht. Man sollte nun meinen, der Verfasser habe eine bittere Ironie auf die Revolution schreiben wollen, aber dem ist nicht also; der Geist der Revolution wurde wohl für dießmal besiegt, diese Vernunftgöttin geht wohl unter; allein wie ist denn dieser Untergang nach dem Verfasser zu verstehen? Nicht anders, als wie Prophetie des Sieges, wie großartiges Vatizinium der Weltenauferstehung in neuer siegreicher Revolution.

»Doch aus dem Schutt, der Asche bricht
prophetisch noch ein zuckend Licht;
In wilden Orgien verheißt
Noch taumelnd der zerstörte Geist,
eh er hinabsteigt in das Nichts
Den Sonnenaufgang ew'gen Lichts,
Und irrender Gedanken Schwung,
Wird eine Götterdämmerung.
Der Vorhang rausche auf und zeige
Der geist'gen Freiheit Trauerspiel!
Die Göttin der Vernunft, die bleiche,
Sank nieder vor erreichtem Ziel!
Erlag dem muthigen Beginnen.
Zu schwach, die erste Kämpferin —
So folgt ihr nach, ihr Jüngerinnen!
Dringt kräftiger zum Ziele hin!
Es sei den Strebenden zu klein
Nur Gretchen eines Faust zu sein.
Nein! seinen Mantel umgeschlagen
Laßt euch durch Erd und Himmel tragen.«

Da es nun dem Verfasser mit seiner Tollheit ganz ernst ist, so ist sein Gedicht, objektiv genommen, doch die vollendetste Ironie der Revolution. Denn wirklich! Der Wahnsinn, jenes kalte, freudelose Lachen des Gestörten, wird der Gipfelpunkt aller und jeder bis auf ihre Hefe abgeflossenen Revolution sein — jenes gedanken- und empfindungslose Lachen nach vollbrachter Zerstörung!! Diese Ironie ist kräftig dargestellt und das ist der Sinn am Unsinn, daß er sich selbst zur höhnenden Ironie werden muß. — Welches ist nun der ästhetische Standpunkt des Dichters? Dieser entspricht vollkommen seinem Thema. Seine Kunst ist wild, seine Grazien wandeln sich sehr bald in Furien, seine Begeisterung steigert sich zur Wurth, sein Feuer wird Höllengluth, seine Sprache, oft schön und kräftig, wird schnell Schwulst und Lizenz, seine Beschreibung widerliche Uebertreibung, Widersprüche stecken im Gedichte, wie das Ungeziefer in altem Pelz. Des Dichters großes Talent ist mit dem Schicksale seiner Heldin, der Vernunftgöttin, verflochten denn es taucht unter in den Fluthen des Wahnsinns. — Es sei uns noch erlaubt, ein Wort über die Hamburger Verlagshandlung zu sagen. Der Verlag Campe ist nicht erst von gestern der Großhändler des Unsinns und der Unsittlichkeit, sondern schon seit Jahren der ewige Hausirjude der Revolution, so daß eine deutsche Großmacht schon früher allen Fabrikaten aus Campe's Verlag den Eingang in ihr Land verbieten mußte. Wie jener Parfümeriehändler auf die Frage: mit welchen Artikeln er handle, antwortete: ich handle nicht mit Artikeln, sondern nur mit Wohlgerüchen; so glaubt auch die genannte Verlagshandlung nur mit Gestank handeln zu sollen, und damit das arme Deutschland reichlich zu versorgen diese Handlung verdient es somit, vor der öffentlichen Meinung gebrandmarkt zu sein.

Korrespondenz.

Czernowicz Ende Oktober.

St. Laut der letzten hierorts eingelangten Nachricht wurde der um unsere Gymnasiallehranstalt vielverdiente Professor der Mathematik Max Meisl zum Direktor des genannten Institutes ernannt. Dr. Josef Nachlowski weilt noch in unserer Stadt und dürfte in der Mitte November nach Olmüz abreisen, um an der dortigen Universität seine Funktion zu beginnen.

Vom literarischen Felde berichten wir mit vielem Vergnügen, daß der heimische Literat Rudolf Oskar Waldburg einen Band Bukowiner Märchen zum Drucke vorbereitet.

Sehr angenehm ist es uns, in der Lage zu sein, auch von der hiesigen bisher gänzlich verwahrlosten Normalschule etwas Schönes zu erwähnen. Seit einiger Zeit bemerkt man eine gewisse Rührigkeit unter dem Lehrerpersonale, welche durch die energische Persönlichkeit des jungen, provisorischen Lehrers für die romanische Sprache Herrn Johann Mitkiewicz vorzüglich genährt wird. Um dem gänzlichen Mangel einer »Fibel« in romanischer Sprache abzuhelfen, verfaßt Herr Johann Mitkiewicz ein solches Lehrbuch und bereitet ein größeres Werk unter dem Titel: »Deutsch-romanische Uebersetzungen« zur Drucklegung vor. Wir wünschen, daß die Verdienste, die sich dieser junge, talentvolle Pädagog um die Hebung unseres Volksschulwesens während der kurzen Zeit seiner provisorischen Anstellung hierorts erworben, recht bald allgemein anerkannt werden mögen!

Tiroler-Biene.

Bei Herrn Kunsthändler Unterberger war gegenwärtig ein Kupferstich nach Kaulbachs großartigem Carton „die Zerstörung Jerusalems" ausgestellt. Derselbe zieht immer eine Menge Beschauer an. Man muß es Herrn Unterberger Dank wissen, daß er auf solche Art fortwährend einem großen Publikum den Genuß und die Kenntniß von Kunstwerken vermittelt, welche sonst nur wenigen Glücklichen zugänglich sind.

Künftigen Dienstag wird Herr Luz ein großes Konzert im k. k. Redoutensaale veranstalten. Sämmtliche zur Aufführung kommende Piecen sind Compositionen des Concertgebers. Unter diesen zeichnet sich besonders die Symphonie, über die wir später berichten werden, aus.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde und Wissenschaft.

III. Jahrgang.

№ 47. Innsbruck, 20. November 1852.

Winterwunsch.

Wie herrlich wär's, in wälschem Land
Die warme Nacht zu verträumen —
Verglüht ist längst der Sonne Brand,
Kühl weht's aus den nächtigen Bäumen.

Des Mondlichts weicher Schimmer ruht
Auf rauschenden Meereswogen;
Delphine kreisen in blauer Flut,
Von blitzendem Gold umzogen;

Und fernher klingt ein süßer Laut,
Wie Mandolinen tönen,
Als säng' ein Bursch' der süßen Braut,
Und ringsum lauschen die Schönen;

Und Eine käm' und küßte wohl auch
Den fremden Träumer am Strande —
Der Kuß so innig, so warm der Hauch,
Wie die Luft in italischem Lande.

O süße Lust in flüchtiger Nacht!
Und wie die Küsse sproßen,
Steht herrlich in alter Zauberpracht
Armidens Garten erschlossen. —

O Deutschland, wie bist du kalt und streng!
Es schüttelt der Frost die Glieder;
Im Stübchen drückt es so dumpf und eng,
Die Mißmuth knickt die Lieder.

O Deutschland, wie bist du streng und kalt!
Wer möcht' jetzt irren und schweifen?
Wer möcht' in eisigem Föhrenwald
Eine Nordlandsnacht durchstreifen?

Alex. Kaufmann.

Der schwarze Thurm.

(Fortsetzung.)

IX.

Zweifelst du an meiner Unterwerfung unter die
Befehle dieser gebietenden Frau — —?

Steffens: Mälkolm.

Don Silvio war eben mit seinem reichlichen Mittagessen beschäftiget, das er mit einigen lustigen Genossen theilte, als Bartolo an der Schwelle erschien. „Jetzt will ich nichts wissen von Geschäftssachen," schrie ihm der Marquis entgegen, „komm in einer Stunde wieder."

„Ha, Silvio," sagte einer von der Gesellschaft, „das müssen wichtige Geschäfte sein, daß sie im Stande sind, Dich von der vorgehabten Reise abzuhalten?"

„Ich mache mir so meine Gedanken davon," sprach ein anderer mit affektirt ernsthafter Stimme, „wißt Ihr, daß er alle Tage bei Baron Walter's zu finden ist" —

„Dem seine Tochter auf so räthselhafte Weise entschwunden ist?" fragte ein Anderer.

„Derselbe," bestätigte ersterer. „Der edle Marquis scheint sich die Auffindung der schönen Imelda sehr am Herzen liegen zu lassen."

„Dummes Geschwätz," warf Don Silvio ein, „was kümmere ich mich um die Tochter eines armen Barons, der nächstens Banquerott machen wird."

„Ja, man raunt sich so etwas in die Ohren. Der Baron hat aber auch in früheren Jahren unsinnig gelebt. Und doch sah ich ihn nie recht vergnügt, es muß ihm etwas auf dem Herzen lasten" —

„Laßt den armen Teufel in Ruhe," rief Don Silvio, dem bei dieser Wendung des Gespräches unbehaglich zu werden schien. Und wirklich verbreitete sich dieses Gefühl auch über die Andern, so daß die Unterhaltung zu stocken anfing. Man erhob sich daher bald von der Tafel, und der Marquis blieb allein im Saale zurück. Er kreuzte die Arme über der Brust, machte ein finsteres Gesicht und versank wieder in lautes Nachdenken: „Ich weiß nicht, was das ist, man zieht sich immer mehr von mir zurück, obgleich ich den besten Tisch in der Stadt halte; hätte ich nur einmal das Mädel, so wollte ich mich aus dem Staube machen. Aber lange soll's nicht mehr dauern."

Damit zog er heftig an der Klingelschnur, und im nächsten Augenblicke stand der treue Bartolo vor ihm. „Nun, ist alles besorgt? Hat der Bursche Quartier?"

„Ein fürstliches, Euer Gnaden, zwanzig Schuh unter der Erde."

„Gut. Ich habe Dir auch aufgegeben den jungen Deutschen zu beobachten." —

„Hab' Euren Befehl treulich befolgt," sagte Bartolo mit vielversprechender Miene.

„Nun, was hast Du ausgekundschaftet? Wo ist er her, und warum bleibt er im Hause des Barons?"

Digitized by Google

„Davon hab' ich freilich noch nichts erforscht; aber etwas hab' ich ihm abgenommen, das er mit seinem Leben zu vertheidigen gewillt schien. Es ist ein kleines Porträt; wenn es Euer Gnaden vielleicht von Nutzen ist, so nehmt es.“

Damit zog Bartolo aus seiner unergründlichen Tasche das Medaillon hervor und überreichte es seinem Herrn. Dieser nahm es gleichgiltig in die Hand; doch kaum hatte er seinen Blick darauf geworfen, als er plötzlich erbleichte und erschreckt einen Schritt zurück trat. Das Bild entglitt seiner Hand und fiel mit einem schrillen Klange zu Boden. Der Ton weckte Don Silvio aus seiner Erstarrung. Er sammelte sich und sagte mit erheuchelter Festigkeit: „Ich habe meinen Krampfanfall gehabt; jetzt ist alles wieder gut. Du magst gehen, Bartolo. Sei aber bereit, wenn ich die Glocke ziehe.“

Bartolo hütete sich wohl, Mißtrauen gegen die Worte des Herrn zu zeigen und entfernte sich mit einem „Wohl, Euer Gnaden.“

Als der Marquis wieder allein war, fuhr er sich mit den Händen in den Bart und gebärdete sich überhaupt ganz so, als wenn er im Begriffe wäre zu verzweifeln. Allein der erste Sturm war bald vorüber und machte dem ruhigeren Nachdenken Platz, dem Roudlandon an eine Fensterecke gelehnt wohl über eine Stunde nachhing. Gegen seine Gewohnheit blieb er dabei stumm, wie ein Fisch, und nur der häufig wechselnde Ausdruck in seinen Gesichtszügen malte die verschiedenen Gefühle, die seine Seele bewegten.

Erst nachdem seine streitenden Gedanken zur Einigung gekommen zu sein schienen, hub er wieder halblaut zu sprechen an: „Wohl gegründet war der Abscheu, den ich vor dem Fremden bei seinem ersten Anblicke gefaßt hatte; seine Larve mahnte mich immer an eine schreckliche That — und nun gar das Porträt, das er am Halse trug, mußte mich zum Wahnsinne bringen. Gewiß, er ist sein Sohn, den wir längst bei dem Vater glaubten. Allein nun liegt mir das Benehmen der alten Hexe klar vor den Augen; sie hat uns hintergangen und die Brut am Leben gelassen, um das Heft gegen uns in Händen zu haben. Ha, sehr klug ausgedacht! aber nun ich alles weiß, wird es mir nicht mehr schwer werden, den letzten Verdacht auf die Seite zu schaffen. Hm, wenn der Baron wüßte, wen er in seinem Hause hegt — — soll ich ihm einen Wink geben?“

Erst nach einigen Minuten fuhr der Marquis in seinem Selbstgespräche fort: „Fast möchte ich glauben, der Bursche weiß um die ganze Geschichte, weil er aus der Stadt nicht fort will. Aber warum zögert er denn so lange? Will er sich mehr Beweise schaffen, um mich mit Einem Schlage zu tödten? Mein Leben steht auf dem Spiele, und es ist ein gefährliches Spiel —, er oder ich muß fallen“ —

„Fallen mußt Du,“ sagte plötzlich eine Stimme, die vom Himmel zu kommen schien. Erschreckt wendete sich der Marquis um. Vor ihm stand ein altes Weib, das drohend seine Hand gegen ihn ausstreckte. Don Silvio rührte sich nicht von der Stelle.

„Das einzige Mittel Deiner Rettung ist,“ fuhr das Weib fort, „daß Du unverzüglich Italien verläßt. Nur um meiner Schützlinge willen habe ich Deines Lebens geschont. Jetzt werde ich Dich nicht mehr schonen.“

„Ha,“ versetzte de Roudlandon, der sich wieder etwas gesammelt hatte, mit spöttischer Miene: „Ich bin wirklich erfreut, Margareta, Dich nach so langer Zeit wieder einmal zu sehen, zumal diese Freude mir so plötzlich und überraschend kömmt.“

„Doch, fuhr er etwas ernsthafter fort, als er bemerkte, daß der Blick der Alten noch drohender wurde, „was führt Dich hieher, mein Kind?“

„Die Sorge für die Wohlfahrt derer, die Du zu vernichten strebst. Ich bin nicht gesonnen, mit Dir viele Worte zu machen, Pedro. Verläßt Du nicht augenblicklich die Stadt, so magst Du es Dir zuschreiben, wenn Du nächster Tage am Galgen baumelst.“

„Es war längst schon meine Absicht nach Madrid zu gehen und ich hatte mich wirklich schon auf den Weg begeben, als ich mich der reizenden Imelda erinnerte, in die ich mich früher einmal, glaube ich, verliebt hatte. Der Baron konnte sie mir natürlich nicht abschlagen; wohl aber hat er sie mir heimlich entrückt, weßhalb ich mich bemühe“ —

„Du hast Dich um nichts zu bemühen, als uns schnellstens von Deiner Gegenwart zu befreien.“

Mit diesen Worten wandte sich Margareta, ohne den Marquis eines weitern Blickes zu würdigen.

„Morgen bin ich nicht mehr hier,“ rief ihr Don Silvio nach, als sie schon die Schwelle überschritten hatte.

„Der Teufel überschüttet mich heute mit Abenteuern,“ sagte Don Silvio zu sich selbst, als er wieder allein war. „Doch was ist nun zu thun? Weiß Margareta, daß ich ihre Geheimnisse ein wenig gelüftet habe? Wie leicht ist das möglich! Die alte Spürnase kömmt hinter den feinsten Schlich. Doch kann ich gehen ohne Imelda, ohne ein Unterpfand der Ergebenheit des Barons? — Habe ich die Tochter, so kann ich ihn auch aus der Ferne leiten wie ich will, denn er liebt sie mehr, als sein armseliges Ich. Die Schätze, die er noch im Thurme versteckt hat, von denen er aber nichts wissen will, sind mein, wenn ich das Mädchen habe. — Zu dem Gelde komme ich nicht — das ist zu wohl bewahrt, aber das Kind werde ich doch in meine Gewalt bringen können? In dieser Nacht jedoch muß der Plan ausgeführt werden“ — und er versank wieder in tiefes Brüten.

Nach wenigen Minuten zeigte ein triumphirendes Lächeln, das die dürren Lippen des Marquis umspielte, daß es seinem Geiste geglückt war einen sichern Plan ausfindig zu machen. Er sprang auf und zog an der Klingel.

„Bartolo,“ sagte er zu dem eintretenden Diener, „halte auf der Anhöhe nördlich von Castel bianco, da, wo sich die Straßen von Bologna und Modena kreuzen, zwischen ein und zwei Uhr Nachts einen leichten Wagen mit frischen Pferden bereit, den Du mit dem Nöthigsten zu einer weiteren Reise bepackst. Hörst Du das Losungswort „Madrid,“ so öffnest Du schnell den Wagenschlag; sind zwei Personen eingestiegen, so fährst Du im schärfsten Trabe auf der Straße nach Modena fort. Hast Du mich verstanden?“

„Wohl, Euer Gnaden, Sie werden mit mir zufrieden sein.“ Darauf nahm der Marquis Hut und Stock und sagte noch im Weggehen: „Nach acht Uhr Abends darfst Du Dich in der Stadt nirgends mehr öffentlich sehen lassen.“

Digitized by Google

Er ging, kam aber im nächsten Augenblicke wieder zurück und sagte: „Ha, Bartolo, wie geht es unserem Gefangenen?“

„Ganz gut, Euer Gnaden, seine Wunde ist beinahe schon heil.“

„Schön. Jetzt gehst Du augenblicklich zu ihm und benachrichtigest ihn, daß er nächster Tage frei sein wird. Mittlerweile möchte er mir als Zeichen unserer Aussöhnung einen Ring oder ein Amulet oder etwas dergleichen durch Dich überschicken. Ich lasse ihn recht sehr darum bitten, weil mir seine Freundschaft sehr am Herzen liege. Du verstehst mich, Bartolo?“

„Vollkommen, Euer Gnaden,“ versetzte der Diener, obgleich man die Ueberraschung in seinen Gesichtszügen lesen konnte. „Ich werde in einer Viertelstunde zurück sein.“

Während Bartolo forteilte, schritt der Marquis hastig im Zimmer auf und ab. Aber seine Gedanken waren dießmal nicht mehr ängstlicher Natur. Er rieb sich beständig die Hände und brach ein über das andere Mal in ein unmäßiges Gelächter aus.

So verging die Viertelstunde und der Abgesandte erschien pünktlich, seinem Herrn einen dünnen messingenen Ring überreichend, indem er sagte: „Nun, die Freundschaft scheint von seiner Seite nicht sehr groß zu sein. Aber,“ setzte er mit einem pfiffigen Lächeln hinzu, „Ihre Bitte konnte er natürlich nicht abschlagen.“

Der Marquis nahm sichtlich erfreut den Ring und sagte auf die Thüre zuschreitend: „Säume Dich nicht, meine Befehle pünktlich zu befolgen.“

Nachdem Bartolo hinter seinem Herrn die Klinke zugedrückt hatte, änderte sich plötzlich seine Miene, welche durch eine Reihe mannigfaltiger Phasen hindurch sich allmälig zu einem Ausdrucke wehmüthiger Empfindungen gestaltete.

„Ach,“ sagte er zu sich, indem sich seine schwarzen Augen scheu zu Boden senkten, als fürchteten sie selbst den Anblick des Lichtes, „ach, Bartolo, wie weit ist's mit dir gekommen! Wie froh und glücklich, wie unendlich glücklich waren die Tage deiner Kindheit! Als du an der Seite deines Vaters, deiner Mutter zur Kirche gingst, da konntest du noch so innig zum Vater im Himmel beten; aber du mußtest nie recht gebetet haben, nicht aus dem Grunde deines Herzens — sonst hätte dich Gott nicht so verlassen. Als du dann deinen Vater und die gute Mutter durch deine schlechte Aufführung in die Grube gebracht, da bist du noch nicht umgekehrt auf den Weg des Guten. Zuletzt kam dieser Marquis, den Gott verdammen möge, und gebrauchte dich als das schändliche Werkzeug seiner ebenso schändlichen Pläne — und dir, Bartolo, war es nicht zu schlecht, um ein paar lumpiger Dukaten willen deine Ehre zu verkaufen! — Und hab ich noch den Spion gemacht und den armen Jungen, der mir nie was zu Leid gethan, seines Geldes und eines Bildes beraubt, was vielleicht unabsehbare Folgen hat, nach dem, was ich heute gesehen. Und dann dem armen Burschen, der mit mir aufgewachsen und mich immer lieb gehabt hat, hab ich den Finger gebrochen, um dem Marquis weiß Gott was für eine Absicht ausführen zu helfen. Das hat mir das Herz gebrochen, wie er mich so ernsthaft und doch so lieb ansah und mir nicht fluchte. Aber ich fürchtete mich vor dem Zorn des Herrn und brachte ihm den Ring. Doch warte, jetzt soll es anders werden. Ich will heute noch hinauffahren — gewiß kann ich ein Unheil verhüten.“

Nach diesem Vorsatze fühlte sich das Herz des Dieners erleichtert. Sein gebräuntes Gesicht gewann einen freudigeren Ausdruck und er schickte sich an, da der Tag sich schon zum Ende neigte, die Befehle des Marquis, freilich in einer Weise, die jener nicht gemeint war, zu vollziehen.

X.

Geliebt hab' ich und gelebt, ich bin
Nichtlebend mehr.
Ich zieh' mich in mein Inneres still zurück,
Der Schleier fällt,
Da hab' ich dich und mein vergang'nes Glück
Du meine Welt!

Chamisso: Frauen-Liebe und Leben.

Der Marquis schlug den Weg zum Hotel Baron Walters ein. Wir nehmen uns die Freiheit ihm ein wenig vorauszueilen und nachzusehen, wie es daselbst steht.

Es läßt sich davon nicht viel Merkwürdiges berichten. Der Herr Baron befand sich noch immer in dem Zustande, den wir früher zu schildern versucht haben; und hatte dieser sich auch ein wenig geändert, so war die Aenderung eben nur nach der schlimmern Seite hin geschehen. Der belebende Geist schwebte ihm schon auf den weißen Lippen und einen großen Theil des Tages hindurch war seine Seele vom Wahnsinn umnachtet, der nur bisweilen einigen lichten Augenblicken Raum gönnte.

Seine Gattin litt unendlich bei dem Zustande des Unglücklichen. Sie fühlte es, daß nicht körperliches Leiden allein ihn niederdrückte, sondern in viel höherem Grade ein schwerer Seelenkummer, welchen ihm zu entlocken ihr noch nie gelungen war. Soviel jedoch hatte sich ihr scharfer Sinn aus zeitweilig entfallenen Worten combinirt, als hinreichend war, um sie mit den schrecklichsten Gedanken zu quälen.

Ein neues Zentnergewicht kam zu der schweren Last, die das Herz der armen Frau zu erdrücken drohte, als ihr das Liebste, was sie auf Erden besaß, ihr einziges Kind, auf so räthselhafte Weise entrissen wurde. Wir wissen, ein wohlthätiges Billet sollte ihr Beruhigung bringen, allein der, welcher damit abgeschickt war, schmachtete im dunklen Kerker. Mochte nun das Weib vom schwarzen Thurme nichts davon erfahren haben, oder waren andere Hindernisse dazwischen getreten — die Baronin erhielt keine Nachricht.

Wilhelm war erst um die Mittagszeit in das Haus zurückgekehrt. Er war verstört, schien aber keine Ursache seines Fortgehens und seiner üblen Laune angeben zu wollen, sondern begab sich bald nach Tische auf sein Zimmer.

Begleiten wir den armen Jungen dahin. Uns ist die Ursache seines Kummers wenigstens theilweise bekannt und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn er sich in einen Sessel wirft, die Arme auf den Tisch, den Kopf auf die Arme lehnt und bitterlich zu weinen anhebt.

Nicht der Verlust der hundert Zechinen oder der schönen Halskrause veranlaßte diesen, wie man sagt, unwürdigen Ausbruch des männlichen Schmerzes — nein, an diesen Verlust dachte er nicht mehr. War er nicht ausgegangen, das Mädchen zu suchen, das er liebte? und was war der Erfolg

Digitized by Google

davon? Er wurde beraubt, und zwar eines Dinges, das ihm unendlich theuer zu sein schien. Mußte dieser unvorhergesehene Zufall sein Herz nicht noch mehr erschüttern?

Nach einiger Zeit jedoch fingen seine Thränen an zu versiegen. Er erhob sich und trat ans Fenster. Die Aussicht war nicht geeignet ihn heiterer zu stimmen. Keine Wolke bedeckte den Himmel, welcher jedoch das Blau des Sommers nicht mehr hatte. Die Sonne schwamm in einem blassen Dunstkreise und schaute matt herab auf die freudenleere Landschaft, als betrübte sie sich um den Schmuck, der erst noch Berg und Thal geziert hatte. Selbst die Häuser schienen einen ernsten düstern Herbstcharakter angenommen zu haben; sie erhoben sich über die unten wimmelnde Volksmenge wie riesige Geistergestalten, die dem bunten Treiben der Menschen zürnen. So schaute Wilhelm eine Weile hinaus und sein schönes Antlitz überzog ein dunkler Schatten trostloser Melancholie.

„Wie doch alles so öde ist um mich her,“ seufzte er. „Es erinnert mich an den Winter, der die erstarrte Erde mit seinem Leichentuche zudeckt — an das Grab, das das erstarrte Menschenherz unter seiner Hülle begräbt. — Und ist es denn gar so schauerlich zu denken, daß dem Herzen, welches lange schon Stürme hin und her gerissen, endlich einmal der Winter kömmt, der seine Qualen stillt und seine Schläge zur Ruhe bringt? Müßte ich mich nicht vielmehr freuen auf diesen Winter? — Oder, was hätte ich noch zu hoffen? — Das Mädchen, das mein Herz so ganz erfüllte, ist verschwunden, und das Herz ist leer, leer von Liebe. — Und nicht einmal an die heimgegangenen Lieben ist es mir erlaubt in süßer Erinnerung zu schwelgen! — nein, ich habe keinen Vater, habe nie seinen Namen ausgesprochen, nie sein mildes Auge gesehen. Und er muß doch so gut gewesen sein, sein Bild hat es mir gesagt — und dieses ist auch verloren; ich kann mich nicht mehr an seinen Zügen laben, nicht mehr es mit meinen Thränen benetzen. — Ha,“ fuhr er mit einem schmerzlichen Lächeln fort, „da verlohnt es sich wohl der Mühe zu leben? eine Qual mit herumzuschleppen, ohne Hoffnung je davon befreit zu werden, als im Grab?“

Noch lange vielleicht wäre der junge Deutsche, in solche Gedanken versunken, am Fenster gestanden, hätte sich nicht plötzlich ein Thürflügel geöffnet. Wilhelm schaute sich rasch um, aufgebracht über die unwillkommene Störung.

Es war sein ihm von der Baronin angewiesener Diener, der mit ceremoniöser Stimme hereinrief: „Se. Gnaden, Don Rio Silvio, Marquis von Roudlandon.“

Wilhelm starrte den Diener verdutzt an, als dieser, nicht verstanden zu sein glaubend, die Anmeldung mit noch feierlicherer Stimme wiederholte.

„Er ist willkommen,“ versetzte der Jüngling nach augenblicklichem Besinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Ludwig's Maccabäer

auf dem Hofburgtheater in Wien.

Es gibt zweierlei Arten von Bibeldramen, und von beiden hat Hebbel die ersten Proben gegeben. Das Judenthum kann dargestellt werden in seiner strengen, alle fremden Elemente ausstoßenden Geschlossenheit, es kann dargestellt werden in seiner Auflösung. Das Eine geschah in der „Judith,“ das Andere im „Herodes.“ Das Judenthum in seiner Geschlossenheit wurzelt in dem großen, Alles umfassenden, jeden Widerspruch ausschließenden Jehovah-Gedanken; darum findet in der Judith der Heide Holofernes mit aller seiner Macht und Gewalt wohl offene Wege und schlecht besetzte Engpässe, um ins Land einzudringen, aber auch nicht den kleinsten Riß oder Spalt im Dogma, um sich der Herzen und Geister zu bemächtigen. Er ist ein rein äußerliches Unglück für das Volk Israel, wie ein Gewitter oder ein Erdbeben, dessen Grund die Gläubigen in sich selbst, in ihrer eigenen Sündhaftigkeit suchen; weit entfernt, sie von ihrem Gott abzulenken, führt er sie ihm näher zu und nur das mystische Weib, das ihn physisch vernichtet, wird zur Sühnung des Menschlichen, von der in ihm verleiblichten Riesenkraft der Natur, moralisch überwältigt. Das Judenthum in seiner Auflösung ist in seinen edelsten und größten Repräsentanten, bewußt oder unbewußt schon von den fremden Elementen ergriffen, wenn es auch noch gegen dieselben ankämpft; darum ist im Herodes der Hauptträger des Stückes, der König, ein halber Römer und die Mariamne, seine Gemalin, eine halbe Christin, und selbst der Glaube des Volkes hat schon etwas Krampfhaftes und ist in Sekten, die sich gegenseitig befehden, auseinandergeborsten. Es ist ein inneres Unglück für das Volk Israel, daß das Heidenthum ihm so nahe tritt; es kommt nicht mehr in der Gestalt eines Gewitters oder eines Eroberers, es kommt in der Gestalt eines ansteckenden Fiebers und ist unwiderstehlich. Eine dritte Art von Bibeldramen kann es nicht geben, womit nicht behauptet werden soll, daß die Heroen der heiligen Schrift und des Flavius Josephus nicht auch zu anderen ästhetischen Zwecken, als rein biblischen mit Erfolg benützt werden können.

Die Maccabäer von Otto Ludwig gehören zu den Bibeldramen der erst beregten Art. Das Judenthum, das mit der ganzen Welt den Kampf eingeht, muß ein noch ungebrochenes sein, es muß an sich selbst glauben. Die kleinste Spur von Auflösung, und die Mathematik tritt in ihre Rechte ein! Diese sagt aber, daß ein Minimum kein Maximum deckt, daß eine Handvoll Menschen es nicht mit den übrigen Millionen des Erdballs aufnehmen kann. Es ist daher einem Dichter, der seinen Stoff begreift, gar keine Möglichkeit gegeben, von dem Jehovah-Gedanken abzuweichen und den Schwerpunkt seines Stücks außerhalb desselben, etwa in der Kritik dieses Gedankengangs, zu suchen. Herr Otto Ludwig hat dieß aber gethan und dadurch bewiesen, daß er seinen Stoff eben nicht begriffen hat. Sein Drama gipfelt in der Polemik gegen ein altjüdisches Vorurtheil, gegen das Vorurtheil, am Sabbath eben so wenig zu kämpfen, als am Fasttag zu essen und trinken. Das Volk, dem Syrischen hart gegenüber stehend, will die Waffen, eingedenk des Gesetzes, nicht ziehen, sondern sich lieber wehrlos hinschlachten lassen; sein Anführer aber, der Heros Judas Maccabäus, steht über dem Gesetz und will fechten; das Volk wird hingeschlachtet, weil es sich nicht vertheidigt, sein Anführer kämpft und siegt. Wenn wir hier zu ermitteln hätten, wer menschlich höher zu stellen sei, das Volk, oder der Anführer, so könnte

Digitized by Google

die Entscheidung nicht zweifelhaft sein; gewiß, man darf auch am Sabbath fechten. Aber es ergibt sich hier eine andere Frage, und mit der Antwort auf diese steht oder fällt das ganze Stück. Wie kann man zugleich für den Jehovah-Gedanken so fanatisch begeistert sein, daß man Leib und Leben für ihn einsetzt und ihn zugleich mit Füßen treten? Jehovah hat geboten, den Sabbath zu heiligen, das heißt, Er hat die Verpflichtung übernommen, sein Volk selbst zu schützen, und sein Volk erblickt, wenn dieser Schutz ausbleibt, oder sich verzögert, darin nur die Strafe für irgend eine Schuld. Jehovah hat dieß jedem Juden geboten, auch dem Judas Maccabäus, und wenn dieser Judas das Gebot nicht anerkennen will, so hört er in demselben Augenblick auf, ein Jude zu sein, ein Jude überhaupt und gewiß der Vorkämpfer des damaligen Judenthums. Wir wissen sehr wohl, daß die Bücher der Maccabäer einen Zug, auf den der Dichter sich allenfalls berufen könnte, berichten, wenn auch nicht von seinem Helden Judas. Aber dieser Zug, wenn er nicht ganz bei Seite bleiben sollte, wäre so zu fassen gewesen, daß er als eine, in einem einzelnen Individuum hervorgetretene Extremität, nur aufleuchten durfte, um sogleich wieder spur- und erfolglos zu verschwinden. Zur Are des Dramas erhoben, mußte er das Drama in seiner Grundbedingung zerstören, und das that er, denn, anstatt Erschütterung zu erregen, rief er Hohn und Gelächter hervor. Wir brauchen die Handlung des Stücks nicht zu erzählen; sie ist in den Büchern der Maccabäer, bis auf kleine Abweichungen, zu finden und diese haben ein großes Publikum. Wir fügen daher nur noch hinzu, daß die Handlung, weit entfernt, dramatisch zusammengedrängt zu sein, in epischer Breite auseinander fällt, und daß es dem Dichter nicht glückte, diesen Mangel der Structur durch verschwenderische Benützung der äußeren Theatermittel (vom Zertrümmern eines Altars an, bis zum Donnerwetter herab, kommt Alles vor: Chorgesang, Mondbeleuchtung, ein Sturm, der die Lampen auslöscht, sogar der Widerschein des glühenden Ofens) auch nur nothdürftig zu verdecken. Die Charaktere, gleichen der Handlung, sie sind bunt und schillernd, aber ohne innere Consequenz und Naturnothwendigkeit. Das ist auch ganz natürlich, denn der Bibel sind sie entlaufen und in der nichtbiblischen Welt finden sie kein Unterkommen. Vor Allem widerwärtig und aus Elementen, die einander widersprechen, wie Wasser und Oel, ist die Mutter zusammengesetzt. Da haben wir nicht das unglückliche, gläubige Weib vor uns, das den schweren Kampf des getheilten Herzens kämpft, das seine Kinder in der Furcht des Herrn auferzogen hat und sie dem Herrn, dem sie von jeher allein geweiht waren, nun dahingibt. Diese Mutter hat immer nur von Kronen geträumt, womit sie das Haupt ihrer Lieblinge schmücken will und man weiß nicht mehr, ob das endliche, herbe Schicksal das eitle Weib strafen, oder das fromme Weib prüfen soll. Ueber das „Röschen von Saron" wollen wir lieber gar nicht reden; es scheint einem Taschenbuch entsprungen zu sein. Der würdigste Sohn seiner von uns treu charakterisirten Mutter ist Eleazar und die stärkste Zumuthung, die an den Zuschauer gestellt wird, besteht darin, daß er glauben soll, die Mutter habe von dem Uebertritt des Eleazar zum Heidenthum nichts erfahren. Nein, der Schluß des vierten Aktes, wo sich der treue Freund des Syrerhauptmannes, der Günstling Ajar zu Leas Entsetzen plötzlich in den theuern Eleazar verwandelt, ist ein bloßer Theatereffekt; solch ein Uebertritt kann gar nicht verborgen bleiben. Unser schließliches Urtheil ist nun dieses, daß der Dichter, dem wir ein schönes reproducirendes Talent gewiß nicht absprechen wollen, wohl thun wird, sich in Zukunft moderne Stoffe zu wählen. Die Darstellung war eine ganz gerundete, aber alle Anstrengungen unserer genug bekannten Künstler reichten nicht hin einen Erfolg hervorzubringen. Das Fiasco war um so vollständiger, als Monate vorher das Publikum durch maßlose Lobeserhebungen berechtigt worden war, keine solche Mittelmäßigkeit zu erwarten.

Aus meiner Reisemappe.

Von Rudolf G. Waldburg.

(Schluß.)

Ist das junge Eheweib Mutter, so wickelt sie ihr Kind in Lumpen und trägt es auf dem Rücken von Haus zu Haus. Des Kindes Schreien vor Hunger oder Durst macht sie ungemein beredt, und sein Lächeln taub gegen plumpen Hohn und vorwurfsvolle Blicke des Volkes. Sie ist Mutter und glücklich. Allmälig entwickelt die Zigeunerin mit dem Steigen ihrer Kräfte nach überstandenen Geburtswehen eine rastlose Thätigkeit. Sie wandert im Lande umher, hext, lügt, stiehlt und wahrsagt mit einer Ausdauer, die jedenfalls des Glückes würdig ist, das sie genießt. Unter vielen Beschwerden und Mühseligkeiten ernähret die Zigeunermutter ihr Kind, bis es groß geworden in die Welt hinausläuft, um auf eigenem Wege sein Lebensziel zu erreichen. Und auch dann, wenn die Mutter alt und schwach geworden, eilet sie immer rastlos umher, und frägt und forscht auf weiten, fernen Landwegen nach ihren Kindern. Wenn sie dann nach fruchtlosem Umherirren auf einem öden Haidehügel niedersinkt, gelangt vielleicht keines von den Ihrigen zur Stelle, um sie im Tode mit einem freundlichen Blicke zu trösten. — Nicht selten ereignet es sich, daß Zigeunerkinder von Landleuten an Kindesstatt aufgenommen werden, wenn sie sich entweder von der Bande verirrt oder ihre Eltern schon früh verloren haben. Es ist nicht ohne alles Interesse, die kleinen Wilden zu zähmen, ihnen Sinn für Stätigkeit und Sittlichkeit einzuprägen. Solche Bemühungen sind jedoch in der Regel erfolglos. In dieser Beziehung ist unter dem Landvolke allgemein gebräuchlich das Sprichwort: „Sie sind wie die wilden, jungen Gänse; während des Sommers gehen sie ganz zahm zwischen andern Gänsen auf der Hofstelle des Bauern; fliegt aber im Herbst ein Zug wilder Gänse vorüber, da ziehen sie mit davon." Sympathie für die Familie und das Volk treibt sie zu Eltern und Geschwistern, ohne auf das Elend ihres Lebens zu achten. Ein charakteristischer Zug der Zigeuner nicht unähnlich dem der Hottentotten *)! Der Zigeuner flüchtet sich auch aus dem

*) Pritchard erzählt in seinem Buch „the history of man" unter andern Folgendes: Ein Mann aus dieser Race (Hottentotten) war in seinem frühen Alter von den Engländern in der Capstadt aufgenommen worden, man hatt ihn gut erzogen und ihn liebgewonnen, so daß ihm sogar eine vielversprechende Zukunft bevorstand; in Anlagen und Kenntnissen konnte er

Digitized by Google

friedlichen und glücklichen Leben eines Bauernhofes, um draußen auf der Landstraße die Schmach und das Elend seines Stammes zu theilen; ein unbewußtes Gefühl der Sehnsucht treibt ihn zu denen, die nach der Ordnung der Natur ihm die Nächsten sind. Wer doch hineinblicken könnte in das Innere des braungelben Jungen, wenn er unter dem Schutze der Dunkelheit und Stille der Nacht aus dem Hause seiner Pflegeeltern schleicht!

Der Umstand, daß die wenigen Zigeunerfamilien, die seit sehr langer Zeit nach der Bukowina sich verirrt haben, dennoch eine Art von Gemeinschaft unter einander erhalten haben, so daß sie auch nach geschehener Trennung sich wieder finden, nahm mich immer Wunder. Ein alter Zigeuner, den ich in Hlieiza hierüber befragte, erzählte mir folgendes: Wenn die Zigeuner auf ihren Zügen an einen Kreuzweg gelangen, pflegen sie an die rechte Seite des Weges, den sie einschlagen, drei kleine Baumzweige in die Erde zu stecken. Nichtzigeuner halten dieses Zeichen für das Werk spielender Kinder, ohne ihm weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Das Zeichen jedoch hat den Zweck, daß wenn eine andere Bande an diese Stelle gelangt, sie wissen kann, wo sie Stammgenossen antreffen könnte. Besonders günstig ist das Zeichen für Zigeuner, die Zucht- oder Arresthäusern entsprungen sicherer Zuflucht benöthigen. Im Winter, wie er mir sagte, gebrauchen sie ein anderes Zeichen, das in ihrer Sprache „Gaano“ heißt. Es besteht darin, daß sie in den Schnee eine Figur mit der Peitsche schlagen, die einem zusammengebundenen Sacke ähnlich ist. Diese Zeichen leisten den Zigeunern wesentliche Dienste, wenn eine größere Bande, um kein Aufsehen zu erregen, in Theile sich auflöst, und dann von Abtheilung zu Abtheilung Bothen geschickt werden.

So friedfertig auch unser Ländchen ist, gehen doch meist die herumstreichenden Zigeuner bewaffnet. Die Bewaffnung besteht in einem Messer (tjari) und einer Art von Fechtstock (tjukei). Die Messerklingen sind nicht über einen Zoll lang, schmal und dünn, zweischneidig. Der Tjukei hat die Länge eines gewöhnlichen Spazierstockes. Der Handgriff ist von Messing, und an dem andern Ende befindet sich ein mit Blei ausgegossener Messingknopf, der jeden Schlag zermalmend macht. Um Nichteingeweihten die kriegerische Einrichtung des Fechtstockes zu verbergen, überziehen sie ihn oft mit Fell oder Leder, so daß er dann einem Peitschenstocke gleichsieht. Ich forderte einen Zigeuner, dem ich auf seinem Herumstreifen in Stroschreiz begegnete, auf, den Fechtstock zu schwingen. Behende schwang er den Stock, wie ein Rad, machte Ausfälle gegen den fingirten Feind, und parirte. Mit einer solchen Schnelligkeit warf er in der Hitze des Kampfes den Stock aus der rechten Hand in die linke, daß ich ungeachtet so großer Aufmerksamkeit es kaum bemerkte. Dieser Kunstgriff macht ihm, wie er sagte, möglich, den Kampf fortzusetzen, wenn auch der rechte Arm verwundet ist, und er kann auch einen unerwarteten Ausfall auf seinen Gegner machen, von einer Seite, von der er ihn nicht erwartet.

---

sich mit den Engländern der gebildeten Stände messen: man erkannte den Wilden nicht in ihm wieder, und doch — eines schönen Tages verließ er die civilisirte Welt, in der er eingebürgert worden war, suchte seine verachteten Landsleute außerhalb der Gränzen der Colonie auf, kleidete sich in Thierhäute, wie sie, und ward wieder ein Hottentott mit Leib und Seele.

Literatur.

Legenden von Adolf Pichler. Innsbruck, Wagner'sche Buchdruckerei. 1852.

Das kleine Heft enthält vier Legenden nebst einem Schlußworte, welche aus dem Leben des Heilandes genommen sind. Die erste erzählt von der Predigt Jesu, die zweite hat das Gebet desselben, und die dritte die Versuchungsgeschichte zum Gegenstande die letzte zeigt ihn als Helfer und Erlöser. — Diese Legenden sind, wie sie sein sollen, klar, einfach und voll kindlichen, tiefen Gemüths. — Die erste Legende führt uns an den See Genesareth, wo der Heiland so gern weilte und predigte, Alles drängte sich hinzu, denn wahrlich: »wollt Niemand ausgeschlossen sein.« Nach der Predigt entschwindet der Herr auf dem Kahn der horchenden Menge, aber Er läßt ihnen Sein Wort in der Tiefe der Seele zurück, wo es nie entschwinden soll. Das zweite Stück greift eine der schönsten Situationen aus dem Leben Jesu heraus, nämlich das stille nächtliche Gebet. Er sucht im tiefsten Gebet die Ehre des Vaters; wie einfach und lieblich klingt hier das dreimal wiederkehrende:

»Vor dir neig ich mich demuthvoll,
Wie sich der Mensch dir neigen soll.«

Aber wie Er Mittler ist, so ist auch sein Gebet ein vermittelndes; er betet zum Vater für seine künftigen Gläubigen. In dieser Legende weht ein so zarter wundervoller Hauch, daß ich es schwer ausdrücken kann. Die dritte Legende wird groß und erhaben, aber einfach groß, einfach erhaben. Es streitet die Demuth und Wahrheit gegen den Hochmuth und die Lüge. Der stolze Lügengeist muß zum Abgrund fahren, von der Demuth Jesu, aber auch seiner großen Wahrheit: »ich bin der Herr, dein Gott« besiegt. Das Letzte ist aus der Geschichte von dem Manne, der unter die Räuber gefallen, und dem barmherzigen Samaritan, welcher Jesus ist, genommen.

»Den Finger legt er in die Wunden,
Sie schloßen sich; wen Gott verbunden,
Wem Gott zu Hilf und Rettung eilt,
Der ist vom besten Arzt geheilt!«

Lange knieend dankt ihm der Gerettete nach, aber der Herr, fast erröthend ob der Ehre, weis't den Dankenden zum Vater empor. — Der kurze Schluß zeigt den Herrn durch Kreuz und Tod und Auferstehung hindurch; Sein Geist, der heil. Geist wirkt unter den Gläubigen neues Leben, dessen Formel lautet: Durch Kreuz und Schmerz zur Verklärung, oder wie der Dichter so schön sagt:

»Ein Menschensohn in jedem Herzen,
In jedem herbe Kreuzesschmerzen,
In jedem hehre Gottbewährung,
In jedem hehre Gottverklärung!«

Wir möchten dem Dichter zurufen: Vorwärts auf dieser Bahn! Auch die religiöse Poesie, die fast verwaiste, bietet einen Lorbeerkranz. Unbekümmert um die Denunziation »gelber Blätter« und schwarzer Zungen bleibe er seiner reinen Muse treu.

Frauenloos. Eine Sammlung sinniger Erzählungen für Frauen und Töchter gebildeter Stände von Johanna Führich. Stuttgart. Müllersche Verlagshandlung 1852.

Wir legten dieses Buch sehr befriedigt aus der Hand. Die Menge von Sammelwerken, mit welchen das literarische Feld bereits übersäet ist, die Oberflächlichkeit, der Mangel an Geschmack, die grobe Unkenntniß, mit welcher der Sammler, dem es meist nur darum zu thun ist, ein Buch zu machen, nicht selten zu Werke geht, sind eben nicht geeignet, neue Erscheinungen dieser Art von vornherein zu empfehlen. Um so angenehmer berührte uns der Inhalt der vorliegenden, den Werken

Digitized by Google

der besten deutschen, englischen und französischen Schriftstellerinnen entnommenen Erzählungen. Alle empfehlen sich durch Wahrheit und Lebendigkeit der Schilderungen, Korrektheit der Sprache und den sittlich religiösen Geist, der sie beseelt, in hohem Grade. Die bescheidene Verfasserin, die wir hiemit auffordern, in dieser Weise fortzuarbeiten, kann der Erreichung ihres schönen Zweckes: »die Ueberzeugung von dem zu verbreiten, was im heutigen gesellschaftlichen Leben der Frau von Allem Noth thut: Reinheit des Herzens und klares Bewußtsein der wahren Pflichten einer Christin in den drei wichtigen Lebensphasen als Jungfrau, Gattin und Mutter,« völlig gewiß sein.

Franz Hoffmanns illustrirter Volkskalender für 1853. Unter Mitwirkung von Bauernfeld, L. Bechstein, A. Becker, R. Benedix, Castelli, W. v. Chezy, L. Diefenbach, L. A. Frankl, Jeremias Gotthelf, F. Grillparzer, F. W. Hackländer, R. Heller, Just. Kerner, Th. Kerner, F. v. Kobell, H. König, Alfred Meißner, E. Mosenthal, Th. Mügge, Wolfgang Müller, Gustav Pfarrius, Pröhle, L. Rellstab, G. Scherer, Leo. Schücking, J. G. Seidl, C. Spindler, Ferd. Stolle, Lud. Storch, J. N. Vogl u. a. Mit Stahlstichen von Eugen Neureuther und Ferdinand Rothbart. Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

Wir begrüßen diese neue Erscheinung mit aufrichtiger Freude und fühlen uns den Männern, deren literarische Namen im In- und Auslande vom besten Klange sind, zu großem Danke verpflichtet, daß sie mit seltener Uneigennützigkeit an derlei Unternehmungen sich zu betheiligen stets bereit sind. Auf diese Weise allein wird es auch dem weniger Bemittelten ermöglicht mit den schätzbarsten Produkten des menschlichen Geistes ohne großen Kostenaufwand bekannt zu werden. Auf diese Weise allein werden die Werke unserer gefeiertsten Schriftsteller zum wahren Volksgut, und können reiche Zinsen tragen. Was in voluminösen oder glänzend ausgestellten Werken verborgen liegt, bleibt für die große Mehrzahl der Wiß- und Lernbegierigen in der That ein unbekanntes Gut, es wird zum Monopole für die verhältnißmäßig geringe Zahl derjenigen, welche mit materiellen und geistigen Gütern zugleich gesegnet sind.

Zweck der vorliegenden Volksschrift ist, um uns kurz zu fassen: Unterhaltung mit Rücksicht auf die Bildung und Besserung des innern Menschen. Der Inhalt der uns vorliegenden Hefte, die unter andern Erzählungen von L. Rellstab, Gustav Nieritz, Otto v. Horn, Franz Hoffmann, H. König enthalten, ist voll Wahrheit und Lebensfrische. Beschreibungen fremder Länder mit ihren Völkern und deren Sitten, Rathschläge für alle Situationen des gewöhnlichen Lebens, Gedichte, die sich durch Zartheit und Sinnigkeit gleich empfehlen, geben das schönste Zeugniß, daß der Herausgeber und seine Freunde das Ziel ihres schönen Wirkens fest im Auge behalten haben.

Die anständige Form des Werkes, mit Stahlstichen und Randzeichnungen von Eugen Neureuther und Ferdinand Rothbart, entspricht vollkommen den Anforderungen, welche der Kunstfreund im Hinblicke auf ähnliche mit nicht gewöhnlicher Kunstfertigkeit ausgestattete Erscheinungen, an den Herausgeber zu stellen berechtiget ist.

---

1. Reineke Fuchs. Aus dem Niederdeutschen von Karl Simrock. Mit Zeichnungen von T. Kiellerup. Frankfurt a. M. bei Brönner.
2. Reineke Fuchs. Uebertragen von W. Soltau. Berlin bei Hofmann und Comp.

Unter den ältern deutschen Gedichten behauptet Reineke Fuchs einen hohen Rang, unter den satirischen den ersten. Ueber den eigentlichen Ursprung dieses großen Thierepos liegt noch ein dichter Schleier. Flögel hat in seiner Geschichte der komischen Literatur (dritter Band) alles gesammelt, was darüber Aufschluß geben könnte. Es ergibt sich daraus, daß die Fabel von Reineke Fuchs schon vor uralten Zeiten in Deutschland und Frankreich verbreitet war, und daß man nicht einmal mit Gewißheit sagen kann, wer der eigentliche Verfasser der bei uns jetzt bekannten plattdeutschen Uebersetzung gewesen sei. Es ist zweifelhaft, ob er Hinrek von Alkmer geheißen habe, wie er sich in der ersten Ausgabe (1498) nennt, oder ob Nicolaus Baumann in Mecklenburg sich diesen Namen nur beilegte, um sich nicht selbst als den Verfasser zu nennen. Nach Rollenhagen und Morhofs Zeugnissen und einer Entdeckung Büschings wäre der letztere der Verfasser. Das Gedicht ward ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes und schon im Jahre 1498 zu Lübeck gedruckt. Neue Ausgaben folgten schon 1522 und 1539. Diese ältesten Ausgaben sind äußerst selten geworden. Das Buch wurde wiederholt aufgelegt und ein Volksbuch im ächten Sinne. Bald wurde es auch aus dem Niederdeutschen übersetzt oder frei nachgeahmt. Unter diesen Bearbeitungen müssen wir die Uebersetzung Gotscheds, die in Prosa abgefaßt ist und 1752 erschien, und die von Göthe (1794) nennen. Diese ist eine schöne Paraphrase, wie man sie vom größten der deutschen Dichter erwarten konnte. Eine Uebersetzung, die den Anforderungen der strengen Kritik entspricht, war bis zur neuesten Zeit nicht vorhanden. Jetzt liegen uns zwei Uebertragungen vor, die den Sinn genau wieder zu geben suchen und die alte Form der Reimpaare beibehalten.

Karl Simrock, der ausgezeichnete Uebersetzer der Nibelungen und der Gudrun, hat Reineke trefflich wiedergegeben. Seine Uebersetzung ist treu und liest sich so körnig, derb und frisch, wie das niederdeutsche Original. Seine Studien über die deutsche Volkspoesie und den deutschen Volkswitz kamen ihm hier trefflich zu Statten. Es ist die kräftige Sprache des Volkes, die wir hier lesen, nicht der kraftlose und butterweiche Brei, wie wir ihn unter den sogenannten Gebildeten finden. Soltau übersetzt treu, doch nicht so treffend. Seine Ausdrucksweise ist, mit der des Simrock verglichen, matt und schlaff. Er versteht nicht den Nagel so auf den Kopf zu treffen und das Volksepos ächt volksthümlich wieder zu geben.

Zum Schlusse fügen wir ein Kapitel aus Simrocks Uebersetzung an.

Wie der König auf die Klage des Kaninchens und der Krähe ergrimmte, und was er sprach.

Da so die Krähe zu Wort gekommen,
Und das Kaninchen war vernommen,
Jedweder gleiche Klag erhob,
Nobel der König ergrimmt und schnob,
»Bei der Treue,« sprach er im Zorn,
»Die ich meinem Gemahl geschworn,
Ich will die Unthat also rächen,
Daß man noch lange davon soll sprechen,
Da mein Gebot und mein Geleit
So ward gebrochen. Ich war nicht gescheidt,
Daß ich den Fuchs, den losen Wicht,
So frei gab von dem Halsgericht,
So gerne glaubte seinen Lügen,
Und von dem Schalk mich ließ betrügen.
Einen Pilger macht ich gar aus Dem,
Er sollte nach Jerusalem!
Wie wußt er mir den Aermel zu krauen!
Die Schuld liegt aber an meiner Frauen!
Der Erste bin ich doch nicht leicht,
Dem Frauenrath zu Schaden gereicht.
Dürft uns Reineke länger äffen,
Uns würde große Schande treffen.
Er ist fürwahr ein arger Gauch:
Er war es sonst, jetzt ist ers auch.
Ihr Herren, seid mit Fleiß bedacht,
Daß bald er komm in unsre Macht.
Ich weiß, daß er nicht entlaufen kann,
Greifen wir die Sache nur ernstlich an.«

Digitized by Google

Tiroler-Biene.

Der berühmte französische Geognost Elie de Beaumont spricht sich in einem Briefe ddo. 10. November 1852 sehr anerkennend über die geognostische Karte von Tirol aus. Er äußert sich unter andern: „J' ai sincèrement admiré ce beau et excellent travail, dont la precision egale l' etendue.“ Elie de Beaumont übersandte zugleich sein dreibändiges Werk: „Notice sur les systèmes de montagnes,“ worin er der Tiroler Gebirge mehrfältig erwähnt.

* Dem oberbaierischen Archiv für vaterländische Geschichte entnehmen wir die Notiz, daß bei dem großen Armbrustschießen 1467 zu München auf dem Blachfeld vor dem Angerthor fünf Schützen aus Hall:

Hanns stockär,
Asm pelchinger,
Heinrich knevsl,
Hanns pfeilshester,
Wolfl panperg.

aus Rattenberg drei:

Ristan haymel,
Peter pämkirchers zu muraw diener,
Hanns bognar.

aus Bozen einer:

Bizenz peck

sich eingefunden haben. Pfeilshefter von Hall gewann einen Preis: 2 silbrein pecher ineinander für VIIII gulden.

* Dasselbe Werk enthält einen Aufsatz über das Frauenhaus, welches im Mittelalter zu München bestand. Als Curiosum theilen wir daraus mit, daß am 6. Oktober 1576 eine Schwazerin, Namens Andl, als Vorsteherin erwählt wurde. Wilhelm der Fromme hob 1579 das saubere Institut auf.

* Ritter v. Alpenburg hat soeben ein Bändchen »Gedichte und Erinnerungsblätter aus den Jahren 1848 bis 1850« unter dem Titel: »Alpenzither« herausgegeben.

* Endlich ist das offizielle Werk über den Feldzug der österreichischen Armee in Italien in den Jahren 1848 und 1849 erschienen. Es zerfällt in 7 Abschnitte. Die einfache Uebersicht derselben zeigt, welch großen Werth es für unsere Landesgeschichte habe. Wir machen die Freunde der vaterländischen Geschichte auf dieses Werk aufmerksam.

* Man hat eine Methode erfunden, alte beschriebene Pergamente so zu appretiren, daß sie wie neu wieder benützt werden oder auch im schlechtesten Falle von Buchbindern und Goldschlägern gebraucht werden können. Dadurch sind vielleicht schon manche Denkmale der Vorzeit, welche sowohl für die Geschichte als auch für die Literatur von großem Belange sind, zu Grunde gegangen. Auch in Tirol soll dieses bereits geschehen sein, namentlich sollen Lumpensammler sich mit dem Auffauf solcher alten Pergamente beschäftigen. Möchten doch unsere Landsleute derlei Sachen erst einsichtvollen Leuten zeigen, ehe sie sie verschleudern, und dadurch sich vielleicht auch in privatrechtlicher Beziehung großen Schaden zufügen, indem Urkunden zu Grunde gehen, welche für die Ermittlung von »Mein« und »Dein« von Gewicht sein dürften.

Korrespondenz.

München, 11. Nov.

Dem Vernehmen nach wird die baierische Ruhmeshalle (auf der Sendlingerhöhe bei München) im nächsten Jahre gänzlich vollendet werden. Ueber 200 dahin gehörige Marmorbüsten berühmter Baiern sind im allerhöchsten Auftrage Sr. Majestät König Ludwigs durch hiesige Künstler vollendet in der königl. Pinakothek aufbewahrt, bis ihre Aufstellung im nächsten Jahre erfolgen kann. Ferners wird, sobald die Ruhmeshalle gänzlich vollendet, auf allerhöchsten Befehl Se. Majestät des König Ludwig mit dem Baue der Propyläen in der Briennerstraße hier unverweilt begonnen werden, wozu der hohe Kunstfreund den Grundstein legen wird. An den beiden Giebel-Gruppen zu diesem Prachtbaue, wozu der zu früh verstorbene Ritter Ludwig v. Schwanthaler noch die Entwürfe gemacht, und deren Ausführung seinem Vetter, Herrn Professor Franz Schwanthaler, übertragen ist, wird schon thätigst gearbeitet, und einzelne Figuren dieser Gruppen sind in meisterhafter Gelungenheit schon in Marmor vollendet.

Auf dem Siegesthore dahier prangt nun das Viergespann der kolossalen Siegesgöttin. Die ganze Gruppe wurde in der hiesigen königl. Erzgießerei gegossen. Ein Löwe davon war in der Kunstausstellung in London. Se. Majestät König Ludwig machte diese Quadrige dem Magistrat München zum Geschenke.

In der hiesigen königl. Glasmalereianstalt war ein prachtvolles Glasgemälde ausgestellt. Dasselbe ist für das Hauptfenster des Domes zu Augsburg bestimmt, und stellt die Krönung der heil. Jungfrau Maria vor. Es ist bereits an seinen Bestimmungsort abgegangen.

Musik.

Der Tirolerbothe schreibt über das Concert des Herrn Lutz: Die Symphonie ist nun einmal, trotz der kurzen Zeit, die der Kompositeur darauf verwendete, unstreitig eine sehr brave und höchst anerkennungswürdige Arbeit. Das Gemälde des starken männlichen Charakters im ersten, des weichen weiblichen im zweiten und des geselligen Lebens im dritten und vierten Satze ist sehr gelungen und bis in das Kleinste gut durchgeführt. Die Instrumentirung ist schön und jedes Instrument an seinem Platze; an neuen überraschenden Gedanken ist genügende Fülle. Die sehr gelungene Ausführung muß besonders dem sehr braven Orchester unseres Musikvereins zugeschrieben werden, dessen Leistungen immer allgemeiner anerkannt werden.

Von jenen Gesangspiecen, die für sich als ein Ganzes dastehen, ist »der Fischerknabe« sehr gelungen bearbeitet, und fand, von der hier rühmlichst bekannten Frl. Huber vorgetragen, die gefälligste Aufnahme. Die Männerchöre, ungewöhnlich stark besetzt, wurden im Ganzen gut durchgeführt, der Komposition fehlte aber die gewünschte Abwechslung, und die Tirolerzeitung hat ganz recht, wenn sie die Schuld auf die Texte wirft, wovon besonders der erstere: »die Liebe von Matthisson,« für eine derartige Bearbeitung unpassend erscheint.

Was die Piecen aus dem Singspiele »Jäger und Schütz« (von Joh. v. Schmuck) betrifft, so wurden der Charpie-Zupfchor und die Arie des Greisen mit vielem Applause aufgenommen und der Sänger wiederholt gerufen; rücksichtlich der Ariette aber wäre nach dem Schusse ein schnelleres Tempo am Platze gewesen. Es soll dieses Singspiel nach dem Urtheile jener, die es ganz im Manuskripte gelesen haben, das originellste und volksthümlichste sein, das man in dieser Beziehung über Tirol hat. Wir wünschen, daß Herr Lutz in Bearbeitung desselben eifrig fortfahren möge, da er schon 9 Nummern fertig hat, damit wir es einmal ganz hören können; ferners wünschten wir, es sollte der wackere Chor, der im Concerte mitwirkte, beisammen bleiben, und uns öfters in einer solchen Stärke einen Genuß verschaffen, — kurz, er sollte sich zu einer Liedertafel fest constituiren. Weiters wünschten wir dem Herrn Lutz, daß er nicht nur Kapellmeister der Stadtbürgermusik, sondern auch bald definitiver Musikvereins-Kapellmeister werden möchte, da er gewiß hinlänglich genug seine Tüchtigkeit bewiesen hat, und immer mehr mit Nagiller vereint unserm Netzer nachstrebt, dem sie immer näher und näher zu rücken scheinen.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde und Wissenschaft.

III. Jahrgang.

№ 48. Innsbruck, 27. November 1852.

Erster Schnee.

Wie plötzlich doch bedeckt mit Eis
So Strauch als Bäume steh'n,
Auf letztem Grün das erste Weiß,
Wie traurig ist's zu seh'n!

Was bangst du Herz? Sei frisch und kühn,
Und denk, wenn Flocken weh'n:
Auf letztem Weiß das erste Grün,
Wie lieblich wird das steh'n!

Wien. Joh. Nep. Vogl.

Verwehte Laute.

Weil du schläfst in trauten Räumen,
Will ich wandern weltenweit,
Wiegend mich auf Flügelträumen
Schlummerloser Einsamkeit; —
Und als ob mit Traumverlangen,
Schlafend Lieb, du mein gedacht,
Geht ein süßgeheimes Bangen
Durch die stille Maiennacht.

Der Lenz gießt auf die Flur herab
Viel Blätter, Blüthen und Triebe,
So streut auf meiner Hoffnung Grab
Einen frischen Mai meine Liebe,
Und wenn ich als ein Maler gar
In Farben den Lenz beschriebe,
Ich malt' ihn mit blauem Augenpaar,
Und goldlockig — wie meine Liebe.

Kalt saus't der Nord — vorüberzieht
Ein Kranichheer in raschem Zug,
Und hinterher zerrissen flieht
Ein regenschwerer Wolkenflug. —
Warums dich ihnen nachzieht, Herz?
Du bist ja doch so ganz wie sie:
Dem Kranich gleich voll Heimatschmerz,
Und weinend wie die Wolken hie.

Keime sprießen, Knospen drängen,
Durch die zarten Pflanzentriebe
Schwellen Blüthen voll von Liebe,
Wie der Eichwald von Gesängen.

Tausend neue Wesen schweben
Heiter durch die Luft des Märzen,
Nur im armen Menschenherzen,
Tief im Herzen welkt das Leben.

Um meine Sinne spielt halbwach
Ein geisterhaft Geflüster,
Die Sterne glüh'n am blauen Dach,
Die Uhren schlagen düster,
Und Aug' und Herz verlassen mich,
Und wollen stille steh'n,
Das Aug' will ewig schließen sich,
Das Herz vor Gram vergeh'n.

Wien. Ludwig Semlitsch.

Beruhigung.

Wie drängt es mich zu ziehen
Dorthin, wo Wald und Flur
In hellerm Strahle glühen
Und schöner die Natur;

Wo Berg und Thal und Hügel
Von blauem Duft umweht,
Der See, ein klarer Spiegel
In ihrer Mitte steht.

Doch ach — es hilft kein Sehnen,
Du pochst umsonst, mein Herz!
Laß all das Träumen, Wähnen
Und schwebe himmelwärts.

Ein Paradies hienieden
Träumst du im Süden dort,
Und dir ist doch beschieden
Des Himmels ew'ger Port.

Noch ist er dir verhüllet,
Doch frommer Glaube spricht:
„Dein Sehnen wird gestillet
Im goldnen Himmelslicht.“

Darum verlange nimmer
Nach Südens Lorbeerhain,
Du würdest ja doch immer
Dahier ein Fremdling sein.

München. Mina.

Digitized by Google

Der schwarze Thurm.

(Fortsetzung.)

XI.

»Wenn nur das fehlt, so kann leicht geholfen werden. Gehe mit mir und du sollst Wunderdinge sehen, und es soll dich nicht gereuen.«

Zingerle: Kinder- und Hausmärchen.

Der Marquis trat ein, nicht mehr mit der spöttischen, hochmüthigen Miene, die Wilhelm an ihm gewohnt war, sondern mit dem theilnamsvollsten, zutraulichsten Gesichte von der Welt. Der Leser wird aber nicht verkennen, daß es nur eine künstlich gewebte Decke war, die ein Herz, angefüllt bis zum Zerplatzen vom Wuste der Bosheit und Niederträchtigkeit, mühsam überdeckte.

Wilhelm war überrascht über diese Veränderung, aber das Mißtrauen, das er beständig gegen den Menschen hegte, hatte ihn noch keineswegs verlassen. Don Silvio, der in seinem Innern las, suchte daher vor allem die ihm ungünstige Stimmung aus der Seele des Deutschen zu verbannen.

„Mein Freund,“ begann er mit ernsthafter und doch einschmeichelnder Stimme, ich lese Ihnen den Kummer und die Angst, von der Sie niedergedrückt werden, im Gesichte, ich schätze es mir daher als das größte Glück derjenige zu sein, der Ihre Züge wieder aufzuheitern im Stande ist.“

„Wie, Sie,“ versetzte der Jüngling mit freudestrahlendem Auge, „Sie wüßten“ —

„Daß das Mädchen gefunden ist,“ fiel ihm der Marquis lächelnd in die Rede. „Ich habe Ihnen Ihren mißtrauischen Ton gegen mich vergeben, da ich Ihre Gereiztheit mit Ihrer Liebe entschuldigen konnte und mit der Größe des Verlustes, den sie erlitten. — Doch,“ fuhr er in munterem Tone fort, „vergessen wir das — wir haben über wichtigere Dinge zu sprechen.“

„Nun, und diese wären“ — fragte Wilhelm gespannt.

„Es ist meinen angestrengten Nachforschungen jetzt gelungen, den Aufenthaltsort des lieben Kindes zu entdecken. Damit ist viel gewonnen, allein nicht alles, mein Freund. Sie sitzt in den Klauen eines Teufels, der sie nicht so leicht loslassen wird. Daher bin ich gekommen mit Ihnen den Plan abzureden, das Mädchen auf kluge Weise aus dem Gefängniß zu befreien.“

„Aus dem Gefängniß, Herr Marquis?“

„Ich will Ihnen alles erzählen, lieber Freund, was ich von der Sache weiß oder vermuthe. Hören Sie. Sie erinnern sich wohl eines alten, schwarzen Thurmes zum Schlosse Castel bianco gehörig, er muß Ihnen aufgefallen sein, als Sie mit der Familie des Barons daselbst waren.“

„O ja,“ bestätigte Wilhelm, „ich erinnere mich seiner wohl. Imelda machte mich sogleich auf ihn aufmerksam und erzählte mir manche Spuckgeschichte davon.“

Die Lippe Don Silvio's umzog ein kaum bemerkbares Lächeln, das aber im Augenblicke verschwand. Er fuhr fort: „In einem Zimmer dieses Thurmes hat seit jenem Tage das arme Mädchen seinen unfreiwilligen Aufenthalt.“

„Ha, ich werde es ihrem Vater gleich melden, daß er“ —

„Thun Sie das nicht, lieber Freund,“ unterbrach ihn der Marquis, „wenn Sie je das Kind wieder lebend sehen wollen; die Sache ist schwieriger, als Sie glauben mögen. Sie müssen zuerst die Ursache ihrer Inhaftirung wissen. Ich glaube, es verhält sich so. In diesem Thurme wohnt seit etwa zwanzig Jahren ein altes, unheimliches Weib, gegen welches Baron Walter seit er aus Deutschland hieher gekommen ist — ungefähr um dieselbe Zeit, als das Weib ihren Aufenthaltsort im Thurme genommen hat — gewisse Verbindlichkeiten zu haben scheint, die ziemlich unangenehmer Art sein müssen, von deren Beschaffenheit aber Niemand die geringste Kunde hat. Nur das weiß man, daß ein Bursche, der in ihren Diensten steht, häufig mit Briefen zum Baron kömmt, deren Inhalt ihn stets in die größte Aufregung bringt. Nun war ich gerade einmal beim Baron auf Besuch, als der Bursche wieder einen Brief brachte. Da nahm ich mir, um etwas von dem Geheimniß zu erlauschen, die Freiheit, ihm, während er las, ein wenig über die Schulter zu sehen und konnte in der Eile die wenigen Worte lesen: „Wenn Sie selbst auf das Schloß kommen wollen, so können wir ungestört über die Sache sprechen.“ Mehr war ich nicht im Stande zu erhaschen, denn er nahm den Brief und verbrannte ihn. Doch einige Tage darauf, wie Sie wissen, reiste er ab, und nahm, wahrscheinlich um Aufsehen zu vermeiden, Frau und Tochter mit sich. Ehe er jedoch auf dem Schlosse mit der Frau eine Unterredung hatte halten können, war das Mädchen verschwunden. Es ist also unzweifelhaft, daß sie ihn nur hinauf lockte, um das Mädchen leichter in ihre Gewalt zu bekommen.“

„In diesem Falle,“ sagte Wilhelm nachdenklich, „wissen wir aber noch nicht, was sie zu diesem unerhörten Gewaltstreiche bewegen konnte.“

„Ha,“ versetzte Don Silvio nachdrücklich, „man munkelt, als sei dieses Weib eines jener fürchterlichen Geschöpfe, die junge Mädchen an sich locken, um sie dem Verderben, der Schande“ —

Wilhelm erblaßte. Er sprang auf und ergriff krampfhaft die Hand des Marquis: „Mein Gott, eilen wir! Jeder Augenblick Zögerung ist schrecklich.“

„Beruhigen Sie sich, lieber Freund,“ versetzte Don Silvio. „Sie wagt es nicht, ehe die erste Aufregung über das Verschwinden des Mädchens vorüber ist, zu ihrem schändlichen Vorhaben zu schreiten.“

„Aber was wird sie mittlerweile in der Gewalt dieses Weibes leiden?“

Auch darüber können wir unbesorgt sein. Sie wird das Kind mit aller Sorgfalt pflegen, damit sein schönes Antlitz nicht leidet.“

„Ihre Trostgründe sind unerschöpflich,“ sagte Wilhelm etwas beruhigter. „Allein dennoch dürfen wir nicht zaudern“

„Gewiß nicht. Bis morgen früh, wenn mein Plan nicht mißlingt, was ich keinen Grund habe zu vermuthen, ist Imelda befreit.“

„Sprechen Sie, sprechen Sie, mein lieber Freund.“

„Ehevor ich Ihnen meinen Plan entwickle, muß ich Ihnen einige Erklärungen geben, die zum Verständniß desselben nöthig sind. Wissen Sie also, daß mir dieses alte Ungeheuer seit langer Zeit spinnenfeind ist, weil ich ihren höllischen Ab-

Digitized by Google

sichten oft schon mit Erfolg entgegen gearbeitet habe: manches arme Mädchen verdankt mir seine Rettung aus ihren Händen, indem ich sie schon oft in ihrem Neste überfallen und ihr die Beute wieder entrissen habe.« —

»Aber wie?« fiel ihm Wilhelm in die Rede, »geziemte dieser Akt der Gerechtigkeit nicht eher den Gesetzen des Landes?«

»Ha,« lachte der Marquis, »wenn die armen Geschöpfe nur das Gesetz zu ihrem Schützer gehabt hätten, so gingen sie immerhin zu Grunde. Hier muß ein starker Arm und ein gutes Schwert helfen, sonst hilft Niemand. Auch fallen solche Ungerechtigkeiten in Menge vor, so daß sich das Gesetz gar nicht mehr darum bekümmert, wenn es auch kräftig genug wäre. — Doch ich will weiter fahren. Sie können glauben, daß ihre Freundschaft gegen mich mit einer ziemlichen Dosis Furcht gepaart ist, so daß ihr schon mein Name einen gehörigen Respekt einjagt. Daraus können Sie Nutzen ziehen. In der That, ich würde selbst gerne die Ausführung übernehmen; allein wenn Sie mein Haus sähen, so würden Sie eine seltsame Unordnung darin wahrnehmen; damit ich es Ihnen sage, Alles wird zu einer Reise gerüstet und im Verlauf von zwei Stunden bin ich auf dem Weg nach Madrid — wäre es auch schon jetzt, wenn ich es hätte über das Herz bringen können, Sie ohne Trost zu verlassen. Was meine unverzügliche Abreise nothwendig macht, ist, daß nach dem erst erfolgten Tode meines Vaters in Madrid Streitigkeiten über mein Erbe entstanden sind, die mich, wie mir heute mein verzagter Anwalt geschrieben, zum Bettler machen würden, wenn ich nicht persönlich unverweilt vor den Gerichten aufträte. So muß ich denn, wohl oder übel, um neun Uhr abreisen. Hören Sie also zuvor noch meinen Plan zu Ende, denn wir haben wahrlich wenig Zeit mehr vor uns. Die Alte darf nichts wissen, daß ich abgereist bin, vielmehr muß man sie glauben machen, daß ich mit meinen Leuten um den Thurm herumlauere und ihr das Mädchen zu entreißen gedenke. Sie gehen also um halb eilf von hier fort, so sind Sie auf jedem Fall bis halb eins vor dem Thurme. Auf ein viermaliges Klopfen werden Sie eingelassen werden; dann sagen Sie der Alten in hastigem Tone, Sie hätten aus sicherer Hand erfahren, daß der Marquis von Roudlandon mit einigen Männern im Walde versteckt liege, um in den Thurm zu brechen und ihr das Mädchen zu entreißen. Sie wären also gekommen, um ihm seinen Plan zu vereiteln und das Kind in Sicherheit zu bringen, die es im Thurme nicht finden würde. Sie solle Ihnen also das Mädchen unverzüglich übergeben, wogegen Sie ihr versprechen, es in ihr Absteigequartier in der Stadt auf dem römischen Platze (merken Sie sich den Platz wohl) anzuliefern. Sie wird Ihnen das Mädchen übergeben; in geringer Entfernung werden Sie dann einen Wagen erblicken, in welchen Sie mit Imelda getrost einsteigen. Der Kutscher ist ein bewährter Mann und von der Sache, in so weit es nothwendig war, verständigt. Er wird Sie an einen Ort bringen, wo Sie ganz sicher sein dürfen und das Mädchen, sobald der Tag anbricht, in die Arme ihrer Eltern bringen können.«

Der Marquis schwieg und warf einen forschenden Blick auf sein Opfer. Wilhelm saß nachdenkend da, aber kein Zeichen von Argwohn lag auf seinem Gesichte; sein unbefangener Sinn war vollkommen gefangen.

»Ich bin Ihnen zu unendlichem Danke verpflichtet, mein Freund,« sagte er endlich. »Vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen je mißtrauisch oder unfreundlich begegnet bin; Sie haben Böses mit Gutem vergolten.«

»Ich habe Ihnen schon anfangs gesagt, daß davon keine Rede sein soll. Sagen Sie mir lieber, ob Ihnen der Plan gefällt« —

Vollkommen, mein Herr, er macht Ihrem Scharfsinne alle Ehre. Ein ungewöhnlicher Zufall müßte es sein, der ihn mißlingen machen könnte. Nur eines kam mir in den Sinn, was einige Schwierigkeit haben könnte. Wie wird mir die Alte glauben, was ich sage? Wird sie nicht vielmehr eine List darin argwöhnen, die Sie angezettelt, um das Mädchen aus ihren Händen zu befreien?«

»Ihre Einwendung,« versetzte der Marquis, ist von wichtigem Belange; allein ich wäre ein schlechter Planmacher, wenn ich auf diesen Fall nicht gedacht hätte. Hier haben Sie einen kostbaren Ring, der all ihr Mißtrauen zum Schweigen bringen wird. Sie dürfen nur sagen, derjenige, von dem Sie diesen Ring erhalten — das heißt, nicht von mir, — habe Sie zu diesem Schritte bewogen. Das wird genügen.«

»Ich bewundere Ihren Scharfsinn, lieber Marquis, und danke Ihnen tausendmal für Ihre Güte.«

»So leben Sie denn wohl, lieber Freund,« sagte der Marquis aufstehend. »Vielleicht sehe ich Sie bald wieder, und zwar an der Seite der befreiten Schönen. Mittlerweile wünsche ich Ihnen tausend Glück zu Ihrem nächtlichen Vorhaben.« Damit drückte er den Abschiedskuß auf Wilhelm's Lippen, der an Herzlichkeit wohl vielen derartigen Ceremonien gleich kam.

XII.

Ihm war kein Wald zu dick, ihn schreckte
Kein Dunkel einer finstern Nacht.

Weppen: Der Visitator.

Der edle Marquis wandte mit fröhlicher Miene seine Schritte in die oft benannte Gasse zurück, kam aber nicht ganz bis zu seinem Hause, sondern trat plötzlich, vom Wege ablenkend, durch eine sehr niedrige Thüre, vor welcher er sein hochsinniges Haupt beugen mußte, in die Schenke ein, in der wir auch schon einmal ein Abenteuer mit angesehen haben.

Die Dunkelheit war während seiner Unterhaltung mit dem Handlungsreisenden ziemlich vorgeschritten; daher brannte auf einem der Tische, dem einzigen, welchen einige Gäste umlagerten, eine trübe Talglampe, die ihren falben unsichern Schein auf die bärtigen Trotzgesichter einiger Männer warf, die mit lebhafter Gestikulation sich wechselseitig unterhielten.

Der tiefe Schatten, welcher auf die Thüre fiel, verbarg anfangs ihren Augen den neuen Ankömmling und sie setzten ruhig ihr Gespräch fort. Als aber dieser näher trat und sich an dem nämlichen Tische auf einem Stuhle niederließ, sprangen sie hastig auf und griffen voll Ehrfurcht an ihre Mützen.

»Setzt Euch, Burschen, sagte Don Silvio mit herablassender Stimme, »setzt Euch und laßt Eure Humpen noch einmal füllen, denn es gibt heute Nacht noch was zu thun.«

Digitized by Google

Die Bravo's nahmen eilig wieder ihre Plätze ein und folgten nicht ungerne der Aufforderung des Marquis.

„Wer hat jetzt die Wache im Keller?“ fragte dieser nach einer Pause.

„Bartolo,“ erwiederte einer der Männer, die Thonpfeife auf einen Augenblick aus dem Munde nehmend. „Giovann' wird ihn nach einer Stunde ablösen.“

Don Silvio sah nach seiner Uhr: es war fünf Minuten über neun. „Es ist besser zu früh als zu spät,“ murmelte er vor sich hin und setzte dann mit lauter Stimme hinzu: „Du, Giovann, hast also die Wache; Ihr übrigen vier geht mit mir. Es sehe jeder, daß seine Waffen gut bestellt sind.“

Damit erhob er sich und die vier bezeichneten folgten seinem Beispiele.

Giovann blieb allein zurück und erstickte seinen Verdruß, das Abenteuer nicht mitmachen zu können, durch ein paar Gläser Branntwein, so daß er bald alles vergaß und in einen tiefen Schlaf fiel. Wir lassen ihn daher im Frieden ruhen und führen den Leser nach einem Orte, der mehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Drunten im Keller saß, seiner Fesseln ledig, der arme Gefangene bei Bartolo, seinem strengen Wächter; sie schienen in ein angelegentliches Gespräch vertieft, das schon vor einer guten Weile seinen Anfang genommen haben mußte.

Bartolo sagte nach einer eingetretenen Pause: „Du weißt nun den Anschlag des guten Marquis, so weit ich ihn selbst aus seinen Befehlen entziffern konnte, denn seinen ganzen Plan hat er mir nie mitgetheilt, was mich schon oft geärgert hat. Jetzt ist also nur noch die einfache Frage zu erörtern, was ist zu thun?“

„Ich meine so,“ antwortete der Gefangene. „Ohne Zweifel hat er die Absicht, sobald er mit dem Mädchen sicher im Wagen sitzt, unverzüglich nach Spanien abzureisen und auf dich verläßt er sich als einen erprobten Mann. Daran muß man ihn hindern. Das Beste wäre wohl, ich ginge schnell nach dem Thurme und benachrichtigte Margaretha von dem Vorhaben des Marquis; allein damit ist große Gefahr verbunden, er könnte mich leicht unterwegs auffangen und dann wäre der ganze Plan vereitelt. Er würde Dir mißtrauen und andere Mittel und Wege ausfindig machen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Ich glaube daher, wir sollen ihn gewähren lassen, bis er im Wagen ist; er wird dem Mädchen nichts zu Leide thun, bis er vollkommen in Sicherheit zu sein meint. Du fährst mit dem Wagen in der von ihm bezeichneten Richtung fort, als kämest Du ganz seinen Befehlen nach. Du kannst aber unvermerkt einen andern Weg einschlagen, bis Du vor dem Hause außer der Stadt, wo meine Eltern wohnen, hältst. Die Nacht ist finster, und Du kannst ihn leicht hintergehn. Das Haus kennt er nicht und meint sich weit weg von der Stadt auf dem Wege nach Modena. Daselbst werde ich Dich erwarten; wir sperren dann den Herrn in ein Zimmer, bis weitere Hülfe kommt, und das Mädchen ist gerettet. Was sagst Du dazu?“

„Ich glaube, Du hast Recht,“ antwortete der Gefangenwärter. „Aber meine Zeit ist jetzt vorüber; dem Giovann, den die Wache trifft, würde es auffallen, wenn ich zu lange hier bliebe. Du mußt Dich also jetzt ganz sachte davonschleichen.“

Damit standen sie auf, verschlossen die eiserne Thüre zum Loche, in dem der Gefangene gesessen hatte, und stiegen die steile Treppe hinauf. Die Hausthüre war nicht geschlossen. Der Gefangene schritt also in die finstere Nacht hinaus, ohne daß ihm ein feindliches Auge begegnete.

Nachdem die Schritte desselben in der Ferne verhallt waren, trat Bartolo in die Stube und bemerkte mit sichtlicher Zufriedenheit, wie Giovann schon seit geraumer Zeit eingeschlummert zu sein schien.

Der Gefangenwärter nahm jedoch eine ernste Miene an und rief, den Schlafenden kräftig am Arme schüttelnd: „He, Kamerad, aufgewacht! die Wache trifft Dich.“

Giovann fuhr in die Höhe und glotzte ihn mit schlaftrunkenen Augen an. Allein, an solche Störungen gewohnt, gewann er bald die gehörige Fassung und erwiederte, indem er sich zum Gehen anschickte: „Wann werde ich abgelöst, Bartolo?“

„Morgen früh. Gib Acht, daß du nicht wieder einschlafst; gehe die ganze Zeit hindurch vor der eisernen Thüre auf und nieder; allein störe den armen Burschen nicht, denn ein guter Schlaf ist ihm nothwendiger, als Dein Geplauder.“

„Ich mag auch nicht plaudern mit ihm,“ versetzte Giovann. Sodann nahm er eine Pistole, die neben ihm an der Wand hing und ging murrend in den Keller.

Bartolo schaute ihm lachend nach. „Das müßte possirlich sein, zu sehen,“ sagte er zu sich, „wie der brave Junge vor der eisernen Thüre auf und ab schreitet und das leere Nest hütet. Doch Bartolo, du hast noch wichtigere Dinge zu thun und es geht schon stark auf 10 Uhr.“

Damit verließ er die Stube, rüstete den Wagen im Hofe und fuhr mit demselben hinter den Häusern hinauf, bis er auf den breiten Weg nach Castel bianco kam.

Die Nacht war pechfinster, was ihm zwar keineswegs unerwünscht sein konnte, da sie seinen Plan begünstigte, aber ihn wenigstens zwang langsam seines Weges zu ziehen.

Es war daher Mitternacht schon vorüber, als der Wagen auf dem bestimmten Platze ankam. Bartolo sprang auf den Boden und schlich sich gegen den Thurm hin, aus welchem ein matter Lichtschimmer hervordrang. Mit Hülfe desselben entdeckte sein scharfes Auge einige dunkle Gestalten, die sich knapp an der Mauer des Gebäudes hin gegen die hintere Seite desselben zogen.

„Ha,“ murmelte Bartolo, „er ist schon da. Mich wunderte, wie er hineinkommen wird. Aber ich muß zurück auf meinen Platz, damit er nicht Unrath merkt. Was mag er mit dem Losungsworte wollen? Wird er mich damit zu Hülfe rufen, wenn die Sache schief gehen sollte? Dieß wäre mir nicht lieb.“

Bei den Pferden angelangt, lehnte er sich an den Wagentritt und lauschte gespannt auf jeden Laut, der sein Ohr erreichen möchte.

Allein alles war still. Nicht der leiseste Windhauch bewegte die Wipfel der Bäume, kein Nachtvogel störte mit seinem Geschrei den ersten Schlummer der Natur, die noch nicht erstarrt war durch den tödtenden Frost des Winters.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Jussuf und Suleicha,

epische Dichtung des Mewlana Dschami, aus dem Persischen im Auszuge mitgetheilt von Pius Zingerle.

(Fortsetzung.)

So sind wir endlich beim letzten Gegenstande angelangt, den unser Dichter noch besingen zu müssen glaubte, ehe er die Fäden der Geschichte Josephs und Suleichas zu knüpfen anfängt. Mit edlem Stolze und hoher Begeisterung preist er das Wort, wodurch er Großes und Wunderbares zu leisten verspricht:

»Ich gebe ein Geheimniß aus der Brust,
Daß weint die Welt und lachen soll vor Lust,«

und nachdem er gesagt, daß die andern berühmten Liebesgeschichten z. B. von Chosru und Schirin, Medschnun und Leila veraltet seien, fährt er im Ruhme seines Gedichtes fort, er besinge ein ganz anderes Loos, gleich einem Papagei wolle er Zucker käuen*) von der Schönheit Josephs und der Liebe Suleichas, die schönste der Geschichten besinge er im schönsten Liede.

Von der Macht des Wortes überhaupt aber sagt er unter andern:

Bald bringt der Lipp' es Lachen voll der Freude,
Bald Regen aus dem Aug' vor bitterm Leide.
Es macht die Lippen der Betrübten lachen
Und kann die Lachenden dann weinen machen.

Der Gesang aber muß mehr sein: denn, wie der Dichter sehr schön bemerkt, »für das Wort gibt es keine so schöne Zierde, wie die Wahrheit ist; die Lüge, wenn auch noch so ähnlich der Wahrheit, macht aufs Gemüth keinen Eindruck; der Mond ist nur schön, wenn er voll ist. Die Lüge, noch so künstlich geziert, verbreitet doch kein Licht, keinen Glanz; es ist, wie wenn man eine Häßliche mit dem Kleide von Brocat schmücken würde.«

Nach dem Preise des Wortes und der Wahrheit als der schönsten Zierde desselben spricht Dschami im Allgemeinen über sein Liebespaar das Wort aus: »Unter den Geliebten war keiner wie Joseph, und unter den Liebenden keine wie Suleicha,« bittet dann um gnädiges Gehör für seine Geschichte, und um Vergebung der etwa vorkommenden Fehler, die man nur seiner Schuld beimessen wolle und eröffnet die Erzählung endlich mit »Adams Traumgesicht.« Als unsers Stammvaters weltschauendes Auge sich öffnete, standen vor ihm in hellen Schaaren seine Kinder, die Reihen der Propheten, die Reihen der Heiligen, die hehre Menge der Weltbeherrscher u. s. w. Und wie Adam diese Versammlung betrachtet, eine jede Erscheinung einzeln musternd:

Da fällt in's Aug' ihm Joseph wie ein Mond,
Nicht Mond, als Sonne, die am höchsten thront,
Als Kerze, Licht vor Allen von sich gebend,
Als Fackel, hoch im Glanze sich erhebend.
Der Schönsten Reiz vor ihm in Nichts entschwand,
Wie Sternenschimmer, wenn die Sonn' erstand.

Als aber Adam ihn mit unbegreiflicher Anmuth prangend, mit dem Antlitze, durch das die Nacht zum Tage ward, vor sich im Verklärungslichte der Schönheit stehen sah, brach er voll Staunens in die Frage aus, von wessen Flur wohl dieser Zweig sei, und eine Stimme belehrt ihn über Josephs künftige Abstammung und seine Herrlichkeit in Egypten. Darauf theilte Adam auf dieser Stimme Geheiß dem schönen Jünglinge, den er im Gesichte geschaut, aus dem reichen Schatze der Schönheit, die er als Erster von Gott unmittelbar erschaffener Mensch hatte, vier Sechstheile mit, gab ihm jeden Reiz, der sonst Andere einfach schmückt, doppelt, umarmte ihn, hauchte ihm Tugend ein, und drückte ihm den väterlichen Kuß (persisch busoh Bußerl, Kuß; busiden = bussen, küssen; bedervar = vaterbar, väterlich) auf die Stirne.

Adams Gesicht beschließt Dschami mit den Versen, die ich aus Rosenzweigs Uebersetzung entlehne:

Froh seines Sohns blüht er*) als Rose d'rob
Und singt als Nachtigall der Rose Lob.

Nachdem auf solche Weise der Dichter den Faden seiner Geschichte Josephs, des Wunderschönen, in Eden schon, dem schönsten Garten, dem Sitze der erstgeschaffenen Schönheit und Liebe angeknüpft, führt er ihn über die Jahrhunderte hinaus, die dazwischen lebenden Patriarchen nur kurz erwähnend, bis auf Jacob, Josephs Vater, und »als Joseph aus der Mutter (persisch mader) auf die Welt kam, wurde dem Himmelsmonde ein Bruder (persisch burader) beigesellt.« Und nun folgen eine Menge Metafern, um des Neugebornen Anmuth hervorzuheben: Stern, Röschen, Tulpe, zarter Zweig, Neumond, Gazelle wird Joseph genannt. Das Land Choten in Turkistan, hochgefeiert der schönen Knaben und Mädchen wegen, ward eifersüchtig auf Canaan.

Dschami erzählt dann die Geschichte der Kindheit Josephs, wie zuerst die Mutter ihn gepflegt, und nach ihrem Tode die Tante, indem der Vater, den Zustand seiner Perle schauend, den Arm seiner eigenen Schwester zur Muschel für sie wählte. Zart und Zuckerworte lallend wächst das Knäblein heran, die Base so mit Liebe bezaubernd, daß sie sich Tag und Nacht von ihm, »ihrem Herzensvögelein,« nicht trennen kann. Aber auch der Vater wollte, daß »dieser herzentzündende Mond Nacht und Tag hindurch vor seinem Auge sein sollte,« und verlangt, die Schwester solle ihm den Knaben von ihrem Wohnorte aus zuschicken. Sie gehorcht, ersinnt aber zugleich eine List, wie sie den geliebten Neffen wieder zurückbekommen könnte. Es sei, berichtet Dschami, damals bei den Israeliten das Gesetz gewesen, daß ein auf frischer That ertappter Dieb Sclave des Bestohlenen sein solle; die Base Josephs habe aber einen wunderthätigen Gürtel Isaaks gehabt, durch dessen Kraft jede ihn umbindende Hand vom Schleuderwurfe alles Unheils frei geblieben sei. Den knüpfte sie heimlich um des Knaben Leib, machte dann im Hause Jacobs Lärm um den verlorenen Gürtel, und weil er nun bei Joseph gefunden ward, mußte der Liebling wieder mit seiner Erzieherin zurück. Nach ihrem Tode endlich kommt Joseph zum Vater heim, dessen Entzücken über ihn und Liebe zu ihm mit der wiederholten Schilderung der Schönheit des Jünglings in den letzten Doppelversen dieses Abschnittes besungen werden. Dabei spielt bis

*) d. h. süß singen; Zucker heißt im Persischen schoker, daher schokerleb zuckerlippig von Mädchen. Der Papagei als Liebhaber des Zuckers dient dem Morgenländer zum Bilde süßer Rede.

*) Adam nämlich.

Digitized by Google

zur Ermüdung der Mond wieder eine Hauptrolle. Josephs Schönheit übertraf die der Huris oder Himmelsnymphen in Mahomets Paradiese, und die der holden weiblichen Genien, welche die morgenländische Dichtkunst unter dem Namen Peris kennt.

Endlich tritt Suleicha auf, der Gegenstand des Neides für die Huris, das Vorbild der sich verhüllenden Züchtigkeit im Abendlande. Sie hatte „von der Sonne seiner Wange noch keinen Schimmer gesehen, als schon seine Erscheinung im Schlafe sie fesselte." So bereitet uns Dschami auf das Auftreten Suleichens und die glänzende Beschreibung ihrer Schönheit vor, wovon in der nächsten Fortsetzung einige Proben folgen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Wienerbriefe von L. J. Semlitsch.

V.

Wir haben jüngst einen Artikel über Otto Ludwigs Makkabäer gebracht, der eine sehr strenge und gediegene Beurtheilung dieses Werkes, welches bei seiner ersten Aufführung sich keines entschiedenen Erfolges zu erfreuen hatte, enthielt. Nachträglich berichten die Journale, daß es nach einigen Abänderungen bei der zweiten und dritten Aufführung beifällig aufgenommen worden sei. Wir bringen darüber einen Brief unsers verehrten Korrespondenten Ludwig Semlitsch, indem wir glauben, daß bei dem lebhaften Interesse, welches das Stück Otto Ludwigs hervorrief, es unsern Lesern nicht unangenehm sein dürfte, das für und wider zu vernehmen. Herr Semlitsch polemisirt in der Einleitung seines Schreibens heftig gegen die Art und Weise, mit welcher die Wiener-Blätter Otto Ludwig kritisiren. Da jedoch die betreffenden Wienerjournale in Tirol entweder unbekannt sind, oder nur spärliche Leser haben, so erlauben wir uns diese Fehde stillschweigend zu übergehen.

Wien, den 22. Nov. 1852.

Otto Ludwigs Makkabäer behandeln jenen Theil aus der Geschichte der Familie des Matathias, welcher im Buch der Makkabäer vom 1. bis zum 9. Kapitel enthalten ist. Indem sich die Bekanntschaft jedes gebildeten Lesers mit dieser Perle der Bibel voraussetzen läßt, der Dichter sich zugleich strenge, ängstlich strenge an den daselbst gegebenen Stoff gehalten hat, erlaube ich mir, die ermüdende Detailerzählung der breiten Handlung wegzulassen und meine Meinung über die dichterische Arbeit darin, ihre Fehler und Vorzüge in Kurzem auszusprechen. Das Buch der Makkabäer trägt eine scheinbar dramatische Färbung und hat damit schon manchen Dichter zur Bearbeitung verführt. In der That bietet dieser Stoff aber weit größere Schwierigkeiten, als manches andere Geschicht- oder Erzählungssubstrat. Der Tadel gegen das Werk müßte daher, wie ich bereits anderswo des Breiteren ausgeführt, gleich bei der Wahl des Stoffes selbst beginnen; denn nur zu bald zeigt sich, daß der Dichter nicht die Kraft oder noch nicht die künstlerische Gewandtheit besitzt, den stofflichen Kompler zu bewältigen. Es galt da, kräftig zusammenzuziehen, den in der einfachen Faktenaufzählung nur zu oft mangelnden Faden innerer Motivirung herzustellen, das dem inneren Verlaufe Gleichgiltige mit Takt auszuscheiden, das Zerstreute konzentrirt zu ordnen und nach der eigenen Konzeption zu gruppiren. Eine bedeutende Schattenseite des Stoffes ist der Mangel eines strengen Mittelpunktes. Es ist kein Individuum Träger des Ganzen. Das angebliche Zentrum ist selbst wieder ein kleiner Kreis: die Familie des Mattathias. Eine vielfache Zersplitterung der Handlung und des Interesses ist die nothwendige Folge davon. In den ersten zwei Akten spielt nebst der Mutter Lea, welche abwechselnd im Vordergrunde steht, der alte Matathias die Hauptrolle, in den zwei folgenden Akten gewinnt der Charakter des Juda, im letzten dagegen Eleazar, Juda's Bruder, die Oberhand. An demselben Fehler des Stoffes ist auch die »Mutter der Makkabäer« von Zacharias Werner gescheitert. Nur wähnte Letzterer mit Lea dem Ganzen in der That einen Mittelpunkt gegeben zu haben, während Otto Ludwig, die Unmöglichkeit dessen fühlend, den Bau seiner Dichtung auf die einzelnen Häupter der Familie zertheilend stützt. Eine zweite gleich gewichtige Schattenseite des Stoffes ist die Nothwendigkeit, den patriarchalischen Typus des jüdischen Volkes anschaulich zu machen. Hiefür hat der Dichter nur ein kunstgerechtes Mittel: die Masse. Massen hat nur Shakespeare mit vollendeter Meisterschaft in seinen römischen Stücken behandelt. Allein über Shakespeare's Volksszenen ist unser Publikum hinweg. An Stellen, mit denen der große Britte die ernstesten Effekte bezielte, lacht man heute, weil man blasirt, weil man unempfänglich für naive Schönheit, für einfache Akzente der Leidenschaft ist, weil man sich an dem tragischthuenden Gewinsel zahlreicher Poeten den Magen verdorben hat. Kann aber nicht einmal die Pietät für Shakespeare mehr den modernen Zuschauer vor so überaus witziger Anwandlung schützen, so wird das noch weniger einem Dichter gelingen, der nicht Shakespeare's kraftvolle Gewandtheit besitzt. Durch die Schwerfälligkeit nun, mit welcher Ludwig die durch den Stoff gebotenen Gruppen durcheinanderschiebt, erhält die äußere Handlung selbst ein zerbröckeltes Ansehen. Der Stoff rückt in epische Breite auseinander. Die Fülle von Ereignissen, welche das Geschichtbuch enthält, ist für das Drama und dessen genetischen Zusammenhalt überflüssig. Der Dichter wollte aber nichts fallen lassen, er wollte Ereigniß für Ereigniß wenigstens berichtweise andeuten. Das veranlaßt ein unendliches Kommen und Gehen. Wir brauchten ja nicht um Alles zu wissen, was sich da draußen just begibt. Wir wollen die Hauptpersonen handeln sehen. Daraus muß sich von selbst ergeben, was geschehen ist, was nicht. Zu diesen Gebrechen, die halb auf des Stoffes, halb auf des Dichters Rechnung kommen, gesellt sich eine noch unsichere Charakteristik.

Allein all diese Fehler zugegeben, läßt sich an dem tüchtig gearbeiteten zweiten Akt, sowie an dem echten Kerngehalt mancher Szenen der übrigen Akte der wahre Beruf zur tragischen Dichtung erkennen. Otto Ludwig hat den schönsten Beweis für sich: die offenbare, unerschlichene Wirkung, die er bei der zweiten und den folgenden Aufführungen auf die Versammelten übte. Die Diktion ist bis auf einzelne Momente, wo der Dichter in modernen Ton verfallt, rein, edel gehalten, oft von hoher poetischer Kraft, immer gesund.

Niemand wird die angeführten Schwächen übersehen, aber auch Niemand die großen Schönheiten verkennen. Otto Ludwig ist nicht blos ein Talent; er hat zum zweiten Male ein Talent für die Tragödie bewährt, das früher als manches andere zur Klarheit kommen dürfte. Otto Ludwig ist, wenn man Hebbel, wie natürlich, bereits unter die mannlich abgeschlossenen Individualitäten zählt, der einzige Dichter, der auf diesem höchsten Gebiete der Kunst etwas verspricht.

Literatur.

Chronik der Gewerke. Herausgegeben von H. A. Berlepsch. I. Deutsches Städtewesen und Bürgerthum. Neue Ausgabe, St. Gallen. Scheitlin und Zollikofer.

Als wir den Titel dieses Buches lasen, waren wir sehr erfreut, und hegten die Hoffnung, ein schönes und nützliches Stück Geschichte zu bekommen, worin das stille friedliche, aber so einflußreiche Wirken der Handwerkerzünfte und Innungen erzählt, ihr Anfang, ihre Entwicklung und ihr Verfall, wenn auch nicht pragmatisch und wissenschaftlich, doch nach der einfachen Ordnung der Chronik treu dargestellt würde. — Aber wir täuschten uns sehr, denn wir sahen gleich, daß wir es abermals mit einem literarischen Lügenpropheten zu thun haben! Dieser reist in Handwerksburschentracht, um seine demokratische, bis zum Ekel abgedroschene Waare an den Mann zu bringen. — Das erste

Digitized by Google

Bändchen bildet die allgemeine Einleitung zu den folgenden Chroniken der einzelnen Gewerke und behandelt deutsches Städtewesen und Bürgerthum, und als Kern desselben, die Handwerker. — Es wird mit Athen und Rom begonnen und gerade das Wichtigste in Bezug auf Handwerke vergessen; Roms Zünfte und Kunst bekommen zuviel Lobsprüche, aus dem einfachen Grunde, weil Rom eine Zeit lang Freistaat war.

Auf Deutschland übergehend zeigt der Chronist den Ursprung der Städte, indem er auf die römischen Kolonieen und später auf die Vertheidigungsmaßregeln Kaiser Heinrichs, des Finklers, gegen die Einfälle der Ungarn hinweist. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts entsteht das Zunftwesen und das Ringen der Handwerker nach größerer politischer Freiheit. Es werden dann Zunftstatuten und Einrichtungen, beginnender Wohlstand der Handwerker, ihr wechselndes Schicksal besprochen, auch einige Freibriefe von Kaisern und Bischöfen angeführt. Der Einfluß der Kreuzzüge soll nur der gewesen sein, daß sie orientalischen Luxus nach Europa gebracht. Vom 16. Jahrhunderte datirt sich der Verfall der Zünfte und schreitet der Auflösung entgegen. Die französische Revolution wirkte erlösend, denn sie führt in das goldene Zeitalter der Gewerbefreiheit. Es wird hier manches Gute gesagt; aber viel allgemeines Gewäsche und viele Unordnung und ein großes Quantum Unsinn läuft mit. Eine Chronik wird sonst gewiß die Fakta und die Jahreszahlen genau angeben; die Unsrige aber gibt nur dürftige Bruchstücke und diese ziemlich untereinand geworfen, die Jahreszahlen sind sehr sparsam, und dennoch hat der Chronist die Frechheit zu sagen: es sei das Werk nach Forschungen in den alten Quellensammlungen und Archiven vieler Städte Deutschlands und der Schweiz zusammengestellt worden. — Die Hauptsache ist dem Verfasser der Vortrag politischer Gemeinplätze und Phrasen; derselbe berennt die Standesunterschiede, schlägt auf Adel und Junkerthum los, als auf den privilegirten Stand des Luxus und des Nichtsthuns. Wenn er aber, das Politisiren vergessend, von den Handwerken spricht, kommt der Verstand wieder, und erkennt in dem Reichthum und den Aufwand der höhern Stände die Bedingung des Handwerkerwohlstandes. Wenn er über Wallfahrten politisirt, lauft ihm abermals der Verstand davon, wie immer, wenn er Politik dozirt, kommt aber wieder, wenn er vom Handwerk erzählt und einsieht, daß die großen Wallfahrten an einen Ort hin die Jahrmärkte entstehen ließen, welche zum Flor des Handwerkerstandes nothwendig sind. Ebenso geht es dem lieben Chronisten, wenn er die Ursachen des Verfalls der Zünfte in ihnen selbst erblickt, und als dieselben ziemlich richtig, jedoch nicht allseitig — Stolz und Luxus der Handwerker, Ueberschreiten ihres Standes aufzählt; aber gleich darauf seiner politischen Manie verfallend alles Gesagte widerruft und Könige, Fürsten und Große als Verderber der ehrsamen Zünfte schimpft. Die Hauptbestimmung des Handwerkerstandes setzt er in das Streben, endlich zum Ideal der Menschheit, der demokratischen Republik, vorzudringen; dieses Streben habe derselbe durch viele Stadtrevolutionen, durch schnelles Aufgreifen der Freiheits- und Gleichheitsideen der Waldenser, besonders Arnolds von Brezzia und durch fleißiges verständiges Bibellesen (im 13. und 14. Jahrhundert!) bethätiget. Wir wollen nur noch anerkennen, daß das zweite Bändchen mit einer saftigen Blasphemie auf Gott begonnen und mit der Lebensgeschichte und Darlegung der Grundsätze des Schneiders Weitling geschlossen wird. Daß Religion und Kirche, besonders die katholische, mit Hohn übergossen wird, sind wir von solchen halbgebildeten Burschen schon gewohnt, — das ist nun die saubere Chronik nach Quellen bearbeitet, welche Quellen aber Pfützen und Sümpfe des gemeinsten Radikalismus sind. Jeder ehrsame verständige Handwerker verabscheut solche Pillen. Nun lassen wir den armen Kerl wieder laufen, daß er sich in den großen Herbergen in Paris, Hamburg oder Potsdam nicht verspäte.

Das Gewächshaus. Eine Sammlung selbstgezogener Blumen von Ch. L. Egru. Magdeburg, Heinrichshofen'sche Buchhandlung.

Ob dieses Büchlein den besten Erzeugnissen der neuesten Poesie sich anreihe, mag Rezensent nicht geradezu entscheiden: daß es jedoch vieles vor anderen ähnlicher Gattung voraus hat, scheint gewiß keine zu gewagte Behauptung. Denn es ist beinahe ganz frei geblieben von den gewöhnlichen Krankheiten der neuesten Modedichtungen, unter welche wir vornehmlich die saftlose Sentimentalität, die phantastische Zerrissenheit und die geniale Hintansetzung aller Form rechnen wollen.

Ueberdieß ist die Vertheilung der Gedichte sinnig geordnet. Sie bilden ein Gewächshaus, welches uns die schönsten Pflanzen in den Phasen ihrer aufsteigenden Entwicklung zeigt, von den ersten Keimen des Lebens an bis zur vollsten Entfaltung der Blüthen, und dann wieder abwärts, bis das letzte falbe Blatt vom alternden Stengel gefallen ist. Doch auch perennirende Blüthen gibt es da, um uns über die hingewelkten zu trösten, nebst einigen duftenden Sträußchen und allerliebsten Kränzen für den Blumentisch. Zur vollkomm'nen Meublirung des Gartensaales fehlt es endlich auch nicht an hübschen Bildern und antiken Statuen.

So ladet uns denn der freundliche Gärtner ein, den wunderbaren Salon zu beschauen, und ermangelt auch nicht, als ein dienstbeflissener Cicerone alles zu unserem Nutz und Frommen zu deuten:

Wollt ihr die Bilder verstehn, gar sorgsam in Reihen geordnet,
Wendet das Perspektiv, wie es der Dichter gethan.
Zierlich erscheint euch dann, gerückt in verschönernde Ferne,
Was in der Nähe gar leicht träge Gewohnheit verkennt.
Nehmt ihr dann wieder das kleinere Glas vor das suchende Auge,
Ruft ihr aus nebliger Fern Freuden vergrößert zurück!

Wie schon bemerkt, haben die Gedichte nichts von erbärmlicher Sentimentalität und überschwänglicher Schwärmerei; doch athmen sie großentheils jene zarte Wehmuth, die, gemischt mit den Scherzen kindlicher Naivetät und dem Kosen jugendlicher Liebe, einen unwiderstehlichen Reiz übt. Dieser wird noch gehoben durch den wohllautenden Klang der Verse und den leichten Bau der Form. Ein Beispiel für viele:

Die Amazone.

Du volle Brust vom Spencer knapp umschlossen,
Den Männerhut, mit Federn stolz geschmückt,
Keck auf das dunkle Lockenhaar gedrückt,
Den schlanken Leib vom falt'gen Kleid umflossen,

So tummelst du das schönste von den Rossen —
(Die Schönste selbst!) — Sieh wie es schäumend nickt,
Und scharrend kaum das Feuer unterdrückt,
Das glühend in die Adern ihm gegossen!

Doch führt die kleine Hand so leicht den Zügel,
Es ruht der Fuß so sicher in dem Bügel,
Das klare Aug', es weiß nichts von Gefahr!
So macht die Schönheit Alles sich zu eigen;
Ja selbst die Stolzesten und Stärksten beugen
Den Nacken willig ihrer Herrschaft dar.

Die schönste Parthie bilden unstreitig die wenigen Balladen, die eine große Gewalt der Sprache beurkunden und gut den Ton dieser Dichtung treffen, nur wäre etwas weniger Schmuck und mehr Einfachheit zu wünschen.

Sehr beherzigenswerth sind die Worte, welche der Dichter den Lyrikern zuruft:

Laßt das weibische Gewimmer!
Laßt das feige Händeringen!
Laßt bestrahlt vom Rosenschimmer
Lieber eure Saiten klingen!

Welke Rosen, welke Herzen
Werden wir schon selber finden!
Erden-Täuschungen und Schmerzen
Braucht ihr uns nicht erst verkünden. —

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die Ausstattung des Büchleins seinem inneren Gehalte entspricht.

Digitized by Google

Gedichte von Carl Morel. St. Gallen. Verlag von Iwan Tschudi (Scheitlin und Zollikofer). 1852.

Täglich wächst die Fluth der poetischen Neuigkeiten und wer diesem anschwellenden Elemente nicht hie und da aus dem Weg zu gehen weiß, ist in Gefahr davon überschwemmt und ersäuft zu werden; denn so häufig ist die Fluth nur klares oder vielmehr trübes Wasser. Wir haben die Gedichte von Carl Morel vor uns, und wir nehmen keinen Anstand dem Herrn Verfasser die poetische Begabung in schönem Maße zuzuerkennen. Eine frische Begeisterung für die Natur, eine zarte Auffassung derselben, sinnige Deutung ihrer Geheimnisse sind Eigenschaften, die wir als die Vorzüge dieser Dichtungen anerkennen müssen. Fast überall bildet die Natur den Ausgangspunkt und mit entschiedener Wärme nimmt das Herz die lieben Bilder auf, welche die Phantasie des Dichters, von wohlthuenden Empfindungen durchdrungen, auf den Wellen seiner Lieder spielen läßt. Dieses die schöneren Seiten des Büchleins, die wir hier lobend anführen mußten, um auch die Kehrseite in ihrer wahren Gestalt darstellen zu dürfen. Vor Allem tadeln wir entschieden die Einmischung so greller Mißtöne in die sanften Klänge der Natur, die Verflechtung mancher politischen Gemeinheiten in die vielen lieblichen Blüthen schöner Gefühle. Wir begreifen zwar sehr leicht, daß die hochwogende See der Zeit auch auf ein Dichterherz erregend wirken müsse, aber wir bedauern einen solchen Mißgriff, die Gabe des Gesanges zur Verherrlichung von Gemeinplätzen zu mißbrauchen oder bloße Gemeinheiten herabzuleiern, und dieß im vorliegenden Falle um so mehr, da wir dem Dichter eine schöne Befähigung und ein Herz für edlere Empfindungen gerne zutrauen möchten. Wir müssen dieß für eine verwerfliche Concession an denjenigen Theil der Tagesmeinung halten, die vom Geiste kommt, der stets verneint, und wie wir gegen diesen in allen Richtungen des Lebens unser Verdammungsurtheil sprechen, so müssen wir es am entschiedensten in der Poesie; denn was alle Poesie zerstört, das kann selber nimmer mehr poetisch sein. — Was die Form betrifft, so ist auch in dieser der Dichter sich nicht gleich geblieben; wir finden manche Halbheit, manches Selbstvergessen und Aufgeben der hübsch angekündigten Individualität. Was sollen wir uns denken, wenn S. 25 der Erde ihr Bräutigam naht »im blauen Feiergewande, mit dem Sonnendiadem auf olympischer Stirn und frühlingsdonnerumwogt? **Humano capiti cervicem pictor equinam etc.** Der Dichter hört

unten tief um des Waldbachs Tosen
Das helle Vogelgezwitscher kosen.

Wir wissen nicht, sollen wir lachen oder weinen, wenn der Dichter »die Erde mit dem Hauch, dem muttersüßen, begrüßen« oder »aus dem Lärmen, dem betäubungsdichten, sich in der Seele stille Heimat flüchten« will, oder wenn wir lesen

»Das Wasser schimmert, überstäubt das Kraut,
Das Fischlein schnalzt, wirft's Schwänzlein auf und schaut
Zur Schnecke, die sich faul am Grunde streckt« ꝛc.

Es wäre ungalant, würden wir die Bemerkung nicht unterdrücken, die sich aufdrängt, wenn wir lesen:

Ich klimme hinauf — und aus Waldesnacht
Hat mich angelacht
Duftweiche Alpenweide.

Lacht wirklich den modernen Dichtern oder ihrem Pegasus »Alpenweide« entgegen?

---

1. **Oesterreichischer Volks- und Wirthschaftskalender.** Herausgegeben von vom Vereine zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung. Redigirt von C. A. Kaltenbruner. II. Jahrgang. Wien, Sollinger.

2. **Oesterreichischer Volkskalender für 1853.** Von Dr. Joh. Nep. Vogl. Wien bei Sommer.

3. **Illustrirter Kalender für die Schweiz.** Ein Hand- und Familienbuch für alle Stände. 1853. St. Gallen. Scheitlin und Zollikofer.

Männer von anerkanntem Rufe wenden sich der Kalenderliteratur zu und man widmet dieser eine Aufmerksamkeit, wie nicht leicht einem andern Zweige der Literatur. Es geschieht dieß mit vollem Rechte. Der Kalender mit seinen Beigaben bildet eine Hauptlektüre für das Volk und ist in vielen Häusern nebst dem Evangelienbuche die ganze Bibliothek der Familie. Seine Geschichten und Aufsätze werden deßhalb nicht einmal sondern hundertmal gelesen und wieder gelesen. Ein guter Kalender kann deßhalb ungemein viel Gutes stiften, er kann für die Bildung und sittliche Hebung des Volkes mehr wirken, als jedes andere Buch. Ein Kalender, der im schlechten Geiste geschrieben ist, trägt das Gift selbst in die Hütten der abgelegensten Thäler und steckt bisher noch unverdorbene Geschlechter an. Wir müssen deßhalb dem Vereine zur Verbreitung guter Bücher zu großem Danke verpflichtet sein, daß er sich auch diesen Zweig der Literatur aufgegriffen hat. Sein Kalender zeichnet sich durch Fülle des Inhaltes aus. Der erste Theil enthält nebst dem eigenen Kalender für Katholiken, Protestanten und Griechen ein Verzeichniß der vorzüglichern Jahr- und Wochenmärkte im Kaiserstaate, sehr schätzenswerthe Referate über k. k. Post- und Eisenbahnwesen, eine Uebersicht der Stempelgebühren, Interessen-Tabellen und Aehnliches. Der zweite Theil bespricht Landwirthschaftliches in sehr ansprechender Weise. Im dritten Theile wird Manches zur Belehrung und Unterhaltung gebothen. Er enthält einen sehr interessanten Aufsatz über »die Entwicklung des Christenthums in Oesterreich von G. A. Schimmer, Gedichte von Kaltenbrunner, Dr. Proschko, V. Zusner, einen Aufsatz über »Wald und Wild« von Dr. Salfinger, Sagen aus Tirol und Marcheck, eine sehr belehrende Abhandlung über die Sternwelt, Novellen von J. Märzroth und Dr. Salfinger, Aufsätze über »Wirthschaft,« »Sonntagsfeier« und das Vereinwesen in Wien.« Nebst diesen enthält der Kalender eine Biographie unsers Landsmannes »Joseph Kleber« und eine Menge von Anekdoten. Der Kalender zeichnet sich durch seine ernste, würdige Haltung aus und biethet Vieles, was unterhält und belehrt. Es ist hier wirklich das Nützliche mit dem Angenehmen, das Belehrende mit dem Unterhaltenden verbunden.

Der Verein stellte sich in diesem Kalender das Ziel: »Verbreitung nützlicher Kenntnisse aus den verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens, Belebung eines warmen Gefühles für alles Gute und Schöne, Förderung der Liebe zu unserem schönen Vaterlande und zum angestammten Herrscherhause, — insbesondere aber Wahrung und Kräftigung jener tief wurzelnden Religiosität, ohne welche sowohl Einzelne zu Grunde gehen, als auch ganze Staaten«, zu fördern und zu heben.

Möge dieser wohlfeilste aller Kalender eine recht weite Verbreitung gewinnen und die edle Aufgabe allenthalben erreichen. Vogl's Volkskalender ist mehr für Unterhaltung berechnet. Sein Volksbuch enthält »Geschichten aus dem Volke«, in denen der Herausgeber ein hübsches Talent zeigt, Aufsätze verschiedenen Inhaltes, Erzählungen von Dr. Schilling, Dr. Puff und Carl M. Frühauf, eine Schilderung »Eine Schlittenfahrt auf dem Neusiedlersee«. Den Schluß bilden drei erzählende Gedichte von Vogl. Die meisten Lehrstücke dieses Buches sind anziehend geschrieben und eignen sich ganz zur Lectüre in müßigen Stunden. Eine höhere Aufgabe stellt sich Vogl's Kalender nicht. Das Werkchen empfiehlt sich durch seine Ausstattung und die gelungenen Holzschnitte, deren es eine große Anzahl besitzt.

Der dritte Kalender muß als seiner Bestimmung, ein Hand- und Familienbuch für die Schweiz zu sein, in hohem Grade entsprechend bezeichnet werden, und wir können nur wünschen, daß die Einrichtung desselben auch anderwärts nachgeahmt und die Form desselben mit einem den Verhältnissen der einzelnen Länder anpassenden Inhalte ausgefüllt werde. Was der Bürger in seinem Privat- und öffentlichen Leben, in seinem Geschäftsverkehr und zu Reisen braucht, er wird darin reichliche Aufschlüsse finden.

Tiroler-Biene.

Jetzt scheint sich bei uns allmälig der Winter einstellen zu wollen. Noch vor wenigen Tagen war das Gebirge nördlich von Innsbruck bis auf einzelne Flecke fast ganz frei vom Schnee. Dem entsprach auch die Flora. Auf dem Höttinger Gebirge blühte **Gentiana verna**, in der Mühlauer Klamm **Anemone hepatica** und auf dem Steingerölle der Arzlerscharte war noch Gamskres (**Hutchinsia alpina**) und **Arabis alpina** anzutreffen.

In der **Wagner**'schen Buchhandlung zu **Innsbruck, Feldkirch** und **Brixen** ist zu haben:

Legenden von Adolf Pichler.

Kl. 8. broschirt 6 kr. C. M.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde und Wissenschaft.

III. Jahrgang.

№ 49. Innsbruck, 4. Dezember 1852.

Das Radetzky-Denkmal zu Innsbruck.

Eine Tanne stand im Land Tirol
Beim Achensee, die kennt ihr wohl,
Weil ihre starke Wurzel trank
Gar manches Schützen treues Blut,
Der im gerechten Kampfe sank
Für seiner Heimat liebstes Gut.
Geheiligt war seitdem der Baum,
Stolz hob er sich zum Himmelsraum,
Und weil er gar so herrlich war,
Flog oft zu seiner Kron' ein Aar
Und bracht' auf dunklem Flügelschwung
Der Tanne seine Huldigung.
Doch, daß nicht einst in später Zeit
Des Baums lebend'ge Herrlichkeit
Versänk' in einem Todtenschrein,
Ward er vor Allen auserwählt
Der herrlichen Idee vermält
Radetzky's Monument zu sein. —
Für jene, die verloren ging,
Er eine stolz're Kron empfing,
Er trägt ein christlich Heldenbild
Radetzky's, der im Kampf noch mild.
Der Aar auch blieb ihm unverloren,
Ward ihm unsterblich neu geboren,
Und bringt auf dunklem Flügelschwung
Dem Helden Kranz und Huldigung.
Was sonst dem Baum an Leben fehlt
Nebst frischer Luft und Vogelsang,
Das hat von innen ihn beseelt
Mit warmem Hauch und vollem Klang.
So mag er stehn in Gottes Hut
Im Land Tirol ein Memnon gut,
Der künft'gem Morgenrothe sage
Vom besten Helden unsrer Tage.

Darmstadt. Julie v. Plönnies.

Ein Lied.

Sie liebt dich, sie liebt dich!
So jubelt's laut,
Von allen Zweigen und Bäumen;
Sie liebt dich, sie liebt dich
So lispelts traut,
Im Wachen mir und im Träumen.

Es grünet und blühet
So schön die Welt,
Seit ich mein Liebchen gewonnen;
Es grünet und blühet
Des Sanges Feld
In der Liebe seligen Wonnen.

Würzburg. Heinrich Arnold.

Der schwarze Thurm.

(Schluß.)

XIII.

Nein! ich habe
Verdient zu sterben, und ich will's.
Schiller: Don Carlos.

Nicht lange lauschten Don Silvio und seine Diener, als der Ton von Hufschlägen ihr Ohr erreichte, welche vom Fuß des Berges heraufzukommen schienen und von Minute zu Minute deutlicher wurden. Bald erblickte der Marquis, welcher, um besser zu hören und zu sehen, ein wenig vorgetreten war, beim blassen Scheine des Lichtes im Thurme einen Reiter, der gerade auf die Thüre des Thurmes zueilte und sich dann rasch vom Pferde warf, welche Operation eher dem Falle eines gefüllten Sackes, als dem Herabsteigen eines Menschen ähnelte.

„Verdammt,“ sagte Don Silvio zu sich, „das ist nicht Wilhelm. Er würde nicht zu Pferde kommen und so plump von demselben zu Boden fallen. Ha, jetzt weiß ich es: es ist Josef, der wahrscheinlich Geld zu holen kömmt — wie er es nur im Stande ist! Doch Noth gibt Kraft. Aber das trifft sich übel — gerade in dieser Nacht. Wenn nur die Alte nichts von seinem Kommen merkt! Sonst wird uns der ganze Plan zu Wasser.“

Während dieses Selbstgespräches hat sich der Angekommene vom Boden erhoben und öffnete mit einem Schlüssel geräuschlos die Thüre. Nachdem er dieselbe wieder geschlossen, stieg er eine steile Wendeltreppe hinauf. Sein Schritt, obwohl

Digitized by Google

er leise aufzutreten versuchte, war wankend und unsicher, doch gewiß nicht aus Unbekanntschaft mit der Beschaffenheit des Ortes, die ihm trotz der gänzlichen Finsterniß ziemlich geläufig zu sein schien.

Nicht lange dauerte es, so kam er an einer Thüre vorbei, durch deren häufige Fugen, ein schwacher Lichtschimmer hervordrang mit dem gedämpften Laute eine Stimme, die er zu kennen schien. Denn er hielt plötzlich an und lauschte mit gespanntem Ohre. „Sie ist es,“ murmelte er. „Den Trost habe ich noch vor meinem Tode, daß mein Kind lebt; Margareta wird sich ihrer annehmen, wenn ich nicht mehr bin. Mein Kind, mein Kind, lebe wohl!“ —

Ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust, während er, sich mit beiden Händen an das morsche Lehnseil hängend weiter stieg.

Ganz oben, wo die Treppe aufhörte, war eine niedrige Thüre, die der Baron mit einem Schlüssel öffnete. Sie schloß sich knarrend, nachdem er eingetreten war.

Bald erleuchtete eine kleine Lampe das Gemach. Es war ganz rund gebaut, kein einziges Fenster durchbrach die schwarze, verwitterte Mauer, die nackt und ohne die geringste Verzierung sich zu einer vollkommenen Halbkugel wölbte.

Auf dem Boden herum lagen dicht übereinander kleine Säcke mit Häufchen verschiedener Münzen untermischt, die den Schein des Lichtes in tausend Spielungen zurückwarfen.

Der Baron schaute sich um und ein seltsames Lächeln verzerrte sein bleiches, verstörtes Gesicht. „Um dieser Dinge willen,“ sagte er mit leiser Stimme, „dieser elenden Dinge, bin ich ein Verbrecher geworden. Ha, ich kann es nicht länger mehr ertragen, diese Hölle, die in meiner Brust brennt — seit zwanzig Jahren brennt. Vielleicht ist Gott mir darum gnädig,“ schloß er mit schwächerer Stimme.

Ein kleines Viereck auf dem Boden war unbedeckt von den Geldsäcken. Auf dieses stellte sich der Baron. Mit einem leichten Druck des Fußes gegen die Wand hin glitt die Diele an der einen Seite hinab und ein kalter Luftstrom vermischt mit dem dumpfen Rauschen einer stürzenden Wassermasse drang aus der Tiefe. Im nächsten Augenblicke schnappte die Fallthüre wieder zurück. Das Gemach war leer. Ein Schrei und schnell darauf ein dumpfes Getöse, wie wenn ein Körper in das Wasser fällt, verkündeten das Schicksal des Selbstmörders.

XIV.

Weine nicht!
Es ist geschehn — — Mein Herz erfüllte seine Pflicht.
Cronegk: Codrus.

„Geh' zu Bette, liebes Kind, und fürchte Dich nicht; ich vertraue auf Gott, daß ihm kein Leid geschehen ist.“ So sagte die alte Margareta zu Imelda, mit welcher sie an dem Kamine saß, den wir schon einmal gesehen haben.

Die alte Frau suchte vergeblich den Ausdruck von Kummer und Besorgniß aus ihrem Gesichte zu verbannen, der sich selbst ihrer jungen Gesellschafterin mittheilte.

„Ich will so lange bei Dir bleiben, Mutter,“ erwiederte das Mädchen, „bis er kommt. Er hat vielleicht, nachdem er den Brief abgegeben, noch etwas zu thun gehabt, was ihn bis in die Nacht hinhält.“

Margareta schüttelte den Kopf und schwieg. In diesem Augenblicke vernahm man ein leises aber hastiges Pochen an der Pforte. Beide fuhren von ihren Sitzen empor und die Alte sagte, indem sie nach der Lampe griff, „das ist seltsam, Antonio klopft nie, wenn er kommt. Es muß etwas anderes sein. Bleib indessen ruhig, Mädchen; ich will nachsehen, was es gibt.“

Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre und stieg rasch zur Hausflur hinunter. Das Pochen wiederholte sich.

„Was wollt Ihr?“ fragte Margareta mit fester Stimme.

„Oeffnet schnell, gute Frau, wenn Euch Euer Leben lieb ist,“ erwiederte kaum hörbar die Stimme von außen.

„Ha,“ murmelte die Alte mit überraschter Miene, während sie das Schloß öffnete, „es ist Wilhelm, ich täusche mich nicht. Was mag er wollen? Hat er Alles entdeckt?“

Sie hatte indeß keine Zeit zu weiterem Nachdenken; denn Wilhelm stürzte, sobald er merkte, daß der Eingang geöffnet war, ohne Umstände herein und sagte: „Wenn Ihr Euch das Mädchen, welches bei Euch ist, nicht von einer Person, die Ihr fürchtet, entreißen lassen wollt, so vertraut es meinem Schutze. Es steht ein Wagen bereit, der es in Sicherheit bringen wird.“

„Nicht so hastig, junger Herr!“ versetzte die Alte. „Sagt mir erst, von wem die Gefahr droht und warum Ihr Euch zum Beschützer des Mädchens macht.“

„Ha, liebe Frau, das ist bald gesagt, der Marquis von Roudlandon steht auf der Lauer und eine verläßliche Person hat mich mit dem Auftrage, den ich Euch mitgetheilt, hieher gesandt. Dieß zu meiner Rechtfertigung.“ Damit zog er einen messingenen Ring aus der Tasche und übergab ihn der Alten. Margareta betrachtete ihn beim Schein der Lampe, und sagte nach einigen Augenblicken: „Kommt mit mir, Herr, es ist keine Zeit zu verlieren.“

Wilhelm folgte seiner Führerin die Treppe hinauf und trat in das Gemach.

Das erste, was seinem forschenden Auge begegnete, war die Gestalt der schönen Imelda, die in der größten Aufregung am Feuer stand. Sobald sie seiner ansichtig wurde, überzog ihr Gesicht eine plötzliche Blässe, die jedoch augenblicklich dem farbigsten Roth Platz machte. Sie stützte sich an die Lehne des Sessels und war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen.

Der Jüngling schritt eilig auf sie zu, umfaßte sie mit seinen Armen und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich bin zu Ihrer Rettung gekommen.“ Dann schnell zu der Alten gewandt, die hinter ihm stand, sagte er: „Zweifelt Ihr noch? Laßt uns augenblicklich gehen.“

„Halt, Herr,“ versetzte Margareta, die Hand nach Wilhelm ausstreckend, „noch eine Frage. Wann habt Ihr das letzte Mal mit dem Marquis de Roudlandon, wie Ihr ihn heißt, gesprochen?“

Wilhelm stockte und war um eine schnelle Antwort verlegen. „Ich glaube,“ fuhr die Alte fort, einen forschenden Blick auf den Jüngling heftend, „ich glaube, es ist nicht viele Stunden her. Ha, ich sehe jetzt klar. Ihr selbst, den er in seinen heiligsten Rechten verletzt, Ihr selbst sollt ihm unbewußt einen schurkischen Plan ausführen helfen, um dann

Digitized by Google

vernichtet zu werden! Hört, junger Mann, und trauet den Worten derjenigen, die Euch einst auf ihren Armen gewiegt: Ihr seid schändlich betrogen und hintergangen worden.«

Sie versank in ein tiefes Brüten, während Wilhelm und Imelda, die Hände in einander geschlungen, sie anstarrten. »Kommt mit mir,« sagte sie endlich mit bewegter Stimme. »Du, Imelda, bleibst indessen hier, diese Dinge sind nicht für Dein Ohr.«

Mit diesen Worten schritt sie der Thüre zu und winkte Wilhelm ihr zu folgen. Dieser, wie gezwungen durch eine höhere, unsichtbare Hand, betäubt durch das, was er gehört, halb widerstrebend, halb mit Willen, warf einen Blick auf das zitternde Mädchen, der tröstend hätte sein sollen, im Gegentheile aber ihr nur noch mehr Furcht einjagte, und folgte der Alten, die schon einige Stufen höher gestiegen war und auf ihn wartete.

Sie schritten schweigend hinauf, bis sie die Thüre erreicht hatten, an welcher die Treppe endete. Da versuchte die Alte mit einem schweren Schlüssel zu öffnen, sie vermochte es nicht. Sie drückte an der Schnalle und die Thüre öffnete sich. Auf dem Tische im Gemache stand eine brennende Lampe.

Margareta schaute sich erstaunt um, und sah nichts als die Geldsäcke und die glitzernden Münzen. Plötzlich sank ihr die Hand kraftlos an der Seite hinab, ein fieberischer Schauer durchzitterte ihre Glieder. Wilhelm stand hinter ihr und glaubte zu träumen.

»Er hat sich selbst gerichtet,« unterbrach Margareta nach einigen Augenblicken mit düsterer Stimme das Schweigen, und sich plötzlich gegen ihren Begleiter umwendend, fuhr sie in lebhafterem Tone fort: »Ihr erstaunt ob der Schätze, die Ihr da aufgehäuft sehet. Sie gehören Euch. Und zehnmal größer würde ihr Betrag sein, wenn nicht« —

Sie sprach nicht weiter, sondern zog ein goldenes Medaillon aus ihrem Busen hervor und überreichte es Wilhelm: »Kennt Ihr dieses Bild?«

Die Züge des Jünglings belebten sich plötzlich, er nahm das Bild und bedeckte es mit seinen Küssen. »Mein Vater!« rief er dazwischen, »es ist das Bild meines Vaters — sie haben es mir geraubt« —

»Und ich habe es wieder gefunden — auf dem Zimmer des Marquis von Roudlanden.«

Der Jüngling schaute auf. Seine Augen drückten aus, was er sagen wollte.

»Ihr seid erstaunt,« fuhr die Alte fort, »über das, was Ihr gehört habt. — Ich will Euch eine Geschichte erzählen. In einer der schönsten Gegenden Deutschlands lebte einmal auf seine Güter zurückgezogen ein Graf. Er war Witwer, besaß ein ungeheures Vermögen und ein einziges Söhnchen, das er unendlich mehr liebte als jenes. Er stand in den besten Jahren, war jedoch sehr zur Melancholie geneigt und lebte ganz einsam. Ein einziger Diener und eine junge Frau, die dem Kinde als Wärterin bestellt war, bewohnten mit ihm das Schloß. Der Graf liebte es bisweilen in den weitläufigen Forsten, die zu seinem Gebiete gehörten, zu jagen. Bei einer solchen Gelegenheit brachte er einmal einen jungen Mann mit nach Hause, der sich in dem Walde verirrt hatte. Dieser, ein gewandter und einschmeichelnder Spanier, wußte sich bald dem Grafen unentbehrlich zu machen, so daß Woche um Woche verging, ohne daß er das Schloß verließ. Jener schenkte ihm sein volles Vertrauen und überließ ihm die ganze Leitung seiner Geschäfte.

Beinahe ein halbes Jahr war so vergangen, als der Spanier mit Hülfe des Dieners, der in das Geheimniß gezogen werden mußte, den Grafen ermordete. Beide flohen, ehe die Gerechtigkeit ihnen Einhalt thun konnte, mit allen Schätzen aus dem Lande.

Bald war die Sache vergessen. Nur eine Person dachte noch daran und schwor die Mörder aufzusuchen — es war die Wärterin des Knaben. Sie brachte denselben bei einer braven Familie unter und begab sich auf den Weg. Es dauerte nicht lange, so hatte sie die Mörder aufgefunden. Der Diener hatte einen andern Namen angenommen, sich zufällig auf seiner Flucht in Deutschland verehelicht, seine Frau hatte ihm gerade ein Mädchen geboren, als die Wärterin ihn entdeckte. Sie dauerte die schuldlose Mutter und Tochter und sie vergaß ihren Schwur, ließ sich jedoch in demselben Hause nieder, in welchem die geraubten Schätze niedergelegt waren. In dem nämlichen Hause war irgendwo eine Fallthüre angebracht, die einen Abgrund verbarg, durch dessen Tiefe ein Kanal in den nächsten Fluß ging. In diesen Abgrund stürzte der Diener des Grafen seinen Bruder, der einigen Verdacht hatte laut werden lassen. Die Wärterin, von deren Nähe der Mörder nichts wußte, zögerte noch und vergaß ihren Schwur. Auch der Spanier befand sich in dieser Stadt und zwang seinen Mitschuldigen, nachdem er den ihn treffenden Theil der Schätze durchgebracht, ihm durch mannigfaltige Androhungen ein Bedeutendes von seinem eigenen Antheile zu übergeben.

Als die Tochter des Dieners herangewachsen war, forderte sie der Spanier zur Gemalin. Der Vater konnte sie ihm nicht abschlagen, obgleich das Mädchen immer die größte Abneigung gegen den Menschen gezeigt hatte. Da wurde verabredet, er solle das Mädchen gewaltsam mit sich fortführen, und, damit dieß leichter geschehe, mußte der Vater die Stadt verlassen und auf sein Schloß reisen. Die Wärterin, welche die Sache erfahren hatte, kam ihnen jedoch zuvor und brachte das Kind in Sicherheit.

Mittlerweile hatte sich zufällig ein junger Mann bei der Familie des Dieners aufgeführt, welchen der Spanier bald als den Sohn des ermordeten Grafen erkannte. Er wollte auch diesen auf die Seite schaffen und erwarb sich, um sicherer zu gehen, seine Freundschaft. Aber auch die Wärterin hatte ihren Schützling erkannt und gedenkt nun, nachdem sie zwanzig Jahre gezögert, ihren Schwur zu erfüllen, obgleich sie es nur halb kann, da einer der Mörder sich selbst gerichtet hat.«

Mit diesen Worten schritt Margareta auf das Viereck zu und streckte die Hand nach der entgegenstehenden Mauer. Während die Diele zurückwich, zeigte sie mit dem Finger in den Abgrund und sagte: »Hier ist Baron Walter seinem Bruder gefolgt.«

Wilhelm starrte der Erzählerin mit unstätem Blicke in das Gesicht. Sein Antlitz war bleich geworden wie der Tod. Dann verhüllte er seine Augen mit der Hand und lehnte sich halb ohnmächtig an die Mauer.

Digitized by Google

„Werden Sie Imelda noch lieben, Herr Graf,“ fragte plötzlich Margareta.

Wilhelm fuhr zusammen. Doch auf einmal zog er die Hand von den Augen. Ein milder Schein überstrahlte sein Gesicht, als er antwortete: „Ich werde sie dennoch lieben.“

XV.

Weich also dem Geschick, dem du nicht kannst entrinnen!
Ayrenhoff: Aurelius.

Im fernsten Osten verloren sich unvermerkt die dunkeln Schattirungen der Nacht und machten den ersten Vorposten der Morgenröthe Platz. Don Silvio war seines Harrens geradezu überdrüssig, da er vor mehr als drei Stunden nacheinander den Baron Walter und Wilhelm hatte eintreten sehen, Niemanden aber wieder herauskommen. Daß der Plan mißlungen war, wußte er jetzt; dazu kam noch die Furcht, es möchten Dinge zur Sprache gekommen sein, die ihm den Kopf kosten könnten.

Bei Erwägung all dieser Umstände mußte es der Nobelmann als das Gerathenste finden, auch ohne das Mädchen die Flucht zu ergreifen. Der Wagen stand bereit; in drei Tagen konnte er in Genua sein, von wo aus er leicht sein Vaterland erreichte. — Ueberdieß war die Finsterniß noch so groß, daß man nicht auf hundertfünfzig Schritte etwas hätte unterscheiden können.

Während diese Gedanken seinen Geist bewegten, ging er langsamen Schrittes auf den Wagen zu.

Als Bartolo, der mit unbeschreiblicher Geduld die ganze Zeit seinen Platz am Schlage nicht verlassen hatte, die Tritte in seiner Nähe hörte, rief er mit deutlicher aber gedämpfter Stimme: „Das Losungswort oder ich schieße.“ Zur nähern Beglaubigung seiner Aussage knackte zugleich der Hahn einer Pistole sein bedeutungsvolles „Ja.“

„Madrid,“ erwiederte Don Silvio mit leiser Stimme und setzte schnell hinzu: „Bartolo, ich bin allein; der Plan ist mir mißglückt und verdrießlich darüber bin ich hieher gegangen ohne meinen Leuten etwas zu sagen. Mach also, daß wir fortkommen, ehe sie mich entdecken.“

Der Diener sprang schweigend auf den Bock und im nächsten Augenblicke rollte das Fuhrwerk auf der Straße nach Modena fort.

Es mochte nahe an fünf Uhr sein, als plötzlich der Wagen vor einem Hause anstellte, welches eine Herberge zu sein schien.

„Jetzt hoffe ich, bin ich aus dem Bereiche aller Verfolgungen,“ sagte der Marquis zu sich, indem er mit höchst eigener Hand den Wagenschlag öffnete.

Sehr unangenehm überrascht war er jedoch, als ihm einige Männer aus dem Wagen halfen, die er im ersten Augenblicke nicht einmal zu kennen schien. Allein Bartolo, der hinter ihnen stand, dieß bemerkend, nickte gemüthlich mit dem Kopfe und sagte: „Sbirri, gestrenger Herr, Sbirri“ —

Der Marquis machte ein verzweifeltes Gesicht, was ihm aber nichts nützte, denn man brachte ihn wieder in den Wagen, kehrte denselben um und fuhr im Galopp in die Stadt zurück. Bartolo und sein ehemaliger Gefangener, der die Sache arrangirt hatte, schlossen die Eskorte.

XVI.

„Du Wüthrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier.
Das Ach und Weh der Kreatur,
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefordert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.«
Bürger: Der wilde Jäger.

Es war ein trauriger Wintermorgen, als ein zweiräddriger Karren, begleitet von einer ungeheuern Volksmasse, langsam auf der gefrorenen Straße hinzog. Ein Reisewagen, der durch das Gedränge nicht fortkommen konnte, mußte anhalten, bis der Zug vorüber sein würde. In demselben saßen drei Frauen, zwei ältere und eine noch sehr junge, in Begleitung eines jungen schönen Mannes. Sie schienen sehr bewegt und wandten schauernd ihr Gesicht ab.

Auf dem Karren saß neben einem Diener der Kirche ein Mensch, dessen bleiches, zerrissenes Gesicht mit den wild herumrollenden Augen das Entsetzen der Menge errregte.

Als er an dem Wagen vorbei kam und sein Auge in das Innere desselben fiel, that er einen lauten Schrei und sank dann erschöpft auf die hölzerne Lehne des Fuhrwerkes zurück. Sobald der traurige Zug vorüber war, setzte sich der Wagen in Bewegung, und ein Mann, welcher auf dem Bocke saß, lehnte sich zurück und sagte mit halblauter Stimme: „So wahr ich Bartolo heiße, Herr Graf, er hat uns erkannt. Möge ihm Gott gnädig sein auf seinem letzten Wege.“

Jussuf und Suleicha,

epische Dichtung des Mewlana Dschami, aus dem Persischen im Auszuge mitgetheilt von Pius Zingerle.

(Fortsetzung.)

Da unser Dichter schon des Jünglings Schönheit mit so lebhaften Farben gemalt, werden die neugierigen Leser ganz natürlich erwarten, daß der phantasiereiche Perser die Reize des Mädchens mit noch glühendern Farben darstellen werde. Wirklich thut Dschami dieß auch in einem sehr sorgfältig ausgeführten Gemälde, zu dessen vollständigem Verständnisse meine Leser das persische Alphabet verstehen und im Phönix die persischen Buchstaben paradiren müßten. Da könnten dann die geneigten Leser nebenbei auch sehen, daß ich Anfangs nicht mit Unrecht bemerkt habe, es finde sich in dem Gedichte, womit wir uns beschäftigen, manches Kindische, Spielende und dem abendländischen Geschmacke Unzusagende.

In Megreb (Mauritanien) lebte ein großer König, Namens Tacinus, mit Allem reich begabt, was ein Fürst immer wünschen kann, höchst mächtig und siegreich. Aber im Juwelenschatze dieses Schachs war der glänzendste Edelstein seine Tochter Suleicha, in einer Schönheit strahlend, deren Bild darzustellen eine reine Unmöglichkeit ist. Nur einen Versuch will Dschami wagen, „vom Haupte bis zum Fuße gleitend wie ein Haar.“ Seine Beschreibung in allen ihren Theilen aufzuführen, werden billige Leser mir, der ich ja zu Derwischabad gehöre, gern erlassen.

Digitized by Google

Als Palme schuf die Gnade ihren Wuchs,
Der aus der Anmuth Garten sich erhob;
Vom Kaiserstrome die Bewäss'rung trinkend
Erhob er schöner sich als die Zypresse*),
In ihren Locken war der Weisen Schlinge,
Es duftete wie Moschus fast ihr Haar.

Dieß auch nach Jasminen riechende Haar war so dunkel, daß es auf den ganzen Rosenzweig (die zarte rosige Gestalt) Schatten warf, und zwei Locken wallten seiltanzend auf der hohen schlanken Tanne ihres Körpers herum. Suleichens Stirne war eine silberne Lehrtafel; ihre Augenbraunen darunter zwei umgestürzte Nun**), die Augen glichen dem Buchstaben Sad. Der Mund war so klein wie das Köpfchen des Buchstabens Mim = M, und die Silbernase gleich dem Elif***). Ihr Mundrubin zeigte lachend den Buchstaben Sin, wenn die Zähne den Knoten des Mims (Mundes) öffneten.

Wollen wir aus den nachfolgenden Theilen der Beschreibung so eine Art Paß oder Steckbrief für die reizende Suleicha ausstellen:

Angesicht blühend wie der Zaubergarten Irem voll bunter Rosen;

Grübchen der Wangen silbern, Quelle des Lebens;

Kinn sinnverwirrend, verstandraubend auch für den Weisesten;

Hals glänzender als Elfenbein;

Schultern. So schimmern Jasmin und Rose nicht.

Busen blendend wie Licht, wie Blasen der himmlischen Quelle Kiafur.

Arme gleich einem Silberschatze, reich an wohlthätiger Hilfe für Leidende.

Lende feiner als ein Haar u. s. w. u. s. w.

Nachdem Dschami Suleichas weißen Leib mit einem Hermelinbrette (!) †) verglichen, ruft er begeistert aus:

Beim Namen Gottes! Ein Rosenstraus war sie
Von Licht! Doch blöden Augen ganz verhüllt.
Dem Spiegel nur weis't sie ihr klares Bild,
Und der — fällt ehrfurchtsvoll vor ihr aufs Knie. ††)
Warum jedoch der Spiegel vor ihr kniet?
Weil nur von ihrem Antlitz er so glüht.

*) Auch Homer vergleicht im 4. Buche der Iliade den Simonisios mit einer in reichbewässerter Aue eines großen Sumpfes schlank emporgewachsenen Pappel.

**) Nun ist der pers. Buchstabe N.

***) Elif = A, der erste Buchstabe des Alphabets. Nur der Anblick der persischen Buchstaben selbst kann die Schilderung dieser Schönheiten verständlich machen, die wir übrigens bloß deßwegen hersetzten, um doch auch eine Probe so geistvoller Beschreibungen zu geben. Den zarten witzigen Mund mit einer Nulle vergleichend sagt der Dichter in den folgenden Versen sehr sinnreich: wenn man zum Elif (Einser) die Nulle des Mundes zähle, so bekomme man zehn Herzeleide der Welt statt Eines. Suleicha hätte durch die Nase, das Elif (den Einser) allein die Welt vor Liebesschmerzen in Zwist versetzen können; wenn nun noch der liebliche wie ein Nüllchen kleine Mund hinzukam, so mußten 10 weltverheerende Zwiste entstehen. Was würde Lessing, der sich in seinem Laokoon so scharf über die beschreibende Poesie äußert, zu einer so natürlichen geschmackvollen Schilderung gesagt haben?

†) Brett, worauf eine Hermelinhaut gespannt ist. Rosenzweig erklärt dieß Bild daher, daß die Pelzhändler im Oriente ihre Waaren auf Bretter gespannt der Schau ausstellen.

††) Die Schönen des Morgenlandes beschauen sich im Spiegel knieend, indem sie denselben auf die Knie stellen.

Aber, um es ja nicht zu vergessen, ein Füßchen hatte das süße Kind! Daß sich ja keine Schöne einbilde, einen ähnlichen Fuß zu haben! Suleichens Fuß war so hold, so zart von der Ferse bis zur Zehe, daß ihr die Sohle schwoll, wenn sie ihn auf das Aug' des Geliebten hob und eine Thräne desselben etwa die Sohle benetzte.

Diese natürlichen Reize der Königstochter wurden durch den ausgesuchtesten Schmuck von Gold, Edelsteinen und Perlen erhöht. Jeden Tag zog sie ein neues Kleid an, setzte jeden Tag eine neue Krone auf. Zum Fußkuß (pers. pa-*) bus) wurde nur der Saum ihres Kleides zugelassen, sonst keiner auch der Größten im Reiche. Bedient von zypressenwüchsigen und Peris-wangigen Mädchen, von tausend altersgleichen Huristöchtern lebte sie sorglos, leidenlos, noch ohne Liebe.

Wie die Narzisse schlief sie in der Nacht,
Erblüht' am Morgen neu in Rosenpracht.

So glich ihr Dasein nur einem steten holden Spiele, bis ihr ein Traum die bisher genossene paradiesische Ruhe nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur deutschen Mythologie. **)

Das Hochland ist die Heimat der Sagen. Nicht in dem schweren Dunstkreise der Niederungen, sondern in den höhern Regionen hausen die Geisterschaaren, nur oben kann man erfahren, was an der Teufelsbrücke, oder am Drachenstein, was im Höllenthale oder am Zauberbache, was auf der Riesenhaide oder am Zwergstege, was im Herenloche oder am Geistersee sich zugetragen hat. So wie es nicht einerlei ist, wo man eine Blume bricht, ob in einem Ziergarten der Stadt, oder auf dem nebelumjagten Grate eines Gebirges, ebenso wenig ist es gleich, ob man eine Geistergeschichte im hellen Salone, oder in einer Wildniß erzählen hört; denn dort wird man sich eines Lächelns kaum erwehren können, während man hier das unheimliche Gefühl des Schauers nicht abschütteln kann.

Wer allein mehrere Gebirgsreisen unternommen hat, wird mir gestehen, welch einen tiefen, unerklärlichen Eindruck ein wankender Steg über klaffenden Abgrund, oder das Getöse eines Wasserfalles, der sich bei Nacht oder Nebel in die Tiefe stürzt, macht. Die dumpfen Klagetöne des Wildbaches im schwarzen Tannenwalde vernommen, phantastisch geformtes Felsengeschröffe von magischem Schimmer des Mondes beleuchtet, erschrecken den einsamen Wanderer, und beim Zunachten oder beim Leuchten eines Hochgewitters kann das Gemüth derart ergriffen und aufgeregt werden, daß das entsetzte Auge überall seltsame Bilder sieht. Wolken wandeln sich dann zu Fratzengebilden, morsche Baumstämme zu Grauen erregenden Gestalten und bemooste Steine gestalten sich zu Medusenköpfen.

*) Die Verwandtschaft des pers. pa oder pai mit dem grichisch. πους, latein. pes, deutschem Fuß ist klar; das Wort bus = Kuß ist schon früher einmal vorgekommen.

**) Unter dieser Aufschrift wird der Phönix öfters Sagen, Märchen, die einen mythischen Charakter haben, bringen, und über Volksgebräuche und Aberglauben, die Ueberbleibsel der alten deutschen Götterlehre zu sein scheinen, berichten. Die Redakt.

Digitized by Google

Ein Marterl oder eine Votivtafel kann einen oft beunruhigen, ein steinernes Bild hier zur Andacht stimmen.

Daher sind auch nur an solche Stellen die Geister gebannt, und nur in den Hochthälern sind die Sagen und Geschichten immer frisch. Unter den vielen Sagen und abergläubischen Gebräuchen nahmen ehedem die Walburgis-Feuer eine hervorragende Stelle ein, an denen nicht nur der Einzelne, sondern ganze Gemeinden und Thäler betheiligt waren.

Wo der Wurm des Gewissens todt getreten, wo der entfesselte Strom der Leidenschaften sich schon ein breites Bett ausgewühlt hat, da erbleicht der Genius des Glaubens; seine Schwingen, die er bisher schirmend über der frommen Gemeinde entfaltet hatte, erlahmen, und er flieht. —

Jeder fühlt dann eine beengende Leere, einen Abgang, ein Verlassensein, eine trostlose Ruhe, die aber nicht lange dauert, denn schnell taucht das Böse auf, und der leere Raum wird bald von einem Verein böser Geister eingenommen sein. Da hat man schon den ominösen schwarzen Bock auf dem nahen Geisberg um Mitternacht blöcken gehört, ihn auch schon unter den Nußbäumen wandeln gesehen; und das Hexengesinde, Unglücksraben, Alp und Drude ꝛc. sind als Vorboten der Wind- und Wettermeisterinnen auch schon im Thale eingetroffen.

Die Hexen, diese in Sinnenlüstern schwelgenden, bösen Weiber wohnen bald gemeinschaftlich, bald einzeln, und der Zweck ihres Erdenwallens ist Mensch und Thier zu necken und zu tücken, und wo möglich sie mit allem Schlechten zu umgarnen. Jede Hexe plagt auf eine eigene Weise. Einige halten sich nur an Flur und Feld, Andere an das Vieh und Einige wieder blos an den Menschen, z. B. die Eine sprengt Lämmer über Gebirgswände, während die Andere Kinder peinigt oder durch das Beschreien sie siech macht. Hier werden Gärten verwüstet, dort liegt ein Alp und beklemmt und ängstigt den Liegenden, so zwar, daß man nach den Arten der Plackereien auch die Anzahl der Hexen wissen kann, die in der Gegend hausen. Die gewöhnlichen Wehen, die Hexen zufügen, sind:

a. Der Mensch verfällt durch das Beschreien oder durch den bösen Blick in ein sonderbares Siechthum, häufiges Alpdrücken peinigt ihn und beides verscheuet Frohsinn und Wohlbehagen. Man fühlt sich unvermuthet angehaucht und die davon berührte Wange schwillt auf, oder wird von einem Ausschlage überzogen. Unbegrabene oder unbewachte Leichen werden von diesen Unholdinnen mißbraucht. Kinder verbrennen sich oder fallen aus der Wiege. Die Hexen verursachen häufiges Ohrensausen, während dessen man sich gepriesen glaubt, oder die Sterbglocke zu hören wähnt. Oft begegnen sie dem späten Wanderer als Weiber ohne Schatten und führen sie irre.

b. Zugthiere werden von unsichtbarer Hand angetrieben, aufgehalten oder sonst geneckt. Geise und Schafe verirren sich und leiden oft Schaden. Klauenvieh und Hühner werden Nachts aufgeschreckt und wild. Die Milch versiegt, gerinnt oder sie ist mit Blut gemengt. Ungewöhnlich viele Fledermäuse durchschwirren an Donnerstagen die Wohnungen.

c. Brand und Hagel verwüsten eine gewisse Strecke Land. In gewissen Gärten erscheinen Schwärme von grausigen Larven, Gewürm und Schnecken, und diese scheußlichen Gethiere überziehen Kräuter und Blumen mit ihrem ekelhaften Schleim. Frische Gräber werden ihres Schmuckes beraubt oder gar aufgewühlt. Das Trinkwasser wird zeitweise und unvermuthet trübe und das Brod geht nicht auf. Häfen gehen beim Sieden stets über, und plötzliche Windstöße, durch den Kamin kommend, treiben Feuer und Asche auseinander und verderben so die Kost.

Ist nun eine Gemeinde durch viele dieser Plagen belästigt, dann ist die Landschaft von einer ganzen Schaar zauberhafter Wesen heimgesucht. Dann schützt weder Gebet noch Sprengen vor ihnen; denn die Gottlosigkeit der Leute hat den Bösen das Heimatsrechtrecht gegeben, den Freibrief ausgestellt, und nur das Leuchten der mystischen Waldburgis-Feuer vermag sie aus ihren finstern Wohnungen aufzuschrecken und ihr giftiges Materiale zu entkräftigen.

Nach der Legende vertrieb im VIII. Jahrhundert die heilige Waldburgis durch diese mystischen Feuer sämmtliche Hexen aus dem Weichbilde ihres Klosters zu Heidenheim. Seit dieser Zeit werden in der Nacht, die ihren Namen trägt, die Bündel gemacht, um damit am 1. Mai das Hexenvolk, wo eines vorhanden ist, auszubrennen. Diese Reisigbündeln werden an einem Donnerstag um Mitternacht gebunden, und darin: Kienspäne, Schierlingskraut, Springwurzel, Rosmarin und Schlehdorn gebunden; dann werden sie geweiht und aufgehoben. Je älter diese sind, desto wirksamer zeigen sie sich bei der Vertreibung.

Sollte nun ein Ort von den Hexen und ihrem Gesinde befreit werden, so muß sich das Volk, vorher von allen sündigen Schlacken reinigen; denn wer sich mit Gott versöhnen will, muß sich von der Sünde trennen; dann sind sämmtliche Wohnungen durch drei auf einander folgende Tage zu reinigen und mit Wachholderbeeren und Rautenkraut zu räuchern. Endlich mit dem 1. Mai tritt der Tag des Gerichtes an; denn mit der Dämmerung schreitet das geplagte Volk zum Ausbrennen. Rüstige Bursche tragen die mystischen Bündeln auf sehr langen Stangen, um damit schneller die Hexen in die Höhe zu bringen; alle Knaben sind mit Schellen, alle Weiber mit Rauchgefäßen versehen, die Hunde sind losgelassen, Fenster und Thüren aller Wohnungen sind geöffnet. Diese ernsten Vorbereitungen zeigen, daß der Moment der Entscheidung jetzt eingetroffen sei, und der Ton der Glocken gibt das Zeichen zum Beginnen. Nun werden die Bündeln und Rauchgefäße angezündet, und unter dem Geläute sämmtlicher in den Häusern sich befindenden Glocken und Schellen, unter dem Bellen der Hunde und dem fortwährenden Rufe:

Hexe fluich — fluich von hier

Oder es endet schlecht mit dir,

wird 7mal um Haus, Hof und Dorf gelaufen. Die aufgejagten Vögel, Hühner und Fledermäuse umkreisen schwirrend diesen Irrwischtanz; die durch dieses Kriegsgeschrei aufgeschreckten Hexen aber, geblendet von einem unbekannten für sie unerträglichen Feuer, betäubt durch den mystischen Rauch, erheben sich aus ihren Höhlen und suchen ihr Heil in wilder Flucht. Der ruhige, aufmerksame Beobachter hört ihr Gejammer und sieht, wie sie zischend hin und her ziehen.

Digitized by Google

Der dicke harzige Rauch, der sich bald zu schwarzem Gewölke eint, bildet eine Unterlage, damit die herabfallenden bösen Einflüsse und Verwünschungen aufgehalten, zersetzt und unschädlich gemacht werden.

Die Gegend ist nun von dem Bösen frei, das Gewissen beruhigt, Gram und Angst sind vom Gemüthe gewichen.

Verona. v. C.

Literatur.

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schade. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung.

Von diesem Almanache erscheint schon der dritte Jahrgang. Wenn wir ihn mit den beiden vorausgehenden vergleichen, so dürfen wir es unbedingt aussprechen, daß er sie nach Form und Gehalt weit übertreffe, und einem musenfreundlichen Publikum empfohlen zu werden verdiene. Fast überall, so weit die deutsche Zunge klingt, hat sich ein Dichter gefunden, der einen Beitrag lieferte. Schleswig und Tirol, Livland und die Schweiz, die Bukowina und Lothringen, und alle Provinzen zwischen diesen äußersten Marken, wo uns noch deutsche Bildung im allgemeinen oder sporadisch zerstreut entgegentritt, sind durch Liedesgaben vertreten. Betrachten wir die Leistungen der 75 Dichter näher, so fallen uns freilich die Worte der Bibel ein: Viele sind berufen, Wenige auserwählt! indeß ist doch immerhin eine beträchtliche Anzahl von Beiträgen vorhanden, welche Anerkennung verdienen. So begegnen wir Reliquien des jüngst verstorbenen Reinick und des unglücklichen Hölderlin, Andersen gab eine gemüthliche Erzählung, Stöber Adolf im Elsaß unter mehreren tändelnden ein mannhaftes Lied, ansprechend sind die Gedichte Bodenstedts und einiges von Scheurlin und Scherer, Pröhle, Kaufmann und Pfarrius; dagegen haben Daumer, Geibel, Fallersleben und manche andere berühmte Namen ziemlich Unbedeutendes geliefert. Das gleiche müssen wir von den meisten der Dichter an der Donau in Oesterreich sagen, welche zwar ziemlich zahlreich und mit einer großen Anzahl Gedichte auftreten, leider solchen, die großentheils am besten ungedruckt geblieben wären.

Herr Wurzbach, der Dichter der Parallelen, wie er sich immer gerne selbst bezeichnet, steuerte mehreres bei, jedoch nichts, was einen künstlerischen Werth hätte. Matte gedunsene Phrasen und endlich bei »den heil. drei Königen« — doch wir wollen dieses Gedicht nicht weiter zergliedern, es ist faunisch frech wie der Romanzero Heines, ohne von diesem auch nur den leisesten Abglanz des Witzes zu zeigen. Die Gedichte Frankls sind gehaltvoller und genügen, wie immer, der Anforderung, welche die Technik machen kann. Von denen Tschabuschniggs läßt sich eben gar nichts sagen, weder im Guten noch im Bösen. Ritter von Levitschnigg ist sich gleich geblieben, er scheint einseitig manierirt den Bombast für Poesie zu halten; wem dieses behagt, dem wollen wir den Geschmack daran nicht verderben. Vogel und Seidl erheben sich kaum über das Niveau sentimentaler Schönrednerei auf das Detail einzugehen, wird man uns erlassen. Wir wissen zwar sehr wohl, daß ein Almanach nicht ein Compendium deutscher Literaturgeschichte ist, hätten jedoch gewünscht, daß die Sänger an der Donau durch würdigere und bessere Beiträge vertreten wären, denn, um es zu wiederholen, nur sehr weniges von dem, was Ch. Schade bietet, überragt die trivialste Mittelmäßigkeit. Die Krone des Werkes sind Hebbels Epigramme, welche beinahe einen Druckbogen füllen. Gedanken über Kunst und Literatur im allgemeinen und einzelnen vom tiefsten Gehalte, und eben dadurch der Entwicklung nach den verschiedensten Seiten fähig, ethische Anschauungen von einer Würde, einem Ernste, wie ihn die Zierpuppen dieser Tage kaum ertragen, sind hier ausgeprägt in der reinen Krystallform des Epigrammes; hie und da liegt ein kleines Bildchen dazwischen voll inniger Zartheit, wie eine Blume, oder es treten uns die Gegensätze, welche das sociale Leben unserer Tage an der Wurzel berühren, auf bedeutungsvolle Weise symbolisch ausgesprochen vor das Auge. In einer Anmerkung lesen wir, daß der Dichter diese Epigramme »als Proben der bevorstehenden, beträchtlich bereicherten Gesammtausgabe der bisher in zwei getrennten Sammlungen erschienenen lyrischen Gedichte« gegeben habe. Wir sehen dieser Ausgabe mit großer Spannung entgegen; sie wird freilich nicht dreißig Auflagen erleben, wie die Bonbons in vergoldeten Tüten von Dem und Jenem; Hebbels Poesie ist für Männer, und die waren im Verhältnisse zu den Backfischlein mit und ohne Hosen immer in der Minderzahl. Uebrigens ist uns nirgends so sehr aufgefallen, wie weit Hebbel das literarische Federvieh, welches nach althergebrachtem deutschen Rechte in großer Ueberzahl auf dem Büchermarkte gackert, überrage, als hier in diesem Almanache, wo es an den Epigrammen wie an Kolossen so nebenhin läuft. Zu den Epigrammen ist Hebbels wohlgetroffenes Porträt nach Rahl eine sehr erfreuliche Zugabe.

Doktor Johannes Faust. Puppenspiel in 4 Aufzügen. Hergestellt von Karl Simrock. Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner.

Nächst Göthes Faust hat ohne Zweifel das alte Puppenspiel von Faust unter allen Gedichten, wozu die Faustsage Veranlassung gegeben hat, das größte poetische Verdienst. Es stellt die Faustsage anziehender dar, als das Volksbuch, und reiner als Göthe, der sich nach dem Grundgedanken seines Gedichtes von der Sage, der Fausts Höllenfahrt wesentlich ist, entfernen mußte. Von dem Werke des großen Meisters wird es nicht in Schatten gestellt; es ist in seiner volksmäßigen Art ebenso kühn und geistreich erfunden und durchgeführt; als Bühnenspiel runder und von stärkerer, wenn auch nicht so tiefgreifender Wirkung. Außerdem hat es als die nächste Quelle Göthes, so wie Lessings und Maler Müllers, eine große Bedeutung. Wir sind deßhalb Hrn. Simrock für die Herstellung und Veröffentlichung dieser so wichtigen Faustdichtung sehr verpflichtet. Möge das körnige Puppenspiel auch in unsern Bergen viele Leser finden!

Die deutsche Götterlehre. Ein Hand- und Lesebuch für Schule und Haus. Nach Jakob Grimm von J. W. Wolf. Göttingen, Dieterich'sche Buchhandlung. 1852.

Seit dem Jahre 1835, in dem Jakob Ludwig Grimm seine »deutsche Mythologie« veröffentlichte, geschah Vieles für Erforschung unserer Götterlehre. Unter den Männer, die sich um diesen Zweig der Literatur besondere Verdienste erworben, zeichnet sich J. W. Wolf aus, der sich durch seine »Beiträge zur deutschen Mythologie« (Göttingen 1852) als einen ebenso unermüdlichen Sammler, als scharfsinnigen Gelehrten zeigte.

In seinem neuesten Werke »deutsche Götterlehre« will der emsige Forscher Freude am Vaterländischen in die Herzen der reifern Jugend, so wie aller, die sich der Bildung rühmen, tragen; er will Jung und Alt mit der Religion unserer Urväter bekannt machen, in der wir noch zum Theile unwissentlich leben, von der wir so viele Gebräuche, Sitten und Ausdrücke ererbt haben. Es sind in diesem Buche die Resultate der Forschungen Jakob Grimms und weniger Mitstrebender zusammengefaßt.

Herr Wolf hat aber nicht bloß Vorhandenes benützt und überarbeitet, sondern auch manches Neue geboten und manche Quellen, die früher unbekannt, entdeckt und benützt. Referent, der sich seit Jahren mit dem Studium deutscher Mythologie befaßt, muß dieses Buch als das beste Werk dieser Art bezeichnen. Es zeichnet sich durch den reichen, gediegenen Inhalt, so wie durch treffliche Anordnungen und klare Darstellung aus. Möge dieses treffliche Werk die Kunde der deutschen Götterlehre fördern und Liebe für dieses Studium wecken. Es ist fürwahr der Mühe werth, die Religion unserer Vorfahren kennen zu lernen; denn es ist eine große Summe göttlicher Wahrheit in ihr enthalten, die ihr einen Hauptrang in der Reihe der Mythologieen der Völker anweist. Sie durchweht ein Hauch von Größe, Reinheit und Innigkeit, den wir in andern vergebens suchen, und zeigt uns unser Volk, prädestinirt zu einem der ersten, ja zum vornehmsten Träger des Christenthums, der es viele Jahrhunderte hindurch blieb und stets bleiben sollte. —

Digitized by Google

Die Alpenzither aus Tirol. Gedichte und Erinnerungsblätter aus den Jahren 1848 bis 1850. Von Ritter von Alpenburg. Innsbruck. Druck von A. Witting's Buchdruckerei.

Alpenzither nennt der Verfasser die Sammlung seiner Gedichte und er hat Recht. Die Zither ist ein gar bescheidenes anspruchsloses Instrument, aber vor allen andern heimatlich und wahr. Sie klingt in tiefen Thälern, begleitet den Senner auf die Berge, klagt sein Heimweh in der Ferne und jauchzt in frohen Weisen zu den hellen Jodlern, kurz die Zither mit ihren treuen Klängen ist der ächte in Tönen aufgelöste Sinn, das in den wahrsten Tönen sich kundgebende Herz des Alpenländers. Und in den letztvergangenen Jahren haben die Stürme der Zeit auch der Alpenzither viele Lieder entlockt, und die gewaltigen Finger großer Ereignisse haben mächtig in ihre Saiten gegriffen. Aber die erwachten Töne konnten nur das hinaustragen in die Lüfte, was innen tief im Herzen des Landes und des Volkes angeklungen. »Wie man in den Wald hineinruft, so hallt es wieder,« so sagt ein altes Sprichwort, das aber auf unser Tirol nicht so buchstäblich angewendet werden kann. »Revolution!« hat es hereingerufen, aber »Kaiserliebe und Landestreue« hallte es zurück; »Freiheit!« riefen Millionen Zungen zu unsern Felsenthoren herein; »Gesetz und Ordnung ist allein Freiheit« scholl es von unsern Bergen; »Fortschritt!« rief es gellend durch die Thäler, »Festhalten am alten Recht« war die Antwort. Während draußen der Boden unter den Füßen wankte und alles aus den Fugen ging, ragten bei uns unbewegt die Berge mit den sonnenverklärten Häuptern in die blaue Luft; frei wie immer, aber nicht zügelloser schwebte der Adler um die Felsenzinnen und hob sich auf zur Sonne, die ihre alte Bahn über unsere Berge zog, während in den Schluchten die Wildbäche mit dem alten Tonfalle und gleichen Takte von den Höhen brausten. — Diese Zustände unseres Landes in charakteristischen Bildern hinzumalen, edle Manneskraft und kühnen Thatenmuth im Liede zu feiern, die Stimmungen und Anschauungen des Alpensohnes in das Kleid der Poesie zu hüllen, dieß war das Ziel, das sich diese Erinnerungsblätter steckten. Man wird daher auch den bescheidenen Titel begreifen, unter dem dieses Büchlein anspruchlos in die Oeffentlichkeit tritt. Es will ein Denkblatt sein für Tirols Größe und Treue, ein Heroldsruf für seine Thaten, eine Verkünderin der Theilnahme des Landes an Allem, was für Thron und Vaterland geschah; es vertritt Oesterreichs Rechte gegen Süden hin und Norden und kämpft auch mit dem Stachel des Epigramms gegen Thorheit und Anmaßung; und trägt, namentlich S. 34, die Wünsche des theuren Heimatlandes, ehrerbiethig klopfend, an die Kaiserpforte. Wir glauben, es sei angemessen, daß wir uns jedes Lobes und jeder Anpreisung absichtlich enthalten, in so fern dasselbe nicht schon in dem oben angegebenen Inhalt und seiner Tendenz von selbst mit eingeschlossen ist; wir wünschen vielmehr, daß sich unsere Landsleute selbst davon überzeugen und den »Erinnerungsblättern« in ihrem Bücherschranke ein Plätzchen anweisen, das sie fordern können. Was wir zu bemängeln hätten, wäre manche Vernachläßigung der Form, öftere Anwendung von unächten Reimen, vorzüglich wünschten wir auch eine andere Anordnung der einzelnen Gedichte. Doch wir wissen, daß es Gedenkblätter sind, und daher möge sich der freundliche Leser die Ordnung derselben in der beliebigen Reihenfolge seiner eigenen Erinnerungen zurechtsetzen.

Zum Schlusse möchten wir gerne viele Proben ausheben, damit sich unsere Leser von der Wahrheit des Gesagten überzeugen und sich selbst ein Urtheil bilden könnten, doch der Raum verbietet uns eine größere Auswahl.

Todesmuth.

Die Feinde stürmen wuthentbrannt
Mit Mord und List im Blicke,
Doch acht Studenten Hand in Hand
Verlassen nicht die Brücke.

»Zum Angriff vor!« jetzt Schuß auf Schuß!
Und zischend in der Richtung
Kartätschen mit dem Feuerkuß
Droh'n gräuliche Vernichtung.

Wollt sehn ihr wie ein Eichstamm fällt?
Held Friese ist's, der treue,
»Leb' wohl du schöne Gotteswelt,
Mein Vaterland gedeihe!«

Mit Wunden und mit Blut bedeckt
Zieh'n heimwärts die Bewährten,
Und haben still in's Grab gelegt
Den Bruder, den Verklärten.

Waldvöglein.

Ein Vöglein saß am Zweige
Im dichten Waldesgrün,
Bei schwüler Tagesneige,
Und klagt' im Abendglüh'n:

Einst sang ich froh ins Weite
Mein schönstes Alpenlied,
Da nahmen böse Leute
Mir Nest und Junge mit.

Sie glühten Eisen, stachen
Die klaren Aeuglein aus:
Die jungen Herzen brachen,
Wie Lied' im Todtenhaus.

Wohl singen sie, wie prächtig
Der Frühling sproßt und blüht,
Der Sang bezaubert mächtig,
Doch ists — ein Grabeslied.

Es bläst vom hohen Kogel
Der Wind durch Waldesruh,
Vom Zweige fällt der Vogel,
Der Waldklee deckt ihn zu.

Uebrigens ist das dem edlen Dichter Justinus Kerner gewidmete Büchlein sehr würdig ausgestattet und in einer Form, die sich für Geschenke vorzüglich eignet.

---

1. **Das vierte Gebot.** Unterhaltende und belehrende Jugend- und Volksschrift von Gustav Nieritz. Leipzig bei Wöller.
2. **Lebensbilder aus der Heimat und Fremde.** Zur Unterhaltung für Jung und Alt. Verlag von Jm. Wöller in Leipzig.

Die erstere Erzählung reiht sich an die früheren Jugendschriften des bekannten Verfassers ehrenvoll an. Die Lebensbilder sind eine Sammlung von 9 Erzählungen, die G. A. Winter, Jm. Wöller, W. O. v. Horn und Fr. Schwed zu Verfassern haben. Es lesen sich diese Geschichten angenehm; sie dürften aber mehr Kraft und Gehalt haben.

Tiroler-Biene.

• In der am 29. November stattgefundenen Abendversammlung des katholischen Vereines hielt Bildhauer Stolz einen Vortrag über christliche Kunst. Professor Flir besprach das in Mils befindliche Passionsbild, das nach seiner Conjectur vom Nürnberger Künstler Veit Stoß herrühren soll.

• Am 24. Dezember werden die Abendvorlesungen im hiesigen Ferdinandeum anfangen. Herr Professor Dr. Hlasiwetz wird dieselben mit einem populären Vortrage aus der Chemie eröffnen. Auch Damen steht der Zutritt offen, was um so erfreulicher ist, da bereits mehrfältig Wünsche in dieser Beziehung laut wurden, und manche Vorträge auch für das schöne Geschlecht von hohem Interesse sein dürften.

Der „Phönix" erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 30 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde und Wissenschaft.

III. Jahrgang.

№ 51. Innsbruck, 18. Dezember 1852.

Einladung

zur Pränumeration auf das erste Quartal des Phönix 1853.

Preis für hiesige Pränumeranten 50 kr. C. M.; für auswärtige mit Post bezogen 1 fl. 10 kr. C. M.

Diese kritisch-belletristische Zeitschrift wird, wie bisher, wochentlich einmal erscheinen und der bisherigen Tendenz **„Belehrung und Unterhaltung zu fördern"** treu bleiben. Der Redaktion ist es gelungen, rühmlichst bekannte Schriftsteller für das Unternehmen zu gewinnen. Der „Phönix" wird in diesem Quartal Beiträge von Julie Gräfin von Oldofredi-Hager, Gertrude von Hohenhausen, Louise v. Plönnies, Heinrich Arnold, Theodor Bornowski, Alex. Kaufmann, Wilhelm Kilzer, Theodor Klein, Theodor Lau, Augustin Moriggl, Ernst Rudolf Neubauer, Dichter der Parallelen, Anton Peter, Joh. Pfeifer, Adolf Pichler, Karl Simrock, Ludwig Staufe, Josef Steger, Joh. Nep. Vogl, Rudolf Waldburg, Eduard Ziehen, Pius Zingerle u. A. bringen.

Es werden weder Mühe noch Kosten gespart, um in jeder Weise etwas Gediegenes zu liefern, und wir hoffen, daß dieses Streben gewiß lohnende Anerkennung finden wird. —

Wagner'sche Buchhandlung.

Ungrische Gastfreundschaft.

Von Koloman von Lißnyai.

Uebersetzt durch Kertbeny *).

Mir brach das Rad am Wagen! Nun was macht's denn eben?
Ich habe ja Bekannte gleich im Dorf hier neben.
Doch, wenn ich fremd auch wäre, schierte es mich nimmer,
In jedem Ungarhofe bin daheim ich immer.
Nun erst in diesem Hause, wo am Dach schon sitzet
Der Storch, am Herd die Kohle ewig glimmt und glitzet!
Gastfreundschaftlich berühmt ist's, wie Dir Alles kündet,
Wo ja sogar der Hofhund Gäste sucht und findet;
Er wedelt dir entgegen, leckt dir auf der Schwelle
Bereits die Hand, folgt dir mit freudigem Gebelle.

Wie's Schwalbennest am Vordach — draus die Jungen schreien —
Ist sicher dieses Haus. Tritt ein! darfst dich nicht scheuen.
Gastfreundschaft sieht man auf dem Schornstein selbst noch walten,
Mit Lieb empfängt der Wirth, der junge Storch, den alten.
Es sind im Hofe Tauben, und im Zimmer Tauben;
Das heißet: Frau'n und Mädchen, mit und ohne Hauben.
Im Aug, im Herzen und im Blut die lautern Zeichen
Der Freundschaft, so in Wort und That, im Brod im weichen,
Gleichwie im Wein; ein offner Tempel, offner Wille,
Ein offen Herz und offnes Thor, und Lieb in Fülle:
Kennzeichnet eines echten Ungarhauses Frauen
Und ist in jedem Zug des Hausherrn auch zu schauen.

Ins offne weiße Haus, da geh ich her, im Segen
Bis an den Hals kann schwimmen hier ich und mich pflegen,
Wo kugelrund das Wort, die Rede ringelrunde,
Und zu durchschauen alle Herzen bis zum Grunde.
Der Frohsinn herrscht hier mächtig, Freuden meiner warten
Soviel als Blumen nebenan wohl sind im Garten.
Die Wachtel schlägt gleich überm Fenster in der Laube,
Und heiter lacht vom Bache her die Turteltaube.

Und kaum noch grüßt zu ihnen man hinein, so stehet
Schon vor dem Thor der wackre Hauswirth, seht nur, sehet!

*) Lißnyai Koloman dürfte manchem unserer Leser persönlich bekannt sein. Er wurde nach der Besiegung der Ungarn in das k. k. Regiment Nugent eingereiht, war dann längere Zeit zu Absam und auf dem Judensteine einquartiert, wo er zuletzt erkrankte und in das hiesige Militärspital gebracht wurde. Nach seiner Entlassung kehrte er in sein Vaterland zurück. Das hier mitgetheilte Gedicht ist eine Probe aus einer Sammlung von Uebersetzungen, welche unter dem Titel: »Album hundert ungrischer Dichter,« bis Neujahr 1853 bei Schäfer in Dresden in splendidester Miniaturausgabe erscheinen wird.

Digitized by Google

Ein jedes Haar hängt ihm am Haupt als Rufezeichen,
St. Peters Bart an Wirthshausthüren zu vergleichen.
Den Gast beim Arm erfassend, er hinein ihn führet
Und schwört, daß großen Durst der Kommende wohl verspüret,
Darum, in seiner Freude frägt er gar nicht lange,
Holt er vom Keller besten Wein gleich zum Empfange;
„Hab einen mörderischen!“ — spricht er, langsam schluckend —
„Der umbringt jeden Kummer, durch die Adern zuckend!“
Und während von dem Trunk des Hausherrn Wangen glühen,
Ihm gleich im ganzen Antlitz rothe Rosen blühen.

Wo solche Freudenblumen in der Blüthe stehen,
Bei Gott! dahin will gerne ich als Gärtner gehen.
Wo mich das Herz der Hausfrau ruft, und „Süße Seele!“
Sogar den Fremden nennt, — solch Haus ich mir erwähle!
Wo ihr Begrüßen schon dem Gaste Heil bedeutet,
Sie über ihn die Seel' wie einen Schleier breitet,
Mit Worten, gut wie Samenkörner, ihn begrüßet,
Daß jedem, der sie hört, das Herz in Knospen schießet.
Wo an den Nägeln selbst die Blumen dir erblühen
Von ihrem Händedrucke, — dahin laß uns ziehen!

„Bring Kuchen, Tochter!“ — ist das erste Wort von ihnen,
„Und was befehlt Ihr sonsten? wollen herzlichst dienen!“
Und kurze Zeit drauf ist das Essen aufgetragen,
Daß fast der Tisch sich bieget unter all den Lagen.
„Hier ist das weiche Brod mit Hahnenmilch, nun schmauset!
„Es buk's die unsichtbare Fee, die bei uns hauset;
„Sie wohnt mit uns in irgend einer Stubenecke
„Im Bettkreuz oder Bohnenherzchen im Verstecke;
„Auf Haaren reitet sie, macht Bibeln morsch, zum Spiele
„Löscht sie das Licht, und wispert, knuspert in der Diele . .“

Und dann, das glöckleinlipp'ge Töchterlein vom Hause!
Sie drehet sich geschäftig, nöthiget zum Schmause
Mit Worten, süß wie Milch, und in dem Auge Gluthen,
Als sei ihr Herz von Liebe voll zum Ueberfluthen!
Ihr Auge ist wie Honigseim und Sonnenstrahlen
So süß und hell, wenn drinnen sich die Freuden malen.
Und offen wie ein Blumenkelch ihr Herzchen lieget,
In dem als warmer Thau das rothe Blut sich wieget.
Den Himmel sieht in ihrem Aug der frohe Zecher,
Und trinkt dem Engel seiner Heimat zu den Becher.
Sie aber wird von diesem Herzwort augenblicklich
Gleich der gefüllten rothen Rose, überglücklich,
Und ob's der theure Gast nun will, ob nicht, sie pflücket
Des Gärtleins Blumen all zum Strauß ihm, still entzücket.

Und kaum eröffnet er das Aug, erst halb im Wachen,
Sieht er im Glas vor seinem Bett den Strauß schon lachen;
Und Blümlein bunt, daß er im Traum noch glaubt zu schweben,
Ihn auf dem schwanenweichen weißen Bett umgeben;
Er ruht auf sieben Kissen mit befransten Rändern,
Neun Maschen hat ein jedes hübsch von rothen Bändern.
Und unterm Kissen liegt ein Märchenbuch, — es stecken
Salbei auch und Lavendel in des Bettes Ecken.
Nach Ammensitte streute man sogar auf's Kissen
Den Blumenstaub von eines Bienchens zarten Füßen,
Und drückte einen Kuß drauf, als man's Bett bereitet,
Damit der Gast von guten Träumen sei begleitet.

So fließen hin der Freundschaft Stunden, bis ihr Fließen
Der Gast doch endlich inne wird trotz all dem Süßen.
Welch langer Abschied aber, kömmt es nun zum Gehen!
Noch sei das Rad gemacht nicht, kann sich noch nicht drehen.
Bist du damit in Ordnung dann, und reisefertig,
Bleib mit der Hausfrau ernsten Streits fast noch gewärtig:
„Das heiß' ich doch“ — spricht sie — „ein fremdes Wesen zeigen,
„Nie sah so eil'gen Gast ich, seit das Haus uns eigen!
„Nun, bleibt doch einen Tag noch, wollt ihr schon nicht länger,
„Wenn nicht, ein Stück doch, 's ist ja hinter Euch kein Dränger.
„Bleibt nur! Daraufgab-Unterhaltung soll's jetzt geben,
„Bring, Väterchen, von jenem Wein aus Erlau's Reben,
„Der mundet zuckersüß sogar den Frauenlippen,
„Drum will ich selbst vom rothkristall'nen Naß nun nippen;
„Auch back' ich Kuchen eben, heiße Pfannenkuchen,
„Die mohngefüllten Hufe müßt Ihr auch versuchen . . .“

Doch als trotz Alledem der Gast zu halten nimmer,
Stellt sich das kleine Bübchen hin vor ihn in's Zimmer;
Im Händchen eine Spinne bergend, Küsse spendend:
Mit seinem Fingerlein, spricht er, zur Thür sich wendend:
„Mein Spinnchen klein! sollst schnell ein großes Netz mir spinnen,
Damit den guten Gast wir könnten fangen drinnen!“
Doch, als auch dieß nichts nützt, der Gast nicht mehr will weilen,
Sieht man die Tochter, wie ein Eichhorn flink, enteilen
Und hin legt einen Klettenstrauch sie auf die Schwelle,
Daran sich fängt, wer überschreiten will die Stelle:
„So bleibt doch! seht, das Gras selbst will zurück Euch halten!“
Ruft Alles lachend, faßt ihn an des Mantels Falten.

Und doch, — er geht! — es folgen Alle ihm behende,
Die vielen guten Worte finden kaum ein Ende.
Man ladet ein ihn, daß er möge wiederkehren,
Vor Allem doch am Kirchtag soll er sie beehren.
Wie dann zuhauf hier sei das Volk der ganzen Gegend,
Sich bei Musik in Fröhlichkeit wohl endlos regend;
Wie man ein groß Begräbniß wird dem Leid bereiten,
Wozu die Glocken lachen werden und nicht läuten,
Wie, gleich dem Sporngeklirr, die Gläser dann erklängen,
In schönre Zukunft sich die Seelen Aller schwängen.
Wie sie ihr Herz dann krönten mit der Freundschaft Krone,
Als guter Laune König Jeder säß zu Throne! . .

So lockt man ihn, daß er doch kommen möge wieder;
„Der gute Gott wird auch bei uns sein,“ — spricht man bieder,
„Wir wollen laden ihn durch innige Gebete,
„Aus vollem Herzen Freundschaft übend früh und späte.“

Man faßt des Ziehenden Hand zuletzt, gelangt zum Flusse,
Man lächelt nach ihm, winkt, schickt Segen ihm im Gruße!
Ihr Scheideblick gleicht Sternen, die vom Himmel schießen,
Nach fliegt wie Vogelsang dem Scheidenden ihr Grüßen.

Digitized by Google

Aus den norischen Alpen von R—t.

(Fortsetzung.)

II. Der Pasterzengletscher und die Alpe Ferleiten.

Mein erster Ausflug von Heiligenblut aus galt dem großen Gletscher, der, von den Schneemassen des Großglockners genährt, ein weites Hochthalbecken am Ostabhange desselben ausfüllt, welches eine gute halbe Stunde in der Breite und wohl mehrere Stunden in der Länge mißt. Dieser Raum mit Inbegriff des Gletschers trägt den Namen „Pasterze“ und bietet Sehenswerthes und Großartiges in Fülle. Das Eisfeld gehört sowohl in Rücksicht seiner bedeutenden Ausdehnung, als der eigenthümlichen Konstruktion zu den Gletschern erster Größe, und wurde in neuerer Zeit Gegenstand gediegener gelehrter Forschungen, unter denen die Arbeiten der Brüder Schlagintweit obenan stehen. Diese beiden Naturforscher brachten siebzehn Tage in einer Hütte am Pasterzengletscher zu und widmeten den verschiedenartigsten Messungen in Beziehung auf die Erscheinungen, welche jedes größere Eisfeld bietet, ihre volle Thätigkeit. Ihnen verdanken wir die erste gründliche, streng wissenschaftliche Untersuchung der deutschen Eisberge, welche noch bis vor mehreren Jahren in ein gewisses fabelhaftes Dunkel gehüllt blieben, und es war hoch an der Zeit, der Schweiz, die uns schon früher vorausgeeilt im Gebiete der geologischen und physikalischen Forschungen, hierin es gleich zu thun.

Der Weg zieht sich vom Dorfe aufwärts längs der schäumenden Möll, aus welcher mehrere ungeheure Gneisblöcke malerisch emporragen, eine Zeit lang eben fort. Auch der andern Thalseite sehen wir den Gößnitzfall in den Sonnenstrahlen dampfen und gelangen dann bald an den Rand des Gebirges, aus welchem sich der Fluß in dunkle Schlucht unter lärmenden Cascaden Bahn bricht. Nach kurzem Anstieg über Urgestein, wovon besonders der grünbunte Serpentin wohlgefällig in die Augen sticht, gelangt man auf ein Wiesenplateau und erblickt einen neuen Wassersturz, den Leiterfall, welcher gewiß jeden Wanderer durch seine beträchtliche Höhe und den Reichthum der Wassermassen in Staunen versetzt. Dann erreichen wir steigend den untern Theil der Pasterze, wo zum ersten Male der Gletscher hervortritt und sich gleich einem ungeheuern gefrorenen Wasserfalle herabsenkt. Ueber ihm starrt majestätisch der weiße Großglockner mit seinen zwei Spitzen in den blauen Aether, hin und wieder von kleinen Wolken beschattet. Hier ist dicht am Rande des Eises die Heimat der üppigsten Alpenflora; das anderwärts so selten blühende Edelweiß blüht da in reicher Füll dem Pilger entgegen, mit zahlreichen Gentianen und blauen Aconiten untermischt. Jeden Tag rauben ein paar neue Ankömmlige einen Theil dieses schönen Schmuckes und ziehen mit verblümtem Hut von dannen; während Andere, das holde Geschenk der freigebigen Natur höher achtend, in der allbekannten Botanisirbüchse das Kleinod besser bergen und in die ferne Heimat fortführen. So zerstreuben diese armen Pflanzen nach allen Weltrichtungen, gleich den Kindern einer unglücklichen Familie, die eine harte Schicksalshand oft auseinanderwirft, um sie nie mehr zusammenzuführen. Nur Wenigen ist es vergönnt, ihr Leben zeitgemäß auszuhauchen auf dem Wiesenteppich, wo sie aufgekeimt, wenn der kühle Herbstwind durch die losen Blätter fährt. Auch ich konnte mich trotz eines wehmüthigen Gefühles nicht erwehren, einen Büschel abzupflücken, weil eben dann ein Anderer mir zuvorgekommen wäre, eine Begründung, die ich freilich selbst nicht für stichhaltig ausgeben kann.

Noch eine kurze Strecke Steigens über mächtige Gneisplatten hinweg, so langt man auf dem Gletscher selbst an, der hier in ungeheurer Ausdehnung ganz eben, nur unterbrochen von den verschiedenartigsten Klüftungen vor den Augen des Beschauers liegt. Das Herumschreiten auf demselben verursacht nicht die geringsten Schwierigkeiten, sobald man über die hohe Meräne glücklich gelangt ist. Etwas tiefer im Hintergrund befindet sich, gerade gegenüber dem Glockner, erhaben über dem Gletscher auf Wiesengrün, die Johanneshütte, das Ziel meiner damaligen Wanderung. Nach ihrem Erbauer, dem Erzherzoge Johann, benannt, bildet sie ein schätzenswerthes Obdach in einer Höhe von 7500 pariser Fuß, wo, soweit das Auge reicht, nicht einmal ein verkrüppelter Baumstamm an die Nähe einer mildern Natur erinnert. Spärlich ist einiges Holz aus weiter Ferne dort zusammengetragen zur Erwärmung bei einfallendem Unwetter, auch Heu, um die Nacht hier verbleiben zu können. Einzelne Schafe ohne Hirt, welche den Sommer über das karge Gras der Umgebung abweiden, sind unsere einzigen Gefährten in dieser schauerlichen Oede. Auf dem Dach der Hütte, gedeckt mit Chloritschieferplatten, welche von den Sonnenstrahlen angenehm erwärmt waren, setzte ich mich nieder und blickte in die dämmernden Schluchten des Großglockners, dessen Gipfel sich unterdessen in dunkles Gewölk gehüllt hatte. Eine beengende Stille herrschte rings herum, einmal nur unterbrochen vom Donnern einer Lavine, welche sich aus den unendlichen Schneemassen losgelöst hatte. Die Zeit mahnte zum Rückweg, bald befand ich mich wieder auf dem Gletscher, hörte das unterirdische Rauschen der Gewässer, blickte hinab in die azurblauen oft unergründlich tiefen Eisspalten und eilte dann über Wiesengründe zurück bis zum Leiterfall, wo ich mir unter dem Flor der schönsten Alpenrosen eine kurze Rast gönnte. Ueber dem Thal von Heiligenblut war ein bunter Regenbogen ausgespannt, und mit dem sinkenden Abend freudig jenem Symbol des Friedens entgegen eilend, gelang es mir, noch vor einbrechender Dunkelheit mein einstweiliges Standquartier, das einsame Alpendorf, zu erreichen.

Von Heiligenblut aus führt ein sehr betretener Alpenpaß über den Tauern hinüber in's Salzburgische zu den wohlbekannten Thälern der Fusch und Rauris, welcher, obwohl sich bis zu einer Höhe von 8050 paar Fuß erhebend, sogar im Winter benützt wird. Es vergeht in der guten Jahreszeit kaum ein Tag, wo nicht eine kleine Karavane gemeinsam den langen Weg hinüber pilgert. Ich beschloß daher auch, mich auf Gerathewohl einigen Reisenden anzuschließen, um so die Nordseite der Tauernkette, welche gegen Fusch hin sehr steil abfällt, zu besichtigen. Es war gerade ein Sonntag und die melodischen Kirchenglocken riefen die Bewohner von nah und fern zum Gottesdienste. Da versammelt sich dann schon in aller Frühe Jung und Alt und bringt nach eigen-

Digitized by Google

thümlichem Volksgebrauch die Zeit bis zum Beginne der Messe im Wirthshause zu, weniger um zu zechen, als um herumzugaffen und die verschiedenen Fremden zu mustern, auch sich gelegentlich als Führer anzubieten. Zimmer und Gänge sind da so vollgepfropft von Bauernburschen, daß man sich nur mit Mühe durchzwängen kann. Man sieht eben, die Neugierde ist überall zu Hause, bei den echten Naturmenschen so gut, als bei unsern Stutzern.

Wir eilten hinaus ins Freie und traten unsere Wanderung an. Nach drei Stunden beständigen Steigens war der höchste Punkt des Heiligenbluttauern, auch das Hochthor genannt, erreicht. Grüne Matten, untermischt mit Felsengeröll und kleinen Schneeflächen bedecken den Uebergangspunkt, die Gränzscheide zwischen Kärnthen und Salzburg. Hier eröffnet sich die Fernsicht auf die Gößnitzer Schneeberge, während der Großglockner nicht sichtbar ist, wie dieß irrthümlich von Einigen behauptet wird. Auf der Nordseite, wo die hehren Häupter des Wiesbachhorns, Sonnenblicks und andere bekannte Spitzen auftauchen, waren leider Nebel aufgethürmt, welche nur hie und da auf Monate einen oder den andern Riesen durchschimmern ließen.

Rechts zieht sich der Pfad in das ziemlich öde Seitenwinkelthal gegen Rauris hinab; wir aber nahmen unsere Richtung links bergauf und bergab zum Theil über harte Schneeflächen zum Mitter- und Fuscherthor, wo dem Beschauer plötzlich der ungeheure Abgrund der Ferleite aus schwindelnder Tiefe entgegendämmert. Diesen Namen trägt der obere Theil des Fuschthals, eine große üppige Alpenwiese, welche sich bis an den Rand des weit herabschreitenden Gletscher ausdehnt. Einen bewältigenden Eindruck gewährt von hier aus der sogenannte Fuscher Kas (Kaes = Gletscher), von dessen blauen Eismassen ein prächtiger Wasserstrahl senkrecht in die grüne Thalebene hinabstürzt. Drei Stunden Hinabsteigens brachten uns nach dem schon von weiter Ferne sichtbaren Tauernhaus in der Ferleiten. Solche Tauernhäuser sind nichts anderes, als gewöhnliche Herbergen, wo arme Wanderer, die vom Unwetter überrascht werden, unentgeltliches Unterkommen finden, die Wohlhabenden dagegen in desto größerem Maßstabe zahlen müssen. Es gibt deren vor jedem der bedeutenderen Alpenpässe in jener Gegend gewöhnlichen eines auf der Nord- und eines auf der Südseite. Die Wohlthätigkeit dieser Einrichtung äußerte sich früher noch klarer, bevor die zahlreichen guten Heerstraßen bestanden, auf denen man jetzt fast spielend unsere Gebirge überschreitet. Damals zog die Hauptrichtung des Verkehrs aus Oesterreichs Gauen nach der Adria über die Saumpfade der Tauern, während jetzt der Waarentransport längst andere bequeme Wege eingeschlagen hat. Die Nothwendigkeit eines Obdachs erkennend auf einer Strecke, wo Meilen lang die tiefste Wildniß herrscht, gründete die Regierung solche Herbergen, deren Vorstehern gegen ein kleines jährliches Salar die Verpflichtung auferlegt war, den verschiedenen Wanderern Schutz und Hülfe zu gewähren. Eines der bedeutendsten dieser Tauernhäuser ist dasjenige in der Ferleiten, welches mit seinen vielen Scheunen und Ställen den Eindruck eines Weilers hervorruft. Hier schlug ich für heute mein Nachtquartier auf, in der Absicht, den folgenden Tag den großartigen Umgebungen zu weihen.

Kaum hatten die ersten Strahlen der Morgensonne die Schneeberge vergoldet, als ich ins Freie eilte, um von einem beliebigen Punkte aus eine möglichst große Totalansicht des Thales und der verschiedenen Gletscher zu gewinnen. Die Aussicht vom sogenannten Durcheck, einer Bergspitze von mäßiger Höhe, quer gegenüber dem Hauptstock des Hochgebirgs, war mir von vielen Seiten angerühmt worden, und ich schritt, obwohl ausnahmsweise ohne Führer, eifrig durch das hohe, thaufeuchte Gras hinan. Nach vier Stunden mühseligen Steigens, da ich den undeutlichen Pfad gleich anfangs verloren hatte, gelang es mir, den besagten Punkt endlich zu erreichen, der zwar auf keiner meiner Karten speziell aufgeführt ist, aber wohl in weitern Kreisen bekannt zu werden verdient. Hier öffnet sich wie mti einem Schlage das große Panorama auf die gesammte Eiswelt einerseits und die salzburgischen Voralpen mit dem blauen Zeller-See andernseits. Die lachenden milden Fluren des Pinzgaues und des untern Fusch mit den zahlreichen Dörfern bilden einen herrlichen Kontrast zu den weißen Bergriesen, die hier in nächster Nähe auftauchen. Der Großglockner im Hintergrund, umgeben von den mächtigen Häuptern des Wiesbachhorns, Breunkogels, Sonnenblicks u. a. erscheint von da als eine der schönsten Gruppirungen im Gebiete der Hochregionen. Nur ungern trennte ich mich von diesem stillen Platze, wo man, in das Anschauen der Natur versunken, über das alltägliche Treiben der Menschen hinwegsieht. Der höhere Schwung des Geistes verliert sich nur allzu bald, wenn wir wieder von den Abgeschmacktheiten hausbackener Lebensweise eingepuppt sind.

Durch sumpfige Wiesen und Brennesseln bahnte ich mir den Rückweg und verträumte den übrigen Theil des Tages auf den sonnigen Triften in der Umgebung des Tauernhauses, meine Vorbereitungen zur Rückkehr nach Heiligenblut für den kommenden Morgen noch in später Stunde treffend.

Mit einem gewandten Führer, dem handfesten Blattel aus Heiligenblut, trat ich trotz eines plötzlich eingefallenen dichten Nebels die Bergreise an. Wir beschlossen, die nächste Richtung einzuschlagen über die sogenannte „Pfandelscharte," ein Eisfeld, von welchem man auf der Südseite zur Pasterze niedersteigt. Da der Hintergrund des Fuschthals, von wo wir ausgingen, ungefähr zwölf hundert Fuß niedriger liegt, als das jenseitige Heiligenblut, dessen Höhe über die Meeresfläche (nach Schlagintweit) 4004 paris. Fuß; so kostete es ein mühseliges Stück Arbeit, bis man durch den lästigen Nebel die Scharte erreichte, welche der Region des ewigen Schnees ganz nahe kommt. Hier befanden wir uns oberhalb des Gewölks, das wie ein wogendes Meer sich in der Tiefe herumtummelte, und sahen sämmtliche Berghäupter in reiner Klarheit zum Himmel starren, ein Anblick voll seltsamer Eigenthümlichkeit für den, welcher das in den Hochgebirgen ziemlich häufige Schauspiel noch nicht gesehen.

Unter heftigem Südwind gelangten wir am sogenannten „Wasserfalleck" vorbei zu den grünen Matten, die den Pasterzengletscher begränzen, und bald darauf nach Heiligenblut, wo sich indessen ein zahlreicher Schwarm von Nord-

Digitized by Google

teutschen, besonders Berliner-Studenten, eingefunden hatte. Ueberhaupt liefert das nördliche Deutschland ein weit größeres Kontingent von Reisenden in die dortige Gegend, als die doch näher gelegenen südlicheren Gaue. Die baierischen Flachländer begnügen sich meistens, wenn sie gewissenhaft ihr Oberland durchkreuzt und einen kurzen Blick nach Tirol geworfen haben. Wer von der Lüneburger Heide oder den Sandsteppen an der Spree zu den fernen Alpen pilgert, der benützt die seltene Gelegenheit und dringt tiefer in die Centralketten ein. Der treuherzige Wiener vertritt fast allein den Süddeutschen. So vereinigen sich wohl verschiedenartige Elemente in der traulichen Wirthsstube, die sich übrigens unter dem friedlichen Himmel jener Berge schneller befreunden und vermischen, als dieß bei manchen Konferenzen der gewandtesten Diplomatie gelingen könnte. Die Natur steht auch hierin als größte Künstlerin da, alle Klippen ebnend, das Fremdartige mit Einheimischem still vermittelnd.

Nach manchen heiteren Gesprächen ward es allmälig ruhig, die Lichter erloschen und Jeder warf sich, nach den vielen Strapazen des Tages, dem erquickenden Schlafe gern in die Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Die Generalversammlung des Ferdinandeum.

Rede des Herrn Professors Schuler über den österr. Kunstverein.

Am 16. d. M. um 10 Uhr Vormittag wurde die Generalversammlung des Museum unter dem Vorsitze Sr. Exzellenz des Grafen Brandis abgehalten. Nach Erledigung der verschiedenen administrativen Fragen hielt Herr Professor Schuler eine Rede über die hierländische Filiale des österreichischen Kunstvereines; dann nahm Herr Dr. Widmann das Wort und sprach über den geognostischen Verein und dessen Leistungen; es war eine Abschiedsrede, denn als der Zweck des Vereines: die Herstellung einer geognostischen Karte des Landes erreicht war, hatte auch die Wirksamkeit desselben ein Ende und er löstr sich auf. Zuletzt wurden noch drei Ehrenmitglieder des Museum ernannt: Hofrath Tiersch in München; J. Mayr, der Verfasser des Mannes von Rinn, und Hochwürden Pater Vinzenz Gredler zu Bozen, welcher sich um die naturgeschichtlichen Sammlungen der Anstalt anerkennungswerthe Verdienste erworben. Die Rede des Herrn Dr. Schuler theilen wir mit Ausscheidung des Theiles, welcher die Administration und Geldgebarnung des hiesigen Filialvereines betrifft, hier mit:

„In Bezug auf die vom Vereine als Geschenke vertheilten Blätter können wir nicht unterlassen, anzuführen, daß hierüber nicht selten Klagen gerade von den eifrigsten Kunstfreunden zu unserer Kenntniß gekommen sind; Klagen, denen man wenigstens in Beziehung auf die dießjährigen Vereinsblätter eine Begründung nicht absprechen kann; denn man wird nicht leugnen können, daß dieselben gegen die des vorigen Jahres auf eine nicht erfreuliche Weise zurückstehen. Es wäre unbescheiden, zu verlangen, daß der Verein nur große Blätter vertheilen, und dem Einzelnen, abgesehen von den Gewinnsten, in dem Vereinsblatte einen größeren Geldwerth zukommen lassen solle, als er selbst jährlich als Theilnehmer bezahlt; aber die Forderung erscheint gerechtfertigt, daß die Vorstehung bei der Auswahl dieser Blätter mehr das geistig Bedeutende der Composition, als die brillante Technik des Stiches berücksichtigen sollte. Ein einfacher, geistreicher und und bedeutungsvoller Kopf, allenfalls aus einem ältern anerkannten Meisterwerke wird den wahren Kunstfreund mehr befriedigen und erfreuen, als mit der glänzendsten Technik ausgeführte Blätter, deren Compositionen ganz unbedeutend sind. Bilder, wie der Brautwerber, die Romanlektüre, deren Inhalt ganz nichtssagend ist, sollten füglich ungestochen bleiben, und auch bei der Aussetzung Mosis darf man es billig bedauern, daß die Mühe eines so gediegenen Grabstichels, wie der Felsings, an eine so modern leere, geleckte Composition verschwendet wurde. Wir hoffen zuversichtlich, daß die Vorstehung des Kunstvereines durch zeitig ertheilte Aufträge künftig sich wieder in den Stand gesetzt sehen werde, die Mitglieder durch gediegene Blätter zu erfreuen.

Wir müssen uns hier eine Bemerkung über die Kunstvereine im Allgemeinen erlauben: Sie sind unbestreitbar in unserer Zeit ein mächtiges Förderungsmittel der Kunst, indem sie die Theilnahme an deren Hervorbringungen auch solchen Klassen nahe legen, welche ihr sonst ferne zu stehen pflegen, und indem sie durch das wirksame Prinzip der Association in den Stand gesetzt sind, bedeutende Geldmittel zur Unterstützung der Kunst zu vereinigen.

Es ist daher klar, daß die Kunstvereine einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Kunstrichtungen der Zeit überhaupt in zweifacher Beziehung ausüben müssen, indem sie bestimmend auf den Geschmack des Publikums und auf die Hervorbringungen der Künstler einwirken. Nur läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Beziehung, und abgesehen von ihren anderweitigen wohlthätigen Folgen, der Einfluß der Kunstvereine nicht ein durchaus förderlicher war, und daß man ihnen, wenigstens großentheils, die überwiegende Richtung auf das Landschafts- und Genrefach zu verdanken hat, zwei Fächer, gegen welche, auch vom Standpunkte des strengen Kunstrichters nichts einzuwenden wäre, wenn damit nicht eine auffallende Vernachlässigung der edelsten Kunstzweige, der religiösen und historischen Kunst in unmittelbarem Zusammenhange stände. Wir glauben durchaus nicht, daß diese unzeitige Richtung von einem Mangel an Geschmack und wahrer Einsicht in das, was der Kunst Noth thut, von Seite der leitenden Vorstände der Kunstvereine herrühre, sie ist nach unserer Ansicht vielmehr bedingt durch das bisher beobachtete Verfahren bei den Ankäufen für die Kunstvereine. Hier ist das Prinzip der lediglich Zufall, — d. h. man wählt aus den Bildern aus, welche von den Künstlern eben nach Laune oder Bedürfniß, also immer nach Zufall zur Ausstellung gesendet werden. Daß hiebei die Verfolgung einer festen Kunstrichtung unmöglich ist, dürfte keinem Widerspruche unterliegen; aber es ist damit noch ein anderer tiefer greifender Uebelstand verbunden. Die Künstler können Bilder, welche so viel Zeitaufwand und Mühe erfordern, wie historische und religiöse Bilder, in der Regel nicht aufs Gerathewohl, sondern nur auf feste Bestellung zu mahlen unternehmen; sie wenden sich daher mehr leichtern Arbeiten zu, welche sie durch einnehmenden Vortrag zu empfehlen suchen; sie überschwemmen

Digitized by Google

die Kunstausstellungen mit Landschafts-Genrebildern, sogenannten Stillleben u. s. w. Solche Bilder, in einem bequemen, auch für das kleinste Privatzimmer passenden Formate, dürfen sie immer noch eher zu verkaufen hoffen. Dagegen gibt es nur Ein Mittel: Die Kunstvereine müssen einen Theil der zu ihrer Verfügung gestellten Geldmittel dazu verwenden, bei anerkannten Meistern Bilder des religiösen und historischen Faches zu bestellen, und nur die der übrigen Kunstfächer nach Maßgabe der zur Ausstellung eingesendeten Gemälde zum Ankaufe auswählen. Dann werden sich auch wieder mehrere Künstler dem religiösen und historischen Fache zuwenden, welches sonst mit Ausnahme der großen architektonischen Malerei in unserer Zeit völlig verwaiset zu werden beginnt.

Ich wünsche aufrichtig, daß dieser Grundsatz von der Vorstehung des österreichischen Kunstvereines adoptirt werden möge; ich hoffe es auch von der Einsicht und dem Kunstsinne der dabei betheiligten Männer.

Einsame Gedanken.

Von F. N.

Ihr seid den Theorien abhold? — Nun, meinetwegen; es macht euch wenig Ehre. Ihr wollet vorzugsweise Praktiker sein? Nun ja; aber was ist denn die Praxis ohne Theorie? — Ist nicht jede echte Praxis auf bestimmte Prinzipien, auf bestimmte Denkgesetze, kurz: auf eine Theorie basirt? oder wollet ihr handeln ohne zu denken? Aber dann stellet ihr euch ja den Thieren gleich? — In der gedankenlosen Praxis werdet ihr von den Thieren weit übertroffen. Oder sind der Ochs und der Esel nicht sehr ausgezeichnete Praktiker? —

Die Theorie ist ein Eigenthum des menschlichen Geistes. Die Theorien schmähen, heißt, den menschlichen Geist schmähen. Theorien sind Gedanken. Leute, die nicht zu denken gewohnt sind, sind auf jede neue Theorie, auf jeden neuen Gedanken erbittert und erpicht. Sie fühlen sich nur glücklich in der Gedankenlosigkeit. Wer sollte sie um dieses Glück beneiden? „Bruta non numerant.“ —

Wie praktisch ist das Netz der Spinne gesponnen! Wie praktisch ist die Zelle der Biene gebaut! Allein die Thiere kennen keinen Fortschritt; warum? weil sie nicht denken. Die nothwendige Bedingung des Fortschrittes und der Bildung ist immer nur der Gedanke, die Theorie. Wo man den Gedanken, den Theorien abgeneigt ist, da ist man nur zu sehr geneigt: Alles beim Alten zu lassen. Die gedankenlose Stabilität weiß sich immer schnell mit den Theorien abzufinden, indem sie selbe als „unpraktisch“ verschreit. Allein ihr sind die Theorien nur deßhalb so unbequem, weil eben die Theorien es sind, die schonungslos das Unwahre, das Unnatürliche, das den Gesetzen des menschlichen Geistes Widersprechende, also das Unpraktische der gewöhnlichen Praxis nachweisen. Freilich scheinen oft gewisse Theorien unpraktisch und unwahrscheinlich zu sein; allein nicht jede Wahrheit ist sogleich auch immer wahrscheinlich.

Lasset die Leute nur denken! Störet ihre Zirkel nicht! Ob ihre Gedanken auch „praktisch“ sind, dafür habt ihr nicht zu sorgen; sie werden es werden, wenn sie wahr sind. — Nur durch denkende Menschen ist in der Welt Großes geleistet worden. Aber diese haben von jeher die alten Wege der Praxis verlassen, um neue anzubahnen. Ihr Streben ging dahin: zu wissen, was Andere nicht wissen.

Die Theorie ist wesentlich Wissenschaft der Prinzipien. Aber diese Prinzipien sind keine bloß erdachten; sie sind vielmehr aus der Naturbetrachtung, aus dem Leben genommen. Die wahre Theorie geht von der Erfahrung aus und wird wieder Grundlage derselben. Die Gesetze, welche der Naturforscher der Natur vorschreibt, hat ihm die Natur selbst vorgeschrieben.

Die wahre Wissenschaft braucht Mühe und Arbeit und eine Reihe von Beobachtungen. Wie viele Beobachtungen waren nicht nothwendig, bis Franklin sagen konnte: der Blitz ist eine elektrische Erscheinung! Die Wissenschaft verschmäht es nicht, sich besonders mit dem Besondern zu befassen. „Wer das Besondere lebendig erfaßt,“ sagt Göthe, „erhält zugleich das Allgemeine mit.“ — Das Allgemeine ist nur die Summe des Besondern. Wer z. B. eine Biene genau anatomirt, hat der nicht den Bau aller Bienen kennen gelernt? —

Durch die gründliche Erkenntniß eines Gegenstandes gelangt der Mensch zur Erkenntniß vieler anderer Gegenstände. Durch eine neue Entdeckung wird ihm unzählig Anderes klar und begreiflich. Welch wichtige Erfolge für die Wissenschaft hatten nicht die Versuche Galvani's an den Schenkeln der Frösche! Wie viele Naturerscheinungen wurden nicht verstanden, als das Gesetz der Capillarität erkannt wurde! Wer einmal die Gesetze der Mechanik, der Tragkraft der Flüssigkeiten und des Luftdruckes kennt, wie unzählig viele Naturerscheinungen werden dem nicht klar und begreiflich.

Wie das Samenkorn, unter gegebenen Verhältnissen einmal angeregt, sich vervollkommnt und über die Erde, in der es wurzelt, hinausreicht: so entwickelt sich das Denken, einmal angeregt, über die sinnliche Erfahrung hinaus. Es schließt auf das nothwendige Dasein von Dingen, ohne sie sinnlich wahrzunehmen. Es schließt von Bekanntem auf Unbekanntes, von gegebenen Verhältnissen auf das, was unter gewissen Bedingungen nothwendig erfolgen muß. Es entsteht ein Denken durch Schlüsse, eine Vernunfterkenntniß, ein apriorisches Wissen. Was der Calcul in der Physik ist, das ist das Schließen in der Philosophie. Als Newton von seinem Freunde Folley gefragt wurde, auf welche Weise er zu seinen großen Entdeckungen gekommen sei, gab er zur Antwort: „dadurch, daß ich unablässig darüber nachgedacht habe.“ — Der denkende Mensch ruht nicht, bis er findet, daß die Thatsachen mit seinen Theorien übereinstimmen.

Digitized by Google

Der Triumph der Philosophie besteht eben darin, daß sie nicht bloß mit dem Gegenwärtigen sich beschäftiget, sondern daß sie auch zurück- und voraussieht. Sie ist im Stande, längst Vergangenes zu verstehen, Künftiges vorherzusagen, Mangelndes zu errathen und Unvollkommenes zu vollenden. Auf diese Weise erhält sie die Würde einer weissagenden Weisheit und bereitet die Gegenwart für die Zukunft vor. Nur die Nothwendigkeit der Theorie bestimmte Galilei das „et tamen se movet“ in die Welt hinauszurufen.

Wie alle Dinge in einem innigen Zusammenhange und in Beziehung zu einander stehen: so stehen auch alle Wissenschaften unter sich in Verbindung und Beziehung, so daß keine für sich als abgeschlossen erscheinen kann. Wie die einzelnen Dinge nur Glieder eines Ganzen sind, so sind die einzelnen Wissenschaften nur Glieder des ganzen Wissens. Keine einzelne Wissenschaft ist um ihrer selbst willen da, und keine kann um ihrer selbst willen kultivirt und gepflegt werden. Jede hat nur Werth und Bedeutung in Beziehung zum Ganzen. Für sich, getrennt, entspricht keine Wissenschaft dem menschlichen Geiste.

Wie sich die Fachgelehrten von der Gesammtwissenschaft trennen, gleichen sie den Fabrikarbeitern, wo jeder Einzelne nur einen bestimmten Artikel einer Maschine bearbeitet, ohne den Zusammenhang derselben zu kennen. Der denkende Mensch faßt alle Strahlen des Wissens zusammen. Der Brennpunkt dieser Strahlen ist — die Philosophie. Die Philosophie strebt nicht über den Wissenschaften, sondern mitten darin. Wie die Natur der Inbegriff des Wirklichen ist, so ist die Philosophie der Inbegriff der Wissenschaften des Wirklichen.

Die Philosophie hat im Verlaufe der Zeit eine Bedeutung errungen, daß sie von keiner Wissenschaft ignorirt werden kann. Aber sie selbst kann, um in Wahrheit „Wissenschaft“ zu sein, keine der einzelnen Wissenschaften ignoriren. „Wir ügerschätzen den Werth der Naturwissenschaften nicht,“ sagt Schleiden, ungeachtet wir zu ihren Förderern gehören; die Philosophie steht uns höher. Aber wir halten die Naturwissenschaften für die einzig sichere und unerläßliche Grundlage derselben.“ — Die Philosophie beleuchtet mit dem Lichte der Kritik alle Wissenschaften. Sie ist Liebe zur Weisheit und strebt, die Welt als ein nothwendiges Ganzes zu erkennen. Je mehr sie den nothwendigen Zusammenhang der Dinge zu erforschen im Stande ist, desto höher steht sie.

Vernünftig denken heißt: der Natur, den Verhältnissen der Dinge gemäß denken. Das vernünftige Denken ist ein der Natur entsprechendes. „Nunquam aliud natura, aliud sapientia dicit.“ Die Vernunft existirt nur als Erkennnen, und ist nur die richtige, d. h. die den Gesetzen der Natur adäquate Denkweise. „Rationis essentia,“ sagt Spinoza, „nihil aliud est, quam mens nostra, quatenus clare et distincte intelligit.“ Wie sich die Dinge selbst zu erkennen geben, so mußt auch du sie erkennen. Wie die Natur wirklich verfährt, so mußt du denkend verfahren. Dein Denken muß naturgetreu sein. Das wollte Spinoza sagen, als er sagte, man sollte die Dinge „sub specie aeterni“ denken.

Die Natur ist aber zunächst ein Gegenstand der Sinne, und erst mittelst dieser ein Gegenstand des Denkens. Die Sinne sind die offenen Thore, durch welche dem Geiste immer neue, frische Anschauungen zugeführt werden. Die wahre Erleuchtung des Geistes kommt von Außen. Nur das Sonnenlicht der Natur bringt Licht in die Seele. Der Geist, der nicht von Außen empfängt, nicht von der Natur befruchtet wird, gebiert aus sich nichts.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Die Fischerhütte am Brienzer See. Ein Schweizergemälde mit einheimischen Volksmelodien u. Tanz in 1 Akt von K. C. Tenner. Arrangement, und zum Theil Komposition der Musik vom Professor F. Huber in St. Gallen. *)

Dieses idyllische Gemälde, das bei Kichler, Darmstadt 1852, als Manuscript für Bühnen abgedruckt wurde, spielt, wie schon der Titel besagt, an den lieblichen Ufern des Brienzer-See's im Berner-Oberland. Den Eingang bilden die frohen Liedlein Rösli's, der Tochter des armen Fischers Arnold, und die inzwischen einfallenden Aeußerungen des Entzückens eines Engländers, der von der Gallerie eines Wirthshauses aus die schönen Berge jenseits des See's hinüberschaut. Rösli's Herzlichkeit spricht sich nachher in einem unnachahmlichen Zwiegespräche mit ihrer alten Base, Maria Hellmuth, aus, die als Witwe harte Tage im Hause ihres Schwagers verlebt hatte, hier aber, im Hause des Fischers, mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit und herzlichsten Güte gepflegt wird. Das bindet sie noch an die Erde, und noch Eines — die Mutterliebe zu ihrem Toni, den als einen armen Knaben ein reicher Engländer vor zwölf Jahren aufgenommen und ihn zu versorgen versprochen hatte. Seppi ist nicht blos der Abstammung nach, sondern auch durch sein ganzes Gemüthswesen Rösli's Bruder. Als Mißakkord in diese Geistesharmonie schrillt die Brautwerbung des dicken Grimmelwirthes um Rösli hinein. Der widerwärtige Geldprotz hält sich des des Erfolges für so gewiß, daß er auf eine Stichelrede aussagt, er wolle, im Falle des Mißlingens, die ihm gehörige Fischerhütte sammt Zubehör um 50 fl. verkaufen. Dennoch bekommt er einen Korb, und Seppi will sich lieber auf viele Jahre bei einer guten Frau als Schafhirt vermiethen, und fern von seinen Theuren leben, um die Hütte für den Vater zu kaufen, als seine Schwester Rösli als Braut des dickleibigen Wirthes zu sehen. Da kommt Toni herbei. Er will zu seiner Mutter, die er noch bei ihrem Schwager vermuthet, gehen, aber es zieht ihn, hier anzukehren, wo vor Jahren ein armes Mädchen sein Abendbrod mit ihm getheilt hatte, und ihm so herzlich gut gewesen war, daß ihm solches nie mehr aus dem Sinne schwand. Er macht am Tische im Wirthsgarten mit Seppi Bekanntschaft, und zieht durch seinen Gesang und sein Zitherspiel den Engländer, einen Amateur von die Songs von die Nations an, der sich bald bereit erklärt, five pounds für eine Aufführung zu zahlen. Diese gibt Toni natürlich großmüthig her, um dem eingebildeten Brautwerber die Fischerhütte abzukaufen. Solche Großmuth verbreitet ringsum Freude. Toni findet dabei seine Mutter, und in ihm findet der Engländer den Lebensretter seines reichen Vetters, den er beerbt, und in dessen Auftrag er ausgegangen war,

*) Der Verfasser steht bereit, die für die betreffende Bühne mit seiner Signatur versehene, zur Aufführung allein giltige Partitur gegen ein entsprechendes Honorar für das Ganze Theaterdirektoren zu übersenden.

Digitized by Google

jenen zu suchen und zu lohnen. Obligate Hochzeit zwischen Tonj und Rösli. Schluß-Chorgesang von Schifferinnen und Nationaltanz. — Die Sprache, ein Anklang an den Dialekt, ist edel, die Charaktere sind natürlich gezeichnet, die eingemischten Gesänge echt einfach und schweizerisch, so daß wir bekennen müssen, der Auctor sei seinem im Motto ausgesprochenen Zwecke »Rückkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit« vollkommen getreu geblieben.

Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwickelungsganges. Herausgegeben von Ernst Guhl und Joseph Caspar. Zweiter Band. Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert.

(Schluß.)

Auf den folgenden Blättern dieses Bandes ist der der germanische Styl vertreten. Die Tafeln 17 u. 18 geben uns Probestücke der französischen und niederländischen Architectur. Erstere Tafel enthält unter anderen: Die innere Ansicht der Kathedrale von Chartres (F. 1), den Querdurchschnitt der Kathedrale von Bourges (F. 2), die innere Ansicht der Kathedrale von Amiens (F. 3), Aufriß und Grundriß der Kirche Notre-Dame von Paris (F. 4 u. 5). Von großem Interesse sind die Rosetten der Kathedrale von Rheims (F. 8) und von Amiens (F. 9). Die großen Rundfenster über den Portalen gehören zu den schönsten Zierden der französischen Gothik. Die Rosetten dieser Kathedralen sind ausgewählt um die beiden Hauptunterschiede in der Formation dieses wichtigen Theiles der germanischen Architectur anschaulich zu machen. Tafel 18 bietet zuerst die innere Ansicht der Kathedrale von Rheims. Dieses Gotteshaus wird als das vollendetste Denkmal der gothischen Architectur in Frankreich betrachtet. Dann folgen Ansicht und Grundriß der S. Ouen zu Rouen (F. 2 u. 3,) Ansicht des Gerichtspallastes zu Rouen (F. 4), Ansicht des Rathhauses von Brüssel (F. 6). Dies Bauwerk muß als eines der schönsten Beispiele der so reich ausgebildeten belgischen Civil-Architectur betrachtet werden. Auf Tafel 19, welche die englische Architectur darstellt, zeichnen sich die Kathedrale von York (F. 1 u. 2) die von Lichfield (F. 7 u. 8) und die Kapelle Heinrich VII. in der Westminsterabtei zu London (F. 12) aus. Letzte ist für die Charakteristik des englischen Gewölbebaues besonders deßhalb interessant, weil sie uns jenes eigenthümliche, in der späteren englischen Architectur häufige Wölbungssystem, wonach die Decke mit ihren Schlußsteinen sich gleichsam nach unten zurückschwingt, in der allerreichsten und brillantesten Weise vor Augen führt. Die folgenden 5 Tafeln geben uns Bilder der deutschen Architectur. Zuerst begegnet uns der herrliche Münster zu Freiburg in Breisgau (F. 1 2 3 u. 4), an den sich der Dom zu Magdeburg (F. 5), die Elisabethkirche zu Marburg (F. 6 u. 7) und die Kathedrale von Straßburg (F. 8) anreihen. Tafel 21 gibt uns die Ansicht des Kölner Doms in seiner Vollendung im Poppel'schen Originalstiche. Die folgenden zwei stellen Einzelnheiten dieses deutschen Prachtbaues dar.

Auf Tafel 22 sieht man den Dom von Meißen (Fig. 1 und 2), den Dom von Regensburg (Fig. 3), den Münster zu Ulm (Fig. 4), den Chor von S. Lorenz zu Nürnberg (Fig. 6), den St. Stephandom zu Wien (Fig. 7, 8 und 9). Auf Tafel 24, welche die italienische Architektur vertritt, sprechen die Kirche des heil. Franziscus zu Assisi (Fig. 1), der Dom zu Orvieto (Fig. 6), der Dom zu Mailand (Fig. 7—10), und Cà Doro zu Venedig vorzüglich an. Auf Tafel 25 zeichnen sich die Kathedrale von Toledo (Fig. 1), von Sevilla (Fig. 2), und von Burgos (Fig. 3) aus. Die deutsche Skulptur und Malerei sind durch die Tafeln 26 und 27 vertreten. Die ausgezeichneten Bildwerke, die uns hier begegnen, sind von unbekannten Meistern. Es spricht sich in diesen Bildern ein sehr lebendiger Sinn für Schönheit und Großartigkeit aus; in den Motiven zeigt sich in der Regel ein großer Reichthum von Erfindung, und die Köpfe sind durch den Hauch einer sinnigen und zarten Gemüthlichkeit größtentheils ausgezeichnet. Auf die deutsche Skulptur folgt die italienische (Tafel 28). An der Spitze dieses Blattes steht ein Relief vom Grabmahl des Guido Tarlati in Arezzo. Es rührt von den Brüdern Agostino und Angelo aus Siena her und stellt den Tod des Bischofs dar. Es zeichnet sich durch anschauliche und dramatische Lebendigkeit aus. Reliefs vom Altar des heil. Franziskus zu Bologna, die wahrscheinlich von denselben Meistern herrühren, schließen sich an das genannte Bildwerk an (Fig. 2 und 3). Das Erste (Fig. 2) namentlich ist tief in germanischer Weise empfunden, eine gewisse Großheit der Anlage zeigt sich darin verbunden mit einem Ausdruck zarter Demuth und inniger Frömmigkeit, während das zweite (Fig. 3) uns mehr die Richtung dieser Kunstweise auf Lebendigkeit und Wärme der Darstellung repräsentirt. Bildwerke von großer Bedeutung sind die Madonnen von Giovanni Pisano (Fig. 6.) und von Nino Pisano (Fig. 7) und die Reliefs der Thür des Baptisteriums zu Florenz von Andrea Pisano (Fig. 10 und 11). Auf den 2 letzten Tafeln (29 und 30) ist die italienische Malerei vertreten. Giotto's Werke eröffnen die Reihe. Die Keuschheit des h. Franziskus (Fig. 1), das Sakrament der Ehe (Fig. 2), die h. h. Joachim u. Anna (Fig. 3), die h. Jungfrau (Fig. 4), Christus als Kind im Tempel lehrend (Fig. 5), die Himmelfahrt des h. Franziskus (Fig. 6), rühren von diesem Meister her, der die Malerei von der Starrheit des byzantinischen Styls befreite und durch Nachahmung der Natur der Kunst eine neue Bahn brach. Die Kreuzigung von Nicolo Petri, einem der bedeutendsten Meister des germanischen Styles gegen das Ende des 14. Jahrhunderts (Fig. 8) zeichnet sich durch bewegtes Leben, große Mannigfaltigkeit der Motive und des der Zeit des Künstlers entsprechenden Kostümes, und außerordentliche Wahrheit des meist leidenschaftlich erregten Ausdruckes aus. Der Triumph des Todes von Orgagna (Fig. 5) ist die Zierde der letzten Tafel. Am Schlusse dieser Anzeige müssen wir wünschen, daß dieses mit dem größten Fleiße und der größten Umsicht ausgeführte Bilderwerk, das der Verlagsbuchhandlung so große Ehre macht, an allen Bibliotheken und höhern Lehranstalten angekauft werde. Die Einsicht in die Kunstwerke der Völker würde eben so sehr den Geschichtsunterricht, als den in der Aesthetik beleben und heben.

Tiroler-Biene.

* Herr Ludwig Ritter von Heufler wird in Bälde eine neue Folge seiner italienischen Briefe veröffentlichen. Möchte er doch die interessanten Beobachtungen, welche er auf seiner Reise machte, in einem Buche sammeln, denn Journalartikel werden bei der großen Masse von Zeitungsmateriale nur zu leicht übersehen.

* Das bei Wattens aufgefundene, in hiesigen Journalen vielfältig besprochene Schwert lag vor einigen Tagen im Museum vor. Es bleibt, wenn auch das Email und andere köstliche Verzierungen, welche Kenner einer gewissen Sorte daran entdecken wollten, nicht vorhanden sind, noch immerhin ein sehr interessanter Rest der Vorzeit und ist jenen Bronzewaffen, welche bis jetzt in der Archäologie mit dem Namen »celtisch« bezeichnet werden, beizuzählen. Es ist zu wünschen, daß es der Besitzer dem hiesigen Museum überlassen möge, wo bereits eine Sammlung von Alterthümern dieser Art besteht.

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind franco an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: Ignaz V. Zingerle. Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Der Phönix.

Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde und Wissenschaft.

III. Jahrgang.

№ 52. Innsbruck, 24. Dezember 1852.

Einladung
zur Pränumeration auf das erste Quartal
des Phönix 1853.

Preis für hiesige Pränumeranten 50 kr. C. M.; für auswärtige mit Post bezogen 1 fl. 10 kr. C. M.

Diese kritisch-belletristische Zeitschrift wird, wie bisher, wochentlich einmal erscheinen und der bisherigen Tendenz **„Belehrung und Unterhaltung zu fördern“** treu bleiben. Der Redaktion ist es gelungen, rühmlichst bekannte Schriftsteller für das Unternehmen zu gewinnen. Der „Phönix“ wird in diesem Quartal Beiträge von Julie Gräfin von Oldofredi-Hager, Gertrude von Hohenhausen, Louise v. Plönnies, Heinrich Arnold, Theodor Bornowski, Alex. Kaufmann, Wilhelm Kilzer, Theodor Klein, Theodor Lau, Augustin Moriggl, Ernst Rudolf Neubauer, Dichter der Parallelen, Anton Peter, Joh. Pfeifer, Adolf Pichler, Karl Simrock, Ludwig Staufe, Josef Steger, Joh. Nep. Vogl, Rudolf Waldburg, Eduard Ziehen, J. W. Wolf, Seb. Ruf, Josef Daum, Pius Zingerle u. A. bringen.

Es werden weder Mühe noch Kosten gespart, um in jeder Weise etwas Gediegenes zu liefern, und wir hoffen, daß dieses Streben von Seiten eines verehrlichen Publikums gewiß eine lohnende unterstützende Anerkennung finden wird. —

Wagner'sche Buchhandlung.

Weihnachtsbaum.

Erd' und Himmel freundlich zu verbinden
Hat Natur den Baum dahin gestellt:
Denn das Haupt, es fächelt sich in Winden
Und es grüßt der Fuß die Unterwelt,
Dir, o Mensch, bedeutsam zum Symbole,
Daß der Geist dir kühn nach oben strebt —
Wenn der Leib mit seinem Weh und Wohle
Treu im Bunde mit der Erde lebt.

Wie die Hoffnung grünen seine Blätter,
Eh' der Herbst sie der Enttäuschung bleicht;
Muntrer Vögel fröhliches Geschmetter
Jubelt in den Aesten vielverzweigt.
Ja, der Baum er kann auch selber singen
Wie des Morgenlandes Mähre sagt,
Und des Waldes Poesien klingen
Wenn im Abendwind er flüsternd klagt.

Also grünt die Pracht ihm unverblichen
Bis der Herbst auf welken Blättern thront,
Bis der weiße Winter kömmt geschlichen,
Grimmig heischend was der Herbst verschont:
Einem nur von Allen ist's beschieden
Fortzublühen in dem grünen Kleid
Und dem gerngetäuschten Blick zu bieten
Schon des Lenzes zukunftreiche Zeit.

Tannenbaum, du bist das Bild des Lebens
Mitten in des Tod's Verwesungsreich,
Und in deinem Grünen nicht vergebens
Such' ich ew'ger Liebe frischen Zweig:
Drum auch hat der Christen Gott vor Allen
Dich erwählt, vor allen deiner Art;
Hat vorab an dir sein Wohlgefallen,
Künden sollst du, wie ein Mensch er ward.

Einstens in der Götterwelt der Griechen,
Wenn der Schlag der Axt den Stamm gefällt,
Mußt' des Baumes Nymphe mit versiechen,
Seufzend schied sie aus der schönen Welt;
Aber du, des Einen Gottes Zeichen,
Willst dich freudig ihm zum Opfer weih'n;
Gern erliegest du des Beiles Streichen,
Scheidest willig aus dem stillen Hain.

Digitized by Google

Und zu eines Gottes Wiegenfeste
Schmückt dich neuen Lebens bunte Pracht,
Zieren dich der Liebesgaben beste;
Reich're Frucht hat nie am Zweig gelacht:
Von des Lichtes Feenmeer umflossen
Gleichest du so ganz des Lebens Baum,
Der in grauen Zeiten war entsprossen
In des Paradieses kurzem Traum.

Wehe, wer verschmäht den Baum des Lebens,
Dürstend nur nach der Erkenntniß Frucht!
Holde Güter opfert er vergebens,
Nie erreicht er glücklich, was er sucht:
Unverstanden flammen ihm die Kerzen
Auch an dir, geschmückter Weihnachtsbaum,
Und im liebeleeren öden Herzen
Waltet nur des Zweifels gift'ger Schaum.

Anders grüßt das Kind dich und der Dichter
Deiner holden Deutung eingedenk;
Und um deine grünen Zweige flicht er
Der geliebten Seele sein Geschenk;
Mögens Andre noch so wenig loben,
Sind es Perlen, sind's Demanten nicht —
Mehr als Alles, fühlt er stolz gehoben,
Mehr als Alles ist ihm sein Gedicht!

Frankfurt. E. Fabricius.

Aus den norischen Alpen von R—l.

(Fortsetzung.)

III. Besteigung des Großglockners bis zur Hohenwartscharte.

Wenn man längere Zeit in einem stillen Alpenthale Angesichts eines hohen Bergkolosses den idyllischen Freuden der Natur sich hingibt, so regt sich wohl bei Vielen der Wunsch, zur Spitze jenes Riesen emporzuklimmen, wo das Auge bis in nebelgraue Fernen alle Gegenstände beherrscht und wonnetrunken herabblickt auf den matten Dunst des Alltagslebens. Schon oft habe ich an manchem trüben Regentage zum Zeitvertreib in den Beschreibungen früherer Glocknerbesteigungen mit Interesse gelesen, und der erste schöne Morgen brachte in mir den Entschluß zur Reise, ebenfalls hinaufzupilgern, wohin schon Mancher vor mir glücklich gelangte.

Die Hauptsache bei größeren Bergreisen bleibt immer die Ausmittlung einer Anzahl guter Führer, deren in Heiligenblut ziemlich viele sind. Das Führeramt ist offenbar dortselbst bei Weitem das einträglichste, was der Einheimische ergreifen kann, und es sind mir Mehrere bekannt, welche mit diesem Geschäfte sich und ihre Familie anständig ernähren. Die Fremden werden bei der Gelegenheit tüchtig ausgebeutet, so daß man sich in dieser Hinsicht in die berüchtigsten Gegenden der Schweiz versetzt glauben könnte. Neuerdings wurde zwar von der Obrigkeit eine Taxe festgestellt, welche genau bestimmt, wie hoch für jede einzelne Partie die Forderungen gespannt werden dürfen; doch werden kleine Uneinigkeiten selten ganz vermieden.

Bei der Partie auf den Großglockner ist von vorn herein zur Sicherung gegen Unglücksfälle geboten, daß nie weniger als drei Führer einen Fremden begleiten sollen, was man nur billigen kann, indem gewiß mancher Waghals, um wohlfeiler wegzukommen, sonst nur mit einem oder zwei Männern die Besteigung unternehmen würde. Versuche, zur höchsten Spitze des Glockners hinzupilgern, wiederholen sich jeden Sommer zu verschiedenen Malen; doch der größere Theil derselben mißglückt an Ungunst der Witterung oder an mangelnder Ausdauer der Fremden. Auch mir sollte es nicht beschieden sein, die Gipfel zu erreichen, so günstig sich anfangs die Auspizien gestalteten.

Ein Fremder aus Wien schloß sich meinem Unternehmen an, und wir setzten zum Aufbruch den Nachmittag fest, um Abends auf eine Hochalpe zu gelangen, von der wir am kommenden Morgen die Gletscherregion erreichen könnten. Sechs kräftige Bursche, mit Steigeisen, Stricken, Aexten und allem Nöthigen versehen, an deren Spitze der Oberführer Blattel stand, wurden zu unserer Begleitung auserfehen. Da ich nicht mehr die Absicht hegte, nach Heiligenblut zurückzukehren, sondern auf der Westseite nach Kals in Tirol hinabzusteigen, widmete ich die Stunden des Vormittags noch dem freundlichen Dorfe, in dem ich mich schon gleich Anfangs heimisch gefühlt.

Auch in das interessante Fremdenbuch, welches schon seit 1818 besteht, und, in grünem Saffian gebunden, ganz das Aussehen eines Meßbuches hat, warf ich einige Blicke und fügte meinen Namen den unzähligen früheren bei. Da finden wir gute und mittelmäßige Gedanken, hohe und niedere Titel, bekannte und unbekannte Persönlichkeiten in buntem Chaos durcheinandergeworfen; es entfaltet sich uns ein Bild geistiger und materieller Verschiedenheiten, welches einen für die allgemeine Gleichheit Begeisterten in bedeutendem Grade niederschlagen würde. Angelegt wurde das Buch von einem Fürsten Salm, welcher überhaupt für das Thal ein großer Wohlthäter gewesen. Er zog zuerst die größere Aufmerksamkeit auf jene verschlossene Gegend, stiftete einen noch vorhandenen schönen Tubus in das obere Wirthszimmer, mit welchem man die Besteiger des Glockners deutlich verfolgen kann, und ließ zur Erleichterung der Bereisung jenes Berges in beträchtlicher Höhe zum Schutz für die obdachlosen Wanderer eine Hütte erbauen, welche, nach ihm benannt, leider vor einigen Jahren durch das Wachsen der Gletscher zerstört wurde. In dankbarer Erinnerung dessen wird sein Name und Andenken vom Volksmund in warmer Anhänglichkeit verehrt.

Zur Feier unseres Aufbruches wurden auf dem nahen Kirchhofe zwei Böllerschüsse entladen, welche in prächtigem Echo wiederhallten. Jung und Alt gab uns noch das freundliche Geleite bis hinaus vor's Dorf, und der würdige Pfarrer, mit dem wir manches Stündchen angenehm verplaudert, winkte uns nebst seiner hübschen Pflegetochter den letzten Abschiedsgruß zu.

Am Gößnitzbache, wo ein kurzer Strichregen uns zwang, im nahen Heustadel Schutz zu suchen, wendet sich der Weg vom Thale aus links empor. Hier beginnt also der Ansteig, um erst auf jener fernen weißen Spitze zu enden, die so mystisch auf uns herabblickt. Wenn gleich die Lage von Hei-

Digitized by Google

ligenblut schon beträchtlich über die Meeresfläche erhaben ist, so bleibt es doch noch eine weite Strecke bis zu jener Zinne, die nach den neuesten Messungen als Deutschlands höchster Gipfel zu betrachten ist, ein Ruhm, den Jahrhunderte lang die Ortelesspitze genossen. Nach Schlagintweit mißt nämlich der höchste Punkt des Glockners 12,138′, während der Orteles sich nicht ganz auf 12,100 erhebt. Die Differenz ist freilich eine für solche Höhen unbedeutende und außerdem noch sehr in Frage gestellt, da eine Vergleichung beider Bergkolosse durch ein und denselben Gelehrten bis jetzt nicht stattgefunden hat. Vor einem Decennium noch war der Orteles in den meisten geographischen Handbüchern mit einer Höhe von mehr als 14,000′ Fuß (was offenbar zu viel), der Großglockner nur mit 11,982′ notirt! Jetzt hat sich das Verhältniß zu Gunsten des Letztern um 2100′ verändert, indem durch strengen Richterspruch messender Sachkundiger der arme Orteles plötzlich um fast zwei Tausend herabgesetzt, der Großglockner dagegen um anderthalb Hundert hinaufgerückt wurde. Aber ich fürchte immer, daß die letzte Instanz noch nicht absolvirt ist, und die Wage im Lauf der kommenden Jahre noch schwankend werden dürfte. Diese armen Berghäupter, so kolossal sie auch auf uns herabblicken, sie besitzen in dem offenbar so wichtigen Streite keinen Fürsprecher, der ihre Rechte vertritt, und müssen stumm über sich ergehen lassen, was eine hohe Commission ausspricht. Da ist doch unsereins, und wär' er auch nur ein bescheidenes Bäuerlein, besser daran. Ihm steht bei jedem Prozesse ein kräftiger Anwalt zur Seite, der so lange heldenmüthig für ihn kämpft und arbeitet, bis entweder der Sieg errungen oder nichts mehr herauszubeißen ist. Freilich mit dem Schnee und Eis solcher Riesen lassen sich keine Advokaten abspeisen, die an die fetten Fleischtöpfe Aegyptens von jeher gewöhnt sind!

Das Hinansteigen am Gößnitzfall vorbei, eine Strecke lang durch Wald, dann über mehrere Alpen, war herrlich. Ein angenehmer Duft hatte sich in Folge des warmen Regens rings herum verbreitet, und in mannichfaltiger Beleuchtung erglänzten die gegenüberliegenden Berge, unter denen besonders der hohe Narr und der Goldberg mit seinem großen Gletscher hervorstachen. Bis zum Weg über den wilden Leiterbach, wo der Pfad sich in eine enge Schlucht hineinwendet, blieb uns auch die Aussicht auf das Thal und Heiligenblut, über welchem bereits die Dämmerung schwebte. Dann gewinnt auf einmal der düstere Charakter die Oberhand. Auf dem glatten Wege über den schäumenden Leiterbach wurde mein Begleiter plötzlich vom Schwindel ergriffen und wäre verloren gewesen, wenn nicht eine kräftige Führerhand den bereits zu Boden Gesunkenen noch rechtzeitig am Arm gepackt hätte. Bergstock und Kopfbedeckung waren den reißenden Fluthen auf ewig verfallen, freilich ein geringer Verlust, wo der größte so nahe bevorstand.

Am jenseitigen Ufer beginnt der sogenannte „Katzensteig," ein sehr schmaler Pfad, der am Rande einer tiefen Schlucht eine halbe Stunde lang hinzieht. Die zunehmende Dunkelheit erhöhte das Düstere der Umgebung. Nichts als das Rauschen des Bergstromes und unsere eigenen Tritte wiederhallten in abgemessener Einförmigkeit. Die Leute nennen diese enge Thaleinsenkung, welche bis zu den Gletschern des Glockners hinaufreicht, „in der Leiter." Endlich ward die Kuhalpe, unser heutiges Nachtquartier, ein Bild echter Gebirgseinsamkeit, in der Ferne erblickt. Dort angekommen, wurde uns von Seite der alten Sennerin kein sehr freundlicher Empfang; doch war sie so vernünftig, gegen unsere imposante Majorität nicht lange anzukämpfen, sondern überließ den Eindringlingen mit trockenen Worten Küche und Heustadel zur beliebigen Verfügung. Bald knasterte gar lustig die lodernde Flamme, in deren Mitte ein mächtiger Milchkessel stand; die geschäftigen Hände der Leute hatten uns in Kurzem mit allem Nöthigen versehen, unsere Lagerstätten mit Kissen und warmen Bettdecken so gut als möglich hergerichtet, und uns den wohlmeinenden Rath ertheilt, in Anbetracht der bevorstehenden Strapazen die Ruhe aufzusuchen, während sie noch lange, fröhlich zechend, bei ihrem Glase Schnaps sitzen blieben. Draußen herrschte eine feierliche Stille durch die sternenhelle Nacht; der Vollmond war bereits aufgegangen, und zeigte, obwohl wegen des engen Thales selbst nicht sichtbar, doch an den Bergen eine magische Beleuchtung.

Nachts ein Uhr wurden wir der Verabredung gemäß aus dem Schlafe geweckt und eilten nach kräftigem Frühstücke frischen Muthes unserm hohen Ziele entgegen. Einzelne lose Nebel flatterten von Westen durch die reine Bläue des Himmels und verschwanden dann wieder vor der Grelle des Mondlichtes. Der Weg geht noch geraume Zeit in der engen Leiterschlucht fort, bis man endlich auf einen freien großen Platz gelangt, wo der seither von Vorbergen verdeckte Großglockner neuerdings sichtbar wird. Um seine Spitzen hatte sich leichtes Gewölk gelagert, was in den frühen Morgenstunden indeß häufig der Fall ist.

Hier befindet sich, in Mitte der Moräne des Leitergletschers, die Ruine der ehemaligen Salmshütte. Ursprünglich eine viertel Stunde unterhalb des Gletschers stehend, wurde sie durch die allmälige Vorrückung desselben fast ganz zerstört und bietet einen traurigen Anblick dar. Es soll, wie man mir sagte, zur Erbauung einer ähnlichen Hütte eine Sammlung unter den Freunden dortiger Gegend veranstaltet werden, welche, wenn sie gehörig zu Stande kömmt, die Besteigung des Berges um Vieles vereinfacht. Man würde dann das Nachtquartier hier statt in der schmutzigen Sennhütte halten und hätte zugleich einen Vorsprung gewonnen für den kommenden Morgen. — Unter den obwaltenden Verhältnissen mußten wir uns begnügen, auf der hohen Gletschermoräne einen kurzen Halt zu machen, bei welcher Gelegenheit sich zwischen den Führern ein kleiner Streit entspann über die mannichfaltigen Lebensmittel, die Jeder beanspruchte. Da wir bloß mit dem Vorführer accordirt hatten, und dieser erst wieder nach seinem Gutdünken seine Leute auswählt, so konnten sich zum Glück die Zänkereien nur gegen ihn und nicht gegen uns richten. Uebrigens hatten die Bursche kaum Ursache, über Mangel zu klagen. Eilf und ein halb Pfund Bockfleisch waren auf das Verlangen des Vorführers mitgenommen worden, was für anderthalb Tage wohl ausreichen konnte. Nun traf es sich aber zufällig, daß wir damals gerade Freitag hatten, zu welcher Zeit die Heiligenbluter als strenge Katholiken gewissenhaft zu fasten (d. h. kein Fleisch zu essen) pflegen. Da sie aber doch zu unsern Gunsten nicht

Digitized by Google

auf die übliche Portion Fleisch verzichten wollten, so packten sie dasselbe bloß in ihre Säcke, schleppten es bis an den Rand des Gletschers, und legten es dann hin, um es Abends wieder unangerührt in's heimatliche Dorf zurückzutragen, eine Manipulation, die gewiß mit vieler Feinheit durchgeführt ist!

Wir richteten uns nun empor, um mit der Morgendämmerung unsere Gletscherwanderung anzutreten. Noch am Rande der Moräne, in einer Höhe von 8200', blühte der üppigste Flor der blauen Gentiane; dann aber entschwand jede Vegetation. Die Steigeisen wurden angelegt und mit Hülfe der Führer war man auf dem glatten, von vielen Klüften durchfurchten Eisboden rüstig vorwärts geschritten; die tiefen Schluchten wurden glücklich übersprungen, und als wir den Blick rückwärts gen Süden wandten, zeigten sich schon die Gößnitzerferner im ersten Strahl der Morgensonne erglühend, während des Glockners hohes Haupt sich allein in Wolken barg. Schon befanden wir uns im Gebiet des ewigen Schnee's, so daß man ohne Furcht vor etwaigen Gletscherklüften fest und sicher auftreten konnte. Südlich und südwestlich hatten wir bereits ein ganzes Meer von Bergen vor uns. Die Gebirge des ganzen Pusterthales, von Tefferecken und Ampezzo traten deutlich hervor, während in unserer nächsten Nähe die Nebel, von heftigem Westwind getragen, immer mehr zunahmen. Auf steilen Schneefeldern, die wieder mit einer glatten Eisdecke überzogen waren, kletterten wir ziemlich mühsam zur sogenannten „Hohenwartscharte“ hinan. Hier öffnet sich wie durch einen Zauberschlag die prachtvollste Aussicht gegen Nordosten und Osten, welche uns bisher von dem nun erstiegenen Theil des Großglockners verdeckt gewesen. Ueber dem ganzen Gemälde war der reinste blaue Himmel ausgebreitet, während dicht über unsern Köpfen dunkles Gewölk um den Berg herumjagte und das Weiterschreiten einstweilen unmöglich machte. So blieb uns für den Augenblick nichts übrig, als uns auf den wenigen Chloritschieferplatten, die aus dem Schnee herausstarrten, niederzusetzen und eine Aenderung abzuwarten. Herrlich glänzten uns gegenüber in den Sonnenstrahlen die Riesenhäupter des Fusch- und Rauriser-Thals und in grauer Ferne die Gebirge Oberösterreichs. Zu unsern Füßen lag der prächtige Pasterzengletscher eben eingebettet gleich einem Bergsee, dessen Wellen leicht vom Winde gekräuselt werden. Wir selbst fingen aber leider schon an, in Folge der großen Kälte zu erstarren, während alle Hoffnung auf ein Zerreißen des Gewölks am Glockner schwand. Mein Begleiter erklärte kategorisch, er halte es nicht mehr länger hier aus, und so war ich fast moralisch, obwohl sehr ungern, gezwungen, mein Vorhaben weiter zu dringen aufzugeben. Der Wind blies so heftig, daß wir nicht allein aufrecht stehen konnten, sondern an der Gurt uns die weite steile Schneefläche der Hohenwartscharte hinabschleifen ließen.

(Schluß folgt.)

Einsame Gedanken.

Von F. M.

(Schluß.)

Mit Recht sagt Spinoza: „Mens eo melius intelligit, quo plura de natura intelligit.“ Je reichhaltiger sich das äußere Leben der Natur vor den Sinnen des Menschen entfaltet, desto reichhaltiger gestaltet sich das innere Leben des Geistes. Je größer der Kreis der Sinneswahrnehmungen ist, desto größer wird der Kreis des Denkens! Als durch das Teleskop und Mikroskop am Himmel, auf Erden neue Entdeckungen gemacht wurden, welch' ein weites Feld wurde da für das Denken eröffnet! Wären die Mineralien, die Pflanzen ein Objekt des Denkens, wenn sie nicht ein Objekt der Sinne wären? Wären die Töne, die Farben ein Gegenstand des Nachdenkens, wenn jene nicht ein Gegenstand des Ohres, diese nicht ein Gegenstand des Auges wären?

Willst du klare und deutliche Anschauungen, öffne die Sinne! rücke die Dinge den Sinnen näher! Nur auf Grund klarer und deutlicher Anschauungen gelangst du zu klaren und deutlichen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen! Ohne Kenntniß des Gegenstandes gelangt der Verstand nicht zur Erkenntniß desselben. Erst das durch die Sinne Ergriffene wird zum Begriffenen. Schon Empedokles nennt die Sinne „Wege des Denkens.“ — „Das durch den Verstand Erkennbare,“ sagt Aristoteles, „wird durch die Sinne erkannt. Woferne uns ein Sinn fehlt, fehlt uns mit ihm auch eine Art Wissenschaft.“ Trenne das Denken nicht von den Sinnen! Laß es mit ihnen Hand in Hand gehen! Das sinnlose Denken ist kein Denken mehr, sondern ein Träumen. Denke als Wachender, nicht als Träumender! —

Erst die wirkliche Anschauung corrigirt die Fehler des Denkens. Nur die Wirklichkeit entzieht uns den Irrwegen der Selbsttäuschung. Nur das Studium der Natur, wo der Mensch auch die Sinne anwenden muß, sichert vor den Abirrungen des Denkens! Nur die Sinne sind im Stande, den Unsinn des falschen, einseitigen Denkens nachzuweisen. „Wo man den Weg nicht sieht,“ sagt Liebig, „da pflanzen oft die Gedanken einen Wald von Irrthümern vor die Thore der Erkenntniß.“ —

Den Alten war die Metaphysik eine aus der Physik abgeleitete, eine dießseitige, eine irdische Wissenschaft. Das „μετα“ bei Aristoteles hatte nicht die Bedeutung des „trans,“ sondern des „post.“ Die Universalia waren nicht „ante rem,“ sondern „post rem.“ Erst den neuern Philosophen ist die Metaphysik eine jenseitige, eine himmlische Wissenschaft geworden. Sie verließen das sinnliche Denken und gaben sich dem „reinen“ Denken, der Spekulation hin. Sie philosophirten nicht mehr „duce natura,“ sondern „proprio arbitrio;“ nicht im Sonnenlichte der Wirklichkeit, sondern im Dunkel der Abstraktion. In dem Maße das Interesse für das Abstrakte zunahm, in dem Maße nahm das Interesse für das Wirkliche ab.

Wie der, welcher sich von der Sonne abwendet, nur seinen eigenen Schatten sieht, so sieht der, welcher sich von der Wirklichkeit abwendet, nur den Schatten der Wirklichkeit. Die Begriffe der spekulativen Philosophie sind oft nur Schattenbilder der Wirklichkeit. Wende dein Angesicht dem Lichte der Wirklichkeit zu und du siehst diese Schatten nicht! —

Digitized by Google

Der Weg zur Wissenschaft geht von der Erfahrung aus. Aus der Erfahrung bildet sich der Lehrsatz, aus dem Besondern das Allgemeine. Die Philosophie ohne Compaß der Erfahrung geräth aus dem natürlichen Geleise und verliert sich in ein Labyrinth von Widersprüchen. „Meine All Nichts-Lehre," schrieb Schelling an Jakobi, „hat mich auf den wahnsinnigsten aller Wege gebracht. Entweder bin ich ganz im Ernst toll oder meine Nichtslehre ist wirklich das wahre System." Wo einmal das vorstellende Subjekt sich mit dem vorgestellten Objekte identificirt, so daß beide miteinander verwechselt werden, da ist man von dem Wahnsinn nicht mehr weit entfernt. —

Wir haben gesagt, daß das philosophische Denken oft der Sinnesanschauung vorauseile. Wo dieses geschieht, da kann es aber doch nicht über die Sinnenwelt selbst hinausgehen, ohne nicht zugleich über die Gränzen des menschlichen Verstandes und der Erfahrung d. h. über die Wissenschaft selbst hinauszugehen. Was die Philosophie von der gegebenen Welt weiß, kann sie nur wieder für dieselbe anwenden, eine Wahrheit, welche Kant bis zur Evidenz nachgewiesen.

Der redliche Denker rühmt sich nicht eines „absoluten Wissens," das Denken „zum Abschluß" gebracht oder das „letzte Wort" gesprochen zu haben. Im Gegentheile er weiß recht gut, daß er noch Vieles gar nicht weiß. Er behauptet nicht, zu wissen, was er nicht wissen kann. Er zieht es lieber vor, die Unzugänglichkeit des menschlichen Wissen offen einzugestehen, als sich mit Großsprechereien abzugeben. Er forschet nach natürlichen Ursachen; denn er weiß, daß er nur diese zu begreifen im Stande ist, und daß nur da, wo von natürlichen Dingen ausgegangen wird, von einer „Wissenschaft" die Rede sein kann.

Das Gebiet der Philosophie reicht nur so weit, als das Wissen reicht. Was kein Gegenstand des Wissens ist, ist auch kein Gegenstand der Philosophie. Die Vermischung des Wissens mit dem Glauben hat weder jenem, noch diesem Nutzen gebracht. Der Glaube sagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," das Wissen dagegen sagt: „Mein Reich ist nur von dieser Welt." So gebet dem Glauben, was des Glaubens ist, und dem Wissen, was des Wissens ist. — Auch da gilt das: „Suum cuique."

Literatur.

Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe. Von Dr. Ernst Köpke. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz.

Kaum vor einem Jahre erschien der Briefwechsel Göthes mit Frau von Stein, welcher so tiefe Einblicke in die Entwickelung dieses Geisterheros gestatte und die wichtigsten Aufschlüsse über jene große Literaturepoche an die Hand gab. Nun gibt Köpke nach einem Manuskripte der Frau von Kalb, das zunächst nur für die Freunde der Verewigten bestimmt war, mit geschickter Hand ein Bild dieser bedeutenden Frau, welche auf Schiller einen ähnlichen Einfluß genommen wie Frau von Stein auf seinen gewaltigen Freund. Der Abdruck eines jeden Zettelchens, das von diesen Dioskuren vorliegt und vielleicht besser zu einem Fidibus gepaßt hätte, erscheint uns gewiß nicht löblich, das Buch aber, dessen Titel wir voranstellten, glauben wir unsern Lesern mit gutem Gewissen anempfehlen zu dürfen. Es zeigt uns eine Persönlichkeit, wie sie zu jeder Zeit selten anzutreffen sind, und dann gibt es uns Aufschlüsse von hohem Belang über Männer, deren Namen stets wie Sterne leuchten werden am deutschen Himmel, wenn auch zwei diametral entgegengesetzte Partheien sie verfinstern oder in den Koth ziehen möchten. Wir wollen uns hier bloß referirend verhalten und mit den Worten des Buches eine kurze Angabe seines Inhaltes geben, was es gewiß, wie wir wünschen, unsern Lesern mehr empfiehlt, als die breiteste Besprechung.

Charlotte v. Kalb stammt aus einer fränkischen Ritterfamilie und wurde 1760 zu Waltershausen geboren. Ihre Jugend verbrachte sie meistens auf dem Lande, ein inniges Familienleben verband sie mit Eltern und Geschwistern. Nach dem Tode derselben wurde sie 1783 zu einer Heirat mit dem Bruder des bekannten Präsidenten von Kalb vermocht, ein Ehebündniß wie so manches andere in jener Zeit und auch jetzt: gegenseitig ohne Wunsch und ohne Neigung. Mit ihrem Gemale reiste sie 1784 nach Mannheim, wo sie Schiller näher kennen lernte. Ueber das Begegnen selbst und über den ersten Aufenthalt äußert sie sich in ihrem Manuskript: »Des andern Tages reisten wir über Darmstadt, und kamen spät nach Manheim. Reinwald und Frau von Wolzogen hatten Einiges an Schiller mitgegeben. Als er es empfangen, kam er selbst. — In der Blüthe des Lebens, bezeichnete er des Wesens reiche Mannichfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Muth; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung bezeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. — Einige Stunden hatte er geweilt — da nahm er den Hut und sprach: »Ich muß eilend in das Schauspielhaus.« — Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe wurde diesen Abend gegeben, und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen »Kalb« auszusprechen. — Bald kehrte er wieder — freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick.«

»Durch Scheu nicht begränzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen. — Wohl die Rede eines Sehers. — Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt. — Vollendet ist, was uns verschwunden; allein jene heitere Gelassenheit des Gemüths — möchte sie immer möglich sein!«

Der Verkehr zwischen beiden hochbegabten Seelen, Charlotten und dem Dichter, drehte sich um die Fragen über die höchsten geistigen Interessen, über Kunst und Wissenschaft. Das innige Verhältniß des Dichters mit Frau von Kalb dauerte bis in den Anfang des Jahres 1785. Da schien es Schillern, als müsse er das Verhältniß zur Manheimer Bühne aufgeben, weil es für ihn so beschränkend zu werden drohte, daß seine innere Existenz gefährdet wurde. Nicht ohne lebhafte Erregung theilte er seinen Entschluß seiner Freundin mit.

Sie fühlte, welcher Verlust ihr bevorstand: »Seitdem ich Sie kenne,« sagte sie ihm, »verlange ich mehr, als ich vormals von den Tagen erbeten; nie habe ich bekannt, wie öde die Vergangenheit.«

Und auch Schiller bekannte den Einfluß der hohen Frau auf sich gern: »Ich war beängstigt es Ihnen auszusprechen, das Feuer meiner Seele hat sich in Ihrem reinen Lichte entzündet, muß ich nicht auch eine Zukunft fürchten, auf welcher Trug und Zweifel lastet? — Ihre Gegenwart gab mir eine Begeisterung und einen Frieden, den ich früher nicht gekannt.« Und weiter fuhr er fort: »Das Saitenspiel unserer Seelen weiß von einer höhern Harmonie.«

Und wie nun Charlotte selbst, in dem Gedanken einer möglichen Trennung von dem Manne, unter dessen belebendem Einfluß die Blüthen ihrer Seele aufgebrochen und gereift waren, vergeblich nach Mitteln suchte, ihn für den Kreis seines Wirkens und für sich zu erhalten, und rathlos ausschaute, da überwälligte sie der Schmerz, und die

Digitized by Google

edle Ruhe, die frei von wechselndem Affekt der schönen Seele Charakterzug war, schwankte einen Moment unter der Last der inneren Noth.

»Sie wissen nicht,« rief sie, »was dieser Ruhe Stütze war — der Bund der Wahrheit — Sie wollen ihn trennen. Das Leben hat Sie mir gesandt. Momente sind uns nur im reinen Sein gegönnt und diese Gabe besserer Stunden, auch sie wäre dahin. O wären Sie von irdischer Sorge frei, nicht so nach Ruhm strebend — des Friedens vertilgenden Feind!«

»Vor Allem weiß ich wohl,« erwiederte der Dichter, »wir leben nur in der Blüthe der Jugend das Leben — sie ist die Verklärung der flammenden Seele! mein Herz fühlt auch, wie Du nie dieses Sehnen trüben, nie solchen Glanz entweihen kannst.«

»Du sagen Sie, — Du sage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseeligen sind Ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel!«

Und als die Zeit der Trennung gekommen war, und Schiller den Aufenthalt in Manheim aufzugeben sich gedrungen fühlte, da sagte sie: »Schmerz ist mir die Trennung, doch Sie kennen die Einsamkeit, die gottgeweihete Stille. Ihnen ist offenbar dieß selige Geheimniß, was so wenige erfassen können. — Hoffnung — Glaube! — Wir fühlen Beide: wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie.«

Wir weinten nicht, so erzählt die Greisin, keine Klage berührte mehr die Lippen — es fehlt dem Müden zum Klagen selbst der Muth, ein stummer Blick durchirrt die Oede, Jeder zagt des Anderen Wort zu vernehmen.

1787 ging sie nach Weimar, um dort bei Hufeland Hülfe zu suchen für ein Augenleiden, welches sie seit einigen Monaten in schwere Sorge versetzte. Sie trat in den Kreis jener hohen Geister ein, welche die Träger der Zeitentwicklung in Deutschland waren. Von der liebenswürdigen Frau v. Schardt, einer gebornen v. Bernsdorf, welche manchen herben Schmerz, manche bittere Erfahrung unter der feinen Grazie der Schalkhaftigkeit verbarg, wurde sie der Frau v. Stein, welche sie schon vor zehn Jahren in Meiningen gesehen hatte, von Neuem bekannt gemacht. Freilich war Frau von Stein nun wohl verändert, aber der Schein des Glückes war über sie ausgegossen, und die ruhige Gleichmäßigkeit lag in ihren Bewegungen, wie auch ihre Rede ohne Betonung eben dahinfloß. Von Göthe wußte sie vieles zu erzählen, damals noch Ungedrucktes kam zur Mittheilung, und Charlotte von Kalb betrauerte in später Zeit nur das vielfältige Vergessen und Verlieren aus der Erinnerung, zu dem sie kam, weil sie nicht, wie so viele Andere, ein Tagebuch führte. Auch in Briefe erhielt sie Einsicht, deren einer von Göthe an Wieland gerichtet ein Geständniß enthielt, dessen Frau von Kalb sich noch im Alter erinnerte. Er sagt von Frau von Stein: »Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären, als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib! — Nun wissen wir von uns, verhüllt, in Geisterduft. — Ich habe keinen Namen für uns: — die Vergangenheit — die Zukunft — das All!« —

Auch Herdern lernte Charlotte kennen. Sie fand ihn, wie sie ihn aus seinen Werken sich gedacht hatte. »Seine persönliche Erscheinung entsprach dem Gewicht und der Anmuth seiner literarischen Wesenheit. Beredtsamkeit war in seiner Macht, durch schwülstige Rede nie entweiht, und seine Predigten gleich dem Psalter, mächtig glühendes Feuer der Andacht.« Sein Gruß war mild und seine Art, mit Menschen zu verkehren, lösete leicht das Geständniß der Gesinnungen. Dankbar erkannte Charlotte es an, wie er den Ausdruck derselben stets gern und duldsam entgegengenommen. Der Blick in seine reiche und tiefe Seele war ihr gegönnt; »sie sah, was sie noch nie erblickt — die Leiden derer, die sich tieferen Forschungen geweiht.« Ja sie erklärt, daß die erhabenste Anschauung und Freude ihr nicht geworden wäre, wenn sie seiner Gegenwart sich nicht erfreut — Ihn nicht vernommen hätte. Rührend ist es, zu sehen, wie es ihr darum zu thun ist, ihre Gesinnungen gegen den würdigen Mann zu vererben. Sie ruft der Nachwelt zu: »Sammelt bei ihm und ihr werdet unendlich mehr finden, als in dem Triebsand der Zeit.« — Der Verkehr zwischen ihr und Herders war denn auch bei so aufrichtiger Verehrung, mit welcher Charlotte dem edlen Manne zugethan war, ein innerer und inniger. Sie war viel sowohl mit Anderen als allein in seinem Hause, und in ihrem bescheidenen Sinne freuete sie sich, daß er sie hat »dulden« wollen. Später hat Frau von Kalb ihn gastlich in Kalbsried aufgenommen, und Zeugniß ihrer herzlichen Beziehungen zu Gottfried Herder mag auch sein, daß sie seinen 1790 gebornen Sohn in Gemeinschaft mit der Herzogin Amalia aus der Taufe gehoben hat.

Am 21. Juli 1787 sah Charlotte Schillern in Weimar wieder. Von dieser Zusammenkunft schreibt Schiller an Körner: »Unser erstes Wiedersehen hatte so viel Gepreßtes, Betäubendes, daß mir's unmöglich fällt, es Euch zu beschreiben. Charlotte ist sich ganz gleich geblieben, bis auf wenige Spuren von Kränklichkeit, die der Paroxysmus der Erwartung und des Wiedersehens für diesen Abend aber verlöschte, und die ich erst heute bemerken kann. Sonderbar war es, daß ich mich schon in der ersten Stunde unseres Beisammenseins nicht anders fühlte, als hätte ich sie erst gestern verlassen; so einheimisch war mir alles an ihr, so schnell knüpfte sich jeder zerrissene Faden unseres Umganges wieder an.« Der Dichter läßt sich später über sie noch folgendermaßen aus: »Charlotte ist eine große sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für mich, die einem größern Geist, als der meinige ist, zu schaffen geben kann. Mit jedem Fortschritt unseres Umgangs entdecke ich neue Erscheinungen in ihr, die mich, wie schöne Parthien in einer weiten Landschaft, überraschen und entzücken. Mehr als jemals bin ich jetzt begierig, wie dieser Geist auf den Eurigen wirken wird.«

Seine freie Zeit brachte Schiller in der Gesellschaft der Frau von Kalb zu; mit ihr ging er spazieren, sie schaffte ihm einen Bedienten, half für seine häusliche Einrichtung mit weiblich zarter Geschäftigkeit Sorge tragen und machte ihn mit Personen und Zuständen, und mit den Formen, sich in beide zu schicken, bekannt. Beide machten aus ihrem Freundschafts-Verhältniß, von welchem schon früher in Weimar Manches gesprochen zu sein schien, kein Geheimniß, und die Gesellschaft hatte auch Rückhaltung genug, dem Austausch ihrer Geister sich nicht störend aufzudrängen. Charlotte gewann eine Seelenheiterkeit, die bis zum Muthwillen ging, und ihre Lebhaftigkeit ergriff auch den Dichter, der sich von neuem unter den Strahlen ihres Geistes warm werden und zu frischem Frühlingsleben erwachen fühlte. Leicht und bequem fand er sich, von ihr ermuntert und ermuthigt, in das ihm fremde Gebiet der höfischen Form die sittliche Natur aber, die ihn trug und hob, gab ihm bald die Zuversicht und das Vertrauen, nicht anders sich zeigen zu dürfen, als er wirklich war, und wo er anzustoßen schien, half Charlotte von Kalb mit sicherem Gefühl für das Schickliche nach, die auch wohl, um ihm die Erwerbung der gesellschaftlichen Formen zu erleichtern, ihn in manche höfische Gesellschaft führte. In stilleren Stunden hörte Charlotte seinen Carlos, der auf sie, zumal in den Scenen, welche nach Schillers eigener Aussage auf sie gleichsam berechnet waren, erstaunlich viel Wirkung machte. Sie war aber leidend; und bei ihrer Kränklichkeit und Schwäche konnten solche Stunden gemeinsamen Genusses sich nur seltener finden, weil es Charlotten öfters an Sammlung des Geistes und an Sinn für die Beschäftigung gebrach.

Ueber die Bedeutung ihres Umganges mit Schillern äußert sich Köpke folgendermaßen:

»Charlotte v. Kalb gehört ebenso der Zeit stürmischer, titanisch ausgreifender Gewalt des Dichters an, wie Charlotte v. Lengefeld der beruhigten Periode, in die Schiller durch die maaßvolle Würde und edel-ruhige Form des Antiken, dessen Studium er namentlich auf Wielands Antrieb begonnen hatte, versetzt war. Charlotte v. Kalb war in jener ersten Entwicklungsphase Schillers der Genius, der die überfluthenden Wogen der Empfindung Schillers zu beschwören und zu sänftigen wußte. Wieland erkennt in seinen ersten Werken, welche dem Don Carlos vorangehen, starke Zeichnung, große und weitläufige Compositionen, ein lebhaftes Colorit lobend an, aber er ver-

Digitized by Google

mißt Correction, Reinheit, Geschmack, ebenso wie Delicatesse und Feinheit. Schiller meint, daß sein Don Carlos ihm beweisen werde, daß er diesen mangelnden Attributen näher gekommen sei. Und an dieser Stelle ganz besonders suche ich den Einfluß und das Verdienst von Charlote v. Kalb auf den Dichter. Schiller preist an ihr selbst die affectlose Ruhe, die Beherrschung der innersten Bewegungen; sie leitet ihn in die Welt und gibt ihm die Kunst, sich mit Maaß zu bewegen, Menschen zu beobachten und sich fremder Art und Weise mehr anzufügen; sie lehrt ihn, die Berechtigung Anderer, anders sein zu dürfen, als er selbst in seinem Sinne zugeben möchte, anzuerkennen und Duldsamkeit zu üben. Ihre schöne Aufgabe dem Dichter gegenüber war also die, sein Feuer zu läutern und zu einer mild wärmenden Flamme zu sänftigen. Durch sie lernte er erst den Adel und der Seele wahre Hoheit kennen, die sich schöner und herrlicher in der Entsagung und in der Bewältigung des um sich greifenden Willens bekundet, als in der gigantischen Kraft, historisch berechtigte Erscheinungen gering zu achten oder gar als hemmende Schranken zu überrennen. Durch die ganze Zeit des innigen Verkehres mit Charlotte geht die Ausarbeitung des Don Carlos hindurch, und wie er allmälig hineinwuchs in das schönere Maaß und in die Harmonie der Empfindungen, und wie er allmalig sich hob zu der plastischen Ruhe des Ausdrucks, so zeigt er nur, wie je länger, je mehr er die Einwirkung Charlottens in sich aufnahm und in sich verarbeitete. Gerade auch darum hat der Don Carlos die wunderbare Ungleichheit in der Behandlung, die durch keine Feile späterer Zeit hat getilgt werden können; darum verräth er in seiner Anlage einen allmalig sich erweiternden Gesichtskreis des Dichters, der unter der Arbeit selbst ein Familiendrama zu einer historischen Tragodie erhebt, und über einen zweiten leidenschaftslosen Helden voll philosophischer Tiefe und Ruhe den ersten leidenschaftlichen vergißt, der nur durch sein edles Feuer und sein unglückliches Loos einiger Beachtung werth erscheint.« — Als sich Schiller mit Charlotte von Lengefeld verbunden, wurde der Verkehr etwas lässiger, wenn er auch nie ganz unterblieb.

Etwas später traf sie auch auf Göthe, der sich den Sommer 1788 vom 18. Juni Abends einige Monate in Weimar aufhielt. In gemeinschaftlichen Partien und auf kleinen Collationen vereinten sich die Bekannten, ohne daß die Gesellschaft den rechten Fluß der Unterhaltung finden konnte. Es war dieselbe nicht so theilnehmend und lebhaft wie früher, und oft lagerte sich auf den Lippen feierliches Schweigen. Göthes Gemessenheit mochte vielleicht die freiere Rede binden. Frau v. Kalb gedenkt noch lebhaft einer Scene bei Frau v. Stein und dankbar der Beziehungen, in welche sie zu Göthe trat. »Göthe stand am Fenster,« so schreibt sie, »hatte eine Glasscheibe in der Hand und einen Bogen, zeigte, wie bei jeder Bewegung des Bogens der Sand auf dem Glase verschiedene Figuren bildete. Das Geringste war ihm bedeutend, was zum Gesetz der Ordnung gehörte, und so interessirte ihn dieß wunderbare Spiel lebhaft, und wie unzerstörbar die geheimnißvolle Ordnung der Natur, konnte wohl auch dieß Experiment beweisen; die Winde zerstreuen den feinen Sand, doch der leise Strich des Bogens zwingt die Körnchen zu bestimmten schönen Formen. Es beschäftigten uns seine Versuche in lebendig angeregter Theilnahme mit ihm. — Diese Sandfiguren haben sich mir oft als Thema zum Nachdenken zurückgerufen — könnte die Menschheit doch auch immer mit harmonischem Klang zur Ordnung zurückgerufen werden! — Göthe's prägnanter Ausdruck bezeichnete zuweilen wie vorausschreitend und voraussagend: es wird sich auch krystallisiren! — O wohl! wenn wir einst nur schöne Strahlen darin zu erkennen vermögen. — Gemeinsam gab man seit diesem Tag Collationen in dem Tempelhause; da fanden wir leichter die sonst erloschene Rede. Seine Abreise nach Italien war wieder bestimmt, und zeigte er, aus Gunst oder auf Bitten, Gemälde und Seltenheiten, die er früher aus dem Südlichen mitgebracht hatte. Wie Weniges von dem Unvergänglichen hat die Menschheit bewahrt! Es fehlte mir nicht an Verehrung, aber an Anweisung und Auge, um die Kunstgegenstände noch würdiger zu erfassen. Durch die bedeutsame Anschauung angeregt, herrschte mehr Sinnigkeit und Scherz und besonders ergötzte der Frau von Schardt launige Anmuth, und so trennte uns die Mitternacht in erfrischter heiterer Stimmung.«

Er schrieb ihr auch von Italien aus, wo damals auch Herder weilte. Dieser kehrte jedoch im Frühlinge 1789 von seiner Reise zurück. Charlotte rettete sich aus den mannigfachen Stürmen, die sie innerlich beunruhigten, in seine ruhige gedankentiefe Nähe und stark genug, ihn und seine Ansichten zu fassen, war sie ein gern gesehener Gast in Herders Hause. Möge hier noch die Charakteristik Platz finden, die Herder von Charlotte v. Kalb entwirft und welche sie selbst wiedergibt: »Sie können noch zu keinem festen Entschluß gelangen, weil die Einbildung Sie verhindert, die Wirklichkeit zu sehen, die ewig nur in schwankenden Bildern vor Ihnen steht. Mit Feuer und Geschick beginnen Sie, aber Ihr Blick schaut nicht die Schranken, noch die Untiefen der Lebensbahn. So lassen sie ein Projekt nach dem andern fallen; doch Wenige haben den Trost beim Verlust, den Sie besitzen, die Elasticität des Gemüths, die nichts ganz vernichten kann; denn die Spenden der Phantasie bleiben unerschöpflich.« Mit Göthe und dem Weimarischen Fürsten- und Musenhofe blieb sie in fortwährender Verbindung, wie dieses die erhaltenen Briefe ausweisen. Dazu gesellte sich später auch Hölderlin, der als Erzieher ihres Sohnes in ihr Haus gekommen war und sich stets über sie mit hoher Achtung äußert. Ueber den Rest ihrer Tage berichtet Köpke Folgendes:

Nur Weniges mag ich noch über die fernere Lebenszeit Charlottens hinzufügen. Ihren Aufenthalt nahm sie an der Seite ihres Gemals nach 1790 bis zum Jahre 1800 abwechselnd in Weimar, Kalbsried und Waltershausen. Im Jahre 1801 besuchte sie Offenbach, Wiesbaden und Homburg; im Jahre 1802 hören wir von einem Aufenthalte in Weimar, denn die Herzogin Amalie schreibt an Knebel am 28. April 1802: »Die Lotte Kalb ist bei uns; sie ist noch nicht bei mir gewesen, sie soll aber noch die nämliche sein;« und das Jahr 1803 sah sie einige Monate in Trabelsdorf. Im Jahre 1804 starb Heinrich v. Kalb, und Charlotte ging nach Berlin, wohin sie besonders die Freundschaft mit Fichte und der geistige Verkehr rief, in den sie auch hier mit großen Genien des Jahrhunderts — ich denke besonders an Wilhelm von Humboldt — treten durfte. Im Jahre 1820 erblindete sie ganz. Ihre Wohnung hatte sie im königl. Schlosse nehmen dürfen, und hier ließ sie an ihrem inneren Gesicht die Vergangenheit vorübergehen, und bewahrte sich die rege Theilnahme für die Ereignisse der Gegenwart. Zu Ruhe und Frieden mit sich und der Welt hatte sie sich durch die Wirren des Lebens hindurchgekämpft, so daß sie 1828 schreiben konnte: »Manchmal habe ich mich dem Gedanken hingegeben, daß derjenige, dem Gott die Liebe zur Eingezogenheit einpflanzte, gleichsam mit einem Sinne mehr als Andere geboren sei;« und schon in einem Briefe aus 1827 sagte sie: »Mein Leben wird immer stiller, aber ich bin so zufrieden. Trübe Gefühle kommen mir nur aus der Vergangenheit; aber so ist das Dasein; schmerzliche Erfahrungen müssen uns reifen und zur geistigen Fähigkeit würdigen; dadurch wird das Licht in der Dunkelheit unserer Tage gezündet, und wir fangen dann erst an zu unterscheiden; in diesem Zustand ist der Gleichmuth vor Allem nothwendig, und ohne diese Stimmung übersehen wir Vieles, und werden von andern bedrängt.« Diesen Gleichmuth hatte sie sich im hohen Grade angeeignet und empfahl ihn gern, so auch in einem Briefe aus demselben Jahre: »Nur die Ehrfurcht für das, was wir in uns und Andern Geist nennen, ist das Gute und Erhabene im Leben; daher sind die Affecte als Schranken des Guten und des Lichtes so quälend.«

So reifte sie in heiliger und ernster Stille dem Tode entgegen. Im Jahr 1832 schrieb sie: »Wenn ich Orte nennen hörte, in denen ich gewohnt, freue ich mich immer, daß ich davon weg bin, und jetzo eine kleine Zelle unter dem Himmel habe; wenn wir einst nicht mehr in dem Irdischen sind, werden wir uns auch so freuen, es verlassen zu haben, und dieß Bewußtsein wird ganz Seligkeit sein.«

Und diese Seligkeit ist ihr geworden. Am 12. Mai 1843 starb Charlotte von Kalb.

Digitized by Google

Rückkehr zu Gott und der Natur, oder: Die Heilquelle für den Menschen unserer Zeit. — Ein Buch über das große Räthsel des Lebens und über die wichtigsten, heiligsten Fragen der Menschheit von Ostraka. Graz 1852. Verlag von Dirnböck und Mühlfeith.

Wir glauben, daß der religiöse Indifferentismus sich ausgelebt habe und als Standpunkt überwunden sei, obwohl er in halbgebildeten Menschen und auch in nicht durchgebildeten Literaten noch bedeutend nachschwingt und nachklingt; weil er aber gerade in genannten Individuen noch spuckt, so finden wir darin einen Beweis für obige Ansicht. Der indifferente Künstler wird vernachläßiget, denn man dringt auf religiöse und historische Kunst, der indifferente Dichter hört auf zu schaffen und leistet nichts mehr; der gemeine Mann, der indifferent ist, wird widerlich, der indifferente Staatsmann kommt nicht vom Fleck; der Mensch im Allgemeinen wird durch den Indifferentismus uninteressant, wir möchten fast die seltsame Behauptung wagen: das Abthun des prinzipiellen Indifferentismus habe der Sturm von 1848 veranlaßt. Allenthalben beginnt ein mächtiges Streben und Ringen, die wichtigsten und heiligsten Wahrheiten der Menschheit abzustauben und hervorzuheben. Dahin rechnen wir auch Ostraka's Buch: »Rückkehr zu Gott und zur Natur.« Was thut unserer überglatten und doch eckigen Zeit mehr noth, als dieses? Der Verfasser spricht mit großer Entschiedenheit für Gott, echte Religiosität, Berufswahl und Unsterblichkeit gegen Zweifler, Scheinchristen, unruhige Sturm- und Dranggenie's und trostlose Diesseitsverender. Die Wahrheiten sind in Erzählungen vorgetragen und daher für Jedermann verständlich und genießbar. Grundsätze, fest, wie gehauene Stein, eine Entschiedenheit, wie ein Charakter derselben fähig ist, eine kräftige natürliche Sprache zeichnen Ostraka's Buch aus, und der Verfasser kann das nächstemal schon frischweg seinen wahren Namen einem künftigen Buche voransetzen. — Wenn wir etwas wünschen dürfen, so wäre es dieß, daß die einzelnen Erzählungen auch mehr sichtbar zu einem Ganzen verschlungen worden und ihre Wirkungen deutlicher an Nelkenbecher gezeigt worden wären. Ueberhaupt mehr Einigung des Einzelnen und mehr Abrundung der Form hätte der Kunst näher geführt. Die Erzählung über das Jenseits bleibt immerhin etwas gewagt hingegen ist die Berufswahl überraschend, wie die »Mutter Unmäßigkeit ihre Familie versorgte« ist sehr zeitgemäß und humoristisch. Das Buch hat so hervorragende Eigenschaften, daß es Jedermann empfohlen zu werden verdient. Auch macht die Ausstattung der Verlagshandlung Ehre.

Tiroler-Biene.

* Friedrich Hebbel spricht sich neuerdings über den letzten Römerkönig von Adolf Pichler folgendermaßen aus: »Dieses Drama ist so vortrefflich angelegt und mit solcher Kraft und Wahrheit durchgeführt, daß es sein Schicksal in sich selbst trägt und sich früher oder später auf der Bühne wie in der Literatur Bahn brechen muß.«

* Im Programme des k. k. Staatsgymnasiums von Lemberg für 1852 ist eine Abhandlung von **J. Zukowski**, betitelt: Die Urgeschichte der Slaven im Allgemeinen und der Ruthenen (Russinen) im Besonderen. Darin werden die Namen **Brouni, Tridentum, Bauzanum, Vipitenum, Rhaetii** als slavisch in Anspruch genommen, und zwar als herstammend von **Brewno**, Balken; **tri**, drei oder »reibe du« und **denty**, der Geblasene; **bolsij**, der Größere oder **polzati**, ruthenisch **powzati**, kriechen; **wypiti**, austrinken; **rotj**, der Kampf, **rotiti**, kämpfen. (! !)

* Professor Fallmerayer veröffentlichte jüngst in den Abhandlungen der baierischen Akademie der Wissenschaften eine Denkschrift über Golgatha und das heilige Grab, worin er sich zu Gunsten der heiligen Grablegende für die Aechtheit der von Gelehrten vielfach angezweifelten heiligen Stätten ausspricht.

* Im Verlag von A. Witting erscheint: Unterricht in der deutschen Sprache nach Becker und Wurst für Lehramtskandidaten und Schüler höherer Bildungsanstalten von Josef Vonklausner. Der Verfasser dieses Buches erfreut sich als öffentlicher Lehrer eines sehr ehrenvollen Rufes in unserer Stadt; wir dürfen daher eine gediegene Arbeit erwarten. Wenn das Werk vollständig erschienen ist, kommen wir ausführlicher darauf zurück.

* Der Tiroler-Künstler Layer, welcher gegenwärtig in Florenz lebt, hat dem Ferdinandeum drei Oelskizzen eingesendet.

* In einem Aufsatze über Meran und Passeier, welchen Nro. 302 der Wienerzeitung aus der Feder eines gewissen Julius Brandstein brachte, heißt es unter Andern von der Kellerlahn: »Hier verrieth ihn (And. Hofer) sein Vertrauter Donay von Schlanders an den Franzosenführer Baraguay d'Hilliers.« Es ist uns zwar ziemlich gleichgiltig, was irgend ein oberflächlicher Tourist über Tirol in die Welt hinaus schreibselt, in diesem speziellen Falle glauben wir aber bemerken zu müssen, daß Donay's Unschuld schon längst durch Beda Webers Werk über Passeier unwiderleglich dargethan ist.

Billigste und schönste illustrirte Zeitschrift Europas!

Verbunden mit

Kunstbeilagen und Prämien!!!

„Die Biene,“

Wochenblatt für Kunst, Industrie und geselliges Leben; zur Unterhaltung und Belehrung für Jedermann.

3. Jahrgang. Herausgegeben und redigirt von J. N. Enders.

Die „Biene“ ist kurz gesagt: Universalblatt! Sie wird mit Ausnahme der Politik, der politischen Tagesgeschichte, der religiösen und socialen Fragen, alle Wissenschaften und Kenntnisse des menschlichen Geistes umfassen; sie wird höchst anziehende und pikante Novellen, Erzählungen, Sagen, Humoresken, Biografien, Lebensbilder, Genre-Bilder, Scherzhaftes, Erheiterndes, Buntes, Allerlei, Miscellen u. s. w. liefern, und unter der Rubrik: „Mittheilungen aus der Heimath und Fremde“ die Essenz alles Neuen und Interessanten aus Nah' und Ferne in kurzen Notizen und Original-Berichten bringen, und dadurch für jeden Stand Stoff zur Conversation bieten. Mit besonderer Vorliebe werden wir auch: Landwirthschaftliches, Industrielles, Polytechnisches, Handel und Wandel, Gartenkunde, Gewerbliches u. s. w. ins Bereich ziehen, und alle erlaubten Wünsche und Bedürfnisse berücksichtigen, um unsere Wochenschrift zu einem echten

Volksblatte

zu gestalten. Um den Werth unserer Wochenschrift zu erhöhen, haben wir ferner beschlossen, derselben für das Jahr 1853

26 prachtvolle Kunstbeilagen

beizufügen, wovon alle 14 Tage Eine dem Blatte beigegeben wird. Sollte die Theilnahme unseren Wünschen entsprechen, so wollen wir dann und wann auch noch sonstige Illustrationen beifügen.

Um unserer „Biene“ größere Verbreitung zu verschaffen, sichern wir allen jenen P. T. verehrten Herrn Abonnenten, welche ganzjährig, d. i. vom 1. Jänner bis Ende Dezember 1853 auf unsere Wochenschrift pränumeriren, und im November und Dezember 1852 oder Jänner 1853 ins Abonnement treten — einen schönen,

werthvollen Wandkalender für 1853 als Prämie

zu, welchen wir schon gegen Ende Dezember 1852 franco zu versenden anfangen werden.

Die Biene sammt Beilagen erscheint regelmäßig alle Sonnabend und kostet

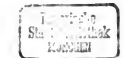
Mit Postzusendung

Ganzjährig 3 fl., halbjährig 1 fl. 40 kr. CM. — Einvierteljährige Pränumeration wird keine angenommen. — Gelder, Inserate u. sonstige Zuschriften sind franco zu senden. an:

Die Expedition der Wochenschrift
„Die Biene“
in Neutitschein (Mähren).

Der „Phönix“ erscheint einmal in der Woche, jeden Samstag. Preis vierteljährlich: für Innsbruck 50 kr., mit Postversendung 1 fl. 10 kr. C. M. Die Pränumerationsbeträge sind **franco** an die Wagner'sche Buchhandlung einzusenden. Inserate und Ankündigungen werden zu 3 kr. C. M. per Zeile für einmalige und zu 5 kr. C. M. für dreimalige Einrückung berechnet.

Verantwortlicher Redakteur: **Ignaz V. Zingerle.** Druck und Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.



Digitized by Google



Buchbinderei
H. Paeiele
8051 M...
Tel.: 08165/80121
Digitized by Google